Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hunderteinundfünfzigster Band

39. Jahrgang : 1914 : Oktober – Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig – E. F. Steinacker. | München – Berthold Sutter. | Berlin W. 10 | Budapest – Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. | Kopenhagen – Ersle & Hasselbalch.

Stockholm – C. E. Fritze, Librairie Royale. | Christiania – Jacob Dybwad Buchhdlg. | Konstantinopel – Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 151. Bandes: Oktober / November / Dezember 1914

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 151. Heft 481. Oktober 1914

Professor Dr. Ludwig Stein: Was lehrt uns der Krieg?

Kulturpolitik war der Leitgedanke, den „Nord und Süd" unter meiner Leitung unentwegt und unverdrossen verfolgt hat. In einer Reihe von Sondernummern haben wir unseren Lesern die Kulturtypen auch der kleineren Staaten, wie der Schweiz und der Niederlande, vorgeführt. Unser Absehen war stets darauf gerichtet, eine Verständigung unter den Kulturvölkern dadurch herbeizuführen, daß man sich gegenseitig besser kennen lernte. Zu diesem Behufe ließen wir an dieser Stelle die hervorragendsten Vertreter aller Länder, insbesondere auch die Wortführer der zur Neutralität neigenden kleineren Staaten zu Worte kommen, damit wir aus berufenem Munde erfahren, wie sich der betreffende Kulturtypus in den Köpfen seiner erlesensten Vertreter malt.

Unsere fortgesetzte Verständigungsarbeit ist angesichts der rauhen Wirklichkeit in die Brüche gegangen. Heute gilt es nicht so sehr zu l e h r e n, als vielmehr zu l e r n e n. Die Soziologie des Krieges hat umzulernen. Die Sprache des Friedens vertont man in Moll, die des Krieges in Dur. Jetzt reden nicht Zungen, sondern Kanonen. Der logisch bündigste Beweis ist heute unwirksam gegenüber der schlüssigen Beweiskraft der Kruppschen Geschosse. Unter den Waffen schweigen nicht bloß die Musen, sondern unter dem Geklirr und Getöse der großen T a t e n verstummen die großen W o r t e. Unsere Ästheten sind lahmgelegt, und das ist gut so. Die erste Lehre des Krieges heißt: werde wieder männlich! Nicht Gefühlsregungen, auch nicht Verstandesklügeleien sollen dein Tun bestimmen, sondern der disziplinierte Wille. Der Krieg ist lebendig gewordener, in Fleisch und Blut übergegangener Voluntarismus.

Es war aber auch die höchste Zeit, daß wir uns ermannten, zumal die ästhetisierende Überverfeinerung unserer Nerven nahe daran war, uns zu e n t mannen. Der feministische Einschlag in unser Kultursystem wirkte geradezu entnervend und verheerend. Wir haben uns aufgerafft. Ein plötzlicher Ruck ging durch das ganze Volk, und wir sind von dem Alpdruck einer bevorstehenden Entartung befreit. Der Bann ist gebrochen. Wie eine Erlösung aus dumpfem Haschisch-Taumel klang das kristallklare Wort der beiden Kaiser, das uns der Lethargie entriß und zu männlichen Taten entflammte.

Dieser Krieg ist ein glückliches Schulbeispiel der Massenpsychologie. Hegel würde sagen: die Quantität schlägt in Qualität um. Aus 120 Millionen Menschen, die bisher in Rassen, Nationalstaaten, Sprachen, Konfessionen, Parteien, Stände und Klassen gespalten, ja zerklüftet waren, ist über Nacht, weil es sich um Sein oder Nichtsein handelte, ein Wille geworden. Vergessen ist alles Trennende. Verklungen alles Zwiespältige. Ein Gottesfriede ist über uns gekommen. Die beiden großen Armeen der Zentralmächte, die auf ein deutsches Kommando gehorchen, während es bei den Armeen des Dreiverbandes wie beim Turmbau zu Babel zugeht, werden von einem beherrschenden Willen gelenkt und getragen, und das ist der Wille zum Sieg!

Der Krieg hat uns vor allem gelehrt, so führt der österreichische Reichstagsabgeordnete Franz Jesser im Septemberheft der Zeitschrift „Deutsch-Österreich" aus, daß Volkskraft sich nicht allein aus der Volkszahl, den wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen und den gesellschaftlichen Zuständen zusammensetzt, sondern daß sich auch ein Ursprüngliches, ein nicht zerlegbares Element — der Geist — dazu gesellen müsse.

Der Idealismus als Motiv zu politischen Handlungen ist wieder zu Ehren gekommen. — Was ist es, was den ungeheueren Mechanismus der deutsch-österreichischen Riesenheere so tadellos arbeiten läßt? Ist es wirklich nur diese fein ausgeklügelte Maschine selbst, oder ist es nicht vielmehr die Idee, der sie dienen soll? Ist sie nicht vielleicht überhaupt nur dann in Gang zu bringen, wenn der Geist des Volkes als Triebkraft dient? Würde sie nicht sofort stille stehen oder doch nur unzuverlässig arbeiten, wenn der Wille des Volkes zur Tat, begründet auf der Überzeugung von der Gerechtigkeit und Notwendigkeit der Sache, nicht vorhanden wäre?

Und da wir den Geist haben — das, was unser innerstes Wesen ausmacht, — haben wir auch sofort die richtige passende Form gefunden, ihn zum sichtbaren Ausdruck zu bringen. Das aber ist echte, wahre Kultur! Was wir an bunten, erborgten Lappen an Äußerlichkeiten und kulturellem Firlefanz von fremden Völkern übernommen, ist uns gleichgültig geworden.

Weil wir erst jetzt wieder einmal erkennen, daß es doch etwas wie ein unzerstörbares deutsches Wesen, eine besondere deutsche Art gibt, dünkt uns die Ausländerei unpassend, wesensfremd.

Diese Selbstbesinnung bleibt überaus wertvoll, auch dann, wenn der Kampf gegen die Ausländerei gelegentlich absonderliche Formen annimmt und Beschlüsse hervorruft, die sich in künftigen friedlichen Zeiten als undurchführbar herausstellen werden.

Diese Selbstbesinnung hat auch den Klassenhaß und den kastenmäßigen Abschluß sehr gemildert. In den Armeen ist er selbstverständlich gänzlich ausgeschaltet — daß aber auch im bürgerlichen Alltagsleben die Klasse oder Kaste nicht mehr der enge Kreis ist, in den der Einzelne und die Gesellschaftsgruppe sich rest-

los einfügt, ist eine erfreuliche Begleiterscheinung des Krieges. Jetzt erst begreifen viele Leute, nicht zuletzt die Frauen, daß Staaten und Völker nicht nur abstrakte politische Begriffe und locker gefügte Sprachgemeinschaften sind, sondern Wesen mit selbständigem Leben und besonderer Zielsetzung. Jetzt erst finden viele Leute die Antwort auf die Frage, ob denn dieses vielgeschmähte und viel bespöttelte Österreich-Ungarn nicht doch am Ende eine geschichtliche und geographische Notwendigkeit sei, ob es doch nicht eine österreichische Kulturmission gebe und ob nicht der politische Gedanke des Deutsch-Österreichertums aus deutsch-nationaler Notwendigkeit hervorgegangen sei.

Der Gesundungsprozeß hat begonnen, weil alle Nationen zur Erkenntnis gekommen sind, daß sie ihre Existenz und ihre Entwicklungsfreiheit niemals als vereinzelte selbständige kleine Staatsgebilde wahren können, sondern nur im Rahmen dieses wahrhaft mitteleuropäischen Großstaates. Der Panslawismus hat sich für die westeuropäischen Slawen als ein Wahngebilde erwiesen; wer es verwirklichen wollte, müßte durch ein Blutmeer waten. Wohl wird an seine Stelle der Austroslawismus treten — er aber ist nur durchführbar, wenn er auf jeden Versuch einer Vorherrschaft über die nichtdeutschen Völker, auf jede Expansion über das Siedlungsgebiet der einzelnen Völker hinaus verzichtet und die Einheitlichkeit dieses Staates sowohl sprachenrechtlich als auch verwaltungstechnisch zum Ausdrucke gelangen läßt. Dieser Krieg wird nicht nur im Interesse der Machtstellung des Deutschen Reiches und unserer Monarchie geführt, sondern auch zur Rettung der kleineren slawischen Volksstämme vor dem jede nationale Individualität erdrückenden Russentume. Wir halten es daher nicht für zutreffend, wenn dieser Krieg als eine endgültige Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Slawentum bezeichnet wird. Weder die finnische, noch die polnische und ruthenische Frage, die durch diesen Krieg wahrscheinlich gelöst werden, ist eine germanische Frage und keine Form der Lösung verwirklicht den Traum einer Weltherrschaft des deutschen Volkes.

Der Kampf gegen das Russentum wird im Vereine mit slawischen Völkern ausgefochten — *der Siegespreis ist die endgültige Herrschaft mitteleuropäischer Kultur, am reinsten dargestellt durch die deutsche Gesittung.* Sie hat heute die Kraftprobe zu bestehen — sie hat zu beweisen, daß sie der russischen halbasiatischen Mischkultur ebenso überlegen ist als der westeuropäischen Überkultur. Sie wird hoffentlich das gewohnheitsmäßig verehrte französisch-englische Idol von seinem Altare hinabstoßen und an die Stelle einer verblühten und abgelebten Göttin des Genusses einen kraftvollen Gott der Tat als Sinnbild eines Kulturideals setzen. In diesem Sinne mag das Wort von dem Siege des Germanentums gelten, in diesem Sinne kann wahr werden, daß die Welt noch einmal an deutschem Wesen genesen wird. Dieser Krieg bringt dem deutschen Volke, welchen Staat immer es sein Vaterland nennt, eine kostbare Gabe — ein einheitliches Nationalbewußtsein, das auf gemeinsamen

großen weltgeschichtlichen Ereignissen aufbaut. Bisher beruhte es fast nur auf gemeinsamen kulturellen Leistungen und war daher vorwiegend auf die Volksschichten mit höherer Schulbildung beschränkt. Nicht mit Unrecht hat man uns eine „literarische“ Nation genannt. Was „Deutschtum“ bedeutet, wird nach diesen Kriegen auch der geringste unserer Volksgenossen wissen, nicht mehr nur ahnen oder nachsprechen. Der Ausgang des Krieges ist dabei von geringerer Bedeutung — entscheidend ist die Tatsache, daß das Deutschtum Mitteleuropas ein gemeinsames, gewaltiges weltgeschichtliches Erlebnis hatte, daß es auf Gedeih' und Verderb zusammengeschweißt, einer Welt von Feinden die Stirne bot.

Dieses neue Nationalbewußtsein wird unsere politische Kraft stärken; denn der Krieg hat aller Welt, vor allem aber uns selbst geoffenbart, daß es unter den Deutschen Mitteleuropas keine Zaghaften, keine Feigen, vor allem aber keine Verräter gibt, wenn Lebensinteressen der Nation bedroht sind. Es gibt in der Stunde der Not keine vaterlandslosen Gesellen, es gibt keine Revolutionäre, die den Weltbrand benützen, um ihr elendes Parteisüppchen daran zu kochen. „Die doktrinäre Befangenheit und der gänzliche Mangel an politischem Instinkt“ der reichsdeutschen sozialdemokratischen Parteileitung gegenüber dem drohenden Kriege hat jede Bedeutung verloren gegenüber der Einmütigkeit der Überzeugung der Arbeiterschaft von dem Werte dessen, „was sie als Mitglieder eines großen Kulturvolkes und einer staatlichen Gemeinschaft zu verlieren und zu verteidigen hat“. Vor der Gewalt der Tatsachen halten aber Theorien nicht stand, die übrigens mehr von der Klugheit ausgetüftelt wurden als aus innerer Überzeugung erwachsen sind.

Die Rechnung unserer Feinde mit den politischen Parteifeindseligkeiten im deutschen Volke war falsch. Wir aber sehen uns in unserer oft geäußerten Ansicht bestärkt, daß es einen Weg gibt, den bürgerliche und proletarische Parteien als deutsche Parteien gemeinsam gehen können, nicht zuletzt auch in Österreich.

Wohl werden Parteiunterschiede stets bestehen und Parteikämpfe uns nie erspart bleiben. Der Krieg aber hat uns alle eindringlich gelehrt, daß über der Partei und den Parteiinteressen das Volk und der Staat stehen. Wer die Überzeugung des politischen Gegners als eine lautere achtet, trägt zur Stärkung der politischen Macht der Gesamtheit bei.

Die politische Erziehung durch den Krieg erstreckt sich aber vor allem auf die Weckung des allgemeinen Verständnisses für internationale Fragen. Um unser Schicksal wird nicht nur auf den Schlachtfeldern Serbiens und Rußlands gewürfelt, sondern auch auf denen Belgiens, in den Meeresteilen Nord- und Südeuropas, an den Küsten Chinas und vielleicht im Kaukasus und in den Dardanellen. Und niemand kann Gewähr bieten, daß nicht in den Gewässern des Stillen Ozeans in absehbarer Zeit um die Meeresbeherrschung durch die weiße

oder gelbe Rasse gekämpft wird. Gar viele Friedensfreunde haben in der innigen Verbindung der Menschheit durch die Weltwirtschaft und den Weltverkehr eine Friedensbürgschaft gesehen — und gerade diese Innigkeit der Verbindung, diese Verknüpfung aller mit allen gestattet fast keinem Staate der Erde mit verschränkten Armen und teilnahmslos dem furchtbaren Ringen zuzusehen — jeder muß damit rechnen in den Strudel hineingerissen zu werden, um seine Interessen zu wahren. Was aber sind Interessen? Sind sie nur wirtschaftlicher oder nationaler Natur? Beschränken sie sich auf die Erhaltung des politischen Besitzstandes? Nein! Schwerwiegender sind jene Interessen, welche für die zukünftige Entwicklung eines Staates von Bedeutung sind. Die Entwicklungsmöglichkeiten dürfen nicht beeinträchtigt werden!

Ihnen opfert er jede Rücksicht auf bestehende Verträge, auf historische Freundschaft, auf Verpflichtungen des Dankes für erhaltene Wohltaten und kulturelle Güter. Die Wahrung der Interessen geht allen anderen Erwägungen voran — denn jede Vernachlässigung dieser Interessen kann schon in kurzer Zeit unheilvolle, die Existenz des Staates, seine ganze Zukunft bedrohende Folgen nach sich ziehen. Wer im modernen Wettbewerbe der Staaten und Völker bestehen will, der muß in jedem Augenblicke gerüstet sein, das Schwert zu ziehen. Das wirtschaftliche und soziale Leben der Kulturvölker ist nie so abhängig gewesen von der politischen Stellung ihres Staates als heute. Diese Erkenntnis erfüllt auch die modernen Massenheere — sie wissen, was es gilt, sie wissen, daß sie zwar nicht im altertümlichen Sinne des Wortes um Haus und Hof, aber um ihre wirtschaftliche Existenz, um die mühsam errungene Höhe der Lebensführung kämpfen. Gerade weil die Völker kämpfen, nicht aber Berufssoldaten, sind die modernen Kriege erbitterter, rücksichtsloser, ist die Ritterlichkeit seltener geworden. Weil es nicht mehr nur um Länderabtretungen geht, sondern um Sein oder Nichtsein, hat das Völkerrecht seine Heiligkeit verloren. Wer die Hand des Feindes an der Gurgel spürt, der sticht zu, ohne die Regeln des Kampfes zu beachten.

Wir haben damit nur jene völkerrechtlichen Abmachungen im Auge, die sich auf das Verhältnis der Staaten untereinander beziehen, nicht aber jene, die, wie die Genfer Konvention, der Wahrung der Menschlichkeit und der Menschenwürde gelten. Leider sind auch sie von unseren Gegnern, nicht etwa nur in einzelnen Fällen, sondern systematisch verletzt worden.

Zu den erfreulichsten Ergebnissen der Erziehung durch den Krieg ist die Entthronung der Phrase zu zählen. Wer sein Leben im Dienste des Vaterlandes einsetzen muß, dem ziemt es nicht, diese selbstverständliche Pflicht, die Millionen gleich ihm zu erfüllen haben, als besonderen persönlichen Heldenmut urbi et orbi zu verkünden. Selbstlob und Renommisterei liegt unseren Wehrmännern ferne. Ja gerade in den breiten Massen des Volkes ist nicht selten mehr echtes Heldentum, stille, aber ernste Pflichterfüllung zu finden als in jenen Schichten, die das verführerische Rauschen des öffentlichen Beifalls kennen. Niemals noch ist Ruhm-

redigkeit so selten gewesen als in diesem Kriege — und seltsam! — niemals auch solch felsenfestes Vertrauen in den Sieg unserer guten Sache, solch eiserne Entschlossenheit, alles an den Erfolg zu wagen. Einfach und schlicht wie alles Große kommt die Begeisterung und die Opferwilligkeit des deutschen Volkes zum Ausdruck. „Unbedingte Pflichterfüllung" versprach der Gouverneur von Kiautschou seinem Kaiser. Selten ist der deutsche Geist der Unterordnung der persönlichen Interessen unter die der Allgemeinheit, die unbedingte, durch kein „wenn" und „aber", durch kein „dürfte" und „könnte" verzögerte Durchführung einer übertragenen Aufgabe, besser charakterisiert worden als durch dieses Wort. Wo jedermann seine Pflicht „unbedingt" erfüllt, dort arbeitet die Maschine der modernen Organisationen hemmungslos, dort herrscht Vertrauen und Zuversicht; die moralischen Eigenschaften sind gerade im modernen Kriege von größerer Bedeutung als je. Sie sind reichlicher vorhanden auf unserer Seite — und berechtigter ist darum auch die Hoffnung, daß unseren Waffen auch der Sieg beschieden sein wird.

Diesen tapferen Worten Jessers, die vorzugsweise österreichische Verhältnisse vor Augen haben, aber auch für das deutsche Reich uneingeschränkte Geltung haben, können wir uns rückhaltlos anschließen. Habe ich im Septemberheft von „Nord und Süd", in welchem ich den Wert der Autorität im Kriegsfalle behandelte, als ersten soziologischen Imperativ jeder Philosophie des Krieges die Forderung aufgestellt: lerne gehorchen, so ergibt sich aus den vorangegangenen Erwägungen der zweite Imperativ: lernet einig sein.

Das Große und Gewaltige in der Soziologie des Krieges steckt in der Ausschaltung des Ich. Der Egozentrismus, der uns seit Stirner anzufressen schien, hat den Kern des Volkes mit seiner moralischen Fäulnis nicht angesteckt. Viribus unitis heißt die Losung des Tages. Alle für einen, einer für alle, so lautet eindringlicher denn je das Gebot der nationalen Selbsterhaltung. Es ist ein ewiger Irrtum, so sagt schon Comte, daß irgendein Mensch ein Einzelner sei. In jedem unserer Blutstropfen pulst die abgekürzte Stammesgeschichte unserer Vorfahrenreihe. Da wir diesen Krieg nicht frevlentlich gesucht, sondern nur im Interesse unserer nationalen Selbsterhaltung und kulturlichen Arterhaltung als aufgenötigten Kampf um Sein oder Nichtsein aufgenommen haben, so werden und müssen wir unseren letzten Blutstropfen hingeben, bis unsere gerechte Sache endgültig triumphiert. Siegen oder untergehen, tönt es uns in 120 millionenstimmigen Echo entgegen. Gut und Blut müssen darangegeben werden, damit die deutsche Kultur unversehrt erhalten bleibe. Und so lautet denn der dritte Imperativ einer Soziologie des Krieges: lerne Opfer bringen!

Der Dreiverband hat heterogene Interessen, Sprachen, Nationalitäten, Konfessionen und Kulturen. Wir Mitteleuropäer hingegen repräsentieren einen einheitlichen Kulturtypus. Bei uns ertönt ein einheitliches deutsches Kommando von Memel bis Belgrad, von Oderberg bis Ostende. Wenn die Dreiver-

bändler erst Schulter an Schulter kämpfen, dann rächt sich ihre sprachliche und kulturliche Besonderheit. Der Engländer versteht die Sprache der Franzosen, der Russe die der Japaner nicht. Und so dürfte sich bei den Dreiverbändlern wiederholen, was einst den Turmbau zu Babel verunmöglichte: „Und der Herr verwirrte ihre Sprachen!" Jetzt sehen es die Nationalitäten in der Donaumonarchie ein, welchen Wert die einheitliche deutsche Kommandosprache für beide Armeen besitzt. Wenn wir vermittelst unserer Einheit siegen, dann hat uns die einheitliche deutsche Kommandosprache gerettet. Und daher gilt für die verbündeten mitteleuropäischen Staaten ein vierter Imperativ: lernet Deutsch!

Alle künstlichen Weltsprachen vom Volapük und Esperanto angefangen bis hinauf zum Ido haben sich als ebenso unwirksam erwiesen wie alle erklügelten Gebilde. Die einzige Sprache, welche alle Völker der Erde von den Deutschen mit furchteinflößendem Respekt gelernt haben, ist die Sprache der Kruppschen Kanonen, insbesondere der 42-Zentimeter-Geschütze. Dieses Alphabet ist jetzt aller Welt geläufig. In diesem Weltkriege entscheidet nicht die Zahl, sondern die Intelligenz. Wenn jemals das Baconsche Wort „Wissen ist Macht" wahr geworden ist, so sicherlich heute. Wenn wir siegen, so haben wir diesen Sieg neben unseren tapferen Armeen und ihren heldenmütigen Führern, obenan dem Kaiser, in letzter Instanz deutscher Wissenschaft, namentlich der deutschen Technik zu danken. Krupp und Zeppelin haben uns die Wege geebnet. Sie haben die schnellen Erfolge ermöglicht. Hätten wir aber nicht mit blitzartiger Geschwindigkeit Lüttich, Brüssel, Namur, Maubeuge usw. genommen, dann wären alle Neutralen abspenstig geworden und hätten sich in ihrer Mehrheit auf die Seite der Dreiverbändler geschlagen. Das erst wäre die wirkliche Katastrophe geworden. Zum Glück verlief die Mobilmachung wie am Schnürchen. Dank unserer Disziplin vollzog sich das Wunderwerk des Aufmarsches unseres Millionenheeres mit der automatischen Sicherheit eines glücklich gelösten Rechenexempels. Was unser Generalstab vollbracht hat, war nichts anderes als angewandte Wissenschaft, in Truppen gegossene lebende Mathemtik.

Das Geheimnis unserer Disziplin ist jenes gewaltige Organisationstalent, das uns in einem Menschenalter befähigte, dem Alleinherrscher des Welthandels bis auf Sprungweite nahezukommen. Die Russen kennen nur dumpfen Gehorsam, die Franzosen feurigen „Elan", die Engländer bravourösen Sport; wir allein sind das Volk der strengen Pflicht, die sich nicht als mechanische Zucht, sondern als bewußter Wille äußert. Das alles aber, was im Volke steckte, haben unsere Denkerheroen Kant und Fichte durch präzise Formulierung zu lebendigem Bewußtsein gebracht.

Wenn wir aus diesem Weltkriege als Sieger gegen eine Welt von Feinden hervorgehen sollten, dann gebührt im goldenen Lorbeerkranz des Weltruhmes der deutschen Wissenschaft ein bevorzugtes Blatt. Denn bei uns zuerst hat sich die Kriegstechnik zu einer Kriegswissenschaft veredelt. Unsere

Laboratorien haben einem Zeppelin oder Krupp vorgebaut und vorgearbeitet. Ohne Kiegsakademie und technische Hochschulen wäre weder unser einzig dastehendes Geschütze, noch unsere überlegene Flugzeugtechnik denkbar. Die Franzosen haben mit ihren Flugzeugen gespielt, während wir die Flugzeugtechnik wissenschaftlich bearbeitet haben. Daher unsere Überlegenheit.

Als Ernst Renan seinen damals noch ununterrichteten Freund Hippoyte Taine zum ersten Male in Beethovens „Neunte Symphonie" mitnahm, brach Taine, der Logiker, in die enthusiastischen Worte aus: Wundervoll, fast wie ein Syllogismus. Als ich den mit mathematischer Präzision erfolgten Aufmarsch der deutschen Truppen sah, hätte ich umgekehrt ausrufen mögen: Wundervoll, fast wie Beethovens „Neunte Symphonie"! Denn ich vermochte in diesem ergreifend wirksamen Apparat nichts anderes zu sehen, als angewandte Wissenschaft. Und so lautet denn der fünfte Imperativ einer Soziologie des Krieges: lerne!

Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer: Kriegsbetrachtungen*).

Die Möglichkeit des jetzt ausgebrochenen europäischen Krieges hat schon seit Jahren wie ein Alp die Gemüter belastet. Der jetzige äußere Anlaß, der feige, von offizieller serbischer Seite protegierte Meuchelmord an dem österreichischen Thronfolger und seiner Gemahlin, tritt völlig zurück hinter den tieferen völkerpsychologischen Gegensätzen, welche, wenigstens soweit Rußland und Frankreich in Betracht kommen, früher oder später unter allen Umständen hätten zum Austrag kommen müssen.

Für Rußland handelt es sich um den Versuch, dem Panslawismus zum Siege und zur Herrschaft zu verhelfen, Deutschland und Österreich der russischen Knute und den Balkan der russischen Oberherrschaft zu unterwerfen; für das republikanische, an der Seite des absolutistischen Rußland fechtende Frankreich um die Rache für 1870 und um die Eroberung der damals von Deutschland wieder zurückgewonnenen Reichslande.

Und für England? Die Frage ist schwer zu beantworten. Englands Stelle war, sobald die wichtigste Frage, die der Zukunft der europäischen Kultur, auch nur irgend zur Erwägung kam, auf der Seite Deutschlands, es war zum allermindesten zur Neutralität verpflichtet, die

*) Wir entnehmen diese zeitgemäßen Betrachtungen mit Genehmigung des Verfassers dem „Bank-Archiv". XIII. Jahrg. Nr. 22 u. 23. Die Redaktion.

auch, wie es scheint, weite Schichten der englischen Volkskreise für geboten erachteten. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die englische Politik schon seit langen Jahren fast ausschließlich auf die politische Einkreisung Deutschlands derart eingestellt war, daß man diesem Zwecke selbst wesentliche englische Reichsinteressen unterordnete, und daß man in Deutschland nicht nur den maritimen Konkurrenten, sondern auch den gefährlichsten Geschäftskonkurrenten sah.

Beide Gesichtspunkte, vor allem aber der letztere, da der erstere angesichts der derzeitigen numerischen Überlegenheit Englands zur See kaum entscheidend sein konnte, brachten die ungeheuerliche Entschließung des „freien" Englands zustande, Schergendienste zu leisten bei dem Versuche, Europas alte Kultur zu russifizieren, also zu vernichten. Dem Freunde englischer Freiheit und Kultur wollen dabei die Worte nicht aus dem Gedächtnis schwinden: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich Dich in der Gesellschaft seh'." Es gibt kaum eine verächtlichere Kampfesweise als die, den geschäftlichen Konkurrenten, den man im ehrlichen Wettbewerb nicht niederringen konnte, auf der Landstraße erwürgen zu wollen.

Die Durchsetzung solcher niedrigen Ziele wird Gott und unsere eigene Kraft, gestützt auf das Bewußtsein unseres Rechts, zu Schanden machen.

Furchtbar werden die Opfer an Gut und Blut sein, welche die Nation zu bringen hat, aber wie ein Gewitter ist der Ruf: Feinde ringsum! über die deutschen Gauen gezogen, hat die Luft gereinigt, die Herzen erhoben und die Nation mit einem Schlage von der unseligen Zerrissenheit durch wirtschaftliche und politische Kämpfe befreit. Alle Parteien, einschließlich der Sozialdemokraten, stehen einmütig im Kampfe für die Existenz des so schwer errungenen Reiches, Schulter an Schulter mit unserem Bundesgenossen Österreich-Ungarn, dessen Völkern auch zum erstenmal der Krieg die Versöhnung untereinander gebracht hat. Was den einen vom andern bisher trennte, in dieser ernsten, heiligen Stunde ist es vergessen: ganz Deutschland steht einig hinter seinem Kaiser, der „keine Parteien mehr, nur noch Deutsche kennt", ganz Österreich-Ungarn, dem wir unseren brüderlichen Gruß entbieten, steht einmütig hinter seinem Kaiser und König.

So hat denn der Krieg, trotz aller Greuel, die er im Gefolge haben wird, gleich zu Beginn befreiend, reinigend und erhebend gewirkt; der Krieg, der Tod und Trauer im Gefolge haben wird, bringt uns im Beginn zugleich im Innern Frieden, Versöhnung, Idealismus und Erhebung. Die besten Eigenschaften der Menschen, durch den politischen und den Kampf ums Dasein so oft zurückgedrängt, treten jetzt zutage: die Opferwilligkeit, das Gottvertrauen, der Stolz auf die Kraft und Macht des Vaterlandes, der von tiefem Ernst getragene Mannesmut, die Hilfsbereitschaft der Frauen. Mit einem Schlage wird der läh-

mende, öde Pessimismus, der in Deutschland wie in Österreich so viele Volksschichten ergriffen und zersetzt hatte, hinweggefegt und wie *ein* Mann setzt die Nation alle ihre Kräfte ein für nationale und ideale Ziele: für die Errettung des Vaterlandes und für seinen Sieg über eine Welt von Feinden, einen Sieg, an dem niemand, aber auch niemand zweifelt. Bereits durch den Beginn dieses furchtbaren Völkerkampfes, für den neben Rußland und Frankreich nun auch England die Verantwortung vor dem Weltgericht der Geschichte auf ewige Zeiten zu tragen hat, ist die Zuversicht gerechtfertigt, die in uns allen lebt und leben muß. Wir haben mitansehen dürfen die über jedes Lob erhabenen Leistungen unserer *Mobilmachungsbehörden* und unsere *Eisenbahnen* bei der Sammlung, der Bewaffnung und dem Transport der Truppen, wo alles klappte und nichts fehlte; den genau nach den Vorschriften des Generalstabs vollzogenen, oft für den ganzen Verlauf des Feldzugs entscheidenden *Aufmarsch der Truppen*, die denn auch schon jetzt, ebenso wie die Flotte, eine Reihe hoch erfreulicher Erfolge aufzuweisen haben. Wir haben die rasche Beendigung der Kriegspanik durch die schon im Frieden seitens der Reichsämter und Ministerien vorbereiteten *finanziellen und wirtschaftlichen Maßnahmen* erlebt, die sofort vom Bundesrat in Kraft gesetzt wurden, welcher im § 3 Abs. 1 des Gesetzes vom 4. August 1914 die allgemeine Ermächtigung erhalten hat, „während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen".

Die *finanziellen* Maßnahmen*), welche dazu bestimmt waren, zunächst die Kriegspanik zu mildern und der überall im Gefolge eines Krieges auftretenden *Zahlungsmittelkrisis* möglichst rasch ein Ende zu machen, haben dieses Ziel überaus schnell erreicht. Die Zahlungsmittelkrisis ist im wesentlichen überwunden, und das, was davon noch in manchen Gegenden übrig bleibt, der *Mangel an Silbergeld*, der im wesentlichen durch die Truppenlöhnungen und die Aufspeicherung der „Angstreserven" entstanden ist, wird in kurzer Zeit infolge der Neuprägungen von Silbergeld und der bereits erfolgten Neuausgabe von kleinen Banknoten und von kleinen Darlehnskassenscheinen beseitigt sein.

---

*) Es darf gesagt werden, daß sie den bei *Rießer*, „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung", 2. Aufl. 1913 gemachten Ausführungen und Vorschlägen entsprechen. Dies gilt insbesondere auch von der bejahenden Entscheidung der in der Literatur streitig gewesenen Frage, ob zur Erhaltung des Goldbestandes der Reichsbank und der Goldwährung *alsbald* der *Zwangskurs* für die Reichsbanknoten und die Noten der Privatnotenbanken zu erklären, also die Pflicht der Aussteller, sie in Gold einzulösen, aufzuheben sei; ferner von der Bejahung der Frage, ob während des Krieges die *Bank-Publizität* und die *Deckungspflicht* hinsichtlich der Banknoten (§ 17 und 44 Ziff. 3 des Bankgesetzes) aufrecht zu erhalten sei.

Schwieriger wird selbstverständlich die Überwindung der Kredit-Krisis sein, in der wir uns noch befinden und die ihren natürlichen Grund insbesondere hat in der ungeheueren Unterbindung der Umsätze, der Einschränkung der Betriebe, der Erschwerungen der Kredite und der Verzögerungen des Eingangs der Zahlungen bei Fortdauer der Verpflichtungen sowie des fast völligen Aufhörens des Exporthandels und der naturgemäßen Desorganisation des Arbeitsmarktes.

Aber auch hier werden nach und nach die segensreichen Folgen derjenigen sofort getroffenen wirtschaftlichen Maßregeln eintreten, welche dazu bestimmt sind, die Kredit-Krisis zu mildern und, soweit irgend möglich, ein allgemeines Moratorium zu ersetzen, welches letztere man aus schwerwiegenden Gründen (s. Nordd. Allgem. Zeitung vom 12. August d. J.) ebensowenig erlassen will wie ein spezielles Wechsel-Moratorium.

Es entspricht nicht dem Zweck dieser kurzen Darlegung, in den d. Z. noch lebhaft geführten Streit für oder gegen den Erlaß eines allgemeinen oder eines Wechsel-Moratoriums einzutreten. Aber eines muß doch auch hier gesagt werden:

Nach den Erfahrungen, die wir im Kriege von 1870 selbst gemacht haben, die aber auch in anderen Kriegen und anderwärts gemacht wurden, beginnen die Verkehrsverhältnisse wieder aufzuleben, und wird das allgemeine Vertrauen, welches die notwendige Grundlage unseres ganzen Kreditgebäudes, insbesondere unserer Kreditpapiere und Bargeld ersparenden Einrichtungen (Scheck-Abrechnungs- und Clearing-Verkehr), ist, sich wiedereinstellen und der Wunsch nach einem Moratorium vielleicht überhaupt in Wegfall kommen, sobald die ersten großen Waffenerfolge errungen sind, welche wir speziell Frankreich gegenüber mit Zuversicht in Kürze erwarten.

Gelingt es uns also noch in den nächsten 12—14 Tagen ohne Moratorium in einer Zeit durchzukommen, wo alle unsere am Kriege direkt oder indirekt beteiligten Nachbarn, das einst so finanzkräftige England voran, ein Moratorium erlassen haben, so wird dies in der Folge einer der größten wirtschaftlichen Ruhmestitel für Deutschland werden, der auch selbstverständlich geschäftlich in einer enormen Vergrößerung unseres Kredits im ganzen Ausland seinen Ausdruck finden wird.

Zusammenfassend darf gesagt werden: Es ist völlig richtig, wenn der bereits angeführte offiziöse Artikel der Nordd. Allgem. Zeitung vom 12. d. Mts. ausführt, daß die finanzielle Kriegsrüstung Deutschlands ihre Probe glänzend überstanden hat. Es ist ferner richtig, daß „das Rückgrat unserer Finanzkraft, die Reichsbank, unerschüttert und kraftvoll" dasteht und daß genau das Gleiche „von den großen Bankinstituten in Berlin und in den Provinzen" gilt.

Das höchste Lob ist hinsichtlich der finanziellen Maßregeln, abgesehen von unseren Reichsämtern und Ministerien, der Energie und Umsicht des Reichsbankdirektoriums und vor allem seinem Präsidenten, Exz. Havenstein zu zollen, der schon lange vor allem auf Verbesserung der Liquidität der Gesamtwirtschaft und derjenigen der Bank-Bilanzen und auf die Vermehrung des Goldbestandes der Reichsbank gedrungen hat. Dieser Goldbestand hat noch im Jahre 1912 durchschnittlich nur rund 880 Millionen Mark betragen, während er nach dem letzten Reichsbank-Ausweis per 7. August (ausgegeben am 12. August) die bisher noch nie dagewesene Höhe von ca. 1½ Milliarden Mark (1477 Millionen Mark erreicht hat, deren Erhaltung nunmehr durch die Aufhebung der Goldeinlösungspflicht (den Zwangskurs)*) gesichert ist.

Dieser Goldbestand aber, welcher die Grundlage zu Notenausgaben in dreifacher Höhe bildet, uns also in überaus erwünschter Weise eine Zeit lang vor der Notwendigkeit sofortiger Inanspruchnahme des Staatsredits durch Ausgabe von Schatzanweisungen oder Staatsschuldverschreibungen schützt, die Aufrechterhaltung unserer Währung garantiert und nicht etwa nur die Mittel zur Kriegführung, sondern namentlich auch zur Ausnutzung der im Kriege erfochtenen Erfolge sicherstellt, kann nicht hoch genug bewertet werden**).

Es zeigt sich auch, wie richtig alle die Maßregeln waren, welche die Leitung der Reichsbank im Verein mit der des Reichsschatzamts bei der letzten Reichsfinanzreform vom Jahre 1913 durchgesetzt hat: die Erhöhung des inzwischen der Reichsbank überwiesenen Goldkriegsschatzes des Juliusturmes von 120 Millionen Mark durch Ausgabe weiterer Reichskassenscheine in Abschnitten von 10 und 5 Mark bis zur Höhe weiterer 120 Millionen Mark „zur Beschaffung eines gleichen Betrages in gemünztem Golde mit der Zweckbestimmung des Reichskriegsschatzes", von welchen wohl bisher etwa 85 Millionen Mark eingegangen sind, und die Schaffung einer Silber-Reserve durch Neuprägungen von Silbermünzen über die im § 8 des

---

*) Es ist eine merkwürdige Verwechslung, wenn noch neuerdings ein gerade auf diesem Gebiete erfahrener Sachkenner, Dr. Otto Arendt, in einem Artikel im Tag v. 15. Juli 1914: Die Überschätzung des Goldes ausführte: „Wir haben den Noten der Reichsbank Zwangskurs gegeben, weil für den Kriegsfall ohne Zwangskurs doch nicht auszukommen wäre." Unsere Reichsbanknoten hatten im Frieden bis zum Kriegs-Notgesetz betr. die Reichskassenscheine und die Banknoten vom 4. Aug. 1914, selbstverständlich keinen Zwangskurs, sie hatten nur durch das am 1. Jan. 1910 in Kraft getretene Gesetz vom 1. Juni 1909 (art. 3) die Eigenschaft gesetzlicher Zahlungsmittel erhalten, was die Wirkung hat, daß jeder Schuldner einer Geldforderung Reichsbanknoten als Zahlung, also mit befreiender Wirkung, hinzugeben berechtigt, jeder Gläubiger einer Geldforderung Reichsbanknoten als Zahlung anzunehmen verpflichtet ist.

**) Von einer „Überschätzung des Goldes (Arendt a. a. O.) kann also hier nicht die Rede sein.

Münzgesetzes vom 1. Juni 1909 für den Kopf der Bevölkerung bestimmte Grenze hinaus bis zur Höhe von 120 Millionen Mark, eine Höhe, die bisher noch nicht erreicht ist. —

Anders als im Jahre 1870, wo die Preußische Bank und die wenigen großen Kreditbanken dem Kreditverkehr nicht genügen konnten, ist jetzt die wohl vorbereitete Reichsbank als Kriegsbank zur Stelle und ebenso ein großes Netz von Banken und Bankfirmen, die freilich ebenso ihrerseits wieder vielfach auf die Reichsbank angewiesen sind, wie diese ohne die verständnisvolle und kräftige Mitwirkung der Banken und Bankiers unmöglich ihre Aufgaben voll erfüllen kann.

Bisher hat das deutsche Bankwesen, soweit ich sehen kann, alles getan, was in seinen Kräften stand und nichts unterlassen, was von ihm im Gesamtinteresse gefordert werden konnte. Insbesondere hat man durch Abstandnahme von generellen Kreditentziehungen, durch Interventionen, soweit solche möglich waren und Erfolg versprachen, und durch eine Reihe während der schlimmsten Zeit (27. Juli 1914) getroffener Maßregeln[2]) mit Erfolg beruhigend und vorbeugend zu wirken gesucht. Auch hat man allgemein das gerechtfertigte Streben der Reichsbank, das im Verkehr überflüssiger Weise zurückgehaltene Gold aus dem Verkehr zu ziehen und an die Reichsbank zu leiten, insbesondere dadurch unterstützt, daß man alle kleineren Zahlungen des täglichen Verkehrs, welche durch die Bankkassen zu leisten waren, möglichst in kleinen Banknoten erledigte und erledigt.

Möge in dieser schweren Zeit bis zum glücklichen Ende, das dem Deutschen Reich einen Aufschwung sondergleichen bringen wird, das deutsche Bankwesen auch ferner auf der Höhe seiner Aufgaben und seiner Pflichten stehen!

* * *

Krieg, Moratorium und Kriegskreditbank.

Referat, erstattet dem Zentralausschuß Berliner kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine am 17. August 1914 von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer.

Ein Weltkrieg ist nach mehr als 40 Friedensjahren über uns hereingebrochen.

**) Die Beschlüsse der sogen. Stempelvereinigung in Berlin vom 27. Juli 1914, denen man sich vielfach auch an sonstigen deutschen Plätzen anschloß, gingen dahin:

1. Für hiesigen Börsenfirmen gewährte Vorschüsse begnügen sich die Geldgeber mit der vereinbarten Überdeckung auf Grund der Kassekurse vom 25. Juli und für Ultimopapiere auf Grund der ersten notierten Kurse vom gleichen Tage.

2. Um das Privatpublikum vor dem Verschleudern seines Effektenbesitzes zu bewahren, wird bis auf weiteres von der Einforderung von Zuschüssen der Kundschaft gegenüber so lange abgesehen, als der Kurswert der bevorschußten Wertpapiere die dagegen bewilligten Vorschüsse nicht unterschreitet.

Vor dem Richterstuhl der Geschichte können wir erhobenen Hauptes beteuern, daß wir diesen Krieg nicht heraufbeschworen, nicht gewollt und nicht verschuldet haben. Er ist uns aufgedrungen worden von einer Welt von Feinden, die durch keinen gemeinsamen idealen Gedanken, kein gemeinsames ideales Ziel mit einander verbunden sind, sondern nur durch Haß und Rachsucht, durch Selbstsucht und niedrigsten geschäftlichen Neid.

Hierin allein liegt eine sichere Gewähr ihrer Niederlage und unseres Sieges.

Wir alle, sowohl die zu Hause Gebliebenen, wie Armee und Flotte, der wir aus des Reiches Hauptstadt unsern heißen Dank und begeisterten Gruß entbieten, wir alle werden wie mit eisernem Ringe zusammengeschlossen durch gemeinsame ideale Gedanken und Ziele.

Es gilt nicht nur, dem alten Bundesgenossen die Treue zu halten, deren Verletzung uns undenkbar erscheinen würde.

Es gilt nicht nur, Haus und Herd, Staat und Familie, kurz unsere ganze Existenz zu wahren.

Es gilt vielmehr vor allem, bis zum letzten Blutstropfen den Fortbestand der alten Kultur zu sichern, die in dem großen Vermächtnis unserer Dichter, Denker und Künstler, in den sagenumkränzten Gassen, Höfen und Giebeln unserer alten Städte, in den himmelanstrebenden Türmen des Doms zu Köln und Straßburg ihren unvergänglichen Ausdruck gefunden hat.

Es gilt, das stolze Gebäude unserer ethischen und wirtschaftlichen Errungenschaften zu schützen, zu dem Generationen, die fast durchweg nicht Wohlleben und Genuß, sondern aufopfernde Arbeit sich als Lebensziel gestellt hatten, in unermüdlicher Tatkraft Stein auf Stein zusammentrugen.

Es gilt, die zivilisierte Welt zu bewahren vor der moskowitischen Knute und Verrohung, zu deren Handlangern sich leider das einst so hochstehende England herabgewürdigt hat, das uns bei jetzt günstig erscheinender Gelegenheit aus dem einzigen Grunde überfällt, weil wir ihm zu groß geworden sind.

Angesichts der Gefahr des Vaterlandes ist jede Zwietracht, jede Kluft geschwunden, die bisher zwischen Parteien, Richtungen und Volksschichten scheinbar unüberbrückbar bestanden hatte; der Bruderstreit, der uns zersplitterte und zu entkräften drohte, ist einem Gottesfrieden, gerade im Gefolge dieses Krieges, gewichen, der uns einigt und versöhnt, uns über uns selbst erhebt und unsere besten Eigenschaften und Empfindungen, den Stolz auf das Vaterland, das Gottvertrauen, gepaart mit unbedingtem Vertrauen auf unsere Kraft und die des Reiches, die Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft aller Männer und Frauen und den festen Glauben

an unsere gute Sache zutage treten läßt. Das Einzelschicksal tritt in aller Empfindungen weit zurück hinter den Gedanken an das Schicksal des Reiches. Niemand zweifelt am Siege des Vaterlandes, aber jeder fühlt, daß eine Zeit ernster Prüfung des inneren Wertes der Nation und jedes Einzelnen gekommen ist, und alles rüstet sich, daß diese Prüfung auch in dieser schweren Zeit mit Ehren bestanden werde; in guten Zeiten den Kopf oben zu behalten, vermag ein jeder, auch ein Schwächling und ein Tropf, in schlechten Zeiten erst zeigt sich der innere Wert des Einzelnen und der Nation.

Vieles vereint sich, um die ernste und feste Zuversicht zu rechtfertigen, die uns alle vom ersten Augenblick ab beseelte; unser militärischer Aufmarsch, der oft entscheidend ist für das ganze Schicksal des Feldzuges, ist offensichtlich genau nach den Plänen des Generalstabs erfolgt und hat schon kühne und erfolgreiche Waffentaten hervorgerufen; unsere militärische Mobilmachung, die Sammlung, Bewaffnung und der Transport unserer Truppen ist, dank den übertrefflichen Leistungen unserer Mobilmachungs- und Eisenbahnbehörden, in nicht genug zu lobender Präzision und Schnelligkeit erfolgt.

Unsere finanzielle Kriegsbereitschaft ist glänzend vorbereitet und durchgeführt worden durch unseren finanziellen Generalstab, das Reichsbankdirektorium und seinen unermüdlichen und energischen Chef, Exzellenz Havenstein, dem unseren wärmsten Dank auszudrücken uns nicht nur Pflicht, sondern Herzensbedürfnis ist. Dieser finanzielle Generalstab hat durchweg auf der Höhe seiner Aufgaben gestanden und hat insbesondere die Kriegspanik und die in deren Gefolgschaft auch bei uns, wie anderwärts, aufgetretene Zahlungsmittelkrisis in überraschend kurzer Zeit beseitigt. Auch der zunächst sehr fühlbare Mangel an kleiner Münze, insbesondere an Silbergeld, ist durch Neuprägung von Silbermünzen und Neuausgabe kleiner Banknoten und Darlehnskassenscheine in kurzer Frist wesentlich gemildert worden.

Schwerer zu mildern oder gar zu beseitigen ist die Kredit-Krisis, in der auch unsere Gesamtwirtschaft, wie in fast durchweg noch höherem Grade auch die der anderen am Kriege direkt oder indirekt beteiligten Staaten, sich befindet: Absatz, Umsatz und Kredit sind fast durchweg gehemmt, vielfach fast aufgehoben; der Export, auf dem viele Industrien und mancher Zwischenhandel ganz oder zum größten Teil beruhen, ist derzeit nicht oder kaum mehr möglich; die Zahlung der Außenstände bleibt vielfach aus, während die Verpflichtungen erfüllt werden sollen, und der gesamte Arbeitsmarkt ist infolge der durch die Einberufung der Arbeitskräfte und des Fehlens der Aufträge notwendig gewordenen Einschränkung oder Stillegung der Betriebe weitgehenden Störungen unterworfen.

Hieraus erklärt sich das Verlangen nicht geringer Kreise der gewerblichen Bevölkerung nach einem allgemeinen Moratorium oder Wechselmoratorium.

Der Bundesrat hat sich, wie Sie wissen, nach eingehender, namentlich die Interessen des mittleren und kleinen Gewerbestandes ins Auge fassender Erörterung, schlüssig gemacht, jedem solchen Verlangen nach Maßgabe der heutigen Verhältnisse auf das Entschiedenste entgegenzutreten, und zwar etwa aus folgenden Gründen:

Der Erlaß eines Wechsel-Moratoriums (von dem den Akzeptanten allein auszunehmen, wie man es von einigen Seiten anheimgab, völlig ungerechtfertigt wäre), verbietet sich grundsätzlich, weil die Reichsbank, an welche die Wechsel, wenigstens zum großen Teil, in letzter Linie gelangen, unmöglich als Deckung für ihre kurzfristigen Verpflichtungen lediglich langsichtige und voraussichtlich auch noch wiederholt zu prolongierende Wechsel in ihr Portefeuille nehmen kann. Hierdurch würde nicht nur die Qualität und Sicherheit ihrer Banknoten verschlechtert, sondern auch, was in Kriegszeiten besonders gefährlich ist, die Aufrechterhaltung unserer Währung gefährdet werden.

Überdies ist nach den überall zur Genüge gemachten Erfahrungen ein Wechsel-Moratorium fast immer nur der Vorläufer eines allgemeinen Moratoriums, da zunächst die gleichfalls im Urkunden-Prozeß verfolgbaren Schuldner, dann nach und nach immer weitere Kreise die Erweiterung des Wechsel-Moratoriums verlangen würden.

Ein solches allgemeines Moratorium würde aber nach der in weiten Kreisen geteilten Überzeugung des Bundesrats alsbald die „Räder unseres Wirtschaftslebens", soweit sie bis dahin noch im Gange waren, völlig zum Stillstand bringen und weit größere und heftigere Katastrophen heraufbeschwören als die, denen es abhelfen soll.

Es ist aber auch von selbst klar, daß auch bei uns, wie in allen anderen Ländern, ein sogenanntes allgemeines Moratorium von vornherein durch zahlreiche notwendige Ausnahmen durchbrochen und durchlöchert werden müßte. Insbesondere würde sich ein allgemeines Moratorium nicht erstrecken können auf die Schuldner öffentlicher Steuern, Abgaben und Zölle, deren der Staat schon in normalen Zeiten zu seiner Existenz bedarf; ferner nicht auf Löhne, Gehälter und Forderungen für Lebensmittel, und ebensowenig auf Hypothekenzinsen, deren Ausbleiben bei den Hypotheken, auf Grund deren Pfandbriefe ausgegeben sind, eine völlige Deroutierung des Pfandbriefmarktes heraufbeschwören würde. In eine besonders schlimme Lage würde aber dann auch der gesamte Grund- und Hausbesitz geraten, der zur Zahlung der Hypothekenzinsen verpflichtet bliebe, auf den pünktlichen Eingang von Mietzinsen aber bei Erlaß eines Moratoriums noch weniger würde rechnen können, als dies jetzt der Fall ist.

Das Moratorium würde sich weiter nicht erstrecken können auf die Zahlung der Verpflichtungen des Reiches, der Bundesstaaten, der öffentlichen Körperschaften, Versicherungsgesellschaften, öffentlichen und privaten Banken und Genossenschaften. Es ist im Interesse des Fortbestandes unserer Gesamtwirtschaft und der Zeichnung auf unsere Kriegsanleihen unmöglich, den öffentlichen oder den privaten Banken usw. zu gestatten, die Zahlung der bei ihnen gemachten Einlagen und Depositen generell abzulehnen, und schon die Befürchtung, daß eine solche Möglichkeit eintreten könnte, würde zahlreiche runs mit allen ihren schweren Folgen hervorrufen. Müssen aber alle diese öffentlichen und privaten Institute auch in Kriegszeiten wie in normaler Zeit ihre Verpflichtungen prompt erfüllen, während ihre ausstehenden Forderungen nicht prompt eingehen, so wären die schwersten Konsequenzen zu erwarten, welche die Vorteile des Moratoriums mehrals aufheben würden.

Weiter ist es Tatsache, daß ein jedes allgemeine Moratorium auch von einer großen Reihe von Schuldnern ausgenutzt wird, die sehr wohl an sich zahlen könnten, und daß man überdies mit Sicherheit darauf rechnen muß, daß fast ein jedes Moratorium, wenn nicht besondere Verhältnisse eintreten, immer wieder von neuem verlängert werden muß. In der Regel weiß man von einem Moratorium nur, wann es anfängt, aber nicht, wann es endet.

Während der sonach nur formell bestimmten, in Wahrheit aber unbestimmten Dauer eines Moratoriums erhöht sich aber die schwere Last der gesetzlichen und vertragsmäßigen Zinsen, da diese auch während des Moratoriums fortlaufen, beständig, und vergrößert sich damit die Gefahr schwerer Krisen auch nach Beendiung des Kriegszustandes.

Ich möchte aber diesen Gründen des Bundesrats meinerseits noch folgendes hinzufügen:

Es darf nicht vergessen werden, daß, wie im Jahre 1870, so aller Voraussicht nach auch jetzt, nach den ersten großen Siegen, die wir mit Sicherheit für die nächste Zeit erhoffen und erwarten, die Verkehrsbewegung und das Verkehrsvertrauen sich langsam wieder einstellen werden und der Kreislauf des Kapitals wieder beginnen wird. Gelingt es uns aber bis dahin, also sagen wir etwa vierzehn Tage lang, — später wird ein Moratorium voraussichtlich bei großen Siegen überhaupt nicht mehr nötig sein — ohne Moratorium auszukommen, so wird dies, zumal alle kriegführenden Staaten, das einst so finanzkräftige England an der Spitze, mit einem Moratorium vorangegangen sind, der stärkste und augenfälligste Beweis für die innere Kraft der deutschen finanziellen und wirtschaftlichen Zustände sein. Diese Tatsache aber wird nach beendetem Kriege ohne jeden Zweifel in einem stark erhöhten Kredit, den die Gesamtwirtschaft und jeder Einzelne im Auslande genießen wird, zum Ausdruck kommen.

Während aus solchen und ähnlichen Gründen der Bundesrat von dem Erlaß eines jeden Moratoriums abzustehen beschlossen hat, hat er eine große Reihe von Ihnen bekannten Verordnungen erlassen, welche insbesondere allen Schuldnern, also auch den Wechsel-Schuldnern, es unter gewissen Voraussetzungen ermöglichen, im Falle der Anerkennung der Schuld seitens des Schuldners oder bei Erlaß eines Urteils richterlichen Ausstand bis zu drei Monaten zu erwirken. Zum Schutze des Exporthandels, welcher den Eingang ausländischer Rimessen derzeit nicht erwarten kann, aber selbst aus ausländischen auf ihn gezogenen Wechseln haftbar sein würde, ist seitens des Bundesrats bestimmt worden, daß, soweit nicht der Reichskanzler Ausnahmen zuläßt, Ausländer und ausländische Gesellschaften ihre vermögensrechtlichen Ansprüche, die vor dem 31. Juli d. J. entstanden sind, bis zum 31. Oktober d. J. vor deutschen Gerichten nicht geltend machen können. Diese Erleichterungen sind besonders auch im Interesse des kleinen und mittleren Gewerbestandes getroffen, der nicht, wie große Firmen und große Kapitalisten, oder doch in weit geringerem Umfange, seine Verpflichtungen aus angesammelten Kapitalreserven decken kann, dem aber zur Zahlung dieser Verpflichtungen Einnahmen nicht mehr oder nur in geringem Umfange noch zur Verfügung stehen. Man hat ferner Darlehnskassen begründet, welche der Reichsbank die ungeheure Lombardierungslast, die sie weder allein, noch im Verein mit den Kreditbanken in Kriegszeiten übernehmen kann, etwas erleichtern sollen und dazu bestimmt sind, besonders den mittleren und kleineren Gewerbetreibenden, aber auch Sparkassen, Genossenschaften und Kapitalisten die Fortführung des Geschäftsbetriebes oder den Lebensunterhalt zu ermöglichen, indem sie gegen Verpfändung von Waren und Wertpapieren Vorschüsse in Form von Darlehnskassenscheinen erhalten.

Ungeachtet der Darlehnskassen und der Kriegsverordnungen des Bundesrats, welche letzteren bestimmt und sicherlich auch bis zu gewissen Grade geeignet sind, ein allgemeines Moratorium zu ersetzen oder doch weniger dringlich erscheinen zu lassen, ist ohne jeden Zweifel noch eine weitere Einrichtung nötig, welche da Kredit gewährt, wo ihn heute weder die Reichsbank noch die private Bankwelt gewähren kann, welche letztere zu ihren sonstigen Verpflichtungen unmöglich noch die weitere Pflicht übernehmen kann, Ausstände und Wechsel zu beleihen, deren Eingang derzeit nicht zu erwarten steht. Namentlich sind die Privatbanken, besonders in der jetzigen Zeit, verpflichtet, zur Vermeidung von gefährlichen Festlegungen an dem Grundsatze jeder Bankpolitik festzuhalten, daß sie nur solche Kredite gewähren dürfen, deren Rückzahlung innerhalb kurzer Frist sicher oder doch in hohem Grade wahrscheinlich ist. Auch die Reichsbank kann hier deshalb nicht eintreten, weil ihr Wechsel-Portefeuille insbesondere zur Deckung ihrer Bank-

noten dient, an deren Sicherheit unter keinen Umständen, am wenigsten aber in der heutigen Zeit, ein Zweifel aufkommen darf. Aus diesen Gründen hat sich die Gründung einer Kriegs-Kreditbank als eine unbedingte Notwendigkeit erwiesen, welche es ermöglichen soll, Wechsel, die man besitzt oder auf Grund vorhandener Geschäftsverbindung ziehen kann, bei der Kriegs-Kreditbank zu diskontieren, welche letztere alsdann die Wechsel ihrerseits wieder bei der Reichsbank verwerten kann. Die hier in erster Linie beabsichtigte Mobilisierung der Außenstände durch Tratten kann vor allem dadurch erfolgen, daß z. B. der deutsche Fabrikant oder Lieferant — mag er in Berlin oder außerhalb Berlins wohnen, — auf seinen Berliner Kunden, den Exporteur, den Händler usw., zieht, und dann dessen Akzept durch die Kriegs-Kreditbank indossieren und diskontieren läßt. In Ausnahmefällen würde wohl auch die Kriegs-Kreditbank selbst in Akzept zu treten haben, wo dann freilich aller Voraussicht nach für die fehlende dritte Unterschrift irgend eine Sicherheit hinzutreten müßte.

Auch für diejenigen Kreise aber, die nur mit Buchkredit, aber nicht mit Wechseln arbeiten, die auch nicht gewohnt sind, sich selbst beziehen zu lassen, und die andererseits keine bei den Darlehnskassen beleihbaren Waren oder Wechsel besitzen, werden Formen gefunden werden müssen, und, wie ich glaube, auch wohl gefunden werden können, um sie an den Vorteilen der Kriegs-Kreditbank, etwa durch Diskontierung von Buchforderungen, unter völliger Wahrung der Rechte der Warengläubiger, teilnehmen zu lassen.

Die Ausführung dieses Gedankens läßt sich, vorausgesetzt, daß die Kreditwürdigkeit aller Beteiligten feststeht oder in einer der Kriegs-Kreditbank ausreichend erscheinenden Weise sichergestellt wird, zum Beispiel folgendermaßen vorstellen:*)

> Die hiesige Firma zieht auf ihren Kunden, falls dieser einverstanden ist, einen Wechsel und diskontiert dessen Akzept bei der Kriegs-Kreditbank; die Kriegskreditbank verwertet dann das Akzept bei der Reichsbank.
>
> Oder die hiesige Firma läßt sich zunächst einen Akzeptkredit bei der Kriegs-Kreditbank gegen Verpfändung eines angemessenen Betrages guter Außenstände eröffnen und zieht alsdann auf Grund dieses Akzeptkredits auf die Kriegs-Kreditbank, die dann ihr eigenes Akzept an die Reichsbank behufs Diskontierung giriert.

Diesem an sich möglichen Verfahren wird selbstverständlich die

---

*) Diese Details sind beim mündlichen Referat der Abkürzung halber nicht mit zum Vortrag gebracht worden.

Kriegs-Kreditbank nur dann zustimmen können, wenn sie sich versichert hat (was natürlich erst nach der Gründung durch den Vorstand geschehen kann), daß die Reichsbank in solchen Ausnahmefällen die Akzepte der Kriegs-Kreditbank, mit Rücksicht auf die dem Akzept-Kredit zugrundeliegenden verpfändeten guten Außenstände ungeachtet der fehlenden dritten Unterschrift zu diskontieren bereit ist.

Voraussetzung für jedes Eingreifen der Kriegs-Kreditbank ist aber unter allen Umständen und muß sein daß die Solvenz der den Kredit in Anspruch nehmenden Firmen etwa an Hand einzureichender Bilanzen und sonstiger Beweismittel, gründlich geprüft werden kann, da es sich hier um Mobilisierung des Personalkredits handelt. Während die Darlehnskassen in erster Linie durch Lombardierung von Waren und Wechseln den Realkredit pflegen, bei diesen also der Personalkredit nur in zweiter Linie steht, würde bei der Kriegs-Kreditbank der Personalkredit in erster Linie stehen und nur da, wo es der Verwaltung erforderlich erscheint, zur weiteren Sicherung des Personalkredits von Bürgschaften oder Verpfändungen usw. die Rede sein. Die Girierung der Wechsel erfolgt nicht durch eine Großbank, wie man irrtümlich angenommen hat, soweit eine solche nicht in einem einzelnen Falle eine Bürgschaft in Form eines Giros leistet, sondern sie erfolgt durch die Kriegs-Kreditbank, so daß die Reichsbank in der Regel, wenn es sich nicht in Ausnahmefällen um ein Akzept der Kriegs-Kreditbank handelt, ihre drei Unterschriften hat, den Aussteller, den Akzeptanten und die Kriegskreditbank. Hieraus folgt aber zugleich, daß wurmstichige Existenzen, die schon im Frieden auf irgendwelchen Personalkredit keinen Anspruch erheben können, weder beanspruchen, noch hoffen können, unter Berufung auf den Krieg, einen ihnen nicht zustehenden Personalkredit bei der Kriegs-Kreditbank zu erhalten.

Wie Sie wissen, ist bereits am 15. August d. Js., also vor unserer Versammlung, die ja aber schon früher zum gleichen Zweck einberufen war, auf Grund vorgelegter Satzungen die Gründung einer Kriegs-Kreditbank für Groß-Berlin, Aktiengesellschaft, zu dem vorgetragenen Zwecke in Aussicht genommen worden, also speziell zu dem Zwecke „Vorschüsse in bar oder in Wechseln an Firmen im Bezirke der Handelskammern zu Berlin und zu Potsdam zu gewähren". Der Geschäftsbetrieb der Kriegs-Kreditbank ist nicht lediglich auf ihre Aktionäre beschränkt; es werden aber wohl diejenigen Kreise, die etwa daraufhin die Zeichnung nicht aus zwingenden Gründen, sondern aus Mangel an Opferwilligkeit und Verständnis für die allgemeine Lage unterlassen, nicht gerade diejenigen sein, welchen die Kriegs-Kreditbank in erster Linie zur Hilfe kommen wird.

Das Grundkapital soll auf nom. 15 Millionen Mark, wenn aber irgend möglich, auf einen höheren Betrag bestimmt werden, eingeteilt in den entsprechenden Betrag von auf nom. 1000 Mark lautenden Namen-Aktien. Die Reichsbank hat in jener Sitzung durch ihren Vize-Präsidenten erklären lassen, daß sie grundsätzlich bereit sei, das Vierfache und bei solider Geschäftsführung der Bank eventuell auch das Fünffache des Nominalbetrages des Grundkapitals der Bank, zuzüglich des Betrages der gleich zu erwähnenden Ausfalls-Garantie, an von der Kriegs-Kreditbank diskontierten Wechseln zu rediskontieren.

Die Handelskammer zu Berlin hat bis zur Höhe von 6 Millionen Mark, das Ältestenkollegium bis zur Höhe von 4 Millionen Mark, und die Handelskammer von Potsdam bis zur Höhe von 1½ Millionen Mark, der Reichsbank gegenüber die Garantie für jeden etwaigen Ausfall übernommen, welchen die Reichsbank etwa nach völliger Inanspruchnahme des Aktienkapitals an den diskontierten oder rediskontierten Wechseln erleiden sollte. Es entspricht sicherlich Ihrem Empfinden, wenn ich jenen drei Korporationen für ihr entschlossenes und hochherziges Vorgehen den wärmsten Dank dieser großen Versammlung zum Ausdruck bringe.

Danach würde die Reichsbank, falls es bei dem Grundkapital von 15 Millionen Mark bleibt, in Höhe des Vierfachen oder des Fünffachen dieses Betrages zuzüglich des Garantiekapitals von 11½ Millionen Mark, also in Höhe von insgesamt 106 eventl. 132½ Millionen Mark diskontieren oder rediskontieren, und wenn, was dringend wünschenswert ist, das Grundkapital erhöht wird, nach diesem Schlüssel entsprechend mehr.

Beabsichtigt ist, zunächst nur ¼ des Nennbetrages jeder Aktie, also 250 Mark für jede Aktie, einzahlen zu lassen, und zwar nach dem Gesetze in bar, etwaige spätere Einzahlungen, für die übrigens das Gesetz die Barzahlungspflicht nicht vorschreibt (es sind dann auch Schecks, Wechsel usw. nach Ermessen des Vorstandes zulässig), können nur durch ¾ Mehrheit des Aufsichtsrats oder durch Mehrheitsbeschluß der Generalversammlung eingefordert werden.

Von dem Grundkapital der Gesellschaft werden nach den Erklärungen der Vertreter der Stempelvereinigung von dieser, wovon wir mit aufrichtigstem Danke Kenntnis nehmen, nom. 4 Millionen Mark gezeichnet werden, während vielleicht eine weitere Million von sonstigen Angehörigen der Berliner Bank- und Bankierwelt übernommen werden.

Weitere große Beträge — die Höhe ist mir bisher nicht bekannt geworden — sind ohne jeden Zweifel teils in der Sonnabend-Versammlung, teils inzwischen von den Vertretern des Berliner Großhandels und der Berliner Großindustrie gezeichnet worden, die allerdings erwarten, daß auch weitere Kreise des Berliner Handels und der Berliner Industrie, wie

sie heute hier versammelt sind, für die ja auch die ganze Aktion in erster Linie gedacht und bestimmt ist, in weitem Umfange sich durch Zeichnungen beteiligen werden.

Der Höchstbetrag der Dividende, welcher auf die Aktien dieser ja gemeinnützigen (nicht Wohltätigkeitszwecke) verfolgenden Gesellschaft entfallen kann, ist auf 4 % begrenzt.

Für die Vorstandstätigkeit hofft man Persönlichkeiten zu finden, die mit den Groß-Berliner Firmen und deren Solvenz sowie mit dem Wechselverkehr aufs genaueste vertraut sind.

Der von der Generalversammlung zu wählende ehrenamtliche Aufsichtsrat soll aus mindestens 15 Personen bestehen; ihm bezw. der Direktion werden so viele aus Sachkundigen der verschiedensten Branchen zusammenzusetzende Kredit-Ausschüsse zur Seite stehen, als dies zur schleunigen und sachgemäßen Erledigung der Kreditanträge erforderlich ist.

Wer einen Kredit wünscht, hat dies unter genauer Darlegung seiner Verhältnisse bei dem Vorstand zu beantragen, welcher letztere an die alsdann einzuziehende gutachtliche Ansicht der Kreditausschüsse nicht gebunden ist.

Zur Abtragung oder Verminderung bestehender Kredite bei in- oder ausländischen Kreditgebern kann selbstverständlich der Kredit der Kriegs-Kreditbank nicht ausgenutzt werden.

Damit dürften wohl alle als Grundlage für die Entschließung zur Zeichnung erforderlichen wesentlichen Tatsachen mitgeteilt sein.

Lassen Sie mich deshalb nur zum Schluß folgenden Appell an Sie richten:

Stellen Sie, meine Herren, alle kleinen Zweifel zur Seite, stolpern Sie nicht, nachdem so viele Kreise opferwillig vorangegangen sind, über Ihre eigenen Bedenken und warten Sie nicht mit Ihrer Zeichnung, bis Sie genau wissen, ob und was Ihr Nachbar gezeichnet hat! Alle Einzelfragen von geringerem Belang können ja der verständigen und, wie Sie sicher sein dürfen, wohlwollenden Lösung durch den Vorstand der Kriegs-Kreditbank überlassen bleiben.

Eine so große, von der Einmütigkeit der gesamten Nation getragene Zeit bedarf großer Maßnahmen und kann kleine Gedanken und kleine Menschen nicht ertragen. Das Vaterland verlangt, daß jeder seine Pflicht tut, und der Name Groß-Berlin will hier nicht nur ausgesprochen, sondern auch durch großzügige Handlungsweise verdient werden.

Ich rufe Sie deshalb zur Zeichnung auf, die ein Vorbild werden soll und muß für das ganze deutsche Reich!

F. L. Graf von Voltolini:
Die Haltung Italiens in dem Weltkonflikt.

Zu den eigenartigsten Problemen dieser an weltgeschichtlichen Ereignissen so überreichen Zeit gehört die Stellung Italiens in dem großen Konflikt der Völker Europas. Viele haben diese Haltung als eine rätselhafte bezeichnet, andere haben Italien des Mangels der Bundestreue bezichtigt! Allein für den Kenner der italienischen Verhältnisse war diese Haltung in dem so plötzlich losgebrochenen großen Weltkonflikt durchaus begründet. Jeder Kenner der Verhältnisse des Landes konnte voraussagen, daß eine andere Haltung für Italien vollständig unmöglich war.

Das Überraschende für das Ausland lag eben in dem Umstand, daß die innern Verhältnisse Italiens demselben allzu wenig bekannt waren, was wiederum seine Ursache darin hatte, daß die italienische Presse selbst gewisse Vorkommnisse, sozialpolitische Schwierigkeiten und die daraus sich ergebende Unsicherheit aus patriotischen Gründen totgeschwiegen hatte. Heute aber, wo diese Gründe international-politische Folge hatten, liegt im Interesse Italiens selbst wie seiner Verbündeten, dieselben offen zu behandeln.

In Deutschland und Österreich-Ungarn hatte die große Menge nicht anders erwartet, als daß Italiens Truppen den Marsch über die Alpen antreten und in die Niederungen Südfrankreichs einbrechen würden, um Europas Friedensstörer zu bekämpfen.

Allein an Stelle eines solchen enthusiastischen Anschlusses Italiens an seine Verbündeten kam eine Neutralitätserklärung, die im Publikum eine gewisse Enttäuschung wachrief. Der Umstand jedoch, daß die Regierungen in Berlin und Wien dem fait accompli keinen Protest entgegen hielten, sondern sogar dankbar dasselbe anerkannten, zeigt zur Genüge, daß Italien mit dieser Neutralitätserklärung dem Buchstaben des Allianzvertrages volle Genüge getan hat. Die italienische Tagespresse brachte zwar allerlei Subtilitäten über die defensive und offensive Bedeutung des Dreibundvertrages gewissermaßen als Entschuldigung, aber da auch sie den Text des Allianzvertrages nicht kannte, so war dies nur ein Tasten im Dunkeln.

Freilich hätte Italien, ohne sich an den Buchstaben des Allianzvertrages zu halten, auch ohne weiteres aktiv an der Seite seiner Alliierten in den Kampf eintreten können, wenn dies seinen Interessen gedient hätte. Allein diesen Interessen war weit mehr durch die Neutralität gedient als durch eine aktive Beteiligung. Den Grund haben wir sowohl in äußeren wie innerpolitischen Motiven zu suchen. Äußere Gefahren für Italien bot eine nichtneutrale Stellung mehr

als genug: seine Küstenbahnen, zum großen Teil die Lebensadern des ganzen Landes wären paralysiert, seine Küstenstädte den beständigen Angriffen der mächtigen englisch-französischen Mittelmeerflotte ausgesetzt, die Proviantierung des Landes in Frage gestellt gewesen.

Weit mehr aber noch bestimmten Gründe innerer Natur die Regierung, die strikteste Neutralität zu bewahren. Der erste dieser Gründe lag in der Gefahr, daß bei Kundmachung des Mobilisierungsbefehls ganze Provinzen gegen denselben revoltieren würden, und zwar nicht etwa mit Rücksicht auf die äußere Politik Italiens, sondern einzig und allein im Hinblick auf die innere Lage des Landes. Bekanntlich griff eine tiefgehende Unzufriedenheit im Frühjahr 1914 nach dem Rücktritt des Ministeriums Giolitti in den breitesten Volksschichten Italiens Platz. Es schien, als ob das Volk seines bisherigen sicheren Haltes, seiner rechten und starken Führung beraubt sich fühle. Dazu kam, daß die sehnsüchtig erwartete Verbilligung der Lebensmittel nicht eintrat, daß vielmehr die Waren der täglichen Notdurft ihre Höhen während des libyschen Feldzuges erreichten Preise beibehielten. Dies waren die Gründe, welche eine Menge Zündstoff angehäuft hatten und bei dem sogenannten Massenausstand in der zweiten Juniwoche zum Ausbruch kam. Die Tagespresse ist mit kurzen telegraphischen Berichten über diese „Streikbewegung" hingegangen. Handelte es sich aber in diesen wüsten Szenen, in dieser an brutaler Auflehnung gegen die Staatsgewalt alles bisher dagewesene überbietenden Revolten lediglich um eine „Streikbewegung"? Dem Fernstehenden kann ein solcher Ausdruck verziehen werden, der Augenzeuge dagegen muß das Ereignis als eine allerdings durch einen Proteststreik hervorgerufene, im weiteren aber in eine völlige Revolte ausartende Bewegung bezeichnen, welche alle charakteristischen Eigenschaften einer beginnenden Revolution an sich trug. Italienische Patrioten haben im Senat wie in der Kammer diese Vorfälle die schwerste Revolte genannt, welche das junge Königreich seit seinem Bestehen zu verzeichnen hatte. Selbst die Unruhen in der Lombardei im Jahre 1898, welche das Ministerium Pellona nur mit Mühe niederwarf, waren im Vergleich mit jenen Unruhen durch die kleine Ausdehnung der damaligen Bewegung als geringfügig zu bezeichnen. Im Jahre 1898 revoltierte man nur in Mailand, jetzt aber standen außer den Großstädten Mailand, Genua, Florenz Neapel, Turin, sowie in gewissem Sinne Rom selbst, weite Landschaften wie die Romagna, die Marken die Emilia, Teile von Toskana und Umbien in hellen Flammen. Die Geschichte aller Revolutionen lehrt, daß ernste Gefahr stets dann eintritt, wenn auch der ruhigere Landmann sich der Erregung der städtischen Bevölkerung anschließt! In der Romagna und den angrenzenden Landesteilen von Ferrara bis hinab nach Fabriano war es aber gerade die bäuerliche Bevölkerung, welche der Brand der Revolution noch heftiger ergriff als das städtische Proletariat.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich die gewaltige Bedeutung der Revolte.

Noch größer wird jedoch dieselbe, wenn wir an sie den Maßstab ihrer politischen Konsequenzen betrachten. Nach dieser Richtung hat die italienische Presse die schwerwiegenden Tatsachen begreiflicherweise abzuschwächen oder ins Lächerliche zu ziehen gesucht. Man kann diese Absicht vom volkspädagogischen Standpunkt aus nur billigen, denn die nackte Wahrheit, daß eine ganze Reihe von Städten und Dörfern während der Insurrektionstage sich als vom Staatsverband der italienischen Monarchie losgelöst betrachteten, hätte einen allzu schlimmen Eindruck in den übrigen Provinzen hervorgerufen. Diese letzte Konsequenz der Revolte beschränkte sich indessen auf die Romagna und die Marken. Man kann sagen, daß auch die extremsten Elemente den Unruhen in den Großstädten nicht den Charakter einer politischen Insurrektion gaben, dagegen lag ein solcher in den genannten Provinzen absolut vor. Ravenna und Rimini, Forli und Imola, Foligno und Fabriano hatten in aller Form die Republik proklamiert. Die völlige durch die Zerstörung von Telegraphen- und Telephonleitungen und durch die Einstellung des Eisenbahnverkehrs hervorgerufene Isolation hatte zur Folge, daß die Führer der Revolte erfundene Nachrichten, wie jene von der Flucht der königlichen Familie nach Montenegro und der Minister nach Österreich unkontrollierbar verbreiten konnten! Die erhitzte und verbitterte Volksseele aber nahm diese tendenziösen Nachrichten für bare Münze und begann die Konsequenzen zu ziehen. Überall wurden die savoyistischen Wappen entfernt und an manchen Orten der Romagna durch neue Wappenschilder der „Republica romagnola" ersetzt. In Fabriano in den Marken bildete sich ein provisorisches Regierungskomitee, in Ravenna pflanzte man den Freiheitsbaum, in Forli und Imola feierte man die Geburtsstunde der romagnolischen Republik! Dies alles läßt deutlich sehen, daß jene Junirevolte kein gewöhnlicher Streik sondern eine soziale antimonarchische Rebellion war, die manchem Mitglied der Regierung in furchtbarer Weise die Augen öffnete. Aus diesem Grunde wurden sie ein ernstes Menetekel, das der Regierung zur absoluten Pflicht machte, alles zu vermeiden, was irgendwie ein erneutes Losbrechen der schwerbezwungenen Revolte hätte zur Folge haben können. Ein solcher Anlaß wäre aber eine Mobilmachung und besonders ein Krieg gewesen.

Bedenken dieser Art sind sicher von solcher Bedeutung, daß sie eine Regierung sehr wohl schon allein veranlassen können, wenn anderthalb Monate später ein kriegerisches Gewitter losbricht, alles zu tun, um einen neutralen Standpunkt einnehmen zu können. Niemand in Italien bezweifelt, daß ein Eintreten Italiens in den Weltkonflikt in den ersten Augusttagen den Ausbruch einer Revolution wenigstens in jenen Gebieten gezeitigt hätte.

Eine solche Revolution im Augenblick, da eine große kriegerische Aktion begonnen werden soll, hätte aber nicht nur das Prestige Italiens auf lange Zeiten schwer erschüttert, sondern hätte unter Umständen durch eine rührige Propaganda im Lande die Oberhand erhalten, die Monarchie stürzen und das Land sogar

eventuell, da alle revolutionären Elemente in Italien franzosenfreundlich sind, auf die Seite Frankreichs treiben können. Doch war vor allem die Stimmung gegen den Krieg.

Mit Unlust wären auch die nichtrevolutionären Reservisten und Landwehrleute aus den anderen Landesteilen eingerückt. Die Volksstimmung ist ganz und gar unkriegerisch. Schon die Opfer für den libyschen Krieg fingen an in der letzten Periode desselben dem Volk schwer zu werden, und dabei war der libysche Krieg mit allen nur denkbaren Mitteln populär gemacht worden, während einer Beteiligung Italiens an dem jetzigen Kriege jede Popularität fehlen würde. Eine so junge Nation, die eben erst ihre Sturm- und Drangperiode hinter sich hat, ist nicht leicht davon zu überzeugen, daß Kriege der Bundesgenossen das eigene Interesse und das eigene Prestige in Mitleidenschaft ziehen, sondern will für jedes Opfer einen handgreiflichen Vorteil sehen. Die Regierung eines streng-parlamentarisch regierten Landes hat aber auch auf diese Volksstimmungen Rücksicht zu nehmen und kann sich nicht dem Debacle aussetzen, in einen Krieg zu gehen, welcher nachher keine Billigung von seiten des die Volksstimmung wiederspiegelnden Parlaments finden würde.

Diese Volksstimmung, welche jedem anderen Verhalten als dem der Neutralität abhold gewesen wäre, fand ihr Korrelat an der Finanzlage des Staates. Diese aber steht noch völlig unter dem Eindruck der enormen für den libyschen Feldzug gebrachten Opfern, die den Staatsschatz in einer ungeheuren Weise in Anspruch nahmen. Wenn das Bismarcksche Wort heut ebenso wahr ist wie damals, als der große Kanzler es aussprach, daß nämlich zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld notwendig sei, so wäre Italien auch unter diesem Gesichtspunkt in eine höchst fatale Lage geraten, wenn es ohne weiteres zum Schwert gegriffen hätte. Eine Anleihe wäre nur in Amerika möglich, aber auch dort kaum praktisch realisierbar gewesen.

Ganz besonders aber fielen auch militärische Gründe ins Gewicht. Bekanntlich führt Italien immer noch an Nordafrika, besonders in der Cyrenaika einen verhältnismäßig blutigen Guerrillakrieg gegen die zahlreichen Beduinenstämme, die sich den neuen Herren Libyens nicht unterwerfen wollen. Zu diesem Zweck sind in den beiden libyschen Provinzen etwa hunderttausend Mann von der tunesischen bis zur ägyptischen Grenze dislociert. Tripolis, Derna, Bengasi sind dichtbesetzt mit Truppen, welche angesichts der Unproduktivität Libyens vollständig von Italien aus verpflegt werden. Es würde daher mit Sicherheit darauf zu rechnen gewesen sein, daß der Lebensmitteltransport von Italien und Sizilien nach Libyen durch eine aktive Beteiligung Italiens am europäischen Kriege unterbrochen worden wäre, was aber unter den speziellen Verhältnissen Libyens einer Aushungerung der etwa zwei Armeekorps umfassenden Truppen daselbst gleichkam. Dies mußte Italien um jeden Preis verhindern, und das einzige Mittel war die Neutralerklärung.

So war diese für Italien ein kategorischer Imperativ, eine absolute Notwendigkeit, die die Regierung des Landes auf sich nehmen mußte. Es mag insbesondere einem so entschiedenen Dreibundfreunde und anerkannt hohem Geist wie dem Marchese von San Giuliano, dem Leiter der auswärtigen Politik Italiens nicht leicht geworden sein, gegenüber den zwingenden Gründen, welche die Minister des Innern, der Kolonien, des Kriegs und der Marine vorbrachten, Rechnung zu tragen und die Neutralität seines Vaterlandes den Verbündeten zu notifizieren.

Wenn ich oben sagte, daß alle Parteien des Landes die Neutralität wünschten, so muß hiervon die junge kleine Nationalistenpartei ausgenommen werden. Diese trat im Anfang, wenn auch nicht energisch, für Italiens Pflicht, seinen Alliierten zu Hilfe zu kommen, ein. Dann folgte die Epoche der Mobilmachung, während welcher die französischen, russischen, englischen und damals auch noch belgischen Depeschen frenetische Siegeslügen und entsetzliche deutsche Niederlagen meldeten. Dies rief zuerst in den republikanisch-garibaldinischen Kreisen den Wunsch nach einer Beteiligung Italiens auf Frankreichs Seite wach und hatte zur Folge, daß auch die Nationalisten sich für ein solches Ideal unter Berufung auf den traurigen Scheingrund lateinischer Rassengemeinschaft erwärmten, ohne zu bedenken, daß Italien damit sein Prestige als Großmacht auf immer einbüßen würde. Allein als gleich einem Donnerschlag die deutschen Siegesnachrichten eintrafen, wurden auch diese Schwärmer ruhig und freuten sich der „notgedrungenen" Neutralität ihres Vaterlandes.

Ist aber diese Neutralität nicht auch ein Vorteil für Italiens Alliierte? Es kann darüber kein Zweifel bestehen. Schon Bismarck betonte gelegentlich der Gründung des Dreibunds, als man ihn auf die geringe Militärkraft hinwies, daß es ihm genüge, einen Unteroffizier mit der italienischen Fahne auf dem Col di Tenda aufzustellen, mit dem Gesicht nach Westen und nicht nach Osten, d. h. drohend gegen Frankreich und nicht gegen Österreich. Ferner ist die Neutralität eines Dreibundstaates eine stete Drohung für die Gegner des Bundes, da der neutrale Staat doch früh oder spät durch irgendwelche Umstände noch in Aktion treten und dann den ganzen Plan der Gegner in Verwirrung bringen kann. Solange aber Italien neutral bleibt, hat es für seine kriegführenden Alliierten eine hohe Bedeutung als Einfuhrhafen. In Genua kann anstandslos amerikanisches Getreide und Schlachtvieh gelandet und auf dem Landweg über den Brenner und den Semmering nach Deutschland und Österreich geschafft werden. Italien hat zwar für die eigenen Landesprodukte ein Ausfuhrverbot geschaffen, jedoch im Transitverkehr besteht absolut kein Bedenken, Waren von den Freihäfen nach Deutschland zu schaffen, wenn eine Blockade der Nord- und Ostseeküste eintreten sollte. Vor dem Kriegsausbruch wies Delcassé darauf hin, daß die englisch-französische Entente kraft ihrer Flotte in der Lage sei, die Dreibundländer durch eine einfache Blockade auszuhungern. Gerade diese Gefahr,

die auf der numerischen Überlegenheit der Flotten beruhte, ist durch die Neutralitätserklärung Italiens verhindert worden. Dieser letztere Umstand ist aber für Italien selbst vom höchsten Vorteil, da es hierdurch seiner Kauffahrteiflotte neuen Impuls, seinen Häfen erweiterte Bedeutung geben kann.

So ist die Haltung Italiens in diesem großen europäischen Konflikt eine zwar notgedrungene, anderseits aber eine durchaus nicht unvorteilhafte für seine Verbündeten, die darum nur den einen Wunsch haben können, daß diese Neutralität unverändert beibehalten wird.

Dr. phil. Richard Hennig.
Die Rolle des „Glücks" im Kriege.

Wie zu allen anderen Dingen im Leben, so gehört auch zum Kriegführen etwas „Glück". Die größte Tapferkeit, die genialste Führung, die opferwilligste Hingabe und Disziplin, die eisernste Energie, die den Erfolg der Schlachten und den Ausgang der Kriege in erster Linie entscheiden, sie vermögen dennoch einen vollen Erfolg nicht zu erzwingen, wenn nicht jener undefinierbare Faktor zu Hilfe kommt, den wir „Glück" nennen, der Zufall, der jeder Vorherberechnung, jeder menschlichen Beeinflussung unzugänglich ist und der dennoch im rechten Augenblick sein ganzes Gewicht in die Wagschale des Erfolges wirft. Grade die größten und genialsten Feldherren und Schlachtendenker haben die Bedeutung des „Glücks" für den erfolgreichen Ausgang ihrer kriegerischen Operationen zu schätzen gewußt und mehr als einmal am eignen Leibe verspürt, von Julius Cäsar an, der dem im Unwetter zagenden Schiffer das stolze Wort zurief: „Fahr zu, du trägst Cäsar und sein Glück" bis auf unseren großen Moltke, der den Wert des „Glückes" voll würdigte, aber ihm doch erst die zweite Stelle hinter dem eignen Verdienst zuerkannte, wenn er einst das schöne Wort prägte: „Auf die Dauer hat nur der Tüchtige Glück".

Moltke war das größte militärische Genie, das nach Napoleon der Welt beschert war oder das sich wenigstens an einer überall sichtbaren Stelle betätigen konnte. Und dennoch — ist nicht auch in seinen bewundernswertesten Leistungen hier und da ein von keiner strategischen Kunst in die Rechnung vorher einzustellendes „Glück" unverkennbar? Die Tat von Sedan, in der sich ein ganzes Heer nach beendeter Schlacht kriegsgefangen ergeben mußte, gehört, zumal da sie sozusagen eine strategische Improvisation war, zu den gewaltigsten militärischen Meisterleistungen, die die Geschichte kennt; aber die dabei bewirkte Gefangennahme Kaiser Napoleons, die den

Sedantag erst recht eigentlich zum hohen Jubel- und Triumphtag des deutschen Volkes für alle Zeit stempelte, sie war ein typischer Fall von „Glück im Kriege". Bis zum Abend des 1. September ahnte Niemand, auch Moltke nicht, daß der feindliche Herrscher, der unter dem Drängen seiner Umgebung den Krieg freventlich heraufbeschworen hatte, sich gerade bei der Armee Mac Mahons befand, deren Mattsetzung durch Moltkes wunderbares Schachspiel so schnell und gründlich gelang.

Und hätte der einzige König und Kriegsheld Friedrich der Große den unvergleichlich kühnen und erfolgreichen Riesenkampf des kleinen Preußen gegen sechs Feinde und drei Großmächte wohl zum guten Ende führen können, wenn sich nicht zu all seinem ungeheuren Heldenmut und seiner wundervollen strategischen Begabung auch ein wenig Glück gesellt hätte? Er hat zwar in den furchtbaren sieben Jahren den Kelch des Leidens bis zur Neige trinken müssen, ist vom Schicksal in einer Weise gerüttelt und geschüttelt worden, wie es wenigen Sterblichen widerfahren ist, und oft genug war er, wie wir erschüttert erfahren, in einer Stimmung, die vielleicht zum Selbstmord geführt hätte, wenn nicht das Bewußtsein der übernommenen Pflicht, das Bewußtsein, daß auf ihm allein Preußens Rettung beruhe, ihn immer aufs neue zur äußersten Spannkraft angepeitscht hätte. Und dennoch, in allem Unglück, daß über ihn und sein Land hereinbrach, blitzte von Zeit zu Zeit ein freundlicher Sonnenblick des Glücks auf, der das Äußerste und Furchtbarste abwandte. — Die Schlacht bei Lowositz (1. Oktober 1756) war gewonnen, und König Friedrich wollte in seinem Reisewagen ein wenig ruhen. Da fuhr eine der letzten Kanonenkugeln durch den Wagen hindurch und hätte dem König die Beine fortgerissen, wenn er sie nicht unmittelbar zuvor auf den gegenüberliegenden Sitz gestreckt hätte. Was wäre aus Preußens Großmachtstellung geworden, wenn die Kugel wenige Sekunden vorher ihr Ziel getroffen hätte? Was würde weiterhin heut Preußen und Deutschland sein, wenn nach der unglücklichen Entscheidung der Schlacht bei Kunersdorf (12. August 1759) die „verwünschte Kugel", die der an seiner Sache verzweifelnde König so innig herbeisehnte, des Helden Leben wirklich beendet und sich nicht an einem Etui in seiner Tasche plattgedrückt hätte? — Am deutlichsten aber erkennt man das „Glück" des Krieges in Friedrichs des Großen Leben an der Gestaltung der Dinge im Augenblick der höchsten Not. Des Königs letzte Hilfsmittel waren völlig erschöpft, den Sommer 1761 hatte er, schon unfähig zu jedem Angriff, untätig im Lager von Bunzelwitz verbringen müssen, seine letzte Stütze, England, entzog ihm nach Georgs II. Tode in einer Anwandlung jenes Krämergeistes, der sich auch jetzt wieder so herrlich bewährt hat, die bis dahin gezahlten Hilfsgelder, kurz, es brach alles um ihn her zusammen — da, in der tiefsten Not, starb am 5. Januar 1762 die russische Kaiserin Elisabeth, und mit

einem Male wurde damit der eine der beiden gefährlichsten Feinde Friedrichs, Rußland, sein Freund und Bundesgenosse. Wäre nicht der ganz unerwartete Glücksfall des Todes der Kaiserin eingetreten, ja, wäre der Tod der erst 52-jährigen Kaiserin nur wenige Monate später erfolgt, so hätte Friedrich den Krieg verloren geben müssen, und Preußen hätte nie die Großmachtstellung erringen können, zu der es damals aufstieg und die die Vorfrucht der späteren Einigung Deutschlands war.

Gehen wir weiter (um aus der Fülle der Beispiele nur einige der allercharakteristischsten zu wählen) zum Napoleonischen Zeitalter über, so begegnen wir in diesen kriegerisch erregten Jahren von 1796 bis 1815 einer ausnehmend großen Fülle von blinden Zufällen, die auf den Gang der Ereignisse von entscheidendem Einfluß und bald für den großen Korsen bald für seine Feinde Glücksfälle der allerbedeutendsten Art waren. Mit wahrer Genugtuung muß man dabei feststellen, daß es immer die jeweilig gerechte Sache ist, der die Gunst des Glückes lächelt, wie uns auch sonst die Geschichte ganz erstaunlich oft zeigt, daß das Glück im Kriege nicht dem Unrecht auf die Dauer hold ist, sondern Recht und Gerechtigkeit begünstigt. Man mag an eine göttlich waltende Vorsicht, an ein gerecht abwägendes Schicksal glauben oder nicht — zu denken gibt jene interessante und bedeutsame Tatsache in jedem Fall!

So finden wir auch Napoleon in der ersten wunderbaren Zeit seines glänzenden Aufstiegs in einer fast unglaubhaft scheinenden Weise vom Glück begünstigt, während in seiner späteren Zeit und vor allem in den ungeheuren Kämpfen der Jahre 1813—1815 das Glück sich ebenso auffällig auf die Seite seiner Gegner schlägt. Am erstaunlichsten erscheint er als ein Liebling des Glückes auf seiner ägyptischen Expedition in den Jahren 1798/99. Es erschien als eine Tollkühnheit, ja, als ein Wahnwitz, die französischen Truppen ungestört von den lauernden britischen Kriegsschiffen von Frankreich übers Mittelmeer nach dem Pharaonenlande werfen zu wollen; Nelsons Späherschiffe lagen vor Toulon, um das Unternehmen gleich im Anbeginn zu ersticken, und es schien jedes Hindurchkommen ausgeschlossen. Da erhob sich am 17. Mai 1798 ein gewaltiger Sturm und jagte die englischen Schiffe in die sardinischen Gewässer; als dann das Unwetter sich legte und die Späher ihren Posten wieder einnehmen wollten, waren die französischen Schiffe (41 Kriegs- und 400 Transportschiffe) am 19. Mai ausgebrochen, und aller Bemühungen ungeachtet gelang es auch nicht, ihrer wieder habhaft zu werden: obwohl die britischen Verfolger wiederholt in die nächste Nähe der Franzosen kamen, blieb ihnen Napoleons Flotte „wie durch einen Zauber“ verborgen. — Genau derselbe Glücksstern waltete dann ein Jahr später über der Heimreise Napoleons. Seine Flotte war an der ägyptischen Küste nach erfolgter Landung der Truppen dem Angriff Nelsons in der Schlacht bei Abukir

(1. August 1798) zum Opfer gefallen und vernichtet worden. Als Napoleon in tiefster Heimlichkeit, von nur wenig Getreuen begleitet, am 23. August 1799 die Rückfahrt nach Frankreich antrat, mußte es fast gewiß scheinen, daß er auf dem von englischen Kriegsschiffen wimmelnden Mittelmeer irgendwo aufgefangen und ein Gefangener seiner gefährlichsten Feinde werden würde. Aber es lag gleichsam eine Tarnkappe auf seinem Fahrzeug, und selbst als an der gefährlichsten Stelle, bei Korsika, widrige Winde das Schiff mehrere Tage festhielten, blieben alle britischen Späherschiffe wie durch eine höhere Fügung fern, so daß Bonaparte in der Tat am 9. Oktober glücklich den heimischen Boden erreichte. — Auch die Eroberung Maltas auf der Hinreise nach Ägypten war ein Unikum eines beinahe unbegreiflichen Glücksfalls. Der mit Recht für unüberwindlich gehaltene Waffenplatz befand sich am 12. Juni 1798, vier Tage nach Ankunft der Franzosen, infolge der völligen Kopflosigkeit und Feigheit des Großmeisters Hompesch, in Napoleons Besitz, worüber einer der französischen Offiziere mit dem berühmt gewordenen Wort quittierte: „Es ist gut, daß Leute darin waren, um den Eroberern aufzumachen, weil sie sonst schwerlich hineingekommen sein würden".

Dieses unerhörte „Glück" blieb Napoleon in der Zeit seines Aufstiegs auch bei manchen anderen Gelegenheiten treu, so z. B. bei dem furchtbaren Höllenmaschinen-Attentat am 24. Dezember 1800, dem der damalige erste Konsul nur dadurch entging, daß sein angetrunkener Kutscher kurz zuvor zufällig die Pferde unsinnig angetrieben hatte. In der späteren Zeit aber, als der Kaiser durch die immer neue Entfesselung der Kriegsfurie gewissermaßen eine tragische Schuld auf sich geladen hatte, wandte sich die Glücksgöttin von ihrem ehemaligen Liebling und begünstigte nun ebenso unverkennbar seine Gegner.

Die große, wunderbare Freiheitsbewegung des Jahres 1813, die zu so herrlichem Erfolge führte, hätte, aller patriotischen Begeisterung ungeachtet, scheitern müssen, wenn nicht eine ganze Reihe von unberechenbaren Glücksfällen zu Hilfe gekommen wäre. Schon ihre notwendige Voraussetzung, die völlige Vernichtung der „Großen Armee" des Jahres 1812, war im Sinne der unterjochten Völker ein solcher Glücksfall, den nicht die recht minderwertige russische Kriegskunst, sondern die Wut der Elemente herbeigeführt hatte. Militärisch war der russische Feldzug für die Franzosen schon mit dem Rückzug aus Moskau verloren, und die Auflösung des Heeres war schon am 24. Oktober entschieden, als durch das Gefecht von Malo-Jaroslawetz die zurückflutende Armee auf ihre alte, schon völlig ausgesogene und verwüstete Anmarschstraße zurückgeworfen wurde. Aber die beispiellose, fast völlige Vernichtung der Riesenarmee von 600 000 Mann war doch dann in der Hauptsache eine Folge der furchtbaren Kälte, die seit dem 25. November in einer für die frühe Jahreszeit geradezu unerhörten

Intensität und Dauer über das westliche Rußland hereinbrach. Diese Vernichtung der Napoleonischen Armee gestattete aber erst die große Volkserhebung des Jahres 1813, in der dann das „Glück" auch dauernd treu zur Partei der Verbündeten hielt. Dies Glück äußerte sich zunächst in unbegreiflichen Fehlern Napoleons, einmal in seinem zu frühen Beginn der Schlacht bei Großgörschen, die 24 Stunden später für ihn ein entscheidender Sieg geworden wäre, und dann im größten und verhängnisvollsten Fehler seines Lebens, im Abschluß des Poischwitzer Waffenstillstandes vom 4. Juni. Aber auch nach der Wiederaufnahme des Waffenganges am 17. August wechselten unverständliche militärische Mißgriffe des Imperators und andere merkwürdige Glücksfälle mit einander ab, um den Verbündeten schließlich Gelegenheit zu geben, den großen Schlag von Leipzig zu führen. Der ungeheure, tagelang niederströmende Landregen der letzten Augustwoche war ein solcher Glücksfall; er vergrößerte durch ein gewaltiges Hochwasser der Katzbach und der wütenden Neiße die ohnehin schwere Niederlage der am 26. August von Blücher geschlagenen Franzosen; er veranlaßte offenbar auch Kaiser Napoleon selbst, die persönliche Verfolgung der bei Dresden besiegten Hauptarmee der Verbündeten vorzeitig am 28. August abzubrechen und nach Dresden zurückzukehren, wodurch allein die Vernichtung der Hauptarmee vereitelt und ihr Erfolg über das Vandamme'sche Korps bei Kulm und Nollendorf am 30. August ermöglicht wurde. Und wieder war es der Landregen, der im Juni 1815 vor Belle-Alliance sich als ein unschätzbares Glück für die verbündete preußisch-englische Armee erwies. Die Preußen unter Blücher waren am 16. Juni bei Ligny schwer geschlagen worden; eine energische Verfolgung, wie sie der Napoleon der früheren Zeit niemals unterlassen haben würde, hätte sie für lange Zeit kampfunfähig und ihr Eingreifen bei Waterloo am 18. Juni unmöglich gemacht. Aber der Kaiser nutzte seinen Sieg bei Ligny fast gar nicht aus und kümmerte sich sehr wenig um die Verfolgung des geschlagenen Feindes, wozu abermals der gewaltige Landregen jener Tage entscheidend beigetragen haben mag, der alle Wege grundlos machte und auch Blüchers rechtzeitiges Eintreffen bei Waterloo fast vereitelt hätte.

Aber nicht nur der Regen erwies sich in dem kurzen Feldzug des Juni 1815 als ein Glücksfall ersten Ranges für die verbündete Armee, sondern es kamen zwei weitere blinde Zufälle hinzu, die von entscheidender Bedeutung waren und den Tag von Belle-Alliance zu einem kriegerischen Ereignis machen, zu dem das unberechenbare „Glück" wohl mehr als zu jedem anderen beigetragen hat. — Als nämlich Blüchers Niederlage bei Ligny entschieden war, stürzte der greise, 72-jährige Feldmarschall auf der Flucht mit dem Pferde, blieb hilflos liegen und geriet in die äußerste Gefahr, von der verfolgenden feindlichen Kavallerie gefangen genommen zu werden.

Wäre dies geschehen, so hätte niemals der Sieg von Belle-Alliance erfochten werden können — aber dasselbe Wunder, das Napoleons Schiffe auf der ägyptischen Expedition den Blicken der spähenden Feinde entzog, ließ auch den gestürzten Blücher von den wiederholt vorbeistürmenden französischen Reitern unbemerkt bleiben und trug somit mittelbar zu Napoleons endgültigem Sturze bei. Und der zweite merkwürdige Zufall, der den französischen Sieg bei Waterloo vor Eintreffen der Preußen vereitelte, war ein epileptischer Anfall des Kaisers während der Schlacht, der ihn gerade in den entscheidenden Stunden für längere Zeit des Bewußtseins beraubte und etwa eine Stunde lang jede strategische Disposition unmöglich machte. Ohne diese vielerörterte „absence“ Napoleons wäre der entscheidende Schlag gegen Wellington wohl schon geführt worden, bevor die preußische Hilfe eintraf!

Wir sehen somit an einer ganzen Reihe von Beispielen der neueren Geschichte, welchen unerwartet großen Anteil das unberechenbare, blinde „Glück“ oft genug an der Entscheidung der kriegerischen Aktionen, dem Geschick der Schlachten und dem Gedeih und Verderb der Völker gehabt hat. Mit wahrer Genugtuung können wir aber an den aufgezählten historischen Vorkommnissen auch feststellen, daß das „Glück“ die Neigung hat, die objektiv gerechte Sache triumphieren zu lassen. Diese Wahrnehmung mag uns, wenn es überhaupt nötig ist, die Zuversicht des deutschen Volkes in den Ausgang seines jetzigen schweren Ringens noch zu erhöhen, mit hoher Befriedigung erfüllen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der von Deutschland und Österreich-Ungarn auszufechtende, furchtbare Sechsfrontenkrieg unter einem bemerkenswert glücklichen Stern begonnen hat. Er ist etwa 3 Jahre früher ausgebrochen, als unsere Gegner ursprünglich eigentlich wollten, zu einer Zeit, als weder Rußland noch Frankreich hinreichend auf den Krieg vorbereitet waren. Für Deutschland hingegen ist der Zeitpunkt ungewöhnlich günstig: ein Jahr vorher ist durch die große Milliarden-Wehrvorlage unser Heer gewaltig verstärkt worden, wenige Wochen vor dem Kriegsausbruch wurde der neue, vergrößerte Nord-Ostseekanal feierlich eröffnet, der unseren größten Kriegsschiffen eine glatte und ungehinderte Durchfahrt gestattet, und dazu gesellt sich eine ausnehmend reiche und gesegnete Ernte, die uns aller Sorgen um die Volksernährung, trotz der fehlenden Zufuhr vom Auslande, für lange Zeit großenteils überhebt. Und als die Mobilmachung der Landwirtschaft ihre besten Kräfte plötzlich entzog und das Einbringen der Ernte gefährdet schien, als nur ungeübte, freiwillige Helfer in erfreulich großer Anzahl von allen Seiten herbeieilten, um die ungewohnte und wichtige Arbeit zu verrichten, da sorgte ein ausnehmend schönes und sonniges, regenarmes Wetter dafür, daß alles glatt ging und daß der diesmal doppelt und dreifach wertvolle, reiche Himmelssegen nicht noch zuletzt auf den Feldern selbst gefährdet wurde.

Möge dieses „Glück" des Krieges, das sich in den ersten Wochen dem deutschen Volk als ein so wackerer Bundesgenosse erwies, auch fernerhin unserem braven Heer und unserer todesmutigen Marine zur Seite stehen. An gewaltigen Leistungen, die die Ausnutzung etwaiger Glücksfälle erst wirklich möglich machen, hat es schon in den Anfängen wahrlich nicht gefehlt und wird es auch weiterhin nicht fehlen, damit Moltkes schönes Wort sich aufs neue herrlich bewahrheite: „Auf die Dauer hat nur der Tüchtige Glück"!

C. A. Bratter: Amerika und der Krieg.

Die der deutschen Sache wenig freundliche Haltung eines großen Teiles der amerikanischen Presse hat hier einigen Unwillen und viel Erstaunen hervorgerufen. Der Unwille wurde abgeschwächt durch die Feststellung, daß das amtliche Amerika sich durch die Haltung jenes Teiles der amerikanischen Presse nicht aus seiner streng neutralen Haltung herausdrängen läßt; ein Verdienst, das nur der ganz zu würdigen versteht, der den ungeheuren Einfluß der Presse in Amerika auf die Leitung der Regierungsgeschäfte kennt und weiß, wie schwer es den Regierenden drüben ist, sich einer von der Presse getragenen starken Strömung zu entziehen. Auf unsern Unmut hat zudem die Tatsache besänftigend gewirkt, daß eine wachsende Zahl amerikanischer Blätter unter dem Einfluß der deutschen Aufklärungsarbeit (hat sie nicht ein wenig zu spät eingesetzt?), bei der sich auch Kaiser und Kanzler betätigten, beginnt sich auf die amerikanische Nationaltugend der fairness zu besinnen und größere Objektivität in ihrer Berichterstattung und ihren redaktionellen Meinungsäußerungen über die Rolle Deutschlands in dem Weltkriege an den Tag zu legen. Was aber zur Entschuldigung jener deutschfeindlichen amerikanischen Blätter tausendmal vorgebracht wurde: sie hätten nicht anders als deutschfeindlich melden und schreiben können, die sie ausschließlich aus englischen und französischen Quellen gespeist worden seien, — gerade diese am plausibelsten klingende Apologie lasse ich am allerwenigsten gelten. Denn jene Blätter wußten, daß sie es mit einer einseitig-tendenziösen Berichterstattung zu tun hatten, und in voller Kenntnis dieser Tatsache haben sie nicht nur allen erlogenen Meldungen über deutsche Niederlagen und deutsche Greuel Raum gegeben, sondern auch in ihren redaktionellen Artikeln eine den Deutschen unfreundliche Gesinnung an den Tag gelegt, die von gröblichen Ungerechtigkeiten nicht zurückschreckte.

Noch größer als unser Unmut über diese Haltung ist, wie gesagt, unser Erstaunen. Unsere Überraschung über die einseitige Parteinahme für Frankreich und England, für den Dreiverband, dem doch auch das vom ganzen Amerikanertum, ohne jegliche Ausnahme, gehaßte und verachtete Rußland angehört. Und unser Erstaunen wächst, wenn wir in soundso vielen amerikanischen Blättern lesen, ein Sieg Deutschlands wäre eine vernichtende Niederlage aller demokratischen, aller freiheitlichen Regungen in Europa. Welche Verblendung, etwa von einem Siege Rußlands eine freiheitsförderliche Wirkung zu erwarten! (Auf das amerikanische Argument mit seiner falschen Spitze gegen Deutschland braucht man wahrlich nicht polemisierend einzugehen. Es ist ein Scheinargument, mit dem die Blöße der Ungerechtigkeit sehr notdürftig bedeckt wird.) Rußland ist dem Amerikaner der Inbegriff politischer und sozialer Scheußlichkeit. Die russische Autokratie ist die schärfste Verneinung des amerikanischen Freiheitsideals. Das Buch George Kennans über die sibirischen Greuel rief in Amerika förmlich ein Wutgeheul hervor; es gehört noch heute zu den meistgelesenen politischen Schriften. Die Judenverfolgungen in Rußland, die eine enorm anwachsende Judeneinwanderung in Amerika zur Folge hatten, verschärften die russenfeindliche Stimmung in den Vereinigten Staaten; die Erzählungen der Vertriebenen über ihre Leiden in Rußland machten die Runde durch die amerikanische Presse; und das sehr einflußreiche Judentum in Amerika trug dafür Sorge, daß die Abneigung der Amerikaner gegen Rußland sich auf die Kreise der Regierenden und die führenden sozialen Schichten ausdehnte. Dazu kamen und kommen die vielen anderen russischen Einwanderer, denen in ihrer Heimat das Leben zur Hölle gemacht wurde: Polen, Finnen, Leute aus den Ostseeprovinzen, Armenier aus dem Kaukasus usw.; auch sie haben rege und erfolgreiche Stimmungs-Propaganda gegen Rußland gemacht. Die jämmerliche Heuchelei, die das pomphaft angekündigte Abrüstungs-Projekt des Zaren kennzeichnete, hat in Amerika, nachdem die erste Regung des Erstaunens und der freudigen Zustimmung besserer Erkenntnis gewichen war, einen überaus abstoßenden Eindruck hinterlassen. Die innere russische Politik, die unter dem dritten Alexander und seinem schwachen Sohne eine immer freiheitsfeindlichere Form annahm, immer bestimmter auf die rohe Unterdrückung aller liberalen Regungen ausging (das System des „Plehweism", wie es in Amerika kurz und treffend etikettiert wurde); die gewaltsame Russifizierung Finnlands; das unwürdige Gaukelspiel, das mit der Verfassung und der Duma getrieben wurde; die vielen barbarischen Progrome und ähnliche Blüten spezifisch-russischer Eigenart gaben der russenfeindlichen Stimmung in Amerika immer neue Nahrung. Nach dem Progrom von Kischinew entschloß die Unionsregierung sich zu dem ungewöhnlichen Schritt, bei der russischen Regierung anzufragen, ob sie eine Petition der amerikanischen Juden entgegennehmen wolle. Das Petersburger Auswärtige Amt lehnte, wie zu erwarten war, das Ansinnen Amerikas als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Rußlands schroff ab; trotzdem war die eigentliche

Absicht der amerikanischen Regierung, durch die Veröffentlichung der Petition die Entrüstung der Amerikaner und der übrigen Welt gegen Rußland aufzustacheln, vollkommen erreicht. Es kam ihr hauptsächlich darauf an, der Welt die offizielle amerikanische Auffassung mitzuteilen, daß der Progrom nicht etwa ein „Privatunternehmen", sondern daß er auf amtliche russische Anstiftung zurückzuführen sei. Präsident Roosevelt hat in seiner Jahresbotschaft an den Kongreß 1904 dem Empfinden des amerikanischen Volkes ungeschminkten Ausdruck gegeben. Das hinterlistige Vorgehen Rußlands in China, die Weigerung Rußlands, sich der von Amerika angeregten Formel der „offenen Türe" in Ostasien anzuschließen, trugen gleichfalls zur Verschärfung der Abneigung gegen Rußland bei, die in Amerika immer mehr an Boden gewann. Es hat vor dem jetzigen Kriege nicht einen amerikanischen Politiker, nicht eine amerikanische Zeitung gegeben, die es unternommen hätten, für ein herzlicheres Verhältnis zu Rußland einzutreten. Man hätte drüben ein solches Unterfangen als einen Hochverrat an allen amerikanischen Idealen gebrandmarkt.

Und England? Es hat Zeiten gegeben — und sie liegen nicht so sehr weit zurück —, da man in Amerika schon der Schuljugend einprägte, daß England der Erzfeind sei. In den Schulbüchern, in den für die Jugend bestimmten Zeitschriften, in „sensationel novels", in den Reden, die am nationalen Feiertage, dem 4. Juli, gehalten wurden, erinnerte man die Kleinen und die Großen an die Ereignisse, die der großen Revolution vorangingen, an die Losreißung der amerikanischen Kolonien vom englischen Joch, an den amerikanisch-englischen Krieg 1812—15; und in allen diesen Büchern, Artikeln und Reden erschien das „gierige", das „anmaßende" England stets in der Gestalt des Intriganten und Schurken im Melodrama. Man war in Amerika der Überzeugung, daß England nur auf eine Gelegenheit lauere, die Macht und das Ansehen der Vereinigten Staaten zu schwächen. Noch 1895 habe ich selbst in Amerika den elementaren Ausbruch eines Englandhasses erlebt, von dessen Stärke und Glut man sich hier keinen zureichenden Begriff machte. Es war ein Toben und Wüten, als stände man unmittelbar vor einem Kriege. Es war zur Zeit des Grenzstreites zwischen Venezuela und Britisch-Guiana, und die Regierung Lord Salisburys hatte die Aufforderung des amerikanischen Staatssekretärs Olney, die Angelegenheit schiedsrichterlich zum Austrag zu bringen, glatt abgelehnt. Ebenso entschieden wies er die Auslegung zurück, die Olney der Monroe-Doktrin gab; er erklärte, die Monroe-Doktrin habe keine internationale Geltung und sei speziell auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar. Darauf legte Präsident Cleveland dem Kongreß die ganze zwischen Amerika und England ausgetauschte Korrespondenz in einer Sonderbotschaft vor, in der er erklärte, die Vereinigten Staaten würden vor keinem Mittel zurückschrecken, um ihre Forderung und Auffassung durchzusetzen. Das amerikanische Volk hätte es am liebsten gesehen, wenn die Union der englischen Regierung ohne weiteres den Krieg erklärt hätte; und wer weiß, ob es

nicht dazu gekommen wäre, wenn nicht Lord Salisbury, vor dem Ausbruch der amerikanischen Volkswut zurückschreckend, schleunigst eingelenkt hätte.

Damals geschah es, daß die zielbewußten und leider nicht erfolglosen Bemühungen der englischen Politik, Deutschland in der öffentlichen Meinung Amerikas herabzusetzen und anzuschwärzen, mit verdoppelter Kraft einsetzten. Es gelang den Engländern, den Ingrimm, den die Venezuela-Episode in Amerika wachgerufen hatte, von sich ab- und in die Richtung nach Deutschland zu lenken. Zunächst wurde von England aus mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß nirgends in der Welt die Geltung der Monroe-Doktrin so energisch bestritten werde, wie in Deutschland. Man zitierte Stellen aus alldeutschen Artikeln und verbreitete mit Behagen eine angebliche Äußerung Bismarcks, die Monroe-Doktrin sei kein staatsrechtlich-internationaler Grundsatz, sondern eine amerikanische Dreistigkeit. Nun gibt es auf der ganzen Welt nichts, was die Amerikaner derart aufreizt, als wenn an der Monroe-Doktrin, diesem Grund- und Eckstein ihrer auswärtigen Politik, gerührt wird; selbst in ihrer vor-imperialistischen Zeit waren sie durchaus gewillt, jeden Staat, der sich in die Angelegenheiten der westlichen Hemisphäre mit Umgehung der Vereinigten Staaten einmischen sollte, mit Krieg zu überziehen. Gerade die Venezuela-Botschaft des Präsidenten Cleveland zeigte, wie selbst ruhige und durchaus friedlich veranlagte amerikanische Staatsmänner mit dieser reißenden Volksströmung zu rechnen haben. Und nachdem die Engländer aus dieser Ecke die Deutschen mit Erfolg bei den Amerikanern verleumdet hatten, beeilten sie sich, die Monroe-Doktrin in aller Form anzuerkennen. Die englische Regierung ließ durch den Herzog von Devonshire erklären: „Great Britain accepts the Monroe Doctrine unreservedly". In Amerika wurde dieses Anerkenntnis mit größter Genugtuung begrüßt, während eine schon früher ergangene Erklärung der deutschen Regierung, sie beabsichtige nicht, auf dem südamerikanischen Kontinent auch nur den geringsten Gebietserwerb vorzunehmen, unter englischem Einflusse als unzulänglich und ausweichend kühl aufgenommen worden war.

Inzwischen hatte England zwei andere internationale Zwischenfälle erfolgreich gegen Deutschland ausgebeutet: die Kaiserdepesche an Krüger und die Diedrichs-Dewey-Episode 1898 in der Manilabai. Die Geschichte dieser Episode ist noch heute nicht ganz aufgeklärt, und 1898 wußte man in Amerika von ihr nur das, was über das englische Kabel dorthin gelangte. Es wurde mit Winken und halben Andeutungen so geschickt manövriert, daß die deutsche Regierung bei den Amerikanern in den Verdacht geriet, in Ostasien auf Kosten der Vereinigten Staaten Eroberungen machen zu wollen. Es ist kein Geheimnis, daß Amerika damals die Philippinen zum großen Teile aus dem Grunde an sich nahm, weil man der Unionsregierung suggeriert hatte, wenn sie nicht von den Inseln Besitz ergreife, so würden es die Deutschen tun. Die deutsch-amerikanische Presse tat damals, wie sie es heute wieder tut, ihr Bestes, um das anglo-amerikanische

Publikum über die friedliche Natur der deutschen Politik aufzuklären und das Brandmal der „greediness“, der Gier nach fremdem Gut, von ihr zu entfernen. Aber das amerikanische Publikum liest keine deutsch-amerikanischen Blätter, und die Stimme der Londoner Times dringt viel leichter und schneller an sein Ohr, als die der „Newyorker Staatszeitung“ und des „Deutschen Journals“.

Über jenen Zwischenfällen ist eine Reihe von Jahren vergangen, und die öffentliche Meinung in Amerika, die im Grunde genommen vor der deutschen Kultur und deutscher Geschäftstüchtigkeit große Achtung hat, hätte alle Unstimmigkeiten vergessen, wenn nicht die verderblichen englischen Einflüsse ihr Spiel weiter getrieben hätten. Zu spät hat man in Deutschland die Notwendigkeit erkannt, der Beherrschung des Kabel-Nachrichtendienstes durch England entgegenzutreten und eigene Kabellinien nach Amerika zu legen. Als 1904 das zweite Kabel Borkum-Azoren-Newyork fertiggestellt war, hatte die englische Brunnenvergiftung schon zu viel Unheil angerichtet. Der Besuch des Prinzen Heinrich in Amerika hat unzweifelhaft Gutes gestiftet, aber er hat jene unheilvollen Einflüsse nicht ausrotten können. Dann wurde auf deutscher Seite der Fehler begangen, eine Statue Friedrichs des Großen gerade in dem Augenblick nach Amerika zu schicken, als drüben die französische Rochambeau-Deputation gefeiert wurde; es wurde von den Amerikanern falsch ausgelegt als ein Versuch Deutschlands, die Franzosen in der Gunst der Amerikaner zu verdrängen. Daß England diesen kleinen Mißgriff nicht unbenützt vorbeigehen ließ, ist selbstverständlich.

Immerhin: in den langen Jahren segensreicher kultureller und nie unfreundlicher amtlicher Wechselbeziehungen zwischen Amerika und Deutschland hätten die Amerikaner erkennen müssen, daß Deutschland n i e eine Politik der „greediness“ verfolgt, daß es — ganz besonders unter dem jetzigen Kaiser — das ehrliche Bestreben an den Tag gelegt hat, mit der Union in Frieden und in Freundschaft zu leben. Sie müßten eingesehen haben, wie schlecht sie beraten waren, als sie der Einflüsterung Englands Gehör schenkten, Deutschland wolle Südbrasilien zu einer deutschen Kolonie machen, Deutschland habe die Absicht, von den Karolinen und Ladronen aus Amerika in seiner östlichen Flanke anzugreifen, und was derlei schlecht erfundene Verdächtigungen mehr sind. Die Amerikaner müßten der ehrenvollen Rolle gedenken, die das Deutschtum drüben schon in der schweren Zeit der Revolutionskriege gespielt hat, der hervorragenden militärischen Dienste, die ein Steuben, ein de Kalb, ein Herkimer und im Bürgerkrieg mehrere Dutzend deutscher Heerführer ihnen geleistet haben. In den Geburtsjahren der amerikanischen Nation hat man den Wert des deutschen Elements wohl zu würdigen verstanden; fehlten doch im konstituierenden Kongreß, als er Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Philadelphia tagte, nur wenige Stimmen, und deutsch wäre die Landessprache, das deutsche Germantown die Bundeshauptstadt geworden! Die besten Amerikaner haben dem deutschen Geist ihre Verehrung gezollt; unzählige amerikanische Politiker haben — auch wenn just nicht eine Wahlkampagne im

Gange war — die kulturelle Bedeutung des Deutsch-Amerikanertums für die Union gern anerkannt, eine jährlich wachsende Zahl von Amerikanern lernt bei uns nicht nur gute Städteverwaltung und mustergiltige Einrichtungen der sozialen Wohlfahrtspflege, sondern auch die Ruhe und Geradlinigkeit unserer Politik aus eigener Anschauung kennen. Und gerade darum überwiegt in Deutschland, auch bei voller Einschätzung der englischen Verhetzung, das Erstaunen über den Unmut, den wir ob der ungerechten Behandlung unserer Sache in einem erheblichen Teile der amerikanischen Presse empfinden — oder doch bis vor kurzem empfanden.

Bei einer Beurteilung der Motive, die dieser Haltung der amerikanischen Presse zugrunde liegen, darf ein interessantes, in Deutschland wenig bekanntes Motiv nicht außer acht gelassen werden. Die Mehrzahl dieser Zeitung konstruiert sehr natürlich einen Gegensatz zwischen dem deutschen Volk und dem deutschen Kaiser: jenes habe den Krieg nicht gewollt, dieser sei von seinen militärischen Ratgebern zum Kriege gedrängt worden. Und diese Behauptung wird als amerikanisch-innerpolitisches Manöver verwertet, als Handhabe zur Polemik gegen die Millionen von Amerikanern, die Wilsons Mexiko-Politik mißbilligen. Jetzt seht ihr — so ungefähr argumentieren diese Blätter —, um wieviel weiser und stärker unser Präsident ist, der sich von Jingos und Kriegshetzern n i c h t in ein kriegerisches Abenteuer in Mexiko hineintreiben ließ. Zwischen der Lage, die dem deutschen Kaiser das Schwert in die Hand zwang, und den Erwägungen, die den Präsidenten Wilson von einem mexikanischen Kriege abhielten, läßt sich schlechterdings eine Parallele nicht herstellen. Das Argument jener amerikanischen Blätter ist, milde gesagt, in höchstem Grade unsachlich. Für uns ist es aber interessant, festzustellen, daß das abgünstige Urteil der Amerikaner seinen Ursprung zum erheblichen Teile in einem rein inneramerikanischen Streite der Meinungen hat.

Artur Dix:
Im Kampf um die Wahrheit.

Wer den Dingen, die da kommen mußten, die jahrelang all unser Denken und Sorgen ausgefüllt haben und nun zu lebendigster Wirklichkeit geworden sind, offenen Blickes entgegengesehen hat, für den gab es zum Schlusse aller Erwägungen immer nur wieder die drei gleichen Forderungen: zum ersten bestmöglicher Ausbau unserer Land-, See- und Luftwehr, zum andern wirtschaftliche Kriegsvorsorge und zum dritten die Eroberung eines unserer sonstigen Stellung würdigen Platzes im internationalen Nachrichtenwesen!

Schreiber dieses hatte im vorigen Winter die Freude, in einem stattlichen Kreise deutscher Politiker eine Reihe von „weltpolitischen Erörterungsabenden" leiten zu können. Da unterhielt man sich über die Grundzüge des imperalistischen Strebens der Weltmächte; über diese und jene politische oder wirtschaftliche „Unstimmigkeit" auf der Landkarte; über die Hinterhältigkeit der britischen Politik — die uns durch Vorspiegelung mittelafrikanischer Ziele in friedensselige Sicherheit versetzen wollte — und über die ungeheure Intimität in den Vorbereitungen militärischer Offensive Frankreichs und Rußlands. Abend für Abend fast aber drängte die Erörterung doch stets wieder zu dem Schlusse, daß wir nicht nur politisch auf der Hut und militärisch-maritim-aviatisch aufs äußerste gerüstet sein müßten, sondern daß auch auf wirtschaftliche Kriegsvorsorge hinzuarbeiten und auf gesicherten Ausbau des deutschen Anteiles am internationalen Nachrichtenwesen mit größter Aufmerksamkeit zu achten sei.

Diese beiden letzteren Erkenntnisse blieben nicht theoretischer Natur; es wurde auch mit praktischer Arbeit begonnen. Freilich, der Wirtschaftliche Kriegsrat, wie er uns vor Augen schwebte: als eine Zentralstelle zur Einleitung allgemeiner volkswirtschaftlicher Kriegsvorsorge, blieb trotz besten Willens des Generalstabes ungegründet; und erst als die Kriegsnot wirklich über unser Wirtschaftsleben hereingebrochen, fanden die Vertreter der größten Organisationen unserer industriellen Gütererzeugung sich zusammen, um den „Kriegsausschuß der deutschen Industrie" zu gründen, der unendlich viel Versäumtes in emsigster Arbeit nachzuholen hatte.

Wohl aber war wenigstens das Spezialgebiet der finanziellen Mobilmachung so sorgsam beackert worden, daß neben der militärischen auch eben diese finanzielle Mobilmachung in Deutschland bis ins kleinste vortrefflich klappte.

Was aber den deutschen Anteil am internationalen Nachrichtenwesen anbetrifft, so sind unsere Bemühungen auf diesem Gebiete — zum großen Nachteil der deutschen Interessen — leider nicht zeitig genug in die praktische Wirksamkeit übertragen worden. So wurde denn wohl die klaffendste Lücke in den Maßnahmen weitschauender Fürsorge für die Wahrung deutscher Weltwirtschaftsinteressen in Friedens- wie in Kriegszeiten offenbar durch die außerordentlich ungünstige Lage, in die Deutschland sich unmittelbar nach Beginn des Krieges hinsichtlich des internationalen Nachrichtendienstes versetzt sah.

Unerwartet freilich kam diese harte Lehre nicht; hatte sich doch seit mindestens zwei Jahrzehnten in Deutschland die Erkenntnis weiter und weiter Bahn gebrochen, was das englische Kabelmonopol für Deutschland bedeutet! Heute ist es jedermann im ganzen Lande so klar vor Augen gerückt, daß es weiterer Auseinandersetzungen darüber zur Stunde nicht mehr bedürfen sollte. Wir waren beim Ausbruch des Krieges bezüglich der Nachrichtenvermittelung fast von der ganzen Welt abgeschlossen; mußten es uns gefallen lassen, daß zunächst die Entstehungsgeschichte des Krieges der Außenwelt nur in der Form mitgeteilt wurde,

in der es den englischen Interessen ersprießlich sein konnte, und sahen uns außerstande, unserseits die Waffe der Wahrheit anderwärts als nur auf dem Boden des eigenen Heimatlandes zu schwingen.

Wie bekannt, ist das Unterseekabel, das in der Versorgung des allgemeinen Nachrichtenmarktes die wichtigste Rolle spielt, eine deutsche Erfindung. Mit dem Tode seines Erfinders, Werner von Siemens, schien aber alles Bemühen erstorben, diese deutsche Erfindung auch den deutschen Interessen nutzbar zu machen.

Welche Bedeutung eine deutsche Kabelverbindung in erster Linie zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten haben würde, das hatte Siemens seinerseits wohl erkannt, noch bevor es ein auf dem Schlachtfelde geeintes Deutsches Reich gab. Im Jahre 1869 bereits war auf sein Betreiben eine „Vereinigte deutsche Telegraphengesellschaft" ins Leben gerufen, deren Zweck die Legung eines deutschen Kabels nach Amerika sein sollte. Aber schon war es England gelungen, einen großen Vorsprung zu gewinnen; diese erste deutsche Kabelgesellschaft mußte schließlich mit den englischen Gesellschaften paktieren und kam nicht zur Lösung der ihr bei ihrer Gründung gestellten Aufgabe. Ja, die deutsche Reichspost mußte noch im Jahre 1881 die Verpflichtung übernehmen, bis Ablauf des neunzehnten Jahrhunderts alle Telegramme nach Nordamerika über die atlantischen Kabel der britischen Anglo-Gesellschaft zu leiten. Das waren bereits um das Jahr 1890 über 300000 Telegramme jährlich, die sehr wohl ausgereicht hätten, ein eigenes, unabhängiges deutsches Kabel rentabel zu machen.

Die Reichspost war dann auch unermüdlich bestrebt, Vorarbeiten für die Legung eines deutsch-amerikanischen Kabels zu treffen. Da man sehr wohl erkannte, daß nach dem Muster der anderen Länder diese Kabel kein staatliches, sondern ein privates Unternehmen sein müßten, so hielt man sich zunächst natürlich an die Firma Siemens & Halske, deren Begründer ja doch der Erfinder des Kabels war. Als dieser aber im Dezember 1892 die Augen geschlossen, fand die Reichspost kein Entgegenkommen mehr und mußte sich nach einem anderen Partner umsehen, den sie 1894 in der Kölner Firma Felten & Guillaume fand. Es wurde eine „Deutsche Seetelegraphengesellschaft" gegründet, die zunächst die Vorarbeiten für die Legung eines deutsch-atlantischen Kabels nach Ablauf der England gegenüber eingegangenen Verpflichtung vorbereitete; und als dann der Zeitpunkt gekommen, brachte die im Jahre 1899 gegründete „Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft" das Werk zur glücklichen Durchführung. Gleich darauf entstand die „Osteuropäische Telegraphengesellschaft", die ein Seekabel zwischen der rumänischen Küstenstadt Constanza und Konstantinopel schuf, um die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zum Orient in wünschenswerter Weise zu fördern. Von wesentlich größerer Bedeutung war die „Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft", der die Aufgabe gestellt wurde, die ostasiatische Küste

mit den wichtigsten deutschen und niederländischen Kolonien in der Südsee zu verbinden. Das jüngste Kind der deutschen Kabelpolitik ist die im Jahre 1908 ins Leben gerufene „Deutsch-Südamerikanische Telegraphengesellschaft", die uns nicht nur mit dem so außerordentlich wichtigen südamerikanischen Markt, sondern auch mit unseren westafrikanischen Kolonien in telegraphische Verbindung setzen sollte. Wie notwendig das letztere, dafür mag die Tatsache sprechen, daß wir während des großen südwestafrikanischen Feldzuges ganz und gar angewiesen waren auf die Gnade des englischen Kabels. Uns drohte die Lage, die Spanien im Jahre 1898 erfahren hatte, als es während des Krieges mit den Vereinigten Staaten außerstande war, mit seiner wichtigsten Kolonie Cuba, die zugleich der Hauptkriegsschauplatz war, irgendwelche Depeschen auszutauschen.

Verglichen mit dem britischen Weltkabelnetz, stand Deutschland auch bei Ausbruch des Krieges noch in den Anfängen. Von den 520000 Kilometern Gesamtlänge des Weltkabelnetzes kontrollierte Deutschland nur etwa 36000 Kilometer, England aber etwa 450000. Dazu kam als besonders erschwerend, daß Deutschland der militärisch gesicherten Stützpunkte für seine Kabellinien ermangelte, so daß es England ein Leichtes war, schon in der Stunde seiner Kriegserklärung an Deutschland die vorhandenen deutschen Kabellinien lahmzulegen.

War auf militärisch-politischem Gebiet die völlige Einkreisung Deutschlands — wie König Eduard VII. sie sich gedacht hatte, indem er selbst Österreich-Ungarn in die Reihe unserer Gegner zu ziehen trachtete! — nicht geglückt; war Englands Rechnung, uns wirtschaftlich allseits bis zu völliger Aushungerung einkreisen zu können, ein großer Rechenfehler, da uns die Reservewege durch die Niederlande und Dänemark, über Skandinavien und die italienischen Häfen verblieben, die große englische Flotte auch eine wirkliche Blockade der deutschen Nord- und Ostseehäfen nicht wagte — so war doch auf dem Gebiete des Nachrichtendienstes die Einkreisung fürs erste gelungen; und es bedurfte ungeheurer Anstrengungen, um durch die Vermittelung neutraler Nachbarn wieder in Fühlung mit der übrigen neutralen Außenwelt treten zu können. Inzwischen aber mußte jene Außenwelt auf Grund der über England gekommenen Drahtberichte vermeinen, Deutschland sei bereits in den ersten Kriegswochen zu Boden geschmettert worden und werde den gerechten Lohn empfangen für die Frivolität, mit der es angeblich den Weltfrieden gebrochen.

Nun gibt es in der Gegenwart neben den Seekabeln ja noch ein neueres Werkzeug im Dienste der überseeischen Nachrichtenvermittelung: Auch in der Funkentelegraphie hatte deutsche Technik Außerordentliches geleistet, und wir standen mitten in den Versuchen, uns durch dieses Hilfsmittel gleichfalls von fremden Kabeln unabhängig zu machen. Aber auch hiermit waren wir noch nicht entfernt an das erstrebenswerte Ziel gelangt; und wo Deutschland zwar funkentelegraphische Verbindungen geschaffen, aber nicht genügend für ihre militärische

Sicherung gesorgt hatte, da erfaßte England unverzüglich die schwachen Punkte, wie das Zusammenschießen des Funkspruchturmes von Daressalam und das Vordringen englischer Truppen in Togo mit dem gleichen Ziel drastisch lehrte.

Der unzulänglichen Organisation des mechanischen Apparates deutscher Nachrichtenvermittelung im Verkehr mit dem Ausland entsprach eine unzulängliche Organisation des deutschen Anteiles am internationalen Nachrichtendienst auch in mehr persönlicher Beziehung: Wir verfügten im Auslande nicht über die nötigen Agenturen und hatten ebensowenig eine ausreichende Fühlung mit der ausländischen Presse. Wesentlich erfuhr schon in Friedenszeiten das Ausland über uns in der Hauptsache nur, was die Inhaber des britischen Weltkabelmonopols und die großen Telegraphenagenturen Reuter und Havas über uns zu vermelden für den britischen und französischen Interessen nützlich erachteten. Ebenso waren wir unserseits, auf die gleiche Vermittelung angewiesen, ungenügend über ausländische Vorgänge unterrichtet und nicht in der Lage, hinüber und herüber den Kampf der Wahrheit gegen engmaschige Lügengespinste zu führen.

Wie unsere weltpolitischen, so litten unsere weltwirtschaftlichen Interessen schon im Frieden durch diesen Zustand großen Schaden. In neuerer Zeit fehlte es denn auch, wie schon eingangs angedeutet, nicht an Versuchen, Abhilfe zu schaffen. Wenn wir seit reichlich Jahresfrist ein Massenaufgebot von Neuschöpfungen weltwirtschaftlicher Organisationen in Deutschland zu beobachten hatten, so spielte auch bei all diesen Gründungen und Gründungsversuchen die Frage eine beträchtliche Rolle, wie die an den weltwirtschaftlichen Verknüpfungen interessierten Kräfte in Deutschland zusammengefaßt werden könnten, um im gemeinschaftlichen Interesse deutscher Weltpolitik und deutscher Weltwirtschaft zu arbeiten für die Ausbreitung des deutschen Anteiles am internationalen Nachrichtendienst. Aber wiederum befanden alle diese Bemühungen sich noch in den Anfangsstadien ihrer praktischen Verwirklichung, als der Krieg zum Ausbruch kam. Wie die wirtschaftliche Kriegsfürsorge, so mußte auch die Fürsorge für die deutsche Stellung im Weltnachrichtendienst nachholen, was an weitschauender Vorsorge versäumt oder zu spät begonnen war.

Auf beiden Gebieten fiel dem Kriegsausschuß der deutschen Industrie, der am 8. August dieses Jahres ins Leben trat, die Aufgabe zu, die unvollendete Arbeit aufzunehmen und fortzuführen, soweit der Kriegszustand es irgend zuließ. Hatte uns doch gerade die Abschneidung von wichtigen Außenverbindungen des Nachrichtendienstes und die Verbreitung englisch-französischer Kriegslügen durch die ganze Welt nur allzu deutlich vor Augen geführt, wo wir in dieser Beziehung noch standen. Neben dringendsten politischen Interessen heischten die Interessen der Aufrechterhaltung unseres Außenhandels in möglichst weitem Umfange die unverzügliche Einleitung von Abhilfsmaßregeln.

Viele Kräfte regten sich, um an diesem so überaus wichtigen Werke mitzu-

arbeiten. So übernahm, um nur ein Beispiel herauszuheben, die Potsdamer Handelskammer, Sitz Berlin, mit Genehmigung der zuständigen Behörden einen internationalen wirtschaftlichen Nachrichtendienst an alle große Handelskammern der neutralen Staaten. Den Handelskammern der Vereinigten Staaten, Italiens, Spaniens, Hollands, Dänemarks, Schwedens, Norwegens und Rumäniens werden in der Sprache ihres Landes Berichte und Aufsätze über die sichere wirtschaftliche Stellung Deutschlands — Finanzwesen, Versorgung der Bevölkerung, Ernteergebnisse usw. — zugestellt mit der Bitte um Verbreitung dieser Angaben in den Zeitungen. Ergänzt werden diese Aufsätze noch durch Beifügung von deutschen Zeitungen und Zeitungsausschnitten.

Wie gesagt, blieb auch der Kriegsausschuß der deutschen Industrie nicht untätig, sondern steuerte mit ganzer Kraft auf eine großzügige Lösung der ebenso schwierigen wie bedeutsamen Aufgabe zu. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Einzelarbeiten auf diesem Gebiete, die vielverschlungenen Wege, deren sich der Nachrichtendienst nach dem Auslande, zumal in Kriegszeiten, bedienen muß, den aufmerksamen Augen des Auslandes verborgen gehalten zu bleiben haben. Aus diesem Grunde kann es hier auch nicht unsere Aufgabe sein, näher darzulegen, in welchen Richtungen die umfangreichen Bemühungen des Kriegsausschusses sich auf diesem delikaten Gebiete bewegt haben.

So viel aber kann und soll gesagt werden, daß diese Arbeit vornehmlich mit in jenes große Arbeitsfeld des Kriegsausschusses gehört, das nicht nur in der gegenwärtigen Kriegsnot, sondern dauernd beackert werden muß. Deutschland muß heraus aus seiner, einer Weltmacht unwürdigen, all seine Interessen schädigenden Rolle, die es bis zur Stunde im internationalen Nachrichtendienst spielt. Ernste Beachtung verdient in dieser Hinsicht der in der Öffentlichkeit gemachte Vorschlag, im Falle der Ausgang des Krieges uns die Eintreibung einer großen Kriegsentschädigung gestattet, einen Posten von einigen hundert Millionen davon abzuzweigen, um aus seinen Zinsen fortlaufend über ausreichende Mittel zu verfügen, die ausländischer Beobachtung entzogen, den Zwecken des deutschen Auslands-Nachrichtendienstes nutzbar zu machen wären.

Es sind hier nicht nur Kriegsaufgaben zu lösen, sondern Aufgaben von bleibendem Wert. Um mit den Worten des ersten Geschäftsberichtes des Kriegsausschusses der deutschen Industrie zu schließen:

„Über die wirtschaftliche Mobilmachung von 1914 hinaus dürfte die Lösung der gestellten Aufgabe zugleich hinwirken auf die dauernde Sicherung der deutschen Weltstellung und Weltgeltung in Politik, Wirtschaft und Kultur!"

Bankier Georg Hermann Loewy: Die Sicherheit der deutschen Banknoten.

„Tre cose, Sire, ci bisognano preparare, danari, danari, e poi danari“, gab Marschall Gian-Giacomo Trivulzio im Jahre 1499 dem König Ludwig XII. auf seine Frage, welche Vorbereitungen und Rüstungen für die Eroberung des Herzogtums Mailand nötig seien, zur Antwort. Seitdem im 17. Jahrhundert der deutsche Reichsfürst Raimund Montecuccoli, dessen Namen noch heute eines der vornehmsten österreichischen Regimenter trägt, in seinem großen militärischen Werke „Aphorismen der Kriegskunst" jenen Ausspruch zitiert hat, ist er unter der Bezeichnung „Zum Kriegführen sind drei Dinge nötig, Geld, Geld und nochmals Geld" oft wiederholt und sehr populär geworden. Auch für den jetzigen Weltkrieg hat er allgemeinste Gültigkeit behalten. Es ist unzweifelhaft, daß die Erfolge, die Deutschland in dem gegenwärtigen Kriege bisher schon erzielt hat, und die weiteren, die mit Gottes Hilfe bald folgen werden, trotz der überragenden Eigenschaften unserer Heeresleitung, trotz der bewundernswerten Tapferkeit unserer Truppen, trotz der alles Dagewesene in den Schatten stellenden Begeisterung des ganzen Volkes nicht möglich wären, wenn nicht Deutschlands finanzielle Rüstung ebenso glänzend wie seine militärische wäre.

Während aus strategischen Gründen über die Art der militärischen Mobilmachung, den Aufmarsch und die Stellung der Truppen, für eine gewisse Zeit strengstes Geheimnis von den zuständigen Stellen gewahrt werden muß, liegt umgekehrt die Gestaltung der finanziellen Mobilmachung für jedermann schon heute offen. Sind doch die Ausweise der Reichsbank seit dem Beginn des Krieges in genau den gleichen, in § 8 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 angeordneten Zwischenräumen publiziert worden, wie in Friedenszeiten. Trotzdem sind sie gegenüber den herrlichen Siegesnachrichten unserer Heere völlig in den Hintergrund getreten und haben nur in Fachkreisen gebührende Aufmerksamkeit gefunden. Selbst in gebildetsten Kreisen herrscht über Fragen der Währung und des Bankwesens noch heute vollständige Unkenntnis. Von eminenter Bedeutung ist es, in immer weitere Kreise die Überzeugung zu tragen, daß die deutschen Reichsbanknoten, die nach Art. 3 des Gesetzes betr. Abänderung des Bankgesetzes vom 1. Juni 1909 gesetzliches Zahlungsmittel sind, hinsichtlich ihrer Sicherheit dem Golde völlig gleichwertig, dem anderen Metallgelde bank-theoretisch sogar weit überlegen sind. Ich will mich im Folgenden daher mit den einzelnen Posten der Reichsbank-Ausweise soweit beschäftigen, als sie in Beziehungen zu den Reichsbanknoten stehen.

Die Reichsbanknoten sind Schuldverschreibungen der Reichsbank; ihre Gesamtsumme ist gesetzlich nach § 16 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 unbe-

grenzt; es bleibt der Reichsbank also unbenommen, Reichsbanknoten in jeder beliebigen Höhe, sofern nur die vorgeschriebene Deckung vorhanden ist, auszugeben, eine Berechtigung, die sich gerade während des Krieges aufs glänzendste bewährt hat, hat sie doch die Reichsbank in die Lage versetzt, die Summe ihrer Noten in der Woche vom 23. Juli bis zum 31. Juli von 1890,9 Millionen auf 2909,4 Millionen, und in dem Monat vom 31. Juli bis 31. August auf die Riesensumme von 4234,9 Millionen Mark zu erhöhen. Die Reichsbank hat auf diese Weise während des ersten Kriegsmonates die ihr gemäß § 12 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 in erster Linie gestellte Aufgabe, „den Geldumlauf im ganzen Reichsgebiete zu regeln", in geradezu idealer Weise gelöst. Dabei ist § 17 des Bankgesetzes, der von der Deckung der Reichsbanknoten handelt, auch durch den Krieg nicht im geringsten angetastet worden, sondern bleibt unverändert aufrecht; danach ist die Reichsbank verpflichtet, für den Betrag ihrer im Umlauf befindlichen Banknoten jederzeit mindestens ein Drittel in kursfähigem deutschen Gelde, Reichskassenscheinen oder in Gold in Barren oder ausländischen Münzen, das Pfund fein zu 1392 Mark gerechnet, und den Rest in diskontierten Wechseln, welche eine Verfallzeit von höchstens drei Monaten haben, und aus welchen in der Regel drei, mindestens aber zwei als zahlungsfähig bekannte Verpflichtete, oder in Schecks, aus welchen mindestens zwei als zahlungsfähig bekannte Verpflichtete zu haften haben, in ihren Kassen als Deckung bereit zu halten. Nach dem § 1 des Münzgesetzes vom 1. Juni 1909, der bereits in dem Gesetz vom 4. Dezember 1871 enthalten war, gilt im deutschen Reiche die Goldwährung, und nach § 9 desselben Gesetzes sind Silber-, Nickel- und Kupfermünzen gesetzliches Zahlungsmittel nur für ganz geringe Beträge, also als Scheidemünzen. In Anbetracht dieser gesetzlichen Bestimmungen muß man mit Hultmann*) die Zulassung der mit beschränkter Zahlkraft ausgestellten Silbermünzen als Teil der metallischen Noten-Dritteldeckung zwar eigentümlich nennen, wird aber bei näherem Zusehen finden, daß sie als durchaus unbedenklich bezeichnet werden kann. Erwägt man nämlich, daß selbst bei vorsichtigster Bewertung das Silbergeld einen effektiven Metallwert von 40 % des Goldwertes hat, so darf man zweifellos 40 % des Silberbestandes dem Goldbestande zurechnen und wird dann finden, daß die vollwertige Metall-Dritteldeckung in den fast 39 Jahren seit dem Bestehen der Reichsbank unter ihren bisher veröffentlichten 1856 Übersichten nur an zwei Tagen, nämlich am 31. Dezember 1906 und am 31. Dezember 1907 eine minimale Unterschreitung, fast stets erfreulicherweise aber erhebliche, oft gewaltige Überschreitung zeigt. Auch während des gegenwärtigen Krieges ist die Höhe des Metallvorrates stets nicht nur genügend, sondern überaus reichlich vor-

*) Ivar Hultmann, Vorst. d. stat. Abt. d. Schwed. Reichsbank, Die Zentralnotenbanken Europas, Hauptzüge ihrer Organisationen und Wirksamkeit, ins Deutsche übertr. von W. Th. Degen, Berlin 1912, Seite 183.

handen gewesen. Am 31. Juli stand einem Banknotenumlauf von 2909,4 Millionen ein Goldbestand von 1253,2 Millionen und ein Gesamt-Barbestand von 1528 Millionen gegenüber. Der Banknotenumlauf wuchs am 7. August auf 3897,2 Millionen, am 15. August sank er auf 3881,9 Millionen, um wieder am 22. August auf 4000 Millionen und am 31. August auf 4234,9 Millionen zu steigen; erfreulicherweise stieg aber der Goldbestand von Woche zu Woche, so daß er am 7. August 1477,6 Millionen, am 15. August 1508,5 Millionen, am 22. August 1529,8 Millionen und am 31. August 1556,5 Millionen Mark betrug; die Reichsbanknoten waren also während des Krieges niemals niedriger als mit 37 % durch Gold allein gedeckt. Wie aber bereits erwähnt, sind nach § 17 des Bankgesetzes neben Gold auch anderes kursfähiges Geld, also Scheidemünzen in Silber, Nickel und Kupfer, und Reichskassenscheine als Teile der vorgeschriebenen Drittel-Bardeckung zuläßig. Nach § 2, Abs. 2 des Darlehenskassengesetzes vom 4. August 1914 sind die von den neu eingerichteten Kriegsdarlehenskassen ausgegebenen Darlehenskassenscheine den Reichskassenscheinen im Sinne des § 17 des Bankgesetzes gleichgestellt. Wenn auch, wie bereits gezeigt, bisher während des Krieges diese Werte nicht zur Drittel-Deckung der Banknoten herangezogen zu werden brauchten, da der Goldbestand dazu weit mehr als ausreichte, so ist doch mit der Möglichkeit ihrer Heranziehung zu rechnen, und ihre Sicherheit ist zu untersuchen. Die Sicherheit der Darlehenskassenscheine ist außer durch die Bürgschaft des Deutschen Reiches durch die für sie bestellten Unterlagen in einer über jeden Zweifel erhabenen Weise erbracht. Werden sie doch nur gegen Verpfändung allerfeinster Wertpapiere und Waren bei aller vorsichtigster Beleihungsgrenze ausgegeben und stellen auf diese Weise ein Effekt von besser noch nie gesehener Fundierung dar. Die Bestände der Reichsbank an Scheidemünzen in Silber, Nickel und Kupfer wie an Reichskassenscheinen sind während des Krieges, da sie für Umlaufszwecke dringend gebraucht und verlangt werden, so gering, daß sie für die Sicherheit der Banknoten gar keine Rolle spielen. Der Ausweis der Reichsbank vom 31. August zeigt neben 1556,5 Millionen Gold und 173,2 Millionen Darlehenskassenscheinen, deren Bonität wohl oben genügend dargelegt ist, die dagegen ganz verschwindende Summe von 50,4 Millionen Scheidemünzen und 9,9 Millionen Reichskassenscheinen; zieht man hiervon den wirklichen Metallwert der 50,4 Millionen Scheidemünzen, den man auf ca. 20 Millionen Mark beziffern darf, ab, so verbleiben insgesamt ca. 40 Millionen Mark nicht metallisch-vollwertige Scheidemünzen und Reichskassenscheine, eine Summe, die von dem Reingewinn der Reichsbank im laufenden Jahre weit übertroffen werden wird, also gar nicht ins Gewicht fällt, abgesehen davon, daß für jene 40 Millionen das Deutsche Reich mit seinem gesamten Vermögen und der ganzen Steuerkraft seiner Einwohner ebenso wie für die Darlehenskassenscheine unbedingt haftet. Für den nicht durch Gold, Scheidemünzen und Kassenscheine gedeckten Betrag der Banknoten ist die Reichsbank, wie bereits gesagt, nach § 17

des Bankgesetzes verpflichtet, Deckung in Wechseln oder Schecks in ihren Kassen bereit zu halten; der beste Wertmesser der Sicherheit dieser als Notendeckung dienenden Wechsel und Schecks ist die Tatsache, daß die Reichsbank in der Zeit von ihrer Begründung 1876 bis 1910*) nur die minimale Verhältnisdurchschnittsziffer 199: 10 000 000, also noch nicht 2 Pfennig von 1000 Mark ihrer gesamten angekauften Wechsel als Verlust erlitten hat, einen so verschwindenden Prozentsatz, daß man ihn gar nicht in Betracht zu ziehen braucht.

Glauben wir im Vorstehenden in deutlichster Weise die unbedingte Sicherheit der als Deckung für die Reichsbanknoten vorhandenen Wertobjekte nachgewiesen zu haben, so ist noch zu erwähnen, daß die als Deckung für die Reichsbanknoten bei der Reichsbank liegenden Wertobjekte gemäß Artikel 46 des Haager Abkommens von 1907 jedem Angriffe und jeder Beschlagnahme durch eine feindliche Macht entzogen sind, da die Reichsbank kein Reichs-, sondern ein Privatinstitut ist; ihr eingezahltes Kapital von 180 Millionen Mark, dessen Gegenwerte übrigens ebenso wie die der Reserven in Höhe von $74^1/_2$ Millionen selbstverständlich ebenfalls für die Sicherheit der Banknoten haften, ist nicht etwa Eigentum des Deutschen Reiches, sondern der Anteilseigner, also von Privatleuten; nur die Leitung und die Aufsicht steht dem Reiche zu, und die Beamten der Reichsbank haben die Rechte und Pflichten der Reichsbeamten.

In die unbedingte Sicherheit der deutschen Reichsbanknoten Zweifel zu setzen, dürfte nach dem Gesagten auch dem Übelwollendsten nicht gelingen. Nur Unverständige können Hartgeld zurückhalten und es den Banknoten vorziehen. In dieser Hinsicht aufklärend zu wirken, ist der Zweck der vorstehenden Ausführungen.

Dr. Paul Feldkeller: Jesuiten und Kriegsethik.

Die Ethik gerade des Krieges ist ein schwieriges Kapitel. Aber nach germanisch-protestantischem Empfinden sind auch ihre Probleme nicht anders als individuell zu lösen: jedes Gewissen muß unabhängig von fremdem Druck seinen eigenen Weg finden. Schematische Lösungen für alle Menschen gibt es hier nicht. Man weiß, daß die Ethik der Jesuiten solche Lösungen zu geben sucht. Als Gewissensberatung sind sie verfehlt, als geistesgeschichtliche Dokumente verdienen sie höchstes Interesse. Darum sei hier — unter Absehen von allem konfessionellen

*) cfr. Die Reichsbank 1876—1910, Organisation und Geschäftsverkehr, statistisch dargestellt. Berlin 1912, Seite 242.

Hader — mitgeteilt und beleuchtet, wie einer der namhaftesten jesuitischen Ethiker, A. Lehmkuhl, in seinen „Casus conscientiae" I, S. 273 ff. diesen Gegenstand behandelt.

Zunächst wird der Krieg überhaupt unter Umständen für erlaubt gehalten, und zwar dann, wenn ein vollständiges und souveränes Gemeinwesen nur durch ihn die allgemeine Sicherheit und das allgemeine Wohl befestigen kann. Es wird zugestanden, daß der Krieg mit gewaltigen Übelständen verknüpft ist. Darum ist er nur da erlaubt, wo er das unumgängliche und einzige Heilmittel darstellt. Dazu muß der Streitpunkt wichtig genug und von öffentlichem Interesse sein, damit er im Verhältnis zu dem kommenden Unheil steht. Vorher muß der Versuch gemacht worden sein, die Sache gütlich beizulegen.

Für die Erlaubtheit eines Defensivkrieges genügt es, daß in betreff des eigenen Unrechts oder des sicheren Rechts des Angreifers keine Gewißheit besteht („non constet"). Denn nur unter dieser Voraussetzung darf der Angreifer zurückgeworfen werden. Und dies gilt für den gemeinen Soldaten wie den obersten Führer und den Fürsten, der die Entscheidung über Krieg und Frieden fällt. Das ist die Anwendung des berühmten Probabilismus auch auf diesen Gegenstand.

Im Offensivkriege dagegen „scheint" es der Gewißheit betreffs Recht bezw. Unrecht für den kriegerklärenden Machthaber zu bedürfen. Nach anderer Meinung aber genügt für ihn selbst hier eine große Wahrscheinlichkeit, daß er im Rechte sei. Der Jesuit selbst läßt es dahingestellt, daß einzig und allein die Gewißheit, im Rechte zu sein, die Kriegserklärung statthaft macht („Certum non est cum sola iuris certitudine bellum indici posse"). Der gemeine Soldat, der sich als Söldner freiwillig der Truppe anschließt, unterliegt eben wegen dieser Freiwilligkeit derselben Beurteilung wie der oberste Führer bezw. der Fürst: er darf sich also an einem offenbar ungerechten Offensiv- oder Defensivkrieg nicht beteiligen. Für zwangsmäßig ausgehobene Soldaten dagegen gilt folgender Grundsatz: im Zweifelsfalle schulden sie dem Vorgesetzten Gehorsam. Sie dürfen so lange kämpfen, als die Ungerechtigkeit des Krieges nicht mit Sicherheit feststeht, oder solange sie nicht die Gewißheit haben, daß ihr Vorgesetzter nicht einmal im Besitze ausreichender Probabilität sei. Im allgemeinen also wird es ihnen sogleich ohne Nachprüfung erlaubt sein, auf gegebenen Befehl in den Krieg zu ziehen. Doch gilt das schon nicht mehr, sobald sich der starke Verdacht („suspicio") aufdrängt („appareat"), die Streitsache sei ungerecht. Besteht ein genügender Grund zu diesem schweren Verdacht und die Aussicht, schon nach mäßiger Prüfung den Zweifel zu lösen, so muß die Nachprüfung vorgenommen werden. Hat der Soldat die Gewißheit der Ungerechtigkeit, so darf er dem Befehle nicht weiter Folge leisten, wenigstens niemals derart, daß er dem Feinde in empfindlicher Weise einen schweren Schaden zufügt: er soll lieber in die Luft schießen als den Feind treffen. Die Aussichtslosigkeit, den Zweifelsfall zu lösen, befreit dagegen von der Verpflichtung der Nachprüfung. Bleibt in

solchem Falle der Zweifel also bestehen, so darf gekämpft werden. Und dies ist auch nach unserem Jesuiten wohl der gewöhnlichste Fall für den gemeinen Soldaten. Darum *kann* es sich oft ereignen, daß auf beiden Seiten die Soldaten mit gutem Gewissen und in gutem Glauben kämpfen. Ja sogar für die Oberbefehlshaber kann dies, wenn auch weniger leicht, zutreffen.

Ein anderer Abschnitt befaßt sich mit den Gewissensfällen im Kriege selbst. Gefangene dürfen nicht getötet werden, sofern sie nicht schwer schuldig sind, und besonders, solange die Ungerechtigkeit des Krieges nicht klipp und klar feststeht. Nun darf man heutzutage schwerlich von den feindlichen Soldaten jemals annehmen, daß sie subjektiv schuldig seien, darum ist es nach modernem Recht gänzlich unstatthaft, gefangene Feinde hinterher zu töten.

Eher darf Feindesgut beschädigt werden. Unter Voraussetzung nämlich, daß der Krieg gerecht ist, kann die größere Sicherheit des eigenen Heeres oder die Schwächung des feindlichen solcherlei Schädigungen erforderlich machen. Privatbesitz zu beeinträchtigen, verbietet aber die herrschende Sitte; es müßten denn besondere Gründe vorliegen. Aber auch in einem weniger gerechten Kriege dürfen die zwangsmäßig eingezogenen Soldaten sich die notwendigen Lebensmittel einfach aneignen, freilich mit der Verpflichtung der Zurückerstattung oder des Schadenersatzes.

Wichtig sind die Ausführungen über die Erlaubnis, den Feind zu täuschen. *Verboten ist* nach dem Jesuiten, ohne daß ein Zweifel darüber erlaubt ist, *alles, was ganz sicher Lüge oder unbezweifelbare Falschheit enthält.* Erlaubt sind Verheimlichungen und Täuschungen oder besser: Kniffe, denen man den vorbehaltenen Doppelsinn ansieht („dissimulationes et fraudes seu potius artes, quae ambiguitatem et restrictionem redolent") und von denen sich der Feind durch eigne Schuld oder Beschränktheit täuschen läßt. Aber auch die (unerlaubten) Lügen gegen den Feind sind nun noch nicht alle schwere oder Todsünden; sondern nur diejenigen sind es, gegen die der Feind auch bei bestmöglicher Vorsicht wehrlos ist. Ändert also der Soldat seine Kleidung, so ist das kein undurchsichtiger Betrug. Streut er aber eine irreführende Nachricht aus, die nicht doch durch einen Vorbehalt die Wahrheit enthält, so ist das eine Lüge und unerlaubt; erst recht, wenn er sich gefälschter Dokumente bedient. Ob das ein ausgesprochenes Unrecht gegen den Feind darstellt, ist *damit* aber immer noch nicht ganz sicher. Könnte durch sorgfältige Prüfung diese Fälschung entdeckt werden, steht sie überdies im Dienste einer nicht ungerechten Sache und hält sich von der Hinterlist der Lüge frei, so ist sie als Kriegslist zu beurteilen und demnach erlaubt. Die Zivilisten, die einen der Todesstrafe verfallenen Franktireur geheimhalten oder nicht ausfindig zu machen suchen, dürften nach Meinung des Jesuiten keine „theologische Schuld" begehen, sondern nur eine „juridische" nach dem Kriegsrecht.

Entschieden sympathisch berührt es, daß die reine Lüge auf alle Fälle als

verwerflich gilt. Trotzdem aber kann man bei den einzelnen Vorschriften von Bedenken über manche Weitherzigkeit und doch zugleich in derselben Sache von Entrüstung über das kategorische Verbot befallen werden, je nach dem individuellen Fall nämlich, den man im Auge hat. Denn dem individuellen Menschen so wenig wie den stets nur individuellen Umständen geschieht durch schematische Sittengesetze ein Genüge: diese sind immer zugleich zu weit und zu eng. Die Kasuistik macht eben die eigene Gewissensnot und Gewissensentscheidung nicht entbehrlich. Bedenklich ist, daß man zur Kriegserklärung sich mit bloßer Wahrscheinlichkeit soll begnügen dürfen. Denn dies ist doch gleichbedeutend mit nicht ganz reinem Gewissen.

Mit der Behandlung von Gefangenen und Feindesgut werden wir uns einverstanden erklären, weil sie unserem Rechtsempfinden entspricht, wie überhaupt die gesamten Untersuchungen des Jesuiten eher eine Rechts- als Gewissenskasuistik darstellen, zwischen welchen beiden er prinzipiell nicht unterscheidet. Die ganze Materie ist eine außerordentlich schwierige, zumal die Frage, wie sich ein Soldat im Kriege verhalten soll, der die felsenfeste Überzeugung von der Ungerechtigkeit des vaterländischen Offensivkrieges hat. Da geht ein echtes und rechtes Gewissen in der jeweiligen Lage seinen eigenen Weg. Es kann sich der Theorien bedienen, ist selbst aber keine Theorie. Es gibt keine Gewissensberatung, sondern nur eine solche des Verstandes.

Marg. Weinberg: Fünfzig Jahre Genfer Konvention.

In auffälligem Gegensatze zu der von der internationalen Politik bevorzugten schroffen Betonung der Gewaltmittel hat der gegenseitige friedliche Verkehr der Völker in den letzten Jahrzehnten eine wachsende Anzahl von internationalen Zweckverbänden zur gemeinsamen Erledigung bestimmter Aufgaben und zur Vertretung solcher Lebensinteressen gezeitigt, deren Träger nicht die einzelnen Staaten sind, sondern ihre Gesamtheit. Diese, zu einer über den Staaten stehenden und von ihnen gemeinsam bewirkten Verwaltung zusammengeschlossenen Interessenverbände, welche keineswegs aus idealistischen Erwägungen, sondern aus höchst realen Bedürfnissen entstanden sind, wurden größtenteils durch die Initiative einer ungeheuren Anzahl von internationalen Organisationen privater Natur geschaffen und auf deren Vorarbeiten aufgebaut. Es hat nicht an Optimisten gefehlt, welche die hierin deutlich erkennbare Gemeinschaftsentwicklung nicht nur als Symptom für den kulturellen Fortschritt der Menschheit, sondern auch als eine starke Garantie für die Erhaltung des Weltfriedens begrüßten,

und die letztere Bedeutung der Bewegung weit höher bewerteten, als die Erreichung der individuellen Zwecke jener Verbände. Nach dieser Auffassung hätte am 22. August dieses Jahres die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an welchem als erste internationale Übereinkunft die Genfer Konvention abgeschlossen wurde, einerseits wohl um ihres humanen Gedankens willen, anderseits aber auch vornehmlich als der Anfang einer pazifistischen Annäherung der Völker gefeiert zu werden verdient. Aber der wenige Wochen vorher entbrannte Weltkrieg hat solche Illusionen gründlich zerstört und überdies die Wirkung dieses aus dem edlen Geiste der Menschenliebe hervorgegangenen Abkommens durch die Wortbrüchigkeit gewisser Vertragsmächte beinahe illusorisch gemacht. Nicht der aus seiner Innehaltung erwachsene Segen, sondern die entsetzlichen Folgen seiner Verletzung lenken gegenwärtig das Interesse auf Entstehung und Inhalt dieses ersten internationalen Übereinkommens, welches bezeichnenderweise die Völker nicht zu gemeinsamer einträchtiger Abwehr gegen die großen Geißeln der Menschheit zusammenschloß, sondern vielmehr auf die furchtbaren Begleiterscheinungen ihrer gegenseitigen Feindseligkeiten Bezug nahm. War doch sein Ziel die Schaffung einer internationalen Grundlage, um das Los der verwundeten und erkrankten Krieger zu bessern.

Die Zeit für die Einführung einer Reform ist immer erst dann erfüllt, wenn der überzeugende Beweis für ihre unumgängliche Notwendigkeit durch Tatsachen erbracht worden ist, an deren Unerträglichkeit niemand zweifeln kann. Solche lieferte der Verlauf der Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859. Ein ihren politischen Zwecken fernstehender Augenzeuge erwarb sich das Verdienst, die dort gewonnenen Eindrücke anschaulich zu schildern und daran anknüpfend die Anregung zu durchgreifender Abhilfe zu geben. Es war der aus einer alten Genfer Patrizierfamilie stammende Humanist Jean Henri Dunant (1828—1910). „Ein europäisches Unglück" nannte er in seiner 1862 herausgegebenen Schrift „Un Souvenir de Solférino" diese furchtbare Schlacht, in welcher sich über 300 000 Soldaten in mehr als fünfzehnstündigem Kampfe gegenüber gestanden haben, und die Zahl ihrer Opfer — 40 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, weitere 40 000 erkrankten oder starben alsbald infolge der ausgestandenen Strapazen am Fieber und an klimatischen Einflüssen — rechtfertigt diese Bezeichnung durchaus. Einem solchen Kampfe waren die herkömmlichen Verpflegungs- und Rettungsmittel des Heerdienstes in keiner Weise gewachsen. Die überall in Höfen, Häusern, Kirchen und Klöstern der Umgegend eingerichteten Feldlazarette, in denen französische und österreichische Wundärzte bis zur äußersten Erschöpfung arbeiteten, ohne den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden zu können, reichten für die ungeheure Menge der Verwundeten nicht aus. Viele blieben daher auf dem Schlachtfelde ihrem Schicksal überlassen, an Hunger, Durst und Entkräftung zugrunde zu gehen, an ihren Wunden zu verbluten oder durch die Hast und Achtlosigkeit verrohter Menschen lebendig begraben zu werden. In

den folgenden Tagen, als verschiedene, vollständig in Hospitäler verwandelte lombardische Städte die von den Truppen geborgenen Verwundeten und Kranken aufgenommen hatten, fehlte es dort zwar nicht an Wasser und Lebensmitteln, dafür aber an Händen, um sie den Unglücklichen zu reichen, an Krankenwärtern, um ihrer Hilfslosigkeit beizustehen, an Verbandzeug, um ihre Wunden vor Insektenstichen zu schützen. Eine von Dunant organisierte, improvisierte Hilfstätigkeit von Frauen und Kindern konnte dieser Not nur wenig abhelfen, der gute Wille die fehlende Übung und Vorbildung nicht ersetzen. Auf Grund solcher Erfahrungen betonte Dunant in seinem Buche die Notwendigkeit, daß man schon im Frieden Hilfsgesellschaften mit der Bestimmung, die im Kriege Verwundeten und Erkrankten zu pflegen oder pflegen zu lassen, gründe. Er erinnerte an die von der russischen Großfürstin Helena Paulowna, einer württembergischen Prinzessin, zu Beginn des Krimkrieges ins Leben gerufene Gemeinschaft der Schwestern der Kreuzerhöhung, welche 200 Pflegerinnen in die Spitäler der Krim entsandt hatte, wie auch an die Tätigkeit der Miß Nightingale daselbst zum besten der englischen Soldaten, forderte aber statt solcher vereinzelten eine gemeinsame und wohlgeleitete Liebesarbeit, auch die Beschaffung vervollkommneter Transportmittel und für Verwundete sowie Sanitätspersonal eine einheitliche, von allen Nationen zu verwendende Liebesfahne. Sein Buch hatte eine gewaltige Wirkung. Es wurde in kurzer Zeit in alle Sprachen der zivilisierten Welt übersetzt; um den Verfasser zur Durchsetzung seiner Anregungen zu ermutigen, gingen ihm Sympatiekundgebungen seitens der höchstgestellten Personen zu. Als einer der ersten erklärte unter dem Einfluß der Königin Augusta Preußens König Wilhelm I. sein Interesse für Dunants Pläne. Die eidgenössische Offiziergesellschaft veranstaltete ein Preisausschreiben für die Neugestaltung des Ambulanzdienstes, und die Gemeinnützige Gesellschaft von Genf (Société genèvoise d'Utilité publique) nahm schließlich die Sache endgültig in die Hand, indem sie unter dem Vorsitz von G. Moynier eine internationale Konferenz für den 26. Oktober 1863 einberief. Deren von 36 Vertretern fast aller europäischen Staaten gefaßte Beschlüsse lauteten dahin, daß jedes Land durch einen eigens hierzu berufenen Ausschuß die Hilfstätigkeit für den Krieg schon im Frieden vorbereiten und die Bereitstellung freiwilliger Helfer zur Verstärkung des Sanitätsdienstes im Felde veranlassen sollte. Zum Schutz- und Erkennungszeichen wurde die weiße Armbinde mit rotem Kreuz bestimmt. Die Konferenz sprach ferner den Wunsch aus, daß die Ambulanzen und Spitäler im Kriege, sowie das dienstliche Sanitätspersonal und die freiwilligen Helfer neutralisiert werden sollten, der Schutz der Regierungen auch auf die Hilfsgesellschaften ausgedehnt, und das internationale Erkennungszeichen zugleich als Flagge für die Sanitätsformationen angenommen werde. Nachdem die Regierungen sich zum größten Teil bereit erklärt hatten, der geplanten Konvention beizutreten, erging an sie seitens des Schweizer Bundesrats die Einladung zu einem am 8. August 1864 in Genf abzuhaltenden

internationalen Kongreß unter Vorsitz des Generals Dufour. Dort wurde die 10 Artikel umfassende „Konvention betreffend die Linderung des Loses der im Kriegsdienste zu Lande und zur See verwundeten Militärpersonen" beschlossen, deren wesentlicher Inhalt sich dahin zusammenfassen läßt, daß verwundete und erkrankte Krieger nicht als Feinde, sondern als hilfsbedürftige Menschen gelten und gleich den Landesangehörigen behandelt werden sollen; daß dienstunfähig gewordene, in die Hände des Gegners gefallene Militärs nach ihrer Wiederherstellung unter Verpflichtung, nicht mehr am Kampfe teilzunehmen, in die Heimat zurückkehren dürfen; militärische Sanitätspersonen nicht angegriffen, getötet oder der Freiheit beraubt, und die Sanitätsanstalten unter gewissen Bedingungen als neutral angesehen werden sollen. Solchen Wohnstätten und Personen, welche verwundete und kranke Krieger aufnehmen, wird Unverletzlichkeit und Befreiung von Einquartierung und Kontribution zugesichert, und die weiße Fahne bezw. Armbinde mit dem roten Kreuz im weißen Felde als Erkennungszeichen bestimmt. Die freiwilligen Hilfsgesellschaften wurden jedoch nicht neutralisiert, sondern erreichten diesen Schutz erst 42 Jahre später. In Genf blieb ein internationales Komitee als Vertretung der beteiligten Mächte bestehen. Die Genfer Konvention ist am 22. August 1864 ratifiziert worden. Sie gilt als internationaler Vertrag und völkerrechtliches Gesetz für Argentinien, Belgien, Bolivia, Bulgarien, Chile, Congo, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Holland, Italien, Japan, Luxemburg, Montenegro, Norwegen, Österreich-Ungarn, Persien, Peru, Portugal, Rumänien, Rußland, Salvador, Schweden, die Südafrikanische Republik, die Schweiz, Serbien, Spanien, Türkei, Venezuela und die Vereinigten Staaten.

Dunants Verdienst um die Anregung zu diesem Abkommen wird nicht beeinträchtigt durch den später von dem Chirurgen Ernst Julius Gurlt erbrachten Nachweis, daß die der Genfer Konvention zugrunde liegenden Ideen nicht erst jener Zeit entsprungen sind; daß vielmehr Verträge ähnlichen Inhalts, wenn auch nur von vorübergehender Dauer, bereits seit Jahrhunderten abgeschlossen wurden und daß es bereits vor Dunant Ärzte und Philanthropen gegeben hat, welche für den Gedanken, den Schutz der Verwundeten und Kranken eines Feldzuges auf solche Weise zu erhöhen, eintraten. Der älteste von 291 Verträgen, welche Gurlt zur Erhärtung seiner Behauptung beigebracht hat, stammt aus dem Jahre 1581. Eine andere, im Jahre 1743 nach der Schlacht bei Dettingen zwischen dem englischen General Earl of Stair und dem französischen Marschall Duc de Noailles geschlossene Konvention, deren beiderseitige gewissenhafte Innehaltung bezeugt worden ist, interessiert deshalb, weil sie späteren zum Vorbilde gedient hat; beispielsweise jenem „Entwurfe zu einer Konvention, um das Los der Verwundeten zu mildern", welcher im Jahre 1800 von französischer Seite dem österreichischen General-Feldzeugmeister Kray vorgeschlagen wurde, aber offenbar nicht zur Ausführung gelangte. Er rührte von dem berühmten

Oberfeldarzte der französischen Armee, dem Kriegschirurgen Percy her. Unter den deutschen Ärzten, welche sich für die gleiche Frage interessierten, erwähnt Gurlt den bekannten aus Bückeburg stammenden Dr. Bernhard Christoph Faust, der sich als Vorgänger unserer modernen Hygieniker die Verbesserung der Volksgesundheitspflege angelegen sein ließ. Dieser empfahl zur Linderung der Schrecken des Krieges, daß zu Anfang jedes Feldzuges Verträge über die Heiligkeit der Lazarette geschlossen werden sollten, und trat auch für zweckmäßige Maßnahmen ein, um die entsetzliche Gefahr des Lebendig-begraben-werdens von den Opfern der Schlachten abzuwenden.

Dieses historische Material war zur Zeit derjenigen Bestrebungen, als deren Resultat die Genfer Konvention anzusehen ist, wenig bekannt. Als sich nun im Laufe der Jahre die der letzteren anhaftenden Unvollkommenheiten und Mängel herausstellten, fand man es bedauerlich, daß die älteren Verträge nicht schon damals zugänglich gewesen und als Grundlage der Beratungen benutzt worden waren, da sie teilweise an Ausdehnung und praktischer Brauchbarkeit die ihrer Fassung nach oft zweideutige und zweifelhafte Genfer Konvention übertrafen. Sprachliche Unrichtigkeiten darin haben in der Tat Anlaß zu Mißverständnissen gegeben. Das Wort „neutral" hätte, da es den am Kriege unbeteiligten Mächten zusteht, auf die den kriegführenden Parteien gehörenden Heilanstalten nicht angewendet werden dürfen, sondern durch die Bezeichnung „unverletzlich" ersetzt werden müssen. Auch stellte sich bald die praktische Undurchführbarkeit gewisser philanthropischer Anordnungen heraus, welche geeignet waren, den Ausgang des Krieges und seine ebenfalls ein Gebot der Humanität erfüllende schnelle Beendigung in Frage zu stellen. Dem Mangel an systematischer Anordnung und Gliederung des Stoffes und seiner daraus folgenden Unübersichtlichkeit maß man auch die Schuld an den zahlreichen Verstößen gegen das Kriegsrecht bei, die in fast allen späteren Feldzügen gemacht worden sind. Nach dem Ausspruch des Rechtslehrers Bluntschli litt die Genfer Konvention an dem Fehler, daß bei ihrer Festsetzung die Wissenschaft des Völkerrechts nicht vertreten gewesen war. Da sich diese Schwächen teilweise schon während des Krieges von 1866 herausstellten, wurden zwei Jahre darauf durch 14 Regierungsbevollmächtigte auf einem abermaligen Kongresse verschiedene Zusatzartikel vereinbart, welche den Begriff der Sanitätsanstalten fester umgrenzten, die Neutralität auf das Verwaltungspersonal und die Prediger in den Lazaretten ausdehnten, und die Grundsätze der Genfer Konvention auch auf das Sanitätspersonal der Flotten, sowie auf die ausschließlich dem Krankentransport dienenden Schiffe übertrugen. Sie sind niemals ratifiziert worden und daher ohne Anspruch auf völkerrechtliche Anerkennung geblieben, trotzdem wurden sie aber in die Preußische Kriegssanitätsordnung von 1878 unter Vorbehalt aufgenommen. Die offenkundige Notwendigkeit einer Revision des Genfer Abkommens gab in der Folge Veranlassung zu verschiedenen internationalen Konferenzen, aber weder in Brüssel (1874), noch

in Karlsruhe (1889), Rom (1892), Wien (1897) oder Petersburg (1902), wurden die im Laufe der Zeit hervorgetretenen Wünsche erfüllt, welche auch auf der Haager Friedenskonferenz von 1899 zur Sprache gekommen waren. Endlich, nach jahrelangen Vorarbeiten und Reformvorschlägen seitens hervorragender Mediziner, Staatsrechtslehrer und Humanisten, denen die Kämpfe des letzten Jahrzehnts in Serbien, Griechenland, Transvaal, China und der Mandschurei wichtiges Material geliefert hatten, schlug der Schweizer Bundesrat den Signatarmächten eine Prüfung und Durchsicht der noch immer geltenden, längst veralteten völkerrechtlichen Bestimmungen von 1864 vor. Im Juni 1906 fand in Genf eine abermalige Konferenz statt und zeitigte ein ganz neues, den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragendes Werk. An die Stelle der 10 Artikel der ersten Konvention traten nunmehr deren 32 in 8 Kapitel gruppierte, welche eine größere Fürsorge nicht nur für die beiderseitigen verwundeten und erkrankten Krieger, sondern für alle in gleicher Lage befindlichen, den Heeren dienstlich beigegebenen Personen, eine bessere Berücksichtigung ihrer körperlichen Leiden und des Sanitätspersonals vorsehen; die Möglichkeit, die Identität gefallener Offiziere und Soldaten festzustellen, durch Austausch der Erkennungsmarken erleichtern, und die Unverletzlichkeit (von Neutralität ist nicht mehr die Rede) auch auf die freiwilligen Hilfsgesellschaften, soweit sie anerkannt und zugelassen sind, ausdehnen. Die Verwundeten der abziehenden Gegenpartei sollen nicht mehr hilflos zurückbleiben, das nötige Sanitätspersonal muß vielmehr bei ihnen gelassen, die Toten vor Plünderung geschützt und erst nach genauer Leichenschau beerdigt oder verbrannt werden. Der mißbräuchlichen Anwendung des als Schutz- und Erkennungszeichen anerkannten roten Kreuzes, — die Türkei und Persien behielten jedoch Halbmond und Löwen bei —, der unberechtigten Anbringung solcher Fahnen und Armbinden wird durch Einführung von Strafgesetzen entgegengetreten, die Verübung von Gewalttaten an Verwundeten und Kranken mit Strenge geahndet.

Diese am 1. August 1908 von 21 Staaten angenommenen Vereinbarungen, an deren Abfassung sich neben Diplomaten, Ärzten und höheren Offizieren diesmal auch Rechtsgelehrte, besonders Autoritäten des internationalen Rechtes beteiligt hatten, um das Werk der Menschenliebe nach den Anforderungen der mit gewaltigen Streitermassen und furchtbaren Geschoßwirkungen rechnenden modernen Kriegsführung auszugestalten, durfte im Sinne der Humanität als bedeutsamer Fortschritt begrüßt werden. Die Aufgabe, deren Lösung den Regierungen für künftige Friedenszeiten vorbehalten bleibt, ist aus den gegenwärtigen kriegerischen Ereignissen mit ihren täglichen Übertretungen und Verletzungen der Genfer Konvention deutlich erkennbar. Sie liegt in der Auffindung von Mitteln und Wegen, um nicht nur den Willen, sondern auch die Handlungen der kriegführenden Parteien in Bezug auf die Opfer ihrer Schlachten und auf diejenigen, welche ihnen hilfreich beistehen, unter den Bann des Humanitätsgedankens zu zwingen.

Dr. Adolph Kohut:
Ein Urteil Johann Gottfried Seumes über Rußland und Frankreich.

Der am 19. Januar 1763 als Sohn eines Landmannes in Poserna bei Weißenfels geborene und am 13. Juni 1810 in Teplitz verstorbene deutsche Dichter Johann Gottfried Seume zählte zu den edelsten Patrioten des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der namentlich durch sein 1802 erschienenes Werk „Spaziergang nach Syrakus" berühmt gewordene Sänger hat vernichtende Anklagen gegen die napoleonische Gewaltherrschaft und die französische Eroberungssucht geschleudert. Ebenso hat er Rußland, das er gründlich kannte, denn er hat dieses Reich zu Fuß kreuz und quer durchforscht, wegen dessen Barbarei und unerhörter Kulturrückständigkeit mit flammenden Worten gebrandmarkt.

Als er in der russischen Stadt Grodno zum erstenmal das Gebiet des weißen Zaren betrat, feierten grade damals die Russen ihr Osterfest. In einem Restaurant zu Grodno hat bei diesem Anlaß unser deutscher Spaziergänger ein Pröbchen von russischer Gesittung erhalten. Es wurde in vielen Zungen maßlos geflucht. „Die Terrine", so schreibt er wörtlich, „sprang, kein Teller blieb ganz, und keine Flasche hatte ihren Hals." Der Pudel Seumes erhielt sein Futter aus der nämlichen Schüssel, aus der die Gäste aßen.

Überall in den Ostsee-Provinzen, die er gleichfalls durchquerte, lernte er den furchtbaren Druck kennen, den die Regierung auf die Bevölkerung ausübte. Allenthalben herrschten Furcht und Schrecken und gegenseitiges Mißtrauen. Die dortigen Gasthöfe und Wirtshäuser boten einen trostlosen Anblick dar. Man fand in den Kneipen gewöhnlich nichts als die leeren Wände, und nicht die geringste Bequemlichkeit bot sich dar. In Reval z. B. konnte Seume zum Abend nichts bekommen als ein Stück altes, hartes, ungekochtes Pökelfleisch. Auf einem erbärmlichen Fuhrwerk, einem offenen Karren, Telge genannt, unternahm er die Höllenfahrt nach Moskau. Vergebens bat er den Wagenlenker um Heu und Stroh, es war nichts zu haben, so daß er am ganzen Leibe vollkommen zerschunden war, als er in der alten russischen Krönungsstadt ankam.

Bevor er Rußland endgültig verließ, faßte er sein Urteil über das Moskowitertum in die bezeichnenden Worte zusammen: „Es entsteht immer ein sehr sonderbares eigenartig gemischtes Gefühl in meiner Seele, wenn ich an Rußland denke. Nirgends wird weniger für Humanität, Gerechtigkeit und Aufklärung gewirkt. In Rußland gibt es keine allgemeine Bildung, sondern nur einzelne Verfeinerung, keine allgemeine Gesetzlichkeit, sondern nur einzelne Güte. Der

Sprung geht von dem krassesten, dicksten Aberglauben zu der unbändigsten Zügellosigkeit, die alle Moralität für den Kappzaun der Narren hält. Es gibt dort keine Wohlhabenheit, sondern nur Reichtum und Armut, Pracht und Elend. Man springt von dem einen zum andern, oft trifft man beides zusammen. Selten ist Häuslichkeit. Das ist die Folge der Sklaverei. Es ist nirgends sicher, weder im Hause, noch in der Regierung, das ist auch ihre Folge. Nur Gerechtigkeit und milde Freiheit gewähren Sicherheit und allgemeinen Wohlstand."

Auch Seume rügt, wie zahllose Russenkenner vor und nach ihm, die Bestechlichkeit der russischen Beamten und die Kriecherei der Bediensteten, wenn sie reiche Trinkgelder von den Fremden erhoffen. Aber wehe demjenigen, der nicht auch im Äußern als wohlhabender und vornehmer Herr auftritt! Der wird von dem russischen höheren und niedrigeren Gesindel von oben herab behandelt, ja mit Füßen getreten. Nur durch Grobheit kann man den Russen imponieren. Belustigend ist eine kleine Geschichte, die er zum besten gibt. Unser äußerlich ziemlich reduziert aussehender Spaziergänger forderte von einem schön geputzten Kellner in einem der besten Hotels ein Zimmer. Die Kellnerseele blickte geringschätzig auf ihn und seinen Tornister, als ob er andeuten wollte, daß beide wohl nicht dorthin gehörten. Erst als Seume ihn barsch anfuhr, sauste der Frack des dienenden Geistes dahin. An diese Episode knüpft Seume die treffende Bemerkung: „Wer nicht sogleich auch Geld von außen hat, oder durch den Anschein verspricht, ist (in Rußland) in Ewigkeit ein Lump. Auch wenn er in der Tasche in Dukaten wühlte. Es kommt nur auf den Schein an. Man braucht weder gelehrt noch weise, noch brav, noch gut, noch gerecht zu sein, wenn man nur aussieht, als wenn man es alles wäre."

Wie glücklich war er, als er den Staub Moskaus und Petersburgs von seinen Füßen schütteln und sich in Stockholm, der Hauptstadt Schwedens, die er „das Paradies des Nordens" nennt, erholen konnte. Die Luft der Freiheit, die er dort atmete, tat seinem deutschen Herzen sehr wohl.

Auch Paris und die bedeutendsten Städte Frankreichs lernte Johann Gottfried Seume aus eigener Anschauung kennen. Ebenso studierte er den französischen Volkscharakter. Gegen den gallischen Übermut und die Länder- und Räubergier der Franzosen erhob er männlich seine Stimme, in Liedern und Dramen das Gebaren derselben aufs schärfste geißelnd. Der Freiheits-, Volks- und Vaterlandsliebe hat er u. a. in seinem Schauspiel „Miltiadis" hinreißende Worte verliehen. Seinen unerschütterlichen Glauben an die schließlich siegreiche Kraft des deutschen Volkes ließ er sich durch keine wie immer gearteten napoleonischen Siege rauben. Er war felsenfest davon überzeugt, daß das geeinigte Deutschland dereinst früher oder später den Usurpator und seine Legionen niederwerfen werde. Daher rief er seinen Landsleuten immer und immer wieder den Mahnruf zu:

„Seid einig in dem Kampf fürs Vaterland . . .
Ein Volk, das fällt, fällt immer nur durch sich.“

Er verzagte und verzweifelte nie. Vielmehr erscheint ihm die Zukunft des Vaterlandes in glänzendem Licht. Aus den düsteren, verhängnisvollen Wolken der französischen Knechtschaft sah er die Lichtstrahlen einer besseren Zeit hervorbrechen. Wie prophetisch klingen nicht seine im Jahre 1807 ausgesprochenen großzügigen Ideen über die deutsche Nation, die er u. a. in die Worte kleidet: „Sobald wir Deutsche eine Nation sind, sind wir die erste. Wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Diktator von Europa.“

In diesem Sinne äußerte er sich auch in der Einleitung zu seinem Werk: „Mein Sommer im Jahre 1805“, wo er u. a. sagt: „Die Feinde sind nur stark durch unsere physischen und moralischen Schwächen.“

Aufs höchste entrüstet war er über den Napoleon-Kultus, den gewisse Kreise nach dem Frieden von Tilsit mit dem gekrönten Emporkömmling trieben. Die Schmeicheleien und Schweifwedeleien der deutschen Napoleon-Schwärmer betrachtete er als eine nationale Schmach. Je toller es die „Kriechlinge“ mit ihren Götzen trieben, desto empörter war er. Johann Gottfried Seume war Jahre hindurch aktiver Soldat, der das Heil Preußens und Deutschlands vor allem in einer starken Armee erkannte. Mit Freiheitsreden allein sei es nicht getan, sondern das Volk müsse in eiserner Rüstung sich zeigen. Dem Soldatenstand in Deutschland sei eine gar erhabene Rolle, eine hehre Sendung anvertraut. In einer eigenen Abhandlung über „Prüfungen und Bestimmungen junger Leute zum Militär“ führt er u. a. aus, daß der Staat sich nur dann erhalten könne, wenn er über eine tüchtige und schneidige Armee verfüge. Dem Soldatenstand gebühre die höchste Achtung seitens des Volkes, für dessen Ruhe und Sicherheit er sein Leben aufopfere. Wahrhaft goldene Worte hat er über die Pflichten der Nation und des Staates für die Armee gesprochen. Hier nur einige seiner Bemerkungen:

„Hat der Mann, der für Ruhe und Sicherheit, für Gesetz und Ordnung, für Herd und Vaterland sich jeder Gefahr bloßstellt, der im Winter vor Kälte zittert und im Sommer vor Glut schwitzt und brennt, welcher wacht, wenn seine Brüder schlafen, der dem Tod starr ins Auge sieht, der ihn in tausend Gestalten erblickt, in Feuerschlünden und auf der Schwertschärfe, auf der Gewehrspitze und im Pesthauche: hat ein Mann, der mit tiefem Menschengefühl alles dieses mutig und unerschrocken sieht und tut, hat ein solcher Mann nicht Wert für die Gesellschaft? Der Beifall und die Ehrenbezeugungen aller Zeitalter, aller Nationen und ihrer Vernünftigen haben ihm schon einen Teil des schönen Gewinnstes festgesetzt und den ehrwürdigen Krieger für die gute Sache von dem Enthusiasten der Eroberungssucht und dem Menschenwürger unterschieden. Niemand wird bei

Würdigung der Ansprüche auf Ehre Alexander und Alcibiades, Cäsar und Hermann, Cromwell und Gustav Adolf zusammen in die Wagschale legen; so sehr trennt die Gerechtigkeit der Geschichte den leidenschaftlichen Ruhmsüchtigen, den oft seine Neigung zum Bösewicht macht, von dem Beschützer der alten geheiligten Rechte der Menschheit und des Vertrags."

In geradezu herrlicher Weise hat er sich über die Freiheitsbewegung, die er im deutschen Volke zu jener Zeit wahrnahm, ausgesprochen. Die lächerlichen Phrasen der Franzosen von Freiheit und Gleichheit verspottet er blutig, indem er meint: Wo die Bajonette gewissenloser Söldner herrschen, sei von Vernunft und Freiheit, Gerechtigkeit und Volksglück durchaus nicht mehr die Rede. Die Freiheit und Gerechtigkeit werde in Frankreich mit Füßen getreten, während man in Deutschland ausschließlich für die gerechte Sache, für Selbsterhaltung und für die edelsten Güter des Volkes kämpfe. „Nur der ist der Edelste," sagt er, „der das meiste für sein Vaterland tut, und das wenigste dafür genießt."

Als unserem Seume gegenüber ein deutscher Französling die Bemerkung machte, daß Napoleon zu groß und zu mächtig sei, als daß das deutsche Volk ihn niederringen könnte, tat er den schönen stolzen Ausspruch: „Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröte wären, so will ich lieber mit der Morgenröte sterben, als den glühenden ehernen Himmel der Despotie über meinem Schädel brennen zu lassen."

Sogar gegen das Franktireurtum hat Seume ein vernichtendes Urteil abgegeben: „Der General," so sagt er wörtlich, „der seinen Leuten die Plünderung verspricht, stempelt sich dadurch faktisch zum Räuberhauptmann."

Theodor Kappstein: Der Krieg und das Christentum.

Der deutsche Kaiser wies in seiner Schloßbalkonansprache am 31. Juli sein Volk in die Kirchen, dort an den Altären um den Sieg zu beten; in der Ansage des Kriegsbettages für den 5. August hieß es: „An allen gottesdienstlichen Stätten im Lande versammelt sich an diesem Tage mein Volk in ernster Feier zur Anrufung Gottes, daß er mit uns sei und unsere Waffen segne." Ist dieses elementare religiöse Bedürfnis aller Menschen in allen Völkern und Religionen auch im Christentum geborgen? Segnet Christus, der den Frieden auf Erden verkündet und nur innere Kämpfe ansagt, da sein Reich nicht von dieser Welt sei, das Schwert, das er selber nie gezückt hat? Der Gott der Makkabäer und der Allah der Mohammedaner zog als Herr der Heerscharen seinen Streitern voran; doch

der christliche Apostel Europas, Paulus, bewehrt den Nazarener mit dem Panzer der Gerechtigkeit, schmückt ihn mit dem Helm des Heils, drückt ihm das Schwert des Geistes in die Glaubenshand, gestiefelt als Friedensbote des Evangeliums. Militärische Bildworte als Symbole innerlicher Bewegungen. Doch wenn die Machthaber dieser Erde Gewalt üben, so dient sein Jünger den Brüdern in der Opferliebe und erobert sich durch Sanftmut und Friedenssinn das Erdreich. Hat Tolstoj, dessen Volk über dem Grabe seines Propheten den Weltbrand entfacht, im Geiste des Christentums die Völker Europas und Asiens zum Frieden ermahnen dürfen? Wird also der Schwertgang nur national gerechtfertigt, oder steht er unter dem Schutz der Religionen, deren Wahrzeichen das Kreuz ist und der seinen Mördern verzeihende Crucifixus?

Jesus und die ersten Christen glaubten ohne Wank mit ihren Brüdern aus Israel, daß Gott selber Kriege bewirke und leite — von Josua und David bis zur Zerstörung Jerusalems und bei Christi naher Wiederkehr. Der Apostel und später die Priester wie die Mönche entziehen sich dem bürgerlichen Leben, weil sie sich als Soldaten Christi betrachten, die im Felde stehen und wider die Dämonen kämpfen, die die Luft besiedeln. Im Kaiserreich gab es keine allgemeine Wehrpflicht, die Legionen rekrutierten sich aus Freiwilligen — und wurde wirklich ein Christ von einer Notaushebung betroffen, so genügte die Stellung eines Ersatzmannes.

Adolf Harnack stellt in seinen Untersuchungen über die militia Christi*) acht Punkte des Anstoßes fest zwischen Christentum und Krieg für die Christen der ersten Jahrhunderte: Der Kriegerstand mit seiner Nötigung zum Blutvergießen; die Offiziere als Vollstrecker von Todesurteilen; die Gemeinen als unfrei Gehorsame; der unbedingte Soldateneid gegenüber der unbedingten Verpflichtung für Gott; der jedem Soldaten auferlegte Kaiserkult; der Offizier als Opferer; die gemeine Mannschaft als beteiligt; die Militärfeldzeichen als heidnische Sacra und der Götzendienst ihrer Verehrung; der brutale und zügellose Soldat im Frieden und die christliche Ethik; rohe Scherzspiele im Heere wie der Mimus als anstößig und mit Götterfesten verbunden.

Celsus, der spöttische Kritiker des jungen Christentums, meint, wenn es alle machen würden wie die Christen, so wäre der Kaiser bald vereinsamt — sie sollten für ihn die Waffen tragen, wenn die Not es erfordert! Der ausgezeichnete Patriot und vorbildliche altrömische Beamte Celsus sorgte sich um den Ansturm der Barbaren, denen das Reich nur mit Not die genügend starken und geschulten Legionen entgegenwerfen konnte. Und da ziehen sich die Christen zurück — die Kirche hinderte also ihre Frommen daran, im Heere zu dienen. Dennoch gab es damals Christen im Heere: die christlichen Soldaten der 12. Legion schrieben ihren Gebeten das Eintreten eines Gewitters im Kriege zu, das die verdurstenden

*) Mohr-Siebeck. Tübingen 1905.

römischen Krieger erfrischte. Der Kaiser nahm Notiz von dieser rührenden Geschichte. Der Christengott war ihnen wie ihren „heidnischen" Kameraden der große Alliierte droben, der ihren Fahnen den Sieg pflichtschuldig zu verleihen habe. Clemens von Alexandrien und Tertullian in Karthago bezeugen als kirchliche Autoritäten, daß der Soldatenstand für den Christen möglich geworden ist, nicht nur als Ausnahme. „Hat dich als Kriegsmann die Erkenntnis erfaßt, höre den Heerführer, dessen Losung die Gerechtigkeit ist." Doch ist Tertullian doppelzüngig; im Grunde leugnet er das Recht des Christen, Soldat zu werden oder im Heere zu bleiben, wenn er dem Christentum beitritt. Der Christ dürfe nicht über Leben und Tod aburteilen, folglich nicht Beamter werden. „Der göttliche und der menschliche Fahneneid, das Feldzeichen Christi und das Feldzeichen des Teufels sind unverträglich: die Seele kann nicht zweien verpflichtet sein, Gott und dem Kaiser! Denn wenn auch Soldaten zu Johannes dem Täufer kamen und der Hauptmann von Kapernaum gläubig wurde, so hat doch der Herr in der Entwaffnung des Petrus — stecke dein Schwert in die Scheide — jeden Soldaten seiner Montur entkleidet. Jede Uniform ist als Abzeichen eines unerlaubten Berufs bei uns verboten." Der schlaue Kirchenvater hatte eine Weise für seine christlichen und eine Weise für seine nichtchristlichen Leser, wie es traf. Doch nochmals betont er in einer eigenen Schrift, welche das martyrfrohe Verhalten eines Soldaten mit dem Lorbeerkranz vor dem Kaiser erzählt: sollen wir mit dem Schwert umgehen, während der Herr erklärt hat, daß durchs Schwert umkommen soll, wer das Schwert nimmt? Darf er für andere als Christus Wachedienst halten und an den Tempeln auf Posten stehen, denen er abgesagt hat? Wird er die Dämonen, welche er am Tage durch Exorzismen vertreibt, bei Nacht beschützen, gestützt und ruhend auf der Lanze, mit der die Seite Christi durchbohrt wurde? Wird er die Fahne tragen, diese Nebenbuhlerin Christi? Wird er, wenn er gestorben, sich von der Trompete des Spielmanns aufstören lassen, er, der die Erweckung von der Posaune des Engels erwartet? Und Tertullian behilft sich mit der Parallele, bei Gott gelte der Gläubige aus dem Zivilstande ebenso als Soldat wie der Kriegsdienst tuende Gläubige als Zivilist. Doch der Kranz sei ganz unerträglich, da er jedesmal mit den Götzen zusammenhänge. Adolf Harnack wirft Tertullian nicht ohne Begründung Sophisterei vor und konstruiert den Fall so: Dieser Kranzweigerer hat als christlicher Soldat für seinen Glauben die gleichen Rechte beansprucht, die dem Mithrasverehrer im Heere von den kommandierenden Offizieren eingeräumt wurden.

Indem sich das bis dahin weltflüchtige Christentum in der Welt einrichten lernte, fragte man sich, ob der Soldatenstand formell christlich anzuerkennen sei — vordem stand man hoch über dieser Frage. Übrigens konnte der Patriot an dem erpresserischen, sittlich tiefstehenden Soldatentum nur gemischte Freude empfinden. Auch Origenes verwehrt dem Christen seiner Tage den Soldatenrock. „Den Ermahnungen Jesu gehorsam" zerbrachen die Christen die Schwerter,

wandeln sie in Pflugscharen und rücken nicht mehr aus gegen ein Volk. Doch hat der geistvolle Theologe dem Befehlshaber der dritten Legion in Bostra auf dessen Wunsch religiöse Vorträge gehalten. Ungemein charakteristisch mutet uns sein raffiniert frommer Gedankengang an: in unserer geistlichen Waffenrüstung leisten wir dem Kaiser betend Hilfe. „Aber die, die uns nötigen wollen, für das allgemeine Beste in den Krieg zu ziehen und zu morden, erinnern wir daran, daß ja auch ihre eigenen Priester nicht unter die Soldaten gestellt werden, weil die Gottheit mit reinen Händen verehrt werden muß." Wie viel vernünftiger sei es, wenn die Christen während des Kriegsdienstes der andern priesterlich für die gerechte Sache und ihren Sieg vor Gott einstehen! Die Dämonen sind als die Kriegsbazillen gedacht. Origenes sagt aber entschlossen im Namen des Christentums an: Wir ziehen **nicht** ins Feld, auch wenn es der Kaiser verlangt. Das Töten ist richterlich wie kriegerisch verboten, Waffenlosigkeit ziemt dem Evangelium. Wer Blut vergießt, soll an den Mysterien nicht teilnehmen, bis er gereinigt ist. Anderseits verfügte das Christentum bereits am Anfang des dritten Jahrhunderts über einen Militärschriftsteller. Diokletian wollte den Offizierstand von den Christen säubern; die seinen Namen tragende Verfolgung ist der mißglückte Versuch, das Heer seinen religiösen Traditionen treu zu erhalten — der weltgeschichtliche Umschwung vollzog sich, als Antwort der Wirklichkeit. Freilich konnten zuweilen christliche Offiziere mit schlichtem Abschied den Heerdienst quittieren.

Das Kreuz wurde mit den Initialen Christi zum Feldzeichen erhoben: Kaiser Konstantin vollzog also, im **Heere** zuerst, die Anerkennung der neuen Religion als Staatsreligion, nachdem sich der Christengott als siegreicher Kriegsgott offenbart hatte. Auf dem großen Konzil 314 faßte die Kirche den Beschluß: **Die, welche die Waffen im Frieden wegwerfen, sind von der Kommunion ausgeschlossen!** Welche Umwertung des Soldatenwertes, wenn die Fahnenflucht der Christen als Verleugnung des Evangeliums Christi gebrandmarkt wird . . . Doch es geschah; Staat und Kaiser, Christentum und Kirche verbanden sich auf dem Gebiet des Heereswesens zur Einheit. Die Praxis hatte das Problem bereits entschieden; hinfort machte die Kirche gemeinsame Sache mit dem Kaiser, um die Soldaten bei der Fahne zu halten. Auch der Kaiser kam der Kirche entgegen. Und als der nächste Krieg ausbrach, da wurde er als Entscheidungskampf zwischen Christentum und Heidentum aufgefaßt; Licinius ließ an die Soldaten Zettel mit einem Gebet verteilen, das ihm nachts „ein Engel" überbracht habe — also der älteste Divisionspfarrer! Und der Sieg kam hernieder, wie für Konstantin an der milvischen Brücke . . . Als beide Kaiser sich verfeindeten, versuchte Licinius Hof und Offizierkorps von den Christen zu befreien — umsonst. Heer und christliche Religion hatten sich zu lebenslänglicher Gemeinsamkeit durchdrungen. Neben dem kriegerischen Erzengel, der mit Schlange und Drachen focht, schenkte die Kirche ihren Kindern den kriegerischen

Heiligen. Die abgelegten nazarenischen Anschauungen über Krieg und Kriegerstand vererbte sie den Mönchen, einzelnen eigensinnigen Sekten und etlichen wunderlichen Originalen . . .

Der abendländische Kirchenlehrer Tertullian, eines Hauptmanns Sohn, bietet die durchgeführte Allegorie: Der Ausmarsch eines Soldaten in den Krieg ist niemals mit Annehmlichkeiten verbunden. Keiner eilt aus einem Schlafgemach in die Schlacht, sondern aus aufgeschlagenen engen Zelten, wo Strapazen und Ungemach jeder Art vorkommen. Sogar schon während der Friedenszeit müssen sie durch Anstrengung und Abhärtung den Krieg ertragen lernen, indem sie mit Sack und Pack marschieren, Feldübungen machen, einen Graben auswerfen, sich zu einer Testudo zusammenscharen und sich wieder aufrollen. Bei allem wird Schweiß vergossen, damit nicht der Körper oder der Geist aus der Fassung komme bei den Übergängen vom Schatten in die Sonnenglut, aus der Sonnenglut in die Kälte, von der Tunika zum Anlegen des Panzers, von lautloser Stille zum Feldgeschrei.

J. v. Pflugk-Harttung.
Schloß If, die Bastille Südfrankreichs.

Die Gewalttätigkeit der Franzosen während des jetzigen Krieges hat viele ihrer Gefängnisse mit harmlosen Deutschen und Österreichern gefüllt, welche im Lande wohnten, oder dorthin als Geschäfts- und Vergnügungsreisende oder aus anderen Gründen kamen. Eine dieser Stätten von geschichtlicher Bedeutung mag uns hier beschäftigen.

Der Gegensatz zwischen strahlendem Sonnenglanze in bezaubernder Landschaft und der Nacht furchtbarer Kerker wirkt nirgends ergreifender als in den Mittelmeerländern. Schaudernd betritt man die grabesgleichen Zellen im Dogenpalast zu Venedig und in dem drohenden Wasserschlosse zu Este. Südfrankreich verlegte einige dieser Stätten des Schreckens, des lebendigen Todes, wie zum Hohn auf das Leben nach besonders reizvollen Inseln, von denen es freilich kein Entrinnen gab. So erhebt sich auf der größeren Lerinischen Insel das Fort Ste. Marguerite, berühmt als Gefängnis des lange geheimnisvollen Mannes mit der eisernen Maske und des Marschalls Bazaine. Entzückt schweift der Blick von den hohen Burgmauern auf die tiefblauen Buchten von Cannes und Antibes. Sie werden umrandet von weißen Häusern und Villen, welche teilweise auch die Vorberge bedecken; dahinter erheben sich bedeutende Höhenzüge, aus denen sich allerlei Ortschaften abheben, zumal das altertümliche Grasse: einst ein reiches und mächtiges

Kloster, jetzt ein Hauptort für Parfümeriefabriken und Sommerfrischler. Weit im Hintergrunde ragen die gewaltigen, teilweis noch schneebedeckten Kuppen der Seealpen. Der Blick von Lérins auf die Küsten gehört zu den schönsten der ganzen Riviera. Auch die Kerker sind hier nicht so schreckhaft, wie viele andere. Der Mann mit der eisernen Maske vertrauerte die langen Jahre seiner Haft in einem größeren Raume, welcher Licht durch ein Fenster erhielt, das nach dem Meere hinausgeht. Bazaine samt Familie bewohnte sogar mehrere Zimmer und konnte sich auf einem Hofe mit herrlicher Aussicht ergehen, von dem die Gemahlin auch seine Flucht bewerkstelligt hat.

Ein wesentlich anderes Gepräge zeigt das Fort If bei Marseille. Auch hier ist die Gegend berückend. Jenseits des Meeresarmes erheben sich teils bewaldete Bergzüge, aus denen zahlreiche Häuser hervorlugen, während sich links die Hafeneinfahrt von Marseille mit ihrem starken Schiffsverkehr befindet. In weiter Ferne verläuft sich die blauende Küste. Auf der anderen Seite von If ragt eine Berggruppe, welche den Ort vom offenen Meere abschneidet. Es sind die Inseln Ratonneau und Pomégues, je von 2500 Meter Länge mit Erhebungen bis zu 600 Metern, einst wie alle Mittelmeerinseln bewaldet, jetzt kahl und grau. Pomégues wird mit ihrer Nachbarin durch einen Damm verbunden. Sie besitzt zwei Hafeneinbuchtungen, von denen die eine als Quarantainestätte dient und deshalb ein Krankenhaus hat, ein Sanatorium und ein Hotel. Beide Inseln bewehrte man mit starken Befestigungen, um die Einfahrt zum größten Mittelmeerhafen zu beherrschen. Denn wenn Marseille auch nicht als eigentliche Festung gilt, so wird es doch durch 22 Forts und Batterien geschützt, von denen die der Inseln den Mittelpunkt bilden.

Weit kleiner als die beiden Bollwerke ist If, einst berüchtigt als Staatsgefängnis und dann weltberühmt durch Dumas Roman: Der Graf von Monte Christo. Es handelt sich um einen einsamen wellenumfluteten Felsblock von 300 Meter Länge und 170 Meter Breite, nur 3 Kilometer vom Festlande entfernt. Verwitterte Burgmauern umziehen ihn und oben krönt ihn das Felsenschloß, mit einem schweren viereckigen Turme, alles grau in grau.

In Marseille unfern der berühmten Rue de la Cannebiè am Quai des Alten Hafens harrt das Dampfboot, welches morgens einmal und nachmittags alle Stunden in 20—25 Minuten nach Chateau d'If fährt. Die kleine Reise geht erst durch den Alten Hafen mit seinen vielen Schiffen. Rechts erblickt man das alte Marseille mit seinen engen Gassen und wüsten Schmutzhaufen. Die große Uhr eines einsamen Glockenturms, dessen Kirche 1793 während der Revolution zerstört wurde, zeigt dem Fischer und Schiffer die Zeit. Ferner heben sich das Rathaus und die alte Kirche

la Tourette hervor. Links ragt auf hohem Felsen der glänzende Dom Notre-Dame-de-la-Garde, dahinter der festungsartige Bau von St. Victor und die Masse des Forts St. Nicolas, im Vordergrunde das Palais-de-Pharo mit schönem Garten. Nachdem man unter einem gewaltigen Kran hindurch und am Fort St. Jnan entlang gefahren ist, sieht man rechts die großartige neue Kathedrale samt den mächtigen Hafenanlagen von Joliette, bis man schließlich ins offene Meer gelangt. Die Luft wird frisch, eine Brise erhebt sich, die Wellen gehen höher, Mandoline und Geige ertönen. Der Ausblick weitet sich. Zur Linken hat man den herrlichen Weg der Corniche, überhöht von bewaldeten Bergen, in verschiedener Entfernung zwei Leuchttürme, rechts die Inseln Ratonneau und Pomégues. Bald ist If erreicht und an einer flachen Stelle gelandet.

Auf holperigem, in Stein gehauenem Zickzackwege steigt man empor. Wie unendlich viele Seufzer sind auf ihm ertönt, wie mancher Blick der Verzweiflung suchte von hier aus zum letzten Male die schöne Welt. Oben das eigentliche Fort wird von einer Mauer umgeben. Es enthält das Schloß und mehrere Gebäude für die frühere Garnison: einen Artilleriepark, ein Pulvergelaß und dergl. Jetzt zieht vor allem ein Restaurant das Auge auf sich mit Stühlen und Tischen im Freien, dem Meeresarme und Festlandufer zugewandt.

Alles wird überragt durch das Schloß, oder wie es gewöhnlich heißt: den Donjon: einen schwerfälligen Viereckbau, an jeder Ecke mit einem eingebauten Rundturm versehen. Drei der Türme sind gleich groß, der westliche (St. Christophe) ist ausgedehnter und höher. Der Donjon wurde von vornherein nicht als Burg, sondern als Staatsgefängnis erbaut, gewissermaßen als Bastille des Südens. Noch jetzt trägt es die Inschriftzahl seiner Vollendung: 1592. Den ersten Stein legte König Franz I. persönlich am 20. Dezember 1524. Der prunkliebende Herrscher war gekommen, um den Bewohnern von Marseille zu danken, für ihren tapferen Widerstand, gegen den Herzog von Bourbon. Zu Ehren der Anwesenheit des hohen Gastes gab man glänzende Feste; unter anderm führte man eine Scheinseeschlacht auf, wo die Kanonenkugeln durch Orangen dargestellt wurden. Sie bildete für viele den Anfang unsäglichen Leidens.

Über eine Zugbrücke gelangt man zum Tor des Donjon und durch einen Gang in einen viereckigen Hof mit einem Brunnen in der Mitte. Auf diesen Hof münden 14 Gefängnisse. Im Erdgeschoß befinden sich ihrer fünf, von denen zwei durch die Helden des Dumasschen Romans bewohnt gewesen sein sollen. Noch zeigt man das Loch, durch das Edmond Dantès und der Abbé Faria in Verbindung traten. Die Mauern erweisen sich von gewaltiger Dicke, die Luft ist feucht und tief die Dunkelheit. Die Räume sind Begräbnisstätten, aber kein Aufenthalt für lebende Wesen. Über eine

Wendeltreppe gelangt man zu einer hölzernen Galerie des ersten Stockes, welche in die Türen von 9 Gefängnissen führt. Jene sind jetzt mit der Inschrift ihrer namhaftesten Bewohner versehen, deren richtige Anbringung sich jedoch bezweifeln läßt. Die Mehrzahl dieser Zellen wirkt nicht ganz so entsetzlich, wie die tiefer gelegenen, aber immerhin noch fürchterlich genug. Das dritte Gefängnis ist am größten; ein enger Gang verbindet es ebenso wie das vierte mit einem Rundraume in je einem der Türme. Im fünften Zimmer schrieb Mirabeau seinen „Essai über den Despotismus", der so viel zum Aufbrausen der Revolution beigetragen hat. Das sechste Gelaß barg den einbalsamierten Körper des Generals Kleber, der 1800 von Ägypten herübergebracht wurde, um zu Straßburg in imposantem Leichenbegängnisse beigesetzt zu werden. Besonders eigenartig wirkt der sechste Raum durch eine erhöhte Rampe. Hier saß das Revolutionstribunal und verurteilte 197 Menschen, darunter 66 zum Tode. Durch zwei Gefängnisse gelangt man zur Zelle für die zum Tode Verurteilten; zu einem engen völlig lichtlosen Raum ohne Zutritt von Luft. Für den hier eingesperrten Unglücklichen mußte der Tod als Erlösung erscheinen. Durch ein Loch in einem Fußboden sollen die Verurteilten oder deren Leichen ins Meer geworfen sein.

Steigt man vom Stockwerk eine Treppe höher, so erreicht man die obere Plattform und die Kapelle der Gefangenen. Letztere bietet sich als verhältnismäßig großer und luftiger Raum, der das Obergeschoß des emporragenden Turms St. Christophe einnimmt, während das davor befindliche flache Dach des übrigen Schlosses als Plattform einen ungehinderten Rundblick auf das weite, blaue Meer mit seinen sonnenbeglänzten Küsten und Inseln gewährt: ein erschreckender Gegensatz zwischen dem Gebilde der Natur und demjenigen von Menschenhand.

In Château d'If schmachteten stets ziemlich viele Gefangene, zumal vor der Revolution von 1789, wo es den Großen leicht fiel, irgend jemand durch einfache Anzeige oder „lettre de cachet" verhaften zu lassen. Augustin Fabre berichtet, das einzige Verbrechen von drei Eingekerkerten des Jahres 1775 hätte darin bestanden, daß sie schöne Frauen heirateten, welche von reichen und mächtigen Männern unterhalten wurden. Mirabeau schrieb: Sechs Gefangene schienen mir schlechte Kerle zu sein. Einer, mehr Narr als pervers, war auf Befehl eines nahen Verwandten nach If gebracht, der öffentlich mit seiner Tochter lebte. Alle übrigen erwiesen sich als jung, einfältig und unerfahren, außer einem unglücklichen Greise, dessen Tochter stark durch den Intendanten „protegiert" wurde. Für gewöhnlich befanden sich 25 bis 30 Personen auf der Insel, während der Revolution und anderen unruhigen Zeiten, wie 1793, 1848 und 1871, zählte man dort aber hunderte von Unglücklichen. Vom 15. Dezember 1851 bis zum 24. April 1853 waren 400 Menschen eingesperrt und zwar Leute aus allen Ständen, welche den

augenblicklichen Machthabern mißfielen. Im dritten Gefängnisse des Erdgeschosses haben 116 politische Verurteilte nach den Unruhen des 4. April 1871 gesessen. Man sieht, das Gefängnis wurde lebhaft benutzt; und auch gegenwärtig ist es kein Wallfahrtsort für Neugierige und Wißbegierige mehr, sondern die Behausung vieler völkerrechtswidrig verhafteter Deutschen. — Manche Verurteilte haben ihr Andenken durch Inschriften hinterlassen.

Von berühmten Häftlingen sind zu nennen: Bernardot, ein reicher Marseiller Kaufmann; er fand sich im ersten Kerker des Erdgeschosses unter der Beschuldigung eingesperrt, sich gegen den Kardinal Richelieu vergangen zu haben. Da er in strengster Abgeschlossenheit saß, hungerte er sich in 11 Tagen zu Tode. Denselben Kerker soll später der Abbé Faria, Dumas Romanheld, bewohnt haben, der sich 1811 von Rom vertrieben sah. Und ebenfalls am gleichen Orte des Schreckens lebte ein Matrose 31 Jahre lang, der seinen Kapitän erschlagen hatte. Nebenan zeigt man die Stätte Edmond Dantès.

Die Gefängnisse des ersten Stockes umschlossen als ersten Bewohner: Albert del Campo, einen Wahrsager und Giftmischer, der 1588 in Aix den Feuertod starb. Ferner den Abbé Peretti, eingekerkert, weil er ein junges adeliges Mädchen verführt haben sollte. Am 23. Juli 1789 erhielt er seine Freiheit zurück, trat als Freiwilliger in die republikanische Armee, wo er sich zum Offizier empor schwang, bis er zu den Chouans der Vendée überging und standrechtlich erschossen wurde. — Ferner haben wir Lajolais, einen Genossen von Cadoudal und Pichegrü beim Attentat auf den Konsul Bonaparte. Er starb nach vier Jahren (1808), wogegen sein Mitschuldiger, der Chevalier d' Hozier, früher Page Ludwigs XVI., zehn Jahre im Kerker schmachtete, bis er am 15. April 1814 die Freiheit erhielt. Den Mann mit der eisernen Maske sah If 1686 nur kurze Zeit, als er nach Ste. Marguerite gebracht werden sollte, ebenso den Herzog Louis Philipp von Orleans (Egalité), den Vater König Louis Philipps I., der am 6. November 1793 zu Paris unter dem Fallbeile endete. Wohl als berühmtester Häftling darf Graf Mirabeau gelten, der Volkstribun der Revolution. Er brachte überhaupt einen großen Teil seines Lebens in Gefängnissen zu: in Manosque wegen Schulden, in If auf Befehl seines Vaters, in Schloß Ré wegen Ungehorsam, im Fort de Joux u. a. Mirabeau verlebte die 10 Monate vom 23. April 1774 bis zum 23. Februar 1775 in If und schrieb hier, wie schon gesagt, seinen Essai über den Despotismus. — Henri Mollard starb 1771 nach 16 Jahren Haft im Kerker. — Prinz Kasimir, Bruder des Königs Ladislaus VII. von Polen, mußte ebenfalls einige Zeit Bekanntschaft mit der Insel machen; er sollte Frankreich in spanischen Diensten verraten haben. Auf Befehl Napoleons I. wurde der Ritter von Ballestros, erster Kammerherr König Karls VI. von Spanien eingesperrt, und etwas später sah Boissin,

ein fanatischer Geistlicher, der 1816 den General Lagarde vor der protestantischen Kirche in Nîmes verwundet hatte, den gefürchteten Ort u. s. w.

In der Tat, die kleine Insel If, welche zu einer Stätte des Genusses bestimmt zu sein schien, war und ist ein Aufenthalt des Schreckens und der Verzweiflung, erlangte damit freilich eine Bedeutung, die zu ihrem Umfange in keinem Verhältnisse steht.

Felix Freudenthal: Berliner Erinnerungen an 1870/71.

Ungefähr mit derselben Plötzlichkeit wie in diesem Jahr brach im Sommer 1870 das Kriegsungewitter über uns herein: Kein Mensch hätte damals in den ersten Reisemonaten sich träumen lassen, daß auf die ebenso unvermuteten wie unerhörten Provokationen der Pariser Machthaber alsbald der blutige Tanz zwischen den germanischen Stämmen und dem Frankenreich beginnen würde, der nach gewaltigem Ringen den Deutschen die langersehnte Einigkeit und dem greisen Heldenkönig Wilhelm von Preußen die Kaiserwürde verschaffen sollte. Ich war damals ein Junge von kaum 17 Jahren und besuchte die Obersekunda des Werderschen Gymnasiums, das in drei einzelnen, rechtwinklig nebeneinanderstehenden, in der einen Ecke des Werderschen Markts tief verborgenen Häusern, die längst durch monumentale Prachtbauten abgelöst sind, ein ebenso behagliches wie amüsantes Dasein führte.

Für jene Verhältnisse war es ein recht weiter Weg, den ich täglich zur Schule zurückzulegen hatte. Wohnten doch meine Eltern an der Ecke der Potsdamer- und Steglitzerstraße, also in einer Gegend, wo sich eigentlich die Füchse gut Nacht sagten, denn vor und hinter uns war freies Feld, und nur einige spekulative Köpfe hatten es gewagt, noch weiter nach dem Dorf Schöneberg zu mehrstöckige Wohngebäude zu errichten, in denen grade nicht die Elite der Berliner Gesellschaft Quartier zu nehmen pflegte. So mußte ich denn schon zu Fuß den Weg zum und vom Gymnasium zurücklegen, nicht ohne mit besonderen Einkaufskommissionen seitens meiner Mutter betraut zu werden, weil in unserem einsamen Bezirk viele Dinge nicht zu haben waren, die für eine Haushaltung erforderlich sind. Nur bei gar zu schlechtem Wetter konnte man den Omnibus benutzen, dessen Bedeutung in jener Zeit eine ganz hervorragende war, um dann anfangs der Siebziger der neuen und ungewohnten Erscheinung einer auf Schienen geleiteten Pferdebahn Platz zu machen. Mit größerem Vergnügen wie ich ist wohl

selten jemand zur Schule gegangen, denn es waren merkwürdige alte Herren, denen unsere Ausbildung anvertraut war, teils weltfremde Sonderlinge teils mit bedauerlichen Mängeln wie Schwerhörigkeit, Kurzsichtigkeit und Gedächtnisschwäche behaftete Greise, welchen die ausgelassene und übermütige Jugend die tollsten Streiche spielte. Der größte Teil des Lehrerkollegiums mitsamt dem trinkgeldlüstern Pedell Stange entsprach den invaliden, abbruchsreifen, höchstens zu einfachen Privatwohnungen geeigneten Anstaltsräumen, deren oberste Klassen zum Teil Tür an Tür an Geschäfts- und Konfektionsräume grenzten, und welche liebreichen Gespräche zwischen Verkäuferinnen und den bejahrten Schülern der unteren Bänke zuweilen geführt wurden, brauche ich nicht erst näher zu erläutern.

Unser Direktor Bonnell, ein grundgescheites kleines ehrwürdiges Männchen, war in jungen Jahren der Lehrer und Pensionsvater des Fürsten Bismarck gewesen, und der mächtige Kanzler hatte in dankbarer Ergebenheit seine beiden Söhne dem ehemaligen Mentor und dem „Werder" (nicht dem grauen Kloster, dem er seine erste klassische Bildung verdankte) in die Lehre gegeben. Die natürliche Folge hiervon war, daß ein ganzer Schwarm von Söhnen der Geburts- und Finanzaristokratie Preußens sich bei uns einfand, viele glänzende Namen, die den energielosen Professoren gewaltigen Respekt einflößten und keine rechte Disziplin, soweit nicht der Direktor in Wirksamkeit trat, der übrigens bei Beschwerden meist den Schülern recht gab, in der Schulmonarchie aufkommen ließen.

Originale, wie Papa Beeskow, der seine Unwissenheit in der Geschichte hinter derben Witzen und intimen Privatgesprächen zu verbergen suchte, wie Professor Wolff, der in den höchsten Fisteltönen die Oden des Horaz vortrug, wie Professor Salomon, der schon allein durch sein groteskes, an Offenbachsche Figuren erinnerndes Aussehen und saloppe Haltung uns die Helden Homers verekelte, dürfte man gegenwärtig mit der Laterne suchen.

So standen für uns Jungen die Dinge, als ganz plötzlich in einmütiger Begeisterung der gewaltige Nationalkrieg ausbrach, der endlich und zum erstenmal alle Deutschen, Preußen, Bayern, Hessen und Schwaben, Sachsen und Badenser, von der Nordsee und von den Alpen unter einer Fahne vereinigte. Eine unbeschreibliche Begeisterung hatte ganz Berlin erfaßt; das neue Lied „Die Wacht am Rhein" wurde Tag und Nacht, von arm und reich gesungen, gespielt und gepfiffen, Notprüfungen fanden in allen Anstalten statt, und auch vom Werderschen Gymnasium eilte eine stattliche Reihe Ober- und Unterprimaner zu den Fahnen. Die beiden Söhne des Kanzlers, Herbert und Wilhelm Bismarck, ebenso der verstorbene Chef des Militärkabinetts unseres jetzigen Kaisers, der später in den Grafenstand erhobene Herr von Hülsen, traten nach bestandenen Examen, gleich vielen anderen Werderanern in die Armee, von uns zurückbleibenden, denen ein ehrlicher Haß gegen Napoleon und

die übermütige französische Nation in den Gliedern lag, nicht wenig beneidet. Unserem Patriotismus mußten wir aber auf irgend eine Weise Luft machen, und so marschierten wir dann so oft wie möglich, es war ja nur eine Entfernung von höchstens zehn Minuten, zu den Linden, um an den Ovationen, die der einsam zurückgebliebenen Königin Augusta von Vereinen, Gewerken, Innungen u. s. w. dargebracht wurden, uns lebhaft zu beteiligen. Schülerkollekten für Verwundete und deren mittellose Familien ergaben manch hübsche Summe und es entspann sich ein edler Wetteifer zwischen den Berliner Gymnasien, um besonders hohe Beträge für die wackeren Vaterlandsverteidiger abliefern zu können. In der Residenz war nach Eintreffen der förmlichen Kriegserklärung Franzosenhaß und leidenschaftlicher Enthusiasmus einer kühlen Entschlossenheit, einer tiefen patriotischen Begeisterung und einer täglich wachsenden Zuversicht des Sieges gewichen, das Vertrauen zum alten sieggewohnten Herrscher, zum Kronprinzen und seinem Vetter Friedrich Karl, zu Bismarck und Moltke war ein gradezu unbegrenztes, und dennoch erfaßte die Bevölkerung ein leises Beben, als in den ersten Tagen nach der Eröffnung der Feindseligkeiten bestimmte Nachrichten ausblieben. Der Name Napoleon und die von früher her gewohnte „gloire" der französischen Truppen lastete noch schwer auf mancher bangen Seele. Um so ergreifender war der Jubel, als die ersten Depeschen in feuerroter Farbe auf den Litfaßsäulen prangten, in denen die Siege von Weißenburg und Spichern, die vollständige Niederlage Mac Mahons bei Wörth dem Publikum verkündet wurden. Die Freude, die die Nachrichten erregten, in allen ihren ergreifenden Einzelheiten schildern zu wollen, würde vergebliches Bemühen sein. Schlag auf Schlag folgte und immer neue rote Plakate enthielten in kurzer, markiger militärischer Sprache die märchenhaften Erfolge, die unsere tapferen todesmutigen Heere über die eitlen und dünkelhaften Phrasendrescher von jenseits des Rheins errangen.

Nun kamen auch die ersten Gefangenentransporte auf dem Anhalter- und Potsdamer-Bahnhof an. Alle Welt beeilte sich, die rothosigen Messieurs, vor allem die in abenteuerlichen Uniformen steckenden afrikanischen Turkos und Zuaven in Augenschein zu nehmen, und gar mancher, der diese schlappe, unsympathische, affenartige Gesellschaft betrachtete, lernte nun erst den Unterschied zwischen einem strammen disziplinbewußten deutschen Krieger und einem bummligen, respektlosen Mitglied der grande nation näher kennen. Immerhin hatte der Patriotismus damals noch etwas sehr behagliches an sich. Eine Zeit, die noch nichts überhastetes, nervös erregtes, zur Schau trug, in der weder elektrische Straßenbahnen, noch dahinsausende Kraftwagen den Lärm der Gasse vermehrten, in der weder Luftschiffe noch Flieger zu den tollsten und abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß geben konnten, in der noch kein Telephon mit wahren und falschen Nachrichten binnen wenigen Minuten

zahllose Familien in wilde Aufregung zu versetzen imstande war, ließ jedem die nötige Muße, alle Mitteilungen eingehend zu studieren und in Wirtshäusern und Weißbierstuben die Fortschritte unserer Armee am Stammtisch zu erörtern.

Besonders lebhaft ging es nach den Ferien in unserem Gymnasium zu. Der ausnehmend patriotische Direktor teilte jede neue Siegesnachricht mitten im Unterricht den oberen Klassen mit und das Vivat und Hurrarufen, mit dem wir dann dem alten Herrn antworteten, tönt mir noch heute in den Ohren. Meistens bekamen wir dann je nach der Größe der gewonnenen Schlacht ein oder zwei Stunden, bei ganz gewaltigen Erfolgen den ganzen Tag frei, und selbstredend wurde diese Zeit benutzt, um nach dem königlichen Palais zu ziehen und dort an den patriotischen Expektorationen kräftig mitzuwirken. War Papa Bonnel besonders guter Laune, so gab er etwas aus seinen Erlebnissen mit „Otto" zum besten, wie er in familiärem Ton den Kanzler, seinen einstigen Pensionär, zu nennen pflegte.

Bald wurden auch die ersten eroberten Fahnen und Waffen, später die mehr berüchtigten als wirklich gefährlichen Mitrailleusen nach Berlin gebracht und, so weit ich mich entsinne, im Lichthofe des Zeughauses zur Schau gestellt. Immer mehr erbeutete große und kleine Geschütze fanden sich ein und wir studierten ihre Namen, ihre Zusammensetzung und Wirkung, wobei ein freundlicher Unteroffizier die erforderlichen Erklärungen gab. Ganz besonders steht mir noch der 2. September vor Augen, als der Direktor mitten in der mir wenig angenehmen Mathematikstunde ins Schulzimmer trat und freudestrahlend die Gefangennahme Napoleons und seiner Armee verkündete. Da gab es kein Halten mehr. Auf Tischen und Bänken wurde herumgetanzt, die Lösung der schwierigen Algebraaufgaben dem Teufel und seiner Großmutter überlassen, und diesmal suchte zunächst jeder möglichst rasch nach Hause zu gelangen, um die fast unglaubliche Nachricht den Angehörigen zu überbringen. Ein wahrer Taumel hatte ganz Berlin erfaßt. Selbst der kühnste Traum war hier von der Wirklichkeit weit übertroffen und alles wetteiferte durch Aushang von Fahnen, durch Gesang, Musik und festliche Umzüge der stürmischen Freudetrunkenheit Ausdruck zu geben.

Natürlich ging es dann wie immer zu den Linden, um der Königin Augusta stürmisch Huldigungen darzubringen, die auch fortgesetzt auf dem Balkon ihres Palais erschien und unermüdlich der begeisterten Menge zuwinkte.

An den Fenstern der unteren Gemächer sah man dann öfters mehrere blonde Knabengesichter, jedenfalls die Söhne des Kronprinzen, also vor allem unseren jetzigen Kaiser, dem vielleicht schon damals der Gedanke nahe lag, daß auch er es, wie fast jede Hohenzollerngeneration, mit den Franzosen zu tun

bekommen würde. Die Friedenshoffnungen, welche sich an jenen märchenhaften Sieg knüpften, sollten sich freilich nicht so schnell erfüllen. Noch harte Arbeit wartete unserer braven Truppen, um den Gegner vollständig niederzuwerfen, doch überall blieb der Schlachtengott den deutschen Fahnen treu, mochte es sich um Metz oder Straßburg, um Orleans oder Paris handeln.

Von größter Bedeutung wurde der 18. Januar 1871, als Berlin durch die feierliche Herstellung des deutschen Reichs im Schloß zu Versailles zur Kaiserstadt aufrückte, ein historisch einziges Ereignis, welches in unserer Schule mit Festreden, Gedichten von Lehrern und Schülern und besonders für diesen Akt komponierten Liedern gebührend gefeiert wurde. Die weiteren Heldentaten unserer Heere, die Schreckensszenen in Paris, hervorgerufen durch den Kommuneaufstand, die an die Namen Jules Favre, Thiers, Gambetta geknüpften Vorgänge sind zu bekannt, um hier weiter darauf einzugehen. Am 17. März 1871 kehrte das kaiserliche Hauptquartier nach Berlin zurück, der 74jährige Herrscher umjubelt von alt und jung; war es doch der ritterliche Sohn der unvergeßlichen Königin Luise, der zum erstenmal seit einem Jahrtausend alle deutschen Stämme im Kampf gegen den Nationalfeind vereinigt hatte. Nur damit war man nicht ganz einverstanden, daß Eugeniens Gatte, der gewissenlose Urheber so vieler Trauer und so vielen Schmerzes, mit fürstlichen Ehren im Schloß zu Wilhelmshöhe untergebracht wurde. Andere wieder gönnten ihm jenen, durch den ritterlichen Sinn unseres neuen Kaisers angewiesenen Aufenthalt um so mehr, als ja dem von ihm provozierten Feldzug die Einheit Deutschlands und die Imperatorenkrone zu danken war.

Was brachten die Zeitungen nicht alles über die Rückeroberung der alten Reichslande Elsaß und Lothringen und über die fünf Milliarden Frank Kriegskostenentschädigung, eine für damalige Verhältnisse gradezu fabelhafte Summe, von der wir naiver Weise annahmen, die Franzosen würden sie unmöglich entrichten können. In phantastischen Berichten wurde genau geschildert, wieviel Eisenbahnzüge notwendig seien, um all das Gold über den Rhein zu schaffen, wie der Aequator kaum ausreiche, wollte man ihn mit den einzelnen Frankstücken bedecken, ja wie die respektable Strecke der Erde zum Mond erst einen Begriff davon gäbe, welche Schätze uns zugefallen seien. Natürlich benutzte unser Mathematiklehrer die gute Gelegenheit, allerhand kühne Rechenexempel mit den vielen Nullen zu verbinden, und da er es stets auf mich abgesehen hatte, war ich wohl der Einzige, der mit dem Milliardensegen auf nicht zu freundlichem Fuße stand. Schließlich nahte der unvergeßliche Tag des großartigen Siegeseinzugs des Gardekorps und des brandenburgischen Armeekorps in die Reichshauptstadt. Jener denkwürdige 16. Juni 1871 wird mir unauslöschlich im Gedächtnis haften. Berlin hatte große, vielleicht die größte Gala angelegt, die den damaligen

Mitteln, Verhältnissen und Leistungen entsprechend nur irgend möglich war. Für Korporationen, Vereine und Schulen waren in allen Straßen und auf allen Plätzen, die die Truppen passieren mußten, stattliche Tribünen errichtet, so für das Werdersche Gymnasium in der Königgrätzer Straße, die mit feinem hellen Sand und Tannenreisern bedeckt war. Ein Fahnenmeer wogte aus allen Festern, weißgekleidete Jungfrauen, heute längst ehrwürdige Großmütter, deren tapfere Enkel jetzt unseren sieggewohnten Feldzeichen folgen, standen in jedem Erker, auf jedem Balkon, um wahre Hekatomben von Rosen den Kriegern zuzuwerfen; Teppiche und Guirlanden schmückten jedes Haus, und zahllose Kränze wurden bereitgehalten, um sie den einziehenden Helden darzureichen. Schon in aller Frühe hatten wir unsere reich dekorierten Bänke eingenommen, aber gar manche Stunde verging, bis die Bewegung der Massen, die weithinschallenden Hurrarufe und das Werfen von Blumen und Kränzen das Anrücken der Truppen verkündete.

Es war ein Triumphzug im wahrsten Sinne des Wortes. Voran die erhabene Gestalt des greisen Kaisers, dem in einiger Entfernung der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und andere Fürstlichkeiten folgten, dann die reckenhaften Gestalten der Generäle, vor allem Bismarcks, Moltkes und Roons, die mit donnernden, nicht endenwollenden Hochs begrüßt wurden, und hinter ihnen in strammer Haltung die lorbeergeschmückten Männer, deren Kraft und Mut wir die glorreichen Erfolge zu danken hatten. Viele, viele Stunden währte der Vorbeimarsch und immer von neuem brach der Jubel los, wenn ein neues Regiment mit klingendem Spiel anrückte oder ein bärtiger Krieger seine Frau und Kinder umarmte, die sich in die Soldatenreihen drängten, um den glücklich heimgekehrten Gatten und Vater zu begrüßen. Abends trafen wir Jungen uns am Pariser Platz, der ebenso wie die Linden taghell erleuchtet war; Freudenfeuer brannten hoch oben auf dem Brandenburger Tor, auf sämtlichen Monumentalgebäuden und auf allen Plätzen, die teilweise zur Speisung der Truppen seitens der Stadt benutzt wurden; Musik und Tanz gab es überall in Hülle und Fülle.

Es war eine wunderbare Zeit; reich an Helden, reich an Siegen, reich an Männern, die jeder in seiner Art gewaltiges leisteten. Doch beispiellose Erfolge erwecken nicht bloß den Neid der Götter; gar irdische Größen, wie das Krämervolk jenseits des Kanals und das scheelsüchtige von deutschfeindlichen Staatsmännern regierte Rußland begannen schon nach wenigen Jahren mit den revanchelüsternen Franzosen in Verbindung zu treten. Wenn es auch der Staatskunst eines Bismarck und der aufrichtigen Friedensliebe unseres Herrscherhauses stets gelang, die am politischen Himmel aufziehenden drohenden Wolken zu zerstreuen, einmal mußte die Auseinandersetzung mit diesen mißgünstigen, übermütigen und blutdürstigen Staaten erfolgen.

Möge jetzt das scharfe deutsche Schwert, gezogen in gerechter Verteidigung unserer Existenz und Unabhängigkeit, den zahlreichen Gegnern beweisen, daß wir gleich unseren Vorfahren zu siegen verstehen, daß niemand die Mutter Germania zu beleidigen sich erdreisten darf, ohne dafür in empfindlichster Weise gezüchtigt zu werden.

Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr. Ludwig Geiger: Eine Denkschrift Ifflands über das Berliner Theater 1805.

Im Jahre 1805 waren drei Jahre verflossen seit der Einweihung des neuen Theatergebäudes in Berlin. A. W. Iffland, der 1796 zum Generaldirektor der Königlichen Schauspiele in Berlin berufen war, hatte, nachdem er sich sechs Jahre in dem alten Gebäude ziemlich hatte quälen müssen, seine Fähigkeiten als Schauspieler, Schauspielleiter und Verwaltungsbeamter in dem neuen Hause entwickelt und durfte im allgemeinen mit seiner Tätigkeit zufrieden sein.

Nach diesem dreijährigen Zeitraum glaubte er sich daher berechtigt und verpflichtet, eine große Denkschrift einzureichen, die in dem Folgenden in ihren ersten Teilen veröffentlicht wird. Sie ist dem Königlichen Hausarchiv in Charlottenburg entnommen, und ich verfehle nicht, der Verwaltung dieses Archivs, die mich auf ihre wertvollen Ifflandbestände hingewiesen und mir die Erlaubnis zu deren Benutzung gewährt hat, meinen ergebensten Dank abzustatten. Die ersten Abschnitte dieses großen Exposés lauten folgendermaßen:

Überblick der Angelegenheiten des Königlichen National-Theaters zu Berlin 1805.

Die Direktion und die Königliche Oberrechenkammer führen die Verwaltung und Revision von dem Etablissement des National-Theaters, nach bestem Wissen und gegebener Norm. Damit ist die legale Form desselben bewährt.

Selten hängt aber ein Unternehmen so sehr von den äußeren Umständen ab, wie dieses. Die Krisen der Literatur, des politischen Wetters, der Natur, die Marktpreise und die Art, das Maß, worin alle diese Umstände den Fieberzustand in der Menschenmasse mindern oder verstärken — davon hängt das schöne Licht ab, worin das ganze Unternehmen erscheint; oder der matte, trübe Flor, welcher den Glanz entstellt, dessen es fähig ist.

Die lebenslustige Bewegung der Künstler wirkt das rege Fortschreiten der Bühne. Dieses soll die nötige Einnahme schaffen, und die belebte Tätigkeit der

Führung soll — in der Regel — die Einnahme, nach Maßgabe des Bedürfnisses nicht nur erreichen, sondern diese dazu erhöhen.

Die Einnahme des National-Theaters ist bloß auf den Anteil des Publikums begründet. Das Ganze ist also ein spekulatives Werk.

Solche sind, ihrer Natur nach, verwickelt. Dieses aber, je mehr sein loser Zusammenhang die Leidenschaften aufregt und sogar auf Spiel der Leidenschaften berechnet werden muß, erschwert die Einfachheit der Maßregel, welche in allen Führungen Gewißheit gibt. Oft sogar schließt sie dieselbe aus.

Daher kann die Führung des Theaters und ihr Erfolg nicht nach gewöhnlichen Prinzipien bemessen werden; die Beurteilung derselben muß vielmehr nach ganz außergewöhnlichen Umständen geschehen, und dazu muß man geneigt sein, sich in deren Besonderheit versetzen zu wollen.

Deshalb, auch weil das Triebwerk eines so vervielfachten Wesens — man könnte es eine Leidenschaftsmaschine nennen — sich früh abnutzt — daher mehrmals eine andere Zusammensetzung bedarf, sowie ein Glasofen alle Jahre zerschlagen werden muß, weil das Feuer ihn ausbrennt — wird es nötig, nach Verlauf gewisser Perioden eine ästhetische Revision vorzunehmen, welche den Standpunkt ergibt, von wo aus das gewürdigt werden muß, was ist; sowie ermessen werden muß, was werden kann und wie man den Weg einschlagen will zu dem, was werden soll.

Bei allem Scharfblick der Oberrechenkammer kann sie nur die Form, mit dieser allerdings vieles sichern; aber der Geist, der verwendet oder versäumt worden ist, bleibt unbemerkt mit seinen guten und schädlichen Eigenschaften. Darum eine Rechenschaft von der ästhetischen Verwaltung, frei von Eitelkeit und Heuchelei der verwerflichen Bescheidenheit.

Nach dem Urteil der Mehrheit darf man annehmen, das Berliner Theater habe gewisse Vernachlässigungen erfahren, welche eine Bühne von diesem Range nicht haben darf. Das Ganze ist in nähere Verbindung gebracht. Mit Mühe ist der verderbliche Monopolgang, der das entschiedene Verdienst entkräftet, das angehende lähmt, aufgehoben. Es ist allmählich ein feinerer Ton in die Darstellungen gekommen. Die Besoldungen, welche bei mehreren zu gering waren, selbst wenn sie mit auswärtigen Gehalten, wo nicht tägliche Arbeiten sind, verglichen werden, sind verbessert. Die ehedem vorgefundenen Schulden sind getilgt worden, ein namhafter Fond ist erspart.

In diesem Zustand befanden sich die Angelegenheiten des Nationaltheaters am Schlusse des Jahres 1801.

Es ist nun zu untersuchen, wie sie seit Antritt des neuen Hauses, also vom 1. Januar 1802 bis jetzt, 1805, sich befinden. Bei bevorstehender Einreichung des neuen Etats sind unvermeidliche Vorschläge zu machen, von welchen die Direktion wünscht, daß sie so wohlerwogen erscheinen möchten, als versichert werden darf, daß sie es wirklich sind. Zu dem Ende wünscht der Unterzeichnete,

daß — wenn es tunlich ist, Se. Majestät der König, als Beilage zum Etat diesen Überblick, oder einen Vortrag aus dessen Hauptinhalte allergnädigst aufzunehmen geruhen möchten.

Kunstbestand des Berliner Theaters in dessen Mitgliedern.

Der Tod des genialischen Künstlers Fleck hat eine tiefe Lücke veranlaßt. Sie ist verwachsen, aber nicht erfüllt. Die Frage des Publikums, die man oft hörte und noch hört: — „wer wird Fleck ersetzen?" — ist ein würdiges Denkmal für den Verstorbenen. Die Forderung, dieser Verlust solle unmittelbar ersetzt werden, enthält eine Unbilligkeit.

Das Genie kann nur durch das Genie ersetzt werden. Da dieses nicht gewöhnlich gefunden wird, und selbst, wenn es gefunden wird, doch nicht dasselbe, was vermißt wird, gefunden zu werden pflegt; so lag es der Direktion ob, zur Deckung der Lücke das Tableau im ganzen zu verändern, und das ist mit Erfolg geschehen.

Der Unterzeichnete vermehrte seinen Wirkungskreis als darstellender Künstler, brachte mit dem Schauspieler Reinhardt ein kräftiges Organ in den Zirkel, und sah auf dem Wege, wenn nicht stets den genialischen Teil, doch den Fortgang des Ganzen belebt. Letzteres mehr, als Flecks anhaltende Kränklichkeit es jemals zulassen konnte.

Reinhardt fand sich im ersten Jahre von der Kritik, wie er angab, mutlos gemacht, wollte überhaupt seiner Frau einen Platz erreichen, den das Publikum ihr nicht zugestand, einen Gehalt besitzen, der für das Verhältnis nicht passen konnte, man mußte, da er noch nicht Platz ergriffen, seinen fünfmal wiederholt geforderten Abgang eingehen, weil derselbe späterhin, bei vorauszusehenden steigenden Forderungen schädlicher geworden wäre.

Den Abgang der Schauspielerin Eigensatz mußte man zugeben, da sie von sechshundert Talern Gehalt, mit eintausend, die geboten worden, das Wiener Engagement doch vorzog. Vorzüglich aber, da Berlin ihrem Bestreben nie mit Beifallszinsen zusagen wollte.

Der empfindliche Verlust der Schauspielerin Meier ist nicht zu hindern gewesen, wieviel Mühe, Entsagung und Opfer, laut der Akten, auch deshalb verwendet worden sind. Sie mußte, auf ihres Mannes Verlangen, der Bühne entsagen.

Ihr Fach der edlen Mutterrollen ist durch die Schauspielerin Bethmann hinlänglich ersetzt. Die Gnade Sr. Majestät des Königs hat sie für die Entsagung — früher, als selbst das Publikum dies gewünscht hat, in das Fach der Mütter übergegangen zu sein, königlich belohnt.

Diese Belohnung ward zugleich mit Billigkeit erbeten. Denn wer mit gleichem Verdienst Maria Stuart und die Mutter in der Braut von Messina, zu-

gleich das mutige Mädchen in der Aussteuer spielt, Aline und Nina singt — in der Regel dreimal die Woche spielt, manchmal noch öfterer, nie Widerwillen zeigt, verdient als erste und einzige Künstlerin aller Bühnen diesen Gehalt. Sollte sie heut nicht mehr sein, würde das Employ, was sie in sich vereint, mehr als viertehalbtausend Taler an mehrere verteilt kosten, und doch schwerlich s o, wie sie es erfüllt, erreicht sein.

Der Schauspieler Beschort — der Unentbehrlichste von allen, die da sind — ist, da man sich von mehreren Seiten sehr dringend um ihn bewarb, mit dem vorläufigen Versprechen einer Verbesserung von dreihundertfünfundzwanzig Talern erhalten worden. Da dessen Frau das Fach der niedrig-komischen Mütter in den Opern mit Erfolg angetreten hat, ist hierbei, in Hoffnung Allerhöchster Genehmhaltung, vereint mit des Mannes Unentbehrlichkeit, nichts zu viel getan.

Dieser Vorgang selbst hat sich im Augenblick der Todeskrankheit der Königlichen Frau Mutter ereignet, und gleich nachher waltete eine gewisse Scheu, den nächsten untertänigsten Theaterbericht damit verlängern zu sollen.

Ein Unrecht — welches seiner Entstehung halber Nachsicht hoffen darf!

Oft hat man in Berlin den Wunsch geäußert, der Direktor möge für das Theater eine Pepinière errichten.

Diese Pepinière ist da. Man bemerkt sie im allgemeinen nicht, weil der Unterzeichnete es nicht hat über sich gewinnen können, den Sorgfältigkeiten, die er im stillen bewirkt und mit Fleiß geleitet hat, auf irgend eine Weise den Namen einer Anstalt zu geben oder geben zu lassen.

Eine Pepinière bildet sich unbemerkt aus den ausgewählten, angestellten Choristen und Choristinnen.

Aus diesen sind bereits hervorgegangen: die Schauspielerin Mebus die Ältere, Maas und Weber. Die Schauspieler Lamm, Lemcke und Rebenstein. Mehrere sind jetzt nach Weimar, Dessau und Königsberg abgegangen. Sie werden dort den Schulzwang der Anfänger von sich werfen und einst wahrscheinlich als Lieblinge hier erscheinen.

Welche Beispiele auch von außen her dazu verleiten könnten, und wie nahe es manchmal durch Härte gelegt wird, so hat die Direktion sich gleichwohl bis jetzt auch nicht die geringste Charlatanerie des Aufmerksamkeiterregenwollens durch Anpreisungen gestatten wollen. Zu hoffen ist, es werde dahin nie kommen müssen! Die Anführung der Sache hier, gehört zum Geschäftsgange.

Wenn bei dieser Bühne Kräfte vorhanden sind, deren Entwickelung jeder Tag beweist oder mit Sicherheit voraus verbürgt, so ist es ein Fehler, auswärts zu suchen, was man bei sich zu Hause besitzt.

So hat die entschiedene Bildung des Schauspielers Bethmann zugenommen. Die Bildung des Schauspielers Beßel Sohn, für edle Väterrollen, nimmt zu.

Indes fehlt dieser Bühne noch ein Schauspieler für das Fach, was man

„Humoristische Alte" benennt. Der Schauspieler Reinecke wird, wie erwartet wird, für dieses Fach dem Publikum sich produzieren.

Während die Schauspielerin Fleck in dem Fach der ersten Liebhaberinnen der Schauspielerin Bethmann nachrückt, hat die Schauspielerin Maas mehr erfüllt, als die abgegangene Eigensatz vermissen läßt, reihte sich dicht neben die p. Fleck, so wie die p. Mebus in heiteren und Anstandsrollen und die p. Weber in jungen Mädchenrollen mehr und mehr den Anteil des Publikums erlangen.

Die Schauspielerin Bethmann hat ihre beiden Töchter, Friederike und Wilhelmine Unzelmann, welche bedeutende Erwartungen geben, seit einem Jahre dem Theater unentgeltlich gewidmet.

Die Schauspielerin Döbbelin fängt an, mehr als vordem, Unpäßlichkeiten unterworfen zu sein. Da sie ihrem Fache der ersten komischen Mütter bis jetzt allein vorgestanden hat, wird es auf allen Fall vorsichtig gehandelt sein, auf eine Erleichterung derselben Bedacht zu nehmen. Da ohnehin dieses Fach durch eine Person zu schwach besetzt ist, wird alle Sorgfalt darauf verwendet, damit das Ganze von der Seite nicht leide, indem zugleich gegen die p. Döbbelin jede Achtung, die ihr nie genug zu lobender Fleiß und Betragen verdienen, beobachtet wird.

Das Bedienten- und Soubrettenfach ist nach und nach auf den Bühnen leider ausgestorben. Dagegen haben die Verfasser eine Gattung Zwischenredner entstehen lassen, welche mehr oder minder in flacher Charakterdeutung auftreten, die den Anstrich des Humors haben oder des Sentimentalen. Für diese Art Rollen bilden sich die Schauspieler Lemm und Lemcke, werden auch mit Erfolg darin gebraucht. Der p. Rebenstein wird, — da er einen guten Tenor und Schauspieler von Talent verspricht, zu schönwissenschaftlichen Kenntnissen geführt. Dieses geschieht auf Kosten der Theaterkasse, da er es bei seiner Armut nicht vermag, seine seltenen Anlagen aber es verdienen.

Es ist eine angenehme Pflicht, anzuzeigen, daß der Schauspieler Kaselitz durch Fleiß und Eifer merkliche Fortschritte getan hat.

Den beiden mitgeteilten Abschnitten der Denkschrift folgt ein dritter: „Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben". Da er zu sehr ins Detail geht, seien nur die wichtigsten Angaben daraus in dem Folgenden ausgeführt. Als jährliche Einnahmen nimmt der Direktor durchschnittlich 42 000 Taler an. Die Ausgaben waren etwas größer, der Direktor entschuldigt dieses jährliche Defizit mit den mannigfachen, nur teilweise erwarteten Unkosten des neuen Hauses, mit der Anschaffung neuer und der Reparatur alter Dekorationen. Er glaubt aber darauf hinweisen zu dürfen, daß diese Ausgaben hauptsächlich in den ersten Jahren besonders groß gewesen seien, und stellt in sichere Aussicht, daß von nun an größere Sparsamkeit geübt werden sollte. Dann aber macht er einige allgemein interessante Bemerkungen und beleuchtet endlich den Standpunkt, von dem das Theater jetzt geführt werden müsse.

Diese Bemerkungen lauten: Für das Jahr 1805 zu 1806 ist der Plan gefaßt worden:

„Alle eingehenden Theaterstücke, wo es nur irgend tunlich ist, nach denen vorhandenen Dekorationsstücken abzuändern; das Quantum aber, welches im Etat für Dekorationen und Maschinerie ausgesetzt ist — mit Ausnahme der unumgänglichen Reparaturen —, nebst allen übrigen das Ganze in seinem Effekt nicht verringernden Ersparnissen, zur Schuldenzahlung zu verwenden."

Es muß angeführt werden, daß die Wendung, welche die dramatische Literatur seit fünf Jahren genommen hat, den Kassenverhältnissen nichts weniger als günstig gewesen ist.

Die Stücke häuslichen Inhalts, heiteren Scherzes, welche die Mehrheit anzogen, sind von einer Klasse literarischer Machthaber und ihrer Nachbeter verschrien, aus der Mode gebracht und dann zuletzt auch weniger geschrieben worden.

Schillers großes Genie gab der Gattung des großen Trauerspiels das Anziehende, das Hinreißende. Seine minder glücklichen Nachfolger sandten in ungefälliger Form, breiter oder verzerrter Sprache, gleichsam in Masse eine Menge wirkungsloser Versstücke ein, von denen einige gute Stücke, aber stets mit großen Kosten an Dekoration und Umgebung, wie wenig auch Ertrag vorzusehen war, gleichwohl gegeben werden mußten, wenn nicht das Berliner Theater den Anschein erleiden wollte, seine Tore dem, was ausschließlich der gute Geschmack genannt ward, verschlossen zu haben.

Das eigentliche Publikum ließ sich sagen, was man ihm täglich einprägte, daß man dergleichen Schauspiele sehen müsse und keine andern, blieb aber davon weg, suchte sich einen andern, ihm passenderen Zeitvertreib, und vergeblich war der Aufwand von Zeit, Kosten und Gedächtnis.

Das große Publikum fand bei jenen gelehrten Stücken nicht seine Novitäten, und Neuheit wollte es doch. Daher doppelte Anstrengung, um auch diese zu befriedigen, und bei all der Anstrengung gleichwohl die Frage, womit so viele in Berlin die Theatergespräche anfangen: „Warum nicht mehr neue Stücke?" Während nun der eine, und zwar der sehr laute Teil, nur Gemälde der hohen Schule verlangt, verfällt ein anderer Teil der großen Masse auf Zauberstücke, Feenwelt und tragikomische Wunderbarkeiten.

Von da aus stammt der vorzügliche Teil der Dekorationsausgaben, mit dem Gefolge von Zimmerleuten, Tischlern, Schlosserarbeit, Nachtwachen, Nachtproben, Tagelöhnern, Vergütungen und Douceurs, welche das Extraordinarium so sehr belasten, welche aber — um bei täglichen Vorstellungen den geltenden Punkt durch alle Schwierigkeiten, gleichsam mit Überflügelung der Zeit zu erreichen — unbedenklich verwendet werden mußten.

Nur ökonomisch gesehen, oder vielmehr die Theaterbegebenheiten nach ihrem Erfolge zurück zu beurteilt, läßt es sich sagen, daß man in diese Gattung minder hätte eingehen sollen.

Allein das Widersprechende, daß nämlich die Mehrheit, unerachtet sie Begierde nach Schauspielen dieser Art bewiesen hat, dennoch den Aufwand nicht nach der Erwartung ersetzen würde — konnte sich erst aus der Erfahrung beweisen. Da auch die literarischen Machthaber die ruhigere Gattung zu verschreien gewußt haben, welche Gattung blieb übrig?

Außerdem ist es dahin gekommen, daß selbst die ersten Dichter nicht verschmähen, zu der Maschinerie ihre Zuflucht auf sehr entschiedene Weise zu nehmen. Also würde man doch dem Dekorationsaufwande nur zum Teil haben ausweichen können.

Nachdem nun beide Teile bisher möglichst befriedigt sind, die, welche nur Verstandesweide wollten, und die Schaulustigen; da das große Publikum nach allen Versuchen, von dem, was es das gelehrte Schauspiel nennt, sich ganz entfernt hat, und von der Maschinen-Komödie sich allmählich zurückzieht: so scheint es nun möglicher zu werden, künftig in der Mitte zu gehen und mit dem Blick auf Kräfte und Konvenienz, für jeden Teil in einer gewissen bemessenen Folge etwas zu tun.

Standpunkt, von welchem die Führung des Berliner Theaters nun ausgehen muß.

Nachdem nun die grell auffallenden Fehler, welche neben etlichen Talenten ersten Ranges das Berliner Theater vordem entstellt haben, nämlich — schlechtes Memorieren, Mangel an Wohlanständigkeit, an Zusammenhang und Präzision, so überwunden worden sind, daß nur hier und da bei veralteten Personen die Spur davon zu sehen ist; so muß nun die feinere Bildung desselben eintreten, von welcher vor dieser Aufräumung der Haupthindernisse die Rede nur nebenher sein konnte.

Diese besteht darin, durch besondere Achtsamkeit, Erinnerung, Berichtigung und Wiederholung in den Proben, Ausführung einzelner Stellen, durch die mehr und mehrere Verwendung der jüngeren Talente von Kraft und Feuer — den Darstellungen mehr Sicherheit, Eleganz und jenen übereinstimmenden Ton zu geben, welcher den Reiz, den Lüstre der Vorstellungen ausmacht.

Die absolute Forderung nach neuen Stücken beweist einen nicht geordneten Geschmack des Publikums, oder die Flachheit, womit alte Vorstellungen gegeben werden. Durch Vermeidung des Letzteren muß man zu erreichen suchen, daß das Erstere aufhört. Gelingt das nicht, so ist die Führung vorwurfsfrei.

Der Unterzeichnete möchte es dahin bringen können, daß die Darstellungsweise des hiesigen Theaters vorzugsweise

„Die Berliner Schule"

genannt und als solche anerkannt würde! Er hofft zu dem Ende im Winter den jungen Schauspielern und Schauspielerinnen praktische Vorlesungen zu geben.

Je mehr nun die Maschinenkomödie aus ökonomischen und ästhetischen Gründen vermieden werden soll, je mehr Anstrengung des Gedächtnisses und der Darstellungsweise wird verwendet werden müssen.

Dabei und bei der Lage der Dinge überhaupt ist es Pflicht, die billigen Erwartungen der Mitglieder, vor Einreichung des Etats, nach Gewissen vorzutragen.

* * *

Die literarischen Bemerkungen der eben abgedruckten Ausführungen, die für den Standpunkt des Schauspielleiters von hohem Interesse sind, brauchen wir im einzelnen nicht zu kritisieren. Wohl aber dürfte es nötig sein, über einige Schauspieler, die in den ersten Abschnitten der Denkschrift erwähnt werden, ein paar Worte zu sagen. Der erste ist der große Schauspieler Fleck, der würdige Nebenbuhler Ifflands, der 1802 nach längerer Krankheit gestorben war. Es gehörte zu den ständigen Vorwürfen, die gegen Iffland erhoben wurden, daß er diesen Künstler während seines Lebens nicht genügend geehrt und nach dessen Tode für keinen Ersatz gesorgt habe. Beide Vorwürfe sind nicht ganz unbegründet, und doch werden sie vielfach übertrieben. Es kam naturgemäß während des Lebens Flecks zu manchen Rivalitäten, im allgemeinen aber hat Iffland, selbst ein Meister, den würdigen Konkurrenten mit Respekt behandelt. An dem Vorwurf, daß kein gleichwertiger Ersatz für Fleck geschaffen wurde, ist soviel wahr, daß keiner zu nennen ist, der seit 1802 würdig an die Stelle des Verstorbenen trat; unrichtig dagegen ist, daß Iffland sich, wie man wohl gesagt hat, aus Neid dagegen wehrte, einen ihm gleichstehenden Künstler nach Berlin zu berufen. Denn es gab wirklich in ganz Deutschland keinen Fleck wahrhaft gleichstehenden Ersatzmann, die wenigen Künstler, die etwa in Betracht kamen, waren entweder zu fest in den Stellungen, die sie einnahmen, oder unzufrieden mit dem, was ihnen von Berlin geboten wurde.

Über die meisten anderen, die in dem Exposé erwähnt werden, kann man kürzer hinweggehen. Karl Reinhardt hatte von Hannover 1802 in Berlin gastiert, war von 1803—05 Mitglied der Berliner Bühne, konnte sich aber nicht halten, weil die Offizierspartei vielfach lärmend gegen ihn auftrat.

Fräulein Eigensatz war von 1796—1803 in Berlin engagiert, brachte es aber nur von einem Anfangsgehalt von 156 Talern auf 600 und mußte, da dies zum Lebensunterhalt nicht ausreichte, die Berliner Stelle aufgeben. Die Schauspielerin Meier ist die als Mimikerin berühmte Frau Hendel Schütz, die zuletzt mit einem Dr. Meier in Berlin verheiratet war, und die 1804 abging. Frau Bethmann ist die unvergleichliche Friederike Flittner, zuerst mit Karl Unzelmann, dann mit Heinrich Bethmann verheiratet, seit 1795 in Berlin. Sie war die weibliche Hauptkraft des damaligen Berliner Theaters, auch persönlich gleicherweise beim Hof und beim Publikum beliebt. Eine der wenigen Künstlerinnen, die, eine starke Differenz 1807 mit dem Generaldirektor abgerechnet, sich

stets mit Iffland vertrug und ihm auch nach seinem Tode durch ihren Plan, ihm ein Denkmal zu errichten, die Treue wahrte. Die Art und Weise, wie Iffland sich über diese bedeutende Schauspielerin ausspricht, ist außerordentlich hübsch und anerkennend.

Auch F. J. Beschort gehört zu den starken Stützen des Berliner Theaters. Er war 1796 nach Berlin gekommen und blieb, seinen ehemaligen Direktor lange überlebend, bis 1827. Er war reizbar wie die meisten Künstler, so daß es zwischen ihm und dem Direktor, der gleichfalls nicht über Engelsgeduld verfügte, zu manchen Reibereien kam.

Die Zöglinge der Theaterpflanzschule (Pepinière) brachten es mit Ausnahme von Fräulein Maas nicht zu großen Ehren. Die Genannte, Wilhelmine Maas, trat 1805 in das Berliner Ensemble ein und stieg entsprechend ihrer großen Entwicklung von einer anfänglich mäßigen Besoldung bis zu der nach damaliger Schätzung großen Summe von 1600 Talern. Sie war von 1802 bis 1805 in Weimar gewesen und hatte unter Goethes Leitung gespielt, der sich selbst ein Hauptverdienst an ihrer Ausbildung zuschrieb. Deshalb sind gerade die Goethe-Korrespondenzen voll von Bemerkungen über diese Künstlerin und ihre Berliner Wirksamkeit, z. B. die Briefe der Marianne v. Eybenberg, Zelters und Varnhagens v. Ende. Der letztere spricht (Goethe-Jahrbuch, Bd. 14, S. 60 ff.) in einem Brief vom 5. Juli 1812 allerdings von einem Gastspiel, das die Genannte in Prag absolvierte, aber gewiß wird man das enthusiastische Urteil auch auf ihre Berliner Leistungen übertragen können, z. B. die Worte: „Einzig ist sie durch die erhabene Leidenschaftlichkeit, die eine höhere, unergründliche Wahrheit und Bedeutung in das Leben überträgt."

Auf alle die übrigen in der Übersicht sonst erwähnten Schauspieler und Schauspielerinnen einzugehen, kann bei dem hier zur Verfügung stehenden Raume nicht versucht werden.

Dagegen lohnt es sich wohl auf ein in den Akten befindliches, den eben mitgeteilten Dokumenten folgendes Verzeichnis der neuen und neu einstudierten Stücke vom 1. Januar 1802 bis 10. Juli 1805 mit einigen Worten einzugehen. Daraus ergibt sich, daß 1802: 32 Stücke auf die Bühne kamen, von denen 27 wirkliche Novitäten waren, 1803: 40, wovon 32 neu waren. Unter den 1804 aufgeführten 36 Stücken wurden 29 erstmalig auf die Bühne gebracht, unter den 20 Novitäten des ersten Halbjahrs 1805 waren nur 2 Neueinstudierungen. Es würde sich lohnen, einmal in einer Fachzeitschrift diese ganze Liste mit Angabe ihrer Verfasser abzudrucken, während Iffland die Namen nicht nennt und nur kurze Bemerkungen über das Genre, dem das Stück angehört, und die Zahl der Akte angibt. Unter der sehr stattlichen Zahl von Novitäten und Neueinstudierungen sind Singspiele, große Opern, Lust-, Schau- und Trauerspiele ziemlich gleichmäßig vertreten. Iffland selbst schrieb in jener Zeit so gut wie nichts und berücksichtigte seine früheren Produktionen, soweit sie nicht zum ständigen

Repertoire gehörten, jedenfalls nicht übermäßig. Kotzebue ist ziemlich stark vertreten; im allgemeinen herrscht das Mittelmaß mehr vor als die Meisterwerke. Allerdings treten jene keineswegs zurück. Von Lessing wird allerdings nur Nathan der Weise genannt, von Goethe: Iphigenie und die „Natürliche Tochter", von Shakespeare, wobei freilich zweifelhaft bleibt, ob immer die Originalfassung zugrunde gelegt wurde: Coriolan, Macbeth, Romeo und Julie, Julius Cäsar. Den Vorrang hat Schiller. Neu einstudiert wurden: Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod; neu erschienen in diesem Zeitraum: Turandot, die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell. Man wird daher wohl sagen können, daß Iffland ein vielfältiges Repertoire zu gestalten wußte, daß er bei aller Huldigung für den etwas niedrigen Geschmack des Publikums keineswegs Trivialitäten bevorzugte, daß er vor allen Dingen sich nicht selbst in den Vordergrund stellte, sondern daß er eine reiche Abwechslung von minderwertigen und trefflichen Stücken zu geben verstand. Sein Repertoire ist gewiß nicht schlechter, eher besser als das durch Goethe selbst in Weimar gegebene. Auch durch die Mitteilungen über die Kost, die er dem Berliner Publikum bot, und ebenso durch die anderen Ausführungen über den Zustand des damaligen Theaters und die Grundsätze seiner eigenen Direktionsführung erscheint Iffland als ein achtungswerter Repräsentant der Theaterleiter einer vergangenen Epoche.

Kerimée Hanoum (Maria von Hobe),

Verfasserin von „Was der Außenwelt verschlossen ist" etc.:

Prinzessin Ikbalé.

„Es war einmal!" In diesen wenigen Worten liegt tiefe Wahrheit, eine ganze Lebensphilosophie! Es war einmal! Wieviel Erinnerungen erstehen vor dem geistigen Auge — Erinnerungen an längst entschwundene glückliche und traurige Zeiten. Wie viele Gestalten sehe ich lebendig vor mir, die längst jene Reise antraten, von der es kein Zurück auf diese Erde mehr gibt. Da sehe ich z. B. die jugendschöne Ikbalé! Sie war die Enkelin eines Sultans! In Pracht und Glanz aufgewachsen. Ihr Wille galt in allem. Alles und alle beugten sich vor der Herrin dieses Harems! Sie war ebenso schön als gut, meine kleine Prinzessin, und zählte erst vierzehn Jahre, als ich sie zum ersten Male sah, an ihrem Verlobungstage, d. h. der Sultan hatte ihr den Gatten bestimmt. Sie hatte ihn nur als Kind gekannt; als sie den Schleier (Jaschmak) erhielt, mit dreizehn Jahren durfte sie ihn nie wiedersehen! Er war der Sohn eines Marschalls und

hohen Würdenträgers des Padischahs, und jahrelang hatte Prinz Said in Paris gelebt — um, wie sein Vater stolz sagte, dort den letzten Schliff zu erhalten. Und Prinzeß Ikbalé jubelte ihm entgegen. In ihrer Erinnerung lebte er als der liebe Spielgefährte mit dem herzigen Bubengesicht — voll Trotz und Zärtlichkeit — der seiner kleinen Prinzeß die schönsten Blumen brachte, — die buntesten Schmetterlinge, die süßesten Früchte! Sie war immer die Herrin, der er alles von den Augen absah — und wenn er einmal nicht so wollte, wie sie, dann schmollte sie, und er bettelte so lange, bis sie ihm lachend um den Hals fiel, ihn an seinen Ohren zauste und ihn ihren einzigen lieben Said wieder nannte. Zum ersten Male sah ich nun diese vom Sultan und jedem, der ihr nahen durfte, abgöttisch geliebte Prinzeß als Verlobte.

Es war an einem herrlichen Sommertage, wie sie nur der Orient kennt, als ich in der Prinzessin Kaïk auf Erlaubnis und Wunsch des Sultans durch all die leuchtende Pracht hinfuhr zum Weißen Palais, vorbei an dunklen herrlichen Zypressen und roten, in Blütenpracht stehenden Judasbäumen flog mein Kaïk, um bald vor dem Palais zu halten. Ehrerbietig und ruhig empfingen mich Sklavinnen, um mir Mantel und Schirm abzunehmen. Der Ober-Eunuch verbeugte sich, und ich stieg, ihm folgend, die teppichbelegte Treppe empor, unter jedem Arm geleitet und gehoben von einer Sklavin, bei den einzelnen Stufen, eine Sitte, die die Besucher zu ehren dort herrscht! Bald standen wir vor einem vergoldeten großen Gittertor oben angelangt. Der Ober-Eunuch öffnete mit goldenem Schlüssel —, geräuschlos fiel die Pforte hinter mir zu! Nun ging es durch lange Gänge und viele Portieren; still, geräuschlos folgten die Sklavinnen dem voranschreitenden Eunuchen und mir, bis wir vor einem goldgestickten roten Sammetvorhange Halt machten! Der Ober-Eunuch, oder Kißlar Agha genannt, klatschte dreimal in die Hände, und sofort erschien eine ältere Türkin in Chirka, langer Jacke von Seidenstoff und zwei hinten herabhängenden dünnen Flechten, der Tracht der Kalfas oder Oberhofmeisterinnen mit ihrem hohen goldenen Knaufstock, verneigte sich vor mir, entließ mit einer Handbewegung die tief bis zur Erde gebeugten Sklavinnen, der Kißlar Agha hob die Portiere und auf ihr „Bojurun“, was soviel heißt als: „bitte“, trat ich ein und stand in einem hohen Saal, der durch eine rosa Glaskuppel sein Licht erhielt und durchduftet war mit jenem geheimnisvollen Parfüm, wie es in den vornehmen Harems üblich war — damals! — Und vor mir inmitten des von langen Seitendivans umgebenen Saales stand die lieblichste kaum erblühte Mädchenknospe, die ich je gesehen, umgeben von ihren Sklavinnen, umflossen von dem rosa Licht, wie ein höheres Wesen! Bei uns hätte man sie noch für ein Kind gehalten! Mit ihren vierzehn Jahren war sie im Orient eine eben erblühte Mädchenknospe und verlobt — und so sehe ich sie heute noch vor mir, mit all dem Liebreiz, der diese schlanke, herrliche Gestalt umgab, die ganz in lange, weißseidene Gewänder gekleidet, in weiße duftige Schleier gehüllt, vor mir stand inmitten des großen Gemachs, um-

geben von ihren 22 Sklavinnen, alle in verschiedenfarbige Seide gekleidet, und der Kalfa, die neben der Prinzeß ihren Platz hatte. Große blaue leuchtende Augen, ein Teint blütenweiß und lange blonde Zöpfe, mit Perlen durchflochten, hingen bis zu den rosigen Fußfersen und umgaben das zierliche Köpfchen gleichzeitig wie mit einer Krone. Zuerst verbeugte sie sich etwas schüchtern, dann aber, als ich ihr gratulierte, kam ein Leuchten in ihre Augen, und jubelnd sagte sie, die schönen Arme gen Himmel hebend: Ja, ich bin versprochen! Der Padischah hat mir den lieben Said, meinen geliebten Freund der Kinderzeit, gegeben. Glück mir zu wünschen ist nicht nötig. Ich halte ja in ihm mein Glück. Dann fuhr sie schelmisch fort: Ikbalé heiße ich! und Ikbal heißt Glück. Ich bin daher sein Glück und dadurch Said — das meine. Komm setze dich zu mir und sag mir, gibt es bei euch auch so glückliche — wie nennt ihr es?" „Bräute," erwiderte ich! — „Ja, Bräute", rief sie und klatschte in die kleinen Hände! Zu meinem Erstaunen entschwebten darauf die jungen schlanken Sklavinnen, um gleich mit einer Mädchenschar von vielleicht 25 jugendlich schönen Wesen wiederzukommen, die sich, an Rosenketten haltend, vor der Prinzessin verneigten und aufstellten, während die Sklavinnen sich wieder hinter dem erhöhten Divanplatz der Prinzessin gruppierten. Lachend sah Prinzeß Ikbalé mein Erstaunen, die weißen Zähne blitzten hinter den rosigen Lippen, die schelmischen Grübchen vertieften sich in den Wangen, und dann rief sie vorstellend mir zu: „Meine Tänzerinnen!" und zu denselben gewandt: „Baschmak" (Anfangen). Die Kalfa winkte mit dem goldenen Knaufe — Leben kam sofort in die jungen Tänzerinnen, die bis dahin unbeweglich gestanden und unverwandt ihre Herrin angeschaut hatten. Und nun fingen sie immer zu Vieren, vier hellblonde, vier braungelockte, vier tiefschwarzhaarige, in ihren langen weißen Gewändern und Schleiern mit den Rosengirlanden an zu tanzen. — Niemals habe ich etwas Schöneres gesehen! In rythmischen, graziösen Bewegungen warfen sie sich die Rosen und Girlanden zu, bald hoch über ihren Köpfen, bald unten durchschlüpfend, bald sich damit umschlingend, bald im Vorbeischweben der Prinzessin Rosen zuwerfend, die dann lachend „Teschekür (danke) rief und manchmal eine Rose wieder hinüber warf zur ersten braungelockten Tänzerin, wenn sie besondes schön im Tanze vorbeischwebte. Wohl eine halbe Stunde dauerte ununterbrochen dieser herrliche Tanz, als dann plötzlich die Sklavinnen beiseite traten, auf einen Wink der Kalfa (gesprochen wird fast nie, alles spielt sich in vornehmer Stille und Ruhe ab), die Tänzerinnen auf den langen schmalen Divan sprangen, der zu beiden Seiten des Saales längs der Wand des Gemaches weiter lief, einen Baldachin von den Rosenketten über der herzigen Braut bildeten und wieder Rosen auf sie herabfallen ließen! Sie schüttelte die blonden Flechten, die mit der anderen Flechtenkrone dann, den Zöpfen mit Perlen und Rosen zusammen, die ganze süße, junge Gestalt umgaben, und rief fort und fort lachend: „Jeter, jeter": genug, genug. — Aber die Sklavinnen sangen: „Je mehr Rosen, je mehr Glück", bis die kleine

Prinzessin rief: „Wollt ihr, daß ich unterm Glück ersticke?“ Ein Wink der Kalfa — da war es zu Ende. Das Tänzerinnen-Chor war mit einer gnädigen Handbewegung entlassen. Lautlos, wie sie gekommen, entschwebten sie hinter den roten Vorhang, den der Ober-Eunuch öffnete, um all die Jugend und Schönheit (denn liebreizend waren sie fast alle) besonders graziös, zu entlassen. — Ich war wie betäubt, als die kleine Prinzeß, mir beide Hände reichend, sagte: „Das ist mein Verlobungstanz.“ Und der Bräutigam, wollte ich fragen, als sie verstehend gleich antwortete: „O! den darf ich vor der Hochzeit nicht sehen, und die Tänzerinnen sieht er nur, wenn wir vermählt sind. Mein Herr und Padischah gab ihn mir zum Gatten — mein hoher Herr bestimmt auch den Hochzeitstag! Es würde mir Freude sein, dich oft und auch zu meiner Hochzeit zu sehen! Allah is marladik — leb wohl und gib mir die Freude, diese Rose als Erinnerung an meinen Verlobungstag zu tragen.“ Damit reichte sie mir ein Etui, das eine prachtvolle Rose in Diamanten enthielt, verbeugte sich leicht und war entschwunden, ehe ich genügend, beschämt und überrascht, meinen Dank gestammelt hatte. Ich war allein, im Zaubergarten der Rosen, die schon, an alle Vergänglichkeit erinnernd, anfingen zu welken — mit ihren letzten schwülen Düften den Saal parfümierend. Der Ober-Eunuch stand im hellen Sonnenlicht vor mir und geleitete mich in Begleitung der Sklavinnen ehrerbietig und stumm hinaus, schloß mit dem goldenen Schlüssel das Haremstor auf, und ich befand mich wieder in der Vorhalle des großen Palais, wo Dienerinnen mich in meinen Mantel hüllten und mich hinunter zum Bosporus zum Anlegeplatz der Kaïks (Gondeln) führten, und ich den für mich bereit stehenden Staatskaïk der Prinzessin, mit 12 Kaïkdschis (Ruderern) bemannt, bestieg. Alles still, vornehm ruhig, kein Laut ward gewechselt. Die Kaïkdschis (Ruderer) setzten die Ruder ein — die Dienerinnen verbeugten sich — und fort flog ich, den schönen, unvergleichlich schönen Bosporus in leuchtendem Sonnenschein zurück, meinem Heim zu.

Das war die Verlobung Prinzessin Ikbalés!

Und wieder vier Jahre später — steht in meinem Tagebuch — Rückkehr von der Trauerfeier der Prinzessin Ikbalé! Es war einmal! — Glück hat nicht Dauer auf Erden! — Oft hatte mich die junge Prinzessin nach der Hochzeit noch rufen lassen — und mit Trauer hatte ich gesehen, wie sie stiller und stiller ward — bleicher, zarter. Die leuchtenden Augen mußten viel geweint haben! Doch nie klagte sie, nie sprach sie aber mehr von ihrem geliebten Said, der bereits seit einem Jahr wieder in Paris weilte und wie die Fama sagte: mit der schönen jungen Frau eines griechischen Attachés — mit der er, nach verschiedenen anderen Geliebten — ein festes Verhältnis haben sollte! —

Sie sang wohl manchmal das wehmütig türkische Lied mit dem Refrain: „Auch der wildeste Vogel kehrt zurück — einst, in sein liebes Nest“ — aber nie eine Klage! Und wenn mir dabei unwillkürlich die Tränen in die Augen traten, kam sie leise mit ihrem rosenduftenden Taschentuch sie zu trocknen und sagte weh-

mütig: „Man muß auch dankbar sein für genossenes Glück!" Ich gewann Prinzeß Ikbalé immer lieber, verehrte und bewunderte dies junge herrliche Wesen! —

Da eines Tages kam man mich eiligst holen. Der zweite schwarze Eunuch „Ibraim", seine Ruhe verlierend, stürzte in meinen Salon und rief: „Schnell, schnell! zur Prinzessin Effendi — Kaïk wartet!" — Er eilte fort, ich — schnell Mantel und Schleier überwerfend, hinterher. Der Kaïk führte mich in einer Stunde, die mir qualvoll wie eine Ewigkeit vorkam, zum Palais der Prinzeß. Ibraim antwortete nach Türkenbrauch auf keine Frage. Im Palais war alles düster — weinende Frauen und Sklavinnen empfingen mich, und ich hörte immer das eine Wort „öldi", tot, gestorben! — Ich flog, von ihren Sklavinnen begleitet, die teppichbelegten Treppen hinauf zum großen Empfangssalon, wo ich das „Glück" zum ersten Male sah! — Da lag mein „Glück", aufgebahrt in ihren weißen Gewändern, die langen blonden Zöpfe aufgelöst, so daß sie wie in einem Schleier von Haaren lag — meine herzige Prinzeß Ikbalé, unter Rosen gebettet, und am Kopfende des Divans, das Gesicht in beiden Händen, saß zusammengebeugt — ab und zu auf das schöne friedliche Gesicht der jugendlichen Schläferin schauend — Prinz Said! —

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, doch er winkte mir, und ich sah in ein gramentstelltes Gesicht. Leise sagte er: „Ich kam gestern zurück!" Dann reichte er mir ein Blatt, das auf der Brust der ach so schönen Toten lag. Es enthielt diese Worte in Türkisch: „Du kommst zurück, mein Said, nach langer Trennung, zurück zu mir, mein Glück mit Dir! Dein Lohn sei mein Tod. Ewiggeliebter, Du bist frei! Denn kein Band soll Dich binden, wenn Liebe Dich nicht mehr band — an Deine Ikbalé."

So war diese edle Frau, dies junge schöne Wesen sich opfernd von ihm gegangen, sein „Glück" hatte ihn verlassen, damit er ein anderes Glück finden sollte! Gibt es etwas Selbstloseres? Ohne Vorwurf, ohne Klage war sie geschieden — für sein Glück. Er war frei! — „Auch der wildeste Vogel! Einst kehrt er zurück in sein liebes Nest" klang mir in den Ohren — die weiche, liebe Stimme, mit der sie es gesungen; nun war er stumm für ewig, der Mund, der nur Worte der Liebe für den geliebten Mann gehabt hatte. Still legte ich die Zeilen wieder auf der edlen Toten Brust, drückte einen Kuß auf die lieben Augensterne, die nun auf ewig geschlossen waren und die doch so oft nur in Liebe auf jenem, wie es schien, nun gebrochenen Manne geruht, und verließ tiefbewegt das Trauerhaus. Leise wehklagend saßen die Sklavinnen und Tänzerinnen zusammen. Still fuhr man mich heim. Trauer hatten sie alle im Herzen, aber niemand entweihte die Ruhe der Seligen durch lautes Weinen und Klagen.

Glück! Es war einmal! — Die Erinnerung aber an jene Zeit blieb wach in mir und das Andenken an jene edle, schöne und liebreizende Prinzessin, die nur eine Türkin war, wie man zu sagen pflegt und doch edler als manche hochgebildete Europäerin, lebt fort in mir, lebt übers Grab hinaus, ihr gehörend

in treuem dankbarem Erinnern. Erinnerung bleibt ewig jung, sie ist die Patina am Erz des Lebens.

Prinz Said fing nach einem Jahr, da er in stiller Trauer im Harem geblieben war, doch wieder sein altes Leben an, fern von der Türkei. Es gibt Männer, die können nicht treu sein, hatte einmal Prinzeß Ikbalé gesagt — ein Herz zerbricht vielleicht darüber — sie aber flattern weiter von Blume zu Blume, von Genuß zu Genuß. Die leidenschaftliche Erregung berauscht, solange sie dauert, aber solches Feuer brennt ab und hinterläßt dann nichts als kalte und weiße, graue Asche, die bei der leisesten Berührung zerfließt — Kismet. — „Allah hat es so gewollt." Wie hatte sie richtig gefühlt und ein Leben ohne seine Liebe hingegeben — als wertlos für sie — als erlösende Freiheit für ihn! Sein „Glück" aber war doch mit Ikbalé gegangen, denn siech kehrte er jedes Jahr einmal zurück zu ihrem Grabe. — Niemand sah ihn — als der verlassene Haremspalast. So kam und ging er — zurück in sein trotz allem Glanz und Genuß unbefriedigtes Leben! —

Glück! Es war einmal! —

Lotte Stadthagen-Puggé:

Die Mutter.

Ein Novembermorgen. Auf dem Wochenmarkt herrscht kein rechtes Leben; das liegt am Wetter. Es ist naßkalt, dazu so finster, als wäre es Mitte Dezember.

Die Marktleute stehen, auf Käufer wartend, mißmutig in ihren Ständen; die Schultern nach vorn gezogen, die Hände in den Taschen oder unter der Schürze, treten sie von einem Fuß auf den andern. Sie frieren. Frieren und gähnen. Die meisten waren in der Nacht zum Einkauf in der Zentralmarkthalle und haben nur wenige Stunden geschlafen, und wer geschlafen hat, gähnt trotzdem: das Gähnen ist so ansteckend bei solch schläfrigem Wetter.

„Det jibt heite keen Jeschäft nich!" ruft der dicke Obsthändler mit der blauroten Nase und den vergnügt blinzelnden hellen Äuglein der Alten ihm gegenüber zu, die mit Scheuerrohr, Zwirn, Knöpfen und ähnlichem Kleinkram handelt, den sie nebst ihrem Sitzschemel in einem Kinderwagen zum Markt fährt.

„Nee, nee, wenn't nich heller wird!" piepst die Angeredete mit ihrer dünnen Stimme aus dem großen, braunen Umschlagetuch heraus.

„Wo hast du dir denn aba heite hinjebaut, Mutta?" wundert sich der Obsthändler. „Wo soll da die Priesingen mit ihre Hiehner und Jänse zwischen?"

„De Priesingen kommt woll heite nich, unn hier hinter de Mauer zieht et nich so."

„Kommt nich, wieso? Die kommt doch immer später."

„Der ihre Dochter is doch jestern bejraben."

„Wat? De Mariechen, de Bucklije?"

Die Alte nickt. „De Müllern dort uff't annere Ende" — sie macht die entsprechende Kopfbewegung — „hat't erzählt, jrade, wo ick vorbeijefahr'n bin. Die wohnt doch uffen selbichten Hoff mit se."

„So, so! Hm . . . ., det dut mer aba leid. Na, for so'n unjlicklijet, verwachsenet Jeschöpf is et woll schon am besten so. Ick wer man nu'n bisken in't Lokal jehn, friehsticken."

„De Lina soll mer'n Topp Kaffe bring'n, aba orndtlich heeßen!" ruft ihm die Alte nach.

Die Nachricht vom Tode der buckligen Marie hat sich allmählich unter den Marktleuten verbreitet. Es ist die Neuigkeit des Tages, die alle ein bißchen belebt, weil sie sie aus der dumpfen, stumpfen Alltäglichkeit reißt. Sie gähnen nicht mehr, und sie frieren auch weniger. Sie kannten sie alle, die bucklige Marie, die jüngste Tochter der Priesingen, und stimmen so ziemlich darin überein, daß der Tod für solch armes, verwachsenes Geschöpf das Beste sei. Einigen fällt ein, daß sie das Mädchen in der letzten Zeit nicht auf dem Markt gesehen haben.

„Nee, da war se ooch nich," belehrt die Müllern, „unn det hat seine Jrinde jehatt!"

Sie verstehen. Was der Mund nicht aussprach, haben Augen und Handbewegung nur allzu deutlich gemacht.

„Wer hat sich denn in der verkuckt?"

„Verkuckt?! De Olle hat'n ranjelootst, mit Jänsebraten unn junge Hiehnchens unn all so'n Kram. Unn Justav hier, unn Justav da! Wat denken Se denn? Nischt uffem Leibe, unn drinne erst recht nischt, so eener is froh, wenn er unterkriechen kann, wo er'n orndtlichen Happenpappen findt."

„Aber det kann doch de Priesingen nich recht jewesen sind, so wie ick ihr kenne," meint die Standnachbarin der Gemüsemüllern, „ick meene . . . . Se wissen doch! Se war doch mächtig streng mit ihre Mächens."

„Mit de annern, ja! Nich vor de Düre konnten se abends en bißken stehn, mit'n Schatz, wo doch nischt bei is, aber de Bucklige wat verbieten, nich inne Tüte! Die is det Nestküken jewes'n, schon von Kleen uff! Mit keens von ihre Kinner hat se sich so jehatt, unn't waren hibsche Kinner, wie mit det olle bucklije Balg! So'n richtijet, jnietschijet Balg, mit allens bei Muttern rennen und

petzen. Unn die hat ihr recht jejeben unn keenen annern nich. Ick weeß noch, wie se meenen Karle verpammst hat, wie er „ollet Höckerkameel" zu ihr Nestküken jesagt hat. Unn um allens unn jedes is se jerennt jekomm'n und hat jeschrie n: „Meen Kind woll'n se mer außstoß'n, meen Kind, meene Dochter, bloß, weil ihr Ricken 'n bißken krumm is." 'n bißken krumm, danke! 'n janz jeherjen Buckel hat se jehatt, unn bei welche Schneidern de Olle ooch jeloofen is, keene nich hat'n ihr konnt wegschneidern."

„Na, nu is se det, nu wird ja keener wat zu wiss'n kriejen von ihre Schande; de Priesingen dut sich woll eher de Zunge abbeeßen, eh se det zujibt."

Unterdessen ist es heller geworden. Der Markt füllt sich mehr und mehr; die Händler sind vom Verkauf in Anspruch genommen. So merken es die wenigsten, als die Geflügelhändlerin Priesing kommt und an der gewohnten Stelle ihre Bude aufschlägt. Sie ist eine derbe, dicke Frau mit starken Hüften und breitem, fleischigem Gesicht. Sie ist blaß, und ihre Augen sind vom Weinen gerötet; aber sie hantiert zwischen ihren Hasen und Gänsen so wie sonst. Der Kapotthut aus Trauerkrepp sitzt ihr schief auf dem Kopf und ist ebenso wie die gestrickte, schwarze Wolljacke voll kleiner Federn. Nicht lange, so weist die schwarze Alpakaschürze zahlreiche Blutflecke auf; denn die Hökerin kann so schnell von der Gewohnheit nicht lassen, die vom Abziehen der Hasen und Ausnehmen des Geflügels blutigen Hände an der Schürze abzuwischen. Einige Kundinnen, Damen, stehen vor dem Stand. Von der Trauer der Hökerin merken sie nichts; ihr Einkauf nimmt sie voll und ganz in Anspruch.

Da kommt mit ihrem Tablett, auf dem ein letzter Krug Kaffee dampft, die Lina angelaufen:

„Mein Gott, Frau Priesing, eben höre ich, Ihr Mariechen . . . . Wie ist denn das bloß möglich, so schnell?"

Die Augen der Händlerin füllen sich mit Tränen. Ihre klammen, blutigen Hände greifen mechanisch nach dem Kaffeetopf.

„Ja, wie ist't meeglich, det frag' ick mer selber ooch," sagt sie langsam mit halberstickter Stimme und läßt sich auf ihren Schemel hinter dem Verkaufstisch nieder.

Die Damen sind aufmerksam geworden. „Ihnen ist die Tochter gestorben?" fragt die eine. „Ach, das tut mir leid. Das junge Mädchen, das Ihnen früher auf dem Markt half, das . . . ."

Ein Blick der Händlerin trifft sie, so flehend . . . .

Sie hat ihn verstanden. „Das mit den hübschen, braunen Augen?" vollendet sie ihren Satz.

Die Hökerin sieht sie dankbar an. „Nicht wahr, meine Dame, sie hatte so schöne, liebe Augen?"

„Woran ist sie denn gestorben?" fragt die Lina; denn das weiß noch niemand auf dem Markt.

Die Händlerin zuckt seufzend die Achseln; dann erzählt sie:

„Se hat jejessen und hat jedrunken, bloß immer sagt se: Mutter, ick fiehl mer so miede. Wenn ick mer hinsetz, Kartoffel schäl'n, mer fallen de Ärme reene weg. Unn denn war ihr de Luft so knapp. Orndtlich jejappst hat se. Unn der Dokter sagt, det is bloß von det Kind; wenn det erst da is, denn is allens jut!"

„Kind?!" entfährt es der einen der Damen.

Ihre Nachbarin will sie unbemerkt anstoßen, aber die Hökerin sagt ruhig: „Ja, se hat'n Breitjam jehatt. 'n hibscher Mensch, 'n netter Mensch! 's hat ja nich sollen sind, aber er war so nach se, unn se war ihn so jut, so jut .... Unn wenn zwee sich so recht von Herzen lieb ha'm, det 's doch det Scheenste uff Erden."

Sie sieht ganz glücklich aus, wie sie das sagt. Ein Weilchen schweigt sie. Als sie fortfährt, hat das Gesicht wieder den alten, kummervollen Ausdruck angenommen.

„Wie se nu eenen Abend ja keenen Aten nich mehr kricht, schick ick wieder nachen Dokter, unn wo er kommt, sagt er: „Se muß schleinigst nachet Krankenhaus, det Kind muß jeholt wern'n"."

„Nachtens ham se det Kind jeholt, unnen annern Morjen war se dot. In't Krankenhaus ham se jesagt, et is Nierenwassersucht jewesen."

Sie biß die Lippen zusammen und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Unn wat mer am mehrsten wurmt, det is, daß ick ihr hab fortjelass'n. Wenn se nu schon sterben mußte, konnte se bei ihre Mutter sterben, nich mit de fremde Menschen drumrum."

„Das Kind hat ihr geschadet," meint eine der Damen, „die hätte bei dem Körperbau überhaupt kein Kind kriegen dürfen."

Die Händlerin wirft ihr von unten herauf einen strafenden Blick zu. „Nanu! Da derfte woll manche nich!"

Sie fischt mit dem blutigen Zeigefinger eine Feder aus ihrem Kaffee und trinkt.

An den Stand tritt eine hagere Person in altmodischem, hellbraunem Regenmantel, mit gelbem Gesicht und gelben, dürren Händen.

„Denken Se man bloß, Frau Priesing, wat jestern beinah passiert is. Wenn ick nich jewesen war, hätten Se nu'n falschet Sarch in Ihr Jrab."

Die Sprechende gibt jedem Satz Nachdruck durch ein Aufklopfen mit dem gekrümmten Zeigefinger auf den Brettertisch der Bude und ein so energisches Kopfnicken, daß man die Muskeln an ihrem langen, mageren Halse spielen sieht.

„Ick komme jrade dazu, wie se bei't Vernageln sind, unn da seh ick denn, det is jarnich Ihr Mariechen, det is'n fremder, junger Mann."

„Mein Jott, mein Jott, is't denn meeglich?" ruft die Hökerin in größter Bestürzung, „da sitzt man nu bei't Jrab unn denkt, man is bei sein Kind, unn't is jarnich wahr."

„Beruhjen Se sich man," tröstet die im Regenmantel, „ick hab den Schaden ja noch verhietet;" und sie erzählt den Hergang ausführlich. Die Damen sind fortgegangen, aber von dem lauten Organ der Sprecherin und den Schreckensrufen der Hökerin angelockt, kommen die Standnachbarn herbei, bleiben die Vorübergehenden stehen und hören zu. Denn das ist ein interessantes Thema, was da verhandelt wird. Bald spricht der ganze Markt von nichts anderem als Leichenverwechslung, Kirchhofsraub und Lebendigbegrabenwerden. „Bei so was kann man sich so schön gruseln!" meint die Kaffeelina.

„Ich verstehe gar nicht," sagt die eine der weggehenden Damen zu der andern, „wie die Frau die Schande ihrer Tochter so ausposaunen kann. Es wäre doch gar nicht nötig gewesen, das zu erzählen; an Nierenwassersucht sterben ja auch sonst Leute." Die andere pflichtet ihr bei.

Schande! daran denkt die Mutter nicht. Sie weiß nur, daß ihr Schmerzenskind glücklich war, daß es liebte und geliebt wurde. Allen, die es nur hören wollen, möchte sie es erzählen, daß die Verstorbene keine Ausgestoßene war.

Catharina von Pommer-Esche: Almendro.

Roman-Novelle.

Erster Teil.

I.

Um neun Uhr erhob sich Don Adriano. Die Dienerin stellte die schrägfallenden Abstufungen der alten Holzjalousien auf: Halboffen. Im Schlafgemach waren die Fensterverhüllungen besonders an einem Fenster dringend notwendig. Sie schlossen die der Glasscheiben beraubten Fensterkreuze ab.

Seit acht Uhr hatte die alte Emilia in der Nähe des Schlafzimmers herumgekramt, um den Herrn durch ihr Gepolter zu wecken. Nun nahm sie die Bettdecke von rotem Damast, die mit Goldtressen reich besetzt war, von dem prächtigen Riesenbett ab, in dem Generationen der „de Moscas" geboren waren. Darüber ein kostbarer Gobelin mit der Abondanzia, eine Frauengestalt in blumigem Garten, rings um sie her eine Menge spielender Kinder, an ihrem Busen ein Zwillingspärchen. Wehmütig schaute Don Adriano de Mosca, der letzte seines Stammes, hinauf. Er war noch nicht in den Stand der heiligen Ehe getreten. Ein großer Herr, aber ein Ritter Habenichts in einem wundervollen Palast, dem schönsten in der Gegend weit und breit.

Nach zwei Stunden war seine Toilette beendet. Er war in der Nachbarschaft, nach Valhermoso eingeladen. Ein wundervoller Morgen mit dem ganzen Zauber des südlichen Frühlings. Im Chor sangen die Vögel auf den Zweigen, inmitten reicher Blütenpracht.

Don Adriano machte eine Wanderung durch die Säle. Er hatte schlecht geschlafen, schwer geträumt; ward nervös durch den wichtigen Schritt, den er tun wollte. Das kalte Wasser beim Waschen belebte ihn erst wieder. Auf dem wundervollen Sessel mit goldenen Füßen brach er zusammen, als er sich die Schuhe anzog.

An den notwendigsten Dingen fehlte es. Elend und Pracht! Es lag etwas Imponierendes in dieser Vergangenheit. Don Adrianos mächtige Vorfahren hatten im großen Stil und mit auserlesenem Geschmack gebaut. Lauter Säle, kein einziger kleiner Raum. Die Dachdeckung zeigte arabischen Einfluß, kunstvolles Mosaik — dazwischen das Wappen der de Mosca, in eingebrannten Ton-Farben von goldig-schimmerndem Glanz, der den vielen Jahren erfolgreichen Widerstand geleistet hat. An den hohen Wänden im Innern hingen ganze Galerien von Ölgemälden, in anderen Zimmern Gobelins von seltener Feinheit des Gewebes

aus der Glanzzeit französischer Kunst. Arkadiens Schäferinnen, tändelnd mit ihren Galans; — ein Stück Frankreich, nach Spanien versetzt. Wie ein Museum erschien ihm sein Palast, in dem er sich fremd fühlte. Der Fußboden bestand überall aus Marmor, und auch an Statuen fehlte es nicht. Götter und Göttinnen standen an den Wänden in den Nischen. Don Adriano summte vor sich hin:

„Einsam irr' ich durch die Hallen,
Wo die Marmorbilder stehn,
Höre meine Schritte schallen,
Kann die Götter nicht mehr sehn,
All' die himmlischen Gestalten
In der Schönheit Strahlenkranz,
Sie verloren ihren Glanz.
Wenn ich durch die Reihen gehe,
Finde ich nur matten Schein,
Alles was ich fühl' und sehe,
Ist Erinnerung allein." —

Doch will ich nicht verkennen, daß sie mich packt — so redete er mit sich selbst und versank in tiefes Sinnen. Besonders fesselte ihn eine Wölbung, getragen von zwei kostbaren Säulen aus Onyx. Darauf thronte Sankt Georg, der Drachentöter, in Marmor. Dann betrachtete er die Möbel aus der Zeit Alonso Canos, des Meisters spanischer Schnitzwerke. Aus echtem Kastanienholz gefertigte Kunstwerke: Szenen aus dem Paradiese; Adam mit Eva, die ihm den Apfel reicht. Aus dem Laub blickten allerlei Tiere, Affen, Papageien, Eidechsen, wunderbar erhalten. Über den vergoldeten Möbeln à la Louis XVI hingen Spinnengewebe, und die Polster mancher Stühle sind von Mäusen und Ratten angefressen, die hier freien Zutritt hatten, während der Palast jahrelang unbewohnt war. Das alte Faktotum der Familie, die Dienerin Emilia, hätte es für eine Verletzung der Pietät gehalten, den Palast zu säubern und zu lüften, während der Herr auf Reisen war.

Glanz war hier mit Armut vermählt. Die de Mosca waren einst die Beherrscher der Insel gewesen. Tüchtig zur See, waren sie durch Handel reich geworden. Aber alles auf vornehmem Fuße, wie Venedig in der Glanzzeit der Dogen. Die Moscas waren ein blühendes Geschlecht, einzelne tapfere Ritter hatten in den Kriegen Spaniens gekämpft. Durch weite Meere, nach allen Weltteilen brachten die Schiffe maurische und valencianer Majoliken, Seidenstoffe und Spezereien. Die de Moscas waren mutig ausgebildet im Streit gegen das Piratenwesen und ließen sich nicht überwinden, nicht einmal von den schlauen Genuesern. Alle Männer aus dem Geschlecht der de Moscas erhielten bei der Taufe ein weißes Kreuz mit acht Punkten auf das Kleidchen genäht. Das weiße Kreuz bedeutete die acht Glückseligkeiten. Zu Männern herangereift, ergriffen sie den Stand des Ordens der Ritter von Malta. Sie

leisteten viel zum Schutz der Küsten Spaniens. Fürsten und Potentaten waren herübergekommen, die de Moscas in ihrem Palast zu besuchen. Einige waren Admirale in der spanischen Königsflotte, andere wieder Gouverneure in fernen Kolonien unter Spaniens Flagge, manche schliefen den ewigen Schlaf auf der Insel Malta.

Es fand ein Tauschhandel statt mit Venedig. Dieses sandte Ebenholzmöbel mit Elfenbein-Intarsien an die Familie de Mosca, auch Riesenspiegel und Glaswaren. Die Seefahrer brachten Straußenfedern und Elefantenzähne aus Afrika. Jahrhunderte lang waren die de Moscas die Vermittler zwischen Morgen- und Abendland und borgten ihre Schiffe, besonders nach Frankreich und Holland. Der Reichtum floß ihnen in Goldströmen zu. Oft halfen sie den Königen. Trotz dieser ruhmvollen Vergangenheit hatte Don Adriano, der letzte de Mosca, gestern abend beim Spiel im Kasino seine letzten tausend Pesetas verloren, so daß er sich Geld leihen mußte, um heute nach Valhermoso zu fahren, wo er seinen Freund Don Cabruno besuchen wollte.

Don Adriano besah sich in einem Riesenspiegel und war versunken in sein eigenes Bild. Ein Adonis war er nicht, aber er trug den Stempel von Rasse und Vornehmheit — nach der Aussage einer Frau, die kurze Zeit Einfluß auf ihn geübt hatte. Es war eine Tochter Albions, Miß Anny Homspun, das Kind eines reichen Fabrikbesitzers, die allein durch die Welt segelte. In einem Pariser Hotel hatten Nord und Süd, Britin und Spanier sich kennen gelernt. Im Lift hatte Miß Anny ungeniert ausgerufen: Ah, ein Ribera, ein lebendes spanisches Bild! Dabei sah sie ungeniert Don Adriano an. Er war von gebräunter Hautfarbe, mit schwarzen, ausdrucksvollen Augen, beschattet von dunklen Augenbrauen, eine Adlernase, der Bart à la Henry IV, dazu ein elegant geschwungener Schnurrbart! „Ein Typ!“ rief die schwärmerische Miß wiederum aus. Sie verliebte sich in Don Adriano, und wie er sich so im Spiegel musterte, zog dieses Stück Vergangenheit an ihm vorüber.

Miß Anny Homspun wollte sich mit Don Adriano verheiraten. Sie sprach ihm von den Millionen des Vaters. Aber Don Adriano floh schließlich vor diesem Schritt.

Er ging weiter durch seine Gemächer, aber ach, alle diese Kunstschätze gehörten ihm nicht mehr. Sie waren an Gläubiger verpfändet. Eine wunderbare alte, goldene Kette, die Karl V. einst den de Moscas geschenkt, hatte Don Adriano bereits versetzt. Bald darauf hörte er, die Kette sei von einem Museum für hunderttausend Franks angekauft worden. Auch die Familienbilder gehörten ihm nicht mehr. Er trat ins Empfangszimmer, wo ihn seine Ahnen aus den Rahmen traurig anzusehen schienen. Wieviel geistvolle Pinselführer haben die Geschichte der de Moscas gemalt! Es gab Seeschlachten, Besiegung feindlicher Piraten und die einzelnen Helden waren alle Glieder der Familie. Die Gestalten hatten Leben, als wollten sie aus den Rahmen springen! Alte ernste

Männer, mit Ketten auf der Brust und turnbanartiger Kopfbedeckung, ferner Krieger, hohe Militärs, in dunkler Stahlrüstung mit dem weißen Malteserkreuz Von Bild zu Bild veränderten sich die Trachten. Dem Euraz folgte das Camisol aus Samt oder Seide. Zwischen rauhen Kriegern und eleganten Kavalieren tauchten die schwarzen Gewänder geistlicher Herren auf. Einige waren Würdenträger von Malta, andere aus dem Jesuitenorden. Danach kam eine Reihe weißer Perrückenträger, ganz glatt rasiert, in weiten Seidengewändern, mit Goldschnüren verbrämt, das waren städtische Würdenträger. Die ruhmreiche Folge schloß mit den Helden, die sich in der Schlacht bei Trafalgar ausgezeichnet hatten, Offiziere der Marine mit kurzem Backenbart, gelocktem Haar, hohem Kragen, mit goldenem Anker das schwarze Halstuch gestickt. Darunter der Urgroßvater Adrianos, ein Alter mit hartem Ausdruck, einen Zug der Verachtung um den Mund. Als Ferdinand VII. von seiner Gefangenschaft aus Frankreich heimkehrte, warf sich jener alte de Mosca ihm zu Füßen. Er war eigens dazu nach Madrid gekommen und erflehte die Wiederherstellung der alten Sitten und Gebräuche, denen von dem immer mehr zunehmenden Liberalismus Gefahr drohte. Er war ein strenger Patriarch und Anhänger des katholischen Glaubens.

Nun kam die Galerie der holden Weiblichkeit. Da waren Damen mit schwülstigen Wulsten um die Hüften, in jener steifen alt-spanischen Gewandung der Zeit Philipps II., „guarda infanta" genannt. Velazquez hat viele Frauen in jener Tracht gemalt. Eine der Damen nennt man heute noch die weise Griechin — wegen ihrer Kenntnis der griechischen Literatur. Sie hatte bleiche Gesichtsfarbe, schlanke Figur, ihr zarter Busen drängte sich schüchtern aus der steifen eng anliegenden Taille hervor. Das fleißige Studium merkte man den ernsten Augen an, als wenn sie soeben auf den unsterblichen Werken Homers geruht hätten. Ein anderes Gemälde fesselte die Aufmerksamkeit Don Adrianos in höherem Grade! Ein junges Mädchen von etwa zwölf Jahren in weißer Perrücke, gekleidet wie eine Frau aus dem 18. Jahrhundert. Sie stand neben einem Tisch mit einer Schale voll Blumen und hielt in der zarten Rechten eine rote Rose von imponierender Größe, auf die sie mit kleinen Äuglein wie eine Porzellanpuppe sah. Eine sehr feine Malerei, aber ohne Geist, wie vieles aus jener Zeit des großen Luxus.

In einem anderen Flügel des Palastes waren in Fresko-Farben die großen Taten des Ferdinand Cortez verewigt, zum Teil verschwommen, dennoch höchst sehenswert. Eine Glasvitrine enthielt Erinnerungen aus der Indianerzeit, Trophäen aller Art, echte Perlmutter-Muscheln. Ein Gang führte an der geschlossenen Haus-Kapelle vorbei, und gegenüber war die Bibliothek, das Haus-Archiv, ein großer Raum, dessen Fenster auf den Garten gingen. Hier saß Don Adriano gern am Abend und wühlte im Reichtum dieser Bücher. Unweit dieses Raumes der Geistesnahrung lag die, ebenfalls weite, ungeheure Räumlichkeit zur Leibesnahrung — „die Küche". Eine gewaltige, öde Leere

herrschte hier. Wo waren die vielen Kupfergefäße, die sonst in einer spanischen Küche nie fehlen? Hier grinsten nur die hohlen Vertiefungen aus den Wänden, von denen früher Messing und Kupfer gestrahlt hatte.

Don Adriano trat ein und begrüßte die gute Emilia mit einem freundlichen: Guten Tag. Neben der Küche war ein kleines Eßzimmer, das früher von der großen Dienerschaft benutzt wurde, aber schon den letzten de Moscas diente, da es mit dem Vermögen bergab ging. Ach! Wie glänzend waren einst die Gastmähler in diesem Palais. Alles strömte herbei, um sich gütlich zu tun an Speise und Trank.

Aber:

„Wenn die Armut durch die Türe
Kommt geschlichen in dein Haus,
Stürzt auch schon die falsche Freundschaft
Aus dem Fenster sich hinaus!" —

Das alte wunderbare Porzellan, das dem Spruche gefolgt war: Glück und Glas, wie leicht bricht das, war ersetzt durch billiges Geschirr gewöhnlichster Art.

Eine herrliche Aussicht bot sich aus diesen Fenstern. Tiefblau lag das Meer da, dabei wiegten sich bei leisem Lufthauch hohe Palmbäume. Emilia kam mit einer Tasse dampfenden Kaffees, Milch, einem Stück Brot nebst Butter. Don Adriano war hungrig, erschrak aber heftig, als er in das steinharte Brot biß.

„Ja, ja, Señor, es ist schlecht, nicht so, wie der Herr es im Kasino oder sonst wo gewohnt sind, aber ich konnte nicht backen, denn ich habe kein Mehl. Der Bauer hat den üblichen Tribut nicht gebracht. Die Leute sind auch zu undankbar und vergessen das früher Genossene."

Don Adriano sann nach. Richtig, auch jenes Bauerngehöft gehörte der Familie, aber es war allmählich mit Hypotheken belastet worden, und jeden Augenblick konnte auch dieser kleine Besitz ihm entfallen. Seine geringe Rente reichte gerade dazu, die letzten Löcher zu stopfen. Von den Tributen jenes Bauerngehöfts fristeten Don Adriano und die Dienerin Emilia ihr Leben. Der Bauer hatte bestimmte Abgaben in natura zu leisten: zu Weihnachten und Ostern je zwei Schweine und etliche Hühner, in jedem Monat Eier, Mehl und die Früchte der Jahreszeit. So lebten der Herr und die Magd in der Einsamkeit des verfallenen Palastes, von der Neugierde der Leute beobachtet, wie zwei Schiffbrüchige.

Die Abgaben verringerten sich immer mehr. Der Bauer floh vor dem Unglück der Herrschaft.

Betrübt blickte Don Adriano die Alte an. Sie war eine treffliche treue Person. Sie trug noch die Tracht ihrer Heimat, ein Mieder von schwarzem Sammet mit zwei Reihen Filigranknöpfen und einen hellen faltigen Rock. Das dunkle Haar war mit großen schwarzen Sammetschleifen hoch gebunden.

„Alle fliehen uns, meine gute Emilia," sagte Don Adriano, „am Tage, wo dieser Wicht uns gar nichts mehr bringt, trotzdem er es uns doch schuldet, da werden wir beide einander wie die Kannibalen verspeisen müssen!" Die Alte lächelte: „Der Herr hat noch immer Humor. Darin sind Señor das lebende Ebenbild Ihres Großvaters Don Orlando. Der Don hatte im allgemeinen ein sehr ernstes Gesicht, aber er konnte sehr witzig sein, wenn . . . ."

„Dieser Zustand muß aufhören," erklärte Don Adriano energisch, ohne die Miene der Dienerin zu beachten. Er ließ sie nicht einmal ihren Satz beenden. „Ja, es wird heute noch anders, denn wisse, eh du es auf anderm Wege erfährst: Ich heirate!"

Die Dienerin faltete die Hände, um ihre tiefe Teilnahme zu beweisen, und richtete die Augen zum Himmel.

„Heilige Mutter Gottes! Ja, Zeit wäre es. Es hätte schon früher geschehn sollen. Da wäre das Haus in anderem Zustand."

Neugierig forschte sie: „Ist sie reich?" Das bejahende Kopfnicken des Herrn überraschte sie nicht. Es war selbstverständlich. Nur eine Dame, die über ein großes Vermögen verfügte, konnte sich mit dem letzten de Mosca vereinen, mit der Familie, die weit und breit hierzulande die erste war. Die arme Emilia dachte gleich an ihre Küche, die sie im Geist mit Gefäßen aus Kupfer, blank und leuchtend wie Gold, bevölkerte und mit einer Schar von Dienerinnen, über die sie das Oberkommando führen werde.

„Und ist sie jung?" fragte sie weiter.

„Ja, viel jünger als ich, eben achtzehn Jahre geworden." Emilia musterte den Don. Sie fand, er ist der schönste Mann im ganzen Land. O, sie hatte den Knaben im Park und am Meeresstrand spazieren geführt. Nun war er aber herangereift zu einem großen Mann: der letzte de Mosca. Damit war alles gesagt.

„Und ist sie aus guter Familie? Aus einem Adelsgeschlecht? Gewiß aus einem der angesehensten hier. Oder etwa aus Madrid? Vielleicht eine stille Liebe, als der Herr dort waren?"

„Nein, Emilia, es ist eine Bäuerin!"

Emilia wollte die Hände wieder falten, wie vorher, aus Schrecken diesmal, aber plötzlich fing sie an zu lachen: „Nein, nein, was für ein gelungener Scherz! Ganz wie der selige Don Orlando! Wie konnte ich das aber nur eine Sekunde lang glauben?"

„Nein, Emilia, ich heirate wirklich eine Bäuerin, und zwar die Tochter des Don Cabruno, und dort bin ich heut eingeladen."

Endlich ließ sich die gute Alte von der Wahrheit überzeugen. Ein wenig schüchtern wiederholte es ihr Don Adriano. Mit offnem Munde stand sie da, und die Arme sanken ihr schlaff herab.

„Herr! Herr!"

Mehr konnte sie nicht hervorbringen. Sie glaubte, die Sonne müsse sich

nun verfinstern, das Meer auf die Felsen lospeitschen, wie in Verzweiflung, aber die Natur blieb ruhig, und der Sturm tobte nur in ihrem eigenen Innern.

Verstört lief sie in die Küche. Seit sie diese Schreckenskunde gehört, flößte ihr der Palast Grauen ein. In den ehrwürdigen Gemächern war es unheimlich, — ob etwa Geister aus dem Schlaf der Jahrhunderte erwachten? —

Als die Alte allein war, hörte sie es in den Möbeln krachen, als ob sie miteinander laut darüber redeten, wer da alles auf ihnen gesessen und geruht. In einem Winkel stand die vergoldete Harfe von Don Adrianos Großmutter, und ein leises Zittern, Aolsharfen gleich, flog über die Saiten. Vortreffliche, gute und vornehme Menschen waren die de Moscas. Und nun, was würden denn die Ahnen sagen? Eine Bäuerin als Gattin des letzten de Mosca! O, es war nicht auszudenken. Emilia war so tief traurig, als sähe sie ihren lieben Herrn in Todesgefahr. So sollte also das Geschlecht de Mosca enden, und Gott konnte das zugeben? Sie begann den Herrn zu verachten. Welche Schande! Was würde nur Doña Mona sagen, die stolze Dame, seine Tante, die manche aus Spaß, andere aus aufrichtiger Verehrung die heilige Mona nannten.

„Leb' wohl, Emilia, zur Nacht bin ich zurück."

Die Alte dankte kaum. Als er aber weg war, hob sie die Arme empor und bat die heilige Jungfrau, daß doch nur dies Schreckliche nicht geschehen möge!

Don Adriano schritt langsam durch den Park. Von hier aus sah er, daß die wunderschöne Architektur völlig erhalten war und nichts von dem inneren Verfall ahnen ließ. Da prangte über dem Hauptportal das Familien-Wappen, aus dem Gestein der Marmorbrüche des Landes gefertigt . . . an Ehre und Ruhm erinnernd.

Langsam durchwanderte er den großen Park, in dem des Gärtners pflegende, ordnende Hand fehlte, der aber doch in seiner Wildheit das Auge entzückte. Er erreichte die Straße, wo sich ein Totalblick auf den Palast bot. Ein herrlicher Fries lief oben am Gemäuer des Palastes entlang, mit Delphinen und anderen Seefischen als Ornamente angebracht. Alles war von den Moscas und eigens für die Moscas erbaut nach ihrem feinen, vornehmen Geschmack, wo Jahrhunderte hindurch eine Verschönerung der andern folgte. Nun, wenn Don Adriano heiratete und das Vermögen des alten Adelanto Cabruno in seine Hände kam, würden alle über die Auferstehung der Moscas zu neuem Glanz staunen! Also nur Mut! Vorwärts!

Er nahm einen Wagen, und fort ging's gen Valhermoso! Da stand eine Gruppe von Leuten in sehr kleidsamer Tracht. Sie stammten von einer anderen Insel des Archipels, und er kannte sie aus seiner Kindheit. Da war ein Landmann mit Sohn und Tochter, der trug weiße Sandalenschuhe und ein weites Beinkleid von blauem Tuch. Seine Bluse war über der Brust lose zusammengeknüpft, das Hemd blendend weiß. Darüber trug er einen dunkeln Mantel wie

einen Schal, an die römische Toga erinnernd. Auf dem Kopf saß ein mächtiger Hut. Der Sohn war ebenso gekleidet. Hinter seinem linken Ohr steckte ein grüner Zweig, üppige schwarze Locken drängten sich unter dem Hut hervor. Sein Gesicht war tiefbraun, die dunkeln Augen blitzten. Die Tochter trug einen kurzen Rock aus grünem Stoff. Darunter traten zierliche Füßchen hervor. Des Busens reizende Formen ließ ein kurzes gelbes Mäntelchen ahnen, dessen Ärmel mit reichen Filigransilberknöpfen, einer feinen Kunstarbeit, besetzt waren. Die Haare scheitelten sich über der Stirn und wurden durch ein weißes Kopftuch leicht gehalten, aus dem zwei schöne buntbebänderte Zöpfe herabhingen. Das Mädchen trug einen Korb am Arm und musterte alle Vorübergehenden. Sie war weiß und rosig ohne die Derbheit der andern Mädchen vom Lande. Die Figur war zart, lieblich, verschämter Glanz lag in den madonnenhaften Augen.

Don Adriano ließ seinen Wagen halten und stieg aus. Ein Händler mit fremdländischen Waffen aller Art hatte hier sein Zelt aufgeschlagen. Die beiden Männer waren damit beschäftigt, Einkäufe zu machen. „Vater", sagte der Jüngling, „hier sind ein paar gute Pistolen", auch prächtige Degen, alte toledaner Klingen. Der ältere der Männer wandte sich um und bemerkte Don Adriano. — Seine Überraschung war groß. Er ergriff die Hände des Señor, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er vor ihm auf die Knie gefallen, während seine Stimme zitterte: „Welches Glück, Sie wiederzusehn! Mein lieber Herr von ehemals!" Neun Jahre waren vergangen, aber er war genau wie damals, und unter Tausenden hätte er ihn erkannt. Don Adriano, ganz benommen von dieser Gefühlsäußerung, konnte sich nicht gleich erinnern.

„Kennt der Herr mich wirklich nicht wieder? Juan Máto, in alle Ewigkeit Euer Gnaden treuester Untergebener einst, wie jetzt." Da lächelte Don Adriano:

„Ja, ich war als Kind ein Jahr auf eurer Insel. Ich hatte dort früher auch einen Besitz, aber so weit entfernt, daß er mir kaum von Bedeutung schien."

In der Großmut des noch immer reichen Besitzers hatte er damals dieses Stück Land dem Juan Máto überlassen. Diese braven Leute hatten noch das Gefühl, ihren einst'gen Herrn vor sich zu haben. Die Erinnerung seiner Großmut lebte in ihren Gemütern fort. Juan Máto stellte seine Kinder vor. Die Tochter zählte siebzehn Lenze, der Bruder fünfzehn, ein wohlentwickelter Jüngling, wie auf dieser Balearen-Insel überhaupt ein schöner Menschenschlag gedeiht. Der Alte trug das Herz auf der Zunge und berichtete sogleich Don Adriano von seinem Leben, seinen Plänen für die Kinder. Seine Tochter würde einen guten Landmann heiraten und seinen Grundbesitz erben, der Sohn hatte einen hellen Kopf und würde auf die Universität gehn. „Und Sie, Señor Adriano, wie verbringen Sie die Zeit? O, ich habe Sie noch als Kind gesehn, als Sie mit Ihrer Frau Mutter an die Küste in meiner Heimat kamen — zur Sommerfrische. Da habe ich Sie gelehrt, Vögel zu schießen, aber nicht solche, die singen. Niemals soll man

eine Nachtigall töten. Das tun wohl die Italiener, welche schon unter Lukullus Lerchen verspeisten — so etwas geschieht aber hier nie. Wir schossen wilde Tauben und Raubvögel. Wißt Ihr noch? — Die Zeit vergeht, ich habe selbst große Kinder und sehe Euch, Señor, nun wieder. Ihr wart lange auf Reisen, nicht wahr? Ich bin mit meinen Kindern heute hergekommen, weil sie die Hauptstadt noch nicht kannten. In Amerika sind schon manche meiner Landsleute von der Nachbarinsel gewesen, aber hierher kommt man selten. Sie halten uns für Halbwilde, als ob wir nicht alle Kinder Gottes wären! — Nun freut sich aber der Juan unbändig, seinen lieben Herrn zu sehn, ich hätte auch über einen Handel mit Euch zu reden." Don Adriano hörte erstaunt auf. Juan sprach mit einer gewissen Schüchternheit, indem er sich in seine eigenen Worte verwickelte: „Die Mandelbäume sind der Hauptreichtum in Pentosa — dort bei mir. Die Ernte war im vorigen Jahr gut, und in diesem Jahr verspricht sie, noch besser zu werden. Die Früchte werden gut bezahlt und nach den Städten herübergeschafft, und nun wollte er Weizen säen und vorher das Erdreich kultivieren, von Steinen befreien, fruchtbaren Boden schaffen. Denn der Weizenbau macht sich gut bezahlt." Adriano war immer erstaunter. Was konnte das denn für Bodenbesitz sein? Besaß er denn dort noch etwas? Juan lächelte: „Es ist nicht etwa ein Landgut, das Señor dort noch haben, nur eine ins Meer ragende Halbinsel, aber mit einer ganz guten Gelegenheit zu Anpflanzungen. Erinnern sich Señor nicht? Da steht ein Piratenturm, eine alte Befestigung, noch aus den Zeiten der Korsaren, wo Don Adriano als Kind Kriegsspiele mit eingebildeten Feinden ausführte." Ach ja, der Turm! Nun entsann er sich. Die alte Feste war wohl ein Eulen- und Seeadlernest geworden, das ganz baufällig sein müßte:

„Ja, mein guter Juan, damals ist jene Landzunge mit dem Turm nicht an dich verkauft worden — wegen ihrer Untauglichkeit. Du kannst natürlich haben, was du wünschest, ich werde wohl nie mehr dorthin kommen, wo ich einst als Kind gespielt habe." Juan sprach noch von künftigen Tributzahlungen, wenn der Boden dort ertragsfähig sein würde. Don Adriano hörte kaum hin, aber er betrachtete die Tochter. — So schön war diese Tochter Evas! Er konnte nicht anders, als dem Vater ein Kompliment machen:

„Sehr schönes Mädchen, die jungen Leute müssen ja ganz toll hinter ihr her sein!"

Der Vater zeigte ein glückliches Lächeln. Don Adriano rief ihr nach Landessitte zu: Seid gegrüßt! Sie senkte den Blick und dankte bescheiden:

„Nein, nein, ich bin nicht schön, aber die ergebenste Dienerin Euer Gnaden."

Don Adriano lud die Familie noch zum Abend in seinen Palast ein. Es gab zwar kaum etwas zum Essen, aber es war der gute Wille. Die Gastfreundschaft lag den de Mosca im Blut. Am Abend würde er zurück sein von Valhermoso: „Lebt wohl," und er bestieg wieder sein leichtes Gefährt.

II.

Als Don Adriano die Stadt im Rücken hatte und grüne Fluren ihn umgaben, bereute er seine Lebensführung. Das ganze Jahr hatte er die Stadt nicht verlassen, die Abende in Cafés zugebracht, die Nächte im Kasino, wo er spielte. Daß es ihn nicht hinausgelockt hatte in die freie Natur mit dem würzigen Kräuterduft! Wenn seine Verhältnisse erst wieder geordnet wären, dann wollte er wie seine Vorfahren auf dem Lande im Sommer ein beschauliches Dasein führen. Durch wildromantische Gegenden zog sich die Fahrstraße bis zu einem Kreuzwege, wo es auf der einen Seite nach Valhermoso, auf der andern nach Solera ging. Dort, in dem schönsten Teil der Insel, einem wahren Hesperidengarten, besaßen die Moscas auch ein Landhaus inmitten von Orangengärten und Pinienwaldungen. Die Baumstämme steckten in der Gewandung von Efeu und Immergrün, aus dem die großen blaulilafarbenen Semper-Vivum-Blüten hervorlugten. Die Häuser der Landleute waren dicht mit Kletterrosen bewachsen. Ein gesegnetes Stück Erde. Da lag der friedliche Hafen, reich an Fischen, wo einst der kleine Adriano mit der Mutter und Emilia lustwandelte. Hier wurde eines Tags die Erinnerung an den Sieg der Insulaner gegen die Türken gefeiert. Der Priester sprach schwungvoll und entrollte ein Stück Geschichte. Besonders lebhaft war in Don Adrianos Erinnerung, wie mutig sich zwei Frauen aus Solera benommen haben. Zwei schöne Soleranerinnen waren von Türken überfallen, die Gelüste trugen, ihre Harems zu bereichern nach der langen einsamen Fastenzeit auf dem Meer ... Ohne Furcht ließen sie die Piraten herein, schlossen aber dann ab, erschlugen den einen mit dem eisernen Türriegel, den andern trafen sie mit Steinwürfen.

Adriano liebte diesen weltentrückten Hafen, er entsann sich der Wundergeschichten, die seine Mutter ihm davon erzählte, besonders von dem Heiligen Aventuroso, einem tugendhaften Mönch, der entrüstet war über die Liebschaft eines der spanischen Herrscher mit einer vornehmen Dame, der schönen Aldemosa. Aber der Fürst war taub für jede Mahnung, da wollte der Mönch die Insel der Versuchung verlassen, doch erließ der Fürst ein Verbot, wonach kein Schiff, keine Barke ihm zur Verfügung stand. Der Heilige stieg hinab an den Hafen, breitete seinen Mantel auf dem Wasser aus, und siehe da, der Mantel trug ihn hinüber ans Festland der iberischen Halbinsel. Da läuteten alle Glocken, und das Volk von Iberien kam herbeigeströmt, den Heiligen in seiner Wunderbarke zu empfangen. Der kleine Adriano wollte von dieser Geschichte immer mehr wissen, und da wurden dann die alten Fischer geholt, die führten ihn zu dem Felsen, wo der Mönch um Gottes Schutz gefleht hatte. Der Fels zeigt die Form eines Kapuziners. Das hat auch die göttliche Allmacht vollbracht, um der Frömmigkeit ein bleibendes Denkmal zu setzen. O, die selige Kinderzeit, wo er Auge und Ohr hatte für solche Wunderlegenden. Sie sprachen lebhaft zu seinem empfänglichen Gemüt.

Der Weg nahm eine andere Richtung, sie ließen Solera im Rücken.

Valhermoso hatte er nur einmal besucht, als er schon erwachsen war. Er wollte sich das berühmte alte Kloster ansehen schon wegen der prächtigen Olivenbäume, die nie gestutzt wurden, wie in Südfrankreich, wo man auf diese Art größere Früchte zu erzielen sucht. Hier läßt man sie urwüchsig ihre Zweige ausbreiten, wie's ihnen gefällt. Alle Künstler sind verliebt in diese Gegend. Wieder wandte sich der Weg. Nun ging's bergan in Schlangenlinien. Da sind die würdevollen Bäume, die von Jahrhunderten reden könnten! Wenn der Meereswind über das Laub hinfährt, dann tönt es aus den silbernen Blättern wie geisterhaftes Flüstern. Zu Füßen war saftiges Grün mit Tausenden lieblicher Blumen.

Welche Gestalten! Dieser alte knorrige Olivenbaum da gleicht einer Boa constrictor, mit Ringen um den Leib, manche Stämme sind ganz gespalten und lassen den blauen Himmel hindurchscheinen, andere Oliven sind gebeugt von der Last der Jahre und nahen sich mit ihren Häuptern der Erde wie alte gebückte Menschen, dazu singen die Vögel lustig im blauen Äther.

In Don Adriano wogten die Gedanken auf und ab. Der Franzose Gustav Doré hat sich hier begeistert für seine phantastischen Bilder. Aber das ist noch nicht alles. In dieser Gegend hat einst ein berühmtes Künstler- und ein Liebespaar geweilt, eine geistreiche französische Schriftstellerin und ihr Geliebter, ein bedeutender Musiker. Eines Tages landete hier ein Schiff, das ein wunderliches Gepäck mit sich führte. Ein großes Piano war dabei, wie die Insulaner noch keins gesehen hatten. Zunächst ließ sich das Paar mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, in einer Posada nieder, bald fand sich für sie ein Landhaus. Der Mann schien leidend zu sein. Er war jedenfalls jünger als die Frau, bleich, durchsichtig, die Augen leuchteten im Fieberglanz, und die Brust quälte ein kurzer trockener Husten. Ein feiner Backenbart beschattete seine Wangen, und üppig schwarzes Haar krönte in Locken die Stirn. Sie war tüchtig im Haushalt, spielte mit den Kindern, selbst wie ein Kind, war heiter, guter Laune und nur dann traurig, wenn der Geliebte hustete. Etwas Exotisches hatte dieses Paar an sich, das ganz außerhalb der Gesetze der menschlichen Ordnung stand. Sie trug phantastische Kleider und einen silbernen Dolch im Haar, wohnte des Sonntags nicht der Messe bei, besuchte niemand und ging nur aus dem Hause, um den Kranken in die Sonne zu führen oder mit den Kindern zu spielen. Die waren ebenso außergewöhnlich wie die Mutter, die Tochter war als Knabe gekleidet, damit sie sich besser herumtummeln könnte. Bald forschte man nach der Herkunft dieser Leute. Sie war die Schriftstellerin Aurore Dupin, die sich als George Sand einen Weltnamen gemacht hatte. Der Mann von zartem Organismus war der polnische Musiker Chopin.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Prof. Dr. Ludwig Stein.

Dum-Dum-Geschosse aus Tinte.

In der Kaiserlichen Botschaft an den Präsidenten Wilson ist unwidersprechlich dargetan, daß unsere Feinde das von der Haager Konferenz festgelegte Verbot der Anwendung von Dum-Dum-Geschossen im Kriege freventlich durchbrochen haben. Es ist einwandfrei festgestellt, daß im Fort Montmédy in den Geschoßkammern unzählige Dum-Dum-Patronen gefunden worden sind, die noch so verpackt waren, wie sie aus der Fabrik kamen, mit der Aufschrift „Poudre 6 f. vise 1912" und „8 Cartouche". Alle Päckchen waren gleichmäßig verschnürt und verpackt, so daß man die Fabrikarbeit auf den ersten Blick sah. In berufenen Kreisen werden Gegenmaßregeln erwogen, wie man dieser himmelschreienden Verletzung des Völkerrechts von seiten der beiden „Kulturvölker", wovon eines die politische Dreieinigkeit: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" an allen seinen Staatsgebäuden gleichsam als Wappen trägt, wirksam begegnen könnten. Und das klassische Land der Menschenrechte, das Volk der Habeas-Corpus-Acte, die Nation der Magna Charta: England macht kaltlächelnd mit, wenn man das ganze Völkerrecht zur Makulatur herabwürdigt und dessen Fetzen erbarmungslos in der Luft herumfliegen läßt. Das „Völkerrecht" wird nur angerufen, wenn es Albion nützt, aber sofort in die Ecke gestellt, wenn es ihm unbequem wird. Sonst hatten die Engländer noch ein gewisses Feigenblatt der Scham, das ihre moralische Blöße verdecken sollte. Jetzt hat der verantwortliche Direktor des politischen Welt-Concerns zur Erwürgung Zentral-Europas, Sir Edward Grey, auch dieses Feigenblatt fallen lassen. Mit unverhüllter Bedenkenlosigkeit bekennt sich Sir Edward jetzt zur primitiven Moraldefinition jenes Barbarenhäuptlings, der auf die Frage: Was ist gut, was ist böse?, mit köstlicher Primitivität antwortete: gut ist, den Anderen die Weiber wegzunehmen, böse, wenn sie mir von Anderen weggenommen werden, vorausgesetzt, daß sie schön und jung sind.

Verträge, so sagt sich Sir Edward heute, sind gut, wenn sie England nützen, wertlos, wenn sie seinen Handels- und Weltherrschaftsinteressen schaden. Ein allgemein gültiges Gesetz der Menschlichkeit, das über den Interessen Englands steht, läßt man zwar in der Kirche predigen, aber in der Downing-Street verhöhnt man es als deutsche Ideologie. Der

nationale Egozentrismus zur Selbstverständlichkeit erhoben, das ist das politische Alphabet jener Krämermoral, die das „selfish system" ersonnen und zur moralischen Grundlage ihres nationalen Fühlens und Denkens erhoben hat.

Daß die Dum-Dum-Geschosse das „Völkerrecht" mit Füßen treten, mag sein, aber umso schlimmer für das Völkerrecht. Vertragstreue ist eine veraltete Theorie deutscher Philosophen. In der grausamen Wirklichkeit, so würde sich Grey sagen, — wenn er Schopenhauer ebenso genau kennte, wie sein Kollege Haldane, der ihn als junger Privatdozent ins Englische übersetzt hat —, hilft der kategorische Imperativ Kants nicht viel mehr, als eine kleine Klystierspritze bei einer großen Feuersbrunst.

Schlimmer aber noch als die wirklichen Dum-Dum-Geschosse, gegen die man sich allenfalls wehren kann, indem man die von den Feinden gegen uns hergestellten und die ihnen abgenommenen Geschosse im schlimmsten Fall als Notwehr gegen sie richtet, sind die Dum-Dum-Geschosse aus—Tinte, welche Sir Edward unter voller Namenszeichnung in den neutralen Ländern gegen uns zur Anwendung bringt. Ich habe die Originale von holländischen Plakaten vor Augen, in denen Sir Edward durch das englische Generalkonsulat in den Niederlanden an den Anschlagssäulen der großen holländischen Städte die wildesten Tartarennachrichten verbreitet und mit dem vollen Gewicht seines Namens deckt. Er will durch dieses schlau ersonnene Mittel irreführen, um die Neutralen schwankend zu machen. Grey ließ noch am 7. und am 12. September in Holland mit voller Namenunterschrift plakatieren: „In Ostpreußen sind große russische Armeen eingedrungen, sie sind im Begriff, ganz Mitteldeutschland zu erobern". Hier bewährt sich Grey wieder als Meister der „Mißverständnisse". Sein geographisches Wissen ist nicht höher einzuschätzen als seine Sprachkenntnisse. Ostpreußen ist erstens nicht Mitteldeutschland, und herausgeschmissene Russen, deren Armeen man vernichtet und den Rest zum Lande hinausgejagt hat, nennt man auf deutsch nicht „erobern". Es war bisher nur bekannt, daß Grey nur eine Sprache spricht, die englische. Jetzt haben wir uns davon überzeugt, daß er eine zweite Sprache virtuos handhabt, die Sprache der Heuchelei. Er ließ es nicht bloß gewähren, daß Verträge gebrochen und Dum-Dum-Geschosse gegen uns gerichtet werden, sondern er selbst plakatiert gegen uns seine Dum-Dum-Geschosse aus — Tinte.

Unsere Feinde kämpfen auf der ganzen Linie mit vergifteten Waffen. Wilde und Barbaren, denen man in englischen Moraltraktätlein vorwirft, daß sie sich dem Feinde gegenüber vergifteter Pfeile bedienen, sind Abcschützen der Infamie gegenüber jener raffinierten, geradezu zum System erhobenen politischen Brunnenvergiftung, deren sich die englischen Moralheuchler uns gegenüber bedienen. Bei den Wilden steht doch wenigstens Mann gegen Mann. Aber hier schleudert man aus geborgenem Hinterhalt seine Dum-Dum-Geschosse der faustdicken Lügen gegen uns, weil man weiß, daß wir über keine Dum-Dum-Geschosse aus Tinte verfügen und daher nicht mit derselben Wucht zurückschießen können. Man hat alle Kabel in der Hand, soweit die Meere reichen. Man kontrolliert jede unserer Depeschen, die das große Wasser passieren müssen. Man läßt, wie ich von zuverlässiger Seite erfahren habe, auf den holländischen Schiffen, die mit Amerikanern nach New-York unterwegs sind, das Gepäck der neutralen

Amerikaner untersuchen und alle deutschen Zeitungen, die sie mit sich führen, mit Beschlag legen, damit die Wahrheit nicht nach Amerika dringt.

Von Österreich hieß es einst, als — nach einem boshaften Worte Kants — „Staaten einander heiraten konnten": Du glückliches Österreich brauchst nur zu heiraten. Mutatis mutandis läßt sich heute von England sagen: Du glückliches Albion brauchst gar keine Kriege zu führen. Du brauchst nur — Kabel abzuschneiden. Du hast doch das ganze Kabelnetz der Welt in der Hand und kannst die öffentliche Meinung durch Stimmungsmache bearbeiten, gegen uns aufhetzen, vor Allem alle neutralen Staaten zu unseren Ungunsten umstimmen. Ich habe portugiesische Zeitungen gesehen, die bis zum 27. August noch keine einzige Depesche aus Berlin oder Wien, sondern nur aus Paris und London brachten. Die griechischen Zeitungen, die ich verfolgt habe, sind seit einiger Zeit etwas besser informiert. Die rumänischen Blätter, bis auf eines, bringen die Havas- und Reuter-Meldungen im Fettdruck und unsere lapidaren General-Quartiermeister-Depeschen jetzt endlich an versteckter Stelle, und zwar ganz verschämt irgendwo hinten, während man vorn unverschämt ist.

Sollen wir diesen verheerenden Wirkungen der Dum-Dum-Geschosse aus Tinte tatenlos und resigniert zusehen, bis sie die ganze zivilisierte Welt vergiftet und gegen uns aufgehetzt haben? Muß man nicht vielmehr den Krieg, wie Voltaire einmal sagte, nicht bloß mit dem Degen, sondern auch mit der Feder führen? Sollen wir uns diese zweite Einkreisung durch das Weltkabelnetz der Lüge ohne Gegenwehr gefallen lassen? Sollten wir nicht vielmehr vom Feinde lernen? Im Degen sind wir ihm über, aber in der Handhabung der Feder d. h. in der skrupellosen „Aufmachung" sind wir ihm nicht gewachsen. Unser „Lakonismus" wirkt nicht auf die Phantasie, insbesondere der Balkanvölker, auf die sehr viel ankommt. Unsere Feinde mögen immerhin ihre Lügen aufputzen, aber wir müssen trachten, daß unsere lakonischen Wahrheiten durchdringen. Der „Werkbund" hat sich aufgerafft und stiftet durch Privatinformationen im Auslande viel Gutes. Das ist der Anfang. Das spanische Ministerium hat am 12. September beschlossen, daß die erklärte Neutralität auch für die Meldungen kriegerischer Ereignisse gelten soll. Das ist schon ein guter Schritt weiter. Jetzt kommt für unsere Diplomatie in den neutralen Staaten die Hauptaufgabe; sie muß die Methode Grey sich aneignen. Unsere Vertreter in den neutralen Ländern sollten die Siegesnachrichten unseres Hauptquartiers in der Landessprache in allen großen Städten plakatieren und sämmtlichen Zeitungen, wenn es sein muß, als Inserat zustellen. Wir lassen uns von diesen Dum-Dum-Geschossen aus Tinte nicht ohne Gegenmaßregeln ersäufen. Wir müssen zurückschießen. Schießen jene mit der Lüge, so wir mit der Wahrheit, die auf die Dauer wirksamer ist und sich mit der Zeit durchsetzen muß. Unser „Lakonismus" wird mit der Zeit siegen. Aber unsere Vertreter in den neutralen Staaten müssen die Methoden der Feinde aufnehmen, um *unsere* Sprache ebenfalls zu Gehör zu bringen. Wenn nach einem bekannten Wahrwort die Lüge kurze Beine hat, so wird unsere Wahrheit desto längere Arme haben, um den ganzen Umkreis der zivilisierten Welt zu umspannen.

Kirchliche Rundschau.

Von F. L. Graf von Voltolini.

Von Pius X. zu Benedikt XV.

Das römische Papsttum ist im Laufe der Jahrhunderte aus einem religiösen Faktor ein politischer und in den letzten fünf Jahrhunderten sogar ein kulturpolitischer geworden. Sobald ein Pontifikat geendet hat und der Geschichte angehört, ist die Welt berechtigt, das Fazit desselben auf jedem der drei Gebiete zu ziehen. Bald wird das eine, bald das andere überwiegen und dem Pontifikat seine charakteristische Note geben. Wirklich große Päpste haben nach allen drei Gesichtspunkten Hervorragendes geleistet, ihrer Kirche als Glaubensgemeinde wie als Volksinstitut große Vorteile gebracht, sowie der Menschheit in ihrer Gesamtheit erhabene Dienste geleistet. Andere waren, wie ein Julius II., mehr Fürsten des Krieges als des Friedens, wieder andere, wie ein Leo X. oder Paul V., mehr Mäzenaten der Kunst als Hirten ihrer Herde, andere endlich, wie Pius V., der „Heilige", wahre Apostel des Evangeliums der Menschenliebe und des Friedens.

Jetzt liegt wiederum ein Pontifikat hinter uns: als ein müder gebrochener Mann ist der zehnte Pius ins Grab gestiegen, vergrämt über die Resultate seiner Regierung, zu Tode betrübt über den Weltkrieg, dessen düstere Flamme bis in sein stilles Sterbezimmer hereinleuchtete. Rasch hat man die Zeremonien seiner Bestattung abgewickelt, und nach nur dreitägiger Aufbahrung hat der Leichnam des Landwirtssohnes von Riëse in der Krypta von St. Peter seinen Platz nahe bei den Särgen Christians von Schweden und Jakobs III. von England gefunden! Damit gehört er der Vergangenheit, der Geschichte an.

Um das Pontifikat Pius' X. in seiner Gesamtheit richtig zu beurteilen, darf man nie außer acht lassen, daß dieser schlichte Mann die hohe Würde völlig wider seinen Willen während der ganzen elf Jahre seiner Regierung getragen hat, und daß er niemals der peinlichen Überzeugung Herr werden konnte, daß seine Wahl nur das Produkt eines Zufalls, nur die Folge eines rein äußeren Umstandes war. Insbesondere das Bewußtsein, daß der eigentlich Erkorene der Wähler des Konklave von 1903 bis vor wenigen Monaten wie ein Schatten neben ihm stand und anscheinend mit vorwurfsvollen Blicken sein Tun und Lassen beobachtete, ließ ihn nie seines Amtes froh werden. War es doch nur das Veto Österreich-Ungarns, das Joseph Sarto auf den Thron und Mariano Rampolla zur Seite in den Schatten stellte!

Als der erstere die weiße Sutane statt der roten angelegt und der Welt verkündet hatte, daß er als Pius X. die Regierung antrete, gab er als Wahlspruch derselben das Wort: Omnia restaurare in Christo. Dieses Wort deutete einerseits darauf hin, daß der neue Papst das übernommene Reich für höchst reformbedürftig hielt und daß anderseits seine Tätigkeit sich ausschließlich auf das religiöse Gebiet konzentrieren werde. Das erstere Argument überraschte die weitesten Kreise. Hatte doch das Pontifikat des geistvollen und weitherzigen Leo XIII. dem Papsttum einen Glanz, eine Würde und eine Autorität auch ohne den Besitz einer weltlichen Herrschaft gegeben, wie ihn dasselbe seit Jahrhunderten nicht mehr besessen hatte. Die mächtigsten Herrscher der Welt waren nach Rom gekommen, den Neunzigjährigen auf Petris Stuhl zu begrüßen. Die Kirche stand überall in hohem Ansehen, die katholischen Parteien der Parlamente waren heiß umworben. Nur Pius X. hielt dieses geistlich-hierarchische Reich Leos

XIII. für durch und durch reformbedürftig! Ein Reformpapst wollte daher der Expatriarch von Venedig in erster Linie sein. Wenn wir heute, elf Jahre nach dem Beginn dieser vielen, teils durchgeführten, teils nur begonnenen Reformen dieselben beurteilen, so stellt sich heraus, daß viele, ja die meisten zu keinem anderen als zu rein formalistischen Resultaten geführt haben.

Die Reformen betrafen zunächst die Kurie selbst. In einem vielhundertjährigen Organismus, wie die römische Kurie ist, sind Reformen immer ein doppelschneidiges Schwert. Die Vereinfachungen, die Pius X. hier dekretierte, verletzten zahllose Traditionen und ebenso viele Interessen und haben ihm gerade in den vorher der Kurie treu ergebenen Kreisen Roms viele Gegner geschaffen. Der römische, papsttreue Adel, die sogenannte „schwarze Aristokratie" sah ihre Jahrhunderte alten Privilegien durch den Wirtssohn von Riëse angetastet sowie beeinträchtigt und zog sich daher schmollend zurück; das römische höhere Bürgertum wurde erbittert durch die Abschaffung vieler vatikanischer Beamtenstellen, die teils feste und gute, teils zwar nur ungewisse, aber um so höhere Bezüge aufwiesen. Die Prälatur war mit den Änderungen in den Dikasterien der Kurie, der Abschaffung uralter Behörden, wie des Sekretariates der Breven und der Memorialien, der Abänderung in den Kardinalskongregationen ebenfalls aufs höchste unzufrieden, und die Kardinäle selbst sahen ein, daß ihr Kollegium gegenüber dem bald allmächtig gewordenen Staatssekretär Merry del Val und seiner Kamarilla mehr und mehr zu einer bedeutungslosen Null herabsank. Diese Kamarilla setzte sich aus Merry del Val, seinem Landsmann, dem finsteren, fanatischen Kapuziner-Kardinal Vives y Tuto, dem bald auch zum Kardinal beförderten Prälaten de Lai, ferner dem Unterstaatssekretär Canali und den Geheimsekretären des Papstes, Bressau und Pescini, nebst aller deren Kreaturen zusammen, ein kleiner, engbegrenzter Kreis, der in dem Pontifikat Pius' X. eine solche unbegrenzte Macht hatte, daß ihr Vorhandensein allein die Erklärung für die hauptsächlichsten Ereignisse der Regierung desselben bietet. Die Kamarilla gab den Ton an, und Pius X. richtete sich in allem nach diesem leitenden Ton. So hat der Verstorbene nur der völligen politischen Unerfahrenheit dieser Kamarilla sein Unterliegen im französischen Kulturkampf zu danken. Hätte er in seiner Entourage einen einzigen weitblickenden Politiker gehabt, oder hätte er in irgend einer Weise die hervorragendsten Mitglieder des Kardinal-Kollegiums zu Rat gezogen, wie es, abgesehen von Rampolla, besonders die Vanutelli, Agliardi, Gotti waren, so hätte man, trotz des von der Republik eingeschlagenen Separationsweges, immer noch Mittel und Wege für einen modus vivendi finden können, zumal der französische Episkopat, mit Ausnahme der Fanatiker vom Schlage des Kardinal Sevin, durchweg bestrebt war, in diesem Sinne dem päpstlichen Stuhl zu helfen. Es war die alte Politik des „Non possumus" Pius' IX., die taub allen Vorstellungen in völliger Verblendung das Eingreifen der himmlischen Heerscharen zur Durchsetzung der päpstlichen Wünsche erwartet. Aber die Ereignisse schritten voran, die Geschichte ging ihren Weg, unbekümmert um den Papst und seine unfähige Kamarilla: die Separation wurde immer schroffer und mit immer rücksichtsloseren Mitteln durchgeführt. Der Papst aber hatte nur ohnmächtige Flüche gegen die Republik, die gänzlich wirkungslos blieben.

Nicht besser war die Haltung des Pontifikates Pius' X. gegen Portugal. Auch hier hätte Entgegenkommen und Verhandeln der Kirche mehr Nutzen gebracht, als die gehandhabte eigensinnige, bis zur Provokation gesteigerte Negation. Wenn die „Verstimmung" mit Spanien nicht auch zu einem endgülti-

gen Bruch zwischen Madrid und Rom führte, so lag das Verdienst sicher nicht beim Vatikan, sondern einzig und allein in den konziliaten Bestrebungen der spanischen Regierung und des Madrider Hofes. Auch hier triumphierte der Staat; Pius X. aber glaubte sich um so mehr zu einem modernen Glaubenshelden und Glaubensmärtyrer berufen.

Diese Überzeugung leitete ihn auch in dem großen Geisteskampf innerhalb der Kirche, dem Kampf gegen den Modernismus. Letzterer, der einfach die Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung auch auf die katholische Theologie angewandt wissen wollte, bestand natürlich längst, ehe Pius X. den päpstlichen Thron bestieg. Aber Leo XIII., der Papst, der ein Humanist auf Petri Stuhl und ein Herrscher ohne Widerspruch in seinem Reiche sein wollte, duldete ihn aus Opportunitätsgründen. Dem Papst Leo war bekanntlich nichts mehr verhaßt, als wenn man im Katholizismus einen Widerspruch gegen den Zeitgeist sah, die katholische Wissenschaft als rückständig, die katholische Theologie als ein starres, veraltetes Dogmengebäude bezeichnete. Die Folge davon war, daß er die modernistischen Ideen, ohne sie selbst zu teilen, dennoch nicht beanstandete. Anders Pius X.! Der einfache Landpfarrer von Tombolo, der in dem Papst fortlebte, erschrak in heiligem Gruseln über die Ausdehnung, welche die historisch-kritische Richtung, besonders unter dem theologischen Lehrstande genommen hatte, und beschloß daher, den Modernismus rücksichtslos in allen seinen Formen zu bekämpfen. Der Kampf begann. Die Kampfesart charakterisiert die Tendenz dieses Pontifikates. Nicht mit Geisteswaffen wurde jene Geistesrichtung bekämpft, sondern mit roher, brutaler Gewalt. Es ist ein eigenartiger Widerspruch zwischen dem Bild Pius' X., das sich die breite Masse von ihm geschaffen; das Bild des einfachen, gemütlichen, venezianischen Landgeistlichen, der selbst nicht recht weiß, was er in dem goldenen vatikanischen Käfig treiben soll, und der Torquemadafigur, die Joseph Sarto in diesem Kampf gegen den Modernismums tatsächlich annahm. Nach allen Ländern der Weltkarte zuckten die Blitze des Bannstrahls. Der Modernismus sollte in jeder Form vernichtet werden. Mochte es sich um gelehrte Forschungen, wie die eines Schnitzer, eines Loisy, eines Tyrel handeln, mochten die Forderungen eines ganzen Volkes in die Form eines Romans, wie im „Santo" Antonio Fogazzaros, eingekleidet werden, mochte es sich um die soziale Tätigkeit freiheitlich gesinnter Priester, wie eines Romolo Murri und seiner Freunde handeln, alles wurde durch den Bannstrahl des Papstes und seiner Kamarilla erreicht, deren Mitglieder hierdurch in den Augen Pius' X. zu wahren „Heiligen" wurden! Wie wütete damals der spanische Kapuziner im Purpur, Josef Vives y Tuto gegen zahllose hilflose Seminarprofessoren mit Gehaltsperrung und Suspensionsandrohung, wie jagten sich die Dekrete „Motu proprio", die ein Merry del Val in alle Winde hinaussandte, um die Schuldigen zu strafen; mit welch' grausamer Schadenfreude erteilte Lugari, der Assessor des Sant' Uffizio, wie man jetzt euphemistisch die „Kongregation der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition" nennt, den von den Spionen gemeldeten Modernisten die kleine und die große Exkommunikation.

Es ist wahr: Pius X. blieb Sieger! Er hat auf seine Weise den Modernismus aus der Kirche, wenigstens in seiner sichtbaren Erscheinungsform, ausgerottet. Die einen beugten sich und widerriefen, die andern wandten der Kirche den Rücken! Ob aber die Widerrufe der ersteren von Herzen kamen, oder ob sie von ihnen nur äußerlich abgelegt wurden, um das tägliche Brot zu behalten, das ist mindestens sehr fraglich! Pius X. aber äußerte seither mit sichtlicher Freude seinen Stolz darüber, daß er es

war, der auf immer die „Ketzerei des Modernismus" ausgerottet habe. Und allen Ernstes versicherte ihm seine Kamarilla, daß er sich hierdurch sicherlich den künftigen Heiligenschein verdient habe.

Leo XIII. hatte trotz seines hohen Alters den großen Fragen der Gegenwart seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt. Daher sein hohes Interesse für die soziale Frage. Das Studium derselben hatte ihn dazu geführt, seiner Sozialpolitik einen demokratischen Zug zu geben. Er erkannte, daß nur die Unterstützung einer christlich gefärbten Demokratie dem Sehnen der Völker und den sozialen Forderungen der Zeit entsprechen könne. Während so der einem alten, vornehmen gräflichen Hause entstammende Papst Leo seine Sozialpolitik unter diesem prinzipiellen Gesichtspunkt trieb, erklärte der aus einfachem Stand zur höchsten Würde gekommene Pius X., daß er ein absoluter Gegner jener demokratischen Tendenzen seines Vorgängers sei. Er hatte kein Gefühl für die sozialen Bestrebungen der Völker und daher auch nicht der christlich-demokratischen oder christlich-sozialen Parteien, die in den einzelnen Staaten auf Grund der leonianischen Tendenz entstanden waren, sondern meinte, daß blinde Unterwürfigkeit des Laienelementes unter die Bischöfe und Priester alle sozialen Wünsche und Forderungen von selbst ausgleichen werde. In Italien, wo in den letzten Jahren des Pontifikates seines Vorgängers eine lebenskräftige christlich-demokratische Bewegung eingesetzt hatte, vernichtete er deren Existenz durch rücksichtslose drakonische Vorschriften, jedoch erreichte das Gegenteil dessen, was er beabsichtigte; nämlich die Gründung einer katholischen Partei im Parlament des Montecitorio, die unabhängig von dem Episkopat ihre politischen und sozialen Ziele auf der Basis der Anerkennung der italienischen Konstitution verfolgte. In Frankreich, wo trotz der Separation von Staat und Kirche eine ziemlich energische christlich-soziale Aktion, der „Sillon", sich gebildet hatte, verfolgte der Papst dasselbe Ziel wie in Italien: völlige Fesselung der Bewegung durch rücksichtslose Beugung unter die Hierarchie. Der Erfolg war hier noch schlimmer als in Italien, insofern als in Frankreich die Tätigkeit der Katholiken auf dem sozialen Gebiet allmählich ganz und gar zurücktrat.

In Deutschland, wo in der sozialen Wirksamkeit der Katholiken ein Schisma zwischen dem intransigenten Osten und dem weitherzigeren Westen eingetreten war und die Führer der beiden Tendenzen, die Kardinäle Kopp-Breslau und Fischer-Köln, sich ziemlich schroff gegenübergetreten waren, begünstigte Pius X. aufs eifrigste die Breslauer schroffen Intransigenten, allerdings auch hier ohne einen Erfolg, denn in der Praxis triumphierte die Kölner Richtung, deren Prinzip es war, in den sozialen Einrichtungen mit den protestantischen Mitbürgern Hand in Hand zu gehen. So zeigt auch die Tätigkeit des zehnten Pius auf sozialem Gebiet ein Bild von absolut negativen Resultaten in gleicher Weise wie auf dem politischen und dem religiösen Gebiet.

Als daher am 20. August der Draht die Todesnachricht des Pontifex in alle Lande trug, stand bei der Mehrheit der Kardinäle der Wunsch fest, daß das Konklave der Kirche einen Papst geben müsse, der die schweren Defekte dieses Pontifikates wettmachen müsse. Ein solcher Papst müsse — so sagten sich die zur Wahl berufenen Kirchenfürsten — völlig frei von der bisherigen vatikanischen Kamarilla sein, dürfe also kein Mitglied der von der Kamarilla beherrschten intransigenten Partei sein, müsse dagegen politische Schulung und Verständnis für alle Fragen der Zeit aufweisen.

Wäre Rampolla noch am Leben gewesen, so hätte die Wahl keine Schwierigkeit bereitet, da die Autorität des großen Sizilianers bis zu seinem letzten

Tag die gewaltige Mehrheit der Kardinäle beherrschte.

Nun aber war Rampolla gestorben und die Wahl stellte nicht geringe Schwierigkeiten dadurch dar, daß die Intransigenten, die immerhin über 15 bis 20 Stimmen verfügten, zu keinerlei Kompromiß zu bewegen waren und von ihrem Kandidaten, dem aus dem Benediktinerorden hervorgegangenen Kardinal Serafini unter keinen Umständen abgehen wollten. Die liberalen und liberalisierenden Kardinäle waren geteilt; die Rampollianer unterstützten den Kardinal Ferrata, die übrigen wandten sich dem Kardinal Maffi zu, den der Volksmund in Anbetracht seines patriotischen Eifers während des libyschen Krieges den Bersaglierikardinal genannt hatte. Einige deutsche und österreichisch-ungarische Kardinäle glaubten in dem Holländer von Rossum den rechten Mann gefunden zu haben, während die übrigen Stimmen zersplittert waren. Das Verdienst, die Wahl auf della Chiesa gelenkt zu haben, gebührt dem greisen Kardinal Agliardi. Stets ein entschiedener Gegner des Regimes Pius' X. und seiner Kamarilla, wollte er einen Kandidaten vorschlagen, der einerseits ein trefflicher Diplomat, ein modern denkender Mann sowie ein erfahrener Seelenhirt sei, anderseits aber in seiner Person die schärfste Antithese zu dem vergangenen Pontifikat bot. Dieser Mann war Giacomo Marchese della Chiesa, der langjährige Kabinettschef des Kardinal Rampolla, dann dessen Unterstaatssekretär, und seit Leos XIII. Tod der bestgehaßteste Mann der Kamarilla Pius' X. Rampolla selbst hatte Giacomo della Chiesa ersucht, nach seinem eigenen Rücktritt vom Amt des Staatssekretärs, jenes des Unterstaatssekretärs beizubehalten. Er tat es, trotzdem es Jahre fortwährender Demütigung von seiten Merry del Vals und dessen Kreaturen waren, welche er von 1904 bis 1907 im Vatikan durchlebte. Als nichts geringeres wie den „Spion Rampollas" brandmarkte Merry del Val den Unterstaatssekretär vor Pius X., als er dessen Entfernung aus dem Vatikan forderte. Papst Pius wollte die bittere Pille versüßen und ernannte den bisherigen Unterstaatssekretär zum Erzbischof zu Bologna. Aber die Kamarilla gab deshalb nicht nach: Sowohl als ehemaliger Unterstaatssekretär wie als Erzbischof zu Bologna hatte della Chiesa gemäß der Tradition Anrecht auf den Purpur des Kardinalats, der ihm hartnäckig versagt blieb. Erst nach langen sieben Jahren, als della Chiesa, wie die vatikanische Kamarilla glaubte, durch Rampollas Tod ungefährlich und zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, erhielt er am 25. Mai 1914 den ihm so lang verweigerten Purpur.

In der Tat, der Vorschlag Agliardis nahm die Väter des Konklave gefangen. Einerseits bestach der Gedanke, daß der Vorgeschlagene Rampollas intimster Schüler war, dessen politische Befähigung nach der Dekadenz der Epoche Merry del Val in glorreichstem Andenken bei der Majorität stand, anderseits war dieser ein Vertreter der großzügigen Tendenzen des leonianischen Regimes und zuletzt der schärfste Antipode jener Kamarilla, deren Despotismus nachgerade unerträglich geworden war.

So kam es zur Wahl des Mannes, der in aller Gedächtnis als der unermüdliche Adlatus Rampollas stand. Die Wahl selbst aber war nach ihrer innern Bedeutung und Tragweite eine Huldigung den Manen Rampollas, der ausgesprochene Wunsch nach Rückkehr zu den Tendenzen des leonianischen Pontifikats und ein Mißtrauensvotum gegen jene Kamarilla, die dem Andenken des zehnten Pius einen Schatten verliehen hat! —

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Der neue Inhalt des deutschen Geisteslebens, der Krieg, der die große

deutsche Gemeinsamkeit bewegt, findet durch Einzelne dichterische Formen. Jeder dieser Einzelnen, jeder Dichter steigert etwas von diesem schmerzlichen und wunderherrlichen Erleben aller zu bebender Empfindung, hebt es hinauf in seine Gedankenmühe, gibt das Letzte, das Äußerste seines Eigenseins daran, gibt selbst von seinem Körper mit, und so ersteht ihm und uns das organische Gebilde, das Gedicht. Ihm selbst Not und Glück — erhöht und vertieft es uns anderen das eigene Erleben. Dieser doppelten Bedeutung und diesem doppelten Wert erschließen wir uns dankbar bei der literarischen Erscheinung dieser letzten Tage:

„1914, Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht*)", herausgegeben von Julius Bab.

Dieser erste Band von einer Reihe noch zu erscheinender Bände wird „Aufbruch und Anfang" genannt. Damit ist gesagt, wie die hier anhebenden Gedichte dem ersten „Stimmungskreis" angehören, den die erste Kriegsperiode geschaffen hat, und der nun abgeschlossen erscheint. Auch die nachfolgenden Perioden werden und sollen ihre Stimmen haben, und so dürfen wir noch manches dieser Hefte erwarten, dürfen uns darauf freuen, daß unsere kommenden Tage, wie immer sie auch sein mögen, der edlen Tröstung und der Verklärung durch die Dichtkunst nicht beraubt sein werden. Daß dieses in Wahrheit etwas Großes für uns sein wird, können wir an dem ermessen, was uns diese ersten Blätter sind. Da steigt ja der Geist aus ihnen empor, der unsere Zeit über die Maßen herrlich gemacht hat. In jedem Gedicht liegt er versteckt unter einem Geschehnis unserer Tage, unter einer Handlung unseres Volkes, oder er atmet unter einer Stimmung, klopft unter einer Reflexion. Es ist der Geist des Todesmutes, des wahrhaftigen Stolzes, der Siegeszuversicht, des Mitleidens mit dem Menschenbruder und mit der stummen Kreatur. Es ist einmal auch der Geist der tiefsten Ergebung an alles Sein, an Leben und Sterben. Wir können sagen, wir haben ihn alle in uns selbst getragen — den Geist unserer Zeit; und hat er uns tausendmal nicht schlafend gefunden, so wird uns doch in den Gedichten zugleich ein Neues, das unser Inneres mehrt. Auch bereitet das Erhebung, daß wir hier eigene Stimmungen objektiviert sehen, daß eigene Ideengänge hier die künstlerisch abgeschlossene Form finden. Unsere Zeit fühlt sich mit Recht den Dichtern nahe wie nie; ich wünschte, sie würde sie auch schätzen wie nie. Julius Bab schickt der schönen Sammlung einige schöne und gute Worte voran; neben Ernst Lissauer, Alfred Kerr, Richard Dehmel, Gerhard Hauptmann, René Schickele, Isolde Kurz, Richard Schaukal und anderen, die die Poesie hat, ist er auch in Beiträgen an ihr selbst beteiligt. In einem Nachwort bittet er sodann seine Leser, Mitarbeiter sein zu wollen, d. h. schöne Verse, die sie kennen lernten, ihn wissen zu lassen, wenn sie ihnen zu dieser Reihe zu gehören scheinen. Möchte der Band viele Leser finden, auch um des vaterländischen Zweckes willen, dem er sich zu einem Teil widmet.

Einen guten Klang muß in diesen unseren Tagen der Geistesgruß aus großer hundertjähriger Vergangenheit geben, den Max Leopold in seinem Trauerspiel „Die Seinen"*) lebendig macht. Denn wenn 1914 auch ein ganz anderes 1813 ist, als das vergangene, weil hundert Jahre

*) Morawe und Scheffelt Verlag, Berlin.

*) Josef Singer Verlag, Straßburg i. E. und Leipzig 1913.

dem deutschen Menschen die unvernichtbaren weiteren Ausblicke, die über seine Grenzen, gegeben haben, ist es doch ein 1813. Nämlich dem Grundgeist nach, dem Geist der Verteidigung heiß errungener Lebensgüter. Unsere Dichter und Denker ließen uns in Säkularfeiern gedanken- und empfindungsvertraut werden mit der Erhebung unserer Ahnen zum Kampf für ein heilig Erbe; aber den volltönenden Widerhall geben ihnen erst diese Tage, wo ihre Worte Steigerung des eigenen erschütternden Erlebens sind. Max Leopolds Schöpfung ist eine künstlerische Feinheit. Mit dem Ethos des Versmaßes, mit der aufflammenden Glut oder tiefen Verhaltenheit der Empfindung, mit der feinfühligen ornamentalen Ausschmückung verbindet sich die psychologisch überzeugende Handlung zwischen ihren Trägern. Auch das ist sicher eine Feinheit, daß sich das Problem einer Vaterlandsliebe, der ein alter Vater den einzigen Sohn opfert und die Töchter leiden, hinblühen und hinbluten läßt, in den Rahmen intimer Familienszenen fügt. Vor ein paar Wochen hatte ich hierfür die Empfindung nicht; aber heute ist sie mir ganz aufgegangen, wo über alle Schwellen, an alle Herde die Gnade tritt, fürs Vaterland, fürs teure, zu handeln und zu leiden. Wenn sich dieser Rahmen öffnet, so ist es, um großangelegte Volksszenen zu schauen, so ist es, um neben erschütternden Stimmungen, die der Untergang der großen Armee eingibt, die erhebendsten zu erleben, die uns unsere eigenen Tage selbst wecken. Oder ist es nicht, wie es h e u t e ist:

„Und wer die Waffen selbst nicht tragen kann,
Der bringt das Liebste, was er hat, und gibt
Es freudig: sorgsamlich gesteppt
Ihr Sterbehemde eine alte Frau —
„Die Jungen haben's nötiger, die sterben
„Vor mir" — Taglöhner ein erspartes Sümmchen,
In herber Frone darbend abgerungen,
In alten Strümpfen ängstlich eingenäht.
Dort schleppt ein Kind die eigne Trommel an.
Sie geben alle, jeder, wie er kann."

Wir sehen, wie der Krieg mit der Kunst geht, wenn der Krieg in der Kunst das ihm eigene Antlitz erhält, über das aber das Flügelrauschen der Kunst, die Verklärung, geschlagen hat. Verklärung ist Triumph des Menschlichen, dem das Suchen nach dem Göttlichen wie eine Flamme in der Herzmitte ruht, über die Unruhe der Erscheinungsformen. Werden d i e Kriegslieder zu wirklicher Kunst, deren Leitmotiv etwas von diesem Menschlichen hat, s o k a n n j e d e e c h t e K u n s t m i t d e m K r i e g e g e h e n, aber eben nur die echte, die uns ans Herz greifende. Sie kann denen, die hinausziehen, noch mehr aber uns Daheimgebliebenen zu einem Born seelischer Kräftigung werden. Ich habe vor mir zwei Bändchen Gedichte und Sprüche von Goethe, auch den Miniaturband „Hermann und Dorothea". Diese kleinen handlichen Bände, die in der Tasche zu tragen sind, mag ich mir gern denken als Begleiter der Besten draußen und der Guten drinnen im geschützten Land. Sie gehören der Sammlung an, die K a r l G e o r g W e n d r i n e r im V e r l a g M o r a w e u n d S c h e f f e l t, B e r l i n*), erscheinen läßt; sie hat mit der Herausgabe Goethes begonnen und wird die Werke aller großen deutschen Dichter, in Form, Ausstattung und Text möglichst getreu der Originalausgabe, umfassen. Möchten doch gerade auch wir Frauen in diesen Tagen der menschlichen Innerlichkeiten uns den Großen, den Darsteller reiner Menschlichkeit erobern. Da wird uns Äußerlichkeit, die in der Begrenzung der einzelnen Werke liegt, zur Verinnerlichung verhelfen. Denn unser Blick wird nicht mehr, wie bisher

*) Goethes Werke, herausgegeben von Karl Georg Wendriner. Morawe und Scheffelt Verlag, Berlin. 1913 u. 1914.

bei den Goetheschen Sammelwerken, leicht auf das andersartige Nebenstehende abgelenkt, sondern kann ganz sich dem Eindruck jeder einzelnen plastischen Kunst hingeben; so hat ähnlich die Venus von Milo den eigenen Raum im Louvre, damit man ihrer Schönheit gerecht werde. Goethe gerecht werden, vor allem und allem nach seinem Menschlichen, das heißt für uns Frauen, ein wundervolles Bekenntnis tun, einen jubelnden Dank anstimmen: er kennt uns, und seine Güte sieht mehr das Gute in uns; er liebt uns und erhöht uns. Wir sind ihm die Hüterinnen der echten Herzenssitte, die Verweserinnen des Transzendenten; ja, vor der Heiligkeit des Mutterreiches ist er erschauert. Doch erst, wenn Bekenntnis und Dank zu Taten werden oder doch dazu verhelfen, daß gute Taten gedeihen, werden diese kleinen Bändchen die echten Kriegsbüchlein sein. Erst dann, wenn ihr starker ethischer Strom uns zu höchsten Leistungen unserer eigentlichen Natur mit sich fortreißt, zum Hüten der Kulturflamme, der von allem Volk unter dem Himmel und von aller Zeit gespeisten. Und wenn aus diesen Bändchen im veralteten Gewand uns der Atem des Jahrhunderts streift, dessen einer großer Sinn es war, gleichsetzende Liebe zu schaffen über die Grenzen hinaus von Religion, Rasse, Klasse und Nationalität, so mögen wir nicht einem Bild wehren, das dabei aufsteigt. Noch ist's wie ein Märchenblick, aber es muß wirklich werden: Völkerfriede, Weltfriede.

Nicht ist es mir als Verrat an unserer großen, schweren Zeit erschienen — und das Herz ist wahrlich empfindlich dafür — mich in ein Werk zu vertiefen, das über die skulpturelle und malerische Kunst der antiken Welt geht. Daß es beim Siegesläuten von Metz und Namur meine Feier erhöhen konnte, das macht, daß es den Geist der Kunstwerke, die es im feinsten Illustrationsmaterial enthält, selbst beschwört. Wir fühlen um diese Weibes-Darstellungen*) der ägyptischen, kretischen, griechischen, etruskischen und römischen Epoche den Luftkreis eines Volkslebens; in ihnen erkennen wir die Welt- und Himmelsliebe vergangener Völker, verrauschter Menschengeschlechter, und das Beste in ihnen, das sie ja in ihre Kunst legten, ist dem Besten in uns verwandt. Das klingt nun an und erhebt uns. Ich möchte, es würden sich viele eine Erhebung schaffen mit diesem monumentalen Werk, mit jenem Abschnitt zumal, der die griechische Kunst des fünften Jahrhunderts, diese reife, keusche, objektive Kunst, geboren aus einer Weltbetrachtung und einem Weltfühlen, darinnen der Staat, die Allgemeinheit das Höchste war, überwältigend, hinreißend vor uns stellt. Was um die Parthenonsskulpturen weht, das füllt auch unsere Zeit; es ist das Aufgeben des Individuums für die allgemeine Idee. Sie wurden gebildet in der schönen, beruhigenden Entspannung nach den Perserkriegen; ob auch bei uns eine Zeitströmung heraufrauschen wird, die den stark ausgeprägten Individualismus vergangener Tage nicht wieder aufnimmt? Ahrems Werk, das einen wissenschaftlichen Wert darstellt, das voll geistreicher Interpretationen ist, von vornehmstem, gepflegtestem Stil, in dieser persönlichen und daher sehr einseitigen und unvollkommenen Beleuchtung gezeigt zu haben, mag mit der Zeit, die uns ganz beherrscht, entschuldigt werden, und mit dem Wunsche, daß es gerade dieser Zeit helfe, sie erheitere, verschöne, verkläre.

Ihr helfen, ihr Weh als ein Stück allgemeinen Menschenschicksals empfin-

*) Maximilian Ahrem: „Das Weib in der antiken Kunst." Eugen Diederichs Verlag, Jena 1914.

den lassen, kann auch das Buch des echten Dichters Paul Ilg: „Das Menschlein Matthias"*). Ein Kind trägt alles Leid der Welt, und dieses rührende Beisammen muß es machen, daß uns diese dichterische Gabe über die Maßen rein und köstlich erscheint. Mehr denn je sind wir bereit, mitzuleiden. Im armseligen Bauernhaus auf Bergeshöhe tragen wir die Not des Kindes im Kampf mit der durch Mühsal und Entbehrung hart gewordenen Base und Pflegemutter, tragen sie in der großen Fabrik der Stadt zusammen mit ihm und seiner weichen, zarten, stolzen, reinen Fräulein Mutter. Paul Ilg neigt sich über die Tiefen der Menschenseelen, aber er tut größeres, als lauschen: er setzt in jede den göttlichen Funken, in die geliebteste des Kindes, in die schöne seiner am Leben hart tragenden Mutter, in die entstellte seines sich allein bedenkenden Vaters, in die arme der rohen, sinnenhungrigen Base. Und diese Schöpfertat ist das Größte an diesem Buch; sie geht noch über seine Gestaltungskraft und die feine Schlichtheit seiner Sprache. Aus welcher reinen, schnurgeraden Dichterseele müssen die Worte aus dem Schluß des Buches kommen, nachdem der Vater des Kindes bei dessen Rettung ums Leben gekommen ist: „Und mancher ehrsame Bürger, den des großen Eidgenossen Leben anwiderte, mußte bei der Kunde seines Todes gestehen: „Der Mann hat doch noch ein rühmliches Ende genommen!"

Kunst-Rundschau.

Von Dr. H. Wurz.

Die Kunstausstellung des Verbands der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein in Stuttgart.

Auch in Stuttgart ist in diesem mit Kunstausstellungen reich gesegneten Sommer wieder eine Schau. Der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein hat seine diesjährige Ausstellung hier am 1. Juni eröffnet. Es ist das erste Mal, daß diese Vereinigung im Schwabenland erscheint. Man wollte deshalb eine übersichtliche Schaustellung der zeitgenössischen Kunst des ganzen Verbandsgebietes geben. So wurde aus ihr wie in Köln im Jahre 1906 eine Große. Ihr Umfang reicht mit seinen 616 Nummern an Bildern, Plastiken und graphischen Arbeiten an die Große Kunstausstellung vom letzten Jahr heran. An Qualität steht sie ihr gegenüber nicht ganz ebenbürtig da, auch wenn man in Betracht zieht, daß es sich bei ihr nur um ein Teilgebiet deutschen Kunstschaffens handelt. Und doch ist sie interessanter. Sie setzt sich nicht wie jene vorwiegend aus Werken zusammen, die dem sichern Bestand einer guten, aber längst erkämpften Kunst angehören, sondern sie steht in Fühlung mit dem, was unsere Zeit bewegt. Sie schafft Raum dem Werdenden, Ringenden — der Jugend. Daher der frische, lebendige Zug, der starke fortschrittliche Wille in ihr. In ihm liegt der Hauptwert dieser Veranstaltung. Und der ist nicht gering anzuschlagen. Man kann dem rheinischen Verband nicht dankbar genug sein für seine kraftvolle Förderung der neuen Bewegung. Wird doch die freie Entwicklung der Kunst überall durch eine sich breit machende Epigonenkunst gehemmt.

Die Organisation der Ausstellung ist gut. Die Anordnung der Bilder geschah dem Programm entsprechend nach ihrer Herkunft. Eine Ausnahme davon macht der Ehrensaal, den Bernhard Pankok geschickt in die als Ausstellungsraum nur für große monumentale Werke geeignete König-Wilhelm-Halle eingebaut hat. Hier waltet statt der geogra-

*) Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1913.

phischen Ordnung das künstlerische Prinzip. Heinrich Altherr hat aus dem gesamten aufgenommenen Bildermaterial mit feinem Gefühl für das Wertvolle und Wichtige eine erfreuliche Auswahl getroffen und sie sinngemäß hier aufgehängt. Außerdem ist noch etwas abseits ein Saal mit expressionistischen Arbeiten, den Adolf Hölzel im Auftrag des Verbands, aber unter eigener Verantwortung zusammengestellt hat.

Stuttgart hat man als dem Gastgeber den größten Platz eingeräumt. Von den andern Orten bekam ein jeder nur einen Saal, die Schwaben erhielten drei Säle. Sie sind aber nicht nur an Zahl die stärksten, sondern neben der Schweiz auch an Qualität. Alle Richtungen sind vertreten und durcheinandergemengt, was nicht überall eine gute Wand ergeben hat. Die fortschrittlichen Kräfte beherrschen erfreulicherweise das Feld. Von den Alten sieht man Keller mit seinem bekannten Karrenzieher und Haug mit einem in feinen kalten Tönen gehaltenen Reiterbild „Rast". Das an manchen Stellen auftretende merkwürdige Blau soll wohl einen belebenden Klang hereinbringen. Es ist aber nicht glücklich gewählt. Statt daß es dient, wird es zur Störung. Das Andenken an den tatkräftigen und nun so schnell dahingegangenen Carlos Grethe, der einst den Verband der Rheinlande mitgegründet hat, wurde durch eines seiner kleineren wertvollen Fischerbilder geehrt. Von Hölzel, dem jugendfrischen Meister und unermüdlichen, wegbahnenden Vorkämpfer der neuen Kunst, hängen zwei Werke im Ehrensaal. Es sind expressionistische Versuche von charakteristischer Bedeutung für seine Entwicklung. Seine „Legende" bannt das Auge durch das wundervolle Zusammenklingen eines intensiven Grün und Gelb. Die flüchtig skizzierten Figuren darauf lassen das auf großer Naturbeherrschung beruhende Gestaltungsvermögen Hölzels erkennen. Der andere Entwurf „Die Vertriebenen" schließt sich in seiner klaren rhythmischen Gliederung der Linien und Flächen zu einem reizvollen harmonischen Ganzen zusammen. Seiner abstrakten Auffassung entsprechend, wäre ich ihm lieber im Expressionistensaal begegnet und an seiner Stelle das hohe, kultivierte Farbenempfinden des Künstlers so wirkungsvoll ausdrückende Gemälde „Büßerin". Landenberger hat Vortreffliches gebracht. Seine „badenden Buben" sind in ihrer Frische und Unmittelbarkeit des Naturempfindens unvergleichlich und dabei von einer staunenerregenden Feinheit der Töne. Nicht weniger anziehend und einprägsam ist seine tief erfaßte, farbenschöne „Bulgarin". Von den beiden Bildnissen des vor kurzem von Berlin an die hiesige Akademie berufenen Robert Breyer interessiert das kleinere, ein flüssig gemalter Männerkopf mehr als das große „Bildnis eines Offiziers". Eine starke, überragende Schöpfung stellt die helle, eindringliche Skizze zu einem Porträt des Grafen Zeppelin dar, das Bernhard Pankok im Auftrag von Lichtwark für die Hamburger Kunsthalle geschaffen hat. Sie besitzt alle Vorzüge einer markanten, eigenwilligen Künstlerpersönlichkeit. Auch Altherrs edle, aufs Große gerichtete Kunst ist mit einem feintonigen Damenbildnis und einem ausdrucksvollen, aus tiefer Innerlichkeit heraus geschauten „Barmherzigen Samariter" gut vertreten. Von den jüngeren Malern bemerkt man Faure und Schmoll von Eisenwerth mit tüchtigen, ganz für ihre Art sprechenden Arbeiten. Von Nolfenter, der so verheißungsvoll angefangen hat, ist ein trefflich charakterisiertes Puma vorhanden. Einzelheiten, wie der Kopf und die Hinterpfoten, zeugen von der ungewöhnlichen Begabung dieses temperamentvollen Künstlers. Als Ganzes steht es nicht auf der Höhe seines Könnens. Erfreut ist man über A. H. Pellegrinis keck hingesetzten, groß gestimmten „Blick auf Stuttgart". Hier hat eine seltene Gewandtheit mit wenigen Mitteln viel er-

reicht. Das gleiche kann man von seinem Bildnis des Malers R. Vägele sagen. Mit zum besten der Schwabensäle gehört das vielsagende, in feinem Grau gehaltene Selbstbildnis von Vollmann. In ihm steckt Kultur. Außer der reizvollen, abstrahierende Kunstgedanken mit lebendiger sinnlicher Anschauung glücklich verbindenden Jahrmarktsszene von Eberz, den farbenstarken, etwas äußerlich aufgefaßten „Anemonen auf grün" des jungen, aufstrebenden Carl Diem und der tiefgehenden Grabtragung von Seufferheld ist noch besonders das schlichte Bildnis der Frau Rektor H. von Käte Schaller-Härlin zu nennen, sowie die durch eine ganz persönliche Note auffallenden Bilder von Marusja Foell, einer für dekorative Gestaltungen hochtalentierten Künstlerin.

Gegenüber dem unruhigen Bild der Stuttgarter Kunst herrscht bei den Schweizern eine wohltuende Einheitlichkeit. Sie bieten mit ihren hellen und teils sehr markigen Bildern einen guten Einblick in ihr kraftvolles Schaffen. An der Spitze steht Hodler mit drei gewaltigen Werken. Das eine von ihnen, ein früher Entwurf zum Rückzug von Nariguano ist an Umfang und noch weit mehr an Bedeutung das größte, was die ganze Ausstellung birgt. Es wirkt durch seinen elementaren, riesenhaften Ausdruck überwältigend, auf fast alles übrige geradezu vernichtend. Man hätte ihm auch wohl nirgends einen günstigeren Platz geben können, als hier in der großen Nische der König-Wilhelm-Halle. Welch ein Reichtum an Leben, Kraft und Qualitätswerten steckt in diesem Bild! Hodlers genialer, unbeugsamer Kunstwille ist hier Herr geworden über alles, was sich ihm bei dieser schweren Aufgabe entgegenstellte. Er hat eine bezwingende Einheit in aller Mannigfaltigkeit geschaffen, selbst das kleinste klingt mit im gewaltigen, erhabenen Rhythmus. Dieser strenge Zusammenhang des Ganzen wurde aber nicht durch unnatürliche Vergewaltigungen der Einzelform erreicht. Alle Vereinfachungen und Steigerungen sind mit klarer Absicht aus der Natur heraus geschehen, nicht gegen sie. Das gibt dieser Kunst den ewigen Gehalt. Von einer kaum zu überbietenden Intensität und Sicherheit der Naturbeobachtung zeugt der alles beherrschende monumentale Umriß der machtvoll bewegten Riesengestalten. Aus ihm strömt lebendigste Kraft und Schönheit. Auch in den Farben ist das Bild stark. Und wie wundervoll sind einzelne Teile gemalt, so Kopf und Rüstung des ehernen Recken in der Mitte! Das ist alles in allem germanische Kunst. Seit langer Zeit war in ihr kein solcher Schöpfergeist mehr am Werk. Beglückt und erhoben geht man von dieser grandiosen Schlachtenszene. Sie stärkt einem wieder den oft besonders nach Ausstellungsgängen gedrückten Glauben an eine hohe Kunst unserer Zeit. Große Freude herrscht bei allen heimischen Kunstfreunden darüber, daß dieser Hodler für immer in Stuttgart bleibt. Die Staatsgalerie hat diesen glücklichen Griff getan. Die beiden anderen Sachen „Der Redner" und „Der Mäher" sind gleichfalls auserwählte, wuchtige Proben von des Meisters Schaffen. Bezeichnend für die Eigenart der Schweizer ist, daß sie nicht wie wir eine starke impressionistische Bewegung hatten. Ihr herber Sinn war stets mehr auf die sachlich gegebene Form des Gegenstandes als auf malerische Illusionen gerichtet. In der neuesten Kunst nun stehen sie mit ihrer abstrakten linearen und flächenhaften Formenbehandlung oft hart an der Grenze des Kunstgewerblichen und Plakathaften. Solchen Vereinfachungsversuchen ist Buri fern geblieben. Das beweist die Naturnähe des stilvollen, durch seinen starken, hellen Farbenklang ein Fest für die Augen bildenden Bauernpaars „Sonntagsruhe" und der großzügigen Landschaft „Blick auf Iseltwald am Brienzersee". Charakteristisch für die

schlichte tiefe Kunst von Würtenberger sind die beiden Bildnisse, die er geschickt hat. Auch von Sturzenegger sieht man zwei feinempfundene, zeichnerisch hochstehende Bilder von Chinesinnen. Außerdem ist von Amiet, Giacometti, Gattiker und Widmann manches Interessante da.

Von Karlsruhe ist nicht viel gekommen, das Bedeutung hat. Das beste sind Trübners Ansichten vom Stift Neuburg. Man bewundert an ihnen die eindringliche Klarheit und Sicherheit, aber ihre innere Leere stellt sie nicht weit über ein zu hoher Reife gelangtes Handwerk. Schönleber, Dill und Hellwag bringen Gutes. Noch mehr hat mir die wirklichkeitsechte, flüssig gegebene Winterlandschaft von Hermann Goebel gefallen. Alles übrige sind mehr oder weniger tüchtige Malereien, die großenteils nicht über persönlich nuancierte Schuleinflüsse hinausgelangt sind. Ein ähnliches Bild zeigt Frankfurt. Die bekannten Künstler, wie Steinhausen, Böhle, Nußbaum und Ottilie Röderstein herrschen mit achtunggebietenden Gemälden. Was sonst aufgenommen wurde, ist fast durchweg langweilig. Nicht besser steht es mit den Leistungen von Darmstadt, Düsseldorf und Straßburg. Sie alle können nur wenig Schöpferisches, Bleibendes aufweisen. Die Darmstädter halten sich durch Georg Altheim, Beyer, Eimer, Hoelscher und Weinheimer auf einem mäßigen Niveau. Noch ruhiger, zurückstehender repräsentiert sich die Düsseldorfer Kunst. Man ist erstaunt, daß Bilder wie die von Klaus Meyer sen. und W. Schreyer überhaupt aufgenommen worden sind. Erfreuliche Ausnahmen bilden die Sachen von Te Peerdt, Clarenbach, Deusser und Bretz. Te Peerdt, der durch seine interessante ästhetische Untersuchung über „das Problem der Darstellung des Moments der Zeit in den Werken der malenden und zeichnenden Kunst" auch als Kunstschriftsteller Bedeutendes geleistet hat, ist durch die tonschönen „Fischer am Inn" und einen „Ahornwald" vertreten. Beide sprechen für seine verinnerlichte, auf malerischen Impressionen fußende Kunst. Deußer fesselt durch seinen mit satten intensiven Farben prächtig zusammengestimmten „Viadukt". Es liegt etwas Starkes, Männliches in diesem dekorativen Kolorismus. Auch die „Obsternte" von Clarenbach ist von großer dekorativer Bildschönheit. Von Straßburg kann der winterliche „Vorstadtgarten" Daubners und die Bildnisse von Beecke genannt werden.

Außer diesen Orten hat man noch der Stadt Hagen ein kleines Kabinett überlassen, das K. E. Osthaus, der verehrungswürdige Kunstförderer und Schöpfer des Folkwang-Museums, mit Bildern der neuen Richtung füllte. Neben unklaren und unfertigen Produktionen ist hier manches bemerkenswerte Stück zu sehen, so das Bildnis Max Regers von Nölken und die in weich fließenden Rhythmen angelegten Bilder von Rohlfs. Noch weiter entfernt vom traditionell gegebenen Weg sind die Bestrebungen im Impressionistensaal. Hölzel will ihn als Saal der Probleme betrachtet wissen. Als solcher wird er, einigen Ballast abgezogen, bei jedem verständigen Kunstfreund Interesse erwecken. Nur hätte man dem Publikum eine klare Einführung in seine künstlerischen Absichten in die Hand geben sollen. Viel Mißtrauen, unsinniges Gerede und billiger Spott wäre ihm erspart geblieben. Hohe Kunst ist nicht Naturnachahmung, nicht Abbild der Wirklichkeit. Sie ist ein großes Reich neben der Natur, und wie in dieser waltet in ihr eigenes schöpferisches Leben. Im Naturalismus und Impressionismus hat die intensive optische Hingabe an die Natur die meisten Maler nicht zum vollendeten einheitlichen Kunstwerk kommen lassen. Sie blieben in Skizzen und Studien stecken. Die neue Richtung will nun durch Komposition und Stilisierung wieder zur harmonischen Bildeinheit gelangen. Mit an der Spitze

dieser Bewegung steht Hölzel, umgeben von einer großen Schar begeisterter Schüler und Anhänger. Mit einem Feuereifer gräbt und sucht er nach ästhetischen Gesetzen, nach Bildgedanken und Urformen und deren organischen und rhythmischen Zusammenschluß. Es ist deshalb kein Wunder, wenn sich diese Schule im Streben nach Ergründung aller erdenklichen Kompositions- und Stilisierungsmöglichkeiten oft vom Boden der lebendigen Kunst entfernt und in Theorien und Experimenten verliert. Alle die Arbeiten hier stehen im Gegensatz zur Nachahmungskunst und den nur malerisch empfundenen Natureindrücken. Sie beruhen mehr auf innern Vorstellungen und Erwägungen. Aber ihre Stilisierungen, sofern man überhaupt noch von solchen reden kann, gehen vielfach zu weit. Die Gegenstandsformen haben eine allzufreie, willkürliche Behandlung erfahren, so daß sie oft kaum mehr zu erkennen sind. Es können im Interesse einer höheren Bildsynthese starke Vereinfachungen und Übertreibungen der Einzelform nötig sein. Alle großen Meister haben in dieser Beziehung ganz ihren jeweiligen Absichten entsprechend frei gestaltet. Aber dies geschah auf Grund eines umfassenden Könnens aus sinnlicher Anschauung heraus, nicht gegen die Natur. Das ist bei diesen großenteils in Abstraktionen erstarrten Gebilden nicht der Fall. Manches ist von linearer und farbiger Schönheit gleich anziehender rhythmischer und polyphoner Musik und hält sich mit Geschick in künstlerischen Grenzen, so vor allem die erwähnte prachtvolle „Büßerin" von Hölzel und einiges von Stenner, Schlemmer und Eberz. Vieles aber besteht aus Künstelei abgequälter Arbeit und Unvermögen. Statt Vereinfachung und vergeistigter Anschauung blickt man auf Verarmung und Leere. Und doch steht die Ernsthaftigkeit und der Wert dieser vom Begriff des Kunstgesetzes ausgehenden Bestrebungen außer Zweifel. Sie sind nicht Laune oder Zufall. Sie erfüllen eine Notwendigkeit. Ihre Bedeutung ist schon im Hinblick auf ihren bewundernswürdigen Willen zur Lösung großer künstlerischer Probleme nicht klein. Sie schaffen wertvolle Bausteine zu einem kommenden, in aller Künstler Sehnsucht lebenden großen Stil, der Frische und Unmittelbarkeit des Naturempfindens mit ästhetischer Gesetzmäßigkeit sinnvoll verbindet.

Die Graphik enthält in der Hauptsache mittlere Qualität. Hodler überragt alles mit seinen sechs Temperastudien von schwörenden Männern. Sehr beachtenswert sind dann noch die originellen Sachen von Reinhold Nägele, besonders seine durch Sinn und Form ungemein reizvollen Temperabilder und die vortrefflichen Zeichnungen von Landenberger, Stenner, Graf von Schöllkopf, sowie die Farbenholzschnitte von Fritz Lang.

Auch die Plastik hat nicht viel, was über einen guten Durchschnitt hinausgeht. Manches ist mehr akademischer Formalismus als lebendige künstlerische Form. Habichs treffliche, formsichere Kunst ist durch einen „Bogenspanner" und eine „Studie zu einer Steinfigur" gut vertreten. Janssen zeigt seine Meisterschaft in Bildnisbüsten. Auf diesem Gebiet haben auch noch andere gutes geleistet, so Böres, Elkan, Gabriel, von Hugo, Nergehen, Schreyögg und Wulfertange. Von Bredow, dem Schöpfer der grandiosen Brunnenanlage, die die Deutschen von Buenos-Aires dieser Stadt gestiftet haben, fällt ein herber Demeterkopf in prachtvollem Diorit auf. Es steckt etwas Großes, Starkes in seiner stilvollen Auffassung und Behandlung. Dasselbe kann von Böhles kraftstrotzendem Stier gesagt werden und mit einigen Einschränkungen von den Arbeiten des Baslers Carl Burckhardt, von denen hauptsächlich die üppige, animalisch empfundene Venus interessiert. Ganz anders geartet sind die formedlen Werke von Daniel Stocker. Sein „Mäd-

chen am See“ und die „Brunnenfigur“ erwärmen durch ihre Zartheit und Gefühlsinnigkeit. Der neuklassizistischen Richtung abgewandt, mehr aus dem Lebensgefühl unserer Zeit herausgeboren ist die wertvolle Kunst von Albiker, Haller, Hoetger, Lörcher und Steger. Mit zum anziehendsten, was die Ausstellung bietet, gehört Albikers Relief. Man kann sich nicht sattsehen an dem wundervollen rhythmischen Zusammenfließen dieser reichen Figurenkomposition. Interessant ist desselben Künstlers Frauentorso. Hoetgers schreitender Jüngling „Der Tag“ hat in Haltung und Ausdruck etwas Bezwingendes. Auch der Leopard und die Silberlöwin zeugen von seiner eigenartigen, schöpferischen Kraft. Von Haller bewundert man einen großgesehenen, kauernden Jüngling, und von Lörcher eine formenstrenge „weibliche liegende Figur“, für die er den ersten Preis des Verbands erhielt. Reich an Leben in alter Einfachheit und Gebundenheit sind die rhythmisch fein empfundenen Arbeiten „Sitzendes Mädchen“ und „Mädchenfigur“ von Milly Steger. Die „Steinfigur“ beweist ihre hohe Begabung für Architekturplastik.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Die Theater und der Krieg.

Die Theater machen eine schwere Zeit durch. Nicht nur, daß in vielen der Betrieb nur mühsam aufrecht erhalten wird und in einer noch größeren Zahl von ihnen gänzlich eingestellt ist — das ist ein Los, das sie mit den meisten Gewerben in der Kriegszeit teilen, — sondern sie müssen sogar ihre moralische Daseinsberechtigung verteidigen. Unzählige Volksgenossen empfinden die Tätigkeit des Theaters während des Krieges als eine Ursache von geheimer oder offener Scham. Man muß an der Verwaltung eines Theaters beteiligt sein, um zu wissen, wie weit verbreitet jene Empfindung ist; denn die Zeitungen sind in ihrer Mehrzahl künstlerisch zu gut geschult, volkswirtschaftlich zu aufgeklärt und moralisch zu vorurteilsfrei, um diesen Stimmen den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Überschwemmt werden die Verwaltungen der Theater, die ihren Betrieb aufrecht erhalten, mit Zuschriften aus dem Publikum, worin gekränkte Empfindsamkeit mit moralinsaurem Puritanismus wetteifern, ihre Verletztheit oder ihre Empörung darüber auszudrücken, daß die Theater sich nicht entblöden, ihre Gaukeleien fortzusetzen, während unsere Väter, Brüder und Söhne im Felde bluten.

Volkswirtschaftlich sind diese billig Entrüsteten am leichtesten abzuführen. Wenn die Theater schließen, wird das ganze ungeheure Heer der Bühnenangehörigen brotlos. Die wenigen unter ihnen, die vermögend sind oder die während der Kriegszeit einen anderen (moralisch erlaubten!) Beruf ausüben können, beeinflussen die Rechnung fast gar nicht. Natürlich wissen das die Entrüsteten gerade so, wie es jedermann weiß; aber nicht alle vergegenwärtigen sich, daß eine Erwerbslosigkeit beim Theater schlimmer ist, als in vielen, vielen anderen Berufen; nämlich deswegen, weil etwa zwei Fünftel dieser Existenzen weibliche sind. Ist es nötig, all die Folgen der Erwerbslosigkeit in dieser Bevölkerungsschicht auszumalen?

Hierzu kommt die Schädigung der Erwerbszweige, die dem Theater liefern; ihre Zahl wird von Unkundigen meist unterschätzt oder gar nicht geahnt. Alle Gründe, die dafür angegeben werden, daß es eine der mannigfachen Gesundheits- oder gar Lebensfragen einer im Kriege befindlichen Nation ist, die bestehenden Betriebe aufrecht zu erhalten, treffen auf das Theater doppelt und dreifach zu.

Man muß anerkennen, daß die

Wortführer der öffentlichen Meinung und die Behörden diese Einsicht ebenso laut bekundet und betätigt haben, wie die Standesvertretungen. In allen Zeitungen sind die Theaterleiter ermuntert worden, ihre Betriebe fortzusetzen, und das Publikum aufgefordert, sie nicht veröden zu lassen. Die Polizeibehörden, die das Theater als Gewerbebetrieb zu beaufsichtigen haben, sind bereit gewesen, die bei ihnen hinterlegten (gesetzlich ohnehin nicht einwandfrei begründeten) Sicherungsgelder ganz oder teilweis herauszugeben, um das Betriebskapital der Unternehmer zu stärken. Das Verdienst, dieses Entgegenkommen angeregt und durchgesetzt zu haben, gebührt, neben manchem anderen um das Wohl der Bühnenangehörigen, dem Oberregierungsrat Kurt v. Glasenapp, der, als Theater-Dezernent im Berliner Polizeipräsidium, die polizeiliche Praxis in ganz Preußen (und darüber hinaus) maßgebend beeinflußt. Die deutschen Höfe haben mit wenigen, (sagen wir es ruhig: unrühmlichen) Ausnahmen ihre Theater in Gang erhalten, desgleichen die leistungsfähigen deutschen Städte; von diesen haben die, die ihre Theater verpachten, den Unternehmern die Pacht erlassen, vielleicht ihnen auch hie und da eine kleine Kriegszuwendung bewilligt; die, die sie in eigener Verwaltung führen, die sicher zu erwartenden Unterbilanzen als notwendige Kriegsopfer hingenommen.

Verschieden war das Verhalten der Standesvertretungen. Die Organisation der Arbeitgeber, der Deutsche Bühnenverein, hat sich bis jetzt begnügt, eine von seinem (nicht gewählten, sondern satzungsgemäß bestimmten) Präsidenten, dem General-Intendanten der königlich preußischen Schauspiele, unterzeichnete Mahnung an die Theaterdirektoren und Stadtverwaltungen zu versenden, ihre Betriebe ja aufrecht zu erhalten. Das waren Worte — gute und, da die Worte einer Exzellenz bei uns ja immer eine gute Statt finden, auch wirksame Worte, — aber doch nur Worte. Wohltätigkeitsvorstellungen für brotlos gewordene Bühnenangehörige mögen nachfolgen; sie tragen aber nichts zu dem Eigentlichen, was Not tut, bei: die Aufrechterhaltung der Betriebe zu verbreitern. Sie wirken eher entgegengesetzt: je mehr für die stellungslosen Bühnenangehörigen getan wird, desto leichter wird das Gewissen derjenigen Unternehmer, die ihre Betriebe schließen und ihr Kapital im Kasten behalten. (Worunter sich nicht nur Privatleute, sondern leider auch Stadtverwaltungen und sogar Höfe befinden.) Nichts ist bequemer, als die Sorge für seine Angestellten und Mitarbeiter in kritischen Zeiten der öffentlichen Armenfürsorge zu überlassen.

Wirksamer faßte die in jedem Betracht aktivere Vertretung der Arbeitnehmer, die Deutsche Bühnengenossenschaft, die Aufgabe an. Die Hilfseinrichtungen für die durch den Krieg notleidend gewordenen Berufsgenossen, die sie begründet hat, sind ebenso schnell wie durchdacht errichtet worden. Wichtiger aber sind ihre Versuche, den Arbeitslosen Arbeit zu schaffen. In Volksvorstellungen zu geringsten Eintrittspreisen beschäftigt sie stellungslose Schauspieler; Wandertruppen suchen denselben Zweck in kleineren Städten zu erreichen. Wenn sie diese Veranstaltungen nicht über das ganze Reich ausdehnen kann, dann liegt es nicht an ihrem organisatorischen Willen und Können, sondern an ihren unzureichenden materiellen Mitteln. Der wichtigste Gesichtspunkt in Zeiten allgemeiner Not ist von ihr deutlich erkannt worden: wertvoller als die vereinzelte Linderung von einbrechender Bedürftigkeit ist die Schaffung von Arbeitsgelegenheit zum Erwerb des Existenzminimums.

Dieses Existenzminimum ist für

alle Bühnenangehörigen ein Schreckenswort. Ist es in anderen Betrieben eine Frage der Überlegung und Verhandlung von Fall zu Fall, ob in Kriegszeiten die Besoldung der Angestellten verringert werden soll oder nicht, so ist sie in den Theaterbetrieben von vorn herein geregelt. In jedem Theaterdienstvertrag befindet sich ein Paragraph, der dem Unternehmer gestattet, dem gesamten Personal mit einer Frist von wenigen Tagen zu kündigen; und ausnahmslos wird von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Daran schließt sich dann bei den Theatern, die weiter spielen, eine neue Vereinbarung, wonach das Personal auf das Existenzminimum gesetzt wird. Was für ein Wandel in den Daseinsbedingungen hierdurch plötzlich eintreten kann, lehrt das Beispiel einer so hochstehenden Privatbühne, wie es das „Deutsche Theater" in Berlin ist. Hier beträgt die Kriegsgage 100 Mark monatlich für jedes Mitglied, vom letzten Arbeiter bis zum dramatischen Helden. Der Arbeiter leidet kaum merkbar darunter; der dramatische Held, dessen Daseinszuschnitt auf das zwanzig- bis dreißigfache eingerichtet war, empfindet das wie einen vollkommenen wirtschaftlichen Zusammenbruch. Und doch wird es bedeutenden Privatbühnen schwer, selbst dieses Gagenminimum in Kriegszeiten hereinzubekommen. Aber auch Stadt- und Hofbühnen, einschließlich der des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich, scheuen sich nicht, die allgemeine Übung der reduzierten Kriegsgagen mitzumachen. Alle anderen Hof-, Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten erhalten zur Kriegszeit ihre Gagen ungeschmälert weiter ausgezahlt; nur die Angehörigen der höfischen und kommunalen Bühnen nicht. Dafür sind jene aber immer, diese sehr selten pensionsberechtigt!

Kaum mehr als ein verächtliches Achselzucken verdienen die moralischen Anfechtungen, denen die Theater, die weiter spielen, ausgesetzt sind. Sie gehen von jenen immer sittlich entrüsteten Philistern aus, denen die Welt mit jedem weiteren Seidel Bier, das sie hinunterschütten, immer tiefer im Sündenpfuhl versunken erscheint. Sie empören sich darüber, daß man sich in den Theatern „amüsiert", während draußen die Landeskinder bluten. Daß Leute, die Familientrauer haben, auch im Frieden die Theater nicht besuchen und sie im Kriege gewiß nicht besuchen werden, ist ihnen gleich. Sie beschimpfen die Theaterleiter, daß sie den Vätern und Frauen, Bräuten und Kindern der Vaterlandsverteidiger zumuten, die Theater zu besuchen,—eine Zumutung, die gar nicht gestellt wird, — und meist haben sie selbst keine Angehörigen im Felde stehen. Den Hinweis auf die tausende von ruinierten Existenzen, die der Schluß der Theater auf die Straße werfen würde, beantworten sie mit so naiven Einwendungen, wie dieser: man solle die Bühnenangehörigen von den Kosten ernähren, die durch den Wegfall von Beleuchtung und Heizung der Theaterräume erspart werden; oder sie geben gemütstüchtig den Trost des braven Grenadiers: „Laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind". In letzterem Falle sind es zuverlässig Festbesoldete, denen der Krieg nicht das Opfer eines einzigen Pfennigs auferlegt.

Zu den Entrüstungsphilistern gesellen sich die Sauertöpfe, die deutschen Vettern der angelsächsischen Puritaner. Sie operieren mit ihrem verletzten „Gefühl". Wir haben diese Rasse ja auch als Pfahl in unserem Fleische stecken; zahlreich aber ist sie glücklicherweise nicht. Die frohe Zuversicht, die freudige Erhebung, ja selbst den derben Humor verleugnen, wenn das Schwert gegen den Feind geschwungen wird, ist n i c h t allgemein-deutsche Art. Unser Volk, das mit Kränzen und Gesängen ins Feld zieht, ist zu kraft- und lebensvoll geartet, um den Krieg

mit Bußgebeten in Sack und Asche zu begleiten. Also das moralische Kapitel ist für Heuchler und Narren.

Dagegen ist das künstlerische voll von schwer zu lösenden Aufgaben. Der Krieg, der uns umfängt, geht um Alles. Nur zu natürlich, daß er all unsere Gedanken und Gefühle beherrscht. Das müssen die Theater wissen und berücksichtigen. Auch sie müssen ein Kriegsmittel, eine Kriegswaffe sein. Tyrtaios entflammte die Streiter zur Kampflust; die Theater sollen die zuhause Gebliebenen entflammen, begeistern, erheben — aber auch von wehen Spannungen befreien. Sie sollen die Gemütskraft des Volkes stärken durch künstlerische Erhebung oder Entspannung der Seelen; jenes durch die ernste, dieses durch die heitere, beides aber immer durch würdige Dichtung.

Die Aufgabe ist schwer, wenn Eintönigkeit vermieden werden soll. Die sogenannte „vaterländische" oder „patriotische" Literatur ist zur größeren Hälfte leider wertlos; aber sie hat einzelne herrliche Blüten an ihrem Baume. Der dichterisch größte Gewinn dieser Zeit ist es wohl, daß unser wunderbarstes deutsch-patriotisches Heldenlied, Kleistens „Herrmannsschlacht", endlich der Bühne erobert wird. Aber mit lediglich „patriotischen" Stücken ist es nicht getan; mit ihnen allein wäre man bald am Ende angelangt. Eine solche Beschränkung ist auch nicht nötig, ist nur ein Notbehelf unbehilflicher Bühnenleiter; nötig aber ist, daß der Spielplan unserer Bühnen aus Werken aufgebaut wird — ob heiteren oder ernsten, ist gleich, — in denen der deutsche Zuhörer sich selbst, das deutsche Volk sein Wesen erkennt. Deutlich wird das mehr noch, als durch das Schauspiel, durch die Oper. Wo gibt's da patriotische Stoffe? Wo es welche gibt, ist die Musik nicht zu retten. Aber schlägt das weltenerlösende Deutschtum nicht in idealster Vollkommenheit aus einer handvoll Takten aus dem Fidelio, aus der Zauberflöte, aus den Meistersingern hervor, ganz gleich, was da für eine Fabel abgehandelt wird?

Faule Dünste soll der Krieg aus der Atmosphäre eines Volkes vertreiben, sagen die Lobredner des Krieges. Auch auf dem Theater kann der Krieg diese sanitäre Wirkung ausüben. In der Tat: kann eine Bühne heute es wagen, die noch bis zum letzten Sommertorschluß gehätschelten Absonderungen unserer von einer dekadenten Kritikerclique (ich sage: Clique, denn diese Gesellen sind nur ein Fremdwort wert) den Theatern und dem Publikum aufgeschwatzten Priapisten, Interessant-Impotenten und Neuro-Romantischen aufzuführen?

Also: die Theater sollen offen bleiben. Ihr Weiterspielen ist in doppelter Hinsicht eine patriotische Leistung. In volkswirtschaftlicher: sie tragen dazu bei, die nationale Arbeit und die von ihr in Bewegung gesetzten Produktionsmittel aufrecht zu erhalten, ein in Kriegszeiten ebenso notwendiges Erfordernis wie die Ausrüstung der Kriegerschaaren; in seelischer (oder „gemütswirtschaftlicher"): sie tragen dazu bei, die Seelen in Opfermut und Tatkraft zu stärken, von Kleinmut zu befreien, sie trotz Mord und Niedertracht in himmlische Heiterkeit zu tauchen und sie der wahren volkstümlichen Grundlagen ihres Wesens bewußt werden, die deutsche Art durch deutsche Kunst sich auf sich selbst besinnen zu lassen.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Havenstein

Exzellenz von Havenstein, Reichsbank-Präsident.

Nord und Süd

[illegible] deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

[illegible]: Professor Dr. Ludwig Stein

[illegible] Kunst- [illegible] Verlagsanstalt
Schottlaender, A.-G., Breslau.

[illegible] Berlin W [illegible] Budapest [illegible] Kopenhagen
[illegible] Prill'sche k. k. [illegible] Erslev & Hasselbalch.
Christiania [illegible] Konstantinopel
[illegible] Jacob Dybwad [illegible] [illegible] Otto Keil.
[illegible] und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
[illegible] Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.
[illegible] Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 151. Heft 482. November 1914

NORD UND SÜD

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. München Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.
Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 151. Heft 482. November 1914

Professor Dr. Ludwig Stein: Unsere sieben Waffen.

Die Hälfte der Bewohner des Erdenrundes, einschließlich der Gelben und Schwarzen, werden von den Engländern aufgeboten, um die beiden Großmächte Zentraleuropas auf die Knie zu zwingen. Man schneidet uns die Kabel nicht nur, sondern auch die Ehre ab, um der übrigen Welt, von welcher man uns isoliert hat, weiszumachen, daß wir mit unehrlichen Waffen kämpfen. Die Wahrheit soll erdrosselt, die Redlichkeit der Berichterstattung erwürgt werden, damit der neutral gebliebene Teil des Menschengeschlechts durch das Kabelmonopol Englands in den Glauben versetzt werden kann, daß wir uns vergifteter Pfeile bedienen. Und doch sind unsere Waffen, vor denen die Hälfte des ganzen Menschengeschlechtes erzittert, so blank, unser Schild so fleckenlos, daß wir vor der Nachwelt, vor dem Forum der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, so rein dastehen werden, wie man es vom Volke eines Leibniz und Kant, eines Fichte und Hegel, eines Lessing und Schiller, eines Heine und Goethe, eines Mozart und Beethoven, eines Mendelssohn und Wagner, eines Helmholtz und Zeppelin mit Fug erwarten darf.

Unsere erste Waffe ist das bessere Recht. Wir gingen nicht auf Eroberung aus, sondern wir verteidigen in berechtigter Notwehr unsere Scholle. Unsere Triebfeder ist nicht die Rache, wie bei den Franzosen, die Ländergier, wie bei den Russen und der Neid wie bei den Engländern, sondern das unaufgebbare Gebot der nationalen Selbsterhaltung. Wir haben 44 Jahre allen Versuchungen, unsere Erbfeinde zu vernichten, widerstanden, weil wir uns in Europa nicht territorial ausdehnen, sondern das Erworbene behaupten und friedlich ausbauen wollten. Selbst im Jahre 1905, als Rußland darniederlag und wir ihm für immer den Gnadenstoß hätten versetzen können, verzichteten wir großmütig auf den billigen Lorbeer, da wir das Schwert nur zur Verteidigung, nicht zum Angriff schliffen. Und als sich England im Burenkrieg beinahe verblutete und an seiner „splendid isolation" zugrunde zu gehen drohte, haben wir nicht zugegriffen, als uns Chamberlain ein Bündnis anbot, um die Weltherrschaft mit England zu teilen, sondern wir behielten das Schwert in der Scheide, weil wir nur für unser gutes Recht, nicht aber für die Erweiterung unserer Macht einen Weltkrieg entfesseln wollten. Das deutsche Weißbuch, das englische Blaubuch und

das belgische Graubuch haben für jeden Unverblendeten mit zwingenden Gründen dargetan, daß wir noch im letzten Augenblick bereit waren, Frankreich zu schonen, wenn uns England seine Neutralität gewährleisten wollte. Aber England hatte bereits das Recht verletzt. Die belgische Neutralität war, wie jetzt amtlich feststeht, längst zugunsten Englands aufgegeben. Sir Edward Grey hatte längst mit Iswolsky und Poincaré den Weltkrieg vereinbart und den unglücklichen König Albert mit hineinverstrickt, damit dieser die belgische Neutralität den Dreiverbändlern freiwillig preisgäbe. Zum Glück haben wir uns in letzter Stunde nicht düpieren lassen, sondern das Prävenire gespielt, zumal wir das abgekartete Spiel des Neutralitätsbruchs seitens der anderen Gruppe rechtzeitig durchschaut haben. Die Ermordung des Thronfolgerpaares war nur die Gelegenheitsursache, nicht die Wirkursache des Weltkrieges. Weder im geschriebenen noch im ungeschriebenen Rechte der Kultur aller Zonen und Zeiten gibt es einen höheren Rechtstitel auf Kriegführung als Notwehr. Und da wir auf Grund unwiderleglicher Aktenstücke nur unter dem zwingenden Gebot der Selbstbehauptung zum Schwert gegriffen haben, dürfen wir als unsere oberste Waffe vor der höchsten Instanz der Geschichte das bessere Recht für uns in Anspruch nehmen. Es ist und bleibt ein ewiges Wort: „Eines ist, was nützt: die Klarheit! Eines ist, was besteht: das Recht!"

Unsere zweite Waffe in diesem weltgeschichtlichen Ringen um Sein oder Nichtsein ist unsere höhere Moral. Daß Rußland amoralisch und Frankreich unmoralisch ist, braucht man angesichts des Umstandes, daß Rußland sein Verbannungsgebiet „Sibirien", Frankreich aber in Paris seit Jahrhunderten sein sittliches „Sibirien" hat, nicht erst zu erhärten. Von den serbischen Königs- und Kronprinzenmördern reden wir an dieser Stelle nur, um der Vollständigkeit des par nobile fratrum halber. Seit Jahrhunderten ist Rußland der Inbegriff aller Korruption, des politischen Meuchelmords, der Progrome, der „administrativen Verschickung" nach Sibirien. Paris ist seit dem Mittelalter schon die hohe Schule der Unzucht, der Lasterhaftigkeit, der perversen Neigungen. Aber England! Wo bleibt die englische „morality"? Wo bewährt sich die Theorie des „moral sentiment", die von Adam Smith begründet wurde? Die Engländer hatten einmal einen moralisch-politischen Goldschatz: „Magna Charta und „Habeas-Corpus-Acte". Aber für die Kriegszeit scheinen die Engländer ein Moratorium wie auf die Wahrheit, so auch auf die Moral genommen zu haben. Sie haben die moralische Barzahlung eingestellt. Wie sie in Antwerpen die Belgier zur Selbstvernichtung trieben, das Völkerrecht mit Füßen traten, ja selbst die Neutralen, sie lahmlegend durch die Minenlegung im Ärmelkanal, bedrohen, wie sie Rassenverrat begehen, Wilde und Barbaren, Gelbe und Schwarze aus aller Welt herbeizerren, um jene deutsche Kultur zu vernichten, die in Musik, Philosophie und Technik ihre Nährmutter war — das alles ist ruchloser Vandalismus. Und wie werden die deutschen und österreichischen „Gefangenen" von ihnen be-

handelt! Wehrlose Frauen und unschuldige Kinder werden mißhandelt und angespuckt (siehe Vossische Zeitung vom 10. Oktober 1914). Die „Verbündeten" haben zudem einen Lügenfeldzug gegen uns eröffnet, dessen Generalfeldmarschall Sir Edward Grey in höchsteigener Person ist. Mit ihren wirklichen Dum-Dum-Geschossen zerfetzen sie das Völkerrecht, und mit den Dum-Dum-Geschossen aus Tinte vergiften sie die Weltmoral. Sie stehen heute auf dem Boden des Feldrufs des mittelalterlichen Assassinatenordens „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt."

Damit hat die einst hochgepriesene englische Moral ihren Bankerott erklärt. Die moralinsauren Floskeln, deren sich die englischen Staatsmänner heute noch bedienen, sind wertloses Papier geworden. Die alte sittliche Goldreserve Englands ruht in den Kellergewölben, und die kleinen moralischen Banknoten, die sie heute in Umlauf setzen, sind nicht mehr wert, als einst das Papiergeld des Engländers John Law und die Assignaten der französischen Revolution. England, das große Kulturvolk, ist dank seiner abgründig perfiden Einkreisungspolitik, die es bald selbst würgen wird, sittlich zahlungsunfähig geworden.

Damit vergleiche man das sittliche Verhalten der Deutschen. Wie haben wir unsere „Feinde" gastlich behandelt, welche Fürsorge für Leben und Eigentum für Russen, Engländer und Franzosen haben wir getroffen. Wie verfahren wir in Brüssel und Antwerpen! Man gehe durch unsere Lazarette und beobachte, ob ein Unterschied gemacht wird zwischen Freund und Feind. Man besuche unsere Notstandsküchen, ob sie nicht ebenso geöffnet sind für arme Ausländer wie für Einheimische. Das Gastrecht ist der Scheitelpunkt aller Sittlichkeit, seitdem es eine Kultur gibt. Dieses Gastrecht wird von uns ebenso respektiert, wie von unseren Feinden verletzt. Unsere Güte gegen alle Mitmenschen, auch gegen Feinde, ist nicht Schwäche, nicht Sentimentalität, nicht Rührseligkeit, sondern der eherne Imperativ jener sittlichen Pflicht, welche Kant und Fichte nur deshalb formulieren konnten, weil sie auf dem Untergrunde der deutschen Volksseele längst tiefe Wurzel geschlagen hatte. Wenn unsere Feinde uns als Hunnen, Barbaren und Vandalen verschreien, so dürfen wir ihnen auf Grund unserer höheren Moral entgegenhalten: Wir Wilden sind doch bessere Menschen. Für uns gilt das Wort Kants: „Der gestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir!"

Unsere d r i t t e Waffe ist die von aller Welt, wenn auch nicht neidlos, anerkannte Überlegenheit unserer Truppen zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Von der strategischen Seite dieser Überlegenheit zu sprechen, ist nicht meines Amtes, wohl aber gilt es, die psychologischen Hintergründe dieser unserer stärksten Waffe aufzudecken. Was unsere Truppen beseelt, ist nicht Kadavergehorsam wie bei den Russen, nicht der sportliche Spieltrieb wie bei den Engländern, endlich auch nicht die seit mehr als drei Jahrzehnten systematisch angestachelte „Reizsamkeit" wie bei den Franzosen, sondern der disziplinierte Wille zum Sieg, der mit heller Begeisterung in den Krieg zieht, weil er von der Überzeugung durchdrungen ist, daß

diesem „heiligen Kriege" von unserer Seite kein niedriges Motiv zugrunde liegt, sondern der unaufgebbare Drang zur nationalen Selbsterhaltung. Der in Politik umgesetzte kategorische Imperativ Kants geht unseren Truppen zu Land, zu Wasser und in der Luft, wie einst den Juden die Feuersäule, als unsichtbare Standarte voraus. Wir sind unbesiegbar, nicht weil wir uns in Laufgräben und Wolfsgruben technisch so glücklich verschanzen, daß wir gleichsam eine Tarnkappe anhaben, die uns zu sehen gestattet, ohne gesehen zu werden, sondern weil in unseren Truppen wie eine einheitliche Sprache, so ein einheitlicher Wille zum Siege herrscht, die eine Festung darstellt, welche sogar 42 Centimeter-Geschützen trotzen würde. Unsere Feinde spalten sich wie in viele Sprachen, so in viele Interessen, die einander widerstreben; unsere Truppen hingegen haben wie nur eine deutsche Kommandosprache, so nur ein Interesse: „Siegen oder sterben!" Die tauglichste Waffe aber in der Behauptung des eigenen Daseins wie der nationalen Unverletzlichkeit war immer und wird immer bleiben: Einheit im Denken, Fühlen und Handeln. Im Zeichen dieser Einheit von 120 Millionen Menschen, die dasselbe wollen, gegen 350 Millionen Menschen, welche von den mannigfaltigsten, einander durchkreuzenden, widerstrebenden und eben dadurch aufhebenden Wollungen beherrscht werden, müssen wir am Ende aller Enden siegen.

Unsere vierte Waffe ist unsere hochentwickelte Technik, die uns gestattete, mit Zeppelin zu fliegen, und mit Krupp in Lüttich, Löwen, Namur, Maubeuge, Antwerpen, Lille und Reims zu siegen. Unsere Fortschritte in Physik und Chemie, in Ingenieurkunst und Waffenlehre, in Strategie und Taktik, in Astronomie und Geographie haben die heutigen Siege vorbereitet. Erst bei uns verdichtete sich die Kriegstechnik zu einer Kriegswissenschaft. Ich konnte deshalb schon im Oktoberheft von „Nord und Süd" auf diese unsere Waffen mit besonderem Nachdruck den Finger legen. In diesem Weltkrieg, heißt es da, entscheidet nicht die Zahl, sondern die Intelligenz. Wenn jemals das Baconsche Wort „Wissen ist Macht" wahr geworden ist, so sicherlich heute. Wenn wir siegen, so haben wir diesen Sieg außer unseren tapferen Armeen und ihren heldenmütigen Führern, obenan dem Kaiser, in letzter Instanz deutscher Wissenschaft, namentlich der deutschen Technik zu danken. Krupp und Zeppelin haben uns die Wege geebnet. Sie haben die schnellen Erfolge ermöglicht. Hätten wir nicht mit blitzartiger Geschwindigkeit alle Festungen genommen, dann wären die Neutralen abspenstig geworden und hätten sich in ihrer Mehrheit auf die Seite der Dreiverbändler geschlagen. Das wäre für uns eine Katastrophe geworden. Unsere auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Kriegstechnik hat das größte Wunderwerk der Weltgeschichte, die Erstürmung der zweitgrößten Festung der Welt, Antwerpen, in wenigen Tagen vollbracht. Entfernte Geschlechter werden noch von dieser Ruhmestat der deutschen Kriegswissenschaft erzählen.

Was die Eroberung Antwerpens zum Drehpunkt des Weltkrieges stempelt,

das ist das Paroli, das wir jetzt England zu bieten vermögen. Mit Antwerpen haben wir den Schlüssel zu den Toren der Weltmeere in der Hand. England betrachtete bisher die Weltmeere gleichsam als mare clausum für den Welthandel, den England monopolisieren wollte. Jetzt hat deutsche Kriegswissenschaft in diese englische Oberhoheit über die Meere Bresche gelegt. Wir werden für ein mare liberum sorgen, auf welchem dermaleinst alle Völker der Erde in freiem Wettbewerb ihre Kräfte entfalten werden. Der Fall Antwerpens ist der Anfang vom Ende des englischen Weltwassermonopols. Diese Großtat haben wir aber den 42 Centimeter-Geschützen Krupps und den Erkundungsfahrten der Zeppeline zu danken. Diese Waffen aber stellen sich dem betrachtenden Auge als angewandte Wissenschaft, als Stahl und Panzer gewordene Mathematik dar. Wenn wir also aus diesem erbitterten Ringen gegen die Hälfte des Menschengeschlechts endgültig als Sieger hervorgehen, dann gebührt im goldenen Lorbeerkranz des Weltruhms der deutschen Wissenschaft ein bevorzugter Platz.

Unsere fünfte Waffe ist unser unvergleichliches Organisationstalent, dessen Generalnenner jene preußische Disziplin ist, deren Härten man vielleicht im Friedenszustand beklagt, deren Größe man aber im Kriegszustande doppelt und dreifach bewundert. Wir haben alle dem vielbefehdeten „Militarismus" Abbitte zu leisten. Es wird dem preußischen „Militarismus" einst so ergehen, wie den ehemaligen Spottnamen „Geusen" oder „Sansculotten". In der Schmiede der Weltgeschichte werden solche Benennungen mit negativem Unterton umgegossen und umgeschmolzen. Unnamen verwandeln sich alsdann in Ehrentitel. Nicht die deutsche Diplomatie hat uns gerettet, wenn uns der Sieg beschieden sein sollte, sondern der vielgeschmähte preußische „Militarismus". Alle unsere Feinde knirschen die Zähne und wollen die Welt von diesem Schreckgespenst „Militarismus" befreien. Wir aber danken jetzt Gott, daß wir ihn haben. Denn er bedeutet nicht etwa mechanischen Drill, sondern, wie wir uns jetzt überzeugt haben, organische Höherzüchtung unserer Truppen zum disziplinierten Willen. Militarismus heißt: die höchste Steigerung unserer Organisationsfähigkeit. Die deutsche Sozialdemokratie ist in tieferem Sinne ebenso militaristisch organisiert, wie der deutsche Handel. Denn das Geheimnis aller unserer Erfolge, die den Neid der Welt hervorgerufen haben, ist Ordnung, Zucht, Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit, Pflichttreue, kurz: Disziplin. Jedermann weiß genau, was er soll und wohin er gehört. Darum waren unser Aufmarsch und unsere beispiellose Mobilmachung, die sich mit der automatischen Sicherheit eines glücklich gelösten Rechenexempels vollzogen, unser erster großer Erfolg. Wir waren erzbereit. Die Intendantur, die Proviantierung, das Sanitätswesen, das alles war seit Jahr und Tag mit mathematischer Präzision bis aufs Tipfelchen vom I geregelt. Kein Chaos, wie in Frankreich, sondern Kosmos. Kein Bestechungssystem wie in Rußland, sondern reine Weste. Und darum konnte ich schon im vorigen Hefte sagen: Was unser

Generalstab vollbracht hat, war nichts anderes als angewandte Wissenschaft, in Truppen gegossene lebende Mathematik.

Diese Organisationsfähigkeit, die den deutschen Handel und die deutsche Industrie befähigte, dem englischen Welthandel auf Sprungweite nahezukommen, hat uns zwar die Todfeindschaft Englands zugezogen, das uns weder unsere technischen Hochschulen, noch unsere Handelshochschulen nachmachen kann, aber dafür einen furchteinflößenden Respekt vor deutschem Fleiß, deutscher Redlichkeit, deutscher Tüchtigkeit, deutscher Lauterkeit in Handel und Wandel verschafft. Weil unser Generalgeldmarschall, Exzellenz von Havenstein, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Unterschrift wir zu unserer hohen Genugtuung an die Spitze dieser Kriegssondernummer setzen dürfen, die deutschen Finanzen rechtzeitig auf Kriegsfuß gesetzt und wie ein ökonomischer Generalstäbler beizeiten mobilisiert hat, sind wir der einzige kriegführende Staat geblieben, der ohne Moratorium sein Auslangen gefunden hat. England verlor den Kopf und setzte mit einem Wucherzinsfuß von 10 % ein; Frankreich geht mit seinen Anleihen krebsen, holt sich in Amerika einen Korb und muß England um eine Lappalie anbetteln, während wir, das „arme" Deutschland, 4½ Milliarden Mark mit Schwung und Begeisterung aufbringen. Frankreich verbietet dem Credit Lyonnais, dem ersten Finanzinstitut, die Dividendenauszahlung, und sieht sich genötigt, die „Société générale" und den „Crédit Foncier" zu „stützen", ohne den Mut zu finden, mit seiner großen Kriegsanleihe herauszukommen, während unsere Hochfinanz, dank der organisatorischen Fürsorge von Havenstein's, sich der Situation vollkommen gewachsen zeigt. Woher rührt nun diese unsere Überlegenheit gegenüber dem „reichen" Belgien, dem „steinreichen" Frankreich und dem Weltkrösus England? Wie kommt es, daß sogar die neutralen Staaten, die außerhalb der Gefechtslinie stehen, zum überwiegenden Teile ein Moratorium eingeführt haben, während wir erhobenen Hauptes als unangetastete finanzielle Weltmacht dastehen? Diesen Sieg haben wir nur unserer fünften Waffe, dem Organisationstalent, zu danken. Der große Schweiger von Havenstein hat sich als ein Moltke unserer finanziellen Strategie erwiesen.

Unsere sechste Waffe endlich ist die einheitliche deutsche Kommandosprache, die von Przemysl bis nach Calais reicht. Jetzt werden die Nationalitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie den Segen der deutschen Kommandosprache kennen und schätzen gelernt haben. Unsere Gegner schweißen Turkos, Zuaven, Indier, Hottentotten, Schwarze, Gelbe zu einem Heerlager zusammen, während wir mit unseren Verbündeten nur eine Kommandosprache kennen: die deutsche. Wie sich der Engländer, der nur seine Sprache spricht, mit dem Franzosen verständigt, der es hochmütig ablehnt, eine andere als die Muttersprache zu lernen, das mögen unsere Feinde unter sich abmachen. Wie sie vollends mit all dem Rassenwirrwarr und Sprachengemisch, die sie als Hilfstruppen aus aller Welt herumerbettelt haben, fertig werden,

das ist deren Sorge. Der herbe Winter wird mit den tropischen und subtropischen Soldaten ohnehin unbarmherzig aufräumen. Verderblicher aber noch und verheerender wird die babylonische Sprachverwirrung unter diesem Völkermischmasch auf französischer Seite wirken. Die Gottesgeißel wird, wie beim Turmbau zu Babel, heißen: „Und der Herr verwirrte ihre Sprachen." Wenn jeder strategische Erfolg von der Zielbewußtheit der einheitlichen Führung abhängt, so hat schon das sprachliche Zweikindersystem zwischen Joffre und French, zwischen französischen und englischen Truppen, die nur durch Gesten miteinander kommunizieren können, etwas unendlich Mißliches. Wie soll das nun erst mit all den wilden Horden werden, die England und Frankreich zusammengezogen haben, um ihnen in der bitteren Not beizustehen? Das Herrenvolk England wird es schwer zu büßen haben, daß es den Orient gegen den Okzident mobil gemacht und seinen ehemaligen Sklaven verraten hat, wie wenig England Herr im eigenen Hause ist. Das große Geheimnis der militärischen Minderwertigkeit der englischen Armee, das schon im Burenkrieg gelüftet wurde, wird jetzt vor aller Welt schleierlos enthüllt. Da aber die Engländer in ihrem Dünkel es verschmäht haben, unsere Sprache zu erlernen, so werden wir ihnen jetzt die unsrige nachhaltig beibringen: wir werden, da Antwerpen in unseren Händen ist, deutsch mit ihnen reden!

Die Novembernummer von „Nord und Süd" ist eine Kriegssondernummer. Ringen unsere Söhne mit ihrem stolzen Schwerte auf dem Felde, so müssen wir Zuhausegebliebenen mit der Feder kämpfen, bis der große Wurf ganz gelungen ist. Ich danke der erlesenen Mitarbeiterschar, die meiner Einladung zu dieser Sondernummer so bereitwillig gefolgt ist. Nicht bloß der rote Saft, sondern auch der schwarze vermag Schlachten zu gewinnen. Die Feder ist unsere siebente Waffe. Die deutsche Feder ist ebenso blank und rein wie der deutsche Schild. Rollende Rubel und schwimmende Sovereigns sind das traurige Vorrecht der „Verbündeten". Die Käuflichkeit der Pariser Presse ist gerichtsnotorisch. Die deutsche Presse steht so fleckenlos da wie nur irgend eine in der Welt. Diese unsere siebente Großmacht steht jetzt geschlossen und einmütig hinter Kaiser und Reich. Ziehen wir unseren sieben Feinden mit diesen unseren sieben Waffen wohlgerüstet entgegen. Wir haben das beglückende Bewußtsein: in hoc signo vinces!

Sollte sich Portugal in diesem Augenblick, da wir das Kriegssonderheft von „Nord und Süd" abschließen, als achter Feind den „Verbündeten" zugesellen, so werden wir auch um eine achte Waffe nicht verlegen sein. Wir sagen mit Fürst Bülow: „Und wenn die Welt voll Teufel wär', unser Volk wird seinen Platz an der Sonne verteidigen und behaupten"!

Ernst Haeckel: Weltkrieg und Naturgeschichte.

Jena, 4. Oktober 1914.

Der gewaltige Weltkrieg, welcher am 4. August 1914 gleich einem verheerenden Orkan über Europa plötzlich ausbrach, hat schon jetzt, nach zwei Monaten, beispiellose Dimensionen angenommen und unglaubliche Ereignisse hervorgerufen. Wir stehen erstaunt und entsetzt vor einer Umwälzung aller politischen Verhältnisse, vor einer tiefgehenden Umwertung aller Werte, welche ihresgleichen nicht in der ganzen Geschichte der Menschheit hat. Der Naturforscher, der gewohnt ist, allgültige Naturgesetze im Menschenleben ebenso wie überall in der Natur walten zu sehen, sucht das Verständnis der neuen, jetzt zutage tretenden Erscheinungen durch die Erkenntnis ihrer bewirkenden Ursachen zu finden. Da bietet sich ihm als sicherste Führerin die moderne Entwicklungslehre, jene „monistische Genetik" oder „Evolutionstheorie", welche dem alten Begriffe der „Naturgeschichte" eine neue und tiefere Bedeutung verliehen hat.

„Der Kampf ist der Vater aller Dinge" (Polemos pater panton) — so sprach schon vor 2400 Jahren Heraklit von Ephesus, jener tiefblickende griechische Philosoph, den wir zu den ältesten Monisten rechnen müssen, und der auch den Grundgedanken der Entwickelungslehre in zwei Worten zusammenfaßte: „Alles fließt" (Panta rhei) — alle Dinge sind in ewiger Veränderung und Umbildung begriffen; die ganze Welt ist ein einheitliches Wesen, das sich ununterbrochen verwandelt. So ist denn auch die ganze Naturgeschichte nichts anderes, als (im weitesten Sinne) die Geschichte der Umbildungen oder Metamorphosen, welche durch den fortdauernden Wechsel zwischen Gegensatz und Harmonie bedingt sind.

Der wenig jüngere griechische Naturphilosoph Empedokles von Aggrigent (im 5. Jahrhundert v. Chr.) erklärte diesen ewigen Wechsel zwischen vollendeter Trennung und vollendeter Mischung durch den Gegensatz der treibenden Kräfte: „Liebe und Haß der Elemente". Wie die unendlich mannigfaltigen Einzeldinge bloß durch verschiedenartige Mischung ihrer Bestandteile entstehen, so ist auch die Entwickelung der höheren Lebensformen aus den niederen durch den Kampf ihrer Elemente bedingt; so sind auch im sozialen Leben der Menschen und im Kriege der Völker die treibenden Kräfte durch Liebe und Haß, Zuneigung und Abneigung der Bestandteile gegeben.

Der Kampf ums Dasein. Das epochemachende Werk von Charles Darwin, welches 1859 die neue Begründung der 50 Jahre früher von Jean Lamarck aufgestellten Abstammungslehre, und damit den größten Fort-

schritt der modernen Naturgeschichte herbeiführte, hat den bezeichnenden Titel: „Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung, oder die Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe ums Dasein." Dieser große Gedanke der Natural-Selektion ist der Kern der Züchtungslehre oder „Selektions-Theorie", des eigentlichen „Darwinismus". Er fehlte noch der älteren „Deszendenz-Theorie", in welcher Lamarck den Gegensatz der beiden treibenden Entwickelungskräfte, der konservativen Vererbung und der progressiven Anpassung richtig erkannt hatte. Erst Darwin, gestützt auf langjährige eigene Erfahrungen in der planmäßigen künstlichen Züchtung von Haustieren und Kulturpflanzen, erkannte mit tiefem Blick die außerordentliche Bedeutung, welche der planlos wirkende „Kampf ums Dasein" für die Produktion der unendlich mannigfaltigen Lebensformen in der freien Natur besitzt; dieser große, überall und jederzeit wirksame „Struggle for life" ist der mechanisch-kausale Faktor, welcher die beständige Wechselwirkung zwischen den beiden Grundursachen der organischen Entwickelung, der Vererbung und der Anpassung reguliert. Er ist somit auch das unbewußt (mechanisch) wirkende Prinzip, welches die beiden großen, unmittelbar aus dem Selektions-Prozesse folgenden Naturgesetze bedingt, das Gesetz der Arbeitsteilung oder Divergenz, das Gesetz der Vervollkommnung oder des Fortschritts.

Die ganze wundervolle Geschichte des organischen Lebens auf unserem Erdball, die Stammesgeschichte der Pflanzenarten und Tierarten, gestützt auf die handgreiflichen Urkunden der Paläontologie und auf die ergänzenden Dokumente der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, hat uns im letzten Jahrhundert klar bewiesen, daß die früheren teleologischen Ansichten von einem übernatürlichen, zweckvoll wirkenden „Schöpfungsplan" Phantasie-Gebilde der Dichtung waren. Vielmehr ist die ganze „Naturgeschichte" im Grunde bedingt durch die mechanische Wechselwirkung der physiologischen Kräfte und ihrer Konstellationen im fortwährenden „Kampf ums Dasein". Ganz dasselbe gilt aber auch für die „Völkergeschichte", (— die früher anmaßlich sogenannte „Weltgeschichte"! —). Auch im Leben der Rassen und Nationen, der größeren und kleineren sozialen Verbände, ist die fortschreitende Entwickelung nicht die Folge einer planvoll regierenden „Vorsehung", sondern des Wechsels von physikalischen Kräften oder „Energie-Formen": Spannkraft (potentielle Energie) und Triebkraft oder lebendige Kraft (aktuelle Energie). Alle organische Entwickelung ist das notwendige Produkt der ewigen Wechselwirkung von „Vererbung und Anpassung", reguliert durch den „Kampf ums Dasein".

Im weitesten Sinne seines Begriffes ist der Kampf ums Dasein für alle Organismen ein Konkurrenz-Kampf, ein „Wettbewerb um die Erlangung der notwendigen Existenz-Bedingungen". Wenn aber diese Konkurrenz sehr gefährlich wird und ihre verwickelten Bedingungen sich sehr erschweren, dann verwandelt sie sich in einen direkten Existenz-Kampf; dann ist sein Ziel nicht

nur die Beschränkung und Zurückdrängung des gefährlichen Gegners, sondern seine vollständige Vernichtung. Darwin hat bereits gezeigt, daß sowohl im Pflanzenreich wie im Tierreich die Stärke und Bedeutung dieses Kampfes um so heftiger wird, je näher sich die kämpfenden Organismen in ihrer Natur und Besonderheit stehen, je gleichartiger ihre Bedürfnisse sind und je enger sie durch Stammverwandtschaft oder durch räumliche Nachbarschaft verbunden sind. Er hat daraus sein Prinzip der Divergenz des Charakters gefolgert; dieses äußert sich physiologisch in der stetig zunehmenden Arbeitsteilung (Ergonomie) der konkurrierenden Individuen oder Gruppen, morphologisch in ihrer damit verknüpften Formspaltung (Polymorphismus). Diese überall wirkende Sonderung oder Differenzierung ist die wahre Ursache der endlosen Mannigfaltigkeit der Lebensformen und zugleich des Fortschritts in ihrer Geschichte, der Vervollkommnung ihrer Organisation und Arbeit. Ebenso wie diese Divergenz die unzähligen verschiedenen Arten oder Spezies im Tier- und Pflanzenreich hervorgerufen hat, ebenso ist sie auch die wahre Ursache der stetig wachsenden Verschiedenheit im Gesamtleben der Menschheit, in der Entwickelung ihrer Rassen und Völker, ihrer Staaten und Gemeinden, ihrer sozialen Verbände und ihrer einzelnen Personen.

Der heutige Existenz-Kampf. Als an dem denkwürdigen 4. August 1914 das Deutsche Reich, heimtückisch von Rußland und Frankreich überfallen, diesen beiden verbündeten Staaten den Krieg erklären mußte, und als an demselben welthistorischen Gedenktage, wenige Stunden später, auch England den Krieg an Deutschland erklärte, da lüftete sich der Vorhang, welcher bisher die dunkle Weltbühne verdeckt hatte. Da wurde es mit einem Male klar, daß dieses unnatürliche „Dreiräuber-Kleeblatt" entschlossen war, das Deutsche Reich zu vernichten; da wurde aus dem bisher mehr oder weniger lebhaften „Konkurrenz-Kampf" für uns der verzweifelte und endgültige „Existenz-Kampf". Alsbald wurde offenbar und ist seitdem durch unzählige direkte und indirekte Dokumente bewiesen, daß der eigentliche Urheber dieses Weltkrieges England war. Seit zehn Jahren hatte König Eduard VII. an der Isolierung und „Einkreisung Deutschlands" gearbeitet und mit allen Mitteln das Zustandekommen der Verschwörung gefördert, die den Titel des „herzlichen Einvernehmens", der „Entente cordiale" annahm. Jetzt endlich glaubte sein „Testamentsvollstrecker", Sir Edward Grey, den rechten Augenblick gekommen, um deren Pläne in die Tat umzusetzen. Der Fürstenmord von Serajewo, von der serbischen Regierung unterstützt, gab nur den ersten äußeren Anstoß zum Ausbruch des Krieges. Rußland, das dessen gerechte Bestrafung verhindern wollte, benutzte ihn zur Kriegserklärung an seinen verhaßten Nachbar Österreich. Frankreich, befangen von seinen törichten „Revanche"-Gelüsten, schloß sich ihm an, um Elsaß-Lothringen und demnächst das ganze linke Rheinufer zu gewinnen. Die Verletzung der Neutralität Belgiens, die Frankreich auszuführen im Begriff war

(— in der wir ihm aber glücklicherweise einige Tage zuvorkamen —) benutzte England nur als Vorwand zu seiner längst beabsichtigten Kriegs-Erklärung.

Solange wir den Kampf ums Dasein nur mit jenen zwei Großmächten zu führen hatten, mit Rußland im Osten und Frankreich im Westen, handelte es sich für uns um einen großen Europäischen Krieg, der zwar gewaltige Anforderungen an unsere Kraft stellte, aber doch mit Hilfe des verbündeten Österreich einen sicheren und schnellen Sieg erhoffen ließ. Erst durch das Eintreten Englands für jene beiden Verbündeten (— seit Jahrhunderten seine gefährlichsten Gegner! —) gewann der Kampf den Charakter eines wahren Weltkrieges, dessen Verlauf und Ende auch heute noch nicht abzusehen sind. Erst durch Englands Schuld und die Herbeiziehung seiner Kolonien aus allen Erdteilen — endlich sogar die Verbrüderung des indogermanischen Großbritanniens mit dem mongolischen Japan! — erweiterte sich der Weltbrand zu jenen unerhörten Dimensionen, die alle bisher dagewesenen Völkerkämpfe übertreffen: Millionen von Streitern auf beiden Seiten; Milliarden von Geldmitteln zu deren Ausrüstung, Aufstellung und Versorgung mit Proviant und Munition; Schlachtlinien von mehr als hundert Kilometer Ausdehnung; — und dazu nun die technische Vollendung der modernen Kampfmittel: der Riesenbomben und Maschinengewehre, der Panzerflotten und Unterseeboote, der Zeppeline und der Luftfahrzeuge!

Deutschland und England. Unter den großen Fragen, die uns jetzt der Weltkrieg vorlegt, bleibt zunächst die wichtigste das Verhältnis der beiden stammverwandten germanischen Schwester-Nationen. Durch Sprache und Gesittung, durch hervorragende Leistungen in Wissenschaft und Kunst, durch originelle Ausbildung der Philosophie und Religion erscheint Großbritannien dem deutschen Volkscharakter näher verwandt und inniger verbunden als allen übrigen Nationen Europas; und dennoch ist es jetzt zu unserem bittersten und unversöhnlichsten Todfeinde geworden! Warum? Lediglich aus Konkurrenzhaß, aus Neid über den Wohlstand und die blühende Kultur des geeinigten Deutschen Reiches; aus Ärger darüber, daß unsere Industrie besser arbeitet und ihre Waren billiger herstellt als die englische; aus Mißgunst über die zunehmende Ausdehnung unseres Welthandels und unserer Geltung in der Gesamtheit der Kulturvölker.

Das britische Herrenvolk verfolgt seit vier Jahrhunderten mit eiserner Konsequenz und großartigem Erfolge das Ziel der maritimen Weltherrschaft. Die Mittel dazu liefert ihm seine bevorzugte geographische Lage, sein kolossaler Nationalreichtum und seine mächtige, die Weltmeere beherrschende Flotte. Die Grundzüge des englischen Nationalismus sind in dem berühmten Satze von Palmerston zusammengefaßt: „Right or wrong — my country!" „Recht oder Unrecht! mein Land und seine Weltherrschaft sind mein einziges Interesse; mag auch die übrige Welt darüber zugrunde gehen!" Sie beruhen auf

der Einbildung, daß England das auserwählte Volk sei, von der göttlichen Vorsehung auserlesen, allen andern Nationen die wahre Kultur zu bringen.

Mit bewunderungswürdiger Schlauheit und Folgerichtigkeit hat das ehrlose England diesen Grundsatz seit vier Jahrhunderten durchgeführt, unbeirrt von jeglicher Anwandlung von Gewissen und Schamgefühl. Sein wirksamstes Mittel bestand immer, wie noch heute, darin, die Völker des europäischen Kontinents gegeneinander zu hetzen, sie gegenseitig sich zerfleischen lassen und die daraus folgenden Geschäfts-Kombinationen zum Vorteil seiner eigenen Macht und seines Geldbeutels auszunutzen. Das geschriebene Völkerrecht stand für England immer nur auf dem Papier; bei jeder Gelegenheit hat es — wie noch heute — geschriebene Verträge verletzt, Eide gebrochen, neutrale Staaten vergewaltigt, ihre Flotten vernichtet, ihre offenen Städte bombardiert —, wenn es nur Groß-Britannien zugute kam! Dieser brutale nationale Egoismus von England liegt auch seiner alten Theorie vom „Gleichgewicht der Europäischen Kontinental-Staaten" zugrunde; keiner von ihnen soll eine Übermacht über die andern gewinnen; keiner soll kräftig genug werden, um sich der britischen Tyrannei entgegenstellen zu können.

Insular-Selektion. Zu den Beobachtungen, welche den jugendlichen, 30 jährigen Darwin auf seiner Weltreise vor 80 Jahren zuerst auf den Gedanken der Abstammungslehre brachten, gehörte die Wahrnehmung der eigentümlichen Verwandtschafts-Beziehungen, die zwischen den Bewohnern der Kontinente und der benachbarten Inseln bestehen. Auf den isolierten Galapagos-Inseln, an der Westküste von Südamerika, fand er eine Anzahl von landbewohnenden Reptilien und anderen Wirbeltieren, die zwar am nächsten den ähnlichen Arten derselben Abteilung auf dem benachbarten Kontinent, aber doch spezifisch verschieden waren. Es ergab sich klar, daß die ersteren von eingewanderten Arten der letzteren abstammen mußten; durch die lange Isolierung von den Festland-Vorfahren hatten die Inselbewohner unter den abweichenden Lebensbedingungen allmählich neue Formen angenommen.

Dieselben Einflüsse der geographischen Isolierung und der dadurch bewirkten insularen Selektion sind es auch, welche das britische Inselreich dem benachbarten Kontinent entfremdet und seinen eigentümlichen National-Egoismus gefördert haben. Viele charakteristischen Eigenschaften, die uns Kontinent-Bewohnern besonders im feineren Seelenleben, in den Sitten und Gebräuchen der Engländer befremdend entgegentreten, erklären sich durch ihre Separation auf ihrer meerumschlungenen Inselfestung. Wir erinnern nur an den hartnäckigen Widerstand Englands gegen das metrische, sonst allgemein angenommene Dezimalsystem, oder an die mittelalterlichen Zeremonien und Aufzüge bei Festen, an den steifen Toiletten-Zwang, oder an die lächerliche Suffragetten-Komödie, die in keinem vernünftigen Kontinentalstaate möglich wäre.

Im fernen Osten wiederholt sich dieselbe Erscheinung der Insular-Selektion bei dem neuesten Bundesgenossen Englands, bei Japan. Jetzt, wo zum ersten Male diese gelbe und schlitzäugige mongolische Rasse in die Geschicke Europas direkt eingreift, werden vielfach (und mit Recht!) dem germanischen England wegen dieser unnatürlichen und schmachvollen Verbindung die schwersten Vorwürfe gemacht. Indessen findet dieselbe teilweise ihre biologische Erklärung in den analogen Verhältnissen der beiden meerumflossenen Inselreiche; ihre vielgliedrigen Küsten mit zahlreichen trefflichen Häfen bieten ihren mächtigen Flotten viele ausgezeichnete Schlupfwinkel; die Bedingungen für Seeräuberei im großen Stil, wie für ausgedehnten Welthandel sind in beiden Inselstaaten gleich günstig — ähnlich wie vor 2000 Jahren in Griechenland. Es fragt sich nur, welcher von beiden Piraten der schlauere und gewissenslosere Egoist ist? Und dabei wird sich vielleicht bald zeigen, daß die verschlagene heidnische Mongolenrasse dem arischen „christlichen" England überlegen ist. Wenn jetzt das weltbeherrschende Groß-Britannien japanische Truppen nach Indien ruft, um den drohenden Aufständen in seiner größten und wertvollsten Kolonie einen Damm entgegenzusetzen, so wird dieses gefährliche Experiment vielleicht schon bald für England selbst die schlimmsten Folgen haben.

Die großen Vorzüge seiner insularen Isolierung, gestützt auf den Besitz der mächtigsten Flotte und der reichsten Kolonien in allen Erdteilen, hat England jetzt in dem von ihm angestifteten Weltkriege ausgiebig benutzt, um sein Hauptziel, die Vernichtung des aufblühenden Deutschen Reiches zu fördern. Durch Lug und Trug aller Art, durch die verwerflichsten Mittel des Verrats und der diplomatischen Ränke, hat es Deutschland von jeder Verbindung mit der übrigen Welt abzuschneiden gesucht; es hat unseren Postverkehr mit dem Auslande vielfach unmöglich gemacht, die submarinen Kabel durchschnitten, unsere funkentelegraphischen Stationen zerstört, unsere aufblühenden Kolonien in Afrika und Asien geraubt; es hat über 200 000 junge und kampffähige Deutsche gefangen genommen, welche aus Amerika und anderen Erdteilen nach Deutschland zurückkehren wollten, um ihrer Militärpflicht zu genügen und dem bedrängten Vaterlande Hilfe zu bringen. Schlimmer als das alles! England hat ein großartiges systematisches Lügennetz über die ganze Erde verbreitet, durch welches das Ausland über die wahren Verhältnisse des Weltkrieges, über seine Ursachen, seinen Verlauf, seine Bedeutung im Dunkel gehalten wird. So ist es gekommen, daß das neutrale Ausland ein völlig falsches und verzerrtes Bild von dem furchtbaren Völkerkampfe sich gebildet hat, und daß es die ungeheure Blutschuld an dessen Ausbruch auf Deutschland schiebt, während sie allein auf England fällt.

Beispiellos und großartig, wie alle Dimensionen dieses Weltkrieges, ist auch die Verblendung und die Verlogenheit, mit welcher die Presse und die Parlamente, die Staatsmänner und die Fürsten des Dreiverbandes die tatsächlichen Verhält-

nisse entstellen. Die führenden Minister Englands, voran Sir Edward Grey — der „Millionenmörder" und Erzlügner — haben sich nicht gescheut, dem Parlamente direkte Unwahrheiten zu sagen und durch Unterschlagung wichtiger Dokumente die Vorgeschichte des von ihm angestifteten Weltbrandes zu fälschen. Das Unterhaus wie das Oberhaus hat diese Lügen gutgläubig für Wahrheiten gehalten; einzelne Stimmen, die sich dagegen erklärten, sind wirkungslos verhallt, ebenso wie die schwachen Proteste von einem Dutzend Gelehrter und Ehrenmänner aus den höheren Bildungskreisen. Es hat sich klar gezeigt, daß die ganze britische Nation (von ganz vereinzelten ehrlichen Ausnahmen abgesehen) diesen entsetzlichen Krieg — das größte Verbrechen der Weltgeschichte — will, bloß von dem Wunsche beseelt, die Existenz des der deutschen Nation, als einer freien und selbständigen Weltmacht zu vernichten, einen gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt auszuschalten. Den königlichen Stempel hat dieses Raubsystem dadurch erhalten, daß sogar die Herrscher der drei verbündeten Großmächte, der König Georg von England, der Zar Nikolaus von Rußland und der Präsident der französischen Republik Poincaré (— denen sich auch der König Albert von Belgien anschloß —) sich nicht gescheut haben, in ihren Thronreden und Proklamationen falsche Behauptungen aufzustellen, welche ihren eigenen, aktenmäßig festgelegten früheren Ausführungen (ebenso wie den aktuellen Tatsachen) direkt widersprechen.

Der wahrhafte Krieg. In einer vortrefflichen Rede, welche unser berühmter Philosoph Wilhelm Wundt am 10. September 1914 in Leipzig gehalten hat, wird der heutige, von England uns aufgezwungene Weltkrieg als ein wahrhaftiger Krieg in dem Sinne beleuchtet, daß wir ihn um unsere teuersten nationalen Güter, um unsere Freiheit und Selbständigkeit führen müssen, und daß wir in verzweifelter Notwehr siegen müssen, wenn wir unsere deutsche Existenz behaupten wollen. Wie unsere Väter und Großväter vor hundert Jahren den Befreiungskrieg gegen Napoleon den Großen führten und Europa vom Tyrannenjoche Frankreichs befreiten, so müssen wir jetzt den viel gewaltigeren Weltkrieg gegen das „Perfide Albion" und seinen leitenden Minister Sir Edward Grey durchkämpfen. Dieser neue „Befreiungskrieg" hat aber deshalb eine weit höhere, universale Bedeutung, weil wir ihn für die höhere menschliche Kultur und Sittlichkeit führen; weil er nicht bloß die ganze Welt von der unerträglichen Gewaltherrschaft Groß-Britanniens erlösen soll, sondern weil er zugleich das Recht der Wahrheit zur Geltung bringen soll, gegenüber dem niederträchtigen System der Lüge, der Heuchelei und Verleumdung, welches das stolze England, das scheinheilige Land der christlichen „Gentlemen" vertritt.

Die beispiellosen Opfer an Gut und Blut, welche Deutschland und das verbündete Österreich in diesem Existenzkampfe bringen müssen, berechtigen uns, nach dem erhofften Siege auch entsprechende Früchte zu verlangen. Die wichtigste von diesen, ein langdauernder ungestörter Friede, kann nur erlangt werden, wenn

die Weltherrschaft des ewigen Störenfriedes, Groß-Britannien, gebrochen wird. Die „Vereinigten Staaten von Mittel-Europa" müssen zu einem dauernden westeuropäischen Kontinental-Bunde zusammentreten, der eine sichere Schutzwehr ebenso gegen das perfide England im Westen, wie gegen das barbarische Rußland im Osten errichtet. Sodann muß das Deutsche Reich seinem dringendsten Bedürfnis genügen, der Ausbreitung in einem großen Kolonialreiche. Dazu ist zunächst schon das zentrale Afrika gegeben; denn der reiche Kongostaat, als National-Eigentum des eroberten Belgien, fällt uns mit dessen Besitze von selbst zu. Indem das Deutsche Kolonialreich seine Besitzungen im westlichen und östlichen Afrika durch die zentralen Gebiete unmittelbar verbindet, wird zugleich das großartige, alle anderen europäischen Kolonialvölker bedrohende Projekt der panbritischen Weltkolonie (— „Vom Kap bis Kairo, vom Niger bis zum Irawadi" —) zerstört. Daß überhaupt die politische Geographie nach beendigtem Weltkriege gewaltige Veränderungen erleiden wird, ist jetzt schon allgemeine Überzeugung. Bestimmte Projekte für diese „Landkarten der Zukunft" zu entwerfen, würde verfrüht sein.

Die Naturgeschichte, geleitet von unserer modernen Entwicklungslehre, überzeugt uns unzweideutig von der Wahrheit der oben angeführten Sätze von Heraklit und Eupodokles. Alles Individuelle ist vergänglich, während die ewige Substanz in der Einheit von „Kraft und Stoff" erhalten bleibt. Das stolze Weltreich Groß-Britanniens wird ebenso vergehen, wie das griechische Weltreich Alexanders des Großen, wie das Imperium Romanum der Römischen Cäsaren, wie das französische Kaiserreich von Napoleon dem Großen vergangen ist. Vielleicht geschah am 4. August 1914 der erste Spatenstich zum Grabe des Perfiden Albion, und vielleicht war Sir Edward Grey selbst der Totengräber? Hoffen wir, daß der Sieg Deutschlands uns eine dauernde Ära des Friedens bringen wird und daß der künftige Kampf ums Dasein der geeinigten Nationen nicht mehr ein blutiger und barbarischer Existenz-Kampf, sondern ein friedlicher und vernünftiger Konkurrenz-Kampf sein wird.

Kais. Gesandte Exzellenz Graf von Leyden: Die Diplomatie und der Weltkrieg.

In den Tagen zwischen der Überreichung der österreichisch-ungarischen Note an Serbien und den verschiedenen Kriegserklärungen hat noch die europäische Diplomatie einen kurzen Waffengang ausgefochten. Der Austausch von Depeschen wurde ein fieberhafter, aber alle Bemühungen vom grünen Tisch brachen fast ebenso schnell zusammen als sie geboren waren, weil die unerläßlichste Unterlage des Friedens schon vorher zerstört war, das Vertrauen.

Die seither von den europäischen Kabinetten erfolgte Veröffentlichung diplomatischer Aktenstücke bietet nur die Unterlage zur Beurteilung ihrer jeweiligen Stellungnahme; für eine kritische Analyse ist der Augenblick noch nicht gekommen; sie würde an der allgemeinen Erregung scheitern, ganz wie die Versuche, den Frieden zu erhalten, an schon vollendeten Tatsachen gescheitert sind. Der Schleier ist aber doch hinreichend gelüftet, um ein dramatisches Bild sich überstürzender Ereignisse zu gewähren, wie es in dieser Ausdehnung sich vielleicht nie früher geboten hat.

Und, ganz bereit, auch dem Standpunkte unserer Gegner nach Möglichkeit gerecht zu werden, suchen wir umsonst bei ihnen nach einem *ethischen Gebote*, nach einem *moralischen Motiv*, das sie zu ihren Handlungen bestimmt haben könnte; es sei denn, daß sie sich geschworen hätten, eine slawische Weltherrschaft zu fördern.

Wenn es sich im Jahre 1866 um die Entscheidung der Vorherrschaft in Deutschland, 1870 um die Gewinnung deutscher Einheit, 1877 um die Befreiung von Balkanchristen, im russisch-japanischen Krieg um ostasiatische Existenzfragen gehandelt hat, so haben neutrale Mächte, diesen Umständen Rechnung tragend, Einflüsse in die Wagschale werfen können, die bei den Kriegführenden selbst Beachtung finden mußten und gefunden haben. Bei dem Völkerkrieg von 1914 sind aber auch alle Neutralen in Mitleidenschaft gezogen.

Es war von altersher ein Vorrecht der europäischen Diplomatie, bei kriegerischen Ausbrüchen eine kontrollierende Tätigkeit auszuüben. Sie entledigte sich derselben nicht immer zur Zufriedenheit der Kriegführenden, noch weniger nach den Gesetzen abwägender Gerechtigkeit, immerhin erhielt sich ein europäischer Areopag, dessen Veto nicht gefahrlos beiseite gesetzt werden konnte. An solcher Arbeit beobachten wir Souveräne, Staatsmänner und hervorragende Diplomaten in fortlaufender Reihenfolge in der ganzen neueren Geschichte, von den Tagen des Wiener Kongresses bis zum Tode des Fürsten Bismarck, der letzten leitenden und überragenden Persönlichkeit auf der politischen Bühne des Weltteils.

Ton und Methode der Behandlung europäischer Angelegenheiten sind seither allmählich in Verfall geraten, nachdem keine der Großmächte mehr einen domi-

nierenden Geist an ihrer Spitze sah, der es vermocht hätte, den Gang der Dinge, wenn auch vielleicht nicht mehr dem eigenen Genius dienstbar zu machen, so doch wenigstens ihm einen erkennbaren Entwicklungsweg aufzuprägen.

Wenn der Zusammenbruch aller Bestrebungen den Krieg entweder zu verhindern oder auch nur zu lokalisieren, dem Nimbus der europäischen Diplomatie in dem Urteil weitester Kreise einen fast unheilbaren Stoß versetzt hat, so braucht sie nur im eigenen Spiegel zu besehen, wie, über ihren Kopf hinweg, Parlamente, Presse, öffentliche Meinung allem methodischen politischen Wirken schrittweise den Wind aus den Segeln genommen haben.

Dazu ist es ein erschwerender Umstand, daß sie schon vor zwei Jahren bei Ausbruch des Balkankrieges vor ähnlichen Rätseln stand, sich von hereinbrechenden Katastrophen überraschen ließ und aus der Erfahrung nicht gelernt hat. Und noch schwerer lastet dieser Vorwurf in den Augen derer, die in jenem Kriege die Generalprobe für den heutigen erblickten.

Nachdem London und Paris Rußland den Charakter der Vormacht des Dreiverbandes bedingungslos zuerkannt hatten, mußte, wie zum Beispiel von England in Persien geschehen war, jeder sacrificium intellectus auf dem Altar der Lehensfolge dargebracht werden. Mit der gelungenen Niederwerfung des in innere Wirren geratenen Jungtürkentums hatte Rußland die Probe auf diese seine Vorherrschaft im Rate der Dreibundstaaten siegreich bestanden. Die in der liberalen Ideenwelt Frankreichs und Englands mühsam herangebildeten türkischen Reformer mußten dem slawischen und orthodoxen Moloch geopfert werden; denn so wollte es der Zar.

Diese Bekundung der Solidarität des Dreiverbandes hat glücklicherweise nicht verfehlt, in letzter Stunde auf Deutschland und seinen Verbündeten überzeugende Wirkung auszuüben. Die Verhängung der Wehrsteuer erfolgte unter unzweideutiger Darlegung der Gründe, welche die Maßregel bestimmt hatten, als Sicherung, nicht als Drohung.

Zugleich aber war von diesem Tage an die Spaltung Europas in zwei durch kulturelle Gegensätze gespaltene Lager zur vollendeten Tatsache geworden, wodurch der traditionelle ausgleichende Wirkungskreis der Diplomatie in engste Grenzen gebannt und das Schicksal von Millionen arbeitsamer Menschen der Laune skrupelloser Intrige, wenn nicht selbst des Zufalls, preisgegeben wurde.

Das Zünglein der Wage wurde in die Hände einer Autokratie gelegt, die, den inneren Ausbau des eigenen verwahrlosten Landes verschmähend und fürchtend, seit Generationen Raub und Habgier auf ihre Fahnen geschrieben und mit Mitteln des Meuchelmordes, des Verrats und der Bestechung gearbeitet hatte.

Es hieße an dem Vorhandensein ruhiger und einsichtiger Elemente in Frankreich und England verzweifeln, wollte man nicht einräumen, daß sich die Notwendigkeit ergab, gerade diesen das Empörende dieser Kombination mundgerecht zu machen. Die Lenker der Geschicke am Quai d'Orsay und in Downing Street

bedienten sich dazu einer kosmopolitischen Finanz und einer auf Lügenhaftigkeit aufgebauten Presse, welcher Deutschland, das stärkste zu jagende Wild, als vogelfrei und rückständig ausgeantwortet wurde, während Österreich-Ungarn durch hinterlistige Aderlässe mürbe gemacht werden sollte.

Viele Deutsche sind ehrlich und unabhängig genug, sich zu eigenen, im Laufe der Zeit begangenen Fehlern zu bekennen. Sie wissen, daß wir zuweilen einer gesunden Elastizität entbehren, daß diplomatische Gewandtheit und weltmännisches Erfassen im Lager der Gegner oft geschicktere Adepten gefunden hat. Wir sind aber als geschlossene Nation ebenso fest davon überzeugt, daß, wenn wir nun schon als „Militärstaat" gebrandmarkt werden sollen, der Friede Europas durch vierzig Jahre einen seinen aufrichtigsten Beschützer in uns und in unserer Diplomatie gefunden hat, und daß wir entschlossen waren, unser gutes Schwert nur zu ziehen, um für Ehre und Gut zu kämpfen und dem Freunde Treue zu wahren.

Hiermit erachten w i r einen ethischen Grundton und hinreichende moralische Motive in der eigenen Sache allerdings als hergestellt.

Beweis dafür, daß unser von Parteifehden zerrissenes Staatswesen diese Fesseln wie ein beengendes Gewand abgestreift hat, daß Hoch und Nieder wie beim Läuten der Sturmglocke zu den Fahnen eilte, und der letzte Mann im Schützengraben weiß, wofür er kämpft. Man könnte sich gleichsam in die Tage des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation zurückversetzt glauben, wenn man am Rande der Karpathen Tiroler und Ungarn, Tschechen und Kroaten von demselben Geist erfüllt sieht.

Politiker vom Schlage der Grey, Cambon, Iswolsky hatten die Bresche in Österreich-Ungarn legen wollen, von dorther sollten w i r überrannt werden. Daher hat es sich für uns weniger um durchschlagende Erfolge der Heere des ehrwürdigen Kaisers an der Donau als um die Tatsache gehandelt, daß sie, obgleich von einem Heer von Spionage umgeben, die alte Fahne hochgehalten haben, die im Laufe der Jahrhunderte sooft Gefahren vom Osten und Süden beschwören mußte.

Die dem gegenüberstehende Tatsache aber, daß Afrikaner, Inder, Mongolen und Japaner ins Feld geführt werden, um das Rückenmark des zentralen Europa zu brechen, belastet die Diplomatie des Dreiverbandes in täglich wachsendem Maße und bis zu dem Grade, daß man die Erfüllung des Wortes erhoffen muß: „Quem Deus perdere vult, prius dementat".

Wenn sich Tungusen und Singalesen Unter den Linden den Judaskuß gegeben hätten, würde man zu spät erfahren, daß es kein Europa mehr gibt. Jetzt ist es noch Zeit darüber nachzudenken, daß diese Verheerung des allgemeinen Gewissens schon eingetreten ist und was noch von guter alter Tradition in der europäischen Völkerfamilie fortleben sollte, hätte Gelegenheit, seine warnende Stimme gegen barbarische Verwilderung zu erheben.

Dr. Graf Albert Apponyi: Unser Krieg vom Standpunkte der interparlamentarischen Union.

Bedeutet dieser Krieg den Zusammenbruch der Friedensaktion? Sind wir Pazifisten unseren Idealen untreu geworden, als wir mit Leib und Seele mit hineinzogen und den Kämpfen unserer Helden begeistert zujubelten?

Keines von Beiden.

Wir arbeiten daran einen Zustand der Völkergesellschaft zu schaffen, in welchem der Krieg, wenigstens als bleibende Institution, keinen Platz hat. Wir konnten uns aber niemals der Illusion hingeben, dieser Zustand wäre schon da. So lange er aber nicht da ist, müssen wir mit der furchtbaren Eventualität des Krieges rechnen.

Dies ist dermaßen evident, daß weiter darüber nichts zu sagen bleibt. Die Friedensaktion wird weiter gehen; sie hat keinen Grund an sich selbst irre zu werden, weil dasjenige geschah, was zu erwarten stand. Ja, sie wird aus den Lehren dieses Krieges neue Kraft gewinnen, wenn die Voraussetzungen sich erfüllen, auf die ich später zurückkehren will.

So viel über die erste Frage.

Was nun die zweite betrifft, so wäre ich als französischer, englischer oder russischer Pazifist in Verlegenheit sie zu beantworten. Ich müßte als solcher einfach eingestehen daß mir die Vaterlandsliebe über dem Pazifismus steht und daß ich, Ideale hin — Ideale her, mit meinem Lande gehe. Das täte ich wohl auch.

Für den deutschen, österreichischen oder ungarischen Pazifisten aber steht die Sache sehr einfach. Da ist keine Kollision, da ist volle Harmonie.

Sein Vaterland ist frei von Schuld an dem Ausbruch der furchtbaren Kriegs-Kalamität; an seines Vaterlandes Triumph ist der Fortschritt der Friedenisdee geknüpft.

Wie entstand dieser Krieg?

Die okkasionelle Ursache war der serbische Wahnwitz, die serbische Großmannssucht, welche an den Grenzen Österreich-Ungarns ein, durch organisierten Meuchelmord ergänztes System der Verschwörungen und Wühlereien schuf, dessen ununterbrochene Arbeit die innere Kohäsion und die äußere Machtstellung der Monarchie bedrohte. Alle friedlichen Mittel hatten gegen diesen mit cynischer mala fides durchgeführten schleichenden Angriff versagt; es war offenkundig daß er fortgesetzt werden würde, bis die Stunde des offenen Losschlagens gegen die innerlich geschwächte Monarchie gekommen wäre.

Wie konnte das kleine Serbien solches wagen? Einfach darum, weil es nur ein vorgeschobener Pion der russischen Politik war, deren Ziele endlich einmal, in der letzten Thronrede des Zaren, offen verkündet wurden: die Einigung aller Slaven unter russischer Oberhoheit. Das erste wahre Wort welches Rußland je gesprochen hat.

In Wahrheit hatte man es also mit einer wohldurchdachten Angriffs- und Eroberungspolitik des russischen Reiches zu tun, für welche die Wühlarbeit Serbiens im Süden und die eigene Wühlarbeit im Nordosten der Monarchie vorbereitend wirkte. Im Lichte dieses nun enthüllten Anschlages bekommt das „Friedens-Zarentum“ ein ganz eigentümliches Gesicht. Wer ist aber da für den Friedensbruch verantwortlich: der verstockte, gleißnerische, prämeditierte Angriff, oder die unabweislich pflichtmäßige Selbstverteidigung? Und welchen Schutz hätten die im Haag geschaffenen Friedens-Institutionen dem angegriffenen Rechte geboten, da auf der einen Seite der Entschluß bestand das Recht umzustoßen? Die Anwendbarkeit dieser Institutionen setzt Gleichartigkeit der Rechtsanschauung und der Sittlichkeitsbegriffe voraus; wo solche Gleichartigkeit fehlt, werden sie zur Falle für die Anständigkeit, zur Schutzwehr der mala fides. Als das aber waren sie nicht gemeint.

Da blieb also nur die Selbsthilfe übrig, richtiger: die Selbstverteidigung. Österreich-Ungarn wollte sich in der Tat, cum moderamine inculpatae tutelae, auf das notwendigste Maß des Selbstschutzes beschränken; es erklärte feierlich die territoriale Integrität und die Selbständigkeit Serbiens solle nicht angetastet werden; nur wirksame Garantien gegen die fortwährende Bedrohung der eigenen Sicherheit wolle es erreichen. Rußland hatte also keinen Anlaß, Serbien zu verteidigen; wofür es das Schwert zog, war die ungestörte Fortführung der aggressiven Machenschaften, der Verschwörungen, der Meuchelmorde, welche der russischen Politik vorarbeiteten. In jeder Beziehung ist der Moskowitismus entlarvt.

Soviel von Österreich-Ungarn.

Was nun Deutschland betrifft, das herrliche Deutschland, bei dessen Nennung — um ein deutsches Dichterwort zurückzuwenden — mir der ungarische Schnürrock zu eng um die Brust wird, was nun Deutschland betrifft, so trat es zunächst in erprobter Bundestreue dem verbündeten Österreich-Ungarn an die Seite. Wohl war es auch selbst bedroht durch die rechtswidrigen, geradezu auf Weltherrschaft gerichteten Ansprüche des Moskowitismus; allein es dachte nicht daran einen Präventiv-Krieg zu führen; es suchte die bedrohten Lebensinteressen der verbündeten Staaten zunächst durch ehrlich gemeinte friedliche Vermittlung zu schützen und holte zum Schlage erst aus, als es offenkundig war, daß Rußland auf die Vermittlungs-Aktion bloß zu dem Zwecke eingegangen war, um eine Rüstungsvorsprung zu

gewinnen. Beim Blitzen des Dolches im Rücken mußte das Germanenschwert freilich aus der Scheide fliegen.

Und da trat der andere perfide Feind Deutschlands auf den Plan; ich meine nicht Frankreich, dessen Schuld ich, mit Hinblick auf sein schmerzendes Nationalgefühl, für die geringste halte; ich meine England, das die Erhaltung des Weltfriedens in der Hand hatte und das auf der Welt kein Motiv für den Krieg anführen kann als die Eifersucht auf Deutschlands Machtstellung, auf Deutschlands Emporblühen. Da ist nicht einmal so viel sittlicher Inhalt zu entdecken, als man solchen in den, von übertriebenem Nationalismus, also immerhin noch von einem halbwegs idealistischen Motiv eingebenen Machtgelüsten Rußlands und Revanchewünschen Frankreichs finden mag. Das ist der toll gewordene Krämergeist, der die Welt in Brand steckt, um ein Monopol zu retten das die eigene Tüchtigkeit nicht zu behaupten vermag, dessen es auch gar nicht bedarf um gedeihen und fortschreiten zu können. Es ist nackter Neid, nackte Mißgunst, was sich hier äußert. Es ist, um ein den Engländern geläufiges Bild zu gebrauchen: the dog in the manger, der Hund im Freßtrog, dem es nicht genügt daß er sich satt fressen kann, sondern der alle anderen von dort wegbeißen will. Man fühlt sich als Sohn der westlichen Kultur von Schmerz und Scham übermannt, wenn man eines der größten Kulturvölker so tief gesunken sieht.

Die Engländer wollen sich und Andere über die schmachvolle Rolle welche ihr Land in diesem Kriege spielt, mit der hochtönenden Phrase hinwegtäuschen: sie kämpften gegen die Weltherrschaft Deutschlands, für die Großmachtstellung Frankreichs und für die Freiheit der Neutralen. Aber wann hat Deutschland Weltherrschaft angestrebt? Wann hat es für sich etwas Anderes verlangt als freie Betätigung seiner Kräfte, in einer Welt wo reichlich Platz für alle ist? Wem ist Deutschland jemals zu nahe getreten, auf wessen Kosten wollte es je Eroberungen machen, wer konnte sich je durch Deutschland bedroht fühlen? Wann hat es insbesondere die Machtstellung Frankreichs angetastet? War es nicht im Gegenteil stets voll von Rücksicht für den Gegner des Jahres 1870? War es nicht stets bestrebt, wie dies auch das Richtige war, die Wunden, des verletzten Selbstgefühles einer besiegten, oft irregeführten, aber doch großen Nation zu heilen und zu schonen? Kaiser Wilhelm insbesondere benutzte jede Gelegenheit, diese ritterliche Gesinnung zu betätigen, und ich konnte es bei meinen zahlreichen Bekannten in Frankreich oft konstatieren, daß dies dort, wenn auch widerwillige, Anerkennung fand. Was nun vollends die Freiheit der schwächeren Völker betrifft, so dürfte es schwer fallen auch nur die kleinste Tatsache ins Feld zu führen, welche Deutschland als eine Gefahr für wessen immer Freiheit erscheinen läßt; dagegen ist das Sündenregister Englands, gerade in dieser Beziehung, größer als das irgend eines Volkes, Rußland ausgenom-

men. Wenn man aber von Weltherrschaft spricht: sieht denn England nicht daß der Sieg der Entente-Mächte weder ihm noch Frankreich einen wesentlichen Machtzuwachs bringen könnte, daß deutsches Können, deutsche Tüchtigkeit durch denselben nicht ernsthaft geschwächt wären, daß aber ein Resultat, ein einziges, für längere Zeit sicher erreicht wäre: nämlich die Weltherrschaft Rußlands. Was solche für die Menschheit bedeuten würde, welchen Rückfall in Barbarei, geistige und politische Unfreiheit, Rechtsunsicherheit und Finsternis, das will ich hier unerörtert lassen. Für solche Motive ist auch die Psyche des freien Albion ganz und gar unzugänglich. Daß aber der in Europa siegreiche Moskowitismus mit der englischen Kolonialmacht in Asien bald aufräumen würde, das sollte der englische Egoismus doch verstehen; er verstände es auch, wenn er eben nicht toll geworden wäre.

Doch hinweg mit diesen dunklen Bildern, die sich nie verwirklichen werden. Fest vertrauen wir auf den gerechten Gott und auf die männliche Tugend der vereinten Wehrkraft, sowie der innig geeinten Völker Deutschlands, Österreichs und Ungarns. Kein Mensch weder hier noch in Deutschland zweifelt am Siege unserer gerechten Sache; kein Mensch denkt daran das Schwert in die Scheide zu stecken, ehe dieser Sieg ganz und voll erfochten ist. Niemals in der Geschichte lebte solch stolzes Solidaritätsgefühl in solchen Völkermassen, wie es heute von der Nordsee bis zu den Donau-Mündungen, von den baltischen Gewässern bis zur Adria bei jenen herrscht, die vereint den großen Kampf kämpfen, nicht für die eigene Sicherheit allein, sondern auch für alle geistigen und ethischen Kulturwerte, deren Besitz uns erst zu Menschen macht. *Der Bund Deutschlands und Österreich-Ungarns ist nicht bloß ein Bund parallel laufender Interessen: er ist, noch viel mehr als dies, ein Bund gleichartiger sittlicher Grundsätze.* Bei aller Trauer über das Entsetzliche was der Krieg uns bringt, erhebt sich doch unser Geist im Hochgefühl der moralischen Größe eines solchen Bundes und der weltgeschichtlichen Rolle, die ihm beschieden ist. Ich sage es in aller Demut des gläubigen Menschen: wir dürfen hoffen das Werkzeug der Vorsehung zu sein, damit es Licht werde wo jetzt Finsternis herrscht, damit der Mensch frei werde wo er heute unterdrückt ist, damit der Schwache in Sicherheit lebe der stets bedroht war, damit Recht und Friede herrsche unter den Menschen die eines guten Willens sind, und nur Jene das Schwert zu fühlen bekommen, die Unrecht wollen und Unfrieden anstiften. Wir führen in der Tat den Kampf west-christlicher Kultur gegen östliche Unkultur. Die Phrase vom slavischen Beruf Rußlands ist eine dreiste Lüge. Auch im Slaventum ist die Scheidung zwischen West und Ost tiefer greifend als die Stammesverwandtschaft, und gerade für das Slaventum wäre es ein katastrophaler Schlag, wenn jene Abzweigungen der slavischen Völkerfamilie, die heute der

westlichen Kulturgemeinschaft angehören, dieser entrissen und dem Moskowitismus einverleibt würden. Was aber die westlichen Bundesgenossen des moskowitischen Eroberungs-Feldzuges betrifft, so müssen diese zum eigenen Heile besiegt werden, damit sie, abgedrängt von dem verhängnisvollen Pfade auf den sie sich verirrten, wieder zu ihrer wahren Bestimmung zurückkehren: zur Mitarbeit in der gottgewollten Organisation menschlicher Gesittung.

Diese Gedanken, deren Wahrheit und Stärke meine ganze Seele füllt, kennzeichnen die Beziehung des gegenwärtigen Weltkrieges zum Werke der interparlamentarischen Union. Was will die Union? Den Frieden auf Grundlage des Rechtes, gesichert durch Institutionen, welche Recht sprechen. Da aber die internationale Gesellschaft nicht auf Subordination, sondern auf Koordination beruht, daher kein materieller Zwang besteht, ist die Wirksamkeit dieser Institutionen durch den Willen der Völker bedingt das Recht zu wahren. Wer mit Bewußtsein rechtswidrige Ziele verfolgt, dem gegenüber müssen sie naturgemäß versagen. Ihre Zukunft hängt demnach davon ab in wie weit es gelingt in der ganzen Menschheit, oder doch in einer maßgebenden Völkergruppe, jene Gleichartigkeit der sittlichen Auffassung herbeizuführen, welche einerseits Konflikte überhaupt seltener macht, andererseits deren Schlichtung durch Rechts-Entscheidungen ermöglicht. Der heutige Konflikt mußte zum Kriege führen, weil eben diese moralische Homogeneität nicht bestand. Aber auf welcher Seite fehlte sie? Wo war die Gesinnung zu finden, welche mit der Friedensidee unvereinbar ist? Wer hegte Angriffsgelüste gegen den Nachbar? Wer organisierte Verschwörungen gegen des Nachbars Sicherheit? Wer veranstaltete Mordattentate gegen des Nachbars wertvollste Persönlichkeiten? Etwa Österreich-Ungarn? Wer unterstützte solche Machenschaften, wer hegte Revanchegelüste, wer griff aus bloßem Neid zu den Waffen? Etwa Deutschland? Und wer vertritt jenen Geist höherer Gesittung, aus welchem allein Rechtsachtung und Friedensliebe hervorgehen? Etwa Rußland?

Ich habe diese Fragen im Vorhergehenden nach bestem Wissen beantwortet. Vielleicht war dies überflüssige Mühewaltung; sie beantworten sich von selbst, in dem Augenblicke wo man sie aufwirft. Wenn aber Rußland und seine Werkzeuge und Verbündeten den Geist verkörpern der erst niedergerungen werden muß, ehe von Friedenseinrichtungen ernsthaft gesprochen werden kann, so steht in plastischer Klarheit der Satz vor mir:

Die Zukunft der Friedensidee ist an den Sieg der Waffen Deutschlands und Österreich-Ungarns gebunden.

Wirkl. Geh. Rat Dr. P. D. Fischer: Der Krieg und die Volkswirtschaft.

Einer der Holzschnitte, mit denen Adolf Menzel die von unserer Akademie herausgegebenen Werke Friedrichs des Großen geschmückt hat, illustriert den Ausbruch des siebenjährigen Krieges durch einen Kurier, der mit verhängten Zügeln durch eine im tiefsten Frieden ruhende Landschaft dahinsprengt, am Rain der Kornfelder, die der Ernte zureifen; im Hintergrund fahren Bauern ins Heu. Diesmal flog der Mobilmachungsbefehl mitten in die Ernte hinein. Mitten im tiefsten Frieden, den wir über vierzig Jahre lang sorgsam gehütet hatten, brach als erste Kriegssorge die bange Frage über uns herein: Wie bringen wir die Ernte ein? Unsere Landwirtschaft sah sich mit einem Schlage vor die unabweisbare Notwendigkeit gestellt, auf den Beistand der seit lange für unentbehrlich gehaltenen Hilfskräfte aus Galizien, Rußland usw. verzichten zu müssen. Gleichzeitig wurden ihr die rüstigsten eigenen Kräfte an Mann und Roß entzogen, nicht selten wurden aus derselben Wirtschaft der Gutsherr, der Inspektor, der Brenner und die zuverlässigsten Vorarbeiter gleichzeitig zu den Waffen gerufen und drei Viertel der vorhandenen Gespanne für den Kriegsdienst ausgehoben. Trotzdem gelang es, die Ernte unbeschädigt zu bergen. In erster Linie half der Himmel, der uns das denkbar günstigste, gleichmäßig schöne Wetter bescherte. Dann aber zeigte sich gleich bei dieser ersten Frage der Zug, der diesem Kriege das ihn auszeichnende Gepräge aufdrücken sollte: das gemeinsame Einstehen Aller zur Abwehr der gemeinsamen Not. Wie weggeblasen war alles, was getrennt hatte: der Nachbar half dem Nachbar wie selbstverständlich aus. Und an die Stelle der ausgebliebenen oder ausgewiesenen Sachsengänger traten freiwillige Hilfskräfte aus dem Inlande; Jungdeutschland eilte, soweit es nicht kriegsdienstfähig war, auf die Felder und ersetzte durch Eifer und Anstelligkeit, was ihm an Kräften und Übung mangelte. Daneben kehrten zahlreiche in den Städten durch den Krieg beschäftigungslos gewordene Personen auf das Land zurück, und dort half jeder, der nur halbwegs noch die Arme zu rühren vermochte. Auch die Frauen und Mädchen von Land und Stadt griffen wacker mit zu. So gelang es weit über Erwarten, die Körnerernte rechtzeitig und unbeschädigt einzubringen und damit auch die Aussichten auf gleichen Erfolg für die Kartoffeln, Rüben usw. zu befestigen.

Hiermit war ein mächtiger Beitrag zur Lösung der weiteren Frage gewonnen, die unmittelbar beim Ausbruch des Krieges die Gemüter beschäftigte, die große Magenfrage der Volksernährung. Deutschland ist auch in Friedenszeiten außerstande, seine sechsundsechzig Millionen vollständig aus den Erzeugnissen der Heimat zu ernähren; es ist auf nicht unerhebliche Zufuhren aus dem Ausland angewiesen. Trotz der außerordentlich gesteigerten Intensität des Betriebes und

der dadurch erzielten beträchtlichen Erhöhung des Ernteertrages unserer Landwirtschaft, haben wir in den letzten Jahren durchschnittlich 2 Millionen t Weizen, etwa 40 Prozent unseres Gesamtbedarfs, aus dem Ausland eingeführt. Auch für die Ernährung des Viehs schien die Einfuhr von bedeutenden Futtermengen, insbesondere an Gerste (3 Millionen t) unentbehrlich. Es ist in lebhafter Erinnerung, wie stürmisch im Parlament wie in der Presse von verschiedenen Seiten die Öffnung unserer Grenzen zur Einführung ausländischer Rinder und Schweine behufs Aufrechterhaltung des als unerläßlich bezeichneten Maßes an Fleischnahrung wiederholt gefordert worden ist. Dieser Sachlage gegenüber sahen ängstliche Gemüter bei den ersten Kriegszeichen bereits die Hungersnot im Anzug und beeilten sich, ihren Mundvorrat durch außergewöhnlich starke Einkäufe von Lebensmitteln sicherzustellen. Durch diesen Angstbetrieb wurden natürlich, insbesondere in Großstädten, die Preise von Mehl, Salz und anderen Waren im Kleinkauf unverhältnismäßig in die Höhe getrieben. Aber nur für ganz kurze Zeit. Denn schon am Tage der Erklärung des Kriegszustandes erließ der Oberbefehlshaber in den Marken kraft der ihm dadurch erwachsenen Befugnis Bestimmungen, die innerhalb Groß-Berlins jenem Treiben durch Festsetzung von Höchstpreisen Schranken setzten. Unter den Notgesetzen, die dem Reichstag bei seinem Zusammentritt am 4. August vorgelegt und in seiner einzigen denkwürdigen Sitzung an demselben Tage einstimmig angenommen wurden, befindet sich auch das Gesetz, wonach für die Dauer des Krieges für Nahrungs- und Futtermittel aller Art Höchstpreise festgesetzt werden können, und falls ihr Verkauf zu den festgesetzten Höchstpreisen verweigert wird, ihre Enteignung erfolgen kann. Durch die dazu für Preußen auch schon an demselben 4. August erlassenen Ausführungsbestimmungen ist die Befugnis zur Festsetzung von Höchstpreisen für den Kleinverkauf in den Städten über 10 000 Einwohner den Magistraten, im übrigen den Landräten übertragen; für den Großhandel wurde der Erlaß besonderer Bestimmungen vorbehalten, der bisher noch nicht erfolgt ist.

Gleichzeitig wurde dem Abfluß von Nahrungs- und Futtermitteln in das Ausland durch Ausfuhrverbote vorgebeugt, andererseits aber auf die Verstärkung der inländischen Vorräte durch den Erlaß wirksamer Einfuhrerleichterungen Bedacht genommen. Das Zurücktreten aller Partei-Interessen kann kaum stärker beleuchtet werden als dadurch, daß auch das Gesetz, welches den Bundesrat ermächtigte, während der Dauer des Krieges Getreide, Vieh, Fleisch und andere Nahrungs- sowie Futtermittel der verschiedensten Art zollfrei einzulassen und die bestehenden Verbote und Beschränkungen der Einfuhr dieser Waren ganz oder teilweise außer Kraft zu setzen, vom Reichstag einstimmig und ohne Debatte angenommen wurde, während sonst jeder einzelne Punkt dieser Vorlage der Gegenstand der heftigsten und andauerndsten Auseinandersetzungen zwischen den Parteien gewesen ist.

Ob und in welchem Umfange die zu unserer Volksernährung für notwendig

gehaltenen Lebensmittel nun auch tatsächlich bei uns eingeführt werden, steht freilich dahin. Wichtige Produktionsländer stehen mit uns im Kriege, die direkte Verbindung mit anderen ist uns durch die englische Übermacht zur See abgeschnitten. Ob wir über neutrale Gebiete Zufuhren erhalten können, z. B. aus Nordamerika über die Niederlande, aus Südamerika über Italien, hängt wesentlich von der Auslegung ab, welche England den völkerrechtlichen Bestimmungen über den Seehandel neutraler Staaten geben wird. Nach den bisherigen Erfahrungen wird man gut tun, sich nicht zu weit gehenden Erwartungen nach dieser Richtung hinzugeben, sondern sich möglichst mit dem einzurichten, was wir im eigenen Land hervorbringen.

Die eingehenden Erörterungen, die hierüber zwischen Landwirten, Handelskundigen und Hygienikern im Gange sind, scheinen mir außer Zweifel zu stellen, daß für unsere Volksernährung aus eigenen Mitteln mehr, ja viel mehr geschehen kann, als man unmittelbar bei Ausbruch des Krieges anzunehmen geneigt war. Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich darauf hinweisen, daß ein nicht unwesentlicher Teil des Mankos an Brotstoffen durch rationellere Vermahlung des Getreides und durch sparsame Backmethoden eingebracht werden kann. Durch Beschränkung der Alkoholerzeugung können ferner nicht unerhebliche Mengen an Roggen und insbesondere an Kartoffeln für Nahrungszwecke freigemacht werden. Endlich kann unser Kartoffelreichtum — unsere Kartoffelernte beträgt mehr als die von Rußland und den Vereinigten Staaten zusammengenommen — durch Eintrocknung als Viehfutter, in Ersatz russischer Futtergerste und anderer ausländischer Futterstoffe, in großem Umfange verwendet werden. Die darauf gerichteten Arbeiten zur Herstellung von Trockenanstalten befinden sich im vollen Gange.

Freilich werden wir uns in mancher Hinsicht einrichten müssen. Ohne einige Einschränkung der in den letzten Jahrzehnten wesentlich gesteigerten Lebenshaltung wird es nicht abgehen. Ich rede hier nicht von Kaviar oder Austern, die man ja als zweifellosen Luxus ohne weiteres während des Krieges missen kann. Auch nicht von Dingen, die sich wie Kaffee und Tee so bei uns eingebürgert haben, daß uns ein zeitweiliger Ersatz dieser liebgewordenen, aber für die Ernährung unerheblichen Genußmittel nicht leicht ankommen wird. Was den Kaffee anlangt, so hat Friedrich der Große seinen pommerschen Ständen, als sie um Milderung der Kaffeezölle einkamen, erwidern lassen, es ginge auch ohne „Coffee“; Seine Majestät seien mit Biersuppe aufgezogen worden, und das sei viel gesünder. Ernster und wichtiger ist die Frage, ob sich unsere Fleischernährung, ich meine die des gesamten Volkes, auf dem hohen Stand erhalten lassen wird, den sie neuerdings erreicht hat. Wir sind mit einem Jahresdurchschnitt von mehr als 50 Kilogramm auf den Kopf zurzeit die größten Fleischesser, sogar höher als die Engländer. Größere Mäßigkeit im Fleischgenuß würde nach der Ansicht erfahrener Hygieniker nicht nur zulässig, sondern sogar nützlich für uns sein. Sie empfehlen

ferner, bei der Bereitung von Speisen, namentlich bei Saucen, weniger Fett und Butter zu vergeuden, und sie verlangen, daß unsere Hausfrauen sparsamer kochen lernen sollen. Es wäre verdienstlich, wenn dies Verlangen durch Herausgabe eines billigen, praktischen, für jedermann oder vielmehr für jede Köchin verständlichen Kriegskochbuchs unterstützt würde. Vielleicht unterzieht sich einer unserer hochverdienten Ernährungsphysiologen dieser wirtschaftlich wichtigen Aufgabe. Außer ihr gibt es auf diesem Gebiet noch manche andere für die Sicherstellung unserer Volksernährung im Kriege. Zum Beispiel Ersatz für den Hering im Salze, von dem in Deutschland jährlich 1659262 Faß verzehrt werden, nahezu 4 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung, über drei Viertel davon aus dem Ausland bezogen, und ebenso wie das letzte, von deutschen Fischern aufgebrachte Viertel während des Krieges schwerlich zu beschaffen. Die Herstellung einer gleich billigen und bekömmlichen Zukost wäre der Aussetzung eines Preises wohl wert.

Nicht außer acht zu lassen ist bei der Erörterung der Frage, ob unsere eigene Produktion zur Volksernährung hinreicht, die Tatsache, daß ein Teil unserer tüchtigsten Konsumenten sich zurzeit außerhalb des deutschen Bodens befindet. Ob und inwieweit dadurch der zu unserer Volksernährung erforderliche Bedarf vermindert wird, läßt sich schwer prüfen, da einerseits zuverlässige Ziffern über die Stärke der gegenwärtig in Frankreich, Belgien und auf russischem Gebiet tätigen deutschen Heere nicht zu Gebote stehen, andererseits auch, selbst schätzungsweise, kaum zu ermitteln sein wird, in welchem Umfang die Ernährung dieser Heere durch Einforderung feindlichen Materials bestritten wird. Immerhin läßt sich annehmen, daß die Aufgabe unserer Volksernährung während des Krieges durch seine Führung in Feindesland einigermaßen entlastet werden mag.

In Summa: Aushungern werden uns unsere Feinde nicht, selbst wenn uns jede Zufuhr von außen fehlen sollte. Aber sparsam müssen wir wirtschaften, auch schon deshalb, weil wir Hunderttausende von Gefangenen mit zu ernähren haben. Bei Erfüllung dieser Pflicht die Grenzen des schlechthin Notwendigen nicht zu überschreiten, ist für uns ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung.

Wie lange der Krieg dauern wird, vermag niemand zu sagen. Es wäre leichtsinnig, wenn in Erwartung seines baldigen Endes irgend etwas versäumt würde, was uns zur Durchhaltung auf längere Zeit in den Stand setzt. Die Winterbestellung unserer Äcker muß unter allen Umständen mit gewohnter oder sogar mit verdoppelter Sorgfalt ausgeführt werden. Vielleicht wird es sich ermöglichen lassen, einen Teil unserer Kriegsgefangenen dazu heranzuziehen, ebenso auch zur Wiederherstellung der in Ostpreußen von den Russen angerichteten Verwüstungen an Gebäuden, Ställen, Wegen und dergleichen. Ob sie zu weiteren landwirtschaftlich nützlichen Kulturarbeiten verwendet werden können, wie Moorkulturen, Urbarmachung von Ödländereien, wird ja wohl großenteils von der Jahreszeit abhängen. Aber was irgend möglich ist, sollte rücksichtslos von ihnen verlangt werden, denn namentlich der Landwirtschaft und der Landeskultur wer-

den die Millionen Arme schmerzlichst fehlen, deren wir zur militärischen Niederringung unserer Gegner bedürfen. —

*　　　*　　　*

Wie schwer der Krieg auch in die anderen Gebiete unseres volkswirtschaftlichen Daseins eingreift, leuchtet ohne weiteres ein. Wie der Landwirtschaft, so sind auch der Industrie im weitesten Sinne des Worts, ferner dem Handel und dem Verkehr bei Ausbruch des Krieges mit einem Schlage ihre rüstigsten Kräfte in einem noch nie dagewesenen Umfange entzogen worden; die wichtigsten Absatzgebiete nach dem Auslande wurden gesperrt, jede Verbindung über See durch Durchschneidung unserer eigenen Kabel und durch Ausschließung von den fremden sofort dauernd aufgehoben. Dazu kommt, daß unsere Industrie in ganz anderem Maß als die Landwirtschaft fremder Rohstoffe bedarf. Die Textilindustrie ist mit ihrem Bedarf an Wolle, Baumwolle, Seide, Jute ganz und gar, für Flachs und Hanf zum allergrößten Teil auf die Zufuhr aus dem Auslande angewiesen; auch unsere hochentwickelte Eisenindustrie bedarf gewisser ausländischer Eisenerze ebenso dringend, wie die großen Anlagen der Elektrotechnik des ausländischen Kupfers nicht entbehren können. In welchem Maß auch kleine Industriezweige auf ausländisches Material angewiesen sind, ist mir aus meiner früheren Berufstätigkeit von einer Bereisung der Industriestädte des Oberpostdirektionsbezirkes Leipzig in Erinnerung geblieben. Damals wurde mir in Markneukirchen, wo ein großer Teil der Musikinstrumente der ganzen Welt verfertigt wird, erzählt, daß das dazu erforderliche Material ebenfalls aus der ganzen Welt herstammt, daß z. B. das Ebenholz zu den Griffbrettern, Wirbeln, Saitenhaltern, Dämpfern und Fröschen der Violinen und Violinbögen aus Madagaskar, Bombay, Celebes, Old Calabar, Mauritius und Kamerun in Mengen von jährlich 3—4000 Zentnern herangebracht werden muß.

Erschwerend kommt ferner hinzu, daß unsere Industrie, unser Handel und Verkehr naturgemäß in ganz anderm Umfange als die Landwirtschaft auf persönlichen Verkehr mit dem Auslande angewiesen ist. Viele unserer großen Hüttenwerke haben Niederlassungen oder doch ständige Agenten oder Vertretungen im Auslande. Dasselbe ist in ausgedehntem Maße der Fall bei den Elektrizitäts-Unternehmungen. Die großen chemischen Industrien erweitern ihre Absatzgebiete durch ständige Vertreter oder durch Reisende in allen Weltteilen. Ebenso ist die Kleineisenindustrie von Solingen, Remscheid bemüht, den Absatz ihrer Fabrikate durch persönliche Bereisung der Auslandskunden zu erhalten. Wie sehr das Ein- und Ausfuhrgeschäft des Überseehandels sich auf Faktoreien, Agenturen, Zweigniederlassungen im Auslande stützt, ist nicht minder bekannt, als die mächtige Zahl der ausländischen Agenturen unserer großen Schiffahrtsunternehmungen und der Banken. Alle diese Verbindungen wurden jäh abgeschnitten. Die zahlreichen als Vertreter deutscher Unternehmungen im Auslande tätigen Deutschen sahen

sich den größten Schwierigkeiten, ja Gefahren ausgesetzt, sowohl beim Verbleiben auf ihren Posten als bei der Heimkehr. Es war volkswirtschaftlich von der äußersten Wichtigkeit, trotz dieser ungeheuren Schwierigkeiten den Betrieb unserer Industrie, unseres Handels und Verkehrs in möglichst weitem Umfange aufrecht zu erhalten. Daß dies dank der Kaltblütigkeit, der Zähigkeit und des unerschrockenen Mutes der leitenden Männer in überraschendem Maße gelungen ist, wird ein dauerndes Ruhmesblatt unseres gesamten Wirtschaftslebens bleiben. Nicht minder der weite Blick und die Einmütigkeit, mit welcher die Vertreter der deutschen Gewerbsstände sich von Anbeginn des Krieges an entschlossen zeigten, den uns aufgedrungenen Kampf trotz aller Opfer bis zum siegreichen Ende durchzuführen. In erhebender Weise kam diese Entschlossenheit in der Versammlung zum Ausdruck, zu welcher sich am 28. September im Saal der Berliner Philharmonie eine stattliche Anzahl von Vertretern der Landwirtschaft, des Handels, des Handwerks und der Groß-Industrien vereinigt hatte. Sie beschloß eine Erklärung, daß alle Teile des deutschen Wirtschaftslebens einmütig entschlossen sind, bis zu einem Ergebnis durchzuhalten, das den ungeheuren Opfern dieses Krieges entspricht und dessen Wiederkehr ausschließt.

Mit besonderer Befriedigung darf es uns erfüllen, daß auch die deutsche Schiffahrt sich entschlossen zeigt, die für sie besonders schlimme Zeit des Krieges zu überwinden. Das Wachstum der deutschen Handelsflotte, deren Tonnengehalt sich im letzten Vierteljahrhundert von 1275500 Registertonnen auf 3023700 t vermehrt, also nahezu verdreifacht hat, während die Steigerung bei der englischen Handelsflotte sich von 7430000 auf 11683200 t, also etwas mehr als die Hälfte belief, ferner der Umstand, daß die Größe und die Ausstattung unserer großen Personendampfer, insbesondere der neuesten Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie, (Imperator, Vaterland und Bismarck) die Leistungen des englischen Schiffsbaues bei weitem übertrifft, hatten den besonderen Groll und Neid unserer englischen Mitbewerber erregt; sie hofften durch die Vernichtung der deutschen Handelsflotte zugleich dem deutschen Ausfuhrhandel einen tödlichen Stoß zu versetzen. Bis jetzt ist ihnen beides nicht gelungen. Wenngleich die Zahl der von englischen Kriegsschiffen aufgebrachten deutschen Handelsschiffe naturgemäß weit größer ist als umgekehrt, so sind doch selbst die geringeren Verluste, welche die englische Handelsflotte durch das kühne Vorgehen der deutschen Kreuzer in Südamerika und in den östlichen Meeren erlitten hat, für den englischen Stolz und das Dogma der Alleinherrschaft Englands zur See recht empfindliche Schläge. Andererseits haben die großen deutschen Reedereien einen sehr großen und wertvollen Teil ihrer Flotten in neutralen Häfen, insbesondere in New York zu bergen vermocht; sie haben das Anerbieten der Amerikaner, ihnen diese Schiffe abzukaufen, in dem Vertrauen auf den siegreichen Ausgang des Krieges abgelehnt. — Von erheblicher Bedeutung ist auch die Tatsache, daß der Ausfuhrhandel Deutschlands im August eine geringere Einbuße erlitten hat als der englische,

und daß die Tätigkeit sowohl des deutschen Handels als auch namentlich der deutschen Industrie im September gestiegen ist.

* * *

Als der feinfühligste und demgemäß empfindlichste Teil unseres Wirtschaftskörpers hat von jeher das Geld- und Kreditwesen gegolten, dessen Organisation sich in den Banken und den Börsen darstellt. Bei der innigen Verflechtung, die sich zwischen der Hochfinanz und der Großindustrie in Deutschland in einer uns eigentümlichen Weise herausgebildet hat, war vielfach, namentlich im Ausland, die Ansicht aufgekommen, daß unser Kreditwesen der schwächste Punkt unserer ganzen Volkswirtschaft sei. Schon in seinem 1901 erschienenen Buch: les Banques de Depot, les Banques de Crédit et les Sociétés Financières hatte André Sayous mit apodiktischer Bestimmtheit verkündigt, daß jede nicht einmal schwere Panik nahezu die Gesamtheit der deutschen Banken zwingen würde, ihre Zahlungen einzustellen. Obgleich diese düstere Prophezeiung sich weder in der wirtschaftlichen Krise von 1907 noch während des Marokko-Konfliktes im Sommer 1911 bewahrheitet hatte, war der Glaube an die deutsche Unterlegenheit auf dem finanziellen Gebiet weit verbreitet geblieben; der Bankerott Deutschlands, der, schon im Frieden latent vorhanden, bei Ausbruch des Krieges unfehlbar alsbald offenbar werden müsse, gehörte zum landläufigen Rüstzeug der zum Krieg hetzenden französischen und englischen Presse.

In Wirklichkeit war die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands, auf deren Notwendigkeit u. a. Geheimrat Rießer in einer verdienstlichen Schrift schon 1909 eindringlich hingewiesen hatte, nicht minder sorgfältig und nachhaltig vorbereitet worden wie die militärische. Seit Jahren hatte die Leitung der Reichsbank beharrlich und unaufhörlich dahin gearbeitet, ihren Goldbestand zu erhöhen. Auf Anregung des Reichsbankpräsidenten waren die größten deutschen Privatbanken übereinstimmend auf größere Liquidität ihrer Mittel bedacht gewesen. Ohne dem Unternehmungsgeist und dem Ausdehnungsbedürfnis der deutschen Industrie die gebotenen Kredite zu verweigern, war doch mit Erfolg durch die Banken dahin gewirkt worden, das Übermaß des Tatendranges einzuschränken und das Gleichgewicht der Kräfte zu wahren. Gelegentlich der Wehrvorlage, derzufolge die gewaltigen Kosten für die Verstärkung unserer Rüstung auf die Schultern des gegenwärtigen Geschlechts übernommen wurden, statt sie durch eine Anleihe auf die zukünftigen abzuladen, war auch der Wehrschatz des Reichs kräftig vermehrt worden.

Als Ende Juli sich das Kriegswetter plötzlich drohend zusammenzog, schien es, als ob die gewöhnliche Vorbotin seiner Schrecken, die Panik auf dem Geldmarkt, auch uns nicht erspart werden sollte. Im Kleinverkehr des täglichen Lebens begann eine Jagd nach Gold- und Silbergeld; die Sparkassen hatten den üblichen Andrang angsterfüllter Abheber auszuhalten; an den Schaltern der

Reichsbank wurde die Umwechslung ihrer Noten in Gold in nicht geringem Umfange von kopflosen Leuten verlangt, die es für sicherer hielten, das von ihnen erreichbare Bargeld zu verstecken, als der Reichsbank die Mittel zur Aufrechthaltung des Zahlungsverkehrs zu belassen. Vereinzelt traten sogar Versuche auf, die Annahme der Reichsbanknoten im Kleinverkehr abzulehnen oder von völlig willkürlichen Diskontabzügen abhängig zu machen.

Diese Geldpanik und die dadurch entstandene Zahlungsmittelnot waren jedoch glücklicherweise nur von ganz kurzer Dauer. Ihrem schlimmsten Auswuchs, der Boykottierung des Papiergeldes, wurde am Tage der Erklärung des Kriegszustandes durch einen Erlaß des Oberbefehlshabers in den Marken ein Ende gemacht, daß diejenigen Geschäfte, in denen die Annahme des gesetzlich als Zahlungsmittel geltenden Papiergeldes verweigert würde, sofort geschlossen werden würden. Nicht minder prompt und wirksam griff die Reichsgesetzgebung ein. Durch eine Reihe der dem Reichstag vorgelegten und von ihm sofort angenommenen Notgesetze wurde, unter zeitweiser Abänderung des Bankgesetzes und des Münzgesetzes, die Verpflichtung der Reichsbank zur Einlösung ihrer Noten und zum Umtausch von Silber-, Nickel- und Kupfermünzen gegen Goldmünzen aufgehoben. Durch die Aufhebung der Notensteuer und die Erleichterung der Notendeckung, sowie durch die Überweisung des verstärkten Reichskriegsschatzes an die Reichsbank wurde ihre Fähigkeit zur Notenausgabe auf das Nachhaltigste erweitert. Gleichzeitig wurde durch die Errichtung von Darlehnskassen in 150 größeren und mittleren Städten dem örtlichen Kreditbedürfnis eine wirksame Stütze gewährt und durch die diesen Kassen verliehene Befugnis zur Ausgabe von Darlehnskassenscheinen bis zum Gesamtbetrage von 1500 Millionen Mark die Menge der vorhandenen Umlaufsmittel unter Erleichterung der Reichsbank in willkommener Weise vermehrt.

Diese wohlerwogenen, trefflich ineinandergreifenden Maßregeln und mehr noch als sie, die Siegesnachrichten aus dem Westen und dem Osten, die sich in den ersten Wochen des August in unerhörter Schnelligkeit auf dem Fuße folgten, haben die Angstmeierei auf das Gründlichste ausgetrieben und den Angstbedarf an Geld und Kredit wesentlich eingeschränkt. Für die innere Gesundheit unserer Kreditverhältnisse ist es ein ungemein erfreuliches Zeichen, daß sich dieser Bedarf gegenüber unseren großen Privatbanken nur in geringem Umfange und für kurze Zeit geltend gemacht hat. Ich kann hierfür anführen, daß bei einer unserer Großbanken der Depositenstand ihrer Berliner Niederlassungen sich in den Tagen vom 28. Juli bis zum 4. August um etwa 10 Prozent des normalen Betrages ermäßigt hat, demnächst aber vom 5. August ab von Tag zu Tag gestiegen ist und Ende September den Normalbetrag um 20 Prozent übersteigt.

Die schwerste Sorge war, ob das deutsche Kreditwesen dem Kriegssturm Stand zu halten vermögen würde. Freudig dürfen wir sagen, daß es die schwere Probe glänzend bestanden hat.

Während die Bank von England ihren Diskont mit einem Schlage auf

10 Prozent, später sogar bis auf 12 Prozent erhöhte, hat unsere Reichsbank den beim Ausbruch des Krieges auf 6 Prozent erhöhten Satz festzuhalten vermocht. Sie veröffentlicht regelmäßig ihre Wochenausweise, während die Bank von Frankreich mit Beginn des Krieges die Veröffentlichung ihres Standes eingestellt hat. In England wie in Frankreich sind alsbald beim Kriegsausbruch Moratorien erlassen, die einer allgemeinen Zahlungseinstellung nahezu gleichkommen. Man hat sich in Frankreich genötigt gesehen, die Abhebung von Guthaben bei den Privatbanken einzuschränken; dem ältesten und mächtigsten Kreditinstitut des Landes, dem Crédit Lyonnais, der durch seine Niederlassungen in London, Petersburg, Wien, New York, Konstantinopel usw. das finanzielle Übergewicht Frankreichs gleichsam verallgegenwärtigen soll, ist durch Anordnung der Regierung die Auszahlung der Ende September fällig gewesenen Halbjahrdividende untersagt worden. Von all solchen Gewaltstreichen sind wir in Deutschland verschont geblieben. Deutschland ist das einzige Land, das den Erlaß eines Moratoriums, in richtiger Erkenntnis seiner den Kredit schwer schädigenden Wirkungen, abgelehnt hat und das das kunstvolle, aber in sich wohlgefestigte Bauwerk seines Kreditwesens durch positive Maßnahmen zu stützen vermag. Außer den bereits erwähnten Darlehnskassen, die die Beleihung von zeitweise unverwertbarem Besitz an Effekten und dergleichen ermöglichen, sind an Börsenplätzen, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main noch besondere Kriegskreditbanken zur Beleihung anderweitiger Wertgegenstände errichtet worden, um insbesondere dem Kreditbedürfnis der Industrie und des Gewerbes Hilfe zu leisten. Die Großbanken haben sich darüber verständigt, den Kredit ihrer Kunden bis an die Grenzen des Möglichen zu stützen. Behufs Liquidierung der vor Beginn des Krieges eingegangenen Börsengeschäfte sind von den Börsenvorständen zweckmäßige Anordnungen getroffen worden.

Um den voraussichtlich gewaltigen Geldbedarf für den Krieg aufzubringen, hatte sich die Regierung vom Reichstag zur Beschaffung von fünf Milliarden Mark im Wege des Kredits ermächtigen lassen. Die infolgedessen von der Reichsbank im September ausgeschriebene Kriegsanleihe von einer Milliarde fünfprozentiger Reichsschatzscheine, die bis 1920 auslosbar sind, und einem nicht bestimmten Betrage einer gleichfalls fünfprozentigen vor 1924 unkündbaren Reichsanleihe wendete sich, ohne Vermittelung von Finanzkonsortien, unmittelbar an das Volk, indem die Zeichnungen bei allen Stellen der Reichsbank und sämtlichen deutschen Banken und Bankiers, außerdem aber auch bei allen öffentlichen Sparkassen und deutschen Lebensversicherungsgesellschaften zugelassen wurden. Der Erfolg der Kriegsanleihe hat bekanntlich alle Erwartungen weit übertroffen, indem insgesamt nahe vier und eine halbe Milliarde gezeichnet wurden, und zwar von insgesamt 1150000 Einzelzeichnern. Darunter befinden sich 200000 Zeichnungen auf Beträge von 100—200 Mark, und 700000 Zeichnungen auf Beträge von 200—2000 Mark, also zusammen nahezu eine Million von Zeichnungen bis

2000 Mark. Ein stärkerer Beweis dafür, daß das deutsche Volk ebenso einmütig zur Hergabe seines Geldes für diesen Krieg entschlossen ist, wie das Volk in Waffen zur Hergabe seines Blutes, konnte nicht erbracht werden. Und auch kein stärkerer für die Gesundheit unserer Volkswirtschaft, die trotz der schweren Bedrängnis durch den Krieg so ungeheure Opfer an Geld willig aufzubringen vermag. Mit Recht konnte der hochverdiente Präsident des Reichsbankdirektoriums am Schlusse seiner licht- und gehaltvollen Darlegung über Deutschlands Wirtschaftslage in der Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank am 29. September seine Überzeugung dahin aussprechen, daß wir finanziell und wirtschaftlich das bestorganisierte Volk sind, und daß wir über die uns von den Gegnern bereiteten wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinwegkommen und jede Dauer des Krieges durchhalten werden.

* * *

„Menschen halte vor den größten Reichtum" — mit diesem Kernspruch pflegte Friedrich Wilhelm I. die fiskalischen Bedenken abzuweisen, die von seinen Ministern gegen Kolonisationspläne des königlichen Volkswirts erhoben wurden. Von wie nachhaltigem Wert die Vermehrungen dieses Reichtums durch ihn und seinen Ahnherrn bis auf den heutigen Tag geblieben sind, wird erkennbar, wenn man von Cleve bis Memel in allen zum kurbrandenburgischen Gebiet gehörigen Städten die französischen Namen der vom Großen Kurfürsten aufgenommenen Refugiés antrifft. Oder wenn man bei der Bereisung des Regierungsbezirks Gumbinnen durch Namen wie Furtwängler, Bachhuber, Oberhoffer und ähnlichen alpinen Klanges an die Salzburger erinnert wird, denen Friedrich Wilhelm I. vor nun fast zweihundert Jahren in seinem Littauen ein neues Kanaan bereitete. — Andererseits üben aber auch heftige Eingriffe in den Bestand der Landesbevölkerung Wirkungen von langanhaltender Dauer aus. Die furchtbaren Aderlässe, welche Frankreichs Menschenkapital während der napoleonischen Kriegszeit, insbesondere in den Unglücksjahren 1812—15 erfuhr, haben sich noch Generationen hindurch in periodisch wiederkehrender Verminderung der Geburtsziffer geltend gemacht.

Der weitaus rüstigste Teil unseres deutschen Menschenreichtums ist durch den gegenwärtigen Krieg in einem bisher noch niemals dagewesenen Umfange zu den Waffen gerufen worden. Die Begeisterung, mit der unser gesamtes Volk diesem Ruf entsprochen hat, wird für uns alle, die wir sie miterlebt und mitempfunden haben, ein köstliches Besitztum für immer bleiben. Mit welcher Hingebung und Aufopferung, wie bescheiden, gefaßt, und im schönsten Sinne des Wortes mannhaft unsere Brüder in Waffen für uns kämpfen, wie selbstverständlich sie die Gefahren und die unsäglichen Anstrengungen dieses furchtbaren Krieges ertragen, dafür finden wir alle keine Worte, die unsere Bewunderung und unsere Dankbarkeit genügend auszudrücken vermöchten. Wesentlich aus wirtschaftlichen Grün-

den, aus Neid über das, was wir durch angestrengte, zähe, zielbewußte Arbeit erreicht haben, ist uns dieser Kampf von seinen Anstiftern aufgedrungen worden; wir führen ihn nicht nur für unsere politische Weltstellung, sondern auch für unser wirtschaftliches Dasein. Die eigentlichen Träger unserer Volkswirtschaft sind zurzeit unser Heer und unsere Marine, auf denen die Hoffnung der Erhaltung unserer Wirtschaft in erster Linie beruht. Ganz folgerichtig hat der Aufsichtsrat einer Berliner Großbank neulich beschlossen, diejenigen seiner Mitglieder, die durch Kriegsdienst behindert sind, an den Sitzungen teilzunehmen, als in Geschäften der Bank abwesend, also als anwesend im Sinne der Geschäftsordnung zu betrachten.

Alles, was unsererseits geschehen kann, um unseren Brüdern in Waffen irgendwie zu helfen, die Zuführung von Liebesgaben zu ihrer Erquickung, zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Widerstandsfähigkeit, zur Aufrechterhaltung ihres Zusammenhangs mit der Heimat durch häufige Nachrichten, durch Pflege bei der Durchreise und während der langen Fahrten, durch Fürsorge für die Verwundeten und wie sonst sich alle die Liebesbeweise nennen, auf die wir Daheimgebliebenen uns beschränken müssen, das hat neben seinem charitativen Wert eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung und kann auch von diesem rein wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus nicht dringend genug ans Herz gelegt werden.

Berlin, 2. Oktober.

Geheimrat Dr. Rudolf Eucken: Der Krieg und die Philosophie.

Fichte sagt in seinem „geschlossenen Handelsstaat“: „Es ist von jeher das Privilegium der Philosophen gewesen, über die Kriege zu seufzen“. Er stellt damit eine unbestreitbare Tatsache fest, aber er selbst verwirft deshalb keineswegs allen und jeden Krieg, er läßt jenen Worten unmittelbar die anderen folgen: „Der Verfasser liebt die Kriege nicht mehr als irgend ein anderer, aber er glaubt die Unvermeidlichkeit derselben bei der gegenwärtigen Lage der Dinge einzusehen und hält es für unzweckmäßig, über das Unvermeidliche zu klagen. Soll der Krieg aufgehoben werden, so muß der Grund der Kriege aufgehoben werden“; auch findet er in einer späteren Schrift warme Worte für den „wahren“ Krieg und meint „auch im Kriege und durch gemeinschaftliches Durchkämpfen desselben wird ein Volk zum Volke“.

In Wahrheit wird zweierlei zu unterscheiden sein: Der Krieg dem allgemeinen Gedanken nach und der Krieg in der besonderen Lage der

Menschheit. Die philosophische Denkweise mit ihrem Streben zum Ganzen und ihrem Zurückgehen auf die gemeinsamen Züge menschlichen Wesens wird das Übel des Krieges besonders schwer empfinden, sie wird nicht nur sein zerstörendes und verheerendes Wirken, sie wird nicht minder die Berufung vom Recht an die Macht, die Aufhebung der gemeinsamen Arbeit, die Zerklüftung und Verfeindung der Menschheit tief beklagen. Auch wird sie keine prinzipielle Rechtfertigung des Krieges darin finden, daß er viel Großes erzeuge, sonst schlummernde Eigenschaften wecke, den Menschen dem trägen Lauf des Alltags entwinde und ihn zur Höhe des Heldentums führe. Denn auch Krankheit, Not und Leid können zur Vertiefung und Veredlung der Seele wirken und den Menschen in neuem Lichte zeigen, trotzdem erklären wir sie nicht für ein Gut und erstreben nicht sie, sondern ihr Gegenteil; was gute Folgen haben kann, ist damit noch nicht bei sich selbst rechtfertigt. Der Kriegszustand bleibt ein unnormaler Stand, und mit gutem Grund geht von altersher und immer von neuem die Sehnsucht der Menschheit nach einem ewigen Frieden, wo Haß und Streit verschwinden.

Aber mit Recht sagte Fichte: „Soll der Krieg aufgehoben werden, so muß der Grund der Kriege aufgehoben werden", und es ist die Frage, ob die menschlichen Verhältnisse, wie sie nun einmal sind, das gestatten; läßt er sich aber nicht ohne weiteres aufheben, so kann ganz wohl ein besonderer Krieg ein gutes Recht, ja eine sittliche Würde erlangen. Daß es Kriege gibt, die kein Tadel trifft, das zeigt der deutsche Befreiungskrieg gegen Napoleon. Er war äußerlich angesehen ein Angriffskrieg, aber wird sich unter den wärmsten Friedensfreunden jemand finden, der diesen Krieg für Deutschlands Unabhängigkeit als unsittlich zu erklären wagt?

Der Krieg hat tiefe Wurzeln in der menschlichen Natur wie sie nun einmal beschaffen ist, und der Fortschritt der Kultur hat diese Wurzeln nicht ausgerottet. Die Dinge verfeinern sich, über welche die Menschen streiten, aber die Leidenschaft des Streites scheint eher zu wachsen als abzunehmen. War es zunächst die Begier nach sinnlichen Gütern und Genüssen, und war der Krieg oft nicht mehr als Raub, so gewann dann das Verlangen nach Herrschaft und Macht eine dämonische Gewalt über die Gemüter; dies Verlangen war seiner Natur nach grenzenlos, jeder Erfolg erzeugte neue Wünsche, bis es schließlich zur Ausbildung ganzer Weltreiche trieb, die nichts neben sich dulden wollten. So ging es durch das spätere Altertum, und auch das Mittelalter hat wenigstens den Gedanken im römisch-deutschen Kaisertum festgehalten.

Die Neuzeit brachte die Entfaltung verschiedener selbständiger Staaten nebeneinander, es entfiel damit ein Hauptantrieb zum Kriege. Aber neue Antriebe kamen auf dem neuen Boden in Hülle und Fülle. Man sprach viel von einem Gleichgewicht der Mächte, in Wahrheit aber strebte jede

nach einem Übergewicht über die anderen. Dazu machte die größere Beweglichkeit des modernen Leben sich auch nach dieser Richtung hin geltend. Viel Veränderung in den politischen und namentlich auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen ist augenscheinlich; während die einen Völker steigen, scheinen die anderen zu sinken; die Lebensenergie scheint hier zu wachsen, dort abzunehmen; so sind die einzelnen Völker und ist zugleich ihr gegenseitiges Verhältnis in unablässiger Wandlung begriffen. Daraus entstehen manche Verwicklungen. Dem einen Volke scheint das Gewand seines überkommenen Besitzes zu weit, dem andern scheint es zu eng zu werden; frisch aufstrebende Kraft verlangt einen erweiterten Wirkungsraum, den ihr zuzugestehen die andern sich sträuben. Das ergibt leicht einen Zusammenstoß und auch eine Berufung an die Waffen. Man braucht nicht der Ansicht Hegels zu sein, daß der Krieg notwendig sei, um dem Endlichen seine Endlichkeit zum Bewußtsein zu bringen und „die sittliche Gesundheit der Völker gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten zu erhalten", und man kann doch anerkennen, daß der Krieg eine Emporhebung aufstrebender Kraft und ein Zurückdrängen welkender bringen kann, daß er eine gewisse Regulierung der Verhältnisse der Völker vollzieht. Das um so mehr, als er immer weniger durch bloße Körperkraft, als durch ein Zusammenwirken ethischen und technischen Vermögens entschieden wird. Gewiß könnten jene Verschiebungen in der Stellung der Völker sich ohne Krieg vollziehen, wenn Vernunft und Wohlwollen die menschlichen Verhältnisse lenkten; da sie es aber nicht tun, so liegt hier reichlicher Stoff zur Entzweiung und zum Kampfe bereit.

Wie sehr die moderne Entwicklung der Nationalitätsidee den Frieden gefährdet, das ist oft erörtert worden. Als jene Idee auf der Höhe von Philosophie und Literatur zuerst erschien, da war sie einem friedlichen Zusammenleben der Völker keineswegs feindlich, da verhieß sie einen gegenseitigen Austausch fruchtbarster Art und zugleich eine Bereicherung des gesamten Menschheitslebens. Je mehr sie aber in ungebildete Massen eindrang, und je mehr ihr bei minder kultivierten Völkern eine Veredlung durch geistige Arbeit fehlte, je mehr sie ein dunkler und leidenschaftlicher Naturtrieb wurde, desto mehr mußte sie die Menschheit zerklüften und ein friedliches Zusammenleben hindern. Was hier an Leidenschaften entsteht, ist aller besonnenen Abwägung unzugänglich, es will gewinnen durch den Verlust des anderen.

Auch das bringt die Völker leicht in feindlichen Gegensatz, daß bei der neuesten Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse kein Kulturvolk sich glaubt voll entwickeln zu können ohne seinen Handel und auch seinen Einfluß über den ganzen Erdball auszudehnen; meist verbindet sich damit das Streben, die Eigentümlichkeit der eigenen Kultur im Leben

der Menschheit stark zur Geltung zu bringen. Damit ist eine große Bewegung und ein eifriger Wettbewerb in die Völker gekommen, leicht wird aber dabei die Erde zu eng, das eine Volk scheint sich nur auf Kosten anderer behaupten zu können, es sieht in ihnen lästige Konkurrenten, die es einzuschränken gilt; so liegt ein feindlicher Zusammenstoß nahe.

Alles das sind Tatsachen und Gefahren, die keine philosophische Betrachtung aus dem Wege räumen kann; hier sind elementare Kräfte am Werk, die aller freundlichen Beschwichtigung spotten. Die Philosophie kann hier die Dinge nicht meistern, nicht mit schönen Reden die Leidenschaften bändigen wollen. Aber alles Erkennen ihrer Schranken kann sie nicht hindern, das hohe Ziel einer inneren Eintracht der Menschheit gegenwärtig zu halten und nach bestem Vermögen dafür zu wirken. Nur darf sie dabei nicht vergessen, daß es dazu größerer Umwandlungen und Weiterbildungen des Menschenwesens bedarf, als Friedenskongresse und Freundschaftsbeteuerungen hervorbringen können. Auch der Gedanke eines internationalen Schiedsgerichts kann ihr nicht als eine genügende Hilfe gelten. Die großen Fragen, um die es sich im Streite der Völker handelt, sind andere als die des privaten Rechts. Wenn wir bei diesen die Entscheidung vertrauensvoll in die Hände des Richters legen, so setzen wir dabei seine volle Unparteilichkeit voraus. Eine solche Unparteilichkeit ist aber bei den großen Lebensfragen der Völker nicht erreichbar. Der Erdkreis ist viel zu eng, als daß nicht die Geschicke der Völker direkt oder indirekt miteinander zusammenhingen und sich gegenseitig bedingten; das Urteil und die Stellung des einzelnen Volkes wird aber, wenn auch gewöhnlich unbewußt, von dem eigenen Interesse abhängig sein; daß dies Interesse auch die geistigen Spitzen fortreißt und ihr Urteil bedauerlich trübt, das zeigt eben die Gegenwart uns in Hülle und Fülle. Wir Deutsche haben heute das felsenfeste Bewußtsein unseres guten Rechts; möchten wir, von Haß und Neid umgeben, unsere Sache wohl auf die Entscheidung eines internationalen Ausschusses stellen? Gerade die Erfahrungen der Gegenwart stellen uns deutlich vor Augen, daß, um mit Schopenhauer zu reden, der Intellekt ein Diener des Willens ist, sie sind die überzeugendste Widerlegung eines blassen Intellektualismus, zugleich aber auch eines flachen Optimismus.

Aber wenn die Philosophie die Tatsache des Krieges nicht ändern kann, sie wird das Urteil zu bilden und zu schärfen haben, ob in dem besonderen Fall der Krieg ein gerechter ist, ob er für edle Ziele geführt wird, ob er vom Gegner aufgedrängt oder aus eigenem Mehrhabenwollen entsprungen ist. Ist der Krieg ein gerechter Krieg und erfüllt das Bewußtsein dessen die Seele der Kämpfenden, so vermag er den Menschen hinauszuheben über alle Enge des Alltags und alle Kleinheit der Selbstsucht, so vermag er alle Gegensätze zu überbrücken und eine völlige Einigung herzu-

stellen, so vermag er gegen alles Leid zu stärken und das Leid selbst innerlich zu heiligen, so wird er ein unwiderlegliches Zeugnis dafür, daß die Seele des Menschen eine größere Tiefe hat, als der gewöhnliche Lauf des Lebens erkennen läßt, so widerlegt er durch die Tat den grämlichen Pessimismus, der dem Menschen nur unedle Beweggründe zutraut und ihn keines großen Opfers für fähig hält. Demnach lehrt uns der Krieg eben durch seine Opfer und Leiden hindurch größer vom Menschen denken.

Er widerlegt zugleich die Meinung, als sei das Leben des Menschen nur ein ruhiges Fortwandern auf gebahnter Heeresstraße, als ginge dabei das eine aus dem anderen in sicherer Folge mühelos hervor. Denn er zeigt, daß was uns sonst als das Ganze unseres Lebens galt, mit allen seinen Beweggründen nur eine besondere Schicht bedeutet, neben der weitere Möglichkeiten bestanden, die nunmehr zur Wirklichkeit werden. Was aber vom Einzelnen, das gilt auch vom ganzen Volke. Auch es durfte meinen, auf völlig gesichertem Boden zu stehen und den Ertrag der Vergangenheit mühelos in die Zukunft überzuführen; da müssen wir in einem großen Kriege plötzlich erfahren, daß alles unsicher wird; nunmehr wird alles, was wir besaßen, auf unser Tun gestellt, nun gilt es tapfer festzuhalten und im Festhalten neu zu gewinnen, was die Jahrtausende an geistigem Gehalt und nationalem Besitz errungen haben. Das macht das Leben schwer und gespannt, aber es gibt ihm auch eine einzigartige Größe, und es verleiht uns zugleich eine wahrhaftige Gegenwart; nun erst können wir sagen, daß wir in vollem Sinne leben, ganz und gar unser eigenes Leben führen.

Solcher Erfahrungen und Vertiefungen dürfen wir Deutsche uns aber in besonderem Maße erfreuen. Denn wir sind überzeugt, einen gerechten Krieg zu führen und einer reinen Sache zu dienen; wir haben den Krieg nicht gewollt, er ist uns aufgedrungen worden; wir kämpfen nicht um nebensächliche Dinge, wir kämpfen um den Fortbestand unseres Volkes. So dürfen wir hoffen, daß alles Gute, alle innere Kräftigung und Erhebung, die ein gerechter und notwendiger Krieg zu bringen vermag, uns zuteil werden wird, und daß durch Kampf und Leid hindurch sich eine Verjüngung und Veredlung des Lebens bei uns vollziehen wird. — Per aspera ad astra!

Geheimrat Dr. Karl Helfferich: Die Kriegsanleihe*).

Rund 4,5 Milliarden Mark hat die Zeichnung auf die deutsche Kriegsanleihe ergeben.

Die in dieser Ziffer umschlossene Tatsache ist ein in der Geschichte der Völker bisher unerhörtes Ereignis. Sein Umfang und seine Wucht lassen sich auch für den Finanzfachmann auf den ersten Blick nicht voll ermessen. Seine Wurzeln liegen in den Tiefen des nationalen Lebenswillens unseres Volkes. Seine Wirkung greift weit über das finanzielle Gebiet hinüber in das Bereich des politischen und militärischen Geschehens, das über das Schicksal unseres Volkes entscheidet.

Um uns über die finanzielle Großtat des deutschen Volkes klar zu werden, wollen wir zunächst festhalten:

Die 4,5 Milliarden sind kein eitler Bluff, sondern effektives Geld.

Dies im Unterschied von den Zeichnungsergebnissen der meisten anderen großen Anleihen und vor allem zu dem von der Pariser Presse ins Riesenhafte aufgeblähten „Erfolg" der 3½ proz. französischen Rente von Anfang Juli dieses Jahres. 805 Millionen Franken wurden damals zur Zeichnung aufgelegt. Wochenlang vor dem Abschluß der Subskription wurde in der französischen Presse laut verkündet, daß eine gewaltige Überzeichnung gesichert sei, und daß die Zeichner nur auf die Zuteilung von wenigen Prozenten würden rechnen können. Die beabsichtigte Wirkung war, daß jeder, der sich tausend Frank der neuen Rente sichern wollte, 30 000, 40 000 oder gar mehr zeichnete, so daß in der Tat schließlich eine 40 fache Überzeichnung herauskam. In Wirklichkeit war der Erfolg, wie sich alsbald nach Schluß der Subskription an der Kursentwicklung zeigte, nur ein mäßiger. Der Kurs ging bald unter den Emissionskurs herab. Nach dem Kriegsausbruch erwies es sich für die französische Regierung als unmöglich, die noch ausstehenden Einzahlungen auf die Anleihe hereinzubekommen, so daß voraussichtlich nichts übrig bleiben wird, als die so erfolgreiche 3½ proz. Anleihe zu annulieren und die bereits geleisteten Einzahlungen auf eine neu zu emittierende 5 oder 6 proz. Kriegsanleihe zu verrechnen.

In völligem Gegensatz zu diesem prunkenden, aber so rasch in sich zusammengebrochenen Scheinerfolg ist das Zeichnungsergebnis unserer Kriegsanleihe echt

*) Diese überzeugenden Ausführungen Geheimrat Helfferichs, die einen lebhaften Widerhall gefunden haben, entnehmen wir mit Genehmigung des Herrn Verfassers dem Bank-Archiv XIV. Jahrg. S. 1.

bis auf die letzte Mark. Von den beiden Arten der Kriegsanleihe war nur für die kurzfristigen Schatzscheine ein fester Betrag vorgesehen, und zwar 1 Milliarde M.; hierauf sind rund 1,34 Milliarden M. ernsthafter Zeichnungen eingegangen, bei denen auf eine möglichst volle Zuteilung gerechnet wird. Da sich unter den Zeichnungen auf die Schatzscheine rund 580 Millionen M. befinden, die alternativ auf Schatzscheine oder Anleihe lauten, werden die den festen Betrag von 1 Milliarde M. übersteigenden Schatzschein-Zeichnungen in Stücken der Anleihe befriedigt werden. Die langfristige Kriegsanleihe ist von vornherein ohne jede Beschränkung des Betrages der Zeichnung aufgelegt worden und jeder Zeichner wußte, daß er auf die Zuteilung des vollen gezeichneten Betrages zu rechnen hatte. Jeder Zeichner war und ist also bereit, für den von ihm gezeichneten Betrag voll einzustehen. Das Reich wird demgemäß in den von ihm vorgeschriebenen Raten, deren letzte am 22. Dezember fällig ist, den vollen Gegenwert der gezeichneten 4,5 Milliarden M. erhalten. Es darf hier ausgesprochen werden, daß der erzielte Betrag etwa doppelt so groß ist, wie die Summe, auf die als Ergebnis der ersten Kriegsanleihe an den maßgebenden Stellen gerechnet wurde.

Wer ermessen will, was der Erfolg der deutschen Kriegsanleihe bedeutet, werfe einen Blick auf die größten Anleihegeschäfte, die bisher in Friedens- und Kriegszeiten durchgeführt worden sind.

Weitaus an der Spitze steht die 5 proz. französische Anleihe vom Juli 1872, die zusammen mit der Anleihe vom Juli 1871 zur Abtragung der Kriegskosten-Entschädigung aufgenommen wurde. Der Betrag der 1872 er Anleihe war 2400 Millionen M., der 1871 er Anleihe 1600 Millionen M. Die 1872 er Anleihe war also nicht viel mehr als halb so groß wie die jetzt vom Deutschen Reich aufgebrachte Summe. Beide Anleihen zusammen bleiben noch um rund 500 Millionen M. hinter der Summe zurück, die jetzt vom Deutschen Reich in einer einzigen Operation aufgebracht wird.

Hinter der großen französischen Finanz-Transaktion zur Begleichung der Kriegskosten-Entschädigung stehen alle anderen seither durchgeführten Anleihegeschäfte weit zurück.

An zweiter Stelle kommt die japanische Anleihe von 1905 im Gesamtbetrag von 1640 Millionen M. Diese Anleihe stellt jedoch keine einheitliche Operation dar. Sie wurde vielmehr in zwei Abschnitten von je 600 Millionen Mark im März und Juli 1905 in verschiedenen Ländern (England, Vereinigte Staaten, Deutschland) emittiert; der Rest wurde allmählich unter der Hand verkauft.

Es folgt dann die große Anleihe der Vereinigten Staaten von 1900 in Höhe von 1290 Millionen M., die jedoch zum großen Teil gegen

ältere, höher verzinsliche Anleihen ausgegeben wurde und somit keine neue Inanspruchnahme des Kapitalmarktes bedeutete.

Fast den gleichen Betrag erreichte die von England im April 1901 — Burenkrieg — emittierte Anleihe von 1200 Millionen M.

Darauf folgen die russischen Anleihen von 1906 und 1909 im Betrage von je 1120 Millionen M.

Alle übrigen bisher in der Welt durchgeführten Finanzgeschäfte bleiben unter dem Betrag von einer Milliarde M. zurück.

Einigermaßen vergleichbar mit der deutschen Kriegsanleihe ist also nur die Aufbringung der Kriegskosten-Entschädigung durch Frankreich nach dem Kriege von 1870. Aber auch diese bisher in der Weltgeschichte weitaus bedeutendste Finanztransaktion wird durch die deutsche Kriegsanleihe nicht nur der Summe nach, sondern noch mehr in anderen wichtigen Beziehungen übertroffen.

Während die deutsche Kriegsanleihe mit einem Mal den Betrag von 4,5 Milliarden M. erbrachte, hat Frankreich die Aufbringung der 4 Milliarden Kriegskosten-Entschädigung auf zwei, mit mehr als Jahresfrist aufeinander folgende Anleihen verteilt. Dabei erstreckten sich die Einzahlungen auf die französische Anleihe vom Juni 1871 bis in das Frühjahr 1872 hinein, die Einzahlungen auf die Anleihe vom Juli 1872 bis in den Herbst 1873. Der Gesamtbetrag von 4 Milliarden Mark bedurfte also zu seiner Aufbringung eines Zeitraumes von mehr als zwei Jahren. Für die Einzahlungen auf unsere Kriegsanleihe dagegen war nur ein Zeitraum von zwei Monaten vorgesehen; lediglich in Rücksicht auf das alle Erwartungen übersteigende Ergebnis, das dem Reiche weit mehr Geld zur Verfügung stellt als es zunächst braucht, sind die Einzahlungstermine nachträglich um einen Monat, bis zum 22. Dezember, hinausgeschoben worden. *Das deutsche Volk stellt also seiner Regierung die 4,5 Milliarden Mark in ebensoviel Monaten zur Verfügung, wie an Jahren für die Aufbringung der 4 Milliarden Mark französischer Kriegskosten-Entschädigung erforderlich war.*

Die 4 Milliarden M. der französischen Kriegskosten-Entschädigung wurden ferner erst nach Wiederherstellung des Friedens aufgebracht. Die um 500 Millionen M. größere deutsche Kriegsanleihe stellt das deutsche Volk mitten im Kriege zur Verfügung, und zwar ehe die großen Entscheidungen gefallen sind.

Schließlich sind die französischen 4 Milliarden nicht nur von Frankreich selbst, sondern zum großen Teil von den internationalen Märkten, namentlich von England gezeichnet worden. *Die Aufbringung der deutschen Kriegsanleihe dagegen ist die ausschließliche Leistung des deutschen Volkes; die Heranziehung selbst des neutralen Auslandes ist mit voller Absicht vermieden worden.*

Alle diese Unterschiede zeigen, wie sehr die deutsche Kriegsanleihe selbst die größte bisher in der Welt durchgeführte Finanzoperation in den Schatten stellt. Es sei daran erinnert, daß die in wenig mehr als zwei Friedensjahren unter Heranziehung der auswärtigen Märkte durchgeführte Aufbringung der 4 Milliarden M. damals von der ganzen Welt als ein staunenswerter Beweis für die unermeßliche und unzerstörbare finanzielle Kraft Frankreichs bewundert wurde.

Die finanzielle Großtat des deutschen Volkes wird, soweit dies überhaupt noch möglich ist, in ein noch helleres Licht gesetzt durch den Vergleich mit den bisherigen finanziellen Leistungen unserer Feinde.

England hat bisher in drei Abschnitten 45 Millionen Pfund Sterling in kurzfristigen Schatzscheinen aufgebracht, also 900 Millionen M. Eine große Anleihe-Emission hat es bisher nicht versucht.

Für Frankreich ist die Geldbeschaffung für den Krieg ein bisher noch ungelöstes Problem. Die französische Regierung ist zunächst mit einem amerikanischen Bankhaus wegen einer Anleihe von 100 Millionen Dollar in Verbindung getreten. Die Verhandlungen haben sich jedoch zerschlagen; angeblich weil die Regierung der Vereinigten Staaten die Übernahme von Anleihen der Krieg führenden Parteien als mit der Neutralität unvereinbar erklärt hat. In England hat Frankreich, soweit bisher bekannt geworden ist, lediglich 2 Millionen Pfund = 40 Millionen Mark auf Schatzwechsel erhalten. Es bleibt also der französischen Regierung voraussichtlich nichts übrig, als sich doch noch zu einer inneren Anleihe zu entschließen. Man denkt zu diesem Zweck an eine 5 oder gar 6 proz. Anleihe, die durch die Bezeichnung „Anleihe für die nationale Verteidigung" dem französischen Publikum schmackhaft gemacht werden soll, und auf die man die bisher geleisteten Einzahlungen auf die $3^1/_2$ proz. Rente vom Juli dieses Jahres als à conto-Zahlungen verrechnen will.

Der vom deutschen Volke aufgebrachte Betrag enthebt die deutsche Regierung bis weit in das kommende Jahr hinein der Sorge um die Beschaffung der für den Krieg erforderlichen Geldmittel. Der Krieg konnte von Deutschland zwei Monate lang geführt werden, ohne daß der Geldmarkt in Anspruch genommen wurde. Bedenkt man, daß der Geldbedarf in den Mobilmachungswochen mindestens doppelt so hoch war, als er im Durchschnitt der Wochen der Kriegsführung sein wird, so kommt man zu dem Schluß, daß Deutschland in der Lage sein wird, nach Verausgabung des Ertrages der Kriegsanleihe den Krieg weitere 3 Monate fortzuführen, ohne gezwungen zu sein, erneut an den Markt zu appelieren. Die solide Verfassung unseres Kredit- und Bankwesens und die ausgezeichnete Vorbereitung der finanziellen Mobilmachung gewähren hierfür eine hinreichende Elastizität.

Für einen Krieg, der bis ins nächste Frühjahr hinein dauert, ist also der Geldbedarf des Deutschen Reiches

gedeckt, während für England die Sorge um die Beschaffung der finanziellen Mittel für die Kriegsführung weiter besteht, und während für Frankreich diese Sorge von Tag zu Tag schwerer wird.

Wenn der englische Schatzkanzler in echt britischer Überhebung geprahlt hat, nicht die erste, sondern die letzte Milliarde — die natürlich bei England ist! — werde den Krieg entscheiden, so wird er heute einsehen müssen, daß Deutschland den Engländern zunächst um mehr als 3 Milliarden, den Franzosen um mehr als 4 Milliarden voraus ist. Mögen England und Frankreich diesen Vorsprung einholen! Dann werden wir mit aller Ruhe zusehen können, wem die Aufbringung der etwa weiter nötigen Milliarden schwerer fällt. Unsere Kriegsanleihe hat uns niemand in der Welt vorgemacht, und niemand wird sie uns so leicht nachmachen.

* * *

Der gewaltige, nicht nur für das Ausland, sondern auch für den hoffnungsfreudigsten Deutschen überraschende Erfolg der Kriegsanleihe läßt die Frage entstehen: Was hat Deutschland zu dieser, in der Finanzgeschichte einzigartigen Leistung befähigt?

Die $4^1/_2$ Milliarden M. sind uns sicherlich nicht als ein Geschenk des Himmels in den Schoß gefallen, ebensowenig wie Frankreichs finanzielle Verlegenheit in diesem Krieg ein Produkt des Zufalls ist.

Das Waffenglück hat zweifellos bis zu einem gewissen Grade mitgewirkt; sicherlich aber nicht ausschlaggebend, denn die großen militärischen Entscheidungen in diesem Völkerringen sind noch nicht gefallen. Dazu kommt, daß die deutschen Waffenerfolge in Frankreich mit allen Mitteln der Lüge verkleinert worden sind, und daß, seitdem das Vorhandensein unserer Armeen auf französischem Boden nicht mehr weggeleugnet werden kann, die Bevölkerung mit dem Hinweis auf die Übermacht der Russen und Franzosen über den schließlichen Ausgang beruhigt wird. Die Entwicklung der militärischen Operationen ist also keine ausreichende Erklärung für die fast für alle Welt überraschend zutage tretende gewaltige finanzielle Überlegenheit Deutschlands gegenüber Frankreich.

Die entscheidenden Ursachen unseres großen finanziellen Erfolges sind vielmehr die folgenden:

Erstens ist Deutschlands Volkswohlstand im Laufe der letzten Jahrzehnte dem altberühmten Reichtum Frankreichs und sogar demjenigen Englands vorausgeeilt.

Zweitens verfügt Deutschland für Friedens- und für Kriegszeiten über eine unvergleichlich bessere wirt-

schaftliche und finanzielle Organisation als unsere Gegner.

Drittens äußert sich der gewaltige Aufschwung unseres Volkes in dieser schicksalschweren Zeit in einem von den Franzosen nicht erreichten und von den Engländern ungekannten Opferwillen.

Und schließlich haben wir auch auf dem finanziellen Gebiete Führer, deren Willenskraft und klarer Blick den Sieg verbürgen.

Die Entwicklung unseres Volkswohlstandes im Verhältnis zu derjenigen Frankreichs und Englands hat im Laufe der letzten Jahre den Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und Erörterungen gebildet. Das wirtschaftende Deutschland war sich des Wachsens seiner eigenen Kraft noch kaum bewußt geworden. Die Feststellung, in welchem Maße Deutschland in der Entwickelung seiner Produktion und seines Handels, seines Volkseinkommens und seines Volkswohlstandes alle anderen europäischen Nationen im Laufe der letzten Jahrzehnte überflügelt hat, fand im Auslande meist nur ungläubiges Kopfschütteln, bei unseren eigenen Landsleuten oft genug Kritik und Zweifel. Dies hat auch der Verfasser dieser Zeilen erfahren, als er im verflossenen Jahre das deutsche Volksvermögen auf 300 bis 320 Milliarden Mark, das jährliche Volkseinkommen Deutschlands auf etwa 42 Milliarden Mark und den jährlichen Vermögenszuwachs Deutschlands auf 8 bis 10 Milliarden Mark berechnete und damit für alle diese Posten auf höhere Zahlen kam als für Frankreich und England. Im Auslande bestand nach wie vor der unerschütterliche Glaube, daß Deutschlands Volks- und Finanzwirtschaft ein Koloß auf tönernen Füßen sei, und daß Deutschland wirtschaftlich und finanziell beim ersten Kanonenschuß zusammenbrechen müsse. Dieser Glaube an unsere finanzielle Unzulänglichkeit gehörte mit zu den schwersten Gefahren für den Weltfrieden. Noch in der letzten Stunde vor Ausbruch des Krieges, im Juni d. J. hat der Verfasser — dem man in diesem Falle das Selbstzitieren verzeihen möge — im Vorwort zur 4. Auflage seiner Schrift über „Deutschlands Volkswohlstand" ausgeführt:

„Es ist geradezu ein Weltinteresse, daß die Illusion verschwindet, durch Mittel der finanziellen Politik könne erreicht werden, was bisher weder durch militärische Macht, noch durch Allianzen und Ententen zu erreichen war: die Niederkämpfung Deutschlands."

Es gibt niemanden in Deutschland, der nicht gewünschst hätte, diese für unsere Gegner verhängnisvolle Illusion im Frieden verschwinden zu sehen. Jetzt, wo man den Krieg uns aufgedrungen hat, wird der Krieg sie ausrotten.

Aber das bloße Vorhandensein von Wohlstand und Reichtum tut es nicht allein, ebensowenig wie militärisch die Kopfzahl der Heere. Ihre Aktionskraft

erhält die tote Masse durch die Organisation. In diesem Punkte haben wir uns schon in Friedenszeiten unseren jetzigen Gegnern weit überlegen gezeigt. Der Krieg ist die Probe aufs Exempel. Wenn unsere Börsen sich besser gehalten haben als diejenigen des Auslandes, wenn Deutschland allein von allen Krieg führenden Staaten von dem Erlaß eines Moratoriums Abstand nehmen konnte, wenn unser Geld- und Kreditwesen allen den großen Anforderungen des Krieges bisher besser gerecht geworden ist, als dies bei irgendeinem unserer Gegner der Fall war, so verdanken wir dies der gesunden Struktur unserer Geld- und Bankverfassung, deren Leistungsfähigkeit durch die seit vielen Jahren sorgsam ausgearbeitete und bis ins kleinste vorbereitete Kriegsorganisation für die schweren Zeiten, die wir jetzt durchkämpfen, noch außerordentlich gesteigert worden ist. Das kunstvolle Ineinandergreifen von Reichsbank, Darlehnskassen, privaten Banken, Sparkassen, Kriegskreditbanken usw. kann und darf hier im einzelnen nicht dargestellt werden. Erst nach errungenem Sieg wird hierzu die Zeit gekommen sein. Für jetzt genüge die Feststellung, daß diese organisatorische Leistung die Möglichkeit geschaffen hat, die im Frieden erarbeiteten und den Werken des Friedens dienenden Kapitalien jetzt im Kriegsfall für die Kriegsbedürfnisse zu mobilisieren.

Bei aller Zunahme des deutschen Volksreichtums und bei aller Zweckmäßigkeit unserer finanziellen Kriegsorganisation hätte unsere Kriegsanleihe nie und nimmer den gewaltigen Erfolg erzielen können, wenn nicht unser ganzes Volk von der schicksalsschweren Größe des Entscheidungskampfes, den uns der Haß und Neid unserer Feinde aufgezwungen hat, bis ins Innerste durchdrungen wäre. Wie jeder deutsche Soldat freudig sein Blut für das Vaterland läßt, so ist ganz Deutschland entschlossen, jedes Opfer an Gut zu bringen. Die $4^1/_2$ Milliarden Mark sind nicht etwa der Ausdruck der guten Kapitalsanlage einer verhältnismäßig kleinen Schicht von Wohlhabenden; sie sind der Ausdruck des entschlossenen Willens unseres ganzen Volkes, mit allem Können und Vermögen an dem gewaltigen Kampf um den Bestand und die Zukunft des Vaterlandes teilzunehmen. — „Wir alle wollen Hüter sein!" — Es ist bisher nicht veröffentlicht worden, wie groß die Zahl der Einzelzeichnungen auf die Kriegsanleihe ist. Aber wenn ich die Ergebnisse der bei der Deutschen Bank eingegangenen Zeichnungen zugrunde lege, so komme ich zu dem Schluß, daß die Zahl der Einzelzeichnungen nicht unbeträchtlich größer ist als eine Million, und daß etwa $^3/_4$ dieser Zeichnungen auf Beträge bis zu 2000 M. entfallen. Das ist eine „levée en masse" auf finanziellem Gebiet, die in der Geschichte ebenso einzig dasteht wie der Anleiheerfolg als solcher.

Die vorhandenen Kräfte und den vorhandenen Geist richtig erkannt und entschlossen zum Siege geführt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst unserer finanziellen Führung, die vor allem in den Händen der Reichs-

bank und ihres Präsidenten lag. Wie groß das Wagnis war, so bald nach dem Kriegsausbruch und vor dem Fall der endgültigen Entscheidungen eine Milliarden-Anleihe herauszubringen, zeigt am besten der Vergleich mit den anderen Krieg führenden Staaten, die sich bisher zu einem solchen Entschluß noch nicht durchgerungen haben. Wie groß das Wagnis war, die Kriegsanleihe in unbeschränktem Betrag aufzulegen, jedem Zeichner von vornherein die volle Zuteilung des gezeichneten Betrages in Aussicht zu stellen und damit von vornherein auf jeden Anreiz zu spekulativen Zeichnungen und auf jeden Scheinerfolg zu verzichten, dessen waren sich nur wenige bewußt. Aber dem Mutigen hilft Gott! In solchen Zeiten kommt es nicht darauf an, ob Einzelheiten so oder anders gemacht werden, sondern einzig und allein darauf, daß mit raschem und festem Entschluß geschieht, was nötig ist. Der Reichsbankpräsident hat nach dem Goetheschen Spruch gehandelt:

„Säume nicht, Dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift."

* * *

So groß für sich allein genommen der Erfolg der Kriegsanleihe ist, seine volle Bedeutung hat dieser Erfolg erst in seinem Zusammenhang mit der Gesamtheit der Kriegsarbeit, die das deutsche Volk zu vollbringen hat. Die 4½ Milliarden, greifbar und materiell, wie sie sind, haben ihre ideale Bedeutung als Ausdruck des Willens zum Sieg, der das ganze deutsche Volk beseelt, und als Unterpfand dafür, daß uns der Sieg werden muß. Ein Volk, das in seiner Schicksalsstunde solcher Kraftleistungen fähig ist, kann nicht untergehen. Diese Gewißheit möge uns stärken. Den Feinden aber mögen die 4½ Milliarden zeigen, daß alle ihre Rechnungen auf Deutschlands wirtschaftliche und finanzielle Schwäche ebenso falsch sind, wie ihre Spekulationen auf die Uneinigkeit der deutschen Parteien oder Stämme. Vor allem England mag erkennen, daß alle Pläne, Deutschland wirtschaftlich und finanziell auf die Knie zu zwingen, an unserer Macht und unserem Willen zuschanden werden müssen, daß wir durchhalten werden mit der äußersten Anspannung aller Kräfte und um den Preis der äußersten Opfer bis zu dem Frieden, der unserm Volke für die lebenden und die kommenden Geschlechter Freiheit und Ehre, Ruhe und Wachstum verbürgt.

Professor Dr. Wilhelm Waldeyer: Frieden im Kriege.

Während der Zeit, die ich durchlebt habe, hat mein engeres und weiteres Vaterland, Preußen und Deutschland, drei Kriege siegreich bestanden. Der nachfolgende war immer größer als der voraufgehende; alle drei vollzogen sich im Laufe eines Jahrzehnts, in dem ewig denkwürdigen Dezennium von 1860—1870. Jetzt stehen wir mitten in dem gewaltigsten Ringen der Menschengeschichte, Arm in Arm und Herz an Herz mit Österreich-Ungarn, mit dem seit mehr als einem halben Jahrhundert oft erprobte Freundschaft uns eng verbindet. In zweien dieser Kriege, dem von 1866 und von 1870/71 habe ich in Lazaretten eigene Erfahrungen machen können und weiß, mit welch schweren Opfern die glänzenden Siege erkauft werden. Indem ich dieser Opfer gedenke, will ich in die freudige Begeisterung für unser teures Vaterland, die unser Volk vom Palast bis zur Hütte, vom Greise bis zum Knaben, Männer wie Frauen durchdringt und zu den staunenswertesten Leistungen spornt, keinen Abklang bringen. Wir alle wissen und fühlen es bis in das Mark der Knochen, daß diese Opfer gebracht werden müssen und die, denen sie auferlegt werden, tragen sie erhobenen Hauptes. Unsere Krieger sterben, wenn das Los sie trifft, gefaßt, in dem schönen, erhebenden Bewußtsein, das Ehrenhafteste getan zu haben, was ein Mensch tun kann, sein Leben für das Vaterland dahingegeben zu haben. Unsere Verwundeten sehnen sich nach schneller Heilung ihrer Wunden, um nur bald wieder auf das Schlachtfeld eilen zu können. Mit Ausnahme der von Russen schwer heimgesuchten Teile Ostpreußens und einiger Gaue Elsaß-Lothringens ist ganz Deutschland bisher von den Schrecknissen des Krieges bewahrt geblieben, hat seit einem Jahrhundert keinen fremden Kriegsfeind mehr auf seinen Fluren gesehen — es sei denn als Gefangenen. Das danken wir unsern Braven, die mit ihren Leibern uns decken und einen lebendigen Wall jenseits unserer Grenzen schließen, den kein Ansturm unserer Gegner durchbrechen wird. Alles müssen wir nun da drinnen aufbieten, was irgend möglich ist, die Siegeszuversicht, die Kampfesfreudigkeit, die Gesundheit und Kraft, ja auch die Frohnatur unserer Krieger zu erhalten und zu stärken, aber auch ihr Blut und Leben zu schonen, daß es nicht unnötig und vergeblich geopfert werde. Darum Frieden im Kriege!

Wie kann man von Frieden und Friedensarbeit im Kriege sprechen? In mehrfacher Beziehung: Es gehört dahin die Sorge für die Unsrigen im Felde, die Sorge für die Verwundeten bei Freund und Feind, die Sorge für die Gefangenen und zurückbehaltenen fremden Nichtkrieger, die Unterstützung der durch den Krieg unmittelbar Geschädigten, wie unserer Elsaß-Lothringer und Ostpreußen, die Sorge für die erwerblos Gewordenen, die Sorge für den Fortgang

aller Friedenstätigkeit in Handel und Industrie, im Ackerbau, Bergbau und Handwerk, im Unterricht, in Kunst und Wissenschaft. Von größter Wichtigkeit ist als Friedensarbeit die Sorge für die Erhaltung der Volksgesundheit im öffentlichen und privaten Sanitätswesen, vor allem in der Abwehr der Seuchen, die ja so oft eine entsetzliche, trostlose Zugabe zu den Waffengängen bilden und meist mehr Opfer fordern als diese. Jeder einzelne kann in dieser Friedensarbeit mitwirken und jeder möge sich jeden Tag vorhalten, was er wohl hierin zum Heile des Vaterlandes, aber auch der gesamten Menschheit tun kann, die nicht ausgeschlossen, mit der wir gegenwärtig im Kampfe stehen. Glaube man doch nicht, daß man ungestraft sich nach dem Kriege, dessen für uns glückliches Ende wir vertrauensvoll erwarten dürfen, von seinen jetzigen Gegnern auf die Dauer isolieren könne. Um so weniger in diesem Kriege, der uns Feinde in der halben Welt und mehr geschaffen hat. In dem Zeitalter der Dampfwagen, der Elektrizität mit ihren Beförderungsmitteln, der Luftschiffe und des Funkverkehrs, in dem Zeitalter, in welchem nicht nur die Terra firma, das Wasser und die Luft, sondern auch die Imponderabilien dem unmittelbaren Verkehre gewonnen wurden, wo uns die Fernsicht auf einen dereinstigen Verkehr mit den übrigen Weltkörpern eröffnet scheint, können sich die Völker unmöglich mehr von einander abschließen. Sicherlich muß während des Krieges alles geschehen, was nur irgend geschehen kann, um den Gegner so vollständig wie möglich und so schnell wie möglich niederzuringen; hierin muß rücksichtslos vorgegangen werden; aber auf der andern Seite muß alles geschehen, was unnötige Schäden vermeiden und die geschlagenen Wunden heilen läßt.

Besonders möchte ich hier noch hervorheben, daß zu den wichtigen Aufgaben der Friedensarbeit im Kriege die *Sorge für die Gefangenen* gehört. Vor allem müssen sie in hygienischer Beziehung, in Nahrung, Wohnung, Kleidung und notwendigster Körperpflege gut gehalten werden, im Hinblick auf die Seuchengefahr, die um so dringender wird, je größer die Zahl der Gefangenen ist. Aber auch allgemein menschliche Gründe, die wir doch im Kriege nicht verleugnen wollen, sprechen hier mit. Ganz besonders jedoch der Gedanke an unsere Söhne, die in derselben Lage bei unseren Feinden sich befinden. Wie wir wünschen müssen, daß diese in ihrer traurigen Lage behandelt werden, so müssen wir auch unsere Gefangenen behandeln. Eine gute Behandlung kann ohne jede falsche Sentimentalität, bei voller Aufrechterhaltung des Ernstes der Sache, durchgeführt werden.

Ein näheres Eingehen auf die aufgeführten Friedenstätigkeiten im Kriege erübrigt sich, da sie selbstverständlich sind und fast durchweg von den kriegführenden Völkern anerkannt und geübt werden. Verweilen möchte ich vielmehr bei einer andern wichtigen Friedensarbeit im Kriege, welche auf *ethischem Gebiete* liegt und als nicht minder bedeutungsvoll bezeichnet werden muß. — Im Völkerkriege stellt sich die gewaltigste Betätigung der Menschheit dar; der Krieg entfaltet

sowohl die edlen und guten, wie die niedrigen und schlechten Eigenschaften und Triebe der Einzelnen, wie auch ganzer Völker zur höchsten Potenz. Es gilt nun als eine Hauptaufgabe der Friedensarbeit im Kriege, die Steigerung des Edlen und Guten möglichst zu fördern und der des Niedrigen, Unwürdigen nach Kräften entgegen zu wirken. So gewinnen wir nach dem Kriege, ob Sieger, ob Besiegte, wie nach einem verheerenden Gewitter wieder eine reine, klare Luft, in der die notwendig der Katastrophe anhaftenden Schädigungen überwunden und ausgeglichen werden, ja sogar durch Erreichung eines besseren Standes überboten werden können. Leiden und Sorgen stählen den Einzelnen wie die Völker im ganzen. Die Notwendigkeit, alle physischen und seelischen Kräfte anzuspannen, um den Gefahren zu begegnen und alles abzuwehren, was Vernichtung zu bringen droht, harte, mühevolle Arbeit zur Fristung des Lebens und zur Erhaltung des redlich Erworbenen für sich und für die Familien, gibt kräftige, entschlossene Männer und edelsinnige, ausharrende, sorgende, opferwillige Frauen, wie wir sie zur Heranziehung und Erhaltung eines tüchtigen Geschlechtes nötig haben. Alle die hierzu führenden edlen Triebe und Gesinnungen im Menschen, im einzelnen wie in der Gesamtheit, weckt der Krieg. Sehe jeder darauf und trachte danach diese Gesinnungen bei sich und bei andern zu fördern und alles abzuwerfen, was vielleicht in langer Friedenszeit an laxen, verweichlichenden egoistischen Schlacken sich ihm und andern, auf die er Einfluß hat, angehängt hat — nicht mit Worten, sondern mit Taten: verba docent, exempla trahunt! Mit einem kurzen Wort kann man vielleicht sagen: **Der Krieg führt die Völker wie die Einzelnen zur Selbstbesinnung.** Führe er uns vor allem zur **Kräftigung unserer guten nationalen Eigenart!**

Wir können, wie vorhin bemerkt, in einer Zeit, in der wir fast zur selben Stunde, wann es geschieht, erfahren, was bei unseren Antipoden vorgeht, der internationalen Beziehungen nicht entbehren, aber wir dürfen damit unsere Eigenart nicht aufgeben. Wie Jeder einzelne das, was man Charakter nennt, pflegen und sich bewahren muß, so müssen auch die Völker ihren Charakter pflegen und bewahren. Ja, es ist sogar für ein größeres Gesamtwesen, wie unser deutsches Vaterland und wie irgendeinen größeren Staat in ihm, nur vorteilhaft, wenn die einzelnen Gaue ihre angeerbten und historisch erworbenen Eigenarten festhalten, daß der Franke und der Schwabe, der Sachse und der Holste, der Westfale wie der Pommer ihr völkisches Wesen bewahren. In der Festigung und Bewahrung des Volkscharakters hat nun der Krieg auch seine große förderliche Bedeutung. Im Frieden, genährt durch die großen Verkehrserleichterungen, schleicht sich, ich möchte sagen, Tag für Tag und dem Sorglosen unbemerkt, viel Fremdes ein. Nicht alles ist von vornherein verwerflich, was von unsern Nachbarn und über das Meer zu uns hinüberkommt, und wir sollten lernen und uns aneignen, wo wir etwas Gutes und Wertes finden; wir sollten uns aber hüten vor allem, was uns in unserer Eigenart beeinträchtigen kann. Besonders halten wir fest an

unserm Heimatssinn, an bewährten Familiensitten, an Sprache, an der sprichwörtlich gewordenen deutschen Treue und Redlichkeit und an „des Lebens ernstem Führen"; dabei kann die echte „Frohnatur" doch zu ihrem Rechte kommen. In der Friedensarbeit des Krieges sollen wir alles tun, um unsere Eigenart, die durch den Krieg geweckt wird, weiter zu fördern und zu festigen. Man wird vielleicht sagen: Der Krieg werde zwar unsere deutsche Eigenart fremdem Einflusse gegenüber festigen; aber er führe doch zu einer größeren Annäherung der einzelnen deutschen Stämme unter sich, wirke also der Erhaltung ihrer Eigenart entgegen, die eben als wünschenswert bezeichnet wurde. Gewiß nähert das gemeinsame Einstehen für das ganze große Vaterland die verschiedenen deutschen Stämme und schafft ein festes deutsches Nationalbewußtsein, schädigt aber die Bewahrung der Stammesgefühle nicht, wenn wir diese zu pflegen suchen. Der Krieg kann sie sogar stärken, indem bei den Waffengängen das Bestreben geweckt wird, daß ein Stamm, ein Gau es dem andern zuvor tun möchte. Hier kann nun auch in Friedensarbeit wohltätig gewirkt werden, indem, unbeschadet der Sorge für das Ganze, unsern Kriegern durch besondere Sorge ihre engere Heimat in stete Erinnerung gebracht wird.

Bekämpfen und meiden sollen wir Alles, was an niederen, unedlen Trieben der Krieg in uns weckt: Zügellosigkeit, Zerstörungssinn, Habgier, Rohheit, Haß und Neid, sinnlose Verkennung auch alles Guten bei unsern Feinden, vor allem aber die nur zu leicht entstehende und auch wohl erklärliche Neigung, alles das für wahr zu halten, was irgendwo und irgendwie Schlimmes von unsern Feinden erzählt und berichtet wird. Zu keiner Zeit wird mehr in Unwahrheiten, Irrtümern und, was das Schlimmste ist, auch in Lügen und Verleumdungen geleistet, als in Kriegszeiten. Die allgemeine seelische Aufregung, die sich aller bemächtigt, spielt da eine große, vielfach verderbliche Rolle; sie wirkt geradezu ansteckend, wie eine Seuche. Hier kann die Presse viel in guter Friedensarbeit tun. Möge sie — ich richte meine Worte an die Presse aller Länder und Völker — nach Möglichkeit gewissenhaft prüfen, wenn ihr Nachrichten über Kriegsereignisse, namentlich aber über verübt sein sollende Unmenschlichkeiten zukommen, ob die Quelle lauter ist; möge sie Ungewisses lieber nicht bringen, oder mindestens dazu hervorheben, daß es sich um noch nicht sicher Erwiesenes handle. Ferner sollte nie vergessen werden, wenn etwas Unrichtiges mitgeteilt war, dies sobald als möglich einzugestehen und richtig zu stellen. Leider gibt es in der Presse aller Länder Organe, die sich ihre Abonnenten durch wahllose Aufnahme und möglichst rasche Verbreitung sensationeller Nachrichten zu erhalten und zu vermehren bemüht sind. Auch in unseren angesehenen Zeitungen haben die Berichte über alles das, was mit dem Verbrechertum und dem Bereiche des Erotischen zusammenhängt, vielfach eine Ausdehnung und Detaillierung gewonnen, die nur zu mißbilligen ist. Wie schädlich das mit der Zeit auf den Sinn und Geist eines Volkes wirken kann, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Ich stelle

mit Genugtuung fest, daß die Haltung der deutschen Presse im großen und ganzen jetzt dem Ernste der Zeit sich gewachsen gezeigt hat. Meine Friedensmahnung im Kriege, der diese ernste Stimmung gezeitigt hat, geht dahin, daß diese schöne und edle Haltung ein Gewinn bleiben möge und nicht wieder mit dem Kriege verschwinde.

Während des Krieges selbst sind es namentlich die Unmenschlichkeiten, die — mit tiefster Trauer spreche ich es aus — in diesem Kriege einen erschreckenden Umfang erreicht zu haben scheinen, die vielfach mit Beflissenheit hervorgehoben werden. Wir dürfen es getrost vor aller Welt laut verkünden, daß die deutschen Krieger sich kaum solche zu Schulden haben kommen lassen; leider kann man das von unsern Gegnern nicht sagen. Wohl konstatiert sind einzelne, durch nichts von seiten der Deutschen veranlaßte, Unmenschlichkeiten bei den Russen, den Belgiern, den Franzosen. Von Seite der Franzosen sind sie noch vor kurzem durch den Bericht des Generalstabsarztes der Preußischen Armee an Se. Majestät den Kaiser amtlich und durch das Zeugnis französischer Geistlicher beglaubigt, festgestellt worden. Ich will bei diesen Grausamkeiten und Scheußlichkeiten, die einem das Herz zusammenkrampfen lassen, nicht verweilen; — hier kann aber auch die Presse Friedensarbeit machen, wenn sie sorgfältig berichtet und sich vor jeder Übertreibung hütet. Ich muß vor allem meine Mahnung an die Presse unserer Gegner und auch die einiger Neutralen — ich habe besonders die New Yorker Presse im Auge — richten, die namentlich zu Anfang des Krieges wahllos eine Menge Schauergeschichten von deutschen Truppen brachten, die offensichtlich erfunden waren. Das ist ja nun glücklicherweise besser geworden. Wenn aber auch wahre Untaten zu berichten sind, so kann doch die ganze Art, in der berichtet wird, von Wichtigkeit sein. Möge man sich jeder unnötigen Steigerung der Leidenschaften enthalten, möge sich da unsere Presse eines durchweg ruhigen, vornehmen Tones befleißigen, ebenso wie in der Beurteilung unserer Gegner im ganzen. Zeigen wir durch unsere Presse, daß wir ein hochstehendes Kulturvolk in der Tat sind, als welches wir gern angesehen sein möchten, und wir werden gute Friedensarbeit im Kriege tun. Und wenn man in begreiflichem Zorne über infame Lügen einer gewissenlosen gegnerischen Presse sagen wollte, es sei nur gerecht, denselben Ton anzuschlagen, so möge man bedenken, daß es niemals ein Ruhm ist, die Ungezogenheiten Anderer nachzumachen.

Ich habe von der Presse gesprochen, ich komme noch zu den Mitteilungen der Einzelnen von uns, die veranlaßt werden, der Presse sich zu bedienen. Da sind es Kritiken der Kriegsgründe und Kriegstreibereien unserer Gegner, Kritiken der Preßerzeugnisse, Mitteilungen von Erlebnissen, Aufrufe, Erklärungen, Zurückweisungen und vieles andere mehr. Zunächst prüfe Jeder, der in der heutigen Kriegsstimmung schreibt, ob er die vornehme Form, die ich allen unseren Veröffentlichungen wünsche, gewahrt habe. Solche Form schließt

ein kräftiges Wort nicht aus. Jedermann wird sich gefreut haben, wenn er am Schlusse von Anton von Werners Briefe an die Accademia di San Luca die Worte liest: „Der Krieg ist grausam, nicht unsere Soldaten sind es, und Peter Paul Rubens herrliche Kreuzabnahme würde nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sein, wenn sie durch die Schuld unserer Gegner einer traurigen Notwendigkeit zum Opfer fiele." Aber auch in bezug auf die ganze Fassung kann dies Schreiben als Muster des guten Tons dienen, den ich im Auge habe, und doch spricht es energisch und rückhaltlos das aus, was es sagen will.

Eine wohl noch wichtigere Forderung ist die skrupulöseste Prüfung der Richtigkeit der Dinge, wenn es sich um Tatsachen handelt. Es klingt vielleicht paradox, ist aber doch völlig zutreffend, wenn ich sage, daß nichts schwieriger genau festzustellen ist, als eine geschichtliche Tatsache. Grade Erzählungen von Kriegserlebnissen leiden leicht an Übertreibungen, und wenn sie von Mund zu Mund gehen, ehe sie niedergeschrieben werden, machen sie gern einen Prozeß durch, den man mit der Entwicklung irgend eines Organismus aus seinem Keim vergleichen kann — „crescunt eundo" lautet ja das alte wahre Wort. Nur unterscheiden sie sich in ihrer Entwicklung von einer gesunden, normalen darin, daß sie gewöhnlich in Mißbildungen auslaufen.

In der Kritik sollen wir das Maß bewahren, wie es die feine Abwägung gebietet, wobei das Gemeine, schlechthin Unsittliche, die Lüge und die Heuchelei schonungslos verurteilt werden mag; man kann aber auch in der schärfsten Verurteilung den guten Ton bewahren.

Eine, wie mir scheint, wichtige Friedensarbeit im Kriege besteht schließlich darin, daß man sich bemühe, alle unnötige Herausforderung des Hasses und der Leidenschaftlichkeit in Wort, Bild und Handlung zu vermeiden. Das Bild, namentlich in der Karrikatur, breitet sich im Kriege aus wie eine Wucherpflanze; gewißlich soll hier seine gute Wirkung nicht verkannt werden und viel Treffliches, Gesundes wird darin geleistet, aber auch viel Niedriges, Gemeines; das sei verbannt! — Der Haß unter den sich streitenden Völkern in diesem Kriege ist ja so gesteigert, daß er wahrlich nicht mehr geschürt zu werden braucht. Vor allem sollten sich diejenigen, deren Lebensberuf es ist, die Kultur und die Ideale zu pflegen, hüten — ich habe die Diener der Kirche, die Künstler, die Gelehrten im Auge — etwas Herausforderndes auf diesem Gebiete ohne Not zu tun. Es ist in dieser Zeit viel davon die Rede gewesen und es ist eine Bewegung dazu ins Werk gesetzt worden, daß man alle Ehrungen, die von seiten Englands an uns gelangt seien, jetzt nachträglich abweisen oder niederlegen solle. Handelt es sich um Inhaberstellen von Regimentern und ähnlichem, nun gut, da liegt es nahe, solche niederzulegen. Ganz anders liegt aber, nach meinem Empfinden, die Niederlegung von Ehrenerweisungen auf rein wissenschaftlichen Gebieten oder solchen, die dem unabweislichen Völkerverkehr in Handel und Industrie angehören.

Das sind Gebiete, die im Kriege fast völlig ruhen und nur im Frieden gepflegt werden, schon deshalb scheiden sie aus kriegerischem Handeln und in kriegerischen Zeiten völlig aus. Kriege können nicht dauernd sein, sie sind nur kürzere Unterbrechungen des Friedenszustandes, und je weiter wir in der Kultur vorgeschritten sind, desto kürzer der Kriegs-, desto länger der Friedenszustand. Während Roms fast tausendjähriger Geschichte konnte der Janustempel kaum geschlossen werden; das Königreich Preußen weist in 200 jähriger Geschichte nur rund 30 Kriegs- gegen 170 Friedensjahre auf. Ähnlich steht es auch in derselben Zeitfrist mit den übrigen europäischen Staaten; jedenfalls überwiegen die Jahre völligen Friedens erheblich die des Krieges. Schon daraus ergibt sich der große Unterschied, der zwischen Ehrungen, die sich auf Friedenstätigkeit beziehen und denen, die das Kriegshandwerk begleiten, besteht.

Nicht minder kann ein Unterschied zwischen den Ordensauszeichnungen und denen, die wir als „wissenschaftliche" bezeichnen dürfen, gemacht werden. Orden werden von den Herrschern und von den Regierungen, also von den Gewalten, die die Entscheidungen über Krieg und Frieden in der Hand haben, verliehen. Da ist es naheliegend, daß man dem feindlichen Lande, dessen Truppen man direkt mit dem Säbel in der Faust bekämpfen muß und dem vom Herrscher und seiner Regierung der Krieg erklärt ist, auch die Orden zurückreiche. Auszeichnungen aber, wie Ehrendoktorate, Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften, die vielleicht vor 20 und mehr Jahren verliehen worden sind, abzuweisen, weil wir mit dem betreffenden Staate im Kriege stehen, hat keinen rechten Sinn und, offen gesagt, eine solche Demonstration kommt mir kleinlich vor, gegenüber dem, was jeder ärmste Sohn unseres Volkes leistet, der unter den größten Entbehrungen seine Brust den feindlichen Geschossen darbietet, um uns hier zu schützen, die wir kaum etwas von den Härten des Krieges merken, und darniederzusinken auf dem Schlachtfelde ungenannt, ungekannt, vielleicht nur gekannt von seinem alten Mütterchen, die das „tot" aus der Verlustliste erfährt. — Wie kam es uns vor in Deutschland, als am 18. Januar 1871 P a s t e u r während des letzten deutsch-französischen Krieges das Ehrendoktordiplom der Universität Bonn, die es ihm am 3. August 1868 verliehen hatte, zurückschickte? Viele belächelten diesen Schritt, manche bespöttelten ihn, manche ärgerten sich, keiner billigte ihn. Ein Ruhmesblatt hat der große Forscher damit seinen vielen Verdiensten sicherlich nicht hinzugefügt.

Gewiß gebe ich zu, daß das Verhalten Englands im gegenwärtigen Kriege auch dem ruhigsten Deutschen das Blut in den Adern zur Wallung bringen kann, und in dieser ersten Aufwallung haben wohl die Meisten ihre wissenschaftlichen Ehrungen den Briten zurückgegeben in dem Gefühl, daß die Zeit gekommen sei, das Tischtuch zwischen Albion und Germanien restlos zu durchschneiden. Daß England aus vermeintlich notwendigen merkantilen Interessen zum Kriege schreitet, wobei es andre gern die Kastanien aus dem Feuer holen läßt, das war bei ihm

stets so und ist vielfach auch bei anderen seefahrenden und deshalb vorzugsweise merkantilen Nationen so gewesen. Das uns Empörende liegt wesentlich darin, daß dieses Mal, entschiedener wie sonst, andere Beweggründe vorgeschoben werden, wie der sogenannte „Militarismus" Deutschlands, gegen den andere Nationen geschützt werden müßten und die sehr fadenscheinige belgische Neutralität und das arme Frankreich, dessen Niederringen man sich nicht gefallen lassen könne. Und dabei hat England das arme Frankreich in hundertjährigem Kampfe so weit niedergerungen, daß es ihm im Ernst nicht mehr gewachsen ist. Erst kam Spanien an die Reihe, dann Frankreich, nun soll Deutschland zu Boden gedrückt werden, bis zur Ohnmachtsstellung des seligen Deutschen Bundes von Wiener-Kongreß-Gnaden! Das wünschen ja Frankreich und Rußland auch; dann ist ihnen der neue Herr in ihrer Mitte, der sich mit einem Male so unbequem emporgereckt und ihre Sessel etwas beiseite geschoben hat, wieder ganz angenehm. Gegen Frankreich und Rußland richtet sich aber in Deutschland keine große Animosität, es sei denn, daß wir Unmenschlichkeiten und Verleumdungen schroff verurteilen — gegen England, in dem wir die treibende Kriegskraft erblicken müssen, steigert sich die Animosität vielfach zum Haß! In diesem hier kurz geschilderten Gange der Dinge liegt der tiefe Grund zu allen jenen Kundgebungen. Man kann sie, wie gesagt, begreifen; aber soweit sie sich auf Friedensarbeit beziehen, die, wie Handel und Wandel und wissenschaftliche Forschung, notwendig ihren Weg gehen müssen, trotz alles Kriegslärms, sind sie nicht zu billigen.

Und nun komme ich zu einem letzten und wichtigsten der Gründe, die mich zu diesen Zeilen veranlaßt haben und mich zur Beachtung der Friedensarbeit auch im Kriege dringlich auffordern lassen. Alle solche Kundgebungen, wie überscharfe, ungenaue und vor allem unwahre Veröffentlichungen in unserer Presse, in Wort und Bild, Aufstachelungen zum Hasse, Zurückweisen von Friedensehrungen u. a. dergleichen dienen nur dazu, die ohnehin bis zur Siedehitze gebrachte Kriegsaufregung der untereinander ringenden Völker zu steigern. Was die traurigen Folgen dieser Aufregung sind, das haben wir leider an unseren braven Kriegern sattsam erfahren müssen, in Belgien vor allem, zum Teil aber auch in Ostpreußen und in Frankreich. Diese Kriegsgreuel, die zum Teil nicht zu bestreiten sind, zwangen und zwingen uns mit gebieterischer Notwendigkeit zu den schärfsten Gegenmaßregeln. Kein Volk hat in einem Kriege, in welchem hinterrücks von Irregulären und von Bürgern und Bauern, selbst von Frauen auf seine regulären Krieger mit Pulver und Blei, mit Messern und Dolchen, mit siedendem Wasser und Öl losgegangen wurde, in welchem seine Verwundeten verstümmelt wurden, jemals anders gehandelt wie wir, noch wird irgendein Volk es jemals anders machen können. Naturgemäß erzeugen aber diese Gegenmaßregeln wieder neuen Haß und neue Wut — man kann es nicht anders nennen — bei den Betroffenen und veranlassen neue Greueltaten. So geht der circulus vitiosus weiter. Bedenkt man nun, daß alle diese Unmenschlichkeiten, alle die

verlorenen Leben, alles das zerstörte Hab und Gut nichts für den Ausgang des Krieges bedeuten, dessen Würfel einzig und allein eisern auf den Schlachtfeldern fallen, bedenkt man, daß alle diese bejammernswerten Opfer, die solch' ein verlarvter Nebenkrieg verlangte, völlig nutzlos gebracht worden sind, dann dürfte doch der furchtbare Ernst, der darin liegt, daß alles vermieden werde, was auch nur im Entferntesten die ohnehin grausame Kriegsfurie steigern kann, zum Bewußtsein kommen; dann dürfte der Wert der Friedensarbeit im Kriege richtig gewürdigt werden.

Im Kriege muß geschlagen werden, hart und unerbittlich, ohne Zaudern und Zögern, koste es so viel Leben und Gut wie es wolle; aber nur von denen, deren Pflicht und Amt es ist, des Kampfes um des Vaterlandes Bestand und Ehre zu walten. Mögen wir andern daheim nicht vergessen, daß wir dem Kriege viel von seiner Härte und Grausamkeit nehmen und uns unnütze Opfer sparen können, wenn wir dafür sorgen, daß neben der Kampfeslust und Kampfesfreudigkeit auch eine vornehme und besonnene Haltung in allem uns bewahrt bleibe.

Ernst Freiherr von Plener: Der Krieg und das Völkerrecht.

Nach den zwei Haager Konferenzen und nach der Londoner Seekriegsrechts-Konferenz von 1908/9 glaubte man, daß für einen künftigen Kriegsfall ein leidlich humanes und vernünftiges Kriegsrecht für die zivilisierten Staaten geschaffen sei. Der darauf folgende Balkankrieg zeitigte aber die traurige Erfahrung, daß die Kriegführenden keineswegs die vereinbarten Regeln beobachteten und daß vielmehr der Krieg von den gräßlichsten Ausschreitungen begleitet war, die allem Völkerrecht und aller Humanität Hohn sprachen. Leider haben die Kriegssitten der Balkanvölker eine teilweise Fortsetzung in dem gegenwärtigen Weltkrieg gefunden, nur ist der bedauerliche Umstand hinzugetreten, daß Rechtsbrüche und Grausamkeiten, die man dem zurückgebliebenen Kulturstand der Balkanvölker zuschreiben konnte, nunmehr in höchst zivilisierten Staaten begangen werden und daß gerade von jetzt kriegführenden Staaten internationale Abmachungen verletzt werden, die unter ihrer Führung zustande gekommen sind.

Die Zeitungen bringen Mitteilungen über eine Reihe von völkerrechtswidrigen Handlungen, die am meisten von England begangen werden und die sich einerseits ebensowohl gegen die im Feld stehenden wie gegen die dem Zivilstand

angehörigen Untertanen der kriegführenden Gegner und andrerseits gegen die Neutralen richten, in offener Verletzung der im Haag und in London vereinbarten Grundsätze. So heißt es in dem der IV. Konvention über das Landkriegsrecht angeschlossenen Reglement ausdrücklich, daß es verboten ist, Waffen und Geschosse zu gebrauchen, welche überflüssiges Leid zufügen (Art. 23 e), und die Engländer sind nunmehr amtlich überwiesen, Dum-Dumkugeln gegen die Deutschen gebraucht zu haben; eine ähnliche Mitteilung wurde auch über die Russen gebracht, aber ohne gleiche offizielle Bestätigung. Punkt 23 c desselben Reglements verbietet die Tötung oder Verwundung eines Feindes, der sich ergeben hat oder sich nicht mehr verteidigen kann, und belgische unter dem Kommando regulärer Offiziere stehende Franktireurs und Serben und Montenegriner begehen die entsetzlichsten Greueltaten an verwundeten feindlichen Soldaten. Nach Punkt f ist der unrechtmäßige Gebrauch der Abzeichen der Genfer Konvention untersagt —, die Russen haben Munitionswagen mit diesen Abzeichen versehen, um sie ohne Gefahr heranzubringen. Punkt g und Art. 46 schützen ausdrücklich das Leben und das Eigentum der Zivilpersonen; die Franzosen haben in Ober-Elsaß nicht weniger gehaust als die Russen in Ostpreußen und Galizien. Frankreich konfisziert deutsche und österreichische in französischen Zollagern liegende Waren. Deutsche und Österreicher, nicht bloß Militärpflichtige, werden in Frankreich und England gefangen gehalten und zu Zwangsarbeiten angehalten. Rußland hat sogar den österreichischen Konsul in Kiew gefangen genommen, statt ihm, wie es nach jedem Völkerrecht vorgeschrieben war, nach der Kriegserklärung freies Geleit bis an die Grenze zu geben; ebenso hat es den griechisch-katholischen Erzbischof von Lemberg in Kriegsgefangenschaft genommen und in weiterer Verletzung des Art. 46, der die Achtung der religiösen Kultusübung vorschreibt, in der dortigen griechisch-katholischen Kathedrale den Gottesdienst durch einen russischen orthodoxen Erzbischof vornehmen lassen. Art. 23 h des Reglements verbietet ausdrücklich, die Rechte und Rechtsmittel feindlicher Staatsbürger als erloschen zu erklären, sie außer Wirksamkeit zu setzen oder ihre Geltendmachung bei Gericht zu verhindern. Danach sollte also der geschäftliche und zivilrechtliche Verkehr zwischen Untertanen kriegführender Staaten von keinem Eingriff getroffen werden. England hat nun mit seiner letzten Verordnung vom 10. September im Widerspruch mit jedem völkerrechtlichen Gebrauch, den Handel mit feindlichen Untertanen überhaupt verboten und bestraft jede Warenlieferung und jede Zahlung nach Deutschland und Österreich-Ungarn als Verbrechen. Frankreich ist ihm seitdem mit einem ähnlichen Dekret nachgefolgt. Ebenso erklärte England, und wie es scheint, auch Frankreich, den internationalen Patentschutz für hinfällig und gestattet die widerrechtliche Ausübung deutscher und österreichischer Patente durch seine Untertanen.

Die Londoner Seerechtsdeklaration hatte man als einen großen Fortschritt angesehen, allerdings ist sie bisher nicht ratifiziert worden wegen gewisser, übri-

gens unbedeutender Einwendungen Englands, das sich aber sonst für den Inhalt der Deklaration wiederholt diplomatisch einsetzte. Die englische Regierung hat auch jetzt behauptet, daß ihre für den gegenwärtigen Krieg erlassene Seerechts-Verordnung auf der Londoner Deklaration fuße, sie hat aber im Widerspruch mit ihr Gegenstände, welche nach der Deklaration nur bedingte Konterbande sein sollten, als unbedingte Konterbande erklärt, sie hat außerdem Erze, welche in der Deklaration ausdrücklich vom Begriff der Konterbande ausgeschlossen wurden, eigenmächtig als Konterbande erklärt. England übt gegenüber neutralen Schiffen das Anhaltungs- und Durchsuchungsrecht in einem Umfang aus, der lebhaft an seine Übergriffe im 18. Jahrhundert erinnert, zu deren Abwehr die „bewaffnete Neutralität" ins Leben gerufen wurde. Die Londoner Deklaration läßt die neutrale oder feindliche Eigenschaft einer Ware durch die Nationalität ihres Eigentümers bestimmen, dagegen wurde auf einem englischen Schiff eine Holzladung, die für eine Firma neutraler Staatsangehörigkeit mit Lieferung in einem deutschen Hafen bestimmt war, beschlagnahmt. Der Angriff gegen den deutschen Kreuzer Wilhelm der Große in neutralem spanischen Gewässer ist eine flagrante Verletzung des Völkerrechts und des Rechts der Neutralen geradeso wie die Kaperei von Fischerbooten in Küstengewässern einen Bruch der Konvention XI vom Haag bedeutet.

Schon diese kurze, höchst unvollständige Aufzählung von Rechtsverletzungen läßt das Bedürfnis als gerechtfertigt erkennen, eine authentische amtliche Feststellung aller in diesem Krieg von den Mächten des Dreiverbandes begangenen Rechtsbrüche zu veranlassen. Es scheint mir die Aufgabe der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung, das Material genau und gründlich zu sammeln und dasselbe einem Kreis von hervorragenden Völkerrechtslehrern beider Staaten zur Begutachtung vorzulegen, damit diese anerkannten Autoritäten des internationalen Rechts darüber Bericht erstatten und ihr Urteil abgeben. Vielleicht kommt es nach dem Krieg zu einer dritten Haager Konferenz, und dort wäre der Ort, das Sündenregister der Mächte der Triple-Entente der ganzen Welt vorzulegen.

Der gegenwärtige Krieg hat die Welt weit zurückgeworfen und viele gute internationale Bestrebungen, die sich bereits über die Anfänge erhoben hatten, für lange Zeit zunichte gemacht, aber es sollen wenigstens die Verantwortlichkeiten für die Vergehen an der Zivilisation klargestellt werden. England und Rußland waren die eigentlichen Störer des europäischen Friedens, England in seinem verblendeten Deutschenhaß und seiner Unduldsamkeit gegen jeden Mitbewerb im Welthandel; Rußland in seiner panslawistischen Expansionspolitik, beide Tendenzen bedrohen die zivilisierte Welt und die friedliche Entwicklung der übrigen Völker. Frankreich hat sich durch eine Anzahl ehrgeiziger Politiker und skrupelloser Journalisten in den letzten Jahren in eine Kriegsstimmung und zu außerordentlich großen militärischen Rüstungen drängen lassen, die notwendig zum

Krieg führen mußten. Ob es gelingt, all diese gefährlichen Bestrebungen für immer niederzuwerfen, steht dahin, immerhin ist es die Aufgabe der anderen Staaten, die den Völkerfrieden bedrohenden Anschläge aufzuzeigen und der Welt an der Hand der Tatsachen zu beweisen, wohin die Herrschsucht und der maßlose Eigenwille unsere vermeintliche Zivilisation geführt haben.

Wilhelm Ostwald: Zur Kriegswissenschaft.

Nachdem die ersten gewaltigen Erregungen des Kriegszustandes vorüber sind, in welchem sich Deutschland fast dem ganzen übrigen Europa gegenüber befindet, und die ungeheuren Gebilde der modernen Heere dem Massenbegriff entsprechend die verhältnismäßig langsamen Bewegungen und Zustandsänderungen zeigen, welche ihren Dimensionen zukommen, entwickeln sich endlich die Verbindungsfäden, welche den gegenwärtigen Zustand unserer Psyche mit dem früheren in Zusammenhang setzen. Wir erkennen trotz der gewaltigen Veränderungen, welche durch den Krieg eintraten, daß die grundlegenden Begriffe unserer wirtschaftlichen, kommerziellen und wissenschaftlichen Tätigkeit unverändert bleiben, so stark verschoben die neuen Anwendungsformen derselben sich auch erweisen mögen. Und die organisatorische Fähigkeit des deutschen Volkes, welche bei den andern Nationen teils Spott teils Grauen hervorgerufen hat, bedingt es, daß jeder von uns alsbald sich grundsätzlich Klarheit über die entscheidenden Faktoren der neuen Verhältnisse zu verschaffen sucht. Sie bedingt auch, daß der Wissenschaftler fast automatisch die Denkmittel seines Sondergebietes auf die Kriegszustände anzuwenden versucht, um auf solche Weise festzustellen, wie weit jene wirksam sind, auch ungewohnte Verhältnisse zu erfassen und ihre theoretische Bewältigung zu ermöglichen.

So hat sich auch zwischen meinem alten Arbeitsgebiet, der physikalischen Chemie und dem gegenwärtigen Zustande eine Beziehung herausgestellt, welche gewisse Besonderheiten der gegenwärtigen Ereignisse, insbesondere die Widerstand- ja Angriffsfähigkeit der Deutschen einer schweren Überzahl von Feinden gegenüber von einer neuen Seite beleuchtet. Und zwar ist es der von Willard Gibbs vor einigen Jahrzehnten geschaffene aber erst viel später in seiner allgemeinen Bedeutung verstandene Begriff der Phase im physikalisch-chemischen Sinne, welcher eine methodische Anwendung auf die heutigen Verhältnisse gestattet. Unter Phasen versteht man in der physikalischen Chemie die gleichartigen Anteile körperlicher Systeme.

Für den Laien fällt der Phasenbegriff fast überall mit dem des Aggregatzustandes oder der Formart zusammen. So besteht die ganze Erde, soweit wir sie kennen, zunächst aus einer Gasphase, der atmosphärischen Luft, welche sie einschließt, ferner einer flüssigen Phase, dem Wasser, welches die Ozeane, Seen und Flüsse bildet und endlich einer festen Phase oder vielmehr der Gesamtheit der verschiedenen festen Phasen, welche die starre Erdkruste darstellen. Wir haben es also in dem System Erde mit drei Phasen (in erster Annäherung) zu tun. Da jede Phase raumkörperliche Beschaffenheit hat, so grenzen je zwei Phasen in Flächen aneinander und wo drei Phasen zusammenstoßen, stellen Linien die Grenze dar, welche allen dreien gemeinsam ist. Nennt man A, B und C die drei Phasen, so gibt es zwischen ihnen die drei Arten Grenzflächen AB, AC und BC, und endlich eine Art Grenzlinie ABC. Nun hat Walter Ostwald in einer Studie über die Energetik des Transportes (Das Monistische Jahrhundert, 2. Jahrgang, Heft 11) nachgewiesen, daß die sämtlichen Probleme der Vorwärtsbewegung von Lebewesen und leblosen Objekten sich systematisch durch die eben entwickelten Phasenbegriffe behandeln lassen. Wir Menschen sind durch unserer körperliche Struktur auf die Grenzfläche Erde-Luft der irdischen Phasen als unsern Wohnort angewiesen, in welcher demgemäß das erste und bedeutendste Bewegungsgebiet der Menschheit liegt. Eine zweite Fortbewegungs- und Transportmöglichkeit haben wir uns durch die Eroberung der Grenzfläche Wasser-Luft, die Oberfläche der Flüsse, Seen und Meere erworben, während die dritte Grenzfläche Erde-Wasser, nämlich der Grund der Gewässer noch nicht systematisch für die Technik der Fortbewegung erschlossen ist. Wir haben es hier mit einem säkularen Prozeß zu tun, denn während die Menschheit, seitdem sie sich von ihren tierischen Ahnen gesondert hat, durch viele Jahrtausende die erste Grenzfläche Erde-Luft zu bewohnen gelernt hat, wurde die Eroberung der zweiten, Wasser-Luft, im Altertum noch so lebendig als neu empfunden, daß Horaz noch nachträglich in seinen bekannten Versen seine Erschütterung über den dazu erforderlich gewesenen Mut zum Ausdruck bringt. Die Beherrschung der dritten Grenzfläche steht, wie erwähnt, noch aus.

Gemäß diesem Fortschritt vollziehen sich nun auch die kriegerischen Operationen. Bei weitem der größte und wichtigste Teil von ihnen entfällt auf die erste Grenzfläche, Erde-Luft, und die entscheidenden Schlachten werden zwischen Landheeren ausgefochten. Dadurch daß es überall von der zweiten schwerer zugänglichen Grenzfläche, Wasser-Luft eingeschlossen war, hat England seine besondere politische Stellung erringen können, die in dem letzten Jahrhundert zu einer praktischen Weltherrschaft geführt hatte. Denn dieser Zustand beruht auf dem Überwiegen der englischen Marine, d. h. auf der Beherrschung der zweiten Grenzfläche, und wäre beispielsweise

nicht möglich gewesen, wenn die Menschheit die dritte Grenzfläche, den Meeresgrund ebenso zu begehen gelernt hätte, wie dieses mit den beiden andern Grenzflächen der Fall ist. Und gerade der Umstand, daß für die modernsten Bewegungsformen, auf welche alsbald eingegangen werden soll, die isolierende Wirkung der Grenzfläche Wasser-Luft nicht mehr besteht, bedingt es, daß wir das ungeheure geschichtliche Ereignis des Falles der englischen Weltherrschaft in absehbarer Zeit erleben werden.

Damit wäre das Grundsätzliche über die drei Grenzflächen zwischen je zwei Phasen gesagt. Es seien noch des systematischen Zusammenhanges wegen einige Worte über die an dem Ort des Zusammenstoßes dreier Phasen sich bildenden Linien geredet. Es sind das die Küsten- und Uferlinien der Gewässer. Die besonderen technischen Vorteile, welche durch die Kombination der drei Formarten dort entstehen, sind gegenwärtig nur ganz rudimentär ausgenutzt worden. Der Treidelverkehr auf den Kanälen, wo der energetische Teil der Transportmittel die günstige Verbindung mit der festen Phase erfährt, während für den mechanischen die bequemere flüssige Phase vorbehalten bleibt, kennzeichnet den Typus dieser Möglichkeiten, die in den nächsten Jahrzehnten durch eine wohl alsbald nach dem Kriege eintretende energische Entwicklung unseres deutschen Kanalsystems zunehmend zur Verwertung gelangen werden.

Nun gibt es aber noch eine dritte Gruppe von Möglichkeiten, welche theoretisch an erster Stelle hätte erörtert werden sollen, deren Entwicklung aber wegen der technischen Schwierigkeiten zurückgeblieben ist. Es ist dies die Fortbewegung innerhalb der einheitlichen Phase elbst ohne Unterstützung und durch eine oder zwei andere Phasen. Biologisch ist das Problem längst gelöst: Der Regenwurm und der Maulwurf wandern durch die Erde, Fische und das ungezählte Heer der niedern Wassertiere bevölkern die flüssige Phase, Vögel und der Insekten lustig Völkchen die Luft. Den Menschen sind diese drei reinen Phasen erst sehr viel später zugänglich geworden. Die Erde kann er bis auf den heutigen Tag nicht anders bewältigen, als indem er durch Schaffen von Schacht und Stollen Grenzflächen zwischen fest und gasförmig innerhalb der Erde herstellt, also das Problem auf ein anderes bereits gelöstes zurückführt. Die militärische Anwendung ist durch den Bau von Minen gegeben. Weiter ist die Beherrschung der zweiten einheitlichen Phase, der Luft gediehen. Die ersten Versuche des Aufsteigens in die Höhe, der vollständigen Trennung von der Erdfläche sind nicht viel älter als hundert Jahre. Der Franzose Montgolfier erreichte durch die Steigwirkung der erwärmten Luft jenen fundamentalen technischen Effekt. Aber erst in unseren Tagen ist es gelungen, aus jenem ersten Keim ein lebenskräftiges Gewächs zu züchten, indem sowohl die Fliegerapparate wie die Luftschiffe so weit entwickelt wurden, daß die

Fahrtrichtung nach dem Willen des Fahrers gelenkt werden kann. Die Ursache dieser verspäteten Entwicklung liegt in den sehr großen Energiemengen, welche für die Lenkung gegen Wind und Wetter erforderlich sind und die in so konzentrierter Form der früheren Technik nicht zu Gebote standen. Erst der moderne Verbrennungsmotor, welcher gestattet, enorme Energievorräte ingestalt von hochwertigen Brennmaterialien mit sehr hohem Nutzungskoeffizienten in mechanische Arbeit umzusetzen, hat die Ausbildung des Flugwesens nach beiden Richtungen ermöglicht Mit der charakteristischen wissenschaftlich-methodischen Technik, der die Deutschen ihre Erfolge auf allen Gebieten der modernen Betätigung verdanken, ist man auch bei uns an die Entwicklung dieser Probleme gegangen und insbesondere Graf Zeppelin hat sich durch die vieljährigen Mißerfolge seiner ersten Versuche nicht abschrecken lassen. Aller Fortschritt beruht auf Erfahrung und hat demgemäß, da auf eine Möglichkeit des Erfolges tausend Möglichkeiten des Mißlingens zu rechnen sind, die Erledigung von zahlreichen fehlgehenden Versuchen zur Voraussetzung, durch deren Studium die Bedingungen des Gelingens schließlich so weit eingeschlossen und definiert werden können, daß der Erfolg nicht mehr von Glück und Kühnheit abhängt, sondern vorausberechnet und vorausgestaltet werden kann.

Ganz ähnliches gilt für die Beherrschung der dritten einheitlichen Phase, des Wassers. Mir ist aus meinen Knaben- und Jünglingsjahren noch in lebhafter Erinnerung, wie damals der deutsche Ingenieur Bauer mit seinem Unterseeboot in der Kieler Bucht Versuche machte, welche mit dem Versinken des Bootes und der wunderbaren Errettung der Mannschaft endeten. Hernach hat das ans Land gezogene erste Unterseeboot noch lange wie ein gestrandeter Walfisch am Ufer gelegen, und ich weiß nicht wo seine Reste sich gegenwärtig befinden, wenn sie überhaupt noch identifiziert werden können. Auch hier hat ein langsamer Entwicklungsprozeß eingesetzt, dessen letzte günstige Phase von dem gleichen Faktor abhängig gewesen ist, der für die Luftschiffahrt sich als maßgebend erwiesen hatte, nämlich der Beherrschung der erforderlichen motorischen Energie in kleinem Raume und geringem Gewichte. Der Dieselmotor und die elektrische Akkumulatorenbatterie gestatten das, was Bauer noch durch die vollständig unzulängliche Menschenkraft hatte leisten wollen, die Fahrt des Schiffes sowohl an der Grenzfläche zur Luft wie innerhalb des homogenen Mediums unter Wasser. Und wiederum liegt die bewußte Ausnutzung und Ausgestaltung dieser Bedingungen seitens unserer deutschen Ingenieure vor, welche, ohne daß in der Öffentlichkeit viel davon die Rede war, im deutschen Unterseeboot ein Kriegsmittel geschaffen haben, das bestimmt zu sein scheint, bezüglich der englischen Vorherrschaft jene weltgeschichtliche Epoche zu verwirklichen, von der bereits vorher die Rede war.

In beiden Fällen hat also die Eroberung der homogenen Phasen für die Bewegung des Menschen und seiner Apparate in dem gegenwärtigen Kriege uns Deutschen jene Überlegenheit gegeben, deren Gefühl sich allmählich auch den Abseitsstehenden teils zu ihrem Schrecken, teils zu ihrer Freude mitteilt. Beide Fälle wurden aber erst zur Reife gebracht durch einen dritten und allgemeinen Umstand, nämlich durch die Konzentration der Energie und ihrer Umwandlungsmittel in kleinem Raum und geringem Gewicht. Und überlegt man sich die technischen Voraussetzungen für das dritte große Hilfsmittel in unserem gegenwärtigem Daseinskampfe, die 42 cm Mörser, so findet man wiederum keinen andern allgemeinen Ausdruck für die Gründe ihrer Überlegenheit über alles, was die Gegner zu stande gebracht haben, als den, daß es unseren deutschen Ingenieuren gelungen ist, größere Mengen Energie auf einen engen Raum zu konzentrieren und in wissenschaftlich geregelter Weise zu transformieren, als dieses irgend einem unserer Konkurrenten bisher möglich gewesen war.

Exzellenz Dr. Franz Klein: Krieg und Gesellschaftsgeist.

Es ist nicht lange her, daß über die Geschichtsschreibung der Stab gebrochen wurde, weil sie aus dem Geschehen der Jahrhunderte hauptsächlich nur Kriege und Kämpfe heraushob. Was wir nun bald froh, bald mit bangem Herzen durchleben, lehrt, daß die ältere Methode der Geschichtsschreibung, obwohl sie Wichtiges vernachlässigte, doch keineswegs so verfehlt war, als behauptet wird. Die Kriege, die über die Geschicke der Völker und den Gang der Weltgeschichte entscheiden, waren zu jeder Zeit nicht nur Kulminationen der physischen Kräfte eines Landes, sondern es drückten sich in ihnen in gleicher Weise die technischen und wirtschaftlichen Fähigkeiten wie das geistige und moralische Vermögen der Nationen aus. Selbstverständlich ebensowenig immer im vollen Umfange, als in der Politik und in der Leitung und Verwaltung des Staates immer allen vorhandenen Energien Gelegenheit zur Betätigung gegeben wird. Die Kriege sind deshalb fast immer eine Hochmarke der jeweiligen aktiven Staats- und Volkspotenzen, deren an- oder absteigende Einzelentwicklungen daraus ziemlich verläßlich abzulesen sind. Das letzte Jahrhundert hat Politik und Kriegsdienst auf das ganze Volk ausgedehnt und damit wird der Krieg zur Äußerung des gesamten materiellen und geistigen

Volkstums. Wir sind Zeuge dessen: was immer im normalen Laufe der Dinge in Sport und Spiel, in Hygiene und Heilkunde, in Technik und Wissenschaft, im wirtschaftlichen Verkehre und im Transportwesen, in Fabrik und Werkstätte, in Büchern und Vorträgen, in Schule und Kirche, an Wohltätigkeit und sozialer Fürsorge usw. geschieht, getan und gefördert wird, das alles faßt jetzt der Krieg mit gewaltigem Griffe zu einer ungeheuren Kraft zusammen, die dem Feinde entgegengeschleudert wird. Der Krieg ist nun die fast restlose Verwertung des intellektuellen, moralischen und technischen Besitzes eines Volkes. Dadurch wird er von selbst zum Prüfstein der ihm vorausgegangenen und zum Herolde der kommenden Epoche; wer die Geschichte des Krieges erzählt, schildert damit zugleich die unmittelbare Vergangenheit und insbesondere den Volkscharakter, den diese geschaffen hat. Wie sich Charakter und Denkweise eines Volkes im Kriege widerspiegeln, dafür geben die Leistungen der deutschen Heere ein Beispiel. Der dem modernen Deutschland eigentümliche Geist tritt in den Wechselfällen des Feldzuges deutlich hervor. Während des Friedens in Industrie, Handel, Schiffahrt usw. wie im Kriege dieselbe Kühnheit und Entschlossenheit, derselbe auf gute Berechnung sich stützende Wagemut, eine eigentümliche Mischung von Verstandeskühle und Tatendrang, dieselbe Unerschrockenheit und Tapferkeit, dieselbe Lust an großen Unternehmungen, die auf neue Weise über alles gegebene hinausgehen, das gleiche Einsetzen der vollen Kraft, dieselbe Kunst, auch dort, wo schon andere sind, bald Ellenbogenfreiheit zu erlangen. Die nämliche Identität besteht hinsichtlich der musterhaften Organisation, der Zähigkeit und Ausdauer, der Arbeitsfreude, des Pflichtgefühles und Ordnungssinnes, und als höchstes über allem anderen in friedlicher und kriegerischer Bewährung das starke nationale Gefühl, die Vaterlandsliebe, der Reichsgedanke und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Seinen. Mit Recht ist der Krieg die Fortsetzung der Friedensarbeit genannt worden. Die Taten der deutschen Generale und Heere sind von gleicher Substanz und Orientierung wie die der Bank- und Industriekapitäne und des deutschen Handels usw. Die Wurzeln der Leistungen beider sind die gleichen und es ist dieselbe geistig-gesellschaftliche Evolution, die beide hervorbrachte. Die Soldaten im Felde sind aus derselben Schule wie die Ingenieure, Kaufleute usw., die das Deutsche Reich während der vierzig Friedensjahre im internationalen Wettbewerbe von Sieg zu Sieg geführt haben. Wer zu dieser Entwicklung mehr beigetragen hat und wer darin vorangegangen ist, der Soldat oder das erwerbende Bürgertum, ist hier nicht zu erörtern, es wolle nur an einem besonders eklatanten Beispiele erhärtet werden, daß in den heutigen Kriegen nicht mehr bloß Waffen und Waffenträger, sondern biologische und psychische Typen, Bildungs-, Erziehungs- und Kultursysteme, Weltanschauungen einander gegenüberstehen, die sich in den Menschen und Einrichtungen verkörpern.

Krieg ist Erhöhung, Übersteigung, man kann sagen ein Affekt, von dem die Gesellschaft befallen ist. Im Affekte betonen sich nicht nur die Gefühle und

Strebungen stärker, sondern es enthüllt sich auch mancherlei, das sonst berechnend verborgen wird. Wes Geistes Kind Staat und Volk sind, was in ihnen echt und was bloß konventionell oder Firnis ist, welches ihre innersten Ansichten und Gelüste sind, das kommt daher niemals so wasserhell zutage wie im Kriege. Gerade weil er als erlaubtes Abweichen von den Forderungen der Zivilisation und Kultur gilt, ist der Krieg ein untrüglicher Maßstab für das, was im Volke ist, die große Probe — wie O. v. Gierke in seiner Rede über Krieg und Kultur sagt — nicht nur für die Waffenmacht, sondern auch für die sittliche Kraft der Gewissen.

Werden die bisherigen Kriegsereignisse unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, so kommt man, was zunächst die inneren Verhältnisse Deutschlands und Österreich-Ungarns anlangt, zu einem Ergebnisse, das der Kulturpolitiker als günstig bezeichnen muß. Aus dem Inhalte des gesellschaftlichen Bewußtseins, in dem der Krieg nachwirkt, zieht vor allem eine Assoziation die Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Mittelpunkt ist ein ernst genommenes starkes Staatsgefühl, verbunden einerseits mit dem Streben, die politische Lage des Staates richtig zu würdigen und ihr gerecht zu werden, und andererseits mit der Disposition, den Notwendigkeiten einer solchen Schicksalsstunde Überzeugungen, Dogmen, Programme und Interessen vernünftig unterzuordnen. Es manifestieren sich diese Vorstellungen und Regungen in verschiedener Gestalt. Im Deutschen Reiche als hinreißendes, begeistertes nationales Empfinden, für das es kein zu großes Opfer gibt, das an die Sendung und den Sieg des Reiches glaubt und vor dem alle die Befürchtungen wegen eines Niederganges des nationalen Sinns zerrinnen, die grämliche Zweifler bisweilen ausgeheckt haben. In Österreich-Ungarn sind sie in der überwältigenden Freudigkeit zutage getreten, womit dem Rufe zu den Fahnen Folge geleistet wurde, und das Gefühl der staatlichen Solidarität und der Pflicht, für Dynastie und Heimat einzustehen, war so intensiv, daß es die nationalen Gegensätze mit einem Male überbrückte und die Angehörigen aller Volksstämme nach übereinstimmenden Zeugnissen mit gleichem heldenmütigen Eifer sich schlagen. Der in der Leidenschaft der politischen Kämpfe oder in der Verdrossenheit über diese Wirren so oft verleugnete Einheitsstaat war auf einmal in den Seelen seiner Bürger erwacht und ein Gut, zu dessen Schutze man mit Jubel ins Feld zog. Im entscheidenden Augenblicke überwand die Anhänglichkeit an die alte Staatsgemeinschaft alle Vorbehalte und Unzufriedenheiten. Es war dies zumeist ein Werk staatspolitischen Empfindens. Die nationale Saite schwang dabei nur zum geringen Teile mit, eher wären „Momente der Stammesverwandtschaft" mit einigen der Gegner im Wege gestanden. Die Einmütigkeit war zugleich eine Art Volksreferendum über die Gerechtigkeit des Krieges und seine Unvermeidlichkeit, ein Moment, das für das Aufbieten eines Volksheeres, wo der nationale Impuls nicht mitspricht, sehr wesentlich ist. Von den jahrelangen Wühlereien Rußlands und Serbiens, die vielleicht schon früher hätten zertreten werden sollen, fällt ein Schatten auf diese

glänzende Bewährung des Staatsgefühles, doch diejenigen, die diesen raffinierten Verführungen erlagen, sind im Vergleiche zum Ganzen Splitter. Zum Schaden stiften waren ihrer nach dem, was in den Zeitungen zu lesen war, allerdings genug. Aus dem Deutschen Reiche darf als erfreuliches Dokument für das Zurückdrängen des nationalen Standpunktes durch den Patriotismus die Aufhebung der Tätigkeit des Ostmarkenvereines angeführt werden, die sein Vorstand, wie berichtet wird, „angesichts des lobenswerten Verhaltens der Polen in der Kriegszeit" beschlossen hat. In anderer Art bekundete sich Staatsgefühl und Patriotismus durch das Aufgeben alles parteimäßigen Trennenden, dessen feierlichste Form die Sitzung des Deutschen Reichstages vom 4. August d. J. war. Bemerkenswert ist namentlich, daß die Sozialdemokratie beim Heranziehen von Kriegen, deren einzige wirklich weltgeschichtliche Idee die Ausdehnung der Autokratie Rußlands ist, die Heimat einem bis nun ziemlich formalen Internationalismus voransetzte oder es wenigstens aus politischen Gründen für wichtig hielt, mit den patriotischen Stimmungen der Bevölkerung nicht in Konflikt zu geraten. Im Effekte kommen damit Ideen Lassalles aus dem Beginne der deutschen Arbeiterbewegung zu Ehren. Ihre Haltung wurde der deutschen und der österreichischen Sozialdemokratie zuerst von den westeuropäischen Sozialisten zum Vorwufe gemacht. Seither haben sich bekanntlich die französischen Sozialisten gleichfalls für den Staat erklärt, und zwar mit so viel Logik, daß sie in der Regierung selbst sitzen. Die Wendung scheint ihnen nicht schwer gefallen zu sein, denn einer der ihrigen hat sich jüngst als ein besonders großmäuliger Chauvinist entpuppt, der den deutschen Imperialismus vernichten will und nicht zu ahnen scheint, zu welchem Zwecke das Revanchebedürfnis Frankreichs aufgestachelt wurde. Unscheinbarer betätigen sich Staatsgefühl und resignierendes Begreifen der Vorgänge des Staatslebens in dem manchmal heroischen Dulden und Entbehren der Millionen, die durch den Kriegsausbruch um Brot und Verdienst gekommen sind oder sich und die ihrigen nun bei Verteuerung des Lebensunterhaltes mit wesentlich geringerem Einkommen unter Unbilden und Kümmernissen fortbringen müssen. Zu ihnen gesellen sich diejenigen, die unter feindlichen Okkupationen zu leiden haben und, von Haus und Hof vertrieben, ohne Mittel harte Zeiten durchleben. Aus der älteren Literatur schleppt sich in den Schriften über den Krieg die Phrase von den Revolten der Arbeitslosen oder minder Erwerbsfähigen weiter, die im Rücken der Armeen stattfinden. An Darben, Not und Elend fehlt es gewiß nicht, doch die Betroffenen nehmen es, zufrieden mit dem, was öffentliche und freiwillige Fürsorge ihnen bietet, als ihren Teil an der Bedrängnis des Ganzen hin, wie die Heeresangehörigen den Kugeln des Feindes entgegengehen: in beiden Fällen dieselbe Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, weil man sie dem in Gefahr befindlichen Staate schuldig zu sein glaubt. Des Ganzen willen trägt man endlich tapfer die Trauer und den brennenden Schmerz um die vor dem Feinde Gefallenen und die Angst um diejenigen, von denen keine Nachrichten kommen oder deren Leben

nur die Kunst des Arztes retten kann. Keine Anklagen deswegen gegen die Gesamtheit, nur aufrichtiger Zorn gegen die Ränkeschmiede und Störenfriede. Auch hier wieder ein analoges Sichbeugen vor den Geboten des Staatsinteresses, wie es die Leiden und Qualen der Verwundeten oder die Bravour desjenigen ist, der trotz Frau und Kind gegen die feindlichen Reihen stürmt. In der schweigenden Selbstverständlichkeit, mit der die Männer auf dem Schlachtfelde wie die Daheimgebliebenen ein schweres Los auf sich nehmen und es wacker tragen, birgt sich außer dem Staatsgefühle ein wunderbarer Idealismus, wunderbar um so mehr, wenn ihn die Bedrückten und die von den höchsten Kulturschätzen Ausgeschlossenen haben und für ihn Märtyrer werden. Zugegeben, daß nicht alle sich über das wahre Verhältnis zwischen ihrem Geben und dem, was sie erhalten, Gedanken machen, so stellen doch heute weit mehr Menschen kritische und bewertende Erwägungen über das Leben und über alles an, was sie betrifft, als einstmals. Der ideale Aufschwung ist dann desto mehr des Preisens wert, denn er dürfte mit der nun außerordentlich verbreiteten individualistischen Kritik bisweilen schwerere Seelenkämpfe zu bestehen haben, als sie der Zusammenhang mit dem Feinde veranlaßt. Die vorausgegangenen Konstatierungen widerlegen daher zugleich eine Ansicht, die ziemlich allgemein für richtig gehalten wurde. Man war der Meinung, daß Intellektualismus, Individualismus und Rationalismus sozusagen naturgemäß eine Verstandesmäßigkeit und einen Nützlichkeitssinn züchten, die dem Leben seinen edlen Inhalt rauben und die Menschen in ihrer Mehrheit zu eingefleischten, für alles, was über ihr Privatdasein hinausgeht, unempfindlichen Egoisten machen werden. Der Krieg hat uns von diesem Alpdrucke befreit, denn er zeigte, daß unter der rationalistisch-individualistischen Oberfläche noch immer gesellschaftsfördernde Geneigtheiten nachwachsen, deren Wurzeln von der Skepsis und dem seichten Nützlichkeitsstreben nicht angenagt sind. Für den Alltag mögen die Ideen der Oberfläche vorherrschen; stärkere, tiefere Antriebe heben aber die unter der Schwelle ruhenden urwüchsigen und durch Vererbung erstarkten gesellschaftlichen Anlagen immer wieder empor. Es will die Ehrfurcht vor der Seelengröße, die uns so auf Schritt und Tritt nun entgegenleuchtet, nicht verkleinern, wenn die Ansicht ausgesprochen wird, daß die Art, wie jetzt die Kriegslasten getragen werden, in nicht geringem Maße auch der besseren Einsicht in den Gang und Zusammenhang der Dinge und der besseren politischen Schulung sehr weiter Kreise des Volkes zuzurechnen ist. Das gibt denjenigen Unrecht, denen viel zu viel politisiert wird und die es scheel anschauen, wenn die unteren Volksklassen über die Erscheinungen und Gesetze ihrer Schichten belehrt werden. Es ist daran auch zu messen, welche Wohltat eine gute staatsbürgerliche Erziehung sein kann.

In die nämliche Richtung weist eine andere Tatsachenreihe. Der Krieg hat um die Gesellschaft, die mehr und mehr in einander befehdende Partikel zu zerfallen drohte, Reifen gelegt und sie in eine kompakte Masse verwandelt. Endlich wieder

ein Ereignis, das die Gesamtheit und jeden einzelnen in ihr im Tiefsten packte und daran erinnerte, daß ungeachtet der Verschiedenheit von Klassen und Ständen und ungeachtet der Schranken, die Geld und Gut aufrichten, das ganze Volk eine Gemeinschaft „auf Gedeih und Verderb" mit weitgehender Gleichheit entscheidender Interessenkomplexe ist, daß keiner von dem anderen unabhängig ist und jeder, der für die Gesellschaft arbeitet, auf ihren Dank und Hilfe Anspruch hat. Niemand verschloß sich dem, und die nicht Waffen tragende Bevölkerung begann überall die regste Tätigkeit zu entfalten, um zu geben, zu helfen, zu unterstützen und zu lindern, wo es geschehen kann. In diesem Tun gehen die einzelnen ebenso in der Gesamtheit auf wie die in den Krieg Gezogenen in ihren Heereskörpern. Der soziale Gedanke gehabte sich in letzter Zeit sehr eingeschüchtert, er war schon halb aufgegeben und man mußte fürchten, er werde dem nächsten Ansturme des unsterblichen Individualismus erliegen. Nun regt er wieder seine Schwingen. Not lehrt nicht bloß beten, sondern auch sozial sein. Die unterschiedlichen Gruppen werden ihres Zusammenhanges nun inne, rücken einander näher und die Idee der Gesamthaftung aller einzelnen im Staate, die nach den Worten des verstorbenen Staatsrechtslehrers G. Jellinek bis in die naiven sozialen Vorstellungen der Naturvölker zurückreicht, ergreift sie alle. Die tragfähigeren Glieder der Gesellschaft spenden nicht Wohltaten, sie anerkennen es vielmehr als ihre ethische und gesellschaftliche Verpflichtung, sich um die durch den Krieg verursachten Sorgen der Schwächeren zu kümmern. Es gilt als anstößig, sich davon ferne zu halten, und Lauheit zieht leicht Vorwürfe nach sich. Das soziale Bewußtsein ist, wie es immer sein sollte, an die erste Stelle getreten. Das verkünden die zahlreichen zum Teile großartigen Organisationen der privaten Hilfe ebenso wie die Forderung, daß mit der Entlassung von Arbeitern und Angestellten aufs Äußerste zurückgehalten werden müsse, oder daß der Notstand nicht von einzelnen durch Preissteigerungen zum Nachteil der schwer betroffenen ärmeren Klasse ausgebeutet werden dürfe. Wie sehr nun der Gemeinsinn das Denken ummodelt, beweist das geflissentliche Maßhalten von Interessentengruppen, die sonst in Bescheidenheit und Nachgiebigkeit gerade nicht ihren höchsten Stolz erblicken. Ein Beleg dafür ist die zeitweilige Aufhebung der Getreidezölle und der Versuch, für Getreide und Mahlprodukte Höchstpreise zu bestimmen, Maßregeln, die, wenngleich sie vielleicht augenblicklich keine besondere Einbuße bedeuten mögen, doch einflußreichen politischen Gruppen grundsätzlich gewiß im Innersten widerstreben. Wie hoch und nieder für das gemeinsame Ziel in Reih und Glied sich eint, so müssen sich die vorlautesten Interessen dem allgemeinen Maße fügen, sobald jenes Ziel sie mit mahnenden, bannenden Augen anstarrt. Weil in der Zeit der Sozialpolitik die Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände sehr gewachsen ist, umfaßt die Hilfsbereitschaft nun alle Stufen und Zwischenfälle des Lebens, von den Liebesgaben für die Soldaten bis zum Mutterschutz und der Säuglingspflege einerseits und zur Schaffung neuer Kreditquellen andererseits,

und sich auf seine soziale Verantwortlichkeit besinnend, trägt jedermann ohne Murren die Beschränkungen, Opfer und Verzichte, die im Interesse der Volks- und Finanzwirtschaft ihm nun auferlegt werden. Sozial handeln ist, soweit es freiwillig ist und nicht egoistische Motive hat, sittliches Handeln. Mit der sozialen Tätigkeit nehmen daher in der Regel auch die sittlichen Tendenzen in der Gesellschaft zu. Sozial und sittlich sind nicht dasselbe wie überindividuell, sie sind aber die wesentlichsten Teile davon, und eine Gesellschaft, die sie pflegt, läutert sich vom Materialismus.

Eine weitere mit dem Kriege verbundene Erscheinung ist: es ändern sich viele Maßstäbe. Beispiele dafür hat schon das Bisherige gegeben, einiges Wichtigere ist noch nachzutragen. Ein langer Friede, welcher der Bequemlichkeit, dem Komfort und Luxus mehr und mehr bietet, macht grenzenlos. Man nimmt das Unerhörteste ohne Überraschung wie etwas hin, das gebührt. Aus diesem erschlaffenden Sybaritismus, der alles ihm Dienliche gedankenlos als selbstverständlich ansieht, scheucht der Krieg auf. Er bringt am Markte, im Post- und Telegraphenverkehr, in den Kommunikationsmitteln, im Häuslichen wie im Reisen, in den Vergnügungen und Genüssen unzählige Beengungen mit sich. Die Menschen müssen lieben Gewohnheiten entsagen, sie werden einfacher, bescheidener und sie lernen einesteils, daß manches, ohne das sie nicht leben zu können glaubten, doch entbehrt werden kann, wie ihnen anderenteils der hohe Wert mancher Güter nun klar wird, über die sie geringschätzig verfügten. Der Weg ist offen, um die übersättigte Kulturblasiertheit zu überwinden, durch die man sich als „moderner Europäer" zu qualifizieren meinte. Im Kriege prägt sich ferner der voluntaristische Zug mehr aus, der in neuerer Zeit überall zu beobachten war, und die energetische Auffassung, welche die Gesellschaftsvorgänge sozusagen auf die Technik der Kraft zurückführt, empfängt manche Bestätigung. Die vielbewunderten Heldentaten einzelner und das Überdauern unerhörter Strapazen, von denen die Kriegsberichte fast täglich zu melden wissen, bezeugen in den verschiedensten Berufen und Lebensstellungen einen Fond von eiserner Willensstärke, den die Wenigsten jetzt schon, nachdem die als räsonierend und intellektualistisch verschrieene Epoche kaum vorüber ist, erwartet hätten. Zugleich ist es, nebenbei bemerkt, eine weitere angenehme Überraschung, durch die viele Befürchtungen sich erledigen, daß die Menschen, die unsere Zeit hervorgebracht hat, auch körperlich für die volumtaristische und energetische Weltanschauung vorzüglich ausgerüstet sind. Sie haben die ungeheuren Nervenproben, welche die Kriegsführung jetzt enthält, erstaunlich bestanden. Endlich werden nun viele mit einem Male gewahr, wie spielerisch ihr Leben ist, für welche nichtigen und eitlen Dinge sie es verwendeten. Die Ereignisse lösen sie aus diesem Ameisenhorizonte und setzen sie in eine richtige Proportion zur Welt. Die erdrückende Tragik der Kämpfe, von denen beinahe alle Länder und Meere widerhallen, nimmt die Seelen gefangen und man könnte sagen, über Nacht reifen die Menschen zum Ernste und zur Gewalt der Probleme,

die der Krieg nun vor ihnen aufrollt. Der Maßstab leichtlebigen oder stumpfsinnigen Einzelgeschicks wird mit der Gewissenhaftigkeit und sorgenden Prüfung aus der Perspektive des sich vorbereitenden Gesamtschicksales vertauscht. Aus der kleinen Welt heraustretend, in der er geistig und gemütlich völlig aufgegangen ist, prüft der Mensch das Dasein nach neuen Maßen, kehrt in sich ein und ahnt plötzlich das Rätselvolle des Seins. Er frägt sich nach dem Woher, Warum und Wohin und erlebt — reflektierend oder mehr gefühlsmäßig — seine metaphysischen Stunden. In Unzähligen vollzieht sich dieser innerliche Wandel, der für sie schmerzliches Abschiednehmen von lieben Illusionen ist. Ein nachdenklicher, elegischer Zug dringt in die Gesellschaft, der sich erst verliert, wenn Siegesjauchzen das endgültige Niederringen des Feindes verkünden wird.

Mit dem Gesagten will natürlich nicht mehr behauptet werden, als daß die angegebenen Züge in der Gesellschaft überwiegen, die Regel seien. Daneben gibt es ohne Frage Menschen, an denen dieser seelische Aufschwung ganz vorübergeht oder deren Denken unter dem Drucke der Ereignisse eine konträre Richtung nimmt. Es ist eine bunte Schar: solche, die den positiven oder negativen Zumutungen, die der Krieg an sie stellt, sich nur fügen, weil sie müssen, dazu gezwungen werden, dann verbohrte Nationalisten, und Parteileute, die nicht um ein Haar von ihren Vorurteilen lassen und in ihrer Opposition beharren, Menschen, die in den erhebendsten Augenblicken nicht imstande sind, die Brille der Berufs-, Klassen- oder Verbandsinteressen abzulegen, unerbittliche Egoisten, die den Leiden und dem Jammer des Krieges ungerührt zusehen und nur an das eigene Wohlergehen denken, und endlich beutet ungezähmte Gewinn- und Habsucht oft gerade den Krieg rücksichtslos zu ihrem Vorteile aus. Man weiß aus früherer Zeit, zu wieviel großen Vermögen Kriegslieferungen den Grund gelegt haben. Daß das unbedenkliche Gewinnstreben nicht ausgestorben ist, dafür sind die behördlichen Verfügungen ein Zeugnis, die sich gegen Preistreibereien, Zurückhalten von Vorräten usw. richten. Die Verinnerlichung und Veredlung ist also gewiß keine ausnahmslose. Selbst der Krieg hat nicht die Macht, alle Unterschiede in den Charakteranlagen und Moralauffassungen auszugleichen. Er hat im Gegenteile, das darf nicht geleugnet werden, neben den erhebenden, sittlichen Wirkungen auch solche, die böse Instinkte nähren und treiben. Im Gedankenbilde unserer Tage sind diese letzteren allerdings bis nun im weiteren Umfang als motivierend oder bestimmend nicht aufgefallen. Die österreichische Regierung hat jedoch vor kurzem zur Begründung neuer verschärfter Bestimmungen gegen den Wucher behauptet, es lägen Beweise dafür vor, daß das wirtschaftliche Leben unter den maßlosen Forderungen einzelner zu leiden beginne.

Wenn wir nun mehr die Beziehungen nach außen ins Auge fassen, so kommt zuerst das Verhältnis zwischen verbündeten Staaten in Frage. Hier wird der Krieg innerlich, solange die Allianz dauert, wohl meistens indifferent sein. Die hauptsächlichste Folge könnte sein, daß die Angehörigen des einen Staates die

Gefühle, die sie für ihr Land haben, auf den verbündeten Staat ausdehnen oder doch für letzteren ähnliche Gefühle hegen. Das ist im Verhältnisse zwischen den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen im vollen Maße der Fall. Eine solche Ausdehnung des Radius des Staatsgefühles wird aber nicht oft vorkommen. Die Jahrhunderte haben die meisten der heutigen europäischen Völker zu allzu scharf umrissenen Individualitäten gemacht. Das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn wäre auch nicht eine so feste geistig-psychische Tatsache, wenn ihm nicht die Geschichte, die alte Kulturgemeinschaft der beiden Reiche, wie Kaiser Wilhelm in der Thronrede vom 4. August d. J. sagte, vorgebaut haben würde. Daß der Krieg zu einer engeren Verschmelzung der Völker, die sich gegen uns verbündet haben, und zu einem dauernden Solidaritätsgefühle zwischen ihnen führen werde, ist unwahrscheinlich. Ambitionen, Haß und Feindschaft führten sie zusammen, und keines von ihnen faßt wohl die Verbindung anders auf als unter dem Gesichtspunkte der subjektiven Utilität, des eigenen Nutzens. Innerste Einigkeit herrscht nur in der Absicht, dem gemeinsamen Feinde so viel Böses anzutun, als sich ausdenken und ins Werk setzen läßt. Das wird dann allerdings nicht ohne Konsequenzen bleiben, aber sie gehören in das Kapitel von dem Verhältnisse zwischen den feindlichen Staaten. Von diesen ist nunmehr, um den Rundblick zu vollenden, noch zu sprechen.

Es ist ein trauriges, jämmerliches Kapitel. Klingsors Zaubergarten fällt dabei ein. Wir wußten, daß es nicht der Kosmopolitismus Herders war, aber wir glaubten, daß sich aus den internationalen Werken und Arbeiten ein gemeinsames Fundament ergeben werde, unter das die Sonderung nicht mehr werde herabsinken können. Die Schöpfungen und Anstalten internationaler Verständigung galten als Gegengewicht der Rüstungen, und ernste, gut unterrichtete Männer hatten die Zuversicht, der anwachsende internationale Verkehr und die Unentbehrlichkeit der mannigfaltigen internationalen Institutionen für diesen Verkehr werde verhindern, daß es zum äußersten komme. Nun hat sich der viel gepriesene Internationalismus in kahle, öde Steinhaufen verwandelt, und die zwei Monate des Krieges haben die Überzeugung begründet, daß mit allen internationalen Akten die Kultur in Wahrheit keinen Schritt vorwärts gekommen ist, ja selbst die Zivilisation nun ärger als je geschändet wird. Es war nichts Übermäßiges, über das man sich geeinigt hatte. Der Krieg sollte ein loyales Duell zwischen den feindlichen Armeen sein, ohne unnötige Grausamkeit. Die rechtlichen und geschäftlichen Beziehungen der Einwohner der feindlichen Länder soll der Krieg nicht berühren, und auch den Seeverkehr zu schonen, waren die meisten Staaten gewillt. Die sich überstürzenden kriegstechnischen Erfindungen machen den Kampf ohnehin fürchterlich genug, dagegen gab es keine Abhilfe; es hätte also selbst bei strikter Einhaltung des Völkerrechtes und der internationalen Vereinbarungen der Krieg Schrecken im Überflusse gehabt. Anstatt dieser geringen Zugeständnisse an Humanität und Zivilisation ist der Krieg noch unmenschlicher geworden und —

das ist die Errungenschaft, die England, dem tückischesten unserer Feinde, zu danken ist — der Kriegsschauplatz erstreckt sich nun auch auf Privatrecht und Privatwirtschaft. Nicht bloß die Kombattanten, sondern ebenso der ausländische Gläubiger, Patentbesitzer, Händler usw. soll tötlich getroffen werden. Jedermann weiß, was seit Beginn des Krieges von den Gegnern an Scheußlichkeiten und Völkerrechtswidrigkeiten geleistet wurde, es ist nicht nötig, das noch einmal aufzuzählen. In den verschiedenen Räumen des großen Kriegstheaters wurde vom ersten Augenblicke an mit ungewöhnlichem Grimme und Verbissenheit gekämpft. Die Feindschaft, die darin zutage trat, war fast eine persönliche, ein Haß von Mann gegen Mann, es entluden sich die Gegensätze, welche die Intrigen und die Preßhetze der Triple-Entente seit Jahren mit den verwerflichsten Mitteln angefacht haben. Die Gehässigkeit nimmt mitunter geradezu kindische Formen an, wie beispielsweise die vom französischen Ministerrate beschlossene Ausschließung der Deutschen und Österreicher aus der Ehrenlegion, oder die Agitation für die Ausschließung der deutschen Sprache aus dem Lehrplane der französischen Universitäten, weil man, wie ein französischer Literat im Figaro schrieb, mit den Deutschen nur mittels des Eisens konversieren kann, oder die Agitation für die Verbannung nicht nur der deutschen dramatischen Werke, sondern überhaupt der „plumpen, häßlichen, schrecklichen Sprache Attilas" von der französischen Erde! Geradezu schwachsinnig ist die Aufforderung Maeterlincks, den deutschen Geist auszurotten, damit „er nicht bei nächster Gelegenheit wieder seine Infamien begehen" könne u. s. f. ohne Grazie. Zur Ehre der Bevölkerung und der Presse der beiden Kaiserreiche schallt es in diesem Falle nicht aus dem Volke heraus wie man hineinruft. Wenn die in die Welt geschickten Lügen bisweilen eine derbere Antwort erhalten, so kann das wohl niemandem verübelt werden. Soweit die Schmähung gegen den Feind, wie namentlich in Frankreich sozusagen als sechste oder siebente Waffe zu kultivieren, ist es in Deutschland oder in Österreich oder Ungarn nie gekommen. Dazu fühlt man den Krieg viel zu tief.

Wie die Sachen heute stehen, ist auf ein baldiges Erlöschen der feindseligen Gesinnungen kaum zu hoffen. Es wird vielmehr unaufhörlich weiter geschürt und gehetzt. Man zerquält sich den Kopf, neue Bosheiten zu erfinden, und die an listigen Kniffen unerschöpfliche Diplomatie unserer Gegner knüpft schon heute an den Netzen, die über Deutschland und Österreich geworfen werden sollen, um sie um die Erfolge der Kriegsführung zu bringen. Daraus ergibt sich auf unserer Seite ein nach allem Vorgefallenen sehr berechtigtes Mißtrauen, eine steigende Empörung und Verbitterung und die Besorgnis, daß wir derselben haßerfüllten Gegnerschaft auch weiterhin, je nach den Kriegsergebnissen vielleicht sogar noch in stärkerem Maße überall auf unseren Wegen begegnen werden. Umsomehr als sich niemand verhehlen wird, daß sich im Kriege und durch den Krieg gewisse Gegensätze so gestaltet haben, daß sie durch den Friedensschluß nicht zu schlichten sein dürften, sondern vermutlich auf neue Rechnung zu übertragen sein werden.

So stehen wir, alles zusammen genommen, vor sehr trüben Aspekten für die nächste Zukunft des internationalen Friedensverkehres. Seine notwendigsten Einrichtungen, die bei der heutigen Wirtschafts- und Verkehrsorganisation kein Land auf die Dauer missen kann (Eisenbahn-, Post- und Telegraphenübereinkommen, Auslieferungs- und Konsularverträge usw.), werden zweifellos wieder hergestellt werden und recht und schlecht funktionieren. Minder sicher ist es, ob der Handstreich gegen die geschäftliche Freizügigkeit deutscher und österreichischer Staatsangehöriger und deren Beteiligung an fremden wirtschaftlichen Unternehmungen bald wieder rückgängig gemacht werden wird, und auch der Reiseverkehr dürfte nur nach und nach sich wieder hervorwagen. Für neue Saat wird aber jedenfalls der Boden lange nicht empfänglich sein. Lange wird es währen, bis die Angehörigen der kriegführenden Staaten am Beratungstische in ruhiger Sachlichkeit werden verhandeln können, und nachdem man gesehen hat, vor welchen Abgründen von Lug und Trug wir stehen und wie die Protokolle der feierlichsten Staatskonferenzen eigentlich nur wertloses Papier sind, wird für lange verzichtet werden müssen, sich mit der Milderung der Kriegssitten oder mit den Fragen der Rüstungen oder der Friedensbewegung zu beschäftigen. Wird doch im Kopfe des Strom- und Fischentdeckers Roosevelt selbst die internationale Schiedsgerichtsbarkeit zu einer Weltunion gegen den deutschen Militarismus! Wir werden uns also leider einzubekennnen haben, daß die sozialen und geistigen Bedingungen für internationale Verständigung und vielleicht sogar für internationales Verstehen nun arg geschädigt sind. Möglicherweise werden sich anstelle dessen die politischen Bedingungen einstellen, um mit einer kleineren oder größeren Gruppe der neutralen Staaten in engere Berührung zu treten. Die Diplomatie der beiden Zentralmächte sollte versuchen, nach den Anhaltspunkten, die der Krieg geliefert hat, die Friedensfreunde um sich zu sammeln. Es ist eine Instanz nötig, die das rechtschaffene politische Gewissen repräsentiert und die verruchte Skrupellosigkeit verurteilt, die nach asiatischen Methoden und mit dem Beistande Asiens die Weltdiktatur erringen will. Sonst verlieren Staaten und Völker Maß und Richtschnur vollständig, und es gibt nichts Unerlaubtes mehr. Das Fehlen einer solchen Stelle war für die Krisis des letzten Jahrzehnts ein Unglück.

Eine Prognose kann also, soweit überhaupt zu Abschließendem schon Zeit ist, nur eine zwiespältige sein: vorwiegend ermutigend, Gutes verheißend für das staatliche Innenleben, ziemlich trübe für bisher wichtige Relationen der friedlichen Außentätigkeit der beiden verbündeten Reiche. Im Inneren hat die Gesellschaft die Probe überaus gut bestanden. Die besten und edelsten Eigenschaften des Menschen haben im Kriege eine Kräftigung erfahren, die hoffen läßt, daß die Periode frisch aufstrebender Entwicklung, die jedem Kriege nachzufolgen pflegt, nicht bloß einzelnen Reichtum oder Vorteile bringen, sondern der Gesamtkultur und durch den Fortschritt in Erwerb, Lebensführung und idealem Besitze allen

zum Heile sein wird, die gekämpft oder geduldet haben. Das Staatswesen ist im Unterbewußtsein seiner Bürger fest verankert. Die Parteikämpfe, die bisweilen als Symptom tiefer Zerrissenheit genommen werden, haben gottlob die Existenzgrundlagen des Staates nicht angesteckt. Das gilt auch für die odiosen Nationalitätenstreitigkeiten in Österreich, die häufig als Zeichen der Schwäche des Staates gedeutet werden, während sie im Grunde unvermeidliche Begleiterscheinungen des Strebens sind, verschiedene Volksstämme in einem modernen Kulturstaate, das heißt auf der Basis vollen Anteils am Staatsleben, gleichen Rechtes und kultureller Entwicklungsfreiheit zu vereinigen. Die damit notwendig verbundenen Reibungen verursachen selbstverständlich mitunter laute und heftige Auseinandersetzungen, die ebenso selbstverständlich dort fehlen, wo, wie z. B. in Rußland, die Vereinigung im Unterdrücken der Sprache und in der Auflösung der „völkischen" Eigenart aller besteht, die nicht zum Staatsvolke gehören. Die Siege des Staatsgefühles sind um so wichtiger, als sie auch im Deutschen Reiche nicht einer plötzlichen berauschenden Woge des Chauvinismus zu danken sind, sondern überlegte und unbeeinflußt gefaßte Entschlüsse dahin geführt haben. Kluge Staatsmänner werden eine solche Einmütigkeit über alle Vorurteile hinweg für das Staatswohl fruchtbar zu machen wissen. Sie würden sich dadurch die Leitung der Politik für einige Zeit erheblich erleichtern und insbesondere eine gute Stimmung für die nächsten Aufgaben schaffen können, als da sind: Restaurierung und Neubelebung der Volkswirtschaft, Anspornung der Unternehmertätigkeit, gewisse politische Reformen u. a. Für immer dürften die Parteiunterschiede nicht vom Plane verschwinden, wiewohl Revisionen der Programme nicht ausgeschlossen sind. Im Vertrauen auf ihre erhöhte innere Festigkeit — von der Frage des Machtzuwachses durch den Krieg ist noch abzusehen — werden die beiden Reiche dem neuen Abschnitte der Geschichte, in den wir nach Schluß des Krieges eintreten werden, ruhig entgegenblicken. Daß dann sofort ein leuchtender Tag mit friedlichem Schalmeienklange anbreche, wird niemand voraussetzen. Der ringsum angehäufte Groll wird noch nachtönen, und was sich an feindlichen Gefühlen nicht im Kriege austoben konnte, das wird, wo es kann, in den Staatsgeschäften des Friedens fortspielen. Die Widerstandskraft Deutschlands und Österreich-Ungarns wird auch dann nicht erlahmen, im Gegenteil, sie werden der Welt beweisen, daß sie sich vorläufig auf sich selbst stützen können, ohne daß ihre Kultur deshalb verdorren müsse. Vielleicht ist das sogar ganz gut, um endlich dem dünkelhaften Sichüberlegenfühlen der westeuropäischen Länder ein Ende zu bereiten. Es wäre einmal zu untersuchen, ob wirklich die moderne Kultur noch ihren Sitz dort hat oder ob nicht sehr wesentliche, vielleicht sogar die ausschlaggebenden Elemente der modernen Kultur allmählich immer mehr von Mitteleuropa hergestellt werden. Weder das Deutsche Reich, noch Österreich-Ungarn werden sich ihren Gegnern nach dem Ende des Krieges aufdrängen, um abgerissene Fäden wieder aufzunehmen. Sie waren von den ersten sichtlichen Versuchen der Einkreisung in der

Defensive, kein aufrichtig gemeinter Annäherungsversuch, wenn es überhaupt solche gegeben hat, wurde von ihnen vereitelt, die Schriftsteller und Zeitungen der Gegner, nicht die von Deutschland und Österreich-Ungarn waren es, die mit den Verleumdungen und lügenhaften Verunglimpfungen begannen. Die beiden Reiche werden leidenschaftslos abwarten, ob und wann sich in den Ländern ihrer Gegner Männer finden, die ihre Hand über die Grenze entgegenzustrecken wagen, sie werden aber gewiß nach dem Worte Bismarcks niemandem nachlaufen. Will man uns aber meiden, boykottieren, dann mag getrost das Tischtuch zerschnitten bleiben. Es wird sich zeigen, welche Hälfte der Tafel bald reicher gedeckt sein wird!

Geheimrat J. v. Pflugk-Harttung: Betrachtungen über den Weltkrieg.

Die am 22. September von U 9 vernichteten englischen Kreuzer trugen die Namen Cressy, Hogue und Abukir. Alle drei verkündeten glänzende Siege der Engländer über die Franzosen und zwar in den Jahren 1346, 1692 und 1798, also aus dem Zeitraume von vier Jahrhunderten. Sie kennzeichnen mithin ein langes Stück der englisch-französischen Geschichte. Beide Mächte fühlten sich als Erbfeinde, wohingegen England und Deutschland befreundet noch unter Friedrich dem Großen und bei Belle-Alliance die Franzosen besiegten. Ähnlich so lagen die Umstände zwischen England und Rußland. Noch im Krimkriege beschossen englische und französische Geschütze Sebastopol, während andererseits die Befreiungskriege Rußland und Preußen verbündet fanden, und 1870 Rußland die Deutschen deckte, wie neuerdings England es mit Japan gehalten hat.

Plötzlich ist alles verändert, die überlieferten Richtungen sind verlassen; gegen Deutschland und Österreich stehen Rußland, Frankreich, England und Japan, d. h. mehr als die halbe Welt im Felde. Ein deutsches Unterseeboot versenkte die stolzen englischen Siegesnamen in die Tiefe.

Die verschiedensten Gründe haben den Wandel bewirkt. Vor allem waren es Neid und Mißgunst auf der einen und ungenügende auswärtige Politik auf der andern Seite. Den ersten Anstoß gab die Annäherung des revanchelustigen Frankreich an das geldbedürftige Rußland, bis König Eduard von England kam und den Knoten schürzte. Der Geist dieses ebenso klugen wie moralisch verbummelten Herrschers aus Koburg-Hannoverschem Hause hat dann die Gedanken der leitenden Staatsmänner der Ententemächte beherrscht. Er hatte das unmöglich Scheinende ermöglicht: die Verbindung Englands mit den historisch feindlichen, unter sich aber geeinten Mächten

Frankreich und Rußland. Frankreichs Advokatenregierung war durch die Revancheleidenschaft blind und taub geworden gegen seinen wirklichen Nutzen. In Rußland drängten die überlieferte Vergrößerungssucht, innere Schwierigkeiten und der künstlich groß gezogene Haß des Slaventums zur Zertrümmerung Österreichs und Schwächung Deutschlands. Die großfürstliche Kriegspartei erpreßte von dem scheinbar allmächtigen und doch so ohnmächtigen Zaren den Krieg. In England arbeiteten die Geld- und Handelsmächte, welche den Waren-Wettbewerb Deutschlands vernichten wollten. Also überall die verschiedensten Bestrebungen, welche sich nur einigten im Haß gegen das durch Arbeit reich und groß gewordene Deutschland. Kurz gefaßt: Frankreich und Rußland wollten uns nur schwächen: jenes Elsaß-Lothringen und womöglich das linke Rheinufer haben, das Zarentum wünschte Österreich zu zertrümmern, und sich deutscherseits Ost-, Westpreußen und Polen anzugliedern; Englands Absicht aber ging dahin, Deutschland in seinen Daseinsbedingungen zu ertöten.

Die Umstände schienen günstig zu liegen, denn innerhalb seiner Grenzpfähle bot das deutsche Reich scheinbar ein Bild tiefer Zerrüttung. Im Reichstage ein bedenklicher Parteihader: das Zentrum suchte seine Stütze ebenso sehr im auswärtigen Rom als im eigenen Staatswesen, die Sozialdemokratie drohte die Regierung lahm zu legen und erklärte offen, sie würde einen Krieg verhindern. Man dachte fast nur noch an die Partei und nicht ans Vaterland. Überall Zänkerei und Stänkerei. Dazu Reibungen zwischen Bayern und Preußen, ein Aufwuchern deutsch-feindlicher Bestrebungen im Elsaß, in Posen und Nordschleswig. Zwar befanden Heer und Flotte sich in bester Ordnung, aber man durfte hoffen, daß schon die Mobilmachung auf große Schwierigkeiten stoßen würde, welche wachsend die Kriegskraft Deutschlands lähmen müßten. Fast noch schlimmer lagen die Dinge in Österreich. Da schienen Tschechen und Deutsche auf den Tod verfeindet zu sein, jene feierten offen Verbrüderungen mit Rußland und Frankreich. Den Polen waren die Ruthenen, den Ungarn die Kroaten verhaßt, und die Welschösterreicher verlangten Vereinigung mit Italien; man konnte meinen, die habsburgische Monarchie stehe vor dem Zerfalle. Hinzu kam, daß das Verhältnis Italiens zu Österreich viel zu wünschen ließ, daß es trotz seiner Dreibundzugehörigkeit schon lange seinen eigenen Weg ging, also ein Festhalten dieses Landes an seine Vertragsverbündeten recht zweifelhaft erscheinen konnte. Und schließlich zog man auch noch das strategisch wichtige Belgien zu sich hinüber.

Erwog die Entente dies alles, so konnte sie sich sagen, ihre Aussichten seien günstig. Um sie noch zu verstärken, hatte sie sich mit Geschick und großen Kosten fast in allen Ländern einen Teil der Presse, d. h. zugleich die auswärtige öffentliche Meinung gesichert. Die „Freiheit" der Presse wandelte

sie zur erbärmlichsten Unfreiheit, zur Abhängigkeit vom fremden Geldbeutel. Die zielbewußte Verhetzung innerhalb der Ententeländer gegen alles Deutsche wurde weithin über die Grenzen, namentlich nach Belgien und Italien getragen. In Belgien erzielte sie einen ganzen, in Italien mindestens einen bedeutenden Erfolg. Neben der Presse bediente man sich eines ausgedehnten Spionagewesens. Alle Mittel mußten helfen.

Zu Statten kam dem Dreiverbande das Verhalten der überfriedfertigen deutschen Politik und die Haltung der deutschen Vertretungen im Auslande. Während die Gegner mit advokatenhafter Gerissenheit und Hinterhaltigkeit für sich warben und gegen Deutschland Stimmung machten, fühlten sich die deutschen Botschafter erhaben über den niedrigen Vorgängen, die sie nicht sahen oder nicht sehen wollten.

So drängten die Dinge weiter zum furchtbarsten Weltkriege. Die Ereignisse in Zabern deuteten auf eine Bereitschaft des Elsasses zum Kampfe, die schwächliche Haltung des Reichstages ließ ein kräftiges Vaterlandsgefühl vermissen, das Liebäugeln der Tschechen mit Rußland und Frankreich, die vielen Beziehungen der deutschen zu den russischen Polen legten weitgehenden Landesverrat nahe. Und als die auswärtigen Gesandten dann gar die sozialdemokratischen Kundgebungen in Berlin gegen den Krieg sahen, konnten sie ihren Regierungen berichten, es werde zu Aufständen im Innern kommen. Wenn auch im eignen Heerlager noch nicht alles fertig war, so glaubte man doch, beim Gegner bestünden noch weit größere Verlegenheiten. In der Tat, je länger sich der Bruch hinzögerte, desto ungünstiger mußten sich die Verhältnisse für Deutschland gestalten. Trat die Entente mit entschlossener Einmütigkeit auf, ließ sie rasch den Schleier des bevorstehenden Weltangriffes fallen, so mußten sich die Widerstände im Innern Deutschlands steigern, konnte die Regierung ihrer nicht mehr Herr werden, ließ sich hoffen, daß die Männer an den leitenden Stellen den Kopf verlören, während das Ausland inzwischen die Oberhand gewann.

Planmäßig drängte die Entente zum Bruche, wobei man Rußland den Vortritt ließ, welches am leichtesten das schwächere Österreich zu zermürben und dann zu fassen vermochte. Das Pulverfaß war gefüllt, auf welche Art der Funke hineinfuhr, war schließlich gleichgültig. Wie 1870 geschah es durch eine Nebenhandlung, dort durch die spanische Thronfolge, hier durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers.

Da aber traten Dinge ein, die außerhalb der schlauesten Berechnung lagen. Deutschland ließ sich militärisch nicht überrumpeln, sondern schlug seinerseits los und sicherte sich hierdurch die Wirkung der Überraschung. Die eben noch zerrissenen Reiche waren innerlich geeinigt wie im Handumdrehen, sobald die die Wahrheit verschleiernden Vorhänge fielen und man den furchtbaren Ernst der Sachlage erkannte. Im Gefühl, es handle sich

um Sein oder Nichtsein brachen alle trennenden Scheidewände zusammen, und es erfolgte eine Hingabe der Gesamtheit an das große, einzige Ziel, wie sie nicht größer 1813 in Preußen stattfand. Der friedliche Bürger griff zur Wehr, ein kriegerischer Zorn erfaßte die Gemüter und führte zu einem Volkskriege sondergleichen. Nicht Tausende, nicht Zehn- oder Hunderttausende, nein zwei Millionen meldeten sich als Freiwillige, um für Ehre und Dasein des Vaterlandes zu fechten. Und da wollte das Glück, daß auch die leitenden Männer im Generalstabe und in der Eisenbahnverwaltung der Schwere der plötzlichen Sachlage gewachsen waren. Die Menge der Feinde verwirrte sie nicht, sondern steigerte ihre Leistungskraft; die lange, zielbewußte Arbeit des Friedens bewährte sich als feste Grundlage für die denkbar höchste Tätigkeit. Somit waren alle fein gesponnenen Pläne und Berechnungen der Feinde über den Haufen geworfen. Der Michel, den man für einen Esel gehalten hatte, zeigte sich plötzlich als Löwe, der links und rechts wuchtige Prankenhiebe versetzte.

Und dennoch war es mit den Feldzügen im Westen und Osten, mit dem Geplänkel zur See nicht genug, noch ein weiterer Krieg blieb auszufechten, der gegen die erkaufte Presse des Auslandes, ein Krieg wider gehässige Verleumdung und bewußte Lügen. Und dieser erwies sich fast ebenso schwer als der erstere. Angesehene Zeitungen wandelten sich Deutschland gegenüber schlechterdings zu Hetzblättern. Ihnen kam der äußere Schein zustatten. Obwohl das Ausland längst planmäßig den Krieg vorbereitete, hatten Deutschland und Österreich doch offiziell den Krieg an Rußland und Frankreich erklärt, auf sich also den bösen Schein geladen, was sich gegen sie als Friedensbrecher ausnutzen ließ. Die Ententevölker und mehr noch Belgien wurden teilweis in einen Zustand von Wut und Unzurechnungsfähigkeit versetzt, die öffentliche Meinung fast der ganzen Welt, bis nach Südamerika, Kapland und Australien wider Deutschland aufgebracht. Durch Zerschneiden des Kabels sperrte man die deutsche Berichterstattung vom weiteren Auslande ab. Besonders in Italien wirkten außer den aufgewandten Millionen noch der überlieferte und künstlich geschürte Haß gegen Österreich und das romanische Zusammengehörigkeitsgefühl zugunsten Frankreichs.

Die Korrektheit, welche in der laufenden Amtsführung der Gesandten zu unsern Ungunsten wirkte, tat es auch bei der Kriegserklärung. In der verlogenen Umgebung, in der man sich befand, hätte vielleicht ein weniger offenehrliches Verhalten günstig auf die Stimmung des Auslandes gewirkt: etwa derartig, daß man an der russischen Grenze absichtlich etwas stärkere militärische Reibereien erzeugte, worauf der Bruch sich dem Zarenstaate zuzuschieben ließ. Man hätte dann ohne Kriegserklärung auskommen und Frankreich das Ultimatum in der Weise stellen können, daß Deutschland von Rußland angegriffen sei. Eine Kriegserklärung wäre auch hier nicht nötig

gewesen. Ein derartiges Verfahren entzog wenigstens der Dreibundmacht Italien den offiziellen Vorwand, daß uns nicht der Krieg gebracht, sondern wir ihn erklärt hätten.

Durch den Weltkrieg sind die unnatürlichsten Zustände geschaffen worden; der autokratische russische Zar trat ein für die serbischen Königsmörder, das germanische England ficht mit dem romanischen und slavischen Rußland verbündet, gegen seinen alten deutschen Siegesgenossen, das hochgebildete republikanische Frankreich reicht der russischen Despotie die Hand, um das geistig ihm nahe stehende, gleichfalls hochgebildete Deutschland zu vernichten. Solcher Widersinn zeigt sich auch bei anderen Völkern. Japan, dessen gegebene Feinde Rußland und England sind, erklärt dem im fernen Osten durchaus friedlichen und befreundeten Deutschland den Krieg, freilich um erst unter dem Drucke Albions vorzugehen. Das nunmehr ganz widersinnig Japan verbündete Rußland ist so mißtrauisch, daß es für seine Sondersachen von dem östlichen Nachbarn mehr Schaden als Nutzen fürchtet. Als Nebenbuhler Italiens im Mittelmeere arbeiteten bisher Frankreich und England, während Österreich selbst in der Adria zurücktrat. Demnach sollte man annehmen, daß Italien Zeit und Umstände benutze, wo die wirklich feindlichen Kräfte gebunden sind. Aber es verhält sich neutral und versucht ohne eigne Arbeit sein Teil zu erreichen, während es doch nur eine wirklich starke Betätigung zur maßgebenden Großmacht des Mittelmeeres erheben kann. Die Türkei und der ihr innerlich nahestehende Gesamtislam, deren Lebensbedingungen geradezu mit dem Siege oder der Niederlage Deutschlands steigen oder fallen, kam bisher nicht aus einer wohlwollenden Neutralität heraus. Rumänien, mit dem es ebenso steht, und das das blutsverwandte Bessarabien erwerben möchte, wagt sich ebenso wenig hervor wie Schweden, welches in Rußland seinen Erbfeind sieht. Überall hier außer in Schweden war die erkaufte Presse und die Bestechung maßgebender Männer wirksam. Sie lasten wie ein Mehltau auf den Entschlüssen der Völker und Regierungen.

Bei alledem erscheint als Tatsache, daß Österreichs sogenannte Balkaninteressen und seine auf der Balkanhalbinsel keineswegs immer glückliche Politik der äußere Anlaß gewesen sind, um Deutschland in den furchtbaren Krieg zu stürzen. Schon aus dem vorher Dargetanen ergibt sich aber, daß dies nicht den Kernpunkt trifft. Österreich besaß nur die Wahl, sich von Rußland und seinen Balkantrabanten allmählich erdrücken zu lassen oder loszuschlagen. Hätten wir uns nicht an seine Seite gestellt, wäre es erst noch weiter zerrieben, bis der übermächtige Gegner es vernichtete. Wenn dies aber geschehen, blieb uns kein Verbündeter mehr, und sicherlich hätte die Entente uns dann allein überrannt. Hier war und ist Deutschlands Haltung durchaus sachgemäß. Als andere Frage erhebt sich die, ob Österreich

überhaupt klug und richtig handelt, ob es nicht Schein für Wesen hält, ob es nicht mit tiefstem Ernste mehr seine inneren Angelegenheiten gesunden, sagen wir die vielen Innenschwierigkeiten erst verdauen sollte, bevor es bei seiner staatlichen und Verwaltungsschwäche auf weitere Ausdehnung nach Außen sinnt. Durch sie legt es seine Politik einseitig fest; ähnlich wie Frankreich es mit dem Revanchegedanken tat, abgesehen davon, daß neue Angliederungen den vielgegliederten Kaiserstaat nur weiter schwächen und nicht stärken können. Die Zurückhaltung Rumäniens scheint z. B. großenteil auf dem Länderhunger des Nachbarn zu beruhen. Unseres Erachtens müßte Österreich zu seinem eigenen Besten weit mehr auf Balkan- und Polenpolitik verzichten. Kein Land der Welt hat so viel mit sich selbst zu tun, als der Kaiserstaat.

Freilich, vor allem gilt es abzuwarten, um zu sehen, was das gute deutsche Schwert und die Erkenntnis des wahren Nutzens der Neutralen etwa bewirken.

Dr. jur. Ernst Reichenheim: Ludwig Frank zum Gedächtnis.

In dieser großen Zeit, in der kein Deutscher ein höheres Glück kennt als sein Blut dem Vaterlande zu weihen, in dieser eisernen Zeit, in der täglich Ströme deutschen Heldenblutes vergossen werden, in dieser heroischen Zeit, in der der Tod des Einzelnen der Allgemeinheit kaum noch erkennbar wird, hat dennoch die Tragik des Heldentodes eines Mannes die Herzen aller bezwungen, hat der Blick von Millionen sich, in stiller Ergriffenheit, nach jenem Grabeshügel gerichtet, unter dem, in Feindesland, in Frankreichs Erde, die Gebeine eines Mannes schlummern, vor dem an der Bahre Freund und Feind sich neigen, dessen Gestalt die Sage zu umweben beginnt, dessen Antlitz der Tod verklärt hat.

Als der Kriegsherr zu den Waffen rief, da war auch, wie so viele andere seiner Partei, der deutschen Sozialdemokratie jugendlicher Führer, Ludwig Frank, zu den Fahnen geeilt, um als Freiwilliger in ein Mannheimer Ersatzbataillon einzutreten.

Ein Brief vom 20. August gibt über die Gründe, die zu seiner Meldung als Kriegsfreiwilliger führten, erschöpfenden Aufschluß. Dort schreibt er:

„Meine Meldung als Freiwilliger erfolgte schriftlich in zwei Zeilen vom Reichstag aus (5. August) und enthielt lediglich die Worte: Der Unterzeichnete bittet, sofort zum Felddienst einrücken zu dürfen. Ich werde mich nach meiner Ankunft in Mannheim

sofort zur Verfügung stellen .... Meine Motive waren, durch die Tat zu zeigen, daß unser Beschluß vom 4. August nicht äußerlichem taktischem Zwange, sondern einer inneren Notwendigkeit entsprang, daß es uns also mit der Pflicht zur Verteidigung der Heimat bitter ernst ist."

Und einen tiefen Blick in das Innerste seiner Seele läßt uns ein weiterer Brief tun, den er, am 23. August, an eine Freundin richtete. Darin schreibt er zum Schluß:

„Ich habe den sehnlichen Wunsch, den Krieg zu überleben, und dann am Innenbau des Reiches mitzuschaffen. Aber jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz in der Linie in Reih und Glied, und ich gehe, wie alle anderen, freudig und siegessicher. Der Gedanke an meine Eltern ist schmerzlich. Sie wissen, wie sehr ich an ihnen hänge. Aber ich habe schon mehr als einmal in entscheidenden Augenblicken meines Lebens ihnen wehetun müssen, und ich kann es nicht bereuen. Als ich vor 11 Jahren mich öffentlich zur sozialdemokratischen Partei bekannte und damit manche Brücken hinter mir abbrach, zerstörte ich sicherlich manche Hoffnungen meiner guten, braven Eltern. Aber ich mußte mir mein eigenes Leben zimmern, und jetzt geht es ja um mehr! Nicht um die bürgerliche Existenz, sondern vielleicht um das Leben. Das Huttenlied wird die Jahrhunderte hindurch immer wieder erlebt:

Ob auch die liebe Mutter weint,
Daß ich das Ding hab' fangen an,
Ich hab's gewagt.

Die unerschöpfliche Güte und Liebe der beiden wird ihnen und mir über dies innere Hemmnis hinweghelfen." —

Kaum zwei Wochen später schon, am 3. September, sank Ludwig Frank, als Flügelmann seiner Kompagnie voranschreitend, nahe dem Dörfchen Rossoncourt, während eines Sturmangriffs von einer feindlichen Kugel in die linke Schläfe getroffen, entseelt zu Boden.

An diesem Grabe trauert die Nation: Als Erster fast, die Imponderabilien, die Schwingungen der Volksseele, wie so oft schon, richtig fühlend, sprach im Namen der Reichsleitung der Stellvertreter des Reichskanzlers Dr. Delbrück, dem Präsidenten des Reichstages telegraphisch sein Beileid mit folgenden Worten aus:

„Im Kampf um Deutschlands Verteidigung ist als erstes Mitglied des Reichstages der Abgeordnete Dr. Ludwig Frank auf dem Felde der Ehre gefallen. Er hat damit die Gesinnung, die er durch seinen Eintritt als Kriegsfreiwilliger bekundet hat, mit seinem Tode besiegelt. Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich zu ersuchen, dem Reichstage den Ausdruck meiner wärmsten Anteilnahme an dem Verluste, den er durch den Tod Dr. Franks erlitten hat, zu übermitteln."

Und in der Redaktion des sozialdemokratischen „Volksfreundes" erschien — ein in Friedenszeiten beispielloser Vorgang — der badische Minister des Innern, Freiherr von Bodmann, um im amtlichen Auftrage des Staatsministeriums dessen Beileid zum Ausdruck zu bringen, und im Badischen Landtage wurde Ludwig Franks Tod allgemein als ein „nationales Unglück" bezeichnet und betrauert.

In tiefer Ergriffenheit ruft dem gefallenen Kameraden sein bester Freund, der Freiburger Nationalökonom, Kriegsfreiwillige und Reichstagsabgeordnete, Professor Schulze-Gaevernitz die Worte nach:

„Er ist nicht umsonst in den Tod gegangen, sein Genius leuchtet seiner Partei voran nicht weniger glänzend als die Gestalt Lassalles, aber reiner, markiger, der Erdscholle des deutschen Heimatdorfes mehr verbunden."

Und an anderer Stelle schreibt Schulze-Gaevernitz:

„Was ich, ebenso wie die Seinen, persönlich an Ludwig Frank verliere, hiervon will ich schweigen. Im Augenblick scheint mir das Leben ohne ihn nicht lebenswert. Durch den Heimgang Franks erlitt das Vaterland den Verlust einer genialen staatsmännischen Begabung, eines starken, zielbewußten und sieggekrönten Willens. Dieser Verlust ist in seiner weittragenden Bedeutung z. Zt. unübersehbar. — Es wäre besser gewesen, ich hätte an seiner Stelle das Opfer der feindlichen Kugel sein können."

Wahrlich viele, die Ludwig Frank bei Lebzeiten unrecht taten, sie alle bitten ihm heute im Stillen ab; möchten, um es ihm zu sagen, nur einmal noch seine Hand fassen können, die jetzt kalt und schlaff daniederhängt; nur einmal noch die kühne Heldenstirn, die, tödlich getroffen gleich am ersten Tag, der ihn in die Schlacht führte, der grünende Lorbeer heut' blutig umrankt, erblicken, den Glanz seiner Persönlichkeit auf sich wirken lassen seiner meisterhaften Dialektik lauschen dürfen. Sie alle fühlen sich in ihren, Gedanken, durch unsichtbare Kräfte gebannt, immer wieder hingezogen zu der stillen Gruft bei Rossoncourt, in der der deutschen Sozialdemokratie jugendlicher Führer den ewigen Schlaf tut, er, der, wie nur Einer, durchglüht war von heiliger Liebe zum Vaterlande. Und so legen denn auch wir, die wir Ludwig Frank nie nahestanden, ihn persönlich niemals kennen lernten, Kränze der Erinnerung nieder an diesem Grabe, in das ein Liebling der Götter, eine der größten deutschen Zukunftshoffnungen sank.

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück! —

Während in Rußland die Sozialdemokratie in der Duma die von der Reichsregierung angeforderten Kriegskredite einstimmig zu verweigern droht, während in England das führende Organ der Arbeiterpartei anfänglich ein Manifest veröffentlichte, nachdem „die Regierung, die den Krieg mit Deutschland freventlich heraufbeschworen, in den sofortigen Anklagezustand zu versetzen sei", während in Frankreich von den besten Kennern des Landes nach der nächsten entscheidenden Niederlage, ausgehend von der brotlos gewordenen Arbeiterpartei, der alsbaldige Ausbruch der Revolution erwartet wird, hat die gesamte deutsche Sozialdemokratie, vom ersten Tage der Mobilmachung an, ohne eine einzige Ausnahme, allüberall im Lande, vom ersten bis zum letzten Manne, ihre höchste patriotische Pflicht genau so treu, genau so überzeugt, genau so voll innerer Begeisterung erfüllt, wie der konservativste Mann im Reiche. Ist leuchtend und über jeden Zweifel erhaben als inneres

Gemeingut der deutschen sozialdemokratischen Partei im Angesichte der Nation erwiesen worden: die für alle deutschen Genossen in alle Zukunft geltende praktische Wahrheit des alten Bebel'schen Wortes, das er, der Ergraute, als Siebziger, von der Estrade des Reichstages herab in feierlichem Pathos einst sprach:

„Wenn aber das Vaterland vom Feinde angegriffen wird, dann nehme auch ich, Alter, noch die Flinte auf den Buckel und ziehe in den Krieg". —

Und in der Tat! Was kühnste Hoffnung in so herrlicher Vollendung kaum noch zu erträumen, kaum noch zu erwarten wagte, heute ist's, über den Erdball hin leuchtende Wahrheit geworden: Verstummt ist der Parteien Neid und Zwietracht, erloschen der Konfessionen Haß und Streit. Nur ein Wille beherrscht die Nation. Geeint hinter ihrem Kaiser, geeint hinter ihren Fürsten, so steht heute, wie eine undurchdringliche Mauer von Eisen und Stahl, das ganze deutsche Volk. Und Wahrheit wird werden das alte Wort:

Ein Wille, ein Volk, ein Gott, so ist Deutschland unüberwindlich!

Catharina von Pommer-Esche*): Das eiserne Kreuz.

(In Musik gesetzt von Felix Erdler für Orgel und Männerchor.)

Du schlichtes Kreuz von Eisen,
Weit kostbarer denn Gold, —
Wirst deinen Wert beweisen
Wenn Schlachtendonner grollt! —

Du schlichtes Kreuz von Eisen
Kein Diamant dir gleicht;
Dich sollen Lieder preisen
Soweit als Deutschland reicht! —

Du schlichtes Kreuz von Eisen
Grad' sind es hundert Jahr'; —
In Kämpfen blutig heißen
Einst deine Taufe war! —

Du schlichtes Kreuz von Eisen
Du bist des Kriegers Stolz! —
Laßt uns im Geist hinreisen
Wo stand ein Kreuz von Holz . . .

Auch schlicht — da hat gelitten
Der allergrößte Held,
Der uns das Heil erstritten,
Die böse Macht gefällt!

Du schlichtes Kreuz von Eisen,
Glück auf! — voran mit Gott! —
Du wirst zum Sieg hinweisen
— Zum Trutz — der Feinde Rott! —

*) Die Fortsetzung des Romans der geschätzten Dichterin erscheint im Dezemberheft. Mit Rücksicht auf den Charakter des Novemberheftes als Kriegs-Sondernummer glaubten wir von der Fortsetzung des laufenden Romans im Novemberheft absehen zu sollen. Die Redaktion.

Dr. Paul Ostwald: Deutschland und das englisch-japanische Bündnis im Stillen Ozean.

Als Japan uns sein unerhört herausforderndes und beleidigendes Ultimatum stellte, geschah für weiteste Kreise unseres Volkes damit etwas Unerwartetes. Hatte man doch überall in den ersten Tagen dieses von England gegen Deutschland entfachten Weltkrieges noch den bei uns sich aufhaltenden Japanern zugejubelt. Erhoffte man doch nicht nur von Japan ein neutrales Verhalten zugunsten unseres Vaterlandes, sondern erwartete man doch mit Bestimmtheit von diesem Inselreiche, daß es die Gelegenheit benutzen würde, um gegen Rußland vorzugehen. Wenn diese Rechnung sich als falsch erweisen sollte, so ist das nur damit zu erklären, daß die große Masse unseres Volkes sich vollkommen unklar war über die wirkliche Lage der Dinge im Stillen Ozean und in Ostasien. Leider haben wir eben dort die Dinge gehen lassen wie sie gingen; wir zeigten zu wenig politische Schulung, wir hörten und wollten nicht hören, was unsere in China und Japan weilenden Brüder über Englands jahrzehntelang Lügerei und Hetzerei gegen uns zu berichten wußten. China und Japan liegen ja so weit von uns weg, so dachte man, und wir zeigten damit deutlich, daß unsere Begriffe für Weltgeschichte — Weltverkehr noch zu wenig ausgeprägt waren. Dieses zu geringe Kümmern um die Dinge in Ostasien hat bei der wirtschaftlichen Erschließung Chinas ja unserm Volke und seiner Industrie schon genug geschadet, und so konnte die Enttäuschung in politischer Beziehung auch nicht ausbleiben. Weil Japan vor noch nicht einem Jahrzehnt mit Rußland sich befehdet hatte, darum mußte es auch jetzt wieder gegen dieses Reich in Ostasien vorgehen, das war die allgemeine politische Anschauung, und erstaunt und überrascht war man, als Japan seinen früheren Gegner unterstützte und unser siebenter Feind wurde. Und doch, für jeden, der den Dingen näher stand, mußte es so kommen!

Gerade das Verhältnis zwischen Rußland und Japan hatte sich im Laufe des ersten Sommervierteljahres bedeutend gebessert. Wurde noch im Frühjahr ein neuer russisch-japanischer Krieg als bevorstehend angekündigt, so sagte man sich vom Mai ab gegenseitig Schmeicheleien. Der russische Minister des Äußeren, Sassanow, erklärte im Mai in der Duma, daß in den russisch-japanischen Beziehungen beide Mächte in allen Fragen der allgemeinen Politik von demselben Geist beseelt seien. In Japan quittierte man darüber dankend und voll Freude. Es erschien am 28. Mai in der „Nichi Nichi“

ein Leitartikel mit der Überschrift: „Japanisch-russische Freundschaft". Von Interesse aus diesem längeren Artikel sind vor allem folgende Sätze: „Die Beziehungen zwischen Japan und Rußland dagegen, die noch vor 10 Jahren einen so heißen Kampf auskämpften, sind von Jahr zu Jahr inniger geworden. Auf politischem wie auf wirtschaftlichem Gebiete ist eine ganze Reihe von Abkommen zwischen beiden Staaten zustande gekommen . . . Minister Sasanow hatte in derselben Rede (in der Duma) gesagt, daß die deutsch-russischen Beziehungen nicht ganz auf der Höhe gewesen seien. Deshalb gewinnen die japanfreundlichen Äußerungen erst recht an Gewicht. Rußland will sich in Sibirien, der Mandschurei und der Mongolei entwickeln. Seine Maßnahmen in diesen Gegenden brauchen aber nicht gleich den Argwohn Japans zu erregen. Eine weitere Verinnerlichung der japanisch-russischen Beziehungen wird für den Frieden der Welt nur die allerbeste Folge haben können".

Der Grund zu dieser Neuorientierung der japanischen Politik ist offenbar in dem im Anfang April erfolgten Kabinettswechsel zu suchen. Jedenfalls versprechen sich schon im Anfang Mai angesehene Blätter wie die „Niroku" vom Grafen Okuma eine Verinnerlichung der russisch-japanischen Beziehungen. Nach demselben Blatte ist eine Verständigung mit Rußland für die fernste Zukunft die Politik, die in den politisch maßgebenden Kreisen als eine dringende Notwendigkeit angesehen wird, da das japanisch-englische Bündnis in wirtschaftlicher Beziehung versagt.

Bei dieser Lage der Dinge konnte es aber keine Überraschung sein, wenn Japan jetzt nicht gegen Rußland vorging. Bei der eingetretenen Versöhnungspolitik wird es der japanischen Regierung gelungen sein, Rußland zu großem Entgegenkommen zu bewegen. Vor allem wird die Regelung der Mandschurei-Frage eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die Grundlagen der Einigung lassen sich vorläufig nur vermuten, aber einen bedeutenden Wink gibt in dieser Richtung die Nachricht der „Kokumin" vom 31. Mai. Hiernach soll an alle einflußreichen Persönlichkeiten des Oberhauses und Unterhauses ein von einem Russen geschriebenes Buch zugesandt worden sein, in dem die Teilung der Mandschurei zwischen Japan und Rußland empfohlen wird.

Vielleicht hat England auch hier seine Hand im Spiele gehabt und Rußland zu einem bedeutenden Nachgeben japanischen Wünschen gegenüber vermocht. Die Geschichte wird das klarstellen. Auf jeden Fall brauchte Rußland von Anfang an nicht mit einem Einfall Japans zu rechnen, und so hat es denn sibirische Armeekorps ruhig an die Westgrenze schicken und gegen Deutschland sowohl wie Österreich verwenden können.

Dieser russischen Versöhnungspolitik hätte nun schließlich auch ein Festhalten an der Neutralität entsprochen. Aber wie sich Japan in Rußland die gegen

Deutschland gerichtete Politik zunutze gemacht hat, so ist ein gleiches der Fall bei England. Japan hat nicht um Englands willen eingegriffen, sondern um seiner selbst willen. Das englisch-japanische Bündnis verpflichtete Japan nur zur Unterstützung Englands mit den Waffen, wenn englische Territorien in Indien und Ostasien von einer dritten Macht ohne Provozierung angegriffen werden. Ein solcher Fall lag aber nicht vor und war bei der geringen Anzahl deutscher Truppen und Schiffe nicht voraus zu sehen. Diese Lage der Dinge geben selbst im Anfang August noch die japanischen Zeitungen zu und betonen, daß der europäische Krieg Japan nichts anginge. Trotzdem mußte das englisch-japanische Bündnis als Grund für den Kriegsfall herhalten, wie das am 20. August gestellte Ultimatum es besagt. Es ist das ein bei den Haaren herbeigezogener Grund, weil Japan die Lage Deutschlands und vor allem Englands dazu ausnutzen will, um seinem allerletzten Ziel, der führenden Stellung Japans im Stillen Ozean und in China, um ein bedeutendes Stück näher zu kommen.

Deutschland bedeutet für Japan auf diesem Wege ein bedeutendes Hemmnis insofern, als wir in China und auf den Inseln des Stillen Ozeans Besitzungen haben, die zwar nicht bedeutend an Umfang, aber doch bedeutend genug sind, um als Stützpunkt unseres Handels und Verkehrs zu dienen. Diese deutsche Konkurrenz ist aber Japan ein ebenso großes Schreckgespenst wie England. Dazu kommt, daß England jahrzehntelang gegen uns gehetzt hat, daß es mit den tollsten Lügenmärchen über unsere industriellen Absichten in China und über unsere handelspolitischen Absichten im Stillen Ozean die öffentliche Meinung Japans gegen uns mit Erfolg beeinflußt hat.*) Was England in bezug auf unseren gesamten Welthandel wünscht und durch den frevelhaften Weltkrieg auch zu erreichen hofft, unsere vollkommene wirtschaftliche Vernichtung, das wünscht Japan im besonderen im Stillen Ozean. Den Hauptvorteil aber hat Japan für die Verstärkung seiner Stellung im Stillen Ozean von England selbst sich sichern wollen. Diese Gefälligkeit des Festhaltens am Bündnis über die Verpflichtungen hinaus, selbst auf die Gefahr eines Eingreifens der Vereinigten Staaten von Amerika, hat Japan England nur erwiesen in der Hoffnung, dadurch das heiß ersehnte Zugeständnis der japanischen Einwanderung in die englischen Kolonien zu erhalten. Diese Hoffnung haben ja denn wohl auch die Engländer schon erfüllen müssen, wenn die Nachrichten des Haager „Nieuwe Curant" vom 13. September der Wahrheit entsprechen.

Für die japanische Politik ist dieses Zugeständnis als ein bedeutender

---

*) Vergl. meine Arbeit: Japan und Deutschland im „Größeren Deutschland" Heft 15, 18. Juli 1914.

Erfolg zu buchen, für England aber liegt darin eine große Gefahr, die uns nur wieder zugute kommen kann. Ohne Frage nämlich muß die Erlaubnis der japanischen Einwanderung in Australien, Neu-Seeland und auch in Kanada einen gewaltigen Entrüstungssturm gegen das Mutterland England hervorrufen. Es wird uns das um so deutlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Wogen in England, den Dominien und in Japan die Rede warf, welche der Generalinspektor der überseeischen Truppen im Mai d. J. in Aukland hielt. Sir Jan Hamilton führte in seiner Rede u. a. folgendes aus: „Der Stille Ozean ist der künftige Tummelplatz der Armeen und Flotten nicht nur ganzer Nationen, sondern ganzer Kontinente. In den Kriegen um den Stillen Ozean wird sich entscheiden, ob in Zukunft die europäischen oder die asiatischen Völker die Führung der Menschheit übernehmen werden. Alle Anwohner des Stillen Ozeans haben einen entscheidenden Kampf zu bestehen gegen die hart arbeitenden „Reis essenden", sparsamen und mit den niedrigsten Löhnen und der schlechtesten Behandlung zufriedenen Angehörigen der gelben Rasse. Von diesen droht allen britischen Ländern eine ungeheure Gefahr. Australien und Neuseeland sind dieser Gefahrzone besonders nahegelegen. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Gefahr herannaht, Australien und Neuseeland sich brüderlich die Hand reichen und rechtzeitig zur Abwehr gerüstet sein werden." Die Kolonien nahmen diese Worte mit dem größten Beifall auf und auch ein großer Teil der englischen Zeitungen, so die „Times", billigte Hamiltons Worte. So damals, vor 4 Monaten — und jetzt? Dem Mutterland England ist jedes Mittel recht, wenn es heißt, Deutschland niederringen, aber die Kolonien werden um Deutschlands willen nicht japanerfreundlich von heute auf morgen werden können. Das Gefühl der Zugehörigkeit zur weißen Rasse ist wohl nirgends in der Welt so scharf entwickelt wie in den Vereinigten Staaten und in Kanada, Australien, Neuseeland. Wie sehr sie sich bisher gegen die gelbe Rasse abzuschließen versucht haben, das beleuchten am besten japanische Presseäußerungen der letzten Zeit. So schreibt die japanische Zeitung „Nippon" am 23. Mai d. J.: „Trotz des Abschlusses des englisch-japanischen Bündnisses steht Australien Japan unfreundlich gegenüber. Der Grund dafür ist, daß in Australien das Wohlergehen der Arbeiter die oberste Maxime ist. Deshalb sollen die japanischen Arbeiter ausgeschlossen werden, und deshalb will sich auch Australien eine Marine bauen, damit es Japan abwehren kann". Die „Nichi Nichi" brachte am 28. Mai d. J. einen Leitartikel mit der Überschrift: „Den Bewohnern des Großbritischen Reiches kund und zu wissen", und führte darin aus: „Japan habe das Bündnis mit England. Dieses werde aber in den englischen Kolonien nicht recht anerkannt. England verfüge über weite Strecken Landes, aber über wenig Bewohner für diese Ländereien. Geld sei genügend vorhanden, aber nicht genug Arbeitskräfte. Japan gehöre zwar

zu der sogenannten gelben Rasse, aber Zivilisation und Erziehung hätten hier einen hohen Grad erreicht. Die englischen Kolonien eigneten sich nun in hervorragendem Maße für die Besiedlung durch Japaner, und die englischen Kolonien im Gebiet des Stillen Ozeans müßten daher in das englisch-japanische Bündnis eingegliedert werden."

Wir sehen auf der einen Seite den dringenden Wunsch der Japaner, ihren starken Bevölkerungsüberschuß an die englischen Kolonien abgeben zu können, um so diese allmählich der gelben Rasse zu gewinnen, wir sehen aber auf der andern Seite die starke Abwehr der Kolonien, eine Abwehr gegen den Freund des Mutterlandes. Es ist also etwas Ungeheuerliches, was England den Dominien zumutet; es ist das Ausliefern der weißen Rasse an die gelbe. Daß England seine Kriegsschiffe aus dem Stillen Ozean fortnahm, und auch den von Neu-Seeland erbauten Dreadnought „Neu-Seeland" nicht, wie verabredet war, dem geplanten Chinageschwader, sondern der heimischen Flotte in der Nordsee zuteilte, daß es damit also die australischen Kolonien unter den Schutz Japans stellte, das erregte schon lange den Unwillen der Bewohner in den Kolonien. Nun kommt jetzt die noch stärkere Zumutung, die Einwanderung der Japaner nicht zu hindern!

Eine tiefe Kluft tut sich somit auf zwischen dem Mutterland England und seinen großen Kolonien Australien, Neu-Seeland-Kanada. Zu bedenken ist dabei, daß diese Kolonien fast selbständig dastehen, denn sie haben ihre eigenen selbstgewählten Parlamente, und nur die Ernennung des Generalgouverneurs hat England noch in den Händen. Damit eröffnet sich aber ein Ausblick, der auch für unser so hart bedrängtes Vaterland manches erhoffen läßt — die Losreißung der Dominien von England, was gleichbedeutend wäre mit dem Zusammenbruch von Englands Vorherrschaft im Stillen Ozean. Dazu kommt noch, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, die ja auch ihr Land gegen die japanische Einwanderung abgeschlossen haben, nicht ruhig die Versprechungen Englands an Japan werden mit ansehen können. Auf alle Fälle ist Amerika dagegen, daß der Schwerpunkt im Gebiete des Stillen Ozeans sich zugunsten der gelben Rasse verschiebt. Wir können aus diesem von England selbst entfachten Gegensatz zwischen Weiß und Gelb nur gewinnen, und uns soll es recht sein, wenn auch im Stillen Ozean der rächende Strahl das stolze Albion trifft, und wenn der Pfeil, den es auf uns abdrückt, es selbst vernichtet.

Hofrat Dr. C. Spielmann: Gideon — Hindenburg.

Melodie: Wohlauf, Kameraden!

Sie fielen ins friedliche Preußenland,
Wo wie „Väterchens"*) Hunnen sie hausten,
Da knistert' die Lohe, da flackert' der Brand,
Und die wilden Begierden grausten,
Und es tönt' übers Reich vom Baltenmeer
Ein Klagen und Heulen des Volkes daher.

„Den Deutschen den Tod!" gaben Losung sie aus
„Und ihrem Lande Verderben!"
Da wurde verschändet Mensch und Haus,
Rings wütet' ein einziges Sterben,
Und ein Schrei rang empor sich aus Qual und Not:
„Wer ist's, der uns rettet aus Schmach und Tod?"

Doch sieh, da naht' es im rasselnden Ritt
Der jagenden erz'nen Schwadronen
Und in der raschen Kolonnen Tritt
Und im rollenden Zug der Kanonen!
Und es sprüht 'aus jeglichem Angesicht
Das furchtbare rächende Weltgericht.

Weit vorauf flog ein Reiter, zornesfahl,
Wie der Engel der Offenbarung;
Hoch blitzt' in der Hand der schneidende Stahl:
Nun, Hunnen, nehmt eure Wahrung!
So fuhr er die Reihen der Feinde hindurch,
Der herrliche, siegreiche Hindenburg.

Und die Seinen mit ihm, wie vor alter Zeit
Des Kreuzordens heldische Ritter,
Zertrümmerten alles weit und breit
Wie schmetterndes Ungewitter,
Und der Horden Rest mit Rumpf und Stumpf
Ertränkten sie völlig in See und Sumpf.

Der Schrecken lief vor den Degen einher;
Doch im Lande erhob sich Frohlocken.
Es tönten von allen Türmen her
Dem Retter die klingenden Glocken,
Und der Klang schwoll an zum Donnerton:
„Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

*) Wortspiel: Der Zar = Väterchen, Attila (gotisch) = Väterchen.

Sanitäts-Rat Dr. Jul. Hagemann,

Dirig. Arzt des St. Franziskus-Hospitals, Bonn:

Wehrtüchtigkeit.

Die große Lehre des Krieges, die jedem in Fleisch und Blut übergehen und stecken bleiben muß, ist die, daß das Ganze nur gedeihen kann, wenn der Einzelne gibt, und der Einzelne nur, wenn das Ganze gibt. Das ist der Grundzug alles dessen, was über Gegenwart und kommende Geschlechter geschrieben wird. Wenn ich auch glaube, daß dieser Krieg der Anfang eines idealistischen Aufschwungs ist, weil er ein anders geartetes Geschlecht wie das von 1870 vorfindet, so ist doch jetzt die Zeit des flammenden Gefühls die günstigste, an Organisationen zu gemahnen, die nur durch das innigste Nationalbewußtsein, durch den ernstesten freien Willen geschaffen werden können, daß jeder von seinem Einzelleben so viel abgebe, wie für das Wohlergehen des Ganzen notwendig ist. Jetzt oder nie ist die Zeit, die in uns die hellste Klarheit entzünden muß, daß alles, aber auch alles zu geschehen hat, um das g a n z e Volk wehrtüchtig zu machen und zu erhalten, damit wir in Wahrheit dauernd auch im Frieden ein Volk in Waffen sind.

Die militärische Vorbereitung der Jugendlichen, mit der man sich schon so lange beschäftigt hat, ist Tat geworden. Es ist aber nicht genug damit. Ich fragte einen verwundeten Reservisten, der mir von den Märschen und sonstigen Strapazen des Krieges erzählte, wie er als Büro-Mensch, der den ganzen Tag auf dem Kontor-Schemel sitze, das ausgehalten habe. Ich bin Sportsmensch, war die Antwort, die es aber nicht sind, die haben's schwer. Das bekräftigte in mir den schon lange gehegten Gedanken, daß der Sport nicht ausreichend sei zur Ertüchtigung ungedienter und zum Tüchtigerhalten gedienter Leute. Denn erstens ist er nicht immer zweckmäßig, und zweitens gibt es noch immer zu viele, die keine Zeit dazu und, wenn das, nicht die Einsicht haben, daß gerade in unserem Zeitalter körperliche Tätigkeit unerläßlich ist für jeden, der gesund und stark bleiben will. Daraus folgt, die körperliche Übung aller in irgend einem Militärverhältnisse stehenden darf nicht Sport und nicht Privatsache sein. Erschlaffte und überanstrengte Muskeln sind ein Raub an unserer nationalen Wehrtüchtigkeit, also ist der Staat verpflichtet, die Gesundheit des Einzelnen zum Wohle der Gesamtheit zu überwachen. Ist es nicht ein Unding, daß man die Erziehung der Jugendlichen als Heeressache betrachtet, die Sorge aber für die Erhaltung der Wehrtüchtigkeit der Heerespflichtigen dem Einzelnen überläßt?! Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, den starken Eingriff in die persönliche Freiheit, wenn man alle zwingt, mehrere Male wöchentlich zu militärischer Übung,

Sonnabend nachmittag zu längerer Felddienstübung anzutreten, aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, und was bei den Jugendlichen — wie das ja schon in Frankreich bewiesen ist — möglich ist, das läßt sich mutatis mutandis auch bei den Erwachsenen durchführen, und den Willen zum Ganzen hat uns jetzt die Not gelehrt, sorgen wir dafür, daß er nicht wieder erschlafft. Jetzt oder nie ist die Zeit reif zu einem modernen Spartiatentum, das der Krieg uns grauen Theoretikern des Griechentums erst zu vollem praktischen Verständnis gebracht hat.

Jetzt verstummen auch die schärfsten Gegner des so viel geschmähten Militarismus, jetzt sehen wir alle, daß nur der aufs äußerste getriebene Militarismus fähig ist, die Wunder zu wirken, die wir in den letzten Wochen erlebt haben; freilich muß er von nationaler Begeisterung getragen, vom Willen zum Ganzen beseelt sein, die der große Segen der Not sind, der Not, die uns zu Einsichten geführt hat, gegen die der allzu lange Frieden uns verstockt hatte. Und dieser Wille zum Ganzen muß in Zukunft in noch viel reicherem Maße fruchtbar gemacht werden. Wir alle haben es erlebt, wie notwendig auch für ein Friedensvolk die Wehrtüchtigkeit ist, wir alle haben es erfahren, was alles zur Wehrtüchtigkeit gehört, welch ungeheures Maß von Arbeit geleistet werden muß, damit die Streiter den Sieg erfechten, und denen, die leiden und bluten, die heißverdiente Pflege zuteil werden kann. Nicht beschränken soll man den Militarismus, sondern erweitern bis zur äußersten Möglichkeit.

Nicht nur die Männer müssen heerespflichtig sein, sondern auch die Frauen, die Frauen, deren Beruf es zwar nicht ist, Waffen zu tragen, deren heiligster Beruf es aber ist, Männer zu tragen. Frauen sind zumeist unpolitisch, ihr Leben spielt sich meist in dem kleineren Wirkungskreise der Familie ab, aber Gemein- und Familiengefühle sind keineswegs Gegensätze, die sich nicht vereinigen ließen. Auch das sehen wir in dieser Zeit. Schon hat der Krieg auch auf die Frauen segensreich gewirkt, vieles Kleine und Kleinliche hat er hinweggefegt, auch haben die Frauenbewegung, der Sport, die Wandervögel u. s. w. manches Gute für Geist und Körper geschaffen. Aber die Verhältnisse sind dieselben wie bei den Männern, noch ist alles Privatsache, was Volkssache ist. Die Frauen müssen einsehen, — und auch dazu ist die Zeit reif — daß ihre Leiber, die Schöpfer zukünftiger Geschlechter, nicht ihnen allein, sondern dem Staate gehören, und der Zwang, den ihnen dieser zu ihrer Ertüchtigung in Zukunft auferlegen muß, muß ihnen, geläutert in dem heiligen Feuer der Begeisterung dieser großen Tage, zu klarer Einsicht in die Notwendigkeit auch ihrer Heerespflicht, freier Wille werden. Ich glaube, sie sind nicht weit davon entfernt, habe ich doch schon in den Zeitungen die Frage von Frauen aufgeworfen gefunden: Warum sind wir Frauen nicht heerespflichtig? Ich antworte ihnen: weil ihr und wir Männer

vor dem Kriege zu der Erkenntnis und zum Willen zum Ganzen nicht reif waren, die zu solch weiten Plänen erforderlich sind. Jetzt aber sind wirs, und die Höhe eines Volkes zeigt sich darin, daß es nicht der Not überläßt, was weise Voraussicht erraten kann, daß es nicht dem Affekt überläßt, was Sache der Erkenntnis ist. Der hohe Mensch betet nicht erst in der Not. Nur ein Volk kann stark sein, das starke Frauen hat und „eine deutsche Frau" muß in Zukunft gleichbedeutend sein mit „eine starke Frau". Deshalb müssen auch sie dienen — welch ein schönes Wort ist das — und ihr Turnanzug muß gerade so des Königs Rock sein wie die Uniform.

In zwiefacher Weise müssen die Frauen ihrem Wesen gemäß dienen. Ich möchte jetzt einen Gedanken aufnehmen, der vor einigen Jahren vom Geheimen Medizinalrat Witzel in Düsseldorf angeregt, aber damals unbeachtet geblieben ist. Witzel schlug vor, alle Frauen zu einjährigem Dienst in der Krankenpflege heranzuziehen. Wie viele Frauen haben sich jetzt als Schwestern gemeldet, aber wie viele sind dazu wirklich tauglich! Manche wird trotz ihrer Opferfreudigkeit einsehen, daß Krankenpflege eine harte Arbeit ist, die einen gestählten Körper erfordert, manche, daß es für das weibliche Gefühl nicht leicht ist, Blut und Wunden und Eiter u. s. w. zu sehen, daß das ein gestähltes Herz erfordert. Wie viele sind unter den hilfsmutigen Frauen, die wirklich etwas von Krankenpflege verstehen! Manche sieht wohl ein, daß bei allem guten Willen, es recht zu machen, tausend Dinge zu lernen und zu behalten sind, die nur durch lange Schulung und Disziplin erworben werden können. Auch weiß ein jeder Arzt, wie viel leichter die Arbeit ist, wenn er sich auf gut ausgebildete Schwestern verlassen kann, und wie viel könnte für unsere Verwundeten geleistet werden, wenn ein ganzes Heer körper- und geistgestählter Schwestern, die einen hinter der Front der Kämpfer, die anderen in den heimischen Lazaretten, sie mit geübten und darum viel zarteren Händen betreuen könnten! Wahrlich, das wäre ein Ziel des Schweißes wert. Allen Schwierigkeiten halte ich immer wieder das eine entgegen: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, wir habens gesehen, wir habens erlebt, daß der heilige Wille zum Ganzen Berge versetzen kann.

Wir alle sind stolz auf die Leistungen unseres tapferen Heeres, die aber nur möglich wurden durch die weise Voraussicht des Kaisers und seiner Generale. Ihnen gebührt vor allem unser Dank aus innigem Herzen. Es müßte aber noch ein zweiter Generalstab geschaffen werden, der mit derselben deutschen Gründlichkeit das Viele ordnete, das zur Wehrtüchtigkeit und Mobilmachung gehört. Die Not hat schnell Organisationen geschaffen, wäre es aber nicht viel richtiger und eine viel größere Kulturhöhe, wenn jeder Deutsche, Frauen und Männer, schon im Frieden wie die Soldaten ihren Kriegsbefehl in der Tasche hätten. In dem Augenblicke wo Se. Majestät die Mobilmachung befiehlt, muß jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau

auf ihrem Platze sein. Dann lägen keine Kräfte brach, die das Vaterland braucht, dann wären nicht hier Kräfte im Überfluß, die dort mangeln. Wieviel stärker wären unsere wirtschaftlichen Verhältnisse, wieviel Elend könnte gemildert werden, wieviel schlagfertiger wäre unser Heer, wenn dieser Generalstab eine ebenso weise Voraussicht übte, wie es General Moltke und seine Helfer getan haben. Erst dann wäre unsere Mobilmachung ideal, erst dann wären wir ein friedliches Volk in Waffen, das wir sein und bleiben müssen, denn nur durch die äußerste Bereitschaft zum Kriege können wir, wenn Gott uns den Sieg geschenkt hat, fortan zum Segen der Menschheit den Frieden erhalten. Auch das haben wir jetzt erfahren und das wollen wir nie, nie wieder vergessen!

Ich bin von der Wehrtüchtigkeit ausgegangen, weil diese unserem Herzen jetzt am nächsten liegt, und weil es eine Schwäche der meisten Menschen ist, daß sie bei weiten Plänen praktische Folgen sehen müssen. Dem Einsichtigen ist es nicht verborgen geblieben, welch ein unendlicher Segen dem Volke, der Menschheit ersprießen wird, wenn diese Gedanken Tat werden. Das ist das Prinzip, den Willen zum Ganzen, der jetzt in der schweren Stunde der Not geboren ist, dauernd zu bewahren und zu stärken. Der Wille zum Ganzen hat uns zur Wehrtüchtigkeit geführt, und diese in der angegebenen Weise ausgebaut, würde zu einem höheren freieren Willen zum Ganzen führen. Der gemeinsamen Not folgt die trennende Ruhe, so will es der Weltenschöpfer. Auch nach dieser großen Zeit, die uns alle besser gemacht, die den Menschen zum Menschen geführt hat, werden, wenn auch in anderer Weise, die Selbstsüchte sich wieder einstellen. Und wenn der Wille zum Ganzen, nicht nur der Wille zum Volke, sondern der Wille zum Menschen, der Wille zur Welt, der Wille zu Gott nicht heiß ist, dann ist alles nur Rede, nur große Gebärde, daran werden nicht Kriegervereine, nicht Predigten, nicht Missionen etwas ändern. Auch das haben wir jetzt erfahren. Nur die Tat ist lebendig, nur im Wirken wachsen die Erkenntnisse. Was wäre ein größerer Schutz gegen Verflachung, Degeneration, Materialismus, was wäre geeigneter, die konfessionellen und sozialen Schranken dauernd zu beseitigen, als das ständige Zusammenwirken, als der Werk-Bund, der das ganze Volk unter dem Gesichtspunkte der Wehrtüchtigkeit diszipliniert. Nie würden wir es vergessen, wenn wir alle wöchentlich mehrere Male des Königs Rock anziehen, daß wir, mag uns jetzt noch trennen was es auch sei, vor der Pflicht und dem Tode alle gleich sind. In dem lebendigen Zusammenwirken zum Wohle des Ganzen wird der Reiche dem Armen, der Freie dem Orthodoxen, der Protestant dem Katholiken nahe sein, der Mensch wird sich gewöhnen in dem anderen zuerst den Menschen zu sehen und zu lieben.

Und die Frauen, die, körperlich ertüchtigt, Schwestern geworden sind, die in den Krankenhäusern täglich stündlich dem Tode ins Auge geschaut

haben, sie werden groß und stark werden, sie werden aus dem gebundenen Sein ihre Blicke aufs Ganze richten lernen, sie werden nicht nur Verwundete, sie werden ihre Kinder besser pflegen, sie werden sie besser erziehen können, sie werden bessere Mütter werden. Und das ist ihr erster und heiligster Beruf, auch diese Erkenntnis wird der Krieg fördern, der schon so vieles falsche, unwahre, überspannte in uns vernichtet hat und uns zur Ursprünglichkeit, zur Erdkraft zurückführt.

Und so wird aus der blutigsten Tat der Weltgeschichte eine neue Menschlichkeit ersprießen, ein neuer Völkerfrühling erblühen, eine neue Renaissance erstehen, wie sie die Erde noch nicht gesehen hat. Und wir Deutsche, die wir auserwählt sind, werden unsere göttliche Mission, an unseren Brüdern, unseren Feinden, erfüllen, die allzu tief noch im Heidentum befangen sind, und wenn der nächste Krieg durch die Welt tost — und er wird kommen, aber hoffentlich schon als Krieg zwischen Erdteilen — dann sollen unsere und ihre Enkel besitzen, was wir in treuer Pflicht und heißem Willen zum Ganzen erkämpft haben, und sollen den Frieden der höheren Sitte zu fernen Rassen bringen — ich glaube nicht, daß in der mündig gewordenen Menschheit Kulturen untergehen müssen, damit Kulturen erstehen — auf daß auch sie Brüder werden, und im Völkerfrieden die Worte des Größten, der hier wandelte, erfüllt werden: Liebet Euch untereinander, wie wir jetzt ihre Erfüllung staunend und dankend in uns fühlen.

Auch die Zeit wird kommen, aber auch sie kommt mit Blut und Eisen. So will es der Weltenschöpfer in seinem unerforschlichen Willen. Deshalb, wer die Welt will, der wolle das Volk, wer den Frieden will, der wolle den Krieg, wer die Liebe will, der wolle Blut und Eisen. Und so wollen wir alle das andere Wort des Größten erfüllen, der da sprach: Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Graf Julius Andrássy: Wer ist verantwortlich für den Krieg?

Den Hintergrund des gegenwärtigen Krieges bildet der wachsende wirtschaftliche Wettbewerb, der zwischen England und Deutschland seit einigen Jahrzehnten im Zuge ist, dann das Mißtrauen unter den Kabinetten und die Bitterkeit in der Seele der Völker, die als Bodensätze der häufigen großen diplomatischen Konflikte der vergangenen Jahre zurückgeblieben sind: seine eigentliche Ursache liegt aber im russischen Machtgelüste, welches das slawische Solidaritätsgefühl und die orthodoxe Religiosität für seine Zwecke benützt.

Unsere Rolle war eine vollständig defensive. Wir konnten die Situation nicht dulden, welche durch die russisch-serbische Freundschaft entstand und durch die Person Hartwigs vertreten wurde. Wir wurden zwischen zwei Feuer gedrängt. Unsere innere Kohäsion und unser innerer Frieden wurden untergraben, die Treue gewisser ruthenischer und serbischer Elemente an vielen Orten bereits ernstlich erschüttert, wie dies stellenweise durch die Kriegsereignisse und durch die Akten des Sarajewoer Mordes erwiesen wird.

Wir durften es auch als gewiß erachten, daß die ungehemmte Fortsetzung der Agitationen einzelne andere slawische Elemente der Monarchie infizieren würde. Es wäre in der Tat ein feiger Selbstmord von uns gewesen, diese äußere Gefahr und die innere Zersetzung auch nach dem Sarajewoer Verbrechen weiter zu dulden.

Ich habe es schon seit langem gewünscht, daß unsere Monarchie durch eine zweckbewußte Aktion den feindlichen Ring, der um sie geschmiedet wurde, sprengen und Serbien durch eine zielbewußte und folgerichtige Aktion isolieren und niederringen möge.

Das habe ich bereits zur Zeit der Annexion und auch seither ununterbrochen gewünscht. Ich hatte stets befürchtet, daß, sobald der Russe sich genügend stark fühlen werde, um sich mit uns zu messen, Serbien den Weltkrieg beginnen und durch seine fortwährende Wühlerei uns auch bis dahin in große Unkosten und viele Unruhe stürzen werde.

In Cettinje zeigte mir der König von Montenegro stolz das Geschütz, aus welchem sein Sohn den ersten Schuß des Balkankrieges abgegeben hat. Immer bangte es mir davor, in Belgrad das zweite Geschütz präsentiert zu sehen, aus welchem man das Zeichen zum Beginn des Weltkrieges gegeben hat; dieses mein Vorgefühl fand mit dem Unterschiede Verwirklichung, daß nicht einem Geschütz, sondern dem Revolver und der Bombe von Meuchelmördern der Funke entsprungen

ist, durch welchen das so lange Zeit hindurch angehäufte Pulver in Brand versetzt wurde.

Unsere Regierung machte aber keinen einzigen Schritt in der von mir gewünschten Richtung, bis zu dem schändlichen Morde, der die Frucht großserbischer Agitationen war. Ja, sie gedachte auch nach diesem grausigen Mord der serbischen Regierung noch die Möglichkeit zu eröffnen, die definitive Abrechnung vermeiden zu können. Durch unsere Friedensliebe geleitet, gewährten wir Serbien das Mittel dazu, um durch momentane Demütigung den Tag der großen Abrechnung zu verschieben, bis Rußland mit seiner Rüstung fertig ist, wie wir dies auch zur Zeit der Annexion getan hatten.

Offen gestanden, hätte ich in den auf den Mord folgenden Tagen gerade zur Vermeidung dieser Möglichkeit eine rasche und entschiedene Retorsion gewünscht, welche Serbien die Freiheit der Wahl nicht läßt und es auch dann der verdienten Bestrafung unterzieht, wenn es die Entscheidung umgehen wollte.

Die Regierung hat jedoch nicht so gehandelt. Und heute müssen wir uns hierüber nur freuen, da das Vorgehen der Regierung klar beweist, daß wir dem Konflikt selbst zu jener Zeit aus dem Wege zu gehen bestrebt waren, als er in der slawischen Welt eine bereits definitiv beschlossene Sache war.

Die extreme Friedlichkeit unserer Absichten wird auch dadurch erwiesen, daß wir selbst nach unserem Ultimatum geneigt gewesen wären, Rußland gegenüber die Pflicht auf uns zu nehmen, serbisches Gebiet überhaupt nicht zu erobern.

Unsere Verantwortlichkeit um den Ausbruch des Krieges ist also gleich Null! Wir konnten den Krieg nicht vermeiden, er wurde uns von unseren Feinden aufgedrängt. Unser Existenzinteresse und unsere Ehre forderten energischestes Auftreten von uns. Es gibt keine lebensfähige und keine des Lebens werte Nation, welche länger als wir Geduld bewiesen hätte.

Nachdem wir infolge der feindseligen Haltung Serbiens anläßlich zweier Mobilisierungen bereits viele Millionen verausgaben mußten, nachdem unser wirtschaftliches Leben infolge der Gehässigkeit Serbiens durch zwei große Krisen betroffen wurde, nachdem Serbien selbst jene Garantien nicht bieten wollte, welche wir gegen die Wiederholung von Mordtaten gefordert hatten, mußte unsere Geduld ein Ende nehmen.

Nicht die Aggression, sondern höchstens das war unser Fehler, daß wir übermäßig lange nachgiebig waren und mit den Serben nicht zu jenem Zeitpunkte abgerechnet haben, da noch kein Weltkrieg daraus entstanden wäre, weil der Russe noch unter der Einwirkung der Niederlagen im Kriege gegen Japan gestanden war.

Auch Deutschland verursachte den Krieg nicht. Es entsprach nur seiner Bundespflicht mit der Verläßlichkeit, mit der Ehrlichkeit, welche eine der hervorragendsten Eigenschaften der deutschen Rasse ist und welche eine besondere Zier

auch des ersten Deutschen, des deutschen Kaisers bildet. Allerdings hat der Kaiser die Entstehung des casus foederis gar nicht abgewartet, sondern im Vorhinein erklärt, es nicht zulassen zu können, daß der schändliche Angriff Serbiens unter den Schutz einer Großmacht genommen werde.

Diese Erklärung entsprang jedoch keiner Angriffssucht. Vielmehr wollte er durch dieselbe einerseits dem Frieden dienen und mit offenem Freimut sämtliche interessierte Faktoren auf die Folgen ihrer Handlungen aufmerksam machen, gleich wie dies zur Zeit der Annexion zur Erhaltung des Friedens beigetragen hatte, andererseits einen richtigen Kommentar des casus foederis bieten. Die Verpflichtung, welche ein Staat für den Fall übernimmt, daß sein Verbündeter angegriffen wird, kann nicht davon abhängig sein, wer in dem diplomatischen Schachspiel, durch welches der Krieg vorbereitet wird, zuerst mit der Kriegserklärung vorgeht, denn das ist eigentlich schon eine vollständig strategische Frage, und der Krieg pflegt gewöhnlich von der Partei erklärt zu werden, die rascher militärisch fertig geworden zu sein vermeint; sie kann vielmehr lediglich davon abhängen, welche Partei eine aggressive Politik befolgt, welche durch ihr Verhalten die andere Partei zum Kriege zwingt. Ansonst würde ein solches Schutzbündnis sein Ziel nicht erreichen, keine Schutzwehr gegen aggressive Politik, sondern eine Prämie für den geschickteren Taktiker sein, den verbündeten Staat nicht hindern, sich der aggressiven Politik zu enthalten, sondern lediglich dazu anspornen, seinen Gegner durch ein geschicktes Manöver zu zwingen, den letzten Zug zu machen.

Im übrigen wurde der Vertrag, den Bismarck und mein Vater unterfertigt haben, durch die warme, impulsive Individualität des deutschen Kaisers, der sein Herz in denselben getragen hat, in vielen Belangen auch umgestaltet, vervollständigt und vertieft. Es wurde ein wechselseitiges Vertrauen, ein so warmes Empfinden zwischen den beiden Teilen hergestellt, daß eine über das im Vertrage festgelegte Maß viel weiter gehende Gemeinschaft entstand und es zur vollständigen Unmöglichkeit wurde, daß der eine Verbündete die ernstliche Gefährdung des anderen gleichmütig betrachte.

Als der Kaiser das Schwert für uns zog, tat er dies auch zur pflichtgemäßen Selbstwehr, da ja unsere Niederlage ihn seinen Feinden ausgeliefert hätte.

Ja wohl: die ritterliche Pflichterfüllung und die Selbstwehr Deutschlands ließen sich nur dann tadeln, wenn Ehrlichkeit Verbrechen, Voraussicht Schande bedeuten würde.

Englische und belgische Staatsmänner haben unlängst über die Aggression des deutschen Militarismus deklamiert, doch ist dies nur tendenziöse Stimmungsmacherei, hinter der nicht die geringste Wahrheit verborgen ist.

Das preußische Junkertum, der deutsche Militarismus sind nicht die Ursachen des gegenwärtigen Krieges, sie werden nur die Mittel für den Kampf — ich hoffe für den siegreichen — liefern.

Die Verantwortlichkeit für den unermeßlich großen Schaden, den die Menschheit erleidet, lastet größtenteils auf Serbien und dem Kaiser aller Reußen.

Aus politischer Ambition haben Weltmächte sich solidarisch mit dem Verbrechen erklärt und damit auf die Menschheit Leiden geladen, deren Maß nicht einmal annähernd festgelegt werden kann.

Die Serben tragen schon seit langem nach einem Gebietsteil Verlangen, welches mit dem einhelligen Beschlusse ganz Europas, gerade über Vorschlag Englands, unseres heutigen Gegners, uns übertragen wurde; auf welches Serbien selbst vor einigen Jahren zu unseren Gunsten feierlich verzichtet hatte.

Durch systematische Verschwörung, Mordtaten arbeitet die serbische halbamtliche Welt, unter Mitwissen der offiziellen Welt, seit Jahren an der Vorbereitung von Revolutionen für Eroberungszwecke. Diese Ambitionen, diese Umtriebe bilden den Keim des gegenwärtigen Blutbades.

Ist aber auch Serbien in erster Reihe verantwortlich für das Geschehene, so ist seine Verantwortlichkeit darum vielleicht doch nicht so niederschmetternd, wie die Rußlands.

Die Ambition Serbiens ist begreiflich, besonders seit es die aktive Unterstützung Rußlands für sich zu gewinnen wußte; erklärlich ist auch, daß es in seinen Mitteln nicht wählerisch ist, liegt es doch noch in der Nähe des Zeitalters der Barbarei. Wir sind bei ihm schon an die politischen Mordtaten gewöhnt. Seinen ersten Fürsten hat dessen Rivale ermorden lassen — den ersten Karagyorgyevics der erste Obrenovics. Seither wurden zwei seiner Herrscher durch deren politische Gegner ermordet: Michael und Alexander, und auch gegen König Milan wurden mehrere politische Attentate vorbereitet. Es gibt kein Volk, welches in die Blätter seiner kaum hundertjährigen Geschichte bereits so viele Mordtaten einzeichnen könnte. Ist ja doch der politische Mord schon längst zum serbischen Exportartikel geworden. Der Fürst von Montenegro wurde vom serbischen Messer bedroht; bei uns erfolgten gegen den Korpskommandanten von Sarajewo und gegen zwei kroatische Landeschefs von serbischer Seite Attentate, und auch über mehrere andere Mordversuche wissen wir seit den letzten paar Jahren. Die Untat von Sarajewo ist also nicht verwunderlich und leider stilgemäß.

Der Hauptschuldige ist der Zar. Ohne seine Versicherung, ohne daß sein Schutz in Aussicht gestellt würde, hätte Serbien niemals gewagt, unsere Forderungen abzulehnen und den Krieg zu riskieren, so daß in Wahrheit nicht in Belgrad, sondern in Petersburg die Entscheidung über die Frage des Weltkrieges gefallen ist. Die Suggestion Serbiens war von richtunggebendem Einfluß in Petersburg, indes war es trotzdem der Zarenhof, der in der Frage des Krieges die Entscheidung getroffen hat.

Und die Verantwortlichkeit des Zaren ist eine um so größere und vernichtendere, als weder sein Prestige noch sein reales Interesse auf dem Spiele stand.

Zur Zeit der Annexion, bei der Erledigung dieser oder der anderen Frage des Balkankrieges, stand vielleicht das Ansehen des Zaren auf dem Spiele, aber einen Herrscher konnte es nicht im mindesten verkleinern, daß Mordtaten, Verschwörungen, Aufwiegelungen verhindert werden — und es hat sich ja lediglich hierum gehandelt. Die Regierung des Zaren hat die Serben zu solcher Wühlarbeit nicht angespornt, ja sie hat ihr angeblich jede Aggression stets widerraten. Wenn also der Belgrader Regierung infolge der Umgehung des russischen Ratschlages ein Schaden erwachsen wäre, so hätte dies keine Schwächung des russischen Prestiges herbeiführen können.

Der Zar hätte sein Ansehen vollständig wahren können, wenn er dafür sorgt, daß Serbien, trotz seiner Verbrechen und seines Ringens mit einer Großmacht, seine Unabhängigkeit nicht verliere.

Aber auch wirklich russische Interessen wurden durch unser Auftreten nicht gefährdet. Jedes wahrhafte russische staatliche Interesse hätten wir respektiert. Ja in uns lebte die Bereitwilligkeit, sogar der Wunsch, unser Verhältnis zum Petersburger Hof zu ändern und zu bessern und Freundschaft mit demselben zu halten. Offen haben wir dies betont.

Die ungeheure Defensivkraft Rußlands war nicht angewiesen auf die Wehrmacht Serbiens, so daß das Verhalten Rußlands wirklich nur ausschließlich durch offensive Absichten, durch den Gedanken eines gegen uns gerichteten Angriffes erklärt werden kann, mit dem Zweck die Suprematie am Balkan zu erringen und der Herr der Dardanellen zu werden.

Es ist ein altes traditionelles Bestreben Rußlands, jeden anderen Einfluß im Orient auszuschalten und durch die Einflußnahme auf die Orthodoxen und die Slawen und dadurch, daß es die dortigen Staaten dauernd in Abhängigkeit zu halten bestrebt ist, seinen Willen bis zu den Dardanellen hinunter zu einem maßgebenden zu machen. Seit Peter dem Großen war das Streben jedes ambitiösen russischen Staatsmannes auf dieses Ziel gerichtet: Zarin Katharina II., Alexander I., Nikolaus I., Alexander II. und III. Dieser natürlichen und in der Tat mit weiten Perspektiven lockenden Politik stand in Rußland stets auch eine andere Richtung gegenüber, welche davon ausging, daß Rußland mit seiner ungeheuren Ausdehnung auf Neueroberungen nicht angewiesen sei, daß es durch innere intensive wirtschaftliche und Kulturarbeit seine Macht besser und sicherer als durch aggressive auswärtige Politik zur Entwicklung zu bringen vermöge.

Sehr interessant sind die Ausführungen Kuropatkins, mit denen dieser als Kriegsminister im Jahre 1900 die Politik des Friedens seinem Herrn empfahl. Auch er verwies darauf, daß der Wunsch nach der Herrschaft über die Dardanellen und das Streben nach dem Persischen Meerbusen wohl richtig, aber heute noch nicht unerläßlich, brennend notwendig seien und wahrscheinlich eine übermächtige Koalition wider sich erstehen ließen. Nach Kuropatkin würden Deutschland,

Österreich-Ungarn, England, die Türkei, China und Japan zu den Waffen greifen. Von den Dardanellen aus wäre Ägypten bedroht, der Suez-Kanal und Indien gefährdet. Dabei würde ihm diese fast unbezwingliche Position einen Handel sichern, vor dem naturgemäß der ganzen Welt bangen würde. Aus diesem Grunde würde es Kuropatkin nicht für richtig halten, die an sich natürlichen Ziele jetzt zu verwirklichen. Sein Rat ist Frieden zu halten, abzuwarten, bis in nicht langer Zeit die Bevölkerungszahl von 400 Millionen erreicht wird, dann wird es vielleicht leicht sein zu erwerben, was heute noch unerreichbar wäre.

Diese Politik, welche die Wichtigkeit der Herrschaft über die Dardanellen gleichfalls anerkennt und von den Zielen Peters des Großen und der Zarin Katharina nur für den Moment absieht, konnte schwer dem Eroberungsinstinkt des Zarenreiches die Wage halten. Das Russische Reich ging seit seiner Entstehung auf Eroberungen aus und dehnte sich nach allen Richtungen der Windrose. Kuropatkin hat sich die Mühe genommen, sämtliche Kriege seiner Nation durchzustudieren, und kommt zu dem Ergebnis, daß von 1700—1900, also im Zeitraume von zweihundert Jahren, in Rußland $71^2/_3$ Jahre Frieden geherrscht, $128^1/_3$ Jahre aber Krieg geführt worden sei, hiervon 101 Jahre Eroberungskriege.

Die Traditionen dieser 101 Jahre erwiesen sich stärker als die Friedensratschläge Kuropatkins. Der gegenwärtige Zar neigte, wie es scheint, anfänglich der Friedenspolitik zu, doch riß ihn allmählich die öffentliche Stimmung und jene politische Situation mit sich, welche ihm die Aussicht eröffnete, daß Kuropatkins Bedenken vor einer Koalition der übrigen Welt grundlos sei, daß vielmehr einige der unmittelbarst interessierten Faktoren Rußland direkt behilflich sein werden in den ersten Schritten, die die schwersten sein werden in der Niederringung Deutschlands und Österreich-Ungarns, nach welcher dann Rußland die Dardanellenfrage wann immer nach Gefallen werde erledigen können.

Durch den Entschluß, den Weltkrieg nur darum zu riskieren, um Serbien davor zu bewahren, daß dessen aggressive Politik zu einer Demütigung führe, bewies der Zar jedenfalls ganz klar, daß er der politischen Offensive, des kühnen Spielergeistes Serbiens bedarf, weil er selber den Zeitpunkt für eine aggressive Politik als gekommen erachtet.

Die Weltgeschichte wird stets ein härteres Urteil über den Zaren, als über König Peter fällen. Vom Friedenszar konnte die Menschheit mehr erwarten, als von Karagyorgyevics.

Nach Rußland trifft die meiste Verantwortlichkeit, meiner Ansicht nach, Groß-Britannien. Es fällt mir schwer, dies niederzuschreiben, da ich stets ein Bewunderer Englands war, den konstitutionellen Einrichtungen Englands, der Energie der angelsächsischen Individualität, den erstrangigen, gouvernementalen Fähigkeiten der Rasse, englischer Art und Lebensführung große Achtung und Sympathie entgegenbrachte. Ich muß jedoch seine jetzige Entschließung für einen unbegreiflichen Fehler halten.

Der Krieg ist eine schreckliche Sache, doch ich begreife und achte die Nation, welche für ihre vitalen Interessen, für ihre Ehre auch die Grauen des Krieges heraufbeschwört, wie denn auch eine Nation nicht zu existieren verdient, welche sich zu wehren nicht wagt. Indes eine so hochgebildete Nation, wie die englische, dürfte nur vitaler Interessen wegen, namentlich gegen andere gleichfalls hochgebildete und verwandte Rassen, zum Schwerte greifen. Eine solche Ursache aber sehe ich in der heutigen Situation nicht.

Ein riesiger Fehler war es schon von England, daß es sich zur Zeit des Königs Edward der Entente anschloß und eine entschieden deutschfeindliche Politik betrieb, anstatt seiner Tradition getreu außerhalb der Parteien zu stehen.

Der große deutsche wirtschaftliche Aufschwung, der starke Wettbewerb, in dem der deutsche Handel in England in den letzten Jahrzehnten gestanden, rechtfertigen nicht den politischen Feldzug, den König Edward eingeleitet hat, und der in jeder Minute den Ausbruch des europäischen Krieges herbeizuführen geeignet war. Einen loyalen wirtschaftlichen Wettbewerb dürfte und kann man auch nicht durch politische Anfeindung paralysieren, welche die Weltwirtschaft mit unermeßlicher Beschädigung bedroht. In einem wirtschaftlichen Wettbewerb, der nicht mit Eroberungen arbeitet, der sich nicht auf Kolonien basiert, sondern mit den Waffen des Geistes, des Wissens und des Fleißes betrieben wird, in einem wirtschaftlichen Wettbewerb, in dem der Deutsche zum Engländer gestanden war, dürfte man nur die Mittel der intensiveren Arbeit, der besseren Arbeitseinteilung, der richtigeren wirtschaftlichen Politik, nicht aber die des politischen Kampfes anwenden, dessen äußerstes Mittel der Krieg ist.

Eine große Frage ist es, ob der englische Handel sich nach einem eventuellen siegreichen Krieg nach Jahrzehnten zur Höhe erheben würde, auf welcher er bei ungestörter Erhaltung des Friedens stände, selbst dann auch, wenn er nicht in jedem Zweige über die deutsche Konkurrenz zu obsiegen vermöchte, wenn man die unberechenbaren wirtschaftlichen Schäden in Betracht zieht, welche der gegenwärtige Krieg der ganzen Welt und auch der Wirtschaft Englands zufügt. Und er würde auch die Konkurrenzfähigkeit der Industrie Deutschlands im Siegfalle nicht vernichten, weil die wirtschaftliche Tätigkeit eines 60 Millionen zählenden, auf dem Gipfel der Kultur stehenden fleißigen Volkes, ein im Zentrum Europas befindliches, dabei auch über eine entsprechende Küste verfügendes reiches Land selbst nach der Niederringung seiner Armeen in seiner wirtschaftlichen Entwicklung nicht gehemmt werden kann, wie denn auch die Katastrophe von 1870/71 der industriellen Entwickelung Frankreichs keine Fessel zu schlagen vermochte.

Zwar wird Englands Verhalten auch damit entschuldigt, daß es nach dem alten Prinzip vorgegangen sei, laut welchem es eine Störung des Machtgleichgewichtes auf dem Kontinent nicht zulasse und sich stets gegen jene Macht gekehrt habe, welche die Suprematie ausübt. Dieserhalb habe es zur Zeit der Königin

Elisabeth gegen die allzu starke Habsburg-Dynastie gestritten, dieserhalb gegen die Bourbons und mit wunderbarer Ausdauer gegen Napoleon I. gekämpft; dieserhalb habe es sich auch heute dem deutschfeindlichen Lager anschließen müssen.

Diese Argumentierung ist aber nicht stichhaltig. Engländer haben nicht für abstrakte Prinzipien, für die Freiheit Europas, sondern für die Sicherheit ihres eigenen Inselreiches gekämpft; stets nur dann, wenn die Übermacht des einen oder des anderen Staates auch die Sicherheit Großbritanniens gefährden hätte können. Gegenwärtig hätte dies kein Staat vermocht.

Philipp II., der Vertreter der katholischen Reaktion, hat mit seinen großen Kolonien, mit seiner riesigen Flotte, mit der für unbezwinglich gehaltenen Armada, durch den Besitz der Niederlande das protestantische England vermöge seiner prinzipiellen Gegnermacht, seiner politischen Hegemonie und seiner Nähe ernstlich gefährdet. Desgleichen Frankreich unter der Herrschaft Ludwigs XIV. und Napoleons I., welche sich über die ganze, England gegenüber liegende Küste erstreckte, von der Bretagne bis zur Mündung des Rheins, von wo die stärkste Armee der damaligen Welt in ein paar Stunden beim ersten günstigen Wind in einen englischen Hafen gelangen konnte.

Doch Deutschland hat England nicht bedroht. Deutschland wünscht nicht zu erobern. Während jeder Sieg Ludwigs XIV. und Napoleons zur Ursache neuer Gebietsnahmen, neuer Eroberung, neuen Krieges ward, hat der Deutsche seit den großen Siegen seinen Säbel nicht aus der Scheide genommen, vier Jahrzehnte stets Friedenspolitik befolgt, niemals, wie es jene großen Herrscher getan haben, Prestigepolitik getrieben. Das Ziel der deutschen Kriege war nicht die Weltherrschaft, nicht die Hegemonie, nicht die Ruhmsucht, sondern die Sicherung der nationalen Einheit des Deutschtums. Seitdem es diese erreicht, enthält sich Deutschland jeden kriegerischen Abenteuers.

Kaiser Wilhelm ist ein Verwandter der englischen Dynastie, der dem englischen Volke gegenüber stets große Sympathien bekundet und mit großer Freude unter den Engländern gelebt hat; er kann wirklich nicht mit den Königen Ludwig und Philipp oder mit Napoleon verglichen werden und hat niemals für England die Gefahr bedeutet, welche jene Eroberer vertreten hatten. Im übrigen wären die Sicherheit und die Neutralität Englands eventuellen deutschen Ambitionen gegenüber stets durch die englische Flotte und durch das Interesse des franko-russischen Bündnisses, daß Deutschland nicht auch zur See die Suprematie erlange, geschützt worden.

Es besteht also wahrhaftig keine Ähnlichkeit zwischen den Gefahren, gegen welche einstens Drake, Mailborough und Wellington gekämpft haben, und jenen, welche jetzt French und Kitchener bekämpfen.

England wurde durch die deutsche Suprematie in deren heutigen Dimensionen nicht einmal in dem Maße gefährdet, wie dies von seiten der ähnlichen

französischen und russischen Suprematie der Fall wäre. Wäre England nicht in den Krieg verwickelt, so würde seinen Interessen der Sieg Deutschlands und Österreich-Ungarns besser entsprechen, als der der Russen und Franzosen. Die Kriegshäfen Deutschlands liegen weiter von den englischen Häfen als die französischen. Die Ambition des siegreichen Franzosen wird aller Voraussicht nach stets eine größere sein, als die des siegreichen Deutschen. Frankreich verfügt über eine größere Küste und auch über größere Kolonien als der Deutsche, so daß es seine auf dem Lande zurückgewonnene Suprematie leichter überseeisch wird ausnützen können als der Deutsche, der in erster Reihe stets eine Festlandsmacht bleiben wird, und auch der Verbündete des Deutschen, Österreich-Ungarn, ist nicht so gefährlich für England wie der Verbündete des Franzosen, Rußland, dessen Sieg Indien, die Schatzkammer Englands, Ägypten und den Suez-Kanal gefährdet, wohingegen unsere Kraft England nur nützen könnte, wenn sie sich nicht im Kampfe gegen dasselbe erstählt.

Heute ist Deutschland der stärkste Staat in Europa, im Vereine mit uns, wie ich glaube, einer jeden Koalition überlegen; der franko-russische Bund würde jedoch nach seinem entscheidenden Sieg infolge seiner ungeheueren Rohkraft, vermöge der riesigen Ausdehnung seines Gebietes, der großen Zahl seiner Bevölkerung das Weltmachtsgleichgewicht radikaler, als es unser Sieg vermöchte, stürzen. Der Russe würde durch seinen Sieg unvermeidlich zum Herrn über Persien und über die Dardanellen werden, die ihm der geographischen Lage wegen weder von England noch von Frankreich streitig gemacht werden könnten, von welchen es bloß durch die Macht der Nachbarn, Österreich-Ungarns und Deutschlands, abgehalten werden konnte. Der Russe wird, sobald er uns niederringt und seine Suprematie im Osten Europas und in Klein-Asien sicherstellt, durch das Festland hindurch selbst einer Seeübermacht zutrotz die Dardanellen beherrschen können. Und diese neue Raumgewinnung Rußlands wird zur Folge haben, daß der Russe und der Franzose Herren des Mittelländischen Meeres werden, wodurch auch die Position Englands in Ägypten untergraben würde, während unser Sieg, vorausgesetzt, daß England neutral geblieben wäre, dessen Machtstellung auf dem Mittelländischen Meer kaum berühren würde.

In Englands Interesse wäre es also vor allem gewesen, den Frieden und die gegenwärtigen Machtverhältnisse zu erhalten. Der Weltkrieg kann eine solche Änderung hervorrufen, welche, wie immer sie auch enden möge, viel gefährlicher für England werden kann, als es die gegenwärtige Situation ist. Selbst nach einem Siege wird es seine Interessen schwerer wahren können, als es heute zu tun in der Lage ist; im Falle einer Niederlage aber würde es zu existieren aufhören, weil England ohne unberührtes Prestige seine Herrschaft nicht über die vielen Millionen erhalten kann, denen bisher sein unberührtes Ansehen imponiert hat. Überhaupt ist es für England stets mit ungeheuerem Risiko verbunden, sich in einen Kampf zu mischen, den es entscheidend zu beeinflussen nicht imstande ist.

Wenn man für die Einmischung das Argument vorbringt, daß man den Franzosen vor der Übermacht des Deutschen schützen müsse, so muß es mich wundern, daß man hierbei außer acht läßt, daß hierdurch bewußt die englische Wehrmacht hingeopfert wird; denn wenn es wahr ist, daß Deutschland überlegen ist, so kann diese deutsche Überlegenheit durch die verhältnismäßig geringe Wehrmacht Englands nicht zum Schwinden gebracht werden.

England bedarf aus defensiven Gründen kaum einer Hilfe. Es ist allein stärker, als im Bunde mit den schwächeren kontinentalen Mächten, denn im ersteren Falle kann es nur zur See, wo es am stärksten ist, angegriffen werden, im anderen Falle aber muß es auf dem Festlande, dort, wo es am schwächsten ist, kämpfen. Und es ist auch der Gefahr ausgesetzt, daß es in das Debacle seines Verbündeten mitgerissen wird. Wenn England seine kontinentale Kriegspolitik hat betreiben wollen, dann hätte es auf Lord Roberts hören müssen, der die allgemeine Wehrpflicht einführen wollte; sich aber mit seinen paar Hunderttausenden Streitern in den Kampf der Millionen einzumengen, war eine kaum verständliche riskierte Politik, die mehr durch Eifersucht und Antipathie, als durch kalte Überlegung der politischen und wirtschaftlichen Interessen erklärt werden kann.

Eine um so klarere Rolle spielen die Gefühle und Leidenschaften in diesem Kampfe. England setzt viel mehr aufs Spiel, als es gewinnen kann. Würde doch der Mißerfolg seine Herrschaft in Indien und in Ägypten untergraben, der Sieg aber nur die von ihm nicht allzu hoch bewerteten englischen Kolonien vermehren.

Doch heute hat uns das Leid Englands nicht mehr zu schmerzen, wie groß auch unsere Sympathie für England gewesen sein mag, wie sehr auch das wohlverstandene Interesse Englands dem unserigen identisch wäre. Und ich habe diese Gesichtspunkte lediglich deshalb vorgebracht, um die Anklage zu erhärten, daß Englands Entschließung selbst damit nicht entschuldigt wird, daß es durch seine wirklichen Interessen gedrängt worden ist.

Und England hat auch eine große welthistorische Verantwortung mit seiner Entschließung der ganzen Menschheit gegenüber auf sich geladen, weil eine der Ursachen des Kriegsausbruches in seinem Verhalten lag. Es mag sein, daß Grey seinen Einfluß in den Kreisen der Entente lange Zeit für die Friedenspolitik verwenden wollte und daß das Verhältnis zu Deutschland sich bereits zu bessern begann, doch ist darum das Verhalten Englands, trotz aller seiner eventuellen guten Ratschläge, dennoch eine der Hauptursachen des Krieges.

Als es sich dem Bunde anschloß, der mit dem status quo unzufrieden war, steigerte es beträchtlich die Gefahren des Krieges, erhöhte es das Selbstbewußtsein, das Selbstvertrauen jener, die vom Kriege das Meiste erwarten mochten, deren Eitelkeit und Eroberungssucht sich mit dem status quo nicht bescheiden konnte. Es steigerte Frankreichs Kühnheit und es ist zweifellos, daß in dem Momente, da der Franzose sich stärker als der Deutsche dünkte, die erste Kanone von selbst losgehen mußte.

Auch die Ambition Rußlands wurde durch das Bewußtsein gesteigert, daß jene Macht, welche bisher seine Suprematie im Orient zu paralysieren bestrebt war, ja auch gegen sie zu kämpfen bereit war, sich in Hinkunft auf seine Seite stellen wird, daß die Nachfolger Palmerstons, Beaconsfields und Salisburys zu Schleppträgern des Zaren werden. Rußland hat seit Peter dem Großen viele blutige Kraftanstrengungen gemacht, um die Herrschaft über den Orient zu gewinnen, es wird durch so viele natürliche Wünsche, Erinnerungen, Interessen und Empfindungen nach Konstantinopel und den Dardanellen gezogen, daß seine Ambition zu neuem Leben erwachen mußte, als die Aussicht auf den Erfolg sich ihm eröffnete, als es England und dessen Verbündeten, Japan, diese beiden Mächte, vor deren Widerstand es sich fürchtete, an seiner Seite fühlte.

Zwar stellt man in England die Dinge so dar, als ob die Stellungnahme Englands die Ereignisse nicht zu beeinflussen, die Entente zum Kampfe nicht zu ermutigen vermocht hätte, weil Frankreich auf Englands Unterstützung nicht zählen konnte, da England bis zum letzten Moment neutral bleiben wollte und es durch Deutschland zum Krieg genötigt wurde, welches die Neutralität Belgiens verletzt hatte.

Diese Darstellung entspricht aber nicht der Wahrheit. England hat sich nicht so benommen wie eine unparteiische Macht, welche sich auf die Verteidigung der eigenen Existenzinteressen beschränkt, sondern als der Partner Frankreichs, der vielleicht noch nicht im Reinen darüber war, in welchem Augenblicke er sich in den Kampf einmenge, der aber an Frankreich durch das Bewußtsein vereinigter und anerkannter gemeinsamer Interessen geknüpft war und dessen Platz nur an der Seite Frankreichs sein konnte, wodurch das Selbstvertrauen und die Kriegsbereitschaft dieser Macht unbedingt gesteigert wurde. Der beste Beweis für diese Behauptung ist, daß England im Jahre 1870 in ähnlicher Lage ganz anders vorgegangen ist, als jetzt. Auch damals wollte England Belgiens Neutralität schützen, doch war es damals wahrhaft unparteiisch und ließ Frankreich und Deutschland vollständig gleicher Behandlung teilhaftig werden. Es bot durch identische Noten denselben Vertrag in Paris wie in Berlin an. Beiden Kabinetten gegenüber übernahm es die Verpflichtung, die Neutralität Belgiens, falls sie verletzt werde, gemeinsam zu verteidigen, ohne an dem allgemeinen Krieg teilzunehmen. Diesmal ging es ganz anders vor.

Deutschland gegenüber wollte England die Verpflichtung der Neutralität selbst für den Fall nicht entschieden übernehmen, wenn Deutschland seinerseits die Neutralität Belgiens garantiert hätte. Andererseits liegt keine Spur dessen vor, daß es von Frankreich was für ein Versprechen immer gefordert und Frankreich, wie es dies im Jahre 1870 getan hatte, mit Feindseligkeit für den Fall gedroht hätte, wenn dieses die belgische Grenze überschritte.

Nein. England wurde von Deutschland nicht zur Teilnahme an dem Kriege

gezwungen. Die Teilnahme an dem Kriege war eine Fortsetzung und natürliche Folge der verfehlten Politik, welche England an die Seite der Entente stellte. Und da man in Paris auf englische Hilfe zählte, so ward das Verhalten Englands zu einer der Ursachen des Kriegsausbruches.

Unter den Entente-Mächten halte ich die Verantwortlichkeit Frankreichs für die geringste. Menschlich ist es begreiflich, daß der Franzose, ohne Rücksicht auf den Inhalt seines Vertrages mit dem Russen, nicht neutral bleiben konnte, als die Truppen des Zaren sich gegen die deutsche Grenze in Bewegung setzten und als es auf die Hilfe der mächtigen Flotte Englands zählen durfte. Der Revanchegedanke beherrschte stets die Empfindungen der französischen Nation und wurde unwiderstehlich, als Frankreich Rußland und England an seiner Seite sah, — und dazu auch noch auf die Neutralität Italiens zählen konnte.

Arthur Silbergleit:

Der Krieger.

Der Mutter Augen, eines Kindes Hand,
Die Wälder, deren Sagen mich besaßen,
Der Heimat rembrandtgraue, alte Straßen
Verlaß ich stumm und zieh' in Feindesland.

Nicht nur zu Menschen, die mich rasch vergaßen,
Zerreiße ich das letzte Lebensband,
Zu denen auch, die ganz mein Reich durchmaßen
Und mich im Tiefsten, Innersten erkannt.

Mein scharfes Schwert, eh du zum Kampf geschwungen,
Zerschneid' das Fädenwerk im Labyrinth
Der ausgesponnenen Erinnerungen!

In wieviel Netze war ich wirr verschlungen!
Nun lös' ich mich. Und frei und gradgesinnt
Zwing' ich den Feind, da ich mich selbst bezwungen.

Nacht im Feindesland.

Golddurchwirkte Sternennacht!
Träumen wir, hält ein getreuer
Kamerad am Lagerfeuer
Für uns unter Waffen Wacht.

Wie so still und friedensschön
Ruhen noch im Schlaf die Lande,
Doch im Mittagssonnenbrande
Stürmen wir des Feindes Höhn!

Hat uns Gott nicht selber gern?
Schenkte er nicht einem jeden
Fechter nach des Tages Fehden
Einen goldnen Ordensstern?

Sterne leuchtet unsern Ruhm!
Mondschild unter Wolkenfahnen
Schirm' die Halle unsrer Ahnen,
Schütz' ihr Heldenheiligtum!

Unsern Müttern.

Ihr seid die hehrsten Helden,
Umklirrt euch auch kein Erz.
Viel Herrliches zu melden
Von euch weiß unser Herz.

Ihr sendet eure Söhne
Begeistert in die Schlacht,
Und fleht, daß Sieg uns kröne,
Ganz leise Nacht um Nacht.

Jedweder Menschenblüte,
Die hingesunken, weint
Ihr nach und lehrt uns Güte
Noch gegen unsern Feind.

Viel hohe Taten melden
Gewiß jetzt jubelnd wir:
Die stillsten, hehrsten Helden
Bleibt dennoch einzig ihr!

Heinz Welten:
Die toten Wälder.

Eine Lapplandstudie.

Von Stockholm bis Boden, vom 59. bis zum 65. Breitengrade fuhren wir 27 Stunden im Lapplanderpreßzuge. Boden ist „Norrlands los", der Schlüssel zum Norrland, und darum ist die kleine Stadt sehr stark befestigt. Sie besitzt einige Festungswerke, die in den Granitfelsen eingesprengt sind, und zwei oder drei Regimenter, die den ganzen Tag über schießen, Signale blasen und sich in Todesverachtung üben. Der Grenznachbar, dem all diese kriegerischen Vorübungen nur gelten können, ist Rußland. Vielleicht, daß die Russen Absichten auf Norrland haben. Aber sie mögen nur kommen! An der Festung Boden werden sie sich die Köpfe einrennen. Denn Boden besitzt zwei oder drei Regimenter Soldaten und Festungswerke, die in den Granitfelsen eingesprengt sind.

In Boden blieben wir einen Tag, um uns nach der langen Bahnfahrt ein wenig zu restaurieren. Dann gingen wir am nächsten Morgen durch den Wald nach Hednoret, einem kleinen Flecken am Luleelf. Vor Hednoret liegt das kleine Dampfboot, das uns den breiten, schönen Strom hinauffahren soll bis Nedre Edefors. Das Dampfboot ist nur klein, meist überfüllt und sehr primitiv eingerichtet. Nicht einmal ein Butterbrot ist an Bord erhältlich, obgleich die Fahrt zwölf Stunden dauert und man unterwegs nichts kaufen kann. Und dennoch gehört die Fahrt auf dem Luleelf zu den schönsten Erinnerungen einer Lapplandreise. Stundenlang fährt das Boot an dunklen Wäldern vorüber, an gepflegten Wiesen und Feldern entlang. Keine größere Ortschaft wird während der Fahrt gesichtet. Nur vereinzelt tauchen kleine Häuser und Ansiedelungen auf. Und wenn just

Einer an Bord ist, der in eines dieser Häuschen gehört, dann meldet er es bei Zeiten dem Steuermann, der mit der Dampfpfeife ein Zeichen gibt und die Maschine abstoppt. Schon löst sich vom nahen Ufer ein Kahn; Kinder führen die Ruder, legen am Dampfboot an und holen den erwarteten Gast ab. Meist bringen die kleinen Fährleute auch Briefe und Pakete mit an Bord, damit das Dampfboot diese weiter befördern kann. Ist es doch die einzige Verkehrsmöglichkeit, die die am Wasser gelegenen Ortschaften mit einander haben, und diese Gelegenheit muß wahrgenommen werden, da das Boot nur dreimal in der Woche fährt. Flußabwärts zwar kann ein Kahn leicht gelangen, doch nicht den Elf hinauf, der starken Strömung entgegen. Hunderte, tausende von Baumstämmen bedecken den Fluß und treiben schnellen Laufs talwärts. Nur das Dampfboot kann sich zwischen diesen Stämmen hindurchschlängeln, für den durch Menschenkraft getriebenen Kahn wäre das Wagnis zu groß. Dumpf schlagen die Stämme gegen die Schiffswand, stoßen ab, drehen sich im Wasser und treiben weiter. Der Wasserweg ist für diese Stämme, die unweit vom Ufer gefällt, mit einem Zeichen des Besitzers versehen und dann in den Fluß geworfen werden, die einzig mögliche Beförderung. Sind die Stämme am Ziele, nahe der Flußmündung, angelangt, dann werden sie aus dem Wasser gefischt, nach den eingekerbten Zeichen der Besitzer geordnet und auf den Markt gebracht. Nicht alle Hölzer gelangen so weit. Manch einer wird von der Strömung in eine Seitenbucht getrieben, aus der er nicht wieder frei kommt. Ein anderer, der zu oft an die Felsen und Dampfboote anstößt, zersplittert wohl unterwegs. Ein dritter fällt auch einmal in unrechte Hände. Indessen, was tut das? Das Holz ist ja billig, so billig hier oben im Norden und der Transport auf dem Wasser noch billiger; er ist umsonst. Da kann man schon recht erhebliche Verlustziffern in die Kalkulation einsetzen und kommt doch auf seine Rechnung. Wenn nur der Absatz immer da ist!

Weiter geht die Fahrt den Luleelf aufwärts. Mittags gegen ein Uhr hatten wir Hednoret verlassen; nach Mitternacht erreichen wir Nedre Edefors, die Endstation. Höher hinauf kann das Dampfboot nicht fahren; denn hier beginnt der „Edefors“, eine prächtige Folge von Stromschnellen, die sich über zwei Kilometer verteilen und 22 Meter Gefälle haben. Über diese Stromschnellen kann kein Schiff hinüber; nur die Lachse können es, die in gewaltigem Sprunge die Fälle nehmen, — um den Fischern in die bereit gehaltenen Netze zu gehen. Sie sind berühmt durch ihren Fischreichtum, die Lachsfänge von Edefors. —

Am nächsten Morgen wandern wir von Nedre Edefors durch einen Wald, in dem Tausende von Mücken um uns herumschwirren, nach Övre Edefors, wo wenige hundert Meter oberhalb der Stromschnellen — ein kleines Motorboot liegt, das uns in drei Stunden nach Stoerbacken bringt,

der ersten Station in den Lappmarken. Doch so schön der Anblick der Landschaft auch ist, bringt doch der erste Anblick von Lappland eine kleine Enttäuschung. Tiefdunkle Nadelwälder wechseln mit Wiesen und leidlich gut bestellten Äckern ab. Das breite, dunkelblaue Band des Luleelf zieht sich durch das ganze Bild, das sich nicht wesentlich von dem unterscheidet, welches wir in unseren Breiten zu sehen gewohnt sind. Doch wo sind die Lappen, wo die Renntiere? —

„Droben in den Bergen, weiter hinauf im Norden", wird uns zur Antwort; „nur im Winter kommen sie hierher. Wie sollten sie es auch mit ihren Tieren in dieser Hitze aushalten?" Und in der Tat! heiß ist es hier. Zwar sind wir nur noch wenige Meilen vom nördlichen Polarkreis entfernt; doch schon jetzt, morgens um zehn Uhr, zeigt das Thermometer 23° im Schatten. Von Storbacken wandern wir zu Fuß durch den Wald nach den Höfen von Wuollerim, 9 Kilometer immer bergauf und bergab in der Sonnenglut. Denn die Bäume im Walde stehen nicht dicht und geben nur wenig Schatten. In Wuollerim warten unser die vorausbestellten Skjuts, kleine primitive Wagen mit unansehnlichen, doch ausdauernden Pferden, die uns nach Jockmock bringen sollen.

Eine seltsame Fahrt beginnt. Zwar bietet der Weg, der durch dichte Wälder, über gut gehaltene, rot angestrichene Brücken führt, zunächst nichts außergewöhnliches. Doch schon hinter Koskats, einer kleinen Skjutstation, auf der wir die Pferde wechseln, ändert sich die Landschaft. Die toten Wälder liegen vor uns. Es ist schwer, sich von ihnen und ihrer grauenhaften Schönheit eine richtige Vorstellung zu machen. Wälder nehmen uns auf, die nie menschliche Pflege, nie die Wohltaten einer geregelten Forstkultur erfahren haben, Wälder, die immer nur dem Menschen gaben und nie etwas von ihm empfingen. Denn nur um Holz zu holen zogen noch vor kurzer Zeit — jetzt ist das ganze Areal zum Kronpark avanziert — die Menschen in diese Wälder und trieben hier schlimmste Raubwirtschaft. Bäume wurden gefällt, wenn just ein Ast gebraucht wurde; man holte sich den Ast und ließ den Stamm, der schwerer zu transportieren war, liegen. Zu Hunderten liegen die gefällten Stämme in den Wäldern umher und vermodern, und wenn sie im Fallen einige kleinere Bäume mit umreißen, je nun, was schadet das? Es liegt ja so viel Holz hier oben im Walde und keiner braucht es, keinem ist es wert hier abseits der Flüsse und Eisenbahnen, wo keine Menschen wohnen und der Transport zu den Handelsplätzen es zu teuer machen würde, also daß niemand es kaufen könnte.

Der Sturm und die Gewitter, der feuchte Boden, welcher Wurzelfäule und andere Krankheiten hervorruft, parasitierende Pilze und andere Feinde des Waldes vereinigen sich mit dem Menschen, um das Zerstörungswerk

zu vollenden. Ein Blitz fährt in die ausgetrocknete Krone, und schon flammt der Baum auf gleich einer riesigen Fackel und nur ein geschwärzter Stumpf bleibt zurück. Zu tausenden stehen die geschwärzten, halbverbrannten Stümpfe, die vom Blitze zerstört wurden oder von brennenden Nachbarbäumen das verheerende Feuer empfingen, droben in der Lappmark. Die kahlen weißen Äste und Zweige anderer toten Bäume, die von Würmern, Insekten oder Pilzen getötet wurden, strecken sich, gebleichten Skeletten nicht unähnlich, geisterhaft gen Himmel. Wenn in den weißen Sommernächten das fahle Licht der mitternächtlichen Sonne sich über die wildromantische Szenerie ergießt, muß der tote Wald bevölkert erscheinen von Dämonen und Geistern, die in ihm ihr unheimliches Wesen treiben und manchem einsamen Wanderer, der nachts durch den toten Wald geht, mag das Herz lauter schlagen, wenn die grauweißen Spukgestalten sich aus dem Boden heben, ihm winken und drohen mit langen, dürren Leichenarmen, indeß der Nebel sich am Boden zusammenbraut zum weißen Totenlinnen, das lautlos auf- und niederwogt im Winde.

Wild durcheinander liegen die großen und kleinen Baumstämme, die der Sturm zu Boden warf, nachdem die Wurzel im Boden verfaulte und der Baum seinen Halt im Erdreich verloren hatte. So wie der Sturm die Bäume hingeworfen hat, so bleiben sie liegen, Jahre, Jahrzehnte lang; sie vermodern und zerfallen. Oft ruht das Auge überrascht auf den schönen, großen Stämmen, die auch jetzt, halbverfault, noch nicht wertlos sein mögen, und die hier nutzlos umkommen müssen. Der Boden kann nicht schlecht sein,i der solche Bäume hervorbringt. Wo aber sind die Menschen, diesen Boden zu bestellen?

Stundenlang währt die Fahrt durch die toten Wälder, die der Waldbrand vernichtete und die menschliche Nachlässigkeit. Nur vereinzelt fällt der Blick auf einen noch lebenden Baum, dessen frisches Grün seltsam absticht von der weißen und weißgrauen Leichenfarbe seiner Nachbarn. Selbst das niedere Gestrüpp am Boden ist nur sehr spärlich entwickelt. Alle Lebenskraft, aller Lebensmut scheint hier im Walde erstorben zu sein. Auch das Wild fehlt in diesen Einöden und halbverbrannten Wäldern, die ihm kein gastliches Heim bieten können. Nur der König des Edelwilds haust noch hier oben, der Elch, auf dessen verlassene, aus niedergebrochenem Gestrüpp gebildete Lagerstätten man nicht selten trifft. Wölfe, vereinzelte Bären jagt man hier im Winter und trifft wohl auch mitunter auf ein wildes oder verwildertes Renn.

Weiter geht die Fahrt durch die Einöden und die toten halbverbrannten Wälder, in denen kein Vogel singt. Nur Mücken, zahllose Mücken, gegen die weder Mückenschleier, noch Lederhandschuhe, weder Salmiakgeist, noch

Eucalyptusöl sonderlich viel helfen, bilden unser Gefolge. Kein Wagen, kein Mensch begegnet uns auf der langen Strecke. Jetzt erscheint zu unserer Linken eine schlichte Holztafel an langer Stange, auf die unser Kutscher uns aufmerksam macht. „Polzirkeln". Wir überschreiten den Polarkreis, Nachts um die elfte Stunde inmitten des Waldes, während die Sonne hinter den Bäumen untergeht. Fast taghell ist es in der Nacht. Da wird hinter uns ein Ton laut, der seltsam hineinklingt in das Schweigen, der — Ton einer Autohuppe. Doch noch ehe wir unserer Verwunderung Ausdruck verleihen können, hält unser Kutscher, ein junger Bursche von sechszehn Jahren, sein Pferd an, springt ab und gibt dem hinter uns anfahrenden Kraftwagen ein Zeichen zu halten. Willig folgt der Chauffeur der empfangenen Weisung und stoppt ab, indeß der junge Kutscher seinen Wagen langsam bis an den Straßenrand führt, das Pferd abschirrt und mit ihm in den Wald geht, wo er es an einem halbverkohlten Baumstamm festbindet. Erst jetzt kann das Automobil langsam vorüberfahren, während der Kutscher das vor Angst zitternde Pferd streichelt und beruhigt. Sie sind noch nicht an Automobile gewöhnt, die kräftigen kleinen Pferde der Lappmark, und würden mit dem Skjud glatt abgehen, wenn der Kutscher sie nicht ausspannen würde. Und doch fährt dieses Automobil fast täglich durch den Wald. Es ist ein schöner, eleganter Wagen, von mindestens 60 Pferdekräften; es gehört dem Gastwirt von Wuollerim, der für die Touristen sich den Wagen angeschafft hat und viel Geld mit ihm zu verdienen hofft. Doch wenn auch die Touristen nicht ausbleiben im Sommer, so ziehen sie es doch meistens vor, die billigeren Skjude zu benützen, zumal die Sage geht, daß der Wirt von Wuollerim sich nicht immer an getroffene Vereinbarungen hält und manchmal mitten auf der Strecke anhält, um den doppelten Fahrpreis zu fordern.

Gegen ein Uhr morgens langen wir in Jockmock am Luleelf an, einem kleinen Flecken, der ein gutes Turisthaus besitzt und berühmt ist der beiden Wasserfälle wegen, die in seiner nächsten Nähe sind. Mehr als 40 Meter fällt hier durch den Akkatschfall und den Kajtumfall, die nur zwei Kilometer von einander entfernt sind, der Spiegel des Luleelf. (Das Gefäll des Rheines bei Schaffhausen beträgt nur 24 Meter.) Weithin ist das Brausen des Stromes vernehmbar. Auch schöne Touren lassen sich von Jockmock im Sommer machen, nach Kvickjock, wo vom Gipfel des Snärak die Mitternachtsonne sichtbar ist, und nach Haarspranget, dem größten Wasserfall von Europa. Im Winter aber kommen die Lappen nach Jockmock, das sie Talvatis d. h. Wintermarkt nennen, da sie hier all das — meist im Tauschhandel — erstehen, was ihre bescheidene Lebensführung erfordert und was das Renn ihnen nicht geben kann.

Als wir in Jockmock ankamen, fanden wir noch das ganze Turisthaus in Bewegung. Auf dem Platze vor dem Hotel wurde Tennis gespielt,

indeß andere Touristen, die wohl anstrengendere Märsche hinter sich hatten, auf dem Balkon dem Spiele zuschauten. Es ist ein eigenes Bild, solch eine Tennispartie in nachmitternächtlicher Stunde, wenn nur eine schwache Frühdämmerung daran erinnert, daß die „nachtschlafende Zeit" da ist. Am nächsten Morgen standen wir spät auf, um mit Skjude nach Murjek und von dort mit der Bahn weiter zu fahren nach Abiskojokk, dem Ziele aller Lapplandtouristen. Doch kein Skjud war aufzutreiben; nur das Automobil aus Wuollerim stand verlockend da in seinem roten Anstrich, mit seinen sechzig Pferdekräften. Sollten wir es für die Fahrt nach Murjek mieten? — Zwar waren wir vor dem Wirt gewarnt worden; indeß hatte uns niemand etwas positives mitteilen können. Es ging nur die Sage, daß . . .

Schon trat der Wirt auf uns zu und bot uns seinen Wagen für die Fahrt nach Murjek an. 60 Kronen verlangte er und nach einer halben Stunde handelnd hatten wir uns auf 35 Kronen geeinigt. Dann brachen wir auf. Das war eine andere Fahrt, als gestern mit dem kleinen Wägelchen. Im flotten Dreißig-Kilometer-Tempo sausten wir dahin — bis zum Porsifors, einem der schönsten Fälle des Stora Luleelf, den er kurz nach der Vereinigung mit dem Lillaelf bildet. Der Porsifors ist einer der berühmtesten Wasserfälle von ganz Schweden und trägt in jedem Reisehandbuche seinen Stern mit Recht. Allein wir hatten keine Gelegenheit, ihn zu bewundern. Denn gerade, als wir auf der Brücke waren, die über den Fall führt, da hielt plötzlich unser Wagen und der Wirt von Wuollerim, der selbst lenkte, kletterte herunter: „Die Herren werden verzeihen, aber für 35 Kronen kann ich Sie nicht weiter fahren. Sie müssen mir schon die 60 Kronen bezahlen, die ich zuerst verlangte". — — — —

In Stockholm wollten wir die Angelegenheit gerichtlich ordnen lassen. Allein die Advokaten rieten uns ab; das Objekt wäre zu klein und lohne sich nicht der Mühe — für sie.

Therese Lehmann-Haupt: Hindenburglied.

Mel.: Prinz Eugen der edle Ritter.

Unser schönes Land Ostpreußen
Wollt' der Russe an sich reißen,
Weil der Hunger drüben groß.
Da wir tief im Frieden waren,
Brachen ein Kosakenscharen,
Und gleich ging das Plündern los.

Selbst Gen'räle stahlen munter,
Brannten Dörfer, Städte 'runter,
Fackel hing am krummen Schwert.
Mordeten voll Lust — o Grauen —
Kinder, Greise und auch Frauen, —
Schändeten den deutschen Herd.

Als dem Kaiser man 's berichtet,
Stand er wie von Schmerz vernichtet,
Dann erglänzt sein Aug' wie Stahl:
„Hindenburg", so rief er plötzlich,
„Dieses wird für dich ergötzlich, —
Fang' das Lausepack dir mal!

Ich muß hier Franzosen prügeln,
Belg'sche Rachepläne zügeln
Und neutrale Rechte wahr'n.
Meinem Vetter 'n Buckel wärmen,
Peitschen drehn aus Japans Därmen
Für die anderen Feindesschar'n."

Hindenburg, der drauf gewartet,
Rief: „Nun Jungens, losgestartet,
Daß dem Ruß die Läus' vergehn.
Hunderttausend woll'n wir fangen,
Und was dann noch nicht gehangen,
'rin in die masur'schen Seen!"

Wie sich Hindenburg das dachte,
Bis auf's Tüpfelchen er's machte,
Denn der Preuße nimmt's genau.
Von den deutschen Greuelstätten,
Wo sie gern geschlemmt noch hätten,
Peitscht man auf sie mit Radau.

Hunderttausend Russenfressen
Kriegten erst mal satt zu essen
Wohl in preußischem Kommiß.
Dann vergnüglich mit dem Reste
In masurische Moräste,
Wo kein Wiederkommen is!

Und die dann noch sind entkommen,
Wurden gleich aufs Korn genommen,
Hei, mit Hurrah hinterher!
Frei ist nun Ostpreußens Grenze, —
Kinder, windet Eichenkränze, —
Unserm Hindenburg die Ehr'!

Ob die Brust ihm voller Orden,
Ob er höchsten Ranges worden,
Unser Retter in der Not, —
In Ostpreußen soll er leben,
Gut und Blut woll'n wir ihm geben, —
Hindenburg — dich segne Gott!

Rundschau

Politische Rundschau.

Kriegswissenschaft.

Deutschlands Kampf für Recht und Gesittung.

Daß der gegenwärtige Krieg ein Kampf um die Stellung deutschen Wesens, deutscher Gesittung in der Welt ist, diese Überzeugung hat unser ganzes Volk vom ersten Augenblick an durchdrungen. In ausdrucksvollster Weise tritt das hervor in dem soeben erschienenen Kriegsheft der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" (Einzelhefte —.25 Mk. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin). Die sonst den Gedanken der internationalen Verständigung pflegende Zeitschrift soll der Wahrung von Deutschlands Stellung in dem ihm aufgedrungenen Krieg, namentlich auch der irregeleiteten Meinung des neutralen Auslandes gegenüber dienen.

Die bedeutsamsten Äußerungen sind die Ad. von Harnacks, des Berliner Theologen, vor allem in seiner Antwort auf einen ihm auf seine Rede zur „Deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung" im Berliner Rathaus am 11. August 1914 von englischen Gelehrten und Geistlichen zugesandten Brief. Die Engländer geben ihrem Bedauern Ausdruck, daß, wie sie sagen, A. v. Harnack „Englands Haltung in dem gegenwärtigen Kriege als einen Verrat an der Zivilisation bezeichnet habe". Darauf antwortet A. v. H., er habe zwar diese Worte nicht gebraucht, aber sie gäben allerdings sein Urteil über dieses Verhalten richtig wieder. Der Behauptung der Engländer gegenüber, England habe nur zum Schutze Serbiens und Belgiens in den Krieg eingegriffen, antwortet A. v. H. entschieden und würdig zugleich: „Sie wollen statt der furchtbaren Situation, in die Serbien und Rußland Österreich gebracht haben, nur die Nöte eines bedrängten Kleinstaates sehen, dem man zu Hilfe kommen müsse! So zu urteilen, ist nicht mehr Blindheit, ja es wäre ein himmelschreiendes Verbrechen, wüßte man nicht, daß für Großbritannien Lebensfragen anderer Großmächte überhaupt nicht existieren, weil es nur seine eigenen Lebensfragen und die solcher Kleinstaaten gelten läßt, deren Bestand für Großbritannien wertvoll ist". Und er ruft den Engländern zu: „wir verteidigen die Arbeit von anderthalb Jahrtausenden für ganz Europa und auch für Großbritannien! Aber der Tag, daß Großbritannien den Damm zerriß, kann niemals in der Welt-

geschichte vergessen werden. Und ihr Urteil wird lauten: An dem Tage, da sich russisch-asiatische Macht auf die Kultur Westeuropas stürzte, erklärte Großbritannien, es müsse mit Rußland gehen, weil — „die Souveränität des Mörderstaates Serbien verletzt sei!" „Wenn England alle Gegensätze, die zwischen ihm und Rußland bestehen, beiseite setzt, wenn es nicht nur die Horden der Russen auf uns hetzt, sondern auch skrupellos die Japaner, „die gelbe Gefahr" über uns und Europa heraufbeschwört, wenn es also seine Pflichten gegen die europäische Kultur ins Meer versenkt — so gibt es dafür nur eine Erklärung und ein Motiv: England glaubt, die Stunde sei gekommen, uns zu vernichten. Weil es unsre Kraft, unsren Fleiß, unsre Blüte nicht dulden will! Eine andere Erklärung gibt es nicht!" Das ist eine deutsche Antwort auf englische Heuchelei!

Als eindrucksvollster Zeuge für Deutschlands Friedensliebe tritt A. v. Harnack der bekannte Kulturhistoriker H. St. Chamberlain zur Seite. Er, ein geborener Engländer, sagt: „Seit 45 Jahren verkehre ich vorwiegend mit Deutschen, seit 30 Jahren lebe ich ständig in deutschen Landen; die Liebe zu deutscher Art, deutschem Denken, deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst schärfte mir das Auge, ohne mich blind zu machen. Und mein Zeugnis lautet dahin: in ganz Deutschland hat in den letzten 45 Jahren nicht ein einziger Mann gelebt, der Krieg gewollt hätte, nicht einer. Wer das Gegenteil behauptet, lügt — sei es wissentlich, sei es unwissentlich." Besondere Bedeutung dürften seine Äußerungen über die persönliche Stellung des deutschen Kaisers beanspruchen.

H. St. Chamberlain führt aus, er sei „dem Kaiser nicht oft, doch unter besonders günstigen Umständen begegnet: außerhalb der Hofetikette, zu zwanglosem Meinungsaustausch, unbelauscht." Er will auch jetzt von dem Grundsatz, nichts von den Äußerungen des Kaisers mitzuteilen, nicht abweichen. Doch begehe er keine Indiskretion, wenn er sage: daß ihm „in dieser bedeutenden Persönlichkeit zwei Züge über alles bemerkenswert erschienen, als die zwei „Dominanten" ihres ganzen Fühlens, Denkens, Handelns: das tiefe, nie weichende Gefühl der Verantwortung vor Gott und — hierdurch eng und streng bedingt — der energische, herrische, ja — wenn es nicht zu paradox klingt — der ungestüme Wille, Deutschland den Frieden zu bewahren". Er schließt seine eindrucksvollen Ausführungen: „Schenkt aber Gott den deutsch-österreichischen Waffen den Sieg, den vollkommenen, niederschmetternden Sieg — was wir alle von ihm erflehen, auch wir Nichtdeutschen, insofern uns das Wohl und die Kultur der gesitteten Menschheit höher steht als nationale Eitelkeit — dann, aber auch nur dann, genießt Europa eines hundertjährigen Friedens, und der Wunsch des großen und guten, von seinen Standesgenossen so schmählich betrogenen Fürsten wird doch noch in Erfüllung gehen, glorreicher, als er es sich gedacht hatte, zugleich ganz Deutschland zur Rechtfertigung vor Verleumdung und Lüge: erst recht wird er dann „Friedenskaiser" heißen, da er und sein Heer als ihr ureigenes Werk den Frieden geschaffen haben werden." Das ist ein den schmählichen Verunglimpfungen englischer Blätter gegenüber doppelt wertvolles Zeugnis!

Diesen beiden schließen sich die anderen Beiträge des Heftes würdig an, so der des Berliner Historikers O. Hintze, der auf Grund eines um-

fassenden historischen Überblickes über die tieferen Gründe des Weltkrieges zu dem gleichen Ergebnis kommt: „Wir sind in der glücklichen Lage, indem wir für unser nationales Dasein kämpfen, zugleich die höchsten sittlichen Güter zu verteidigen, die allem Volks- und Staatsleben erst den rechten menschlichen Wert verleihen". Und nicht anders lauten die Urteile des Breslauer Rechtslehrers R. Leonhard wie des Hallenser Theologen Friedr. Loofs, während demgegenüber der greise Führer der deutschen Volkswirtschaftslehre, Adolf Wagner, feststellt, daß Englands Motive zu seiner Teilnahme am Krieg sind „die britische Habsucht und der hochmütige Wahn, daß sie allein von Gott und der Natur zu Beherrschern der ganzen Weltmeere berufen und nach ihren nationalen Eigenschaften geeignet seien", daß sein Haß sich gerade gegen uns kehre, „weil wir die jüngsten Konkurrenten stärkeren Schlages für sie sind und am meisten von ihnen nur als unberechtigte Emporkömmlinge angesehen werden."

Auch die anderen Beiträge des Heftes sind eindrucksvolle Bekundungen deutscher Gelehrten, so Rud. Euckens, des Jenaer Philosophen über das Wesen deutscher Art und deutscher Wissenschaft insbesondere, so des Heidelberger nach Berlin berufenen Theologen Ernst Troeltsch über die Stellung der deutschen Wissenschaft zum und in diesem Krieg, der „selbst in seinem bisherigen Verlaufe zum guten Teil ein Werk des wissenschaftlichen deutschen Geistes, des Geistes der Systematik, Ordnung und Strenge und der deutschen Technik sei". Umgekehrt werde „die deutsche Wissenschaft gerade in ihren historischen, sozialwissenschaftlichen und ethischen Arbeitsrichtungen aus diesem Kriege von neuem lernen, welch unermeßliche Bedeutung dem Staate und der politischen Erziehung des Volkes vor allen anderen geistigen Mächten zukommt".

Der Berliner Strafrechtslehrer Franz von Liszt bezeugt, von den ausländischen Gelehrten fordernd, daß an der „Ehrlichkeit deutscher Gesinnung, an der Aufrichtigkeit deutscher Worte nicht gezweifelt werde," daß das größte in diesen Tagen sei, „daß das ganze deutsche Volk nur eine einzige Seele habe", daß von den „Lehrern der Wissenschaft kein einziger anders denke und empfinde, als die deutschen Soldaten draußen in feindlichem Lande". Und würdig schließt sich ihm die Erklärung der Bonner Historiker an: „wen muß sie nicht ergreifen: diese stille Sicherheit und unwiderstehliche Tatkraft, mit der dies Gemeingefühl alle Schichten und Parteien unseres Volkes durchdringt und zur Aufopferung des individuellen Selbst wie zu etwas Selbstverständlichem fortreißt! Wer im Auslande unseren wissenschaftlichen Arbeiten Wert beilegt, der möge auch diesem Ausdruck unserer historisch-politischen Überzeugung die Aufmerksamkeit nicht versagen."

So stellt das Heft eine würdige Kundgebung deutscher Wissenschaft dar, dessen Gewalt sich das Ausland nicht wird entziehen können. Mit Recht darf der Herausgeber in dem dem Heft vorausgeschickten Geleitwort aussprechen, daß diesen Äußerungen deutscher Gelehrten gegenüber, die sich den Kundgebungen der „Fichte und Schleiermacher, der Steffens, Niebuhr und Böckh vor hundert Jahren, der Mommsen, Treitschke, Dubois-Reymond 1870" würdig anschließen — man doch an der sittlichen Bildungskraft unserer heutigen Kultur, ihrer Förderung von Wahrheit und Recht gänzlich verzweifeln müßte, wenn eine Verteidigung mit solchen geistigen Waffen uns nicht mehr wirksam zu helfen vermöchte.

Literarische Rundschau.

Arthur Silbergleit.

In unserer schwertdurchklirrten Zeit, in der eine zwar äußerlich stille, aber in der Volkstiefe desto stürmischere Umwertung aller Werte stattfindet und in der die Haltung die Herrschaft über den Geist gewinnt, muten uns Bücher, die nicht von dem heimlichen Zusammenhang des Einzelnen mit der Gesamtheit Kunde geben und die nicht von hoher vaterländischer Gesinnung erfüllt sind, wie fremde, sagenhaft alte Gebilde an, deren stumme Bitte um Würdigung uns fast anspruchsvoll erscheint. Wenn heute hier dennoch Werke wesentlich anderer d. h. nicht gerade völkischer, sondern weltläufiger Art zur Besprechung gelangen, so möge sich dieser Versuch durch das Bestreben rechtfertigen, kurz vor dem Beginn einer gewiß neuen Entwicklung unseres Schrifttums die letzten Lebenszeichen ihrer entschwebenden Schwester an Einzelerscheinungen noch einmal unbefangen zu überprüfen und den verschlungenen Wegen, auf denen diese oft gewandelt war, noch einmal nachzuschreiten. Und nicht zuletzt dünkt es mich nicht ohne Anreiz, der geistigen und seelischen Zerklüftung der Vergangenheit die äußere und innere Geschlossenheit unserer Zeit entgegenzusetzen.

Die Gefahr, den Wert unserer im Kriege 1870/71 mühsam erkämpften äußeren Einheit durch manchen Zwiespalt und tausend innere Zersplitterungen allmählich in Frage gestellt zu sehen, wuchs von Jahr zu Jahr. Die breite Lebensfläche der Allgemeinheit verschmälerte sich; wir wurden ein Staat der Parteien, Stände und Vereine. Trotz allen An- und Ausgleichsbestrebungen der Weltwirtschaftsordnung und des Verkehrslebens entfremdeten sich Bürger und Bauer, Dörfler und Städter stärker als je. Scheinbar allen Gruppen entrückt und von allen Bindungen gelöst war nur das Kunstzigeunertum. Mit diesem beschäftigt sich ein junger Schriftsteller, Leopold Hubermann in seinem Bande: „Bohême" (Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg.)

Hubermann bekämpft in dieser Anklageschrift die ziemlich allgemein verbreitete Meinung von dem Persönlichkeitswert und -trieb jener landlosen Leute und er deckt den Trug angeblich geistigen und seelischen Abenteuertums auf. Er spricht ihnen vielmehr nur die Trägheit und Rätsellosigkeit der von ihnen verachteten Menge zu und er sieht in ihren Gedanken- und Gefühlsäußerungen nur Kundgaben eines Massengehirns und einer Massenseele. Die sonderbare Tatsache des Zusammenschlusses dieser Freischärler begründet er mit der allen gemeinsamen Tücke und Hinterlist, den ragenden, gipfelhohen, einsamen, felsenstarken, in sich selbst gefestigten Geist im Verschwörerbunde zu überfallen. In Wirklichkeit besitzt Hubermanns Fechterstellung nur den Reiz einer heldenhaften Geberde, und sein steil gezücktes Schwert teilt lediglich Luftstöße aus. Denn es gibt seit der Erdenwallfahrt des seligen Träumers und großen, unschuldigen Götterkindes Peter Hille in Deutschland keinen glaubwürdigen Vertreter der Bohême mehr. Dieses fremd[illegible] Sammelwort kann sich allenfalls au[illegible] die Fremde d. h. auf Paris beziehen; das Kunstzigeunertum ist selbst dort, wie Kenner der Seinestadt versichern, im Schwinden begriffen (die Herren, die etwa im Berliner Café des Westens die Rolle des Bohémien spielen, sind bejammernswert schlechte Mimen). Man scheidet daher von dem Verfasser mit dem aufrichtigen Bedauern über die Verschwendung seiner kraftsprühenden Ausdrucksmittel an lebende Leich-

name und über das Mißverhältnis zwischen der Kümmerlichkeit und Blässe seines Stoffs und dem Reichtum und der Farbigkeit seines Stils.

Mit keinem Aufschrei, vielmehr mit einem leisen, langen Schluchzen entladet Carl Ehrenstein die Spannungen seiner jungen Seele in einem Bande: „Klagen eines Knaben" (Verlag Kurt Wolff, Leipzig). Beim Lesen dieses Buches gedenkt man unwillkürlich der ergreifenden Verse Else Lasker-Schülers: „Es ist ein Weinen in der Welt. Als ob der liebe Gott gestorben wäre", und man wird von den Leiden eines Menschen erschüttert, der allzufrüh mit seiner tausendjährigen jüdischen Erblast bitterer Lebenserkenntnisse und mit abgeblendeten Lichtern seinem dunklen Abgrunde zu auf dem Daseinsstrom willen-, steuer- und hafenlos dahintreibt und der in seiner Verherrlichung der eitlen Vergänglichkeit aller Wesen und Werte Feste der Schmerzenswollust feiert. Ich liebe dieses Buch wegen seiner venetianischen Wehmut, wegen seiner kranken Musik voll Auflösungssehnsucht, wegen seiner gebrochenen, verschwimmenden und verschwebenden Töne und nicht zuletzt wegen seiner starken Veranschaulichung eines Menschenweges von kindlicher Gläubigkeit zu altem Haß und Hohn.

In denkbar schärfsten Gegensatz zu der träumerischen Trägheit und Schwermut Carl Ehrensteins steht die Willens-, Lebens-, Tat- und Weltfreunde Alexandre Mercereaus. Das von Paul Friedrich vortrefflich verdeutschte Werk dieses jungen Franzosen: „Worte vor dem Leben" (im Insel-Verlag, Leipzig) sucht den Sinn unseres Daseins ernst zu ergründen und jubelnd zu verkünden. In inniger Vertrautheit mit dem All ertastet Mercereau mit geschärften Sinnen die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Natur, Geist und Menschenseele, und weil ihm alle wertvollen Gedanken der Menschheit aus Götterhäuptern ausgewandert zu sein scheinen und weil so Erkenntnisse Gefühle der Andacht in ihm auslösen, empfängt seine ungebundene Sprache die Hebungen und Senkungen feierlich bewegter Wohllautwellen, die hohenpriesterliche Getragenheit gläubiger Dichtungen, deren Klanggesetze er im tönenden Reigen der Sterne, im Lispeln der Lüfte, im Rieseln der Bäche, im Hauch der Blumen und im Rauschen der Wipfel fand. Vielleicht beunruhigt dieses zwitterhafte Gebilde von Weisheit und Dichtung das deutsche Gewissen, das eine klare Ordnung der Begriffe liebt, aber gerade diese uneinreihbare Gattungslosigkeit des Werkes ist, wie Stefan Zweig in seinem meisterhaften Nachwort mit Recht hervorhebt, für den zwanglosen Zusammenfluß aller Geistesströmungen unseres Geschlechts bezeichnend: „Überall steht es zwischen dem Hergebrachten, frei und vorbildlich, und dringt doch mitten aus der Zeit, nicht bemüht um Weltergründung so sehr, als das Weltgefühl der Stunde zu äußern".

Der Reigen kleiner Erzählungen von Hedwig Wigger-Barsch: „In lusitanischer Sonne" (Verlag L. Heege, Schweidnitz) wirkt durch seine Bindung edler, maßvoller Bewegungsschönheit und üppiger Sinnlichkeit reizvoll. Diese Legenden südlicher Leidenschaft, vom Leben gedichtet und von einer reifen Darstellungskunst geläutert, dürften sich zahlreiche Freunde erwerben. Die Verfasserin, die jahrelang in Portugal gelebt hat und daher Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen vermochte, läßt uns in der Tat die Glut der lusitanischen Sonne erspüren. Unter dem ausgespannten blauen Riesenfächer des Himmels wandelt im Empfindungsrausch manches heißblütige Liebespaar dahin; Mandolinen und Guitarren siegen; freilich mutet uns die schmeichlerische Süße alter

Serenadenmusik bei dem harten Gegenwartsklang des Schwerterklirrens und Kanonendröhnens traumhafter als jemals an.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Der Spielplan der Theater.

Die künstlerische Verlegenheit der Theater ist durch den Krieg noch größer geworden als die wirtschaftliche. Diese kann durch Subventionen behoben werden — woher aber soll eine künstlerische Subvention kommen? Anstatt den Theaterleitern ungerechte Vorwürfe zu machen ob ihres angeblichen Mangels an Findigkeit — (ach Gott, die Not hat sie immer findiger gemacht, als ihre meisten Kritiker) — soll man die einfache Tatsache anerkennen: ein Kriegsrepertoire gibt es nicht.

Natürlich spielen die Theater nicht für Leute, denen der Krieg so sehr alle Besinnung geraubt hat, daß ihnen der Zuspruch von der Bühne ebenso unerträglich ist wie irgend ein anderer. Aber doch vor Leuten, die vom Kriegsgedanken beherrscht werden, der in ihrem Denk- und Gefühlsapparat immer auf der Lauer liegt, um hervorzubrechen. Was also soll der Theaterleiter angesichts eines solchen Publikums machen?

Er muß den Kriegsgedanken nähren oder ihn zu beschwichtigen suchen. Ihn zu nähren, ist einfacher. Um eine hellodernde Flamme anzublasen, dazu genügt ein schwacher Windstoß; um aber sie auszublasen, ein Orkan.

Die schwachen Windstöße, die der Tag erzeugt hat, sind kläglich genug. Bemerkenswert daran ist nur die merkantile Firigkeit, mit der einige Schnelldichter die Geschichte der letzten drei Monate in Szenen abgeteilt und zu Dialogen und Kouplets verarbeitet haben. Bisher sind diese theatralischen Ansichtskartenbilder vom Tage auf die Bühnen letzter Ordnung beschränkt geblieben; aber schon rüstet sich das „Berliner Theater" mit einer politisch-militärisch-theatralisch-musikalisch-choreographischen Moritat größten Kalibers den Kriegspfad zu beschreiten, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, die „Extrablätter" — so nennt sich das neueste Erzeugnis dieser Possenfabrik — demnächst einen Siegeszug vollenden zu sehen über alle Bühnen, deren Leiter sich die Fähigkeit zuerkennen, den Geist der Zeit zu begreifen.

Etwas höher zielen schon die zeitgemäßen Bearbeitungen früherer Gelegenheitswerke. Daß man sich ihrer heute noch erinnert, beweist, daß irgend ein besserer Blutstropfen in ihnen pulsierte. So gibt das „Deutsche Künstlertheater. Sozietät", das sich als eine gleiche Mißbildung wie sein Titel erwiesen hat, eine Umarbeitung der „Gewonnenen Herzen" des alten verkommenen Hugo Müller. Die Herzen, die Hugo Müller, um die Zeit der Sedanschlacht etwa, mit großer Eilfertigkeit als gewonnene vorstellte, waren die der Bayern; und er gewann damit, der zu fünf Zehnteln Komödiant, zu vier Zehnteln Literaturzigeuner, und zu einem Zehntel ein kleiner Dichter war, die Herzen der Theaterbesucher von damals im Sturm. Bei den Umarbeitern sind die gewonnenen Herzen die der Elsässer. Durch die Zutaten ist der patriotische Wechselbalg nicht schöner geworden; aber die treuherzige Gemütlichkeit, die ihm vor 44 Jahren zu einem kurzen Ruhm verhalf, blinzelt ihm noch heut aus den Augen und macht ihm zwar keinen Ruhm mehr, schafft aber doch noch immer die wohlwollende Stimmung, in der man wünscht, die armen geplagten Theaterleiter hätten heute einen neuen Hugo Müller zur Linderung ihrer Not.

Nichts weniger erhebend in dieser erhebenden Zeit, als das Verhalten

der sogenannten Tageskritik zu dieser Not. Die klügeren unter ihren Schwertträgern verstecken ihre Waffe; sie loben jede Vorstellung und jede Maßnahme jedes Theaters, und durch die Zeilen blinzelt ihr Augenzwinkern, das Mitleid und Nachsicht in dieser schweren Zeit für die armen Komödianten und ihre Prinzipale heischt. Die — weniger Klugen fallen über die Direktoren her und verprügeln sie, weil sie nicht die großen Dichter der großen Zeit finden, die es nicht gibt. Aber den führenden Kritiker, der den Bühnen die Wege wiese, auf denen sie eine herrliche Sendung für die Zeit erfüllen könnten, habe ich noch nicht bemerkt. Der zu sagen wüßte, wie das Theater das entgegendrängende Grundgefühl des heutigen Zuschauers packen und künstlerisch prägen könnte. Das dumpfe, aber starke und beglückende Gefühl, nicht mehr Einer, sondern eins zu sein mit einem herrlichen Volksganzen, ich und du zugleich zu sein, zu steigern zum gestaltungskräftigen Bewußtsein einer herrschberechtigten nationalen Kultur.

Der kritische Schmähredner pflegt nach alter Sitte so zu tun, als ob das Publikum ihn zu seinem Anwalt ernannt hätte. „Wir“, sagt er, wollen auf der Bühne keine Leitartikel in Dialogform und keine Witzblattgestalten alte Scherze wiederholen hören; aber er irrt sich; wir wollen es wohl. Denn die Leitartikel handeln von des deutschen Volkes ungeheuerstem, ruhmvollstem Kampfe, und die Witzblattgestalten beweisen (ihr Witz mag selbst der der Gesindestube sein), daß unser Volk, in Strömen von Blute watend, sich prachtvoll feste Nerven bewahrt hat. Die festen Nerven beherrschen die Stunde und verlangen auch in der Kunst ihr Recht. Wieder einmal ist, Gott sei Dank! auch im Kunstbetrieb die sittliche Forderung nach festem Nervenleben, gesundem, starkem, einochem, sternenwärts gerichtetem Fühlen aufgepflanzt. Und das verwirrt unsere Tageskritik, die in der nachnaturalistischen Zeit der Züchtung der interessanten Nervenschwäche sich bildete. Sie hat sich noch nicht zurecht gefunden in der neuen Zeit und ist darum noch nicht im Stande, einen deutlichen Gedanken zu fassen.

Eingefuchst auf die hergebrachten Redensarten von nuanziertem Seelenleben — einem Euphemismus für habituelle Willensschwäche als Folge von erotischer Überreiztheit — haben sie noch keine Formel gefunden, um sich mit der Entdeckung abzufinden, daß unser Volk von jenem Seelenleben und jener Willensschwäche vollkommen frei geblieben ist und daß ihre neuropathische Literatur ganz und gar keine Wurzeln im Volksboden hatte und so zu sagen in der Luft schwebte. Daß ein hahnebüchen gezimmertes Volksstück aus der vaterländischen Geschichte nicht unter dem Segen Apollos zustande gekommen ist, brauchen sie uns nicht zu sagen, und daß das Einflechten von patriotischen Gesängen unter gütiger und begeisterter Mitwirkung des Publikums eine arge Stillosigkeit ist, weiß gleichfalls jedermann. Und doch: wenn in einem rührend, oder meinetwegen auch ärgerlich naiven Gemächt alle Zuschauer, von einem großen Antrieb überwältigt, ergriffen und ergreifend, an unpassendster Stelle stehend „Deutschland, Deutschland über alles“ singen, so erhebt mich das mehr als zum Beispiel Fräulein Lulus oder Fräulein Franziskas gesamter irdischer Lebenslauf mit allen psychopathischen Belegstellen aus Krafft-Ebing dazu. Es ist eine Seelenerhebung, eine einzige, die wir nicht wieder erleben werden. Auf die Seelenerhebung, Seelensteigerung, Seelenfestigung kommt es an. Gern verdankten wir sie dem großen Dichter der großen Zeit. Da er aber noch nicht da ist, so müssen wir es uns an Surrogaten genügen lassen.

Daß uns die große Dichtung der Zeit von ihren neuropathischen Dichtern, den Dichtern der großen tristitia omnium animalium post res certas, geschenkt werden könnte, wagen jene Leute selber nicht zu behaupten. So kommt denn schließlich das bischen Gewisse in ihren Äußerungen auf die Selbstverständlichkeit hinaus, die Klassiker zu empfehlen, die Klassiker in Wort und Ton. Und neben Richard Wagner steigt wieder Friedrich Schiller als Dichter der Stunde auf.

Ich weiß nicht, ob es jemand gegeben hat, für den Kleistens bisherige Unpopularität nicht ein unlösliches Rätsel gewesen wäre. Für mich war sie es, und ich war begierig, jetzt zu erleben, ob der weltgeschichtliche Vorgang, der uns alle durchschüttelt, unseren Volksgenossen den Sinn für diesen deutschen Urmenschen öffnen würde. Man sollte meinen, in all unserer Dichtung gäbe es keine zwei so ganz in unsere Zeit passende Nationaldramen, wie der Prinz von Homburg und die Hermannschlacht, — besonders die Hermannschlacht.

Ich habe sie mit fragendem Herzen dieser Tage wieder und wieder gesehen, an zwei Berliner Theatern; aber es schien mir, als ob sie wieder versagten, die Hermannschlacht sicher. Freilich sind beide Theater seit Jahren Stätten unveränderlicher Schablonenspielerei. Doch erklärt das nicht das nationale Unglück, daß Kleist uns noch fast ganz stumm ist; Schiller zündet heute wieder auf der Schmiere. Ich weiß keine andere Erklärung: wir haben noch keinen Kleistschen Darstellungsstil. An den beiden Theatern, von denen ich spreche, fiel in der Herrmannschlacht die Bärenzwingerszene fort. Kann man von Theatern, die in einer Hindenburgzeit immer noch glauben, die Rücksichten auf Mädchenpensionate bewahren zu müssen, selbst wenn sie einer Kleistschen Dichtung das Herz ausbrechen (vorausgesetzt, daß ihnen das überhaupt klar ist), einen Kleistschen Darstellungsstil verlangen?

Und einen Schillerschen? Wie früher die Schillerdarstellung unter geistloser Deklamation litt, so leidet sie heute unter geistreichelnder „Vermenschlichung". Die zwei größten Stilmächte der letzten Zeiten auf unserer Bühne haben sich gleich stark an ihr versündigt. Der Naturalismus unter Führung Brahms wollte Schiller „vernatürlichen". Diese Versuche begannen mit Brahms erstem Direktionstage; seine damalige Aufführung von „Kabale und Liebe", eine Aufführnug von und für Stotterer, ist den lebenden Zeugen in schreckhafter Erinnerung; sie endeten, kürzlich erst, mit Hauptmanns Verweberung des „Wilhelm Tell" auf der Bühne des „Künstlertheaters. Sozietät". Reinhardt dagegen will, sozusagen, Leben in die Bude bringen. Soeben hat er sich an den Wallenstein gemacht und aus den beiden ersten Teilen mit überraschendem Witz eine Menge von Lustspielwirkungen herausgeholt. Das „Lager" hat er damit wirklich bereichert, nicht zum vollen Vergnügen seiner sonst so getreuen Herolde. Für seine „Piccolomini" erntete er dagegen das uneingeschränkte Lob aller jener Tageskritiker, die auf seelische Nuancen pürschen. Ich weiß nicht, ob er merkt, daß das anfängt, zu den Unglücksfällen zu gehören. Die seelischen Nuancen schufen einen schlenkrigen Zivilwallenstein (Bassermann), einen Biedermann von Oktavio (Winterstein), einen vertrottelten Zigeunerbaron (Isolani), einen Lubowski (siehe Doktor Klaus) in Kostüm (Seni), einen mißvergnügten Büroschef von Terzky (Josef Klein), einen Lustspielmarquis von Questenberg (Danegger), eine tantenhafte Thekla (Else Heims) neben einer ganz Schillerischen Terzky (Rosa Bertens), einem stilgerechten Butler (Decarli), einem ganz und gar gerechten Illo (Diegelmann), einem hoffnungsvollen Neuling

von Max (Paul Hartmann, erstes Auftreten, Zukunft vielversprechend) und natürlich vielen verblüffenden Regieeinfällen.

Beide Arten von Schillerdarstellung waren interessant, sehr interessant. Aber, zum Teufel, interessant ist die Anekdote; die Dichtung, die große, soll groß sein auch in der Darstellung. Und das scheint mir einstweilen, bis der große Dichter unserer Zeit erscheint, den herbeizuzaubern die Theater nicht die mindeste Macht haben, die Aufgabe der Stunde für unsere Bühnen zu sein: den großen Dichtern, die gewesen, den großen Darstellungsstil wieder zu gewinnen. Darin kann der Wiederschein der großen Zeit auf dem Theater sichtbar werden. Setzen die Theater ihre voraugustlichen Methoden fort, im Kleinen sich behaglich auszubreiten und das Große pfiffig zu verkleinern, so werden sie sich von der Zeit unberührt, ungestärkt, unerhöht zeigen. Dann wird nur eine Bühnenerscheinung der Zeit gewachsen bleiben, die nie sich auf Komödianten- und Neuropathenmaß zusammenquetschen ließ: das Tondrama Richard Wagners.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Ulla Wolff-Frank.

Wacker und unermüdlich waren und sind die Frauen am Werk! Hilfreich und gut. Vom Beginn des Krieges an, bis zur Stunde, also eine geraume, gewaltige Wegstrecke, während diese einzigartige, noch niemals erhörte, überlebensgroße, seelenaufwühlende Kriegszeit an uns vorüber zog, haben sie sich bewährt! Wacker und unermüdlich! Hilfreich und gut!

Nicht immer auf die Art, wie dies und jenes organisiert wurde, vielleicht sogar besser zu machen gewesen wäre, kommt es in diesem Falle an, sondern daß es geschah, daß von der ersten Stunde an der eiserne Wille zu helfen, der Not der Daheimgebliebenen zu steuern sich in geradezu überwältigender Weise kundgab. So intensiv, so bereitwillig, so unpersönlich, so ganz nur der Sache hingegeben habe ich die Frauen noch nie beobachtet. Kein Zwiespalt, keine langen Debatten, keine Kleinlichkeit, keine falschen Ambitionen gab es auf der ganzen Linie, nur ein Gedanke beherrschte alle. Helfen, nützen, helfen! Immer wieder helfen, wo es not tut, überall, auf allen Gebieten. In allen Kreisen machte sich dies Bestreben geltend, nirgends versagte es. Fast schien es im Beginn, als könnte eher eine Überstürzung, ein Überangebot eintreten, als würde die Hilfsbereitschaft zu unkontrollierbarem Eifer führen, zur Betätigung hinreißen, die ohne Maß und Ziel nicht stets das rechte trifft. Aber es war doch wohlüberlegt, die hochgehenden Wogen der Begeisterung nicht einzudämmen, sie über die Ufer der Bedächtigkeit hinstürmen zu lassen, bis sie allgemach nicht etwa abflauten, oder gar im Sande verliefen. Ruhiger wurde es allerdings im Laufe der Zeit. Der wilde Sturm legte sich, aber im breiten Bette einer großzügigen Wohlfahrt, stark und tiefgründig, fließt sie jetzt dahin, und sorgt und hilft und schafft und arbeitet, nimmer rastend, nimmer müde, planvoll und wirksam. Hinter der grausamen Kriegsnot draußen im Felde, hinter dem erderschütternden Schlachtenlärm der Geschütze schreitet leise, behutsam, gütig, beruhigend und tröstend die Fürsorge und Hilfe der deutschen Frauen einher, und sie waltet ihres Amtes, ihres Anteils an dieser hehren Zeit, in der wir um die höchsten Güter der Menschheit ringen: Kultur, Gerechtigkeit, Vaterland. Dieses Amt ist die Liebe, die Güte, die Geduld. Die Hingebung an die ihnen gestellten Aufgaben, die ihnen den oft recht schweren Liebes-

dienst erleichtert und ihnen die Kraft verleiht, wahrhaft segensreich zu wirken.

Es scheint beinahe unmöglich, aus allen diesen Wohlfahrtsveranstaltungen nur die hauptsächlichsten herauszufinden, denn alle streben sie einem Ziele zu, auferweckt von dem Rufe: helfet!, dem sie folgen, wie die Schaaren draußen, in Treue, in deutscher Treue. So mußte das Werk gelingen.

In erster Reihe, führend und leitend, steht das Rote Kreuz und der vaterländische Frauenverein. Es ist beispiellos und doch beispielgebend, was von diesen Vereinigungen geleistet wird. Übrigens weltbekannt und anerkannt. Und wenn Bedenklichkeit und Nörgelsucht sich auch hier und da an diese Institutionen heranwagte, so gibt es darauf nur eine Abwehr, eine Antwort: Sehet, was unter den unsagbarsten Schwierigkeiten, unter den kaum zu erfassenden Erfordernissen getan wird, und dann nehmt es hin dankbar und schweigend. Nicht von dem bei den Truppen- und Verwundetentransporten, der Hilfstätigkeit im Schlachtgetümmel, oder nach den Schlachten, in den Lagern der Verwundeten, der Krankenpflege, geleisteten ist hier zu sprechen, weil sich dies in seinem Umfang, seinen weit verzweigten Einzelheiten, seiner Vielfältigkeit und breit ausladenden, überall hinzuleitenden Organisation dem Urteil nicht Eingeweihter entzieht. Überall dort wirken weibliche und männliche Kräfte. Aber auf die Domänen, die im wesentlichen den Frauen zufallen, wollen wir die Blicke lenken. Es sind vor allem die vom roten Kreuz eingerichteten Bürgerküchen, denen die vom Vaterländischen Frauenverein gebildeten Notstandsküchen, sowie die von der Volkskaffee- und Speisehallengesellschaft, die vom Verein Berliner Volksküchen von 1866, dem Verein der Abrahamschen Kindervolksküchen und Volkskinderhorte sich anschließen. Das Prinzip der Ernährung in diesen in den verschiedensten Stadtteilen angelegten Küchen ist wohl überall das gleiche. Es gibt eine schmackhaft und kräftig zubereitete, ausreichende Mittagsmahlzeit, für zehn, zwanzig, höchstens dreißig Pfennig, im Falle völliger Bedürftigkeit gegen Speisemarken, die gratis erhältlich sind. Der Verkehr entspricht dem üblichen Restaurationsbetrieb. In den Stunden zwischen 12 und 2½ Uhr werden Erwachsene und Kinder freundlich und aufmerksam verpflegt, von freiwilligen Helferinnen bedient, unter der Devise: Sattmachen! Über hunderttausende Personen werden so alltäglich versorgt. Nirgends empfängt man den Eindruck von großem Elend, augenfälliger Armseligkeit, mitleidsheischender Not. Einfach, wohl oft ärmlich gekleidet, versammeln sich, zu ihnen beliebiger Stunde, die unter der allgemeinen Kriegsnot leidenden in großen, schönen Räumen, wie die Kaiserhallen am Morizplatz, das Restaurant im Landesausstellungspark der Bötzowschen Brauerei am Friedrichshain, in den Räumen des Fabrikbesitzers Thieme sowie im Café Kerkau in der Behrenstraße, und in allen Stadtteilen zur Verfügung gestellten, großen Lokalen. Vom eleganten Tiergartenviertel und den vornehmsten Straßen der Reichshauptstadt bis in die übervölkerten Gegenden der Peripherie. In behaglichen, hellen, wohldurchwärmten Räumen, an sauber gedeckten Tischen, wird das Essen gereicht, und man weilt unter den Gästen, ohne ein Gefühl des Bedrücktseins für sie, da sie völlig unabhängig sind. Man ist befriedigt über ihr gutes, ruhiges Verhalten und freut sich den von der Arbeit kommenden ein Stündchen des Ausruhens bereiten zu können, den leider noch vielfach arbeitslosen ein Asyl zu bieten, wo sie ihre Sorgenschwere für ein Weilchen vergessen. In jeder der großen Speiseanstalten werden 4—6000 Personen täglich ge-

speist. Die Kindervolksküchen nähren täglich 50 000 Kinder, die von den Schulen aus sauber, nett und meist vergnügt zu ihrer Mahlzeit kommen, wenn es „Knobländer" gibt, besonders entzückt, und überall kann man sich davon überzeugen, daß die Zubereitung schmackhaft ist. Vor allem aber nimmt man die beruhigende Gewißheit mit, daß es während der Kriegszeit keine Hungernden gibt und geben wird in Berlin, das sich wahrlich nicht umsonst den Ruf erworben hat, eine der wohltätigsten Städte der Welt zu sein. Und an diesem Ruf schaffen und weben in vorderster Linie die Frauen. Es reihen sich diesen vorgenannten Küchen noch zahllose andere an. Die Arbeiterinnenheime, die Arbeiterkolonien, viele Kirchengemeinden, die Synagogengemeinde, die Heilsarmee haben in ausgiebigster Weise Sorge für Notleidende getroffen, ebenso der nationale Frauendienst, der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft, der Berliner Hausfrauenverein, die verschiedenen Frauenklubs, die großen Waren- und Geschäftshäuser, andere bedeutende Betriebe sind für die Nahrungsversorgung ihrer Angestellten und Arbeiterschaft bestens bedacht. Fast unübersehbar ist die private Wohlfahrt, die mit dieser schwierigen Ernährungsfrage sich befaßt. Aber es wird geschafft. So gibt zum Beispiel Herr Liepmann in den Räumen seiner Fabrik 35 Frauen und ihren Kindern, täglich Mittag- und Abendbrot. Das gleiche geschieht von Frau Markiewitz, der Deutsche Frauenklub lädt täglich 50 erwerblose Künstlerinnen, Lehrerinnen, Schriftstellerinnen zu Gaste, das Künstlerheim im Salon Cassierer, dem Frau Tilla Durieux vorsteht, erfreut sich besonders sympathischer Beurteilung in den Kreisen erwerbsloser Künstler, und solche bewirtet auch Frau Georg Meyer, täglich ungefähr 80—90, in der Alsenstraße, während Frau Friedländer-Fuld einen gut bürgerlichen Mittagstisch für vierzig Personen in ihrem Hause eingerichtet hat . . . wer nennt die Namen alle, die sich ähnlichen Wohltuns befleißigen?! Es ist unmöglich und an sich auch belanglos, nur des Beispiels wegen seien diese angeführt. Gekocht wird überall, und an jedem Tisch können 1—2 Personen bewirtet werden, dafür hat der nationale Frauendienst eifrig Propaganda gemacht. Und wie die Frauen sich überall in den Dienst der guten Sache stellen, zeigt sich im „Kriegsheim" des Deutschen Bühnenvereins," dieser einzigartigen, prächtigen, feinsinnigen Schöpfung des „Deutschen Bühnenvereins", der obenan steht an der Spitze aller Wohlfahrtseinrichtungen für die schwere Zeit der Not und unter der Leitung des Intendanten der Königl. Theater Graf von Hülsen immer Neues ersinnt, um dem wirklich sehr hart betroffenen Künstlervolk der deutschen Bühnenangehörigen helfend, tröstend, ermutigend zur Seite zu stehen. So ist dieses „Kriegsheim des deutschen Bühnenvereins" eine gesellige Zufluchtsstätte für die Schauspieler und Schauspielerinnen geworden, eine wahre Heimstätte für die Angehörigen gebildeter Stände. In einem eleganten künstlerisch ausgestalteten Caféhaus Berlin W. öffnen sich täglich die gastlichen Pforten, um zwischen 4 und 7½ Uhr die Bühnenkünstler aufzunehmen. Dort finden sie alles, was zu behaglichem, geselligen Zusammensein erforderlich. Schöne, wohlige Räume, lichtdurchflutet und angenehm erwärmt, die runden, beliebten Caféhaustische mit bequemen Sesseln, alle Zeitungen, illustrierten Zeitschriften und die unvermeidlichen Witzblätter, Unterhaltungsspiele jeglicher Art, Skat- und Tarock nicht zu vergessen, Kollegen und Kolleginnen aus allen Rollenfächern zu gemütlichem Plaudern, und daß man sich hier als socius malorum fühlt, lindert vielleicht die hoffentlich bald vorüber-

gehenden Sorgen. Leichtlebige Künstlerschaaren helfen sich am besten durch ihre Wesensart, und denen, die sich gern und oft gesellig bei ihnen einfinden, erscheinen sie als die eigentlichen Gastgeber in den vom Theater her bekannten und begehrten „Künstlerzimmern". Ein guter Imbiß, zu allen Nachmittagsgetränken — wie Tee, Kaffee, Kakao — gereicht, macht die Stimmung noch netter und wesentlich erhöht wird sie durch die Liebenswürdigkeit der Bühnenkünstlerinnen, die die Bewirtung vornehmen. Hansi Arnstädt, Brigitt Engell, gefeierte Sterne vom Schauspiel- und Opernhaus, die heitere Humoristin Anne Müller-Linke, unterstützt von jungen Schülerinnen der Maria Seebach-Schule, sind bereit jeden Wunsch promptest zu erfüllen, und daß Alles aufs beste klappt, dafür sorgen die Cafétiers, die Herren Geheimrat Lautenburg, die Direktoren Christians und Wassermann. Die Damen aber sind nicht nur für die Bewirtung, sondern auch für die Bewirtschaftung des interessanten Unternehmens bedacht und stellen sich schon um 5 Uhr morgens in der Zentral-Markthalle ein, um die Engros-Einkäufe zu besorgen, wobei Frau Adele Hartwig-Wassermann ganz besonderes leisten soll. Ist das nicht ein heiteres Bild in trüber Zeit? Wahrhaft erfreulich. Und die anderen Kolleginnen beteiligen sich an den künstlerischen Veranstaltungen in den Lazaretten, die zur Zerstreuung der Verwundeten abgehalten werden . . . ob Freund ob Feind! Ist das nicht auch eine feinnervige Idee? Aber in ihrem „Kriegsheim" stricken sie — Wolle wird geliefert — unermüdlich, stricken, wie das gesamte weibliche Berlin, keine ausgenommen, überall, am häuslichen Herd, bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, be'm gemütlichen Plauderstündchen, in der elektrischen Bahn, kurz, nirgends sitzt man unbeschäftigt . . . man strickt. Ich war neulich in einem Kreise, wo drei weibliche Dr phil. und zwei namhafte Nationalökonomen weiblichen Geschlechtes, samt einer bekannten Frauenrechtlerin regelrechte Leibbinden strickten. Blaustrümpfe werden so zu Strickstrümpfen und Alles befördern dann „die Wollzüge des roten Kreuzes" nach Ost und West, begleitet von den Segenswünschen der deutschen Frauen daheim.

Berichtigung.

Im Oktoberheft von „Nord und Süd" muß es in der Kunst-Rundschau von Dr. G. Wurz heißen:

auf Seite 121 nicht: Nolfenter, sondern Molfenter;
auf Seite 122 nicht: R. Vägele, sondern R. Nägele;
ferner nicht: Nariguano, sondern Marignano;
auf Seite 123 nicht: das Bedeutung hat, sondern was Bedeutung hat;
ferner nicht: Impressionistensaal, sondern Expressionistensaal;
auf Seite 124 nicht: Graf von Schöllkopf, sondern Gref und Schöllkopf;
ferner nicht: Nergehen, sondern Mergehen;
auf Seite 125 nicht: Albiken, sondern Albiker;
ferner nicht: in alter Einfachheit, sondern in aller Einfachheit.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Mitglied des Preußischen Herrenhauses.

Nord und Süd

[illegible] deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

[illegible]geber: Professor Dr. Ludwig Stein

[illegible]erei, [illegible] Kunst- und Verlagsanstalt
[illegible]tlaender, A.-G., Breslau.

Berlin W. 10 — Budapest (Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.) — Kopenhagen (Eralev & Hasselbalch.)

Christiania ([illegible] Norwad Buchhdlg.) — Konstantinopel (Internat. Buchhandl. Otto Keil.)

Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

[illegible] Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.

[illegible] W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 151. Heft 483. Dezember 1914

Gf von Mirbach – Sorquitten

Mitglied des Preußischen Herrenhauses.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersle & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 151. Heft 483. Dezember 1914

Professor Dr. Ludwig Stein: Grundforderungen des Weltkrieges.

Um Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie wird in diesem Weltkriege bis auf den letzten Mann und bis zum letzten Atemzug gerungen. Was man bisher Weltreich nannte, war nur ein Mittelmeerweltreich, wie das Alexanders, Caesars oder Napoleons, und was bisher Weltkrieg hieß, war — wie der Krimkrieg etwa — in Wirklichkeit nur ein europäisches Scharmützel im Vergleich zu den entfesselten Kräften von heute, wobei mehr als 10 Millionen Soldaten, bis auf die Zähne bewaffnet und mit allen Mitteln einer Sprengtechnik ausgestattet, einander gegenüberstehen. Wie der Welthandel in Friedenszeiten alle zivilisierten Völker des Erdenrundes in seinen Bannkreis gezwungen und zu gemeinbürgschaftlichem Zusammenwirken an den Weltbörsen genötigt hat, so hat dieser wahrhafte Weltkrieg, der mit Einschluß der mohammedanischen Welt und Chinas mehr als zwei Drittel des ganzen Menschengeschlechts in diesen orkanartigen Strudel hineingewirbelt hat, nahezu das ganze Menschengeschlecht in zwei große Heerlager gespalten: in Deutschenfreunde und Deutschenfeinde

Die idyllischen Zeiten sind für immer vorbei, in welchen man daheim sein Pfeifchen behaglich rauchen und am Spinnrocken wohliges Gruseln mit Kriegsmären erzeugen konnte, wenn „dahinten im Osten" die Völker aufeinander losschlugen. Wie vielmehr in Friedenszeiten bei unseren Weltgetreidebörsen das Wohl und Wehe der rumänischen Getreideproduzenten davon abhängig ist, wie die Ernte in Argentinien ausfällt, so ist das ganze Menschengeschlecht, soweit es die Wildheitsstufe überwunden hat und zu staatlicher Organisation gelangt ist, eine Interessengemeinschaft geworden Daß alle Weltbörsen stocken und alle Staaten unter Waffen stehen, ist eine Parallelerscheinung desselben sozialen Phänomens der Gemeinbürgschaft. Was im Frieden Wettbewerb heißt, wird im Kriege zur Waffe. Dampf, Elektrizität, Telegraphen, Telephone, drahtloser Verkehr, Funkenstationen, Dynamit, Flugwerkzeuge, 42er Mörser haben das ganze Weltbild völlig umgestaltet. Die große Überraschung und die Überlegenheit Hannibals über die Römer waren die Elefanten. Unsere Elefanten heißen:

42-Zentimeter-Mörser, Zeppeline, Unterseeboote. Wenn es sich in früheren „Weltkriegen" um Zehntausende Gefallener, Verwundeter und Vermißter, allenfalls um Hunderttausende handelte, so geht es jetzt in die Millionen. Die Blüte des ganzen Menschengeschlechts soll hingeopfert werden, damit die Kriegswürfel entscheiden, ob Welf oder Waiblingen die Vorherrschaft in der Welt behaupten soll. Der Ententegruppe mit ihren gelben und schwarzen Anhängseln von nahezu 750 Millionen Menschen stehen die beiden Zentralmächte Europas mit 120 Millionen Menschen gegenüber, denen sich die mohammedanische Welt schon angeschlossen hat und das alte Kulturland Persien sich demnächst zugesellen wird.

Eine solche Weltschachpartie, welche das g a n z e zivilisierte Menschengeschlecht entweder zu direkten Mitspielern oder zu sehr stark beteiligten Zuschauern hat, kann und darf nicht „remis" werden. Ein „fauler Friede" wäre schlimmer als ein verlorener Krieg. Denn die angesammelte Feindschaft und der aufgespeicherte Haß aller Beteiligten sind seelische Explosivstoffe von so überwältigendem Umfang, daß wir nicht nur in einen dreißigjährigen, sondern in einen hundertjährigen oder richtiger in einen permanenten Weltkrieg hineingeraten, wenn es nicht zum Biegen oder Brechen kommt. Oderint, dum metuant. Daß sie uns hassen, das können wir nicht verhindern; aber fürchten müssen sie uns, und zwar so abgründig fürchten, daß sie uns auf Jahrzehnte hinaus unschädlich bleiben, weil sie uns nichts anhaben können. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Haben wir einmal diese ungeheueren Opfer gebracht, weil Rachsucht, Machtsucht und Habsucht einen Dreiverband zu unserer Vernichtung mittelst Einkreisung geschlossen haben, so müssen wir d u r c h h a l t e n , bis jene Grundforderungen, um derentwillen es sich lohnte, diesen Weltkrieg zu führen, restlos und endgültig erfüllt sind.

Die e r s t e G r u n d f o r d e r u n g heißt: bessere geographische Grenzen für das Deutsche Reich und seinen Verbündeten. Das Wort Napoleons I. bleibt bestehen: Die Politik der Staaten folgt aus ihrer Geographie. Unsere Grenzen nach Osten und Westen sind so unglückselige, daß wir seit Friedrich dem Großen genötigt sind, Gewehr bei Fuß zu stehen. Hätten wir jene Rückversicherungsprämie, welche unsere Feinde mit dem Unnamen „Militarismus" belegen, durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht nicht rechtzeitig gezahlt, oder wären wir nur mit einer Rate im Rückstand geblieben, dann wäre das ganze nationale Kapital rettungslos vertan. Den Engländern kommt i h r Capua teuer genug zu stehen. Sie wollten sich auf Kosten aller anderen Nationen feist mästen und das überschüssige Fett wieder durch „Training", durch Sport und Spiel, also aus purem Zeitvertreib abarbeiten, da sie ja durch ihre natürlichen Wassergrenzen geschützt waren, während wir uns seit mehr als einem Jahrhundert abrackern, um neben der größten Militär- und Luftmacht noch die zweitgrößte Flotte aufzubringen, weil unsere Grenzen geographisch die denkbar ungünstigsten sind. Eingekeilt zwischen den beiden Erbfeinden Frankreich und Rußland müssen wir unser Höchstes und Letztes daran setzen, um als Ergebnis dieses Weltkrieges solche Grenzen zu

bekommen, daß wir in absehbarer Zeit keinen neuen Überfall seitens dieser beiden feindlichen Mächte zu befürchten haben.

Von unseren beiden territorialen Nachbaren scheint mir der russische unvergleichlich verhängnisvoller und für alle Zukunft bedrohlicher zu sein, als Frankreich. Denn der Geburtenunterschuß Frankreichs führt ohnehin zum nationalen Tod dieser einstmaligen Weltmacht. Wenn erst unsere 42er mit Verdun, Belfort und Nancy ebenso gründlich aufgeräumt haben werden, wie mit allen Festungen, die sich ihnen bisher entgegenstellten, so wird es Sache unserer Diplomatie sein, die von diesem Kriege und seiner Vorgeschichte viel gelernt haben dürfte, dafür Sorge zu tragen, daß uns in Hinkunft nicht wieder perpetuierliche Drohfäuste in der Form von Festungsgürteln entgegengeballt werden. Die französische Bevölkerung wird nach dem Kriege dezimiert sein. Der zurückgebliebene Rest wird bei dem Zweikindersystem Frankreichs kein Heer zu zeugen vermögen, das sich jemals wieder mit unserem Millionenheer ernstlich zu messen vermöchte. Um also für die nächsten Jahrzehnte Ruhe zu bekommen, um alle Wunden heilen zu können, die dieses Weltringen um die Vorherrschaft der deutschen Kultur uns Allen geschlagen hat, wie dieses der wirtschaftlichen Seite des Weltkrieges gewidmete Sonderheft dartut, so werden wir unser Augenmerk territorial nicht nur nach der westlichen, sondern ebensosehr nach der östlichen Grenze zu richten haben. Der völlige Niederbruch Belgiens gestattet uns ohnehin eine Grenzregulierung bis zum Meere, die den Bedürfnissen unseres Welthandels entspricht.

Das empfindlichere geographische Problem ist die bessere Regelung unserer geographischen und ethnographischen Grenzen nach Osten. Daß diese nicht so von der Natur geschützt sind, wie etwa die ungarische Grenze durch die Karpathen und die österreichische gegen Italien durch die Alpen, hat sich beim Ausbruch des Weltkrieges gezeigt. War doch unsere Wehrsteuer wesentlich und vorzüglich dadurch glücklich motiviert, daß durch die Neuorientierung der Ententepolitik, die immer schärfer und deutlicher den Charakter einer Einkreisung offenbarte, die Grenzen gegen den Feind im Osten ungenügend geschützt seien. Solange man an die Legende von der traditionellen Russenfreundschaft für Preußen zu glauben vermochte, schien dieser verstärkte Schutz der östlichen Grenze weniger dringlich. Als aber Rußland die Maske fallen ließ und immer unverhüllter die Deutschenfeindlichkeit in den Regierungsorganen, namentlich und vorzüglich in der infernalisch deutschenfresserischen „Nowoje Wremja", nicht nur duldete, sondern förderte, da wurde es auch den eingefleischtesten Russenfreunden, die selbst heute noch nicht das holde Märchen von der väterlichen Freundschaft Rußlands für Preußen ganz abreagiert haben, zur unabweislichen Überzeugung, daß man die preußischen Grenzen nach dem Osten hin strategisch besser schützen müsse. Generalfeldmarschall von der Goltz hat in offener Sitzung auf diesen wunden Punkt mit starkem politischen Temperament den Finger gelegt. Die unvergängliche Ruhmestat von Hindenburgs wird es immerdar bleiben, daß er diese Gefahr im Osten seit

Jahrzehnten vorausgesehen und über die masurischen Seen strategisch so eingehende Studien gemacht hat, daß die Schlacht von Tannenberg sich mit solcher Treffsicherheit nach dem längst feststehenden Plane von Hindenburgs abspielte, wie die glückliche Lösung eines sehr verwickelten Rechenexempels.

Sind wir aber auch sicher, daß wir einen zweiten Hindenburg im richtigen Augenblick und am rechten Ort wieder zur Stelle haben werden? Nur eine durchgreifende geographische Verschiebung oder strategische Verstärkung der Ostgrenze kann uns vor einem wiederholten Einfall Rußlands schützen, das sich zwar ökonomisch aus diesem Weltkrieg durch einen Staatsbankerott retten kann, das aber in seiner Proliferation von so kaninchenhafter Fruchtbarkeit ist, daß es numerisch immer wieder Millionenheere unseren Truppen entgegenzusetzen haben wird. Der russische Elefant versuchte zuerst mit seinem plumpen Tritt, durch sein inneres Schwergewicht gedrängt, sich nach Ostasien auszudehnen und an das chinesische Meer zu gelangen. Als aber in dieser östlichen Menagerie der behendere Halbaffe Japan ihm einen empfindlichen Schlag auf den Rüssel versetzte, da änderte Rußland nach Elefantenart seine Richtung und wandte sich gegen den Westen. Jetzt sind die Dardanellen, Belt und Sund seine Ziele, zumal es sich mit dem englischen Fuchs über den persischen Meerbusen in aller Minne geeinigt hat, bis der Tanz zwischen diesen unversöhnlichen Erbfeinden von ehemals losgehen wird.

Rußland war seit zwei Jahren, nach dem ersten Besuch Poincarés, der den Auftakt zum Ausbruch jenes Balkankrieges bildete, den Rußland im Einvernehmen mit Frankreich und England nur zu dem Behufe angeschürt hat, um nach einer Niederringung der Türkei die Dardanellenfrage anschneiden zu können, offenkundig zum Weltkrieg entschlossen. Die damalige Mobilisation gegen Österreich war der erste Schritt zu jenem Weltkrieg, den Rußland erst auf dem Boden eines Balkankrieges rechtzeitig vorbereiten wollte. Im Grunde genommen hat Rußland im Stillen immer weiter gerüstet, jedenfalls nicht de mobilisiert. Seit zwei Jahren war das zum Kriegsschauplatz ausersehene Polen auf russischer Seite ein einziges Rüstungsgebiet. Dazu trat noch die bevorstehende Erneuerung des 1904 abgeschlossenen Handelsvertrages mit Deutschland. Schon im Frühling 1913 wetterleuchtete es an allen Enden Rußlands von einem unvermeidlichen Zollkrieg mit Deutschland. Der Abgeordnete Schnigarjaw sagte Anfang 1913 in der Duma: „Der deutsche Handelsvertrag war vielleicht noch unglücklicher als der japanische Krieg". Und so hat denn auch Rußland, wie jetzt amtlich feststeht, die Hauptschuld am Ausbruch des Weltkrieges, da es seit zwei Jahren nach beiden Seiten hin beharrlich mobil gemacht hat: gegen Österreich militärisch, gegen Deutschland wirtschaftlich.

Aus alledem folgt, daß der russische Nationalismus, der künstlich genährte panslavistische Größenwahn, der dem russischen Nationalgeist in schwärmerischer Phantastik übernatürliche Eigenschaften andichtet, der territoriale Erzfeind ist, den es niederzuringen gilt. Rußland muß so gründlich aufs Haupt

geschlagen werden, daß es sich nach Asien zurückzieht, wohin es seiner ganzen Artung und staatlichen Struktur nach gehört. Gegen den tönernen Koloß müssen wir uns endgültig schützen, wenn dieser Weltkrieg keine akute Erscheinung bleiben soll, sonst laufen wir Gefahr, einen chronischen Weltkrieg auf uns zu laden.

Die zweite Grundforderung des gegenwärtigen Weltkrieges ist die Schaffung günstigerer Stützpunkte zu Wasser. Wir müssen einen maritimen Kampf mit England ausfechten, um Kohlenstationen zu bekommen, die unser Welthandel und die zu seinem Schutze dienende Kriegsflotte dringend brauchen. Keine Macht der Welt hat bisher ernstlich wider den Stachel des englischen Weltwassermonopols zu löken gewagt. Selbst die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre gegen England erwies sich als zu schwächliches Geschütz gegen die uneinnehmbar scheinenden Wasserfestungen: Gibraltar, Malta, Suez, Cypern usw. Das sind lauter Schlüssel zu den Weltmeeren, die England mit eisenfester Faust festhält, um im gegebenen Momente die Tore der Weltmeere zu schließen und seinen Gegnern, ja selbst den Neutralen, den Weg zu jeder überseeischen Verbindung überhaupt zu versperren.

Zu diesem Weltwassermonopol gesellte sich ein Kabelmonopol, das auch die geschäftliche, verwandtschaftliche und intellektuelle Verbindung zwischen den fünf Weltteilen kontrollierte und, im gegebenen Augenblick, unterband; endlich und insbesondere ein Nachrichtenmonopol, das sich die englische Regierung im Reuterbureau schuf, dem die anderen amtlichen Nachrichtenbureaus, Havas für Frankreich, Stefani für Italien, Ritzau für Skandinavien und das russische Telegraphenbureau für das Moskowiterreich u. s. w., nicht etwa nebengeordnet, sondern in manchen Punkten nachgeordnet waren, zumal Reuter das eigentliche Zentralbureau bildete.

Von diesen drei Monopolen Englands muß uns dieses gigantische Ringen zu befreien suchen, wenn der Weltkrieg anders im rationalen Verhältnis zu den Verlusten an Blut und Gut stehen soll, die er uns in jedem Falle, auch wenn wir auf der ganzen Linie entscheidend siegen, auferlegt.

Gegen den Absolutismus Englands zur See lehnen wir uns mit aller Kraft und Macht auf. Wir haben ihn stillschweigend geduldet, solange auch die anderen interessierten Großmächte ihr Haupt unter dieses kaudinische Joch beugten. Da uns aber der Fehdehandschuh von England hingeworfen wurde, dann geht es auch gleich ums Ganze. Schwächliche Vermittlungsversuche würden nur ein Hinkränkeln Mitteleuropas im Gefolge haben. Wenn wir zaudern oder nachgeben, dann sind wir der „kranke Mann“ Europas. Mit derselben Zähigkeit, die England aufbringt, seine Alleinherrschaft zur See zu behaupten, werden wir alles ins Werk setzen, um Englands Weltwassermonopol zu brechen.

Es wird dem sogenannten Militarismus und seinem jüngeren Bruder, dem Marinismus, dereinst, wie ich in der Abendausgabe der „Vossischen Zeitung“ Nr. 568 vom 7. November ausgeführt habe, ebenso ergehen wie den „Geusen“.

Im Schmelztiegel der geschichtlichen Wahrheit, die aus Schaum und Schein das Bleibende herausdestilliert, werden ehemalige Unnamen in spätere Ehrentitel umgegossen. Die bitteren Lehren, welche England durch Sperrung des Ärmelkanals mittels Minenverseuchung der Welt erteilt hat, wird die Neutralen sehr bald davon überzeugen, daß der deutsche Militarismus nicht jene Vogelscheuche ist, mit welcher die „Westler" unter den Verbündeten den Neutralen drohen. Jedenfalls hat dieses angebliche Schreckgespenst seit dem Bestand des Deutschen Reiches noch kein Volk angegriffen. Wenn jede Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr Höchstes und Letztes für ihre Selbstbehauptung einsetzt, so war der sogenannte Militarismus im Verbande mit dem Ausbau der Flotte zu Wasser und Luft die Rettung des deutschen Volkes, denn ohne ihn würden wir heute den Weltkrieg nicht im Feindeslande führen, sondern wären dazu verurteilt, die eigenen Fluren verwüsten lassen zu müssen.

Vor der Begründung des Reiches war der deutsche Boden seit Jahrhunderten der Tummelplatz der europäischen Schlachten. Der dreißigjährige Krieg hat die deutsche Scholle vandalisch zertrampelt, die deutsche Kultur erbarmungslos vernichtet, die deutsche Bevölkerung um drei Viertel ihres früheren Bestandes vermindert. Der siebenjährige Krieg und die napoleonischen Kriege hatten vorwiegend deutsche Erde zum Schauplatz. Kein Land der Welt hat unter den napoleonischen Kriegen so sehr gelitten wie der deutsche Boden infolge seiner geographischen Lage. Franzosen, Russen und Schweden wetteiferten in der Vernichtung unserer Gaue. Wenn also das Deutsche Reich seit seinem Bestande eine 44jährige Friedensperiode der deutschen Menschheit beschieden hat, so danken wir dies neben dem festen Friedenswillen des Kaisers in erster Linie der Wehrbereitschaft zu Wasser und zu Lande. Der Kaiser hat sein Friedenswort, das er in feierlicher Stunde verkündet hat, bis zur Grenze des Möglichen eingelöst. In der Thronrede vom 22. November 1896 erklärte der Kaiser: „Die Leiden eines Krieges, und selbst eines siegreichen, ohne Not über Deutschland zu verhängen, würde ich mit meinem christlichen Glauben und mit den Pflichten, die ich als Kaiser gegen das Deutsche Reich übernommen habe, nicht verträglich finden." Das deutsche Weißbuch liefert den urkundlichen Beweis, daß der Kaiser kein Mittel, das mit seiner und des Reiches Würde verträglich war, unversucht ließ, um den Weltfrieden noch in letzter Stunde zu erhalten.

Unser Marinismus, den wir den Weltherrschaftsansprüchen Englands entgegensetzen, ist nur die berechtigte Notwehr gegen die Einkreisungspolitik König Eduards, als deren Testamentsvollstrecker sich Grey erwiesen hat. Unsere Seemacht war das Mittel, der „Entente" ein Paroli zu bieten, genau so, wie unsere Landmacht den früheren „Zweibund" nahezu zwei Jahrzehnte in Schach gehalten hat. Richtet sich unser sogenannter Militarismus gegen mögliche Grenzeinfälle von westlichen und östlichen Nachbarn zu Lande, so der Marinismus gegen den neuen Feind zu Wasser. Schon im Jahre 1897 gab die politisch sehr einflußreiche „Sa-

turday Review" das Losungswort aus: „Germaniam esse delendam". Sie fügte mit kaltem Zynismus hinzu: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, dann gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher würde." Das ist die maskenlose Rinaldo-Rinaldini-Moral: Die Börse oder das Leben!

England übt nun seit zweihundert Jahren jenes Weltwassermonopol aus, dessen gekürzter Ausdruck der zum politischen Dogma geronnene Satz ist: „Britannia rules the waves". Diese Oberherrschaft zur See übt England mit so rücksichtslosem Despotismus zu Wasser aus, wie Rußland zu Lande. Hier territorialer und dort maritimer Absolutismus. Im Grunde genommen ist Englands demokratische Fassade nur oberflächlicher Firniß zur Verhüllung des englischen Absolutismus zur See. Man kratze den Russen zu Lande — und der Engländer zu Wasser kommt zum Vorschein. Nicht einmal die frühere Tugendmaske des „arbiter mundi" hält sich heute England vor das scheinheilige Antlitz, sondern Ägypten und Cypern beweisen, daß sich England als „policeman of the world" aufspielt. Durch die Sperrung der Nordsee, die sonst den internationalen Handelsverkehr regelt, wurde der Nimmersatt Albion zum Büttel und zur Geißel der ganzen Welt. Und hätten wir unseren Marinismus nicht, so würde England nicht ruhen, bis es die beiden Weltmeere zu britischen Binnenseen gestempelt hätte.

So ist dem deutschen Marinismus die weltgeschichtliche Rolle zugefallen, das Weltwasser-Monopol Englands zu brechen, um aus dem heutigen „mare clausum" ein künftiges „mare liberum" für den freien Wettbewerb aller zivilisierten Völker der Erde zu schaffen. Die Neutralen beginnen seit der Minenverseuchung des Ärmelkanals zu begreifen, daß der deutsche Marinismus Pfadfinder und Wegweiser für die Freiheit der Meere ist. England hat durch die Sperrung der Nordsee von Island bis Schottland dem Handel der neutralen Staaten die Lebensadern unterbunden. Diese Piratenmoral wird den Neutralen die Augen darüber öffnen, wessen sie sich von England in Zukunft zu versehen haben. Heute diktiert Albion als Imperator maris auch den Neutralen die harten Bedingungen ihres Verkehrs. Die Logik der Geschehnisse wird ihnen den Weg zeigen, der mit unabweisbarer Notwendigkeit aus dieser Erdrosselung des Welthandels sich ergibt. Europa kann sich nicht aushungern lassen, weil England nach dem absolutistischen Rezept Ludwigs XIV. größenwahnsinnig ausruft: „Der Weltstaat bin ich! Um den lästigen deutschen Konkurrenten unterzukriegen, lasse ich ganz Europa aushungern — car tel est mon plaisir." Niemandem, der klar blickt, kann es zweifelhaft sein, ob unser Existenzkampf oder der britische Konkurrenzkampf vor dem Forum der Weltgeschichte recht behalten wird.

Ihre jungfräuliche Unberührtheit hat die englische Weltseeherrschaft schon eingebüßt. Unsere Unterseeboote haben der englischen Marine schon die empfindlichsten Mückenstiche versetzt. Unser „U 9" allein hat drei englische Panzerkreuzer zum Sinken gebracht. Unsere „Magdeburg" hat wahre Wundertaten verrichtet

und dem englischen Welthandel die schwersten Schläge versetzt. Der englische Hafen von Yarmouth ist bereits von unseren Schiffen beschossen worden, wobei die Engländer ein Unterseeboot neuester Konstruktion verloren. Unsere ostasiatische Flotte hat die englische bei Chile vernichtend geschlagen. Es scheint, daß der englische Simson zu Wasser sein Haar zur Unzeit hat schneiden lassen, sonst hätte unsere junge Flotten-Delila seine verwundbare Stelle nicht so glücklich herausgefunden. Jedenfalls zerrt dieser geblendete Simson alle Völkerschaaren herbei, um ihnen nach berühmtem Muster ein Massengrab zu bereiten — „Philister über Dir"!

England hat es so gewollt, daß die schwarze und gelbe Gefahr, vor welcher der Kaiser einst in seinem geflügelt gewordenen Mahn- und Weckruf „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter" bei Zeiten gewarnt hat, über Europa hereingebrochen ist. Die neue „Völkerwanderung", welche England durch seinen Rassenverrat heraufbeschworen hat, hat die „gelbe Gefahr" in ihrer ganzen weltgeschichtlichen Schärfe herausgestellt. Früher drangen die Asiaten gewaltsam in Europa ein; jetzt werden sie vom Verräter an der weißen Rasse bettelnd herangeholt, um ihm gegen den deutschen „Barbaren" beizustehen. Niedertracht und Dummheit geben sich dabei ein Stelldichein. Jetzt erst werden sich die fremden Rassen durch Augenschau davon überzeugen, wie schwach jenes Herrenvolk ist, vor welchem die ganze Welt nur deshalb zitterte, weil man nicht ahnte, daß das trojanische Pferd von Innen nicht mit Kriegern, sondern mit Stroh gefüllt ist. Das unterirdisch wirksame Weltgericht, das jeden Übermut, jede Hybris straft, wird auch an dem mephistophelischen Weltbrandstifter das Strafgericht vollziehen. Der Verrat an der weißen Rasse, welche die Trägerin aller Kulturwerte ist, wird nicht ungesühnt bleiben. Wie sich England später mit seinen gelben Freunden und dem „Väterchen Zar" abfinden wird, wenn erst die große Generalabrechnung kommt und die Quittung überreicht wird, braucht uns nicht zu beschäftigen. Das ist Englands Sorge von Übermorgen. Die gelben Geister, die es rief, wird es nicht wieder los. Unsere Grundforderungen von heute aber lauten: sichere Grenzen nach Osten und Westen, damit der Weltkrieg nicht in Permanenz erklärt wird, sondern in einen Frieden auf Jahrzehnte hinaus mündet. Ferner mare liberum statt des bisherigen mare clausum. Brechung wie des Kabel-, so des Nachrichtenmonopols von England, die sich gleicherweise als Geißel des ganzen Menschengeschlechtes erwiesen haben. Endlich und insbesondere ein geschlossenes Kolonialgebiet, das durch entsprechende Kohlenstationen mit starker deutscher Bevölkerung gegen etwaige Rückfälle von Weltwassermonopolsgelüsten Englands dauernd geschützt ist.

Graf v. Mirbach-Sorquitten: Die deutsche Landwirtschaft und der Weltkrieg.

Während der verflossenen 43 Friedensjahre ist die soziale, die politische und die wirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft, der landwirtschaftlichen Bevölkerung fast ununterbrochen Gegenstand sehr lebhafter Erörterungen gewesen. Die Haltung zu diesen Fragen war — leider — ganz überwiegend von dem politischen Standpunkte abhängig. — Jetzt, wo wir inmitten des Weltkrieges stehen, interessiert uns im wesentlichen nur die wirtschaftliche Bedeutung der heimischen Landwirtschaft. Es tritt aber als besonderer, gleichfalls sehr bedeutsamer Faktor noch hinzu ihr Einfluß auf die Zahl der Gestellung wehrfähiger Männer. — Die Provinz Ostpreußen mit ihrer ganz überwiegend landwirtschaftlichen Bevölkerung steht in Preußen mit 63 Prozenten Wehrfähiger weit obenan. — Diese Ziffer sinkt in den Großstädten, in den Industriebezirken recht tief herab; in Groß-Berlin auf nur rund 35 Prozent. — Es liegt in dem Wesen der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten, die sich ununterbrochen unter freiem Himmel vollziehen, in der einfacheren, gesünderen Lebensweise auf dem Lande, daß sie auch gesündere, kräftigere Menschen hervorbringen und als solche erhalten als die Arbeiten der Städte, der Industrien in geschlossenen Räumen ohne Sonnenlicht, ohne genügende frische Luft — ohne die Möglichkeit der Abhärtung gegen Wind und Wetter. — Die Statistik der Wehrfähigkeit spricht hierin deutlicher als eine umfassende Begründung, die ich mir schon deshalb versagen will, weil man daraus den Wunsch meinerseits herleiten könnte, einen Gegensatz zwischen Stadt und Land zu konstruieren, was mir vollkommen fernliegt. — Die Bedeutung kräftiger gesunder, abgehärteter Männer für den Krieg, zumal für einen Krieg von langer Dauer, wie der Weltkrieg es zweifellos sein wird, kann jedenfalls nicht ernstlich bestritten werden, ebensowenig die Bedeutung des prozentuell sehr hohen Anteils der landwirtschaftlichen Bevölkerung an den militärtauglichen Mannschaften.

Die im Frieden und noch mehr im Kriege hochbedeutsame Aufgabe, die der heimischen Landwirtschaft und ihren Nebengewerben ganz ausschließlich zufällt, ist die Ernährung der gesamten Bevölkerung, nicht bloß der unter den Waffen stehenden. — Vermöchte die heimische Landwirtschaft diese Aufgabe nicht zu lösen, so müßte Deutschland, da es vom Auslande nur sehr wenig an Lebensmitteln wird beziehen können, dadurch in dem Weltkriege unterliegen. — Frankreich, unser Erbfeind, hat gerade unter dem Gesichtspunkte der Bedeutung für seine nationale Wehrkraft seit vielen Dezennien der Förderung und Pflege einer Landwirtschaft eine größere Aufmerksamkeit geschenkt als irgend ein anderes

Land. — Bei einem internationalen Kongresse in Paris 1894 gab uns das bekannte wirtschaftspolitische Organ, der Economiste Européen, ein Mahl. Ich war Tischnachbar des Chefredakteurs Théry, der mir gegenüber ausführte: „Sie sehen hier die Vertreter der gesamten Pariser Presse. — So verschieden auch deren politischer Standpunkt ist, so sind sie dennoch darin alle einig, daß unserer Landwirtschaft, unserer ländlichen Bevölkerung die weitgehendste Fürsorge und ein wirksamer Schutz dem Auslande gegenüber gebührt, denn sie ist entscheidend für die Zukunft und für die Wehrkraft Frankreichs." — Es lag darin für mich, der ich an die Haltung des größten Teils, gerade unserer einflußreichsten, weitverbreitetsten Presse den „Agrariern" gegenüber gewöhnt war, etwas Überraschendes, ich darf sagen, etwas Schmerzliches. —

Die heimische Landwirtschaft hat sich nur während verhältnismäßig kurzer Perioden eines besonderen Wohlwollens, einer weitgehenden Fürsorge zu erfreuen gehabt: In Preußen während der Regierung Friedrichs des Großen nach dem siebenjährigen Kriege, und zwar in ganz hervorragendem Umfange; in Deutschland von 1879—1890, bis zum Ausscheiden des Fürsten Bismarck aus seinem Amte. Die darauffolgende Ära Caprivi hat der deutschen Landwirtschaft recht trübe Tage gebracht. Fürst Bülow hat die hohe soziale, politische und volkswirtschaftliche Bedeutung der heimischen Landwirtschaft niemals unterschätzt. Die jetzt geltenden Handelsverträge haben der Landwirtschaft wenigstens annähernd den ihr dem Auslande gegenüber notwendigen Schutz gewährt; sie haben manche der Wunden, welche ihr die Ära Caprivi geschlagen hat, wieder geheilt. — Unsere Landwirtschaft ist an sich nicht auf Rosen gebettet; Klima und Boden sind, mit Ausnahme einiger bevorzugter Landesteile, für den Betrieb der Landwirtschaft nicht günstig. Dann die sehr großen Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Arbeiterfrage — eine Konsequenz der Neuzeit mit ihrer gewaltigen Entwickelung unserer Industrie und unserer Städte. Die Landwirtschaft ist zurzeit leider zum nicht geringen Teile auf meist minderwertige ausländische Arbeitskräfte angewiesen.

Hinter der bedeutenden Steigerung der Produktionskosten ist die Preisentwickelung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sehr weit zurückgeblieben mit erheblich schwankender Ausnahme eines Teils der Fleischproduktion.

Die Steigerung der direkten Steuern, insbesondere der kommunalen, die Anforderungen an die Erhaltung von Schule und Kirche, der Ausbau der Sozialpolitik allerneuester Zeit haben der Landwirtschaft Lasten auferlegt, welche für die ärmeren Landesteile fast unerschwinglich sind.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten und Belastungen hat die deutsche Landwirtschaft ununterbrochen mit eiserner Energie an ihrer Vervollkommnung weitergearbeitet: Zunächst auf dem Gebiete des Getreidebaues, durch systematische Drainagen, durch die Vertiefung der Ackerkrume und durch die rationelle Verwendung künstlicher Düngemittel. Auf dem Gebiete der Fleischproduktion durch eine wesentliche Vermehrung und Verbesserung der Viehbestände — mit dem Gesamt-

ergebnis, daß die deutsche Landwirtschaft zurzeit die heimische Bevölkerung trotz deren stetiger, gewaltiger Zunahme vollständig oder nahezu vollständig zu ernähren vermag. — Das ist in einem Weltkriege einer der bedeutsamsten Faktoren der Kriegsrüstung — für die das deutsche Volk seiner Landwirtschaft zweifellos zu Dank verpflichtet ist. —

Man hat der deutschen Landwirtschaft sehr oft den Vorwurf einseitiger Interessenvertretung gemacht — aber mit Unrecht. — Ich selbst habe im Februar 1897 unter voller Zustimmung meiner Berufsgenossen in der Generalversammlung des „Kongresses Deutscher Landwirte" das Bündnis zwischen Industrie und Landwirtschaft in Gemeinschaft mit dem damaligen Vorsitzenden des „Zentralverbandes Deutscher Industrieller" formell zum Abschlusse gebracht.

An diesem Bündnisse hat die Landwirtschaft bis heute getreulich festgehalten, so schwer auch vielfach in der Arbeiterfrage die Belastungsprobe für sie ausfiel.

Jetzt, im Weltkriege, wären die Getreidepreise in Deutschland zu gewaltiger Höhe angeschwollen — sehr zum Nutzen der Getreide produzierenden Landwirtschaft — ohne die Festsetzung von Höchstpreisen. — Die deutsche Landwirtschaft wollte aber in dieser schweren, ernsten Zeit mit Recht keine Mehrbelastung unseres Volkes einseitig zu ihren Gunsten; — die Anregung zur Festsetzung von Höchstpreisen ging deshalb gerade von landwirtschaftlicher Seite aus. —

Die deutsche Landwirtschaft hat im Weltkriege bis jetzt ihre Pflicht voll erfüllt; sie wird auch in Zukunft daran festhalten.

* * *

Ostpreußen. — Das Schicksal Ostpreußens im Weltkriege von 1914 ist ein trübes Bild, aber für das Thema: „Die deutsche Landwirtschaft und der Weltkrieg" besonders lehrreich. — Ostpreußen hat die Konsequenzen der nachbismarckischen Bündnispolitik, — welche die von Rußland angebotene Verlängerung des bekannten Sondervertrages zurückwies, weil ihr dieses Vertragsverhältnis zu „kompliziert" erschien,*) — mit dem Endergebnisse eines Wehrbündnisses zwischen Rußland und Frankreich im August und September dieses Jahres zu tragen gehabt.

Generaloberst Freiherr v. d. Goltz, vormals Kommandierender General des 1. Armeekorps (Königsberg i. Pr.), führte in der Sitzung des Herrenhauses vom 6. April 1906 nachstehendes aus:

---

*) Es sei hierfür auf Hofman: „Fürst Bismarck 1890—98 1. Teil. 2. Teil S. 122—25" hingewiesen. — Stuttgart — Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft.

„Ich verrate kein strategisches Geheimnis, wenn ich sage, daß im Falle eines Krieges an mehreren Grenzen Ostpreußen in seiner Verteidigung auf recht geringe Kräfte beschränkt werden wird und beschränkt sein muß. Selbstverständlich wird unsere oberste Heeresleitung das Ihrige tun, um die schöne Provinz vor dem Feinde zu schützen. — — — — —

Es werden verhältnismäßig immer nur wenig aktive Truppen östlich der Weichsel stehen, und die Provinz, die, wie ein vorgeschobener Posten, ich möchte sagen, wie ein Eisbrecher nach Osten gerichtet ist, muß sich ihrer Haut, so gut es geht, mit den eigenen Kräften wehren."

Die Perspektive, welche General Goltz eröffnete, war keine sehr rosige: Belastung durch die Armee im Frieden, aber kein genügender Schutz im Kriege. —

Von dieser Stellungnahme zur Verteidigung von Ostpreußen ist man erfreulicherweise in diesem Jahre zugunsten meiner engeren Heimat doch nicht ganz unerheblich abgewichen. — Die Notwendigkeit bedeutsamer Erfolge zu Beginn des Krieges auf dem westlichen Kriegsschauplatze — für die auch wir Ostpreußen trotz unserer schweren Prüfungen volles Verständnis haben — zwang aber anscheinend unsere Heeresleitung, den starken russischen Armeen an der ostpreußischen Grenze doch nur verhältnismäßig geringe Truppenkörper gegenüberzustellen, mit dem Ergebnis, daß sehr bedeutende Teile von Ostpreußen einer starken feindlichen Invasion anheimfielen, mit entsetzlichen Verwüstungen und mit gerade auf landwirtschaftlichem Gebiete für den jetzigen Krieg und noch mehr für die Zukunft sehr schweren Verlusten.

Einer der treuesten Freunde seiner alten Heimat, der Generalsekretär a. D. Bueck, schreibt im „Roten Tag" Nr. 246 vom 20. Oktober:

Unzählige Arbeiterwohnungen, blühenden Wohlstand bergende Bauernhöfe und sehr viele kleine und größere, schöne, stolze Güter, Muster der nach den neuesten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Forschungen und Erfahrungen geführten Wirtschaften, sind mit den von dem Segen der neuen Ernte gefüllten Scheunen in Flammen aufgegangen. Ostpreußen und das am schwersten verwüstete Litauen ist der Sitz einer altberühmten, hochedlen, ertragreichen Pferdezucht. Sie ist so ertragreich und bildet eben die Grundlage der Remontierung unserer ruhmvollen, unvergleichlichen Kavallerie, weil sie sich, abgesehen von den zahlreichen, hochedlen Gestüten auf den großen Gütern, in den Händen der Bauern befindet.

Bereits in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gehörte bei den großen deutschen landwirtschaftlichen Ausstellungen der Zufall erster Preise für Pferde und Vieh an ostpreußische und litauische Züchter nicht zu den Seltenheiten. Die Milchverwertung und der Verkauf von Zuchtvieh stand in hoher Blüte.

Diese herrlichen Vieh- und Pferdebestände sind nur zum kleinsten Teil

gerettet; meistens sind sie mit den Ackergespannen und dem toten Inventar an Wagen, Schlitten, Ackergerät, Maschinen und dergleichen mehr von der Furie des Krieges verschleppt, verwüstet, vernichtet, dem Volksvermögen verloren gegangen.

Während über einige der von den Russen begangenen Greuel und Grausamkeiten eine amtliche Statistik vorliegt — über 1000 Morde an schuldlosen Personen, rund 100 000 Wohnungen verwüstet, aus dem Bezirk Allenstein allein über 900 Zivilpersonen in die Gefangenschaft verschleppt – so liegt eine Statistik des von den feindlichen Armeen vernichteten Getreides und Viehs, bzw. der Pferde, noch nicht vor. —

Der Ausfall an ostpreußischen Pferden wird für die Zukunft sehr schwer ins Gewicht fallen. — Auch die Vernichtung vieler edler Rindviehstämme ist für die Zukunft allgemein überaus bedauerlich. Für den gegenwärtigen Krieg ist jedoch der Verlust an Fleischvieh nahezu bedeutungslos, da wir daran Überfluß haben, und wir nötigenfalls auch in das vorhandene Fleischkapital hineingreifen können.

Der zweifellos große Verlust an Getreide ist auch für den gegenwärtigen Krieg sehr bedauerlich. — Dieses Manko dürfte aber dadurch nahezu aufgewogen werden, daß unsere Armeen auf dem westlichen Kriegsschauplatze in Feindesland kämpfen und daß sie die belgischen usw. Getreidevorräte in Anspruch nehmen können. — Ferner bietet die überaus reiche deutsche Kartoffelernte, wenn sie mehr als sonst zur menschlichen Nahrung mitherangezogen wird, einen Ersatz für Brotgetreide. — Gerade auf dem Gebiete des Kartoffelbaues hat die deutsche Landwirtschaft in den letzten Jahren ganz gewaltige Fortschritte gemacht, was unserer Kriegsrüstung auf dem Gebiete der Ernährung sehr wirksam zustatten kommt.

Die Ereignisse in Ostpreußen lehren, wie wichtig und bedeutsam es für die gesamte Kriegführung ist, das eigene Land vor feindlichen Invasionen zu schützen. —

Zum Schlusse wiederhole ich als Ostpreuße, was ich in einer Danksagung vom September d. J. an diejenigen zum Ausdruck gebracht habe, welche mir ihre Teilnahme wegen der Vernichtung meines schönen Schlosses Sorquitten — ohne Kämpfe und ohne Gefechte daselbst — ausgesprochen hatten:

„Wir Ostpreußen werden uns auch durch die schwersten Schicksalsschläge die Freude an den ruhmvollen Taten unserer Armeen nicht verkümmern lassen."

Am 12. November 1914.

Wilhelm von Siemens: Die deutsche Industrie und der Weltkrieg.

Die Industrie müßte eigentlich am besten für den Krieg vorbereitet sein. Denn sie befindet sich stets in einem gewissen Kriegszustand. Es liegt das an unserer gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Phase, die dadurch charakterisiert wird, daß der einzelne sich auf der einen Seite in einem Meer von Abhängigkeiten befindet, und dabei gleichzeitig sein Leben auf selbständiges Risiko gestellt sieht. Das will sagen, daß dem einzelnen seine Existenzfähigkeit von der Allgemeinheit nicht garantiert wird. In der heutigen Volkswirtschaft muß jeder sich selbst durchsetzen, so verschieden schwierig die Lage des einzelnen dabei auch sein möge. Es geht das nicht durch einen selbständigen Griff in die Natur, sondern bei unseren auf einer weitgehenden Arbeitsteilung beruhenden Zuständen, — wo niemand das von ihm selbst Produzierte direkt konsumieren kann, sondern erst auf dem Wege des Tausches in eine für ihn assimilierbare Form bringen muß, nur auf die Weise, daß man irgend eine volkswirtschaftliche Leistung als Einsatz vorzubringen vermag von der Art und Weise, daß andere bereit sind oder dazu genötigt werden, ein Äquivalent bestehend in einer volkswirtschaftlichen Gegenleistung zu gewähren. Allgemeinheit, Volk oder Staat können auch nicht gut dem einzelnen das Existenzrisiko abnehmen, da sie sonst das eigene Existenzrisiko nicht erfolgreich tragen könnten. Nicht anders hängt Erfolg und Schicksal einer Armee davon ab, daß jedes einzelne Glied, Offizier und Soldat, seine persönliche Existenz rücksichtslos einsetzt. Dieses Existenzrisiko kann ihm die Armeeleitung nicht abnehmen. Die Menschheit ist mit ihren Lebensbedingungen auf diesem Planeten beständig vor das Risiko der Existenz gestellt. Die Natur spendet ihr nur das Rohmaterial; sie spendet die für die Ernährung erforderliche organische Substanz, die Energie und zahllose organische und unorganische Körper. Aber die Entwicklung der Kultur hat es mit sich gebracht, daß der Mensch von dem gespendeten Rohmaterial direkt nicht leben kann, sondern daß die Arbeit aller oder die der überwiegenden Mehrheit aller Arbeitsfähigen dazu gehört, nicht nur die Natur zu veranlassen, ihr Material in der nötigen Menge und Beschaffenheit herauszugeben, sondern es ihr sodann auch abzugewinnen und in die notwendige und brauchbare Form zu bringen. Der Hände Arbeit tut es allein nicht. Das Ausschlaggebende ist die Wirkung der Anstrengung des Geistes. Diese hat sich gerichtet auf die Erkenntnis der Kräfte, welche Geist und Natur bewegen, auf die Ansammlung und Verwertung von Erfahrungen, auf die Entwicklung staatlicher und gesellschaftlicher Einrichtungen, um das Zusammenwirken der Menschen zu ermöglichen, auf die Schaffung besterreichbarer wissenschaftlicher und technischer Arbeitsmethoden, sowie auf eine fruchtbare Organisation der wirtschaftlichen Arbeit.

Die letzte Periode der höchst eigenartigen Entwicklungskurve der menschlichen Zustände haben wir unter Augen gehabt. Gerade in dieser Zeit haben sich die Methoden der Arbeit zu einer außerordentlichen Fruchtbarkeit entwickelt. Die überraschend steilen Kurven der Produktionsentwicklung zeigen, daß diese Entwicklung sich noch im vollen Gange befindet. In Deutschland ist das besonders hervorgetreten. Es ist das Land der systematischen, wissenschaftlichen, gründlichen und pflichtgetreuen hingebenden Arbeit. Diese Eigenschaften betätigen sich jetzt in bewunderungswürdiger Weise auf dem Kriegsschauplatze; sie sind aber auch die Quelle für die große Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft. Die Schattenseiten, welche mit einem so schnellen Fortschritt auf dem Gebiete der materiellen Kultur verbunden und auch in recht übler Weise hervorgetreten sind, erwecken wohl Zweifel über die Bewertung des Gesamtergebnisses und über das, was folgen wird. Die Geschichte lehrt auch, daß auf den Anstieg in der Regel wieder ein Abstieg folgte und der Schauplatz für die führende Entwicklungsarbeit gewechselt hat.

Aber man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß sich das stets und unter allen Umständen so wiederholen muß. Die Wege der Entwicklung und Zukunft sind unerforschbar. Tragische Schuld und tragische Verpflechtung des Geschicks, die schwer auf der deutschen Vergangenheit gelastet haben, können auch in Zukunft auf verhängnisvolle Wege führen. In der Gegenwart jedoch und gerade in diesem Augenblicke steht Deutschland unter dem Zeichen des Vordringens auf der ganzen Linie in der Richtung der fruchtbaren Weiterentwicklung. Und der Geist, welcher sich jetzt in der Armee so kraftvoll und siegreich offenbart, ist der gleiche Geist, der die Friedensarbeit der letzen Jahrzehnte so erfolgreich gestaltet hat. Die Art der Durchführung dieses Krieges wird die Probe auf das Exempel sein, ein Befähigungsnachweis besonderer Art im Kampf um die Existenz und für das Gebot des Sichdurchsetzens gegenüber der Not des Lebens, der im Kriege nur eine andere Form annimmt, wie sie im Frieden hervortritt.

Kriege kommen und gehen und haben einen zeitlich beschränkten Verlauf, aber die Volkswirtschaft befindet sich in einem dauernden Kriegszustande. Sie ist dasjenige Gebiet der menschlichen Existenz, wo es besonders stark zutage tritt, daß Mensch sein so viel heißt, wie Kämpfer sein. Gerade in einem gewissen fortgeschrittenen Kulturzustande tritt diese Beschaffenheit hervor. Je weiter sich diese Kultur entwickelt, je größer wird auch das Bedürfnis nach Besitz und Verbrauch volkswirtschaftlicher Güter, die nur erreichbar sind durch den Einsatz menschlicher Arbeitsleistung geistiger und körperlicher Art.

Es ist nur ein Traum, und wahrscheinlich kein schöner Traum, daß der Fortschritt der Kultur der Menschheit einmal das Geschenk der Befreiung von der Arbeit bringen wird, nicht einmal von dem harten Charakter dieser Arbeit, welcher darin besteht, daß die Unterlassung derselben oder ihre Erledigung in einer unzureichenden Weise mit dem Untergang bedroht wird. Wie kann sich die Gesamtheit

vor diesem Untergange retten, wenn sie nicht das Risiko, das sie selbst läuft, auf die einzelnen selbständig überträgt. Die Allgemeinheit kann zwar dieses Risiko mildern durch Sitte, Gesetzgebung und Beschützung der Schwachen, aber in der Hauptsache bleibt der einzelne auf seine eigene Verantwortung gestellt, als Folge davon, daß der Mensch nackend auf die Welt gekommen ist und seine Kulturgüter nur durch ununterbrochene mühsame Arbeit erwerben und aufrecht erhalten kann. Würde die Arbeit nur kurze Zeit ruhen, so müßte die Existenzgrundlage der Menschen zusammenbrechen, und je fortgeschrittener ein Volk im Ausbau seiner Kultur ist, um so mehr müßte das der Fall sein.

Der Aufbau der heutigen volkswirtschaftlichen Welt bietet ein reich gegliedertes verwirrendes Schauspiel dar, wo große und kleine Kräfte mit und gegen einander wirken, wo jeder sich bemühen muß, sich durchzusetzen, und dabei das Risiko seiner Existenz läuft, und wo die egoistischen und selbsterhaltenden Antriebe wiederum zusammengefaßt werden durch ein solidarisches Gesamtinteresse. Durch das letztere wird auch verhindert, daß aus dem ganzen ein Chaos entsteht, und der gegenseitige Kampf anstatt zur Auflösung und Vernichtung, zum Wachstum und zum zunehmenden Gedeihen der Volkswirtschaft und auch im Durchschnitt zu demjenigen ihrer Mitglieder geführt hat, wenn auch dabei die Lose für die einzelnen sehr verschieden gemischt sind, einige zu weit überragenden Stellungen dabei gelangen, während die große Mehrheit sich mit einem Durchschnittsgeschick zufrieden geben muß. Gerade das Schauspiel dieser Ungleichheit, welches bisher jede Kulturperiode in ihrer besonderen Art und Weise geboten hat, ist eine der Hauptschwierigkeiten, mit welchen die Aufrechterhaltung der volkswirtschaftlichen Ordnung zu rechnen hat, und es fehlt nicht an leidenschaftlich verfochtenen Theorien und Bestrebungen zu ihrer Beseitigung und Ersetzung durch eine neu zu erfindende volkswirtschaftliche Ordnung, welche allerdings besondere Annahmen über die Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Charakters voraussetzen.

Die Einsicht von dem solidarischen Interesse aller Glieder der Volkswirtschaft, das vor allen Dingen dadurch zum Bewußtsein kommt, daß man die Folgen spürt, wenn man es verletzt, genügt aber allein noch nicht, um eine Verletzung desselben zu verhindern. Dazu sind Unverstand, Egoismus und Rücksichtslosigkeit zu große Bestandteile der menschlichen Psyche. Jede Kraft, die wirkt, darf keine unumschränkte sein. Sie muß ihre Beschränkung finden durch die Wirksamkeit anderer Kräfte, welche verhindern, daß das, was bis zu einem gewissen Punkte wohltätig wirkt, nun zum Nachteil wird. Die Betätigungsmöglichkeit aller volkswirtschaftlichen Kräfte beruht auf der Grundlage, daß sie etwas Brauchbares, etwas Konsumierbares produzieren und in den Verkehr bringen müssen, sie müssen sich also darauf einstellen, daß sie aufnahmewillige und fähige Konsumenten finden. Namentlich beruht das Interesse der Großindustrie auf der Befolgung dieser Verhaltungslinie. Denn sie ist bei dem Absatz ihrer Produkte auf die Bedürfnisse der Allgemeininteressen sowie der großen breiten Volksschichten angewiesen und

hat deshalb das größte Interesse daran, daß diese aufnahmefähig sind und in ihrem Wohlstand möglichst zunehmen.

Insofern zwingt also das Allgemeininteresse das Sonderinteresse in seine Bahn. Auch der Kampf der Sonderinteressen gegeneinander, also z. B. der Kampf zwischen Konkurrenten wirkt in der gleichen Richtung. Oft genug auch nimmt dieser Kampf der Sonderinteressen gegeneinander einen so scharfen Charakter an, daß die Kämpfenden zum Erliegen kommen, und nur die Stärksten sich am Leben erhalten können, wodurch wiederum das Allgemeininteresse geschädigt wird. Oft führt auch der aussichtslose Kampf zu Bündnissen, die eine Gefahr bilden können nicht nur für die außerhalb dieser Bündnisse Verbleibenden, sondern auch für die Gesamtheit, wenn sich nun die verbündete Macht ungehemmt und rücksichtslos betätigt. Das ruft nun wiederum Gegenaktionen hervor: schließlich treten Staat und Gesetzgebung auf, welche dann häufig einer populären Strömung folgend über das Ziel hinausgehen, um dann aufs neue Gegenströmungen hervorzurufen.

So vollzieht sich das Leben und der Weiteraufbau der Volkswirtschaft in einem beständigen Kampf zwischen Freiheit und Selbständigkeit auf der einen Seite, und Ordnung und Beschränkung auf der anderen Seite, zwischen den Kräften des Egoismus und der Solidarität. Dieser Kampf vollzieht sich nicht im leeren Raume, sondern in einer stetig ausgefüllten Welt, und wie in der belebten und unbelebten Natur es keine isolierten Vorgänge gibt, sondern Wirkung und Gegenwirkung miteinander zu einem Ganzen verbunden sind, so erstreckt sich die Wirkung eines volkswirtschaftlichen Vorganges auf die gesamte volkswirtschaftliche Welt seiner besonderen Bedeutung gemäß.

Man kann in gewissem Sinne die Volkswirtschaft mit einem aus zahlreichen Organen und Zellen bestehenden Organismus vergleichen, weil es sich um lebendige Materie in ihr handelt, weil hier die Einzelorgane im Dienst eines Gesamtorganismus stehen, weil auch hier Wachstum, Tod und Entwicklung am Werke sind, und weil diese Gesamtheit die Fähigkeit hat, gegenüber der umgebenden Welt selbständig, bewußt und unbewußt, zu reagieren und sich auf diese Weise ihren Interessen und ihrem Lebenszweck entsprechend kämpfend durchzusetzen. Jeder von der Natur geschaffene Organismus ist der menschlichen Erkenntnis gegenüber ein Geschöpf von unendlicher Kompliziertheit, und wir bleiben mit unserem wirklichen Verständnis an der Oberfläche, so groß auch der Umfang der angesammelten Erfahrungen sich gestaltet hat. Diese Erfahrungen verdanken wir dem Umstand, daß die Kräfte der Natur in einer beständigen Weise wirken und deshalb der Erforschung bis zu einem gewissen Grade zugänglich sind, soweit nämlich die menschliche Fähigkeit zur Erkenntnis ausreicht. Die Volkswirtschaft dagegen ist Menschenwerk, wenn auch auf einer von der Natur vorgeschriebenen Grundlage, also ein höchst unvollkommenes Werk, und die Bahnen, in welchen der menschliche Geist hier wirkt und sich bewegt, und zwar gleichzeitig und unabhängig voneinander in Millionen von Köpfen, unterscheiden sich bezüglich ihrer Gesetzmäßigkeit und

Berechenbarkeit sehr wesentlich z. B. von der geordneten Bahn eines Himmelskörpers. Es ist deshalb ohne weiteres einleuchtend, daß der volkswirtschaftliche Organismus in viel höherem Maße Erkrankungen und Störungen ausgesetzt sein muß, wie der Organismus der Pflanzen und Tiere, und daß der Arzt an diesem Krankenbette in der Regel einen hilflosen Anblick darbietet. Diagnose und Heilverfahren sind hier auch deshalb schwierig, weil die Volkswirtschaft nur einen Teil der menschlichen Obliegenheiten darstellt, welche aber alle miteinander in Zusammenhang stehen und aufeinander einwirken. Die Volkswirtschaft ist ferner auch der Wirkung von Kräften ausgesetzt, die außerhalb ihrer liegen, und auf deren Kommen und Gehen sie keinen Einfluß hat, die aber dennoch eine tiefgehende Wirkung ausüben können.

Von großer Bedeutung ist hier der Umstand, daß die Menschen der kultivierten Welt nicht durch eine einheitlich wirkende Volkswirtschaft zusammengefaßt werden, sondern daß die einzelnen Völker und Staaten volkswirtschaftliche Sondergebiete ausgebildet haben, die nun als selbständige große volkswirtschaftliche Kräfte auftreten, die sich zwar volkswirtschaftlich durch den gegenseitigen Verkehr miteinander ausgleichen, aber in diesem Kampfe auch unvolkswirtschaftliche Kampfmittel zur Anwendung bringen, nämlich die politische und militärische Macht. Die vielen Kriege, deren Schauplatz Europa im Laufe der Geschichte gewesen ist, haben sich als besonders große Störer der volkswirtschaftlichen Ordnung und Entwicklung erwiesen, und trotzdem sind es gerade volkswirtschaftliche Interessenfragen gewesen, welche häufig die eigentliche Veranlassung zu Kriegen gebildet haben.

Die Herausbildung der staatlichen und volkswirtschaftlichen Sondergebiete und ihrer Kräfte ist nicht nach einer harmonischen Ordnung erfolgt. Denn die volkswirtschaftlichen Einzelkräfte suchen überall durchzubringen, so gut sie es können, und haben sich dabei nicht viel gekümmert um die Festigkeit und Sicherheit ihres Untergrundes, wie Ortschaften sich vertrauensselig auf vulkanischem Gebiete ansiedeln. Befestigt sich solche Vertrauensseligkeit bei Völkern durch lange friedliche Perioden zu dem Dogma, daß auftretende politische Gefahren schließlich immer wieder ihre friedliche Lösung finden, so tritt allmählich eine so starke Verpflechtung zwischen den Volkswirtschaften der Völker ein, daß diese selbständig nicht mehr lebensfähig sein können. Dabei sind einige Völker in höherem Maße auf den internationalen Güteraustausch angewiesen, wie andere.

In Deutschland ist die politische Vertrauensseligkeit von jeher besonders groß gewesen. Es ist schwer zu sagen, wie sich im deutschen Volkscharakter auf diesem Gebiete angeborene Eigenschaften mit der Beeinflussung durch den Gang der deutschen Geschichte in den letzten Jahrhunderten mischen. Es scheint bei ihm aber die höhere politische internationale Begabung nur verhältnismäßig schwach entwickelt zu sein und ein Mangel an instinktivem politischen Blick hervorzutreten. Es kommt hinzu, daß in Deutschland die Kreise, welche die politischen und die volkswirtschaftlichen Interessen wahrnehmen, im allgemeinen noch durch eine

verhältnismäßig breite Kluft voneinander entfernt sind, wodurch natürlich vorsorgliche Gesamtdispositionen erschwert werden. Dann sind noch Eigenschaften vorhanden, welche unter dem Kollektivbegriff des „Deutschen Michels" zusammengefaßt zu werden pflegen, und welche die Stärke sowohl als die Schwäche seiner Eigenart bezeichnen. Dem deutschen Michel fehlt es an kriegerischem und politischem Ehrgeiz, so groß auch seine Kraft ist, er besitzt nicht den Geist der Gleichgültigkeit gegen die berechtigten Interessen anderer sowie jene skrupellose Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung der eigenen Interessen. Ebenso wenig ist er ein Meister in den machiavellistischen und verschlagenen Künsten der internationalen Diplomatie. Er ist mehr der ehrliche, aber starke Mensch, der sorglos kommenden Gefahren entgegensieht, manche Vorbereitung, um denselben entgegenzutreten, deshalb für überflüssig hält und denkt, daß er sich schon unter allen Umständen durchhauen wird, wenn es hart auf hart kommt, im Vertrauen auf seine Kraft. Und darauf beruht auch in erster Linie die durch nichts zu erschütternde Überzeugung in ganz Deutschland, daß der gegenwärtige schwere Krieg zu einem siegreichen Ausgang geführt werden wird.

Aber auch bei dem größten Pessimismus wäre es für die deutsche Volkswirtschaft sehr schwer gewesen, in ihren auswärtigen Handelsmaßnahmen wesentlich anders zu verfahren, als es geschehen ist. Sie ist praktisch so verfahren, als wenn das Zeitalter des ewigen Friedens bereits begonnen hätte. Wenn ein Volk von 67 Millionen Einwohnern auf einer Bodenfläche von etwa ½ Million Quadratkilometer in unserer heutigen Zeit leben soll, so setzt das eine in hohem Grade entwickelte Volkswirtschaft voraus. Die unendlichen Legionen volkswirtschaftlicher Handlungen eines solchen Volkes müssen auf weitverzweigten, mühsam und sinnreich errichteten Wegenetzen vor sich gehen, damit es unter diesen Umständen nicht nur lebensfähig ist, sondern auch in seinem Wohlstand und in seiner Kultur fortschreitet. Diese Wegenetze verzweigen sich weit ins Ausland hinein und durchziehen die ganze Welt. Es ist das notwendig, weil uns namentlich viele Rohstoffe fehlen, an Beschaffenheit sowohl wie an Menge, für deren Erwerb wir hauptsächlich Fabrikate zurückgeben müssen. Das letztere ist aber keine so einfache Sache, da diese Fabrikate von besonderer Art zu sein haben, und vom Ausland begehrt werden müssen. Gerade diejenigen Länder, mit welchen unser Güteraustausch am regsten ist, sind ebenfalls viel erfahren in den Künsten der modernen Produktion. Deshalb muß deutscherseits besondere Eigenart entwickelt und restloser Fleiß angewandt werden, um der schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Es bedingt das eine möglichst vollendete Organisation unserer Arbeit, deren Wirtschaftlichkeit zu erzielen ist durch Entwicklung der zweckmäßigsten ökonomischen Methoden, durch gründliche wissenschaftliche, technische und kommerzielle Ausbildung, durch den Geist der Initiative und die Freudigkeit am verantwortlichen Schaffen. Es setzt das auch einen in sich gesunden und festgefügten volkswirtschaftlichen Betrieb voraus, gut durchgebildete Finanz- und Kreditverhältnisse

sowie richtige Wirtschafts- und Sozialpolitik, so daß es nirgends an fruchtbarer Arbeitsgelegenheit fehlt und alle Bevölkerungsschichten die nötige Entwicklungsmöglichkeit vor sich haben.

Auf diese Weise ist es möglich gewesen, die deutsche Volkswirtschaft zu einer außerordentlich großen Entwicklung zu führen in Verbindung mit einem umfangreichen Außenhandel. Der Wert der deutschen Jahresproduktion wird auf etwa 40 bis 50 Milliarden angenommen, derjenige des Außenhandels in Import und Export auf etwa 20 Milliarden. Durch dieses Verhältnis wird die friedliche deutsche Politik verständlich und die Notwendigkeit, mit den anderen Völkern rege und fruchtbare Beziehungen zu unterhalten, welche auch nach dem Abschluß dieses Krieges in gleicher Weise hervortreten muß. Es bedurfte aber nicht der heute gemachten Erfahrungen, um sich darüber klar zu werden, daß der volkswirtschaftliche Verkehr zwischen den Bewohnern verschiedener Staaten noch bedeutend störungsgefährdeter ist, wie der inländische Verkehr. Inländischer Verkehr und der heimische Markt müssen daher stets die breite Grundlage bilden für die volkswirtschaftliche Produktion. Der ausländische Verkehr aber ist für die Länge der Zeit nur durchführbar, wenn er auf volkswirtschaftlich loyaler Grundlage beruht, d. h. wenn er zu gleichmäßigem Nutzen der beteiligten Parteien stattfindet. Das Geben und Nehmen muß auf Gegenseitigkeit beruhen. Das Austauschgebiet muß nicht als Ausbeutungsgebiet behandelt werden. Die Überlegenheit gegenüber weniger entwickelten Ländern darf nicht gebraucht werden zur Unterbindung der volkswirtschaftlichen Entwicklung und Herbeiführung von lästigen Abhängigkeiten.

Aus solchen Abhängigkeiten hat sich die deutsche Volkswirtschaft im Laufe der letzten Jahrzehnte mühsam herausgearbeitet. Deutschland war während langer Perioden nicht nur politisches, sondern auch wirtschaftliches Ausbeutungsland gewesen, weil es infolge seiner inneren Zersplitterung und der ihm von außen zugefügten beständigen Störungen versäumt hatte, rechtzeitig seine politischen und wirtschaftlichen Institutionen zu entwickeln. Die Frage, was in einem Lande selbst produziert werden muß, und was zweckmäßiger von außen zu kaufen ist, kann nicht lediglich nach Händlergesichtspunkten entschieden werden, welche das facit aus der augenblicklichen Leistungsfähigkeit der verschiedenen Volkswirtschaften ziehen, sondern sie ist zu ordnen vom Gesamtinteresse eines Volkes aus, das von seiner eigenen Arbeit leben und deshalb auch die nötige Arbeitsgelegenheit haben muß. Aber für die zu befolgende Wirtschaftspolitik können auch nicht allein die rein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte maßgeblich sein, sondern es muß auch vom Standpunkt der politischen Machtfragen aus für den erforderlichen Grad von Unabhängigkeit und Sicherheit unserer ganzen wirtschaftlichen Zustände gesorgt werden. Wäre z. B. unsere landwirtschaftliche Produktion nicht in dem Maße leistungsfähig gemacht worden, wie es geschehen ist, so würden wir heute nicht im Stande sein, den großen Krieg durchzuführen, der uns auferlegt worden ist.

Es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, daß man sich bemüht, alle Dinge bis zu ihrer äußersten Konsequenz durchzuführen. Wir sehen, wie alle Staaten ihre Wirtschaftspolitik mit zunehmender Heftigkeit führen, wobei jeder Staat mit seinen besonderen Verhältnissen zu rechnen hat. Aber darüber hinaus hat sich an einigen Stellen eine über alles Maß hinausgehende gewaltsame Anwendung von politischer und militärischer Macht entwickelt, um illoyale Volkswirtschaft zu betreiben und aufstrebenden Volkswirtschaften die Möglichkeit der Weiterentwicklung abzuschneiden und die offene Tür des internationalen Wirtschaftsverkehrs zu verschließen. Es gibt keinen kraftvollen Herrn in der Welt, welcher die Macht hätte, eine Mächtegruppierung, welche sich überlegen glaubt, auf den Geist der Solidarität der Völker in ihrer Wirksamkeit einzustellen. So haben sich die Zustände zu einem gewissen Gleichgewichtszustand im wesentlichen zwischen zwei Mächtegruppierungen entwickelt, der seinen Dienst hätte tun können, wenn es nicht an dem guten Willen gefehlt hätte, ihn aufrecht zu erhalten. Man kommt zu dem Ergebnis, daß ein Nichtgleichgewichtszustand mit gutem Willen für das Allgemeininteresse nützlicher ist, als ein Gleichgewichtszustand mit bösem Willen, der keinerlei Garantie bietet. So lange die englische Flotte das Meer beherrschte, stand die Volkswirtschaft der Welt, die auf freien Verkehrswegen beruht, einer Kraft gegenüber, welche die Fähigkeit besaß, diese Wege zu unterbinden, sobald es ihr beliebte. Die übrige Welt zeigte sich aber bereit zur Duldung dieses überragenden Übergewichtes, weil sich dasselbe begründen ließ durch die besondere Lage des Inselreiches, das in kurzer Frist existenzunfähig werden mußte, sobald ein stärkerer oder auch nur gleich starker Gegner ihm die Verkehrswege abschnitt. Die ganze Welt, und besonders Deutschland, sind aber nun darüber aufgeklärt worden, daß die Macht der englischen Flotte nach ihrer verkehrten Seite hingeleitet worden ist, nämlich zur Unterbindung des Seeverkehrs für die ganze Welt und zur gewaltsamen Unterdrückung der volkswirtschaftlichen Kraft anderer und speziell Deutschlands. Das große Drama, das sich vor unseren Augen entrollt, wird nicht beendet sein, bevor auch diese schicksalsschwere Frage zur Entscheidung gekommen ist. Sie ist der eigentliche Inhalt dieses Dramas.

Bereits im Frieden erfreut sich der volkswirtschaftliche Organismus niemals einer vollständigen Gesundheit. Dazu treten periodenweise akute Krankheitsprozesse auf, welche sich über den ganzen Organismus ausdehnen. Die Volkswirtschaft beruht auf menschlichen Handlungen, und auf dem richtigen Zusammenwirken derselben. Weder ist eine einheitliche Leitung dabei möglich, noch vermag der einzelne im allgemeinen aus seinem beschränkten Wirkungskreis heraus den Einfluß seiner Handlungsweise auf die Gesamtheit zu übersehen. Häufig kümmert er sich darum auch nicht. Es treten auch Gewalten höherer Natur auf, gegen welche der einzelne zunächst machtlos ist, wie eingreifende innere Umgestaltungen, welche der Fortschritt mit sich bringt, oder äußere Eingriffe, hervorgerufen durch Änderungen der Gesetzgebungen, der Wirtschaftspolitik oder durch das Verhalten

anderer Staaten und Volkswirtschaften. Aber die Wirkung des jetzigen großen Krieges auf die Volkswirtschaft, welcher gerade die bedeutendsten volkswirtschaftlichen Staaten erfaßt, ist einer Krankheit auf Leben und Tod zu vergleichen, wenigstens in den Augen des beobachtenden Arztes, der vor einer vollständig neuen Lage steht. Würden diese fundamentalen Wirtschaftsstörungen, wie sie der Krieg hervorruft, im Frieden stattfinden, so würde man einen schnellen Zusammenbruch für unvermeidlich ansehen müssen, da sie ein Beweis sein würden für das Vorhandensein von konstitutioneller Schwäche und allgemeiner Lebensunfähigkeit. Da würde die Kraft fehlen zur Wiederherstellung.

Aber der Krieg stößt in Deutschland auf einen lebensfrischen und überaus widerstandsfähigen Organismus, der an Kampf und an Überwindung großer Schwierigkeiten gewöhnt ist, und welchem der Wille zum Leben innewohnt, und dessen Kraft durch diesen einmütigen Willen zu den größten Leistungen befähigt wird. Die Grundbedingungen der Volkswirtschaft können natürlich nicht außer Kurs gesetzt werden. Auch während des Krieges bleibt die Notwendigkeit der täglichen Arbeitsleistung bestehen. Das Volk kann nicht leben von Vorräten früher aufgewendeter Arbeit. Auch im Kriege ist eine Gegenleistung nur zu erlangen auf Grund einer Leistung, und deshalb muß die Volkswirtschaft weiter funktionieren, wenn auch unter sehr veränderten Umständen, die auf den ersten Blick ein allerdings recht bedenkliches Aussehen hatten, wodurch sich auch die Fülle verkehrter Handlungsweisen in der ersten Kriegszeit erklärt.

Man muß annehmen, daß der deutschen Volkswirtschaft durch den Krieg etwa 4 Millionen produktive Menschen entzogen sind, und zwar gerade die leistungsfähigsten. Es sind auch viele darunter, welche sich in mehr oder weniger leitender oder geistig produktiver Stellung befinden. Hieraus folgt, daß die Volkswirtschaft bedeutend schlechter arbeiten muß, und daß schon aus diesem Grunde der Umfang jedenfalls der industriellen Produktion um wenigstens ⅓ sich vermindert. Es müssen also entsprechend Einschränkungen des Konsums stattfinden. Man wird dabei möglichst wenig die Herstellung der im Inlande selbst notwendigen Verbrauchsgegenstände einzuschränken suchen, sondern in erster Linie die fürs Ausland bestimmten Produkte. Die Verhältnisse kommen hier von selbst zu Hilfe, da die Verkehrswege nach dem Ausland größtenteils gesperrt sind. Insofern mildert sich hierdurch die Wirkung der von England unternommenen Sperrung des Seeverkehrs ganz erheblich, und deshalb wird sich auch die englische Berechnung als eine irrtümliche erweisen, uns wirtschaftlich auf diese Weise niederringen zu können. Auch unser Bedarf an Rohstoffen von Übersee ist aus gleichem Grunde während des Krieges auf dem Kontinent, der unsere gesamte militärische Menschenkraft in Anspruch nimmt, sehr herabgesetzt. Außerdem hat sich auch bereits gezeigt, daß die geplante vollständige Sperrung des Seeverkehrs für längere Zeit nicht durchführbar ist, weil die nicht in den Krieg verwickelten Länder davon nicht viel weniger betroffen werden und es sich für die Dauer nicht gefallen lassen können

Einen weiten Spielraum zu Einschränkungen, durch welche unsere Widerstandskraft nicht gelähmt wird, bietet das Gebiet des weiteren Ausbaues der Volkswirtschaft und ihrer Einrichtungen, durch welche ein erheblicher Teil der jährlichen Produktion bisher in Anspruch genommen worden ist.

Man sollte eigentlich meinen, daß die durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten hauptsächlich in dem Fehlen der zahlreichen Arbeitskräfte ihren Grund haben, und daß deshalb für die Zurückgebliebenen Arbeitsgelegenheit in Hülle und Fülle vorhanden sein müßte. An diesen Verhältnissen wird man nun die große Störungsempfindlichkeit der auf Arbeitsteilung beruhenden industriellen Produktion erkennen können. Es ist eine Fülle von Arbeitsnotwendigkeit vorhanden, aber infolge der großen Hemmnisse und Verschiebungen lassen sich die Arbeitskräfte an vielen Stellen nicht richtig ansetzen. Durch die Einengung der inländischen Transportwege und Behinderung der ins Ausland führenden verlieren viele Industrien die Absatzmöglichkeiten, für welche sie eingerichtet sind, und nur bis zu einem gewissen Grade sind sie imstande, sich auf andere Produktionsgebiete einzurichten. In ähnlicher Lage befinden sich diejenigen Industrien, welche auf die Erweiterungen der Wirtschaftseinrichtungen angewiesen sind, da die Unternehmungslust auf diesem Gebiete sich nur spärlich hervorwagt, bis ein entscheidender Wendepunkt in dem langen und mühsamen Ringen um den Sieg erreicht ist. Aber die Allgemeinheit würde auch gar nicht in nennenswerter Weise Produktionskraft für dieses Gebiet abgeben und ebenso wenig finanzielle Mittel hierfür zur Verfügung stellen können, da der Staat mit seinem Kriegsbedarf einen großen Teil der produktiven und finanziellen Kräfte in seine Bahnen lenken muß.

Nicht zu bezweifeln ist es, daß die sehr umfangreichen Kriegsbedürfnisse des Staates dem Volke einen erheblichen Teil seiner Produktion, über welche es bisher verfügen konnte, entzieht, wo es schon sowieso durch die Entziehung seiner Produktionskräfte zu großen Einschränkungen genötigt ist. Auf der anderen Seite aber gewährt die Befriedigung der Kriegsbedürfnisse der industriellen Produktion während der Kriegszeiten eine große Unterstützung, weil vielerlei sonst unvermeidliche Arbeitsstockungen dadurch vermieden werden, und vielen Gliedern der Industrie eine leichtere Gelegenheit sich dadurch bietet, einen Ersatz für die fehlende Friedensbeschäftigung zu finden.

Der Staat, welcher diese Bedürfnisse zu bestreiten hat, kann das nicht tun aus seinen Überschüssen und regulären Einnahmequellen. Die Quellen für die Staatsaufwendungen, welche bereits im Frieden einen großen Teil von der Jahreseinnahme des Volkes darstellen, fließen im Kriege bedeutend spärlicher. Die Ausgaben steigen dagegen um das Vielfache. Es lassen sich auch erhebliche neue Einnahmequellen kaum schaffen, da das Einkommen des Volkes bei dem herabgesetzten Betrieb stark sinkt. Will man der Währung aber nicht die Grundlagen entziehen, so müssen die Ausgaben auf dem Wege der Anleihe fundamentiert werden. Der große Erfolg der 5 Millionen-Anleihe ist ein Ereignis von größter

Bedeutung. Es ist ein überzeugendes Vertrauensvotum des deutschen Volkes. Das deutsche Volk ist ebenso fest überzeugt von der Erkämpfung des Sieges, mögen die Opfer auch noch so große sein, als von der Dauerhaftigkeit und Leistungsfähigkeit seiner Volkswirtschaft während der Kriegszeiten, mögen auch die notwendigen Beschränkungen bedeutend genug sein. Es beachtet nicht das Risiko, das es mit seiner weitherzigen Hilfsbereitschaft für die Armeen im Felde, für die zurückgebliebenen ihrer Einnahme beraubten Familien, für die Verwundeten und für die in Not Geratenen übernimmt, es legt vertrauensvoll seine flüssigen Mittel, welche sich aus der Einschränkung der Volkswirtschaft angehäuft haben, in die Hände des Staates und es ist auch bereit, seinen festen Besitz dem Staate zu verpfänden, damit der Krieg mit dem größten Nachdruck geführt zu werden vermag, auch wenn er lange Zeit dauern sollte.

Die große Störungsempfindlichkeit des volkswirtschaftlichen Organismus beruht zum größten Teil auf der menschlichen Schwäche, auf dem leichten Schwinden von Mut und Zuversicht, auch aus verhältnismäßig kleinen Anlässen. Aber wo es sich heute um Lebensgefahren erster Ordnung handelt und schwere Stürme über die Arbeitsstätten der deutschen Volkswirtschaft dahingehen, da sehen wir, daß Mut und Zuversicht das Feld beherrschen. Und hierdurch wird dem ganzen Organismus die Kraft verliehen, energisch auf den Krankheitsstoff zu reagieren und sich auf die veränderten Verhältnisse einzustellen. Die deutsche Volkswirtschaft ist reich genug an Hilfsmitteln aller Art, um auch den schwersten und längsten Krieg durchzuziehen, und sie wird ihrer Aufgabe gewachsen sein, weil in ihr wie in der Armee der gleiche von Zuversicht getragene Wille vorhanden ist, nämlich der Wille zum Siege.

Georg Bernhard:
Zweierlei Goldwährung.

Unter den 42 cm-Mörserladungen von mit Lügen bedrucktem Zeitungspapier, die England gegen Deutschland täglich abzufeuern pflegt, befand sich neulich auch eine hochoffiziöse Kritik der deutschen Währungsverhältnisse. Die Urheber dieser Kritik gäben wahrscheinlich sehr viel darum, wenn sie sie wieder zurücknehmen könnten, denn sie hat nach zwei Richtungen hin recht unangenehme Wirkungen gehabt: Erstens wurde das, was darin stand, nicht geglaubt, und England mußte sich sogar von sachverständigen Kritikern aus neutralen Ländern recht bittere Wahrheiten über solche Verdächtigungen und Versuche am untauglichen Objekt sagen lassen. Zweitens aber — und das dürften die Engländer sicher nicht beabsichtigt haben — wird dadurch das neutrale Ausland vermutlich auf die Idee gebracht werden,

nicht nur die englischen Geldverhältnisse, sondern vor allem diejenigen der Verbündeten Englands einmal etwas unter die Lupe zu nehmen. Wenn denn schon die Währungsverhältnisse irgend jemandes im Augenblick kritisiert werden sollen, so gibt es wohl kaum ein geeigneteres Objekt dafür als Rußland, den großen Verbündeten des britischen Kulturvolkes.

Wir können natürlich nicht leugnen, daß unsere gesamten Geldverhältnisse augenblicklich bis zu einem gewissen Grade abnorm sind. Aber durchaus nicht abnormer als die Englands. Alle Kulturstaaten (nicht einmal nur die kriegführenden) haben ihre Bankgesetzgebungen und ihre Bankverwaltungmethoden kriegsgemäß zustutzen müssen. Das ist in England nicht mehr als in Deutschland, in Deutschland aber auch nicht mehr als in England geschehen. In beiden Ländern liegt keine Veranlassung vor, die Grundlagen der Währungsverhältnisse zur Diskussion zu stellen. Ganz anders aber sieht die Sache in Rußland aus. Und es scheint mir sehr nützlich zu sein, einmal wieder darauf hinzuweisen, daß die ganze russische Goldwährung im Grunde genommen nichts weiter als eines der vielen Potemkinschen Dörfer ist, die in wirtschaftlicher Beziehung insbesondere durch den sehr geschickten Grafen Witte zur Schau für das Ausland, dessen Geld man brauchte, aufgerichtet worden sind. Die russische Goldwährung ist eine prächtige Fassade, die auf den ersten Blick Staunen und Bewunderung erweckt, deren Einzelheiten aber um so bedenklicher werden, je mehr man sich mit ihnen befaßt. Den Mittelpunkt der russischen Währungspolitik bildet (in noch höherem Maße als die Reichsbank bei uns in Deutschland) die russische Reichsbank. Sie darf nicht mehr als 300 Millionen Rubel ungedeckte Noten in Umlauf setzen. Denn nach ihrer Verfassung müssen die von ihr ausgegebenen Noten bis zum Betrage von 600 Millionen Rubel mit 50% bar gedeckt sein, während alle darüber hinausgehenden Noten voll zu decken sind. Die russische Rubelnote ist daher äußerlich betrachtet genau so fein wie die Note der Bank von England, denn da nach der englischen Bankverfassung die Noten voll in Gold gedeckt sein müssen, der Bank aber seinerzeit bei der Gründung gestattet worden ist, als Gegenwert für ein dem englischen Staat gewährtes ewiges Darlehen 11 Millionen Pfund (später zuzüglich 3 Millionen Pfund Schatzscheine) in ungedeckten Noten auszugeben, so steht bei dem theoretischen Vergleich die Bank von England durchaus nicht besser da als die russische Reichsbank. Nach dem letzten Ausweis vor dem Kriege, den die russische Reichsbank veröffentlichte, betrug ihr Metallbestand 1676 Millionen Rubel, wovon 1604 Millionen rund in barem Golde vorhanden waren. Sie hätte damals also 116 Millionen Rubel ungedeckte Noten weniger ausgegeben als zulässig war. Allein im Geldwesen muß man mehr noch als sonst gegen jedes äußerliche Operieren mit statistischen Zahlen mißtrauisch sein. Es muß hier ganz besonders das Wesen der Dinge betrachtet werden, das man erkennt, wenn man mit der kritischen Sonde untersucht, wie die Ziffern der Statistik zustande kommen.

Die Goldwährung gilt im Volke als die vollendetste aller Währungen. Und

wenn ein Staat in den Kreis der Kulturnationen einzutreten wünscht, so glaubt er sich gewöhnlich dafür das beste Entreebillet auf die Weise zu besorgen, daß er sich eine Goldwährung anschafft. Aber Währungsformen müssen, ähnlich wie die Formen der Verfassung, organisch aus der Volksentwickelung herausreifen. Man mag vom Standpunkt des Währungstheoretikers aus absolute Werturteile über die Währungen fällen und im Rahmen dieser absoluten Werturteile die Goldwährung als „die beste" bezeichnen. Vom Standpunkt des einzelnen Landes aus ist diejenige Währung die beste, die seinem wirtschaftlichen Charakter angepaßt ist. Das Vertrauen zur Einlösbarkeit einer Note beruht (das trifft auch auf die Fälle zu, in denen faktisch die Einlösbarkeit suspendiert oder hinausgeschoben ist) nicht etwa bloß auf der Höhe des Goldbestandes, der in der Notenbank des betreffenden Landes lagert, sondern auf der Wahrscheinlichkeit, daß dieser Betrag dauernd zur Verfügung steht. Dazu gehört aber, daß eine gewisse Gewähr für seine Dauerbarkeit in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes gegeben ist. Eine Goldwährung kann wirklich gesund immer nur dann sein, wenn der normale Verkehr im Lande eine Goldbasis von gewisser Höhe schafft. Das wird in geringem Maße der Fall bei einem Lande mit agrarischem Zuschnitt sein, am höchsten in einem Lande, das industriell stark entwickelt ist und daher einen lebhaften Bargeldumlauf hat. Normalerweise erhält ein Land seine Goldmittel aus den Überschüssen seines Verkehrs mit dem Ausland. Und ob man Vertrauen in die Goldbasis eines Landes haben kann, hängt infolgedessen davon ab, ob dieses Land in dem fortwährenden Kampf der Völker um das Gold sie behaupten kann oder nicht.

Die alte merkantilistische Schule der nationalökonomischen Wissenschaft hat das Heil für den Goldreichtum eines Landes in der Aktivität der Handelsbilanz gesehen. Ich will hier mich nicht über die Berechtigung dieser Handelsbilanztheorie auslassen. Aber es wird ohne weiteres klar sein, daß das Verhältnis der Wareneinfuhr zur Warenausfuhr eines Landes im Kampf um das Gold allein in einer Zeit nicht mehr maßgebend sein kann, in der differenzierte Verkehrsmethoden Einzahlungen und Auszahlungen und zwar in ganz erheblichem Werte auch aus anderen Gründen als denen des reinen Warenhandels schaffen. Für die Erhaltung des Goldbestandes ist heute die gesamte Forderungsbilanz eines Landes maßgebend, die sich noch aus anderen Faktoren als der Wareneinfuhr und Ausfuhr allein zusammensetzt. Wenn man nur die Handelsbilanz für Rußland gelten lassen wollte, so würde kaum ein Land berechtigter sein eine Goldwährung aufzuweisen, als Rußland. Denn der Gesamthandel Rußlands wies im Jahre 1912 in der Einfuhr einen Wert von rund 2½ Milliarden und in der Ausfuhr einen solchen von rund $3^1/_4$ Milliarden auf, so daß wir also mit einem aktiven Überschuß von rund $^3/_4$ Milliarden zu rechnen haben. Dieses Bild verschiebt sich jedoch wesentlich, sowie man nur einen einzigen — auch in Rußland besonders wichtigen — Posten der Forderungbilanz einfügt. Man wird die im Ausland untergebrachten

Anleihen des russischen Staates und der russischen Eisenbahnen mit etwa 15 Milliarden Mark wahrscheinlich nicht zu hoch einschätzen. Die jährliche Verzinsung — ohne Amortisation! — dieses Riesenbetrages fordert — eher zu niedrig gerechnet — rund 600 Millionen Mark. Dadurch schmilzt die Aktivität schon ganz erheblich zusammen. Man muß aber weiter bedenken, daß Rußland keine wesentliche Schiffahrt besitzt, daß es im Vermittlungshandel auf die Dienste der fremden Nationalitäten in jeder Beziehung angewiesen ist, so daß also eine theoretisch nicht meßbare, in Wirklichkeit aber außerordentlich hohe Summe für alle möglichen merkantilen Hilfsdienste ans Ausland bezahlt werden muß. Eine wichtige — wenn auch von russischem Standpunkt wenig erfreuliche — Rolle spielt aber in Rußland die Industrie für die Forderungbilanz. Graf Witte, der zu Beginn der 90er Jahre die russische Goldwährung schuf, war Fachmann genug, um einzusehen, daß auf die Dauer sich eine Goldwährung eben nur in einem industriell entwickelten Lande erhalten könne. Er versuchte deshalb in großem Stil eine Industrialisierung Rußlands durchzuführen. Wie das schon Peter der Große für Rußland und andere einsichtige Staatsmänner für andere Länder getan hatten, ermutigte er fremdes Kapital und fremde Arbeitskraft sich in Rußland industriell zu betätigen. Aus Frankreich, Belgien, Holland, England und Deutschland strömten enorme Kapitalien nach Rußland und deutsche, englische und französische Werkmeister und Ingenieure begannen sich in immer steigendem Maße in Rußland niederzulassen. Aber (aus Gründen, die in der Natur des Landes liegen, hier aber nicht näher erörtert werden sollen) die Bildung einer nationalen Industrie in großem Umfange gelang nicht. Nach wie vor blieb die russische Industrie auf wenige Zentralpunkte beschränkt und befand sich auch dort zum größten Teil in den Händen der Ausländer. Die Folge davon ist, daß, so sehr sich auch die russische Regierung bemühte, durch Gesetze gegen die Ausländer in den letzten Jahren die Industrie gewaltsam zu russifizieren, die Erträgnisse der russischen Industrie in immensen Summen sich in Form von Dividenden, Kapitalzinsen und Ersparnissen an Arbeitslöhnen ins Ausland gehen. Infolgedessen ist trotz aller Anstrengungen die russische Forderungsbilanz nach wie vor von einer Passivität, die erheblich höher ist, als die stattliche russische Goldförderung, die man wohl auf rund 350 Millionen Mark im Jahr veranschlagen kann.

Wie ist es nun möglich, so wird man fragen, daß bei derartigen Verhältnissen die russische Reichsbank mit einer so erheblichen Goldsumme prunken kann, die den Goldvorrat der deutschen Reichsbank erheblich übersteigt. Diese Frage ist sehr berechtigt, denn wenn in Rußland alles so zuginge wie in anderen Ländern, so müßte entweder das Gold schon lange aus der Reichsbank geflossen sein oder die fremden Wechselkurse in Rußland müßten einen unerhört hohen Stand innehaben. Aber Graf Witte wußte natürlich wie jeder andere Fachmann, daß der Goldabfluß und die Wechselkurse sich nicht regulieren nach dem Debet und Kredit der Forderungen eines Landes, sondern nach der Bilanz der fälligen Zahlungen,

die gewissermaßen das Kassakonto des Landes darstellen. Genau wie er sich bei Gründung der Goldwährung den größten Teil des in die Bank hineinzutuenden Goldbestandes durch Anleihen im Auslande beschaffte, so sorgte er auch ständig für die Auffrischung des Goldbestandes durch äußere Anleihen, d. h. er ging den Weg, der seit alters her nicht nur bei Geschäftsleuten, sondern auch bei liederlichen Privatleuten bekannt ist: er borgte sich stets dann Geld, wenn er größere Zahlungen zu leisten hatte. Die Kupons der immer mehr anschwellenden russischen Anleihen wurden mit den Guthaben bezahlt, die man im Auslande aus neuen Anleihen ansammelte. Auf diese Weise wurde Frankreich gezwungen, immer wieder neues Geld nach Rußland in Form neuer Anleihen zu senden, weil es schließlich Gefahr lief, wenn seine Sendungen unterblieben, die Zinsen für die früheren Anleihen nicht zu erhalten. Nur auf solche Art hat Rußland seine Goldwährung aufrecht erhalten können. Sie ist ein Fremdkörper im Organismus der russischen Volkswirtschaft. Sie ist nicht aus einer kapitalistisch-industriell entwickelten Wirtschaft herausgewachsen, sondern aufgepfropft auf ein agrarisches Wirtschaftsgebilde, und ebenso künstlich, wie sie entstanden ist, müssen auch die Mittel sein, mit denen sie erhalten werden kann.

Es wird nicht uninteressant sein zu verfolgen, wie Rußland sich währungspolitisch über den Krieg hinweghilft. Was die russische Reichsbank macht, wissen wir nicht, denn klugerweise hat man bei Beginn des Krieges auf Veröffentlichung der Ausweise verzichtet. Man darf wohl annehmen, daß nach wie vor Noten ausgegeben werden, ohne daß man sich um die Deckungsvorschriften weiter kümmert. Aber das allein ist ja gar nicht das wichtigste. Die Überschreitung der gesetzlichen Vorschriften der Deckungsgrenzen im Kriegsfall braucht eine Wirtschaft durchaus nicht etwa um ihren Kredit zu bringen, wenn nur die vorhandene Golddeckung natürlichen Ursprungs ist, so daß man hoffen darf, sie sich zu erhalten. Wie aber will Rußland jetzt neues Gold herbeischaffen? Schon die Aktivität der reinen Handelsbilanz dürfte unter dem Kriege geschwunden sein. Von der Gesamtausfuhr Rußlands, die rund 3¼ Milliarden betrug, entfielen mehr als die Hälfte auf Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Holz, Zucker, Eier und Öle. Ein sehr erheblicher Abnehmer dafür war Deutschland. Selbst wenn man nun annimmt, daß nach einigen neutralen Ländern von diesen Dingen jetzt geliefert werden kann, die Schwächung der russischen Ausfuhr muß außerordentlich erheblich sein, denn es handelt sich ja hier um Dinge, die ein Land im Krieg natürlich zum großen Teil selbst braucht. Sicher wird auch die russische Einfuhr erheblich zurückgegangen sein. Aber es gehört wenig Scharfsinn dazu, um zu sagen, daß der handelspolitische Nutzeffekt des Krieges die Aufhebung der Aktivität, wenn nicht gar die Passivität der russischen Handelsbilanz ist. Damit wäre die Gefahr des Goldausganges schon bei anderen Ländern sehr groß. Wie aber will Rußland seine übrigen Zahlungsverpflichtungen decken? Wird es und kann es seine Zinsen im Ausland bezahlen? Die Schaffung neuer Goldguthaben ist jetzt ganz ausgeschlossen, denn

Frankreich kann nicht mehr borgen, England kann nicht mehr borgen, Holland und Belgien borgen auch nicht. Woher also das neue Gold nehmen und nicht stehlen? Es ist ja so charakteristisch, daß schon kurz vor Ausbruch des Krieges die russische Valuta im Auslande erheblich entwertet wurde, und daß Rußland, noch kurz bevor es zu den Waffen griff, insbesondere Frankreich dadurch schwächte, daß es seine Guthaben von dort aushob. Es steht jetzt vor dem Dilemma, ob es entweder seine Reichsbank von Gold entblößen oder seinem Bundesgenossen Frankreich die Zinsen nicht bezahlen soll.

Der Krieg muß einen Zusammenbruch der russischen Goldwährung bringen, und es erscheint noch sehr fraglich, ob es die Risse im russischen Goldturm gleich wieder nach dem Kriege wird verkleistern können, da man vorläufig noch gar nicht abzusehen vermag, welcher Staat nachher in der Lage sein wird, neues Gold nach Petersburg zu schicken. Die aufmerksamen Kritiker der russischen Finanzwirtschaft nimmt das ja alles nicht Wunder. Im Gegenteil, sie hat es gewundert, daß schon in leidlich normalen Zeiten Rußland bisher in der Lage war, seine Goldwährung aufrecht zu erhalten. Das ist nur möglich gewesen durch die überaus große Geschicklichkeit, mit der die russischen Politiker Rußlands Auslandspolitik und Währungspolitik verknüpft haben. Diese Geschicklichkeit wird aber später nichts helfen. Wir möchten daher schon jetzt dringend den englischen Finanz- und Währungskritikern raten, einmal — wenn sie durchaus etwas kritisieren wollen — ihr Augenmerk auf die Geldverhältnisse ihres Verbündeten Rußland zu richten.

Hermann Waller,
Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft:

Das deutsche Bankgewerbe und der Krieg.

Die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands, die seit Jahrzehnten in ziemlich gleichmäßigen Wellenbewegungen verlief, bei denen aber stets besonders hervortrat, daß der Tiefpunkt der folgenden Welle wesentlich höher lag als derjenige der vorhergehenden, war bei Ausbruch des Krieges wieder in der Nähe eines Tiefpunktes angelangt. Die Balkankriege und die ziemlich gespannte politische Lage, die sie hinterließen, hatten im Verein mit wirtschaftlichen Gründen herbeigeführt, daß Deutschlands Handel und Industrie ihre Tätigkeit einschränkten. Hierdurch war der Geldbedarf wesentlich zurückgegangen und die Gewinne der letzten Konjunkturjahre, die vorher mitarbeiten mußten, wurden zum großen Teil frei. Sie waren nicht unbeträchtlich, denn die Verbilligung der Produktionskosten auf vielen Gebieten hatte unserem Welthandel nicht nur größere Ausdehnung

gegeben, sondern auch seine Erträgnisse verbessert. Augenfällig zeigte sich dies in den monatlichen Ausweisen unserer Ausfuhrziffern, welche — zu den Einfuhrziffern in Vergleich gestellt — immer bessere Ergebnisse für uns auswiesen. Ihre Einwirkung auf Deutschlands Kapitalbildung gestaltete sich umso größer, als es uns bereits in den vorhergehenden Jahren möglich gewesen war, die vielen ausländischen Gelder, die früher mitarbeiteten, zurückzuzahlen, so daß Deutschlands Forderungen an das Ausland seine Schulden an dasselbe sicherlich bei weitem überwogen.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß einer der Hauptgründe, die unsere Feinde zu dem Kriege mit uns veranlaßten, auf der vorstehenden Betrachtung beruhten; sie — und insbesondere England und Frankreich — hatten seit vielen Jahren das mächtige Wachstum unseres Handels und unserer Industrie gesehen und ihre daraus erwachsenden Besorgnisse mit ihrer Überzeugung beschwichtigt, daß sie dieser Entwickelung Einhalt gebieten könnten, wenn sie es für richtig finden würden, ihr in Deutschland arbeitendes Geld zurückzuziehen. Groß war daher die Überraschung, als sie anläßlich der Marokkokrise und später der Balkankriege diesen Gedanken in die Tat umsetzten und sich ergab, daß wir sehr leicht in der Lage waren, die uns geliehenen Gelder zurückzuzahlen, ohne daß dadurch unsere wirtschaftliche Kraft im geringsten gehemmt wurde. Hervorragende englische und französische Kaufleute haben dies wiederholt ausgesprochen. Bezeichnend ist es, daß unsere Wettbewerber im Weltmarkt nicht versuchten, uns durch Nacheiferung auf den Gebieten, auf welchen wir ihnen überlegen waren, beizukommen, sondern unsere vollständige Niederringung durch einen sorgfältig vorbereiteten Krieg anstrebten.

Der oben dargelegte Verlauf der Dinge in den letzten Jahren hatte natürlich zur Folge, daß die Geldverhältnisse in Deutschland schon längere Zeit vor Kriegsausbruch leichte geworden waren und daß der Geldwert öfters niedriger war als in England und Frankreich, ein Zustand, der bisher nur sehr selten sich gezeigt hatte. Infolgedessen zeigte sich im Bankgewerbe eine erfreuliche Flüssigkeit, die auch dadurch keine Einbuße erlitt, daß das erste Halbjahr 1914 sehr viele Neuausgaben von Wertpapieren brachte, für welche angesichts der starken Kapitalbildung lebhafte Nachfrage herrschte. Im Zusammenhang mit dem verlangsamten Laufe des Wirtschaftslebens war auch die Kreditinanspruchnahme bei den Banken zurückgegangen, und diese waren außerdem durch die vorhergehenden Kriegsjahre veranlaßt worden, eine Sichtung ihrer Schuldner vorzunehmen und unerwünschte nach Möglichkeit abzustoßen. Die Verpflichtungen der Spekulation an der Börse hatten sich ebenfalls durch die seit langem bestehende politische Spannung erheblich herabgemindert.

So war ungefähr die Lage im Bankgewerbe, als in der zweiten Hälfte des Juli die Möglichkeit eines bevorstehenden Krieges zwischen den Großmächten sich vergrößerte. Als dann in den letzten Tagen dieses Monats wohl nur noch wenige

an eine friedliche Lösung der Konflikte glaubten, bemächtigte sich der Bardepositeneinleger bei den Banken und Sparkassen, insbesondere den letzteren, eine Ängstlichkeit, die sie dazu führte, stärkere Barabhebungen vorzunehmen. Diese Bewegung, die wohl hauptsächlich dem Umstande entsprang, daß die Beteiligten sich kein rechtes Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen machen konnten, die sich bei Beginn eines Krieges, von dem wir ja vierzig Jahre verschont geblieben waren, ergeben würden, ebbte jedoch schon nach kurzer Zeit ab, als sich zeigte, daß alle Ansprüche befriedigt wurden, und die ruhige Überlegung dartat, daß keinerlei Grund zu Befürchtungen vorhanden war. Eine recht große Beruhigung ist auch zweifellos von der hervorragenden Sicherheit und Planmäßigkeit der Mobilisierung und des Aufmarsches unserer Truppen ausgegangen.

Nach diesen ersten Tagen des Hineinlebens in die neue Lage trat nun gebieterisch die Notwendigkeit hervor, durch eine geeignete Organisation unseres Wirtschaftslebens den Erfordernissen der Kriegszeit und insbesondere des Bankwesens gerecht zu werden. Vorbildlich und grundlegend für die Art und Weise, wie von den Banken zu verfahren sein würde, war das Vorgehen der Reichsbank, die ihre wohlvorbereiteten finanziellen Mobilmachungspläne jetzt in Wirksamkeit zu setzen hatte. Eine Aufrechterhaltung der Diskontkredite und dort, wo es notwendig und berechtigt war, ihre Erweiterung, schafften allen die Mittel für die zunächst schnell herantretenden Bedürfnisse. Die zeitweise hervortretende Knappheit an kleinen Zahlungsmitteln wurde nach Möglichkeit behoben und später durch die Ausgabe der Ein- und Zweimarkscheine vollständig abgestellt. Die segensreichste und weittragendste Tat der Reichsbank war jedoch die Schaffung der Kriegsdarlehnskassen, deren Einrichtung, an vielen deutschen Plätzen sorgfältig vorbereitet, schon nach kurzer Frist beginnen konnte. Ihre in den Einzelheiten jetzt allgemein bekannte Organisation ermöglichte es den Besitzern von Wertpapieren und Waren, jederzeit Darlehen gegen deren Verpfändung zu erhalten. Sie waren also nicht genötigt — und das ist wohl einer der größten Vorteile der Einrichtung — auf unübersehbare Zeit im voraus für alle ihre Bedürfnisse Vorsorge zu treffen, sondern konnten in Ruhe abwarten, ob ihre regelmäßigen Einkünfte auch in Zukunft genügend fließen würden, um dann, wenn dies nicht der Fall wäre, die Dienste der Darlehnskasse in Anspruch zu nehmen. Die Beleihungssätze der Darlehnskasse für Wertpapiere und Waren sind so gewählt, daß sie sowohl den berechtigten Ansprüchen der Verpfänder genügen, als auch gewährleisten, daß die dagegen auszugebenden Darlehnskassenscheine, selbst bei großer Entwertung der Pfänder, als unbedingt gut gesichert betrachtet werden können. Die Reichsbank wurde ermächtigt, ihren Besitz an Darlehnskassenscheinen in ihrer Bilanz den Reichskassenscheinen gleichzustellen. Sie würden somit auch für die erste Dritteldeckung der Reichsbanknoten in Betracht kommen, wobei gegenüber manchen Angriffen gegen diese Maßnahme ausdrücklich hier festgestellt werden soll, daß bisher der gesamte Notenumlauf der Reichsbank stets durch mehr als ein Drittel

in Metall gedeckt war. Der Verlauf der Dinge hat gezeigt, daß die Inanspruchnahme dieser Darlehnskassen eine verhältnismäßig geringe gewesen ist, besonders wenn man berücksichtigt, daß ein Teil der Darlehen mit den Zeichnungen auf die Kriegsanleihen des Deutschen Reiches, über die später noch zu sprechen sein wird, zusammenhängt.

Auf die vorzüglich ausgearbeiteten und mustergültigen Neueinrichtungen der Reichsbank sich stützend, haben es auch die Banken sich angelegen sein lassen, den berechtigten Ansprüchen ihrer Kreditkunden weitgehendes Entgegenkommen zu beweisen und ihnen auch neue Kredite, sofern diese durch ihre Aufträge oder zur Aufrechterhaltung ihres Betriebes notwendig waren, zur Verfügung zu stellen. Das Abheben von Guthaben der Kundschaft hatte wenige Tage nach Beginn des Krieges nicht nur aufgehört, sondern es wurden sehr bald neue Einlagen vorgenommen, die schon nach kurzer Zeit die früheren Abhebungen nicht unwesentlich überschritten. Diese Tatsache zeigt, welche große Beruhigung im Publikum Platz gegriffen hatte, nicht zum mindesten dadurch veranlaßt, daß von der Einführung eines Moratoriums abgesehen wurde. Es ist hoch erfreulich, jetzt festzustellen, welche wohltätigen Folgen es gehabt hat, daß die wenigen Befürworter einer solchen Maßnahme mit ihren Ansichten nicht durchgedrungen sind und daß diejenigen — es war wohl die weitaus größte Zahl aller Sachverständigen — recht behalten haben, die behaupteten, daß unsere gesunde volkswirtschaftliche Lage eines Moratoriums nicht bedürfe. In der Kritik der deutschen Wirtschaftsverhältnisse im Kriege sind im Ausland zwei Punkte besonders als Schwächen erwähnt worden. Auf den einen, die Einordnung der Darlehnskassenscheine in die Reichsbankbilanz, ist schon eingegangen worden, und auf den anderen, die Hinausschiebung der Fälligkeit der vor dem 31. Juli im Auslande ausgestellten Wechsel, soll hier kurz zurückgekommen werden. Es ist nämlich behauptet worden, daß diese Hinausschiebung einem Teilmoratorium gleichkäme, was aber insofern nicht zutreffend ist, als eine große Anzahl dieser Wechsel, deren Gesamtbetrag übrigens im Vergleich zum deutschen Wechselumlauf ein sehr kleiner ist, gegen Warenverschiffungen gezogen war und diese Waren infolge des Krieges den Empfänger nicht erreichen konnten, dieser also, ohne Gegenwert erhalten zu haben, sein Akzept hätte einlösen müssen. Diese Hinausschiebung hat also nur ermöglicht, drei Monate Zeit zu gewinnen, um den Gegenwert der Wechsel in Geld oder Waren heranzuschaffen. So weit das inzwischen geschehen ist, werden die Wechsel jetzt nach Ablauf dieser drei Monate eingelöst, so weit das noch nicht geschehen konnte, findet eine nochmalige dreimonatige Verlängerung statt. Eine andere Handhabung würde unberechtigterweise zu einer schweren Schädigung der Einfuhrfirmen geführt haben, die ohnedies, ebenso wie die Ausfuhrfirmen, durch den Krieg stark betroffen wurden.

Um diesen Geschäftszweigen und den übrigen, die durch den Krieg ganz oder teilweise lahmgelegt wurden, beizustehen, wurden in einer großen Reihe von

Bezirken Deutschlands die Kriegskreditbanken unter Mitwirkung der Banken gegründet und ihre Tätigkeit im wesentlichen von diesen organisiert. Auch hier hat sich gezeigt, daß die geschaffene Vorsorge das Bedürfnis weit übertroffen hat, denn die Inanspruchnahme dieser Kriegskreditbanken ist erfreulicherweise nur eine sehr geringe gewesen.

Einer wichtigen Aufgabe sahen sich die Banken und die übrigen beteiligten Kreise bei der Frage gegenüber, in welcher Weise den Einwirkungen des Krieges auf die deutschen Börsen begegnet werden sollte. Sie sahen sich am 30. Juli zur Einstellung ihrer Tätigkeit gezwungen, da die maßgebenden ausländischen Börsen schon vorher geschlossen hatten und deshalb die Gefahr bestand, daß die aus den politischen Befürchtungen hervorgehenden Spekulationen aus allen Ländern an den deutschen Börsen, insbesondere in Berlin, vorgenommen werden würden. Ein solches Vorgehen hätte natürlich zu einer großen Erschütterung der Kurse führen müssen, welcher nur durch eine Schließung zu begegnen war. Es ist vornehmlich derselbe Grund, der auch heute noch die Aufrechterhaltung der Schließung notwendig erscheinen läßt, denn solange die sämtlichen übrigen Weltbörsen, selbst die der neutralen Staaten, nicht wieder eröffnet werden, kann auch hier nicht an eine Eröffnung gedacht werden, da es zweifellos kein sicheres Mittel gibt, die dann sich bei uns zusammenfindenden Spekulationen der ganzen Welt fernzuhalten. Wir haben dabei zu berücksichtigen, daß nicht nur eine große Anzahl der nämlichen Wertpapiere sowohl bei uns, als auch an ausländischen Börsen notiert werden, sondern auch daß ein, wenn auch nicht sehr beträchtlicher, Besitz an deutschen Wertpapieren in ausländischen Händen ist. Die Schließung der Börse hatte natürlich zur Folge, daß auch die Abwickelung der laufenden Geschäfte nicht stattfinden konnte und daß diese von Monat zu Monat hinausgeschoben werden mußte. Nichtsdestoweniger ist festzustellen, daß eine gewisse Abwickelung insofern stattgefunden hat, als zwischen einzelnen Beteiligten die Abnahme der schwebenden Geschäfte vollzogen wurde, und ferner ist Ende Oktober auf alle hinausgeschobenen Effektengeschäfte ein Einschuß von 5 % vom Ausrechnungswert gemacht worden. Wenn man dies und ferner die Tatsache in Berücksichtigung zieht, daß auf die meisten an der Börse schwebenden Effektenbeleihungsgeschäfte ein Einschuß von 10 bis 20% vom Ausrechnungswert geleistet worden ist, so ist festzustellen, daß der jetzige Stand der Börsenverpflichtungen schon eine nicht unbeträchtliche Erleichterung in sich schließt.

Sehr großes Interesse brachte das Publikum den Ende September unter Führung der Reichsbank aufgelegten 5⁰/₀igen Deutschen Reichskriegsanleihen und Schatzscheinen entgegen. Bei allen für die Unterbringung in Betracht kommenden Kreisen hat sich die lebhafteste Nachfrage gezeigt, da alle Schichten des deutschen Volkes nach Maßgabe ihrer Mittel sich zu beteiligen wünschten. Wie sehr das der Fall gewesen ist, zeigen die veröffentlichten Ziffern über die Zahl der Zeichnungen nach Einzelbeträgen geordnet und zeigte insbesondere den Banken der

Andrang ihrer Kundschaft in einer bewundernswerten Weise. Die Gesamtsumme der Zeichnungen belief sich auf etwa 4½ Milliarden, eine Summe, an welche auch wohl die Zuversichtlichsten nicht gedacht hatten und die beredtes Zeugnis ablegt für die finanzielle Kraft und die unerschütterliche Zuversicht des deutschen Volkes. Es ist natürlich nicht ausgeblieben, daß sich im feindlichen Ausland neidische Stimmen erhoben, die den großen Erfolg durch allerlei unwahre Behauptungen über das Zustandekommen der Zeichnungen zu verkleinern suchten. Es wurde fälschlicherweise gesagt, daß auf die Zeichner ein Zwang ausgeübt, und ferner, daß der größte Teil der Zeichnungen auf die Beleihungen bei den Darlehnskassen aufgebaut worden sei. Durch Aufnahme von Darlehen bei den Darlehnskassen sind im Höchstfalle 20 % der Zeichnungsgelder beschafft worden, und dieser Prozentsatz erfährt auch noch dadurch eine wesentliche Ermäßigung, daß ein großer Teil dieser Darlehen durch Einnahmen der Zeichner, die in absehbarer Zeit bevorstanden, abgedeckt worden ist und weiter abgedeckt werden soll.

Eine interessante Erscheinung in unserem Bank- und Wirtschaftswesen bildet auch die Entwickelung der Kurse für Zahlungen nach einigen Auslandsstaaten, insofern, als diese, gegenüber dem Goldgleichwert, sich zu unseren Ungunsten stellen. Irgend welche Rückschlüsse hieraus auf den Wert der deutschen Währung sind jedoch vollständig unberechtigt, da diese Kurse sich nicht durch einen Zahlungsausgleich im freien Markt entwickeln konnten. Wir hatten lediglich Zahlungen nach dem Auslande für unsere Einfuhr zu leisten, waren aber andererseits nicht in der Lage, unsere Ausstände im Auslande, teilweise infolge von dort beschlossenen Moratorien, einzukassieren und unseren Besitz an ausländischen Werten infolge der Schließung der Auslandsbörsen zu verkaufen. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß aus diesen Gründen der Goldgleichwert der Auslandszahlungen sich sofort wieder einstellen wird, wenn das freie Spiel der in Betracht kommenden Kräfte erneut vor sich gehen kann. Wie berechtigt diese Auffassung ist, zeigt auch die Tatsache, daß die spanische Währung in Paris, die stets eine Unterwertung aufwies, jetzt eine nicht unbeträchtliche Überwertung erfahren hat.

Die Tätigkeit der Banken im Kriege hat eine Erschwerung dadurch erfahren, daß ein großer Teil ihrer Angestellten zur Fahne einberufen worden ist, und der dadurch geschaffene Zustand dürfte sich noch verschärfen, wenn weitere Einberufungen zur Landwehr und zum Landsturm vorgenommen werden. Auch die Durchführung einiger neuer Gesetze, deren Schaffung durch den Krieg notwendig geworden war, hat den Banken sehr große Mehrarbeit verursacht, so z. B. das Gesetz über die Hinausschiebung der Protestfristen, welches sich dadurch notwendig erwies, daß die Kämpfe in einzelne unserer Grenzgebiete hineingetragen wurden, und das Gesetz über die Zahlungsverbote an Engländer und Franzosen, das aus Wiedervergeltungsgründen erlassen werden mußte.

Die vorstehenden Ausführungen dürften ein ungefähres Bild über die Lage der Banken und des mit ihr in engem Zusammenhang stehenden deutschen Wirt-

schaftslebens geben. In seiner Darstellung über Deutschlands Finanz- und Wirtschaftslage konnte der Präsident der Reichsbank, Exzellenz Havenstein, berichten, daß „die Banken und sonstigen Kreditorganisationen — im Gegensatz zu England und Frankreich — keinen Tag lang ihre Tätigkeit ausgesetzt oder die Auszahlung der Bankguthaben eingeschränkt haben und daß sie, gestützt auf die Reichsbank, ihre Kreditgewährung ohne rigorose Einschränkungen aufrecht gehalten und ihre Guthaben bei der Reichsbank beträchtlich verstärkt haben". Der heutige Stand berechtigt zu den besten Hoffnungen für die weitere Entwickelung des Wirtschaftslebens, denn es ist festzustellen, daß, nachdem der August teilweise durch die Neuheit und Ungewißheit der Verhältnisse, teilweise durch den fast völligen Stillstand der Transportmittel, einen sehr großen Rückgang des Geschäftes gebracht hatte, im September, Oktober und November sich eine höchst erfreuliche Belebung zeigte. Sieht man von den Industrien ab, deren Tätigkeit durch den Krieg lahmgelegt werden mußte, von denen aber wiederum der größte Teil es verstanden hat, sich für jetzt notwendige Lieferungen einzurichten, so kann man ruhig behaupten, daß eine auskömmliche Beschäftigung eingetreten ist. Hierzu hat auch wesentlich beigetragen, daß die deutschen Staaten und Gemeinden große Bestellungen und Arbeiten vergeben und in Aussicht genommen haben, die eine derartige Belebung herbeiführten, daß die Zahl der Arbeitslosen kaum größer ist als in normalen Friedenszeiten, ja daß sich in manchen Industrien ein direkter Mangel an Arbeitern zeigt. Auch der Handel hat es verstanden, teilweise im Zusammenhang hiermit, teilweise durch das Aufsuchen neuer Geschäftsmöglichkeiten sein Auskommen zu finden, und wir dürfen darauf bauen, daß er auf diesem Wege von Tag zu Tag weitere Fortschritte machen wird. Selbst in den Ladengeschäften zeigt sich eine fortschreitende Besserung, die von der durchschnittlichen nicht mehr allzuweit entfernt ist.

Der Umfang der Tätigkeit bei den Banken hat aus allen diesen Gründen im wesentlichen nur insofern abgenommen, als das Börsengeschäft vollständig weggefallen ist. Auf der anderen Seite sind aber dafür bis zu einem gewissen Grade neue durch den Krieg hervorgerufene Geschäfte getreten. Hervorzuheben ist auch noch, daß es unseren Überseebanken dank der Unterstützung durch ihre deutschen Mutter-Institute gelungen ist, ihren Verpflichtungen voll nachzukommen und ihren Betrieb fortzusetzen, trotzdem unsere Feinde bestrebt waren, durch Unterbindung des überseeischen Verkehrs und durch Verbreitung unwahrer Nachrichten uns zu schaden, wo sie nur konnten. Die Filialen der deutschen Banken in London sind einer Regierungsaufsicht unterworfen worden. Genaue Einzelheiten über deren Tätigkeit sind nicht bekannt, jedoch ist festzustellen, daß die Aufsichtsorgane vor Wochen schon mitgeteilt haben, daß diese Filialen in der Lage sind, allen ihren Verpflichtungen gerecht zu werden.

Vergleichen wir dieses Bild des deutschen Bank- und Wirtschaftslebens mit dem in den Feindesländern, wo — um nur das Wesentlichste hervorzuheben —

überall ein weitgehendes Moratorium eingeführt werden mußte und wo es bisher noch nicht möglich gewesen ist, die Kriegsausgaben durch langfristige Anleihen zu decken, stellen wir fest, daß in Frankreich aus leicht begreiflichen Gründen die Notenbank keinen Ausweis mehr veröffentlicht, die Sparkassen nur noch Zahlungen von fünfzig Franken pro Monat an die einzelnen Gläubiger vornehmen, daß in England die Banken ihren Verpflichtungen nur dadurch nachkommen können, daß die Bank von England ihnen ihre Akzepte bis ein Jahr nach Beendigung des Krieges stundet und daß diese Bank selbst ihre Goldbestände durch die ägyptischen und indischen ergänzen und sich in Canada und Südafrika besondere Niederlagen für diese Bestände schaffen mußte, und daß in Belgien die Goldvorräte der Nationalbank nach London gebracht wurden, so daß dem Besitzer belgischer Banknoten deren Sicherheit zweifelhaft erscheinen muß, dann dürfen wir mit den Zuständen bei uns sehr zufrieden sein.

Im deutschen Wirtschaftsleben wird nicht geruht und nicht gerastet werden, um auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren, und die deutsche Bankwelt wird ihr Bestes tun, hierbei mitzuhelfen. Die zu Hause Gebliebenen sind sich vollauf ihrer Pflicht bewußt und fest entschlossen, auf ihrem Tätigkeitsfelde unter Einsetzung aller Kräfte zu wetteifern mit unserer herrlichen Armee und Marine, deren bisherige glänzende Leistungen dazu berechtigen, den endgültigen Sieg auf unserer und unserer Verbündeten Seite zu sehen. Wir dürfen deshalb für Deutschland eine herrliche Zukunft erwarten, wenn die Leiden dieses Krieges vorbei sind. Die Wunden, die er schlägt, werden uns hart treffen, aber sie werden uns auch befreien von den ersten Ansätzen einer Verweichlichung und Üppigkeit, die sich in den letzten Jahren zu zeigen schien. Unsere heimkehrenden jungen Krieger werden gereifte Männer geworden sein, die an Deutschlands gesundem Fortschritt auf allen Gebieten in wertvoller Weise mitarbeiten werden.

Kgl. Kommerzienrat Louis Mann,
Ältester der Kaufmannschaft von Berlin:

Welthandel und Krieg mit besonderer Berücksichtigung der chemischen Industrie.

Dem stammverwandten England wird auf alle Zeit hinaus die Schmach anhaften bleiben, durch seine gewissenlosen Machenschaften den jetzt tobenden Krieg, der tatsächlich die ganze Welt in Atem hält, heraufbeschworen zu haben. — Die Beweggründe für sein Vorgehen waren seit langem offenkundig, und in dem Augenblick, als Englands Kriegserklärung an Deutschland zur Tatsache wurde, bestand nirgend mehr ein Zweifel darüber, wo die wahren Ursachen zu suchen

seien und was England in politischer, kommerzieller und in wirtschaftlicher Beziehung durch sein Vorgehen mit den Waffen erreichen wollte.

Die englischen, auf die Hemmung der Weiterentwicklung des deutschen Welthandels gerichteten Bestrebungen verfingen nicht mehr, die deutsche Kriegs- und Handelsflotte wuchs dauernd, und wenn es so weiterging, mußte Englands Außenhandel schließlich der Bedeutungslosigkeit anheimfallen.

Dieses Schreckgespenst raubte dem sonst so kühl wägenden Engländer die Einsicht, und da er wohl selbst immer mehr erkannte, daß der deutsche Kaufmann seine Erfolge seiner größeren Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit verdankte, Eigenschaften, in denen er auf die Dauer doch nicht mitkonnte, so mußte man sich des gefährlichen, rastlos weiterstrebenden Nebenbuhlers auf andere Weise zu entledigen suchen, und da gab es nur ein Mittel: die Gewalt durch die Waffen — den Krieg bis zur Vernichtung. — An die Möglichkeit eines für England ungünstigen Ausganges dachten die Vertreter der Kriegsidee natürlich nicht, hatten sie ja doch im Verein mit ihren Helfershelfern auf das sorgfältigste Alles vorbereitet, was Deutschland auch wirtschaftlich erdrosseln sollte. Der Verlauf der Dinge hat gezeigt, daß sie in der Wahl ihrer Mittel und in deren Anwendung nicht bedenklich sind (Harden spricht ganz richtig von „Wegelagerer-Unfug"), und daß sie die Sentenz „der Zweck heiligt das Mittel" über ihr Ansehen in der gesamten Kulturwelt zu stellen nicht zögerten.

Es kann nun nicht Aufgabe dieser Ausführungen sein, den Krieg selbst wie auch die Art der Kriegführung in völkerrechtlicher oder ethischer Beziehung zu behandeln. Dies wird sicher später von berufenerer Seite in ausführlicher Weise an Hand von historischen Tatsachen geschehen. Uns bewegt an dieser Stelle vielmehr die Frage, welche Wirkungen und Wechselwirkungen der Weltkrieg im Welthandel, besonders innerhalb der chemischen Industrie schon gehabt hat und vermutlich noch haben wird.

Die chemische Industrie ist eine derjenigen, deren Interessen unter den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen in den verschiedensten Beziehungen besonders berührt werden, denn

1. war bis zum Krieg die deutsche Ausfuhr chemischer Erzeugnisse eine sehr bedeutende, besonders nach den kriegführenden Ländern,
2. bezieht die deutsche chemische Industrie unter normalen Verhältnissen einen großen Teil der erforderlichen Rohstoffe aus dem Auslande,
3. besitzen eine ganze Reihe bedeutender chemischer Fabriken in den feindlichen Ländern eigene Niederlassungen mit Fabrikationsstätten, die teils zur Gewinnung und Vorbehandlung von Rohstoffen, teils zur Weiterbehandlung von Halbfabrikaten, teils zur Herstellung von Fertigprodukten bestimmt und in denen große Werte angelegt sind. Diese Fabriken sind zum Teil, wenn auch nur einstweilen, in den Besitz der feindlichen Staaten übergegangen.

4. besitzen gerade die großen deutschen chemischen Fabriken in Frankreich, Belgien, Rußland und England eine Reihe von wichtigen Patenten und Marken, die man für ungültig erklärt hat und die, gegen jedes Recht und Gesetz, wahrscheinlich jetzt schon in den betreffenden Ländern durch einheimische Firmen ausgeübt werden.

Betrachten wir einmal die angeführten Punkte etwas näher, so ergibt sich folgendes:

Punkt 1.

Deutschlands chemische Industrie ist die bedeutendste der Welt; ihre Ausfuhr nach allen Teilen der Erde, sei es mittelbar oder unmittelbar (wie z. B. über London und Paris), ist eine gewaltige. Mit dem Beginn des Krieges mußte naturgemäß eine Verminderung des Absatzes und demzufolge ein Stocken der Fabrikation mit allen seinen Folgen eintreten. Welche Einbuße einzelne Zweige der chemischen Industrie erlitten haben, schildert die nachstehende in der Handels-Zeitung des B. T. vom 28. 10. 1914 Nr. 548 erschienene Notiz:

„Die Einbußen der Kaliindustrie durch den Krieg. Nach dem in der gestrigen Gesellschafterversammlung des Kalisyndikats erstatteten Geschäftsbericht wurden in der Zeit vom 1. August 1913 bis zum 15. Oktober 1913 zusammen 12 404 000 D.-Ztr. Kalisalze abgesetzt. In der gleichen Zeit dieses Jahres betrug der Absatz 4 004 000 D.-Ztr., so daß also gegen das Vorjahr infolge des Krieges ein Absatzrückgang von 8 400 000 D.-Ztr. entstanden ist. Dieser Rückgang ist besonders im August wegen Wagenmangel eingetreten. Der Monat September hat bereits wieder 45 % des Septemberabsatzes 1913 gebracht, und für den Monat Oktober werden etwa 50 % des gleichen Monats 1913 erwartet. Dem Werte nach beträgt der Absatzrückgang in den ersten neun Monaten dieses Jahres 16 900 000 M. Es ist zu hoffen, daß die deutsche Landwirtschaft und diejenige der benachbarten neutralen Länder in den Monaten November und Dezember die Düngung derjenigen Äcker nachholen wird, die bisher wegen des Wagenmangels nicht gedüngt werden konnten. Nach den feindlichen Staaten werden Kalisalze weder direkt, noch indirekt geliefert. Das Überseegeschäft, das in der ersten Zeit nach Ausbruch des Krieges fast völlig unterbrochen war, hat sich in letzter Zeit erfreulicherweise wieder belebt."

Einen weiteren, sehr lehrreichen Beitrag zu diesem Kapitel liefert ein in der Farben-Zeitung Nr. 5 vom 31. 10. 14 enthaltenes Referat über eine Abhandlung von Professor Dr Otto N. Witt „Die deutsche chemische Industrie und der Krieg", veröffentlicht in der „Chemiker-Zeitung" 1914 Nr. 120/123:

„Die organisch-chemische Industrie wird allerdings auch leiden müssen, jedoch eine weitgehende Schädigung kaum zu befürchten haben. Die Spiritus-Industrie leidet seit Jahren an Überproduktion, kann durch Be-

triebseinschränkung den heimischen Bedarf decken, die Holzdestillation wird fortgeführt werden können, die Essigsäure-Industrie aber ihre Produktion bedeutend einschränken müssen bzw. neue Rohstoffe zu ihrer Fabrikation suchen müssen. Das Benzin der sächsisch-thüringischen Braunkohlen-Industrie deren Leucht- und Schmieröle, ihr Paraffin, werden gesucht sein und besseren Absatz erzielen als vorher, da der auswärtige Wettbewerb lahmgelegt ist. Sehr gut schneidet durch den Krieg die Industrie der Steinkohlendestillate ab."

„Der Farben-Industrie als Ganzes prophezeit Professor Witt einen Rückgang, vielleicht bis auf die Hälfte ihrer Produktion, denn diese Industrie ist auf den Weltmarkt angewiesen und dieser bleibt ihr während des Krieges größtenteils versperrt. Doch betont Witt, daß „der Weltmarkt vielleicht noch schlimmer daran ist als wir". Aus den Vereinigten Staaten von Amerika ertönen schon lebhafte Klagen über das Ausbleiben deutscher Farbstoffe.

Synthetischer deutscher Kampfer kann mit dem Japanprodukt erfolgreich wetteifern. Wohin die Japaner mit ihrer Produktion an Kampfer und an Kampferöl (letzteres wurde auch in Deutschland aufgearbeitet) wollen, wird ihnen Kopfzerbrechen verursachen."

Ist also, wie aus vorstehendem hervorgeht, die Verminderung der deutschen Ausfuhr chemischer Erzeugnisse einstweilen eine große, so liegt eine weitere Beschränkung für viele Betriebe darin, daß, mit Rücksicht auf die Kriegsbedürfnisse, die Ausfuhr mancher Fertigprodukte verboten werden muß bzw. bestimmte Rohprodukte für Heereszwecke beschlagnahmt werden müssen. Hieraus ergeben sich, da der Bedarf sich schon wieder zu regen beginnt, Absatzstörungen, außerdem aber noch Preiserhöhungen für diejenigen Stoffe, die etwa als Ersatz der beschlagnahmten dienen können. Ein Beispiel ist das aus Amerika und Frankreich eingeführte Terpentinöl, welches einerseits jetzt nicht mehr eingeführt werden kann, während andererseits die im Lande noch vorhandenen Vorräte beschlagnahmt sind. Hierdurch ist Terpentinöl um ca. 100% gestiegen, während in England, wo infolge Stockens jeden Absatzes sich große Mengen desselben angesammelt haben, die Ware zu ungemein billigen Preisen angeboten wird. Störend wirken auch die in den neutralen Ländern erlassenen Ausfuhrverbote auf diverse Drogen.

Bisher besteht immer noch die Möglichkeit, viele Geschäfte nach den neutralen Ländern zu machen; in dem Maße jedoch, wie England die Kontrolle des Welt-Schiffahrt-Verkehrs durch seine Kriegsflotte verschärft bzw. die Bestimmungen des Völkerrechtes mit Füßen tritt, wird die deutsche Ausfuhr an chemischen Erzeugnissen nachlassen. Wenn auch hierdurch England, welches die Herstellung chemischer Erzeugnisse gänzlich an sich reißen möchte, nicht den erträumten Erfolg hat und haben kann — denn was seiner Industrie bisher nicht gelungen ist, kann ihr jetzt in einigen Monaten nicht gelingen — so ist doch immerhin eine wirtschaftliche Schädigung unausbleiblich. Im Inlandgeschäft sind dagegen viele Fabriken von

Erzeugnissen für Heereszwecke (Desinfektionsmittel, chemisch-pharmazeutische Präparate und Arzeneimittel usw.) außerordentlich stark beschäftigt. — In derartigen Artikeln werden sich auch sicherlich bald bei unseren Gegnern, welche auf den Bezug von uns angewiesen sind, große Verlegenheiten einstellen. Dasselbe trifft in hohem Maße zu für Farbstoffe und Farben. Die verschiedensten Geschäftszweige in den feindlichen Ländern (Textil-Industrie, Seidenfärberei) stehen vor dem Ruin und müssen die Herstellung vieler Artikel aufgeben, wenn ihnen die deutschen Färbemittel fehlen. (Hierüber findet sich Näheres in den Witt'schen Ausführungen.) Was die Ausfuhrverbote anlangt, so ist über diesen Punkt die folgende Auslassung in der H.-Z. des B. T. Nr. 562 vom 4. 11. 1914 erwähnenswert:

Erleichterung der Chemikalienausfuhr. Uns wird geschrieben: „Die Einwirkungen des Krieges hatten sich naturgemäß auch in der chemischen Industrie sehr fühlbar gemacht, vor allem, weil die außerordentliche Einschränkung ihrer Ausfuhr die industrielle Erzeugung erheblich beeinträchtigte. Die jährliche Produktion der deutschen chemischen Industrie stellt einen Gesamtwert von etwa 1800 Millionen Mark dar, wovon ungefähr die Hälfte an das Ausland abgesetzt wird. Für den größten Teil dieser Erzeugnisse sind aber Ausfuhrverbote in Kraft, die die Regierung zu erlassen gezwungen war, um unseren Feinden nicht Mittel zur Verstärkung ihrer militärischen Rüstungen zuzuführen, und um sie andererseits wirtschaftlich zu schwächen. Um die Ausfuhr von Farbstoffen nach neutralen Ländern wenigstens teilweise aufrecht zu erhalten, mit der Gewähr, daß von dort aus nicht etwa feindliche Staaten mit unseren deutschen Lieferungen versorgt werden, bedurfte es von Fall zu Fall einer genauen Prüfung der Anträge auf Bewilligung von Ausfuhrerlaubnissen. Die Industriellen selbst unterstützten diese Bemühungen der Reichsregierung, indem sie untereinander bindende Vereinbarungen über die Menge der von ihnen an die einzelnen Staaten zu liefernden Produkte trafen und sich freiwillig einer strengen Bücherkontrolle unterwarfen. Wie in der letzten Sitzung des Vereins zur Förderung des Gewerbefleißes Geheimrat Professor Dr. Frank mitteilte, ist es auf diese Weise der Reichsregierung gelungen, die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden, so daß bereits 12 000 Ausfuhrgesuche der chemischen Industrie vom Reichsamt des Innern genehmigt werden konnten. Ferner hat die amerikanische Textilindustrie, die mit dem Bezuge ihrer Farbstoffe ganz und gar auf Deutschland angewiesen ist, erwirkt, daß die amerikanische Regierung jetzt unter ihrer eigenen Flagge einen Dampfer nach Deutschland senden wird, der hier vollständig mit Farbstoffen befrachtet werden soll. Die englische Regierung hat die ungehinderte Überfahrt zugesichert. Der Dampfer hat auch die Genehmigung erhalten, uns von Amerika Baumwolle zuzuführen."

Punkt 2.

Die chemische Industrie Deutschlands ist hinsichtlich der von ihr benötigten Rohstoffe vielfach auf die Einfuhr angewiesen. Diese Produkte werden über London, zum Teil auch über Antwerpen, Rotterdam, Hamburg usw. eingeführt. Der Bezug von England ist nicht möglich. Deutschland selbst besitzt als wichtigste Rohstoffe nur Eisen und einige andere Metalle, Kohle, Kali und Natronsalze, Erdfarben u. a. wichtige Metalle, wie z. B. Kupfer, kommen aus dem Auslande. Neue Zufuhren werden in beschränktem Maßstabe eingeführt. Die Vorräte sind kleiner geworden. Zum Teil bestehen auch Ausfuhrverbote und Beschlagnahmungen. Da, wo es nur irgendwie möglich ist, wird die chemische Industrie sich zu helfen suchen, sie wird auf Auswege sinnen und solche sicher finden. Wir haben die Befriedigung, daß unsere Feinde infolge der bei ihnen nach Ansammlung von Vorräten eintretenden Entwertung der Rohprodukte den schwersten wirtschaftlichen Schädigungen ausgesetzt sind, ohne daß sie ihren Zweck, uns dauernd vom Wettbewerb auszuschalten, erreichen.

Punkt 3 und 4.

Es liegt auf der Hand, daß die deutsche chemische Industrie durch den zeitweiligen Verlust ihrer Fabriken wie auch ihrer Patente und Marken in den feindlichen Ländern geschädigt wird. Dieser Raub an materiellem und geistigem Eigentum steht einzig in der Weltgeschichte da. Die betreffenden deutschen Fabriken sind sehr große, gut gesicherte Gesellschaften, so daß eine Gefährdung ihres Weiterbestandes nicht zu befürchten ist. Es unterliegt vielmehr nicht dem geringsten Zweifel, daß diese, den Engländern so sehr verhaßten Unternehmungen sich nach beendetem Kriege in noch größerem Umfange weiter entwickeln werden. Das wird um so sicherer der Fall sein, als sich während des Krieges die Unentbehrlichkeit der deutschen chemischen Industrie weiter offenbaren wird und muß.

Zusammenfassend läßt sich heute schon sagen: Die deutsche chemische Industrie leidet teilweise durch den Weltkrieg. In welchem Umfange dieselbe durch anderweitige Beschäftigung einen Ausgleich herbeiführen wird, läßt sich heute noch nicht übersehen. Viel wird davon abhängen, wie lange die neutralen Länder sich von dem übermütigen England in ihrem wirtschaftlichen Bestande werden gefährden lassen, vor allen Dingen, wann die U. S. dem Briten Halt gebieten.

Eins steht heute jedenfalls schon unumstößlich fest: England hat sich verrechnet; es hat die wirtschaftliche Kraft Deutschlands unterschätzt, seine eigene aber überschätzt. Der Reichtum Deutschlands offenbart sich in seinem ganzen Umfange, und wenn man hört, daß der Gesamtrückgang der englischen Handelsbilanz in den drei ersten Kriegsmonaten bereits über 2100 Millionen Mark betragen hat, so kann man die Zuversicht hegen, daß dieser in frevelhafter Weise von England angezettelte Krieg mindestens der Beginn seines Verfalls gewesen ist.

Das geschäftliche Leben ist in der deutschen chemischen Industrie wieder erwacht, und es stellt sich immer mehr heraus, daß Englands Rechnung falsch

gewesen ist. Während alle feindlichen Länder unter dem üblen Einfluß von Moratorien seufzen, bessert sich in Deutschland der Geldmarkt mehr und mehr, und man kann wohl schon jetzt behaupten, daß in dieser Beziehung viele Betriebe in der chemischen Industrie unter fast normalen Verhältnissen arbeiten.

Hierzu trägt die stolze Zuversicht bei, daß Deutschland im Verein mit seinen Bundesgenossen seine Gegner unter allen Umständen niederringen wird.

Nach dem Frieden wird es natürlich unsere Aufgabe sein müssen, durch Schaffung einer großen Kriegsflotte der rücksichtslosen und über jedes Völkerrecht sich hinwegsetzenden Willkür einer einzelnen Nation vorzubeugen. Auch alle jetzt so sehr geschädigten und gewissenlos behandelten neutralen Völker müssen dem Beispiel Deutschlands folgen, denn:

„Die Meere gehören allen Völkern."

Kaiserl. Präsident a. D. Dr. R. van der Borght: Krieg und Einzelwirtschaft.

In einer so ehernen Zeit, wie wir sie jetzt durchleben, tritt das Einzelschicksal hinter dem Schicksal des Ganzen, tritt also auch die Einzelwirtschaft hinter der Volkswirtschaft zurück. Denn jeder hält mehr als sonst den Blick auf das Ganze gerichtet. Aber wir dürfen nicht vergessen: Das Volk besteht aus einzelnen Menschen, die Freud und Leid und Schmerz und Not unmittelbar fühlen, und die Volkswirtschaft setzt sich zusammen aus Einzelwirtschaften, auf die unmittelbar die Wirkungen des Krieges prallen, mögen sie günstig oder ungünstig sein. Die Einzelwirtschaften sind die eigentlichen Träger all der wirtschaftlichen Folgen des Krieges, die unausbleiblich sind. Die Einzelwirtschaften spüren es am unmittelbarsten, wenn durch den Krieg vorhandene Erwerbsmöglichkeiten gesteigert oder neue geschaffen werden und wenn langgewohnte Erwerbsmöglichkeiten eingeschränkt oder tatsächlich ausgeschaltet werden. Diejenigen Einzelwirtschaften, denen durch den Krieg wirtschaftliche Vorteile zufließen, werden selbstverständlich hiermit durchaus zufrieden sein, und von ihnen braucht deshalb hier nicht weiter gesprochen zu werden. Aber diejenigen Einzelwirtschaften, welche ihrer Erwerbsarbeit infolge des Krieges die bisherige Grundlage ganz oder zum größten Teile entzogen sehen, kommen dadurch in eine äußerst schwierige Lage und müssen Opfer auf sich nehmen, die vielleicht, am gesamten Volkswirtschaftskörper gemessen, gering erscheinen mögen, die aber für die einzelne Wirtschaft eine sehr große, oft entscheidende Bedeutung gewinnen können. Sein und Nichtsein der Einzelwirtschaft kann davon abhängen.

Opfer solcher Art erwachsen den Einzelwirtschaften bestimmter Zweige des Wirtschaftslebens auf der ganzen Linie von der Erzeugung des Entbehrlichen bis zur Befriedigung des Bedarfs an Notwendigem, wenn auch mit zahlreichen Zwischengliedern, denen die Zeitverhältnisse günstig sind. Gerade auf den beiden Endpunkten der Linie treten Nachteile ein, die bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch eine gewisse Verwandtschaft miteinander zeigen. Die Luxusgewerbe haben während der Kriegszeit mit einer bedeutenden Minderung ihres Absatzes zu rechnen. Ihre Erzeugnisse und Waren bleiben ihnen zum großen Teile unverkauft liegen und entwerten dadurch, weil der Sinn der Bevölkerung jetzt anders gerichtet ist; und für die Erzeugnisse, für die sie noch Absatz finden, müssen sie mit sinkenden Preisen rechnen. Der Krieg bedeutet hier eben eine Verschlechterung der Marktlage, und die Wirkungen solcher Verschlechterungen sind so ziemlich immer dieselben, mögen die Ursachen der Verschlechterung noch so verschieden sein.

Am entgegengesetzten Ende der Linie steht die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, eines der dringendsten und notwendigsten Bedürfnisse. Auch hier geht der „Absatz" zurück, weil der Sinn der Bevölkerung sich mehr auf das Notwendigste einstellt und das irgendwie Entbehrliche auch in der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses zu vermeiden sucht. Eine Abwanderung in kleinere und billigere Wohnungen findet statt, soweit sie nach Lage der eingegangenen Vertragsverhältnisse möglich ist. Eine größere Zahl von Wohnungen als sonst steht leer, bleibt also der wirtschaftlichen Zweckbestimmung entzogen. Die Wohnungen sind überhaupt schwerer vermietbar, und die Mieten verfolgen eine sinkende Richtung.

Auf beiden Enden der Linie sind so gleichartige Schädigungen der Einzelwirtschaften eingetreten, und sie müssen den Schaden wohl oder übel tragen. Aber ein wichtiger Unterschied ist dabei nicht zu übersehen. Die Luxusgewerbe in ihren verschiedenen Formen können ihren Warenbestand allmählich vermindern; die Fabriken können die Erzeugung einschränken, die Händler können die Ersetzung der verkauften Waren unterlassen, ihren Betrieb verkleinern, unter Umständen auch ihn in ein billigeres Lokal verlegen usw. Der Versorger des Wohnungsbedürfnisses, der einzelne Hauseigentümer, kann das nicht. Er kann seinen Grundbesitz ohne ernstliche wirtschaftliche Schädigung nicht aufgeben. Er kann das Angebot an Wohnungen nicht vermindern, und er kann seine allgemeinen Unkosten nicht einengen, da diese durch rein sachliche Umstände bedingt sind, wie sie sich aus der Eigenart und Zweckbestimmung des Gebäude- und Grundbesitzes ergeben. Schon hierbei, also bei den eigentlichen durch den Krieg hervorgerufenen „Konjunkturenverlusten", ist der Hausbesitzer aus diesem Grunde in einer ungünstigeren Lage.

Dazu kommt, daß ihm tatsächlich die Pflicht auferlegt ist, seinen Mietern, wenn sie die Miete nicht zahlen können, und nach Maßgabe der Gesetze und Bundesratsverordnungen vom Anfang August in der Regel auch dann, wenn sie die Miete

nicht zahlen wollen, die Wohnungen auf längere Zeit unentgeltlich zu überlassen und dabei unter Umständen noch für die Licht-, Wasser- und Wärmeversorgung des Hauses usw. aufzukommen. Auf den Warenverkehr übertragen, würde das bedeuten, daß der Gewerbetreibende seine Waren, trotz der Kosten, die ihm ihre Beschaffenheit und Erzeugung verursacht hat, den zahlungsunfähigen oder zahlungsunwilligen Käufern umsonst zu überlassen hätte. Man braucht das nur auszusprechen, um zu zeigen, welche wirtschaftlich und rechtlich unhaltbare Forderung hier tatsächlich an den einzelnen Hausbesitzer gestellt wird. Es ist dringend geboten, das Gesetz vom 4. August 1914 über den Schutz der infolge des Krieges an der Wahrnehmung ihrer Rechte verhinderten Personen so zu ergänzen und die Handhabung der Bundesratsverordnung vom 7. August 1914 wegen der gerichtlichen Bewilligung von Zahlungsfristen so zu gestalten, daß jeder mißbräuchlichen Anwendung dieser Vorschriften ein Riegel vorgeschoben wird.

Auch dann noch bleibt für den einzelnen Hausbesitzer eine Fülle von Schwierigkeiten, wenn es nicht gelingt, der Gefahr großer Mietsausfälle bei zahlungsunfähigen Mietern rechtzeitig und ausreichend vorzubeugen. Mit erheblichen Ausfällen dieser Art ist bei längerer Dauer des Krieges sicher zu rechnen, und schon der Januarmietstermin wird vermutlich recht unerfreuliche und bedenkliche Erscheinungen mit sich bringen und damit einen wesentlichen Teil der Hausbesitzer gefährden. Das wird zugleich den Realkredit im allgemeinen und die Steuerkraft der Gemeinden schwer schädigen und die dauernde Befriedigung des Wohnungsbedarfs durch private Arbeit auch nach dem Kriege in Frage stellen. Das wäre ein Unglück für die ganze Volkswirtschaft. Dazu dürfen wir es nicht kommen lassen. Es ist die Pflicht des Staates und aller anderen beteiligten Organe und Kreise, nicht erst dann einzugreifen, wenn das Unglück geschehen ist, sondern Maßregeln zu treffen, die seinen Eintritt verhindern können. Mit kleinlicher Scheu vor formalen Schwierigkeiten, mit ängstlichem Rechnen und Handeln um jede halbe oder ganze Million Mark, mit der zaghaften Anwendung unzulänglicher Mittel, die nur den Schein einer Hilfe bringen, aber den größten Teil des Bedarfs unbefriedigt lassen, ist eine solche vorbeugende Tätigkeit nicht möglich. Hier heißt es frisch und kräftig zuzugreifen, auch wenn die Wege und Mittel nicht den gewohnten Bahnen entsprechen, falls man diesen wichtigen Teil der deutschen Volkswirtschaft in wirtschaftlicher und steuerlicher Beziehung leistungsfähig erhalten und den Einzelnen vor schwerem unverdienten Schicksal sichern will. Nachträglich läßt sich das überhaupt nicht mehr in der rechten Weise ausgleichen. In Preußen sind jetzt 1 1/2 Milliarden Mark Notstandsbewilligungen erfolgt. Da sollte es möglich sein, daß der Staat in diese Dinge nicht nur regelnd, sondern auch unmittelbar helfend eingreift und damit den Gemeinden ihre Aufgaben auf diesem Gebiete erleichtert; unter dieser Voraussetzung ist sicher damit zu rechnen, daß auch die am Grundbesitz und Realkredit unmittelbar beteiligten Kreise bereit sein werden, sich in entsprechendem Umfange durch Aufbringung von Mitteln zu beteiligen.

Trotz der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen die Einzelnen gerade jetzt zu kämpfen haben, ist in den beteiligten Kreisen die erforderliche Opferwilligkeit durchaus vorhanden, eine Tatsache, die als Ausdruck eines lebenskräftigen Gemeinsinns auch von großer sittlicher Bedeutung ist.

Auch bei einem wirksamen Vorgehen in der angedeuteten Richtung wird es nicht möglich sein, einen Teil der Hausbesitzer vor schweren Schädigungen, ja selbst vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch zu schützen, ebensowenig, wie das in anderen Wirtschaftszweigen möglich ist. Denn die allgemeinen Nachteile aus der ungünstigen Verschiebung der Marktlage, von denen vorhin gesprochen ist, können dem Hausbesitz ebensowenig wie anderen Zweigen durch eine vorbeugende Tätigkeit abgenommen werden, und diese Nachteile können sich bei nicht wenigen Einzelwirtschaften so steigern und häufen, daß ihr wirtschaftlicher Stand nicht aufrecht erhalten werden kann. Manche Einzelwirtschaft wird so ein Opfer des Krieges werden und ohne eigene Schuld in Not und Elend geraten. Hier treiben Mächte zum wirtschaftlichen Zusammenbruch, die über das Können und Vermögen der einzelnen Wirtschaft hinausgehen und ihr gegenüber deshalb durchaus den Charakter einer höheren Gewalt haben.

Vom wirtschaftlichen Zusammenbruch können sich manche, vielleicht auch viele, aber gewiß nicht alle erholen. Wer davon ohne eigene Schuld getroffen wird, der wird das Unglück doppelt schmerzlich empfinden, weil er als Einzelner gegenüber den gewaltigen Stürmen, die das ganze Volksleben aufwühlen, nicht stark genug ist, sich zu halten, und weil er gegenüber den ihm drohenden Schwierigkeiten am Ganzen nicht den erforderlichen Rückhalt gewinnen kann. Die Formen, in denen sich der wirtschaftliche Zusammenbruch zu äußern pflegt, werden unter diesen Umständen manchem der Beteiligten das Schicksal noch schwerer erscheinen lassen, weil sie den Anschein eines wirtschaftlichen Makels auf ihn legen könnten.

Hier erwächst für die allgemeine Opferwilligkeit, die in der Nation durch den Krieg wachgerufen ist, eine schöne und dankenswerte Aufgabe. Der Krieg schlägt uns allen Wunden schmerzlicher Art. Alle Kreise haben deshalb das Bedürfnis, sich gegenseitig zu helfen und zu stützen, damit sie den Bereich und Umfang der wirtschaftlichen Nachteile nach Möglichkeit einschränken und das nicht vermeidbare unverschuldete Leid leichter ertragen können. Alle sollten aber auch in gerechter Würdigung der Sachlage mit dahin wirken, daß denen, die trotz alledem ohne eigene Schuld durch die unerwartete und tiefgreifende Verschiebung ihrer wirtschaftlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen wirtschaftlich erdrückt werden, dieses Schicksal durch Verständigung über eine Form erleichtert wird, die das bittere Gefühl eines persönlichen Makels nach Möglichkeit vermeidet. In einem freiwilligen Zusammenarbeiten nach dieser Richtung hin würde ein neues schönes Zeugnis für die hohe sittliche Haltung liegen, die unsere Nation bisher auf allen Gebieten in so ergreifender Weise bewährt hat.

Georg Haberland:
Krieg, Hausbesitz und Kommunalverwaltung.

Im Kriege ruht der politische Streit der Parteien. Es gibt für jeden Deutschen nur eine Sorge: das ist der Kampf für die Erhaltung unseres Vaterlandes. Der Haß unserer Feinde gilt nicht nur unserer militärischen Größe, er gilt dem Aufschwung, den Deutschland in 43 jähriger friedlicher Entwicklung genommen hat. Aus dem kleinen Preußen ist ein mächtiges deutsches Reich geworden, dessen Industrie die Herrscherin auf dem Weltmarkt ward, ein Land, welches durch den glänzenden Erfolg unserer Kriegsanleihe einen in der Geschichte der Völker einzig dastehenden Beweis seiner wirtschaftlichen Stärke gegeben hat. Die gleiche Summe, zu deren Bezahlung Frankreich mehr als zweier Jahre bedurfte, hat das deutsche Volk in wenigen Tagen aufgebracht. Das Ziel unseres Kampfes gilt auch der Aufrechterhaltung dieser wirtschaftlichen Stärke.

Industrie, Handel und Gewerbe leiden natürlich unter dem Kriege, soweit sie nicht für Heereslieferungen oder andere unentbehrliche Inlandsbedürfnisse beschäftigt sind. Für die Allgemeinheit sind die Erwerbsmöglichkeiten beengter geworden, ein jeder ist mehr oder weniger gezwungen, seine Lebenshaltung einzuschränken. Das ist natürlich nicht ohne Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben, und auch der Hausbesitz hat naturgemäß darunter zu leiden. Die Einschränkung macht sich bei ihm in dem geringeren Gebrauch an Räumen und damit in der Vermehrung der leerstehenden Wohnungen und Gewerberäume bemerkbar.

Nach Beendigung eines Krieges pflegt das Wirtschaftsleben sich bald wieder in geordneten Bahnen zu bewegen. Einem glücklichen Ausgange des Krieges, auf den wir alle zuversichtlich hoffen, folgt ein wirtschaftlicher Aufschwung. Die Fabrikbetriebe, welche teilweise während des Krieges geruht haben, werden mit doppelter Kraft ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Die während des Krieges ausgeschaltete Exportindustrie und der Exporthandel werden die deutschen Erzeugnisse, welche vor dem Kriege sich schon den Weltmarkt erobert hatten, in umso größeren Mengen in das Ausland führen. So werden Industrie, Handel und Gewerbe die Verluste, welche ihnen der Krieg verursacht, bald wieder wett machen können. In dieser Erkenntnis hat die umsichtige Leitung der Reichsbank Kreditorganisationen geschaffen, deren Ziel es ist, Industrie, Handel und Gewerbe während des Krieges existenzfähig zu erhalten. Sie hat auch hilfreiche Hand da geleistet, wo solche Organisationen von dritter Seite ins Leben gerufen worden sind.

Der Hausbesitz als solcher befindet sich nicht in gleich günstiger Lage wie Industrie, Handel und Gewerbe. Ein wirtschaftlicher Aufschwung kann auf ihn nur dann einen Einfluß ausüben, wenn seine Ertragsfähigkeit durch den Auf-

schwung erhöht wird. Auch auf dem Wohnungsmarkt richtet sich alles nach Angebot und Nachfrage. Durch die allgemeine Beschränkung der Lebenshaltung ist das Angebot während des Krieges reichlicher, und der Preis der Wohnung hat daher eine sinkende Tendenz. Diese Erscheinung wird vorübergehend sein, und nach dem Kriege wird das Angebot die Nachfrage weniger übersteigen, als vorher, da die Produktion neuer Wohnungen während des Krieges zum Stillstand gekommen ist. Die Verluste, welche der Krieg für Handel, Industrie und Gewerbe im Gefolge gehabt hat, werden nach kurzer Zeit völlig ausgeglichen sein. Für den Hausbesitz kann dieser Ausgleich nur langsam vor sich gehen. Er wird nur möglich, wenn die Mieten auf dem Wohnungsmarkt eine steigende Tendenz erhalten, ein Umstand, der, wenn überhaupt, erst nach einer Reihe von Jahren eintreten kann. Die Ausfälle, welche derart dem Hausbesitz durch den Krieg in gleicher Weise wie anderen Gebieten des Wirtschaftslebens entstehen, ist der größte Teil der Hausbesitzer zu tragen in der Lage, und der Prozentsatz derjenigen, welche unter diesen Ausfällen zusammenbrechen, dürfte kein größerer sein als in anderen Wirtschaftszweigen. Man kann auch hier durch geeignete Kreditorganisationen manche Erleichterung schaffen, manche Existenz erhalten.

Wenn sich somit der Hausbesitz auch im ganzen in ungünstigerer Lage befindet als Handel, Gewerbe und Industrie, so wäre doch an sich durch den Krieg keine Veranlassung für seinen Zusammenbruch gegeben. Leider hat man aber dem Hausbesitzer durch besondere Bestimmungen tatsächlich die Verpflichtung auferlegt, Wohngelasse und Gewerberäume in seinem Hause an die im Felde stehenden Mieter auch dann zu überlassen, wenn ihm ein Entgelt nicht dafür entrichtet wird. Auch da, wo die Zurückgebliebenen in ihrer Mietzahlung beengt sind, hat er für einen gewissen Zeitraum die gleichen Pflichten. Die Ausfälle, welche dem Hausbesitz durch diese einseitige, völlig ungerechtfertigte Belastung erwachsen und die in anderen Aufsätzen dieses Heftes eingehend beleuchtet sind, kann der Hausbesitz ebenso wenig tragen, wie es dem Bäcker möglich wäre, seine Backwaren an die Familien der Krieger und an diejenigen, deren Erwerbstätigkeit ruht, unentgeltlich zu liefern. Diese dem Hausbesitz auferlegten besonderen Lasten bergen die Gefahr in sich, daß ein großer Teil des Hausbesitzes, und zwar derjenige, welcher dem Wohnbedürfnis der minderbemittelten Bevölkerung dient, dem Zusammenbruch geweiht ist. In welchem Umfange, hängt natürlich von der Dauer des Krieges und von der Länge der Zeit ab, in welcher dem Vermieter die Nutzung der Wohnung entzogen wird. Der organisierte Grundbesitz hat es nicht an Bemühungen fehlen lassen, einen Ausgleich für die dem Hausbesitz einseitig auferlegten Lasten im Interesse seiner wirtschaftlichen Erhaltung zu finden. Man ging dabei von dem Grundgedanken aus, daß Reich, Staat, Gemeinde, Grundbesitz und Realkredit ein Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden Wirtschaftsordnung des Grundbesitzes haben. Man erstrebte in allen größeren Gemeinden die Einrichtung von Mietämtern, deren Einzelausgestaltung je nach den örtlichen Bedürfnissen

den Gemeinden überlassen bleiben sollte. Diese Mietämter sollten auf Grund ihnen erteilter gesetzlicher Berechtigungen den Umfang der Bedürfnisse der einzelnen Mieter feststellen und in Form von Darlehen oder Mietunterstützungen helfend eingreifen. Zu den notwendigen Mitteln sollte Grundbesitz und Realkredit etwa ⅓ beitragen, den übrigen Teil Reich, Staat und Gemeinde aufbringen. Der Weltkrieg hat so manche erfreuliche Erscheinungen gezeitigt. Er hat das ganze Volk in bewundernswerter Opferwilligkeit vereint, und es kann nicht genug anerkannt werden, daß der gesamte organisierte Grundbesitz im deutschen Reiche sich einmütig bereit erklärt hat, die Opfer auf sich zu nehmen, welche durch diesen Plan der wirtschaftlichen Erhaltung des Grundbesitzes an ihn gestellt waren. Von den geschilderten Mißständen ist nur ein Teil der Hausbesitzer betroffen, und zwar vorzugsweise derjenige, der sich mit dem Vermieten von Kleinwohnungen befaßt. Doch auch der andere Teil, welcher von der Einrichtung nur Lasten hätte, hat freudig zugestimmt. Der organisierte Realkredit, dem gleichfalls Opfer zugemutet werden und der, soweit er als Gläubiger erster Hypotheken in Frage kommt, auch bei dem Zusammenbruch eines Teils des Grundbesitzes keinen Schaden erleidet, hat sich, soweit er im Schutzverbande für Deutschen Grundbesitz vereinigt ist, gern zur Übernahme der Lasten verstanden.

Bei Reich, Staat und Gemeinde hat der Plan nur geteilte Zustimmung gefunden. Einige Gemeinden stehen dem Plane durchaus wohlwollend gegenüber. Andere, die Stadt Berlin insbesondere, hat ihn auf das leidenschaftlichste bekämpft. Wenngleich es sich nur um eine einmalige, durch den Krieg bedingte Maßnahme handelt, fürchtet man, einen Weg zu betreten, der unübersehbare finanzielle Folgen für den Etat der Stadt Berlin hat. Man schätzt den gesamten Jahresbetrag des Berliner Grundbesitzes an Mieten und Mietwert auf 500 Millionen Mark und stellt diese Summe als das Endrisiko für die Stadt dar. Nach den Einzelvorschlägen des Grundbesitzes sollte der Wirkungskreis des Mietsamts in Berlin einen Mietwert von rund 200 Millionen umfassen, bei dem man, unter Berücksichtigung eines Verzichtes auf 25% der Miete bei den völlig Zahlungsunfähigen, mit einem Ausfall von 35 Millionen Mark während des Krieges rechnet. Ein anderer Einwand ist derjenige: Was geschieht, wenn der Krieg nun länger dauert? Es ist einesteils kein Grund vorhanden, so schwarzseherisch in die Zukunft zu blicken, andererseits kann man dann immer noch überlegen, ob man den Hausbesitz seinem Schicksal überlassen soll, oder die einmal getroffenen Maßnahmen ganz oder zum Teil für eine Wiederholung geeignet erachtet. Die Gegengründe sind daher nicht stichhaltig, sie liegen vielmehr in der Verkennung der Bedeutung des Hausbesitzes für die Wohnungsfürsorge, welche vor dem Kriege in dem Kampf gegen das bisherige Wohnsystem zutage getreten ist. Wie sehr diese Vermutung mit den Tatsachen übereinstimmt, geht aus dem auch öffentlich ausgesprochenen Argument hervor, daß der Hausbesitz sich in zu schwachen Händen befinde, und daß von Kommunalvertretern in dem Vorschlag des organisierten Grundbesitzes nicht das

Bestreben erkannt wird, die dem Hausbesitz zu Unrecht auferlegten Lasten von seinen Schultern zu nehmen, sondern die Vorschläge als eine Sanierungsaktion für den schon vor dem Kriege notleidenden Hausbesitz dargestellt werden. Die Arbeit der Hausverwaltung wird meist von denjenigen auf sich genommen, welche mit den Lasten dieser Verwaltung für ein verhältnismäßig kleines Kapital eine Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage erstreben und die Erziehung ihrer Kinder aus dem Einkommen ihres Berufes nicht in der gleichen Weise bestreiten könnten, wenn sie das kleine Kapital in Staatspapieren anlegen. Wenn man im allgemeinen die Behauptung aufstellt, daß sich der Hausbesitz in zu schwachen Händen befinde, daß er zu sehr verschuldet sei, so vergißt man dabei, daß die Wohnungsfürsorge für die minderbemittelte Bevölkerung namentlich da, wo sich eine große Anzahl kleinerer Mieter im Hause befindet, mit Arbeit und Lasten verquickt ist, denen sich der Großbetrieb und das Großkapital nur schwer unterziehen kann. Die Verwaltung eines solchen Hauses verlangt die Arbeitskraft eines Mannes, der sich ihr völlig widmet, und der ein eigenes Erwerbsinteresse an dieser Verwaltung hat. Aktiengesellschaften müßten eine so große Anzahl von Verwaltern anstellen, daß der Gewinn, welchen der Hausbesitzer erzielt, reichlich durch die dafür entstehenden Unkosten aufgewogen wird. Die Aufwendungen für Reparatur und Erhaltung der Häuser würden bei ihrer Geschäftsführung erheblich größer sein, als sie der jetzige Stand der Verhältnisse bedingt. Zu den gleichen Mietpreisen würden derartige Aktiengesellschaften die Wohnungen zu vermieten nicht in der Lage sein. Daß diese Ausführungen zutreffend sind, geht ohne weiteres aus der Tätigkeit der gemeinnützigen Baugenossenschaften hervor. Sie sind, obgleich sie auf jeden Gewinn verzichten und ihnen ein billiger Hypothekenkredit gewährt wird, nicht in der Lage, die Wohnungen nennenswert billiger zu vermieten, als der private Hausbesitz. Sie sind vielfach gezwungen gewesen, die Preise der Wohnungen zu erhöhen, da sie die Kosten der Verwaltung erheblich unterschätzt haben. Erstrebt man eine Änderung der bestehenden Verhältnisse, will man den Mittelstand aus dem Hausbesitz ausschalten und an seine Stelle das Kapital setzen, so ist dies aus den oben geschilderten Gründen nur möglich bei einer allgemeinen Erhöhung der Mietpreise für die Kleinwohnung. Soll eine solche Erhöhung vermieden werden, so müßten Staat und Gemeinde ihrerseits die Wohnungsfürsorge für die minderbemittelte Bevölkerung selbst bewirken. Auch für sie träten dieselben Schwierigkeiten der Verwaltung ein wie für die Aktiengesellschaften, und ohne eine Belastung der Gesamtheit durch Verzicht auf eine angemessene Verzinsung der investierten Kapitalien würde auch dabei die Aufrechterhaltung der jetzigen Mietpreise nicht möglich sein. Will man die sogenannten Mietkasernen beseitigen und jedem ein eigenes Häuschen mit Garten als Wohngelegenheit zuweisen, dann wird man daneben besondere Verkehrsmöglichkeiten schaffen und Mittel und Wege finden müssen, um den Gemeinden, in welchen diese Siedlungen erfolgen, die Fürsorge für Beleuchtung und Erhaltung der Straßen, für Schulen

und Armenpflege, mit einem Wort für die Lasten, welche eine nur aus Minderbemittelten zusammengesetzte Bevölkerung bedingt, zu beschaffen.

Im Kriege ruht der Streit der Parteien. Die Aufrechterhaltung des Bestehenden, die Erhaltung der wirtschaftlichen Stärke des deutschen Reiches auf allen Gebieten ist die Sorge, die uns alle beschäftigt, und deshalb ist es müssig, sich jetzt mit der Lösung von Problemen zu beschäftigen, die in Zukunft noch manche Erörterungen hervorrufen werden. Darum müssen aber auch die Vorurteile, welche der einzelne gegen die bisherige Form der Behausung und gegen die Träger der Wohnungsfürsorge, nämlich gegen den Hausbesitz hat, außerhalb des Kreises der Erwägungen bleiben.

Der Hausbesitz und damit die Wohnungsfürsorge in ihrer bestehenden Form kann erhalten bleiben, wenn der Krieg für sie keine anderen Folgen hat, wie für Industrie, Handel und Gewerbe und alle sonstigen Gebiete des wirtschaftlichen Lebens. Er wird zum Teil zugrunde gehen, wenn man ihm darüber hinausgehende besondere Lasten auferlegt. Die Erhaltung des Hausbesitzes in seiner bisherigen Form ist indessen um so notwendiger, als man mit seiner Vernichtung einem nützlichen Gliede unseres Staatswesens, dem Mittelstande, ein schweres Unrecht zufügt. Daß der Hausbesitz im wesentlichen sich in den Händen des Mittelstandes befindet, geht u. a. aus einer Statistik vom 1. Dezember 1905 über die Grundstücks- und Wohnungsaufnahme in Berlin und 29 Nachbargemeinden hervor:

Darnach gab es in Berlin und 29 Nachbargemeinden insgesamt 49 455 Grundstücke. Von diesen befanden sich im Besitz von Handwerksmeistern und Handwerkern 6325, von Kaufleuten 8395, von Rentnern, Pensionären und Witwen 14288, von Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten 1706, von Ärzten und Rechtsanwälten 703, von Rektoren und Lehrern 433, von Gast- und Schankwirten 1136 und so fort. In den Händen des eigentlichen Großkapitals befand sich nur ein ganz geringer Bruchteil. So hatten die Banken 118, Aktiengesellschaften 477, Versicherungsgesellschaften 260, Immobiliengesellschaften 270 Häuser.

Die an sich verhältnismäßig hohe hypothekarische Belastung der Häuser erklärt sich eben aus dem oben auseinandergesetzten Umstande, daß nicht das Großkapital, sondern im wesentlichen der Mittelstand der Träger der Wohnungsversorgung in den Städten ist. Man mag nun verschiedener Meinung darüber sein, ob dies zweckmäßig ist oder nicht, man mag auch die Gründe, welche für die Notwendigkeit dieser Verhältnisse angegeben sind, nicht als richtig anerkennen, man muß indessen jedenfalls mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Läßt man den Dingen freien Lauf, so führt man eine Zwangsentschuldung in der Weise herbei, daß die derzeitigen Eigentümer infolge der ihnen einseitig auferlegten unbilligen Lasten ihr Eigentum nicht halten können, und daß an ihre Stelle im Wege der Subhastation diejenigen Hypothekengläubiger treten, welche kapitalkräftig genug sind, das Haus zu erwerben. Dieses Rezept wäre gleichbedeutend, wie den Teufel mit Beelzebub

austreiben. Es hätte daneben aber auch Folgeerscheinungen für die Gemeinden, für die Wohnungsfürsorge und für den Staat, welche mit weit größeren Kosten und Opfern verknüpft sein werden, als sie das rechtzeitige Eingreifen zur wirtschaftlichen Erhaltung des Hausbesitzes erfordert. Die Gemeinden sind für die Erfüllung ihrer Aufgaben natürlich auf ihre Steuerkraft angewiesen. Die Aufrechterhaltung dieser Steuerkraft ist die Vorbedingung des Bestehens der Gemeindeverwaltung. Der Grundbesitz ist nun seinerseits in den meisten Gemeinden der Hauptträger dieser Steuerkraft. Einige Zahlen mögen das Verhältnis beleuchten, in welchem die vom Grundbesitz aufgebrachte Steuer zum Gesamtsteuersoll der einzelnen Gemeinden steht. Für das Etatsjahr 1914 betrug in der Stadt Berlin

die Grundsteuer	Mk.	29 610 000
dazu Umsatzsteuer und Wertzuwachssteuer insgesamt	„	4 127 282
Sa.	Mk.	33 737 282
während die Einkommensteuer einen Betrag brachte von	Mk.	44 200 000

In Neukölln betrug

die Grundsteuer	Mk.	2 500 000
Umsatzsteuer und Zuwachssteuer	„	750 000
Sa.	Mk.	3 250 000
die Einkommensteuer	„	2 356 000

In Weißensee betrug

die Grundsteuer	Mk.	776 000
Umsatzsteuer	„	234 000
Sa.	Mk.	1 010 000
die Einkommensteuer	„	461 709

In der letzten Gemeinde zahlt also tatsächlich der Grundbesitz beinahe ¾ der gesamten Steuern in der Gemeinde. Der Zusammenbruch eines großen Teiles des Grundbesitzes würde naturgemäß auf den Gesamtgrundbesitz einen nachteiligen Einfluß ausüben, also seine Steuerkraft derart schwächen, daß die Gemeinden ohne empfindliche Erhöhung der Einkommensteuer ihren Etat nicht in Ordnung zu halten vermöchten. Angesichts dieser Erwägungen ist es vom wirtschaftlichen Standpunkt unbegreiflich, wenn Gemeinden einen gangbaren und wirksamen Weg zur Erhaltung des privaten Hausbesitzes bekämpfen.

Was die Wohnungsfürsorge anbelangt, so scheidet naturgemäß mit dem Zusammenbruch eines großen Teiles des Hausbesitzes für die Zukunft der Mittelstand als Träger der Wohnungsfürsorge aus. Ehe ein neuer Träger für die Wohnungsproduktion gefunden ist, sei derselbe Großkapital, gemeinnützige Baugenossenschaft, Staat oder Gemeinde, wird sich ein Wohnungsmangel und damit eine Steigerung der Wohnungsmieten bemerkbar machen. Dieser kommt alsdann

denjenigen zugute, welche die Trümmer des zusammengebrochenen Hausbesitzes unfreiwillig haben übernehmen müssen, den derzeitigen Hypothekengläubigern. Da auch die Inhaber von zweiten Hypotheken meist dem Mittelstande angehören und vielfach Witwen und Beamte den größten Teil ihres verfügbaren Vermögens in zweiten Hypotheken angelegt haben, so werden sie bei den hohen Besitzwechselabgaben, mit denen leider auch der wirtschaftliche Zusammenbruch, die Subhastation, belastet ist, in sehr vielen Fällen leer ausgehen, und die Inhaber der ersten Hypotheken, in vereinzelten Fällen auch Kapitalisten, werden billig in den Besitz der zwangsweise entschuldeten Häuser gelangen. Eine Statistik über diejenigen Personen, welche auf Grundbesitz zweite Hypotheken haben, gibt es leider nicht. Soweit dem Verfasser die Verhältnisse aus 25 jähriger Tätigkeit bekannt sind, gehören tatsächlich die Inhaber zweiter Hypotheken in den weitaus meisten Fällen dem Mittelstande an. Vielfach haben auch Offiziere und Beamte ihr Geld in zweiten Hypotheken angelegt.

Daß Reich und Staat schwer bereit sind, helfend einzugreifen, erklärt sich dadurch, daß man Hausbesitz und Wohnungsfürsorge ausschließlich als Arbeitsgebiete der Gemeinden betrachtet. Bei der außerordentlichen Bedeutung, welche die Wohnungsfürsorge für Reich und Staat hat, bei den nicht abzuwendenden Opfern, welche durch die Vernichtung eines Teiles des Hausbesitzes für den Staat in bezug auf die Wohnungsfürsorge eintreten, hat der Staat nicht nur ein ideelles, sondern ein rein materielles Interesse an einer zweckentsprechenden Ordnung der Verhältnisse, und er kann deshalb nicht abseits stehen. Die Bestimmungen, welche den Hausbesitz mit außergewöhnlichen, in keinem anderen Wirtschaftszweige wiederkehrenden Lasten beschweren, sind vom Bundesrat und Reichstag ohne Rücksicht auf ihre wirtschaftlichen Folgen erlassen. Diese Tatsache allein schließt die Pflicht fürs Reich sowohl wie für Bundesstaat in sich, mitzuhelfen an der Beseitigung der eingetretenen Mißstände und an der Verhinderung größeren Unheils, unter dem die Gesamtheit schwer leiden würde. Die Bundesratsverordnungen sind nicht erlassen, um den Hausbesitz zu schädigen. Ihr Zweck war es, die Kampffreudigkeit der Truppen nicht zu beeinträchtigen, durch die Sorge um das Obdach ihrer Familien, um die wirtschaftliche Erhaltung der Zurückgebliebenen. Damit darf man aber nicht halt machen vor den Hausbesitzern, denn auch sie stehen im Felde, und auch ihre Kampffreudigkeit muß beeinträchtigt werden, wenn das Damoklesschwert des wirtschaftlichen Unterganges über ihrem und der Ihren Haupte schwebt.

Justizrat Dr. Baumert-Spandau: Der Weltkrieg und der Städtische Grundbesitz.

Deutschland hat sich mehr als einer 40jährigen Friedenszeit erfreut und wir sind in dieser Zeit den Kriegsgepflogenheiten etwas entwöhnt worden. So wurde bald nach der Mobilmachung die Auffassung allgemein, daß im Krieg Miete nicht gezahlt zu werden brauche. Wenn aber der Hausbesitzer, ergrimmt über diese Rechtsauffassung, vielleicht in seinem gekränkten Rechtsgefühl zu weit ging, oder weil er vielleicht sonst ein ganz unverständiger Mensch war, so wurde in manchen Zeitungen sofort ein großes Geschrei erhoben. Man hat sogar damit erreicht, daß Behörden nicht ganz unbeeinflußt geblieben sind. Jedenfalls unterschied man in der ersten Zeit der Mobilmachung nicht zwischen Mietern, die die Miete nicht zahlten, obgleich sie wohl dazu in der Lage waren, und solchen Mietern, die durch die Kriegslage in Geldverlegenheit geraten waren oder gar im Felde standen. So wurden die Gesetze bezw. Verordnungen vom 4., 7. und 18. August 1914 ganz allgemein erlassen. Darnach darf der Vermieter gegen die Familie der ins Feld Einberufenen keine Klage anstrengen, selbstverständlich auch keine Räumungsklage, keine Mietzinsklage. Mieter, die nicht im Felde stehen, können für sich eine Zahlungsfrist von 3 Monaten vom Gericht verlangen, die ihnen meist gewährt wird. Dabei bedeutet eine solche Frist bei kleinen Wohnungen, also bei Arbeitern, die von ihrer Lohnarbeit leben, so gut wie den Erlaß der Miete. Denn der Arbeiter ist meist nicht imstande, nach 3 Monaten etwa den aufgelaufenen Mietsrest irgendwie zu tilgen. Auch besitzt er in der Regel keine pfändbaren Gegenstände. Immer mehr benutzen nun böswillige Mieter die günstige Gelegenheit, die Miete nicht zu zahlen. So sind insbesondere folgende Fälle zahlreich vorgekommen. Ein ins Feld Einberufener betreibt irgend ein Gewerbe und hat dazu einen Laden oder andere gewerbliche Räume gemietet. Seine Frau betreibt nach seiner Einberufung das Gewerbe weiter und zwar, wenn es sich um einen Lebensmittelzweig handelt, nach der Kriegserklärung meist mit besserem Erfolg als vorher. Sie zahlt aber keine Miete. Eine Schlächterfrau in Spandau hatte den Laden geschlossen, eine andere Wohnung gemietet und wollte ausziehen. Nachher erfuhr sie jedoch, daß der Hauswirt ihr nicht beikommen könnte. Sie erklärte daher, daß sie nicht mehr ausziehe, auch die Schlüssel zum Laden nicht herausgebe, wenn ihr nicht ein Abstandsgeld von 1000 Mark gezahlt werde. Eine Bäckersfrau tat ähnliches. Sie verlangte aber nicht ein Abstandsgeld, sondern erklärte, daß sie nicht eher die Schlüssel zum Laden herausgebe, sofern sie nicht einen annehmbaren Käufer für das Geschäft, das sie garnicht mehr betrieb, gefunden habe.

Sie verlangte jedoch hierbei einen offenbar zu hohen Preis. Einen Käufer konnte sie also nicht finden.

So befinden sich die Hauswirte böswilligen Mietern gegenüber in einer üblen Lage. Sie haben augenblicklich keinen Rechtsbehelf. Allerdings sind die Behörden der irrigen Auffassung, daß die Miete im Kriege nicht gezahlt zu werden brauche, bald entgegengetreten und haben diesbezügliche aufklärende Bekanntmachungen genugsam erlassen, sodaß jetzt wohl jeder weiß, daß der Krieg an sich an dieser Zahlungsverpflichtung nichts geändert hat.

Noch erschwerender für den städtischen Hausbesitz ist, daß die Kriegsanleihe zu 5% ausgegeben worden ist und daher als eine sehr günstige Vermögensanlage angesehen werden muß. Erste Hypotheken, die bisher mit $4\frac{1}{2}$% oder weniger verzinst worden waren, oder zweite Hypotheken, die mit 5% verzinst worden sind, erscheinen demgegenüber als eine ungünstigere. Bisher sind deshalb zwar noch nicht Hypotheken massenhaft gekündigt worden, wenn dies auch eine öffentliche Sparkasse getan hat. Indes scheint dieser Fall bisher vereinzelt geblieben zu sein und bleibt hoffentlich vereinzelt. Wie aber wird der Zinsfuß nach dem Kriege sein?

Die Reichsanleihe bleibt doch zu 5% verzinslich. Auch ist wohl nach allen volkswirtschaftlichen Erfahrungen anzunehmen, daß der Zinsfuß nach dem Frieden nicht sofort sinken wird. Wie werden die Hausbesitzer diese Hypothekengefahr überstehen? Sie würden sie überstehen können, wenn ihre Hypotheken unkündbar wären. Die Hausbesitzerverbände haben seit Jahren darnach gestrebt und bei den Behörden darum gebeten, ihnen bei der Errichtung von Pfandbriefinstituten behilflich zu sein, damit sie unkündbare Hypotheken erhalten und damit der städtische Grundbesitz für den Fall des Ausbruches eines Krieges ebenso finanziell gerüstet sei, wie unsere sonstige Volkswirtschaft. Die Hausbesitzer haben indes ihr Bestreben, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht erfüllt bekommen und so stehen sie jetzt vor der Notlage, daß ihnen Hypotheken gekündigt werden. Ja die Hypotheken der Hypothekenbanken brauchen garnicht gekündigt zu werden. Diese werden meist nach 10 Jahren ohne Kündigung von selbst fällig. Es müssen daher im Laufe eines Jahres etwa der zehnte Teil der Hypothekenbankhypotheken, also im Betrage von einer Milliarde fällig werden, abgesehen von den wenigen unkündbaren. Aber damit noch nicht genug, während die meisten Hypothekenbanken diesen Notstand der Hausbesitzer erkannt haben und ihm Rechnung tragen dadurch, daß sie eine Prolongation der Hypotheken zu annehmbaren Bedingungen gewähren, hat doch eine Hypothekenbank nicht bloß unannehmbare, sondern sogar unerfüllbare Bedingungen gestellt. Ja Versicherungsgesellschaften — es sind besonders zwei, die hierbei sich in für den Hausbesitz nachteiliger Weise hervorgetan haben, — verlangen Zahlung der Hypotheken. Eine sehr bedeutende Berliner Versicherung verlangt für eine einjährige Verlängerung 7%, für eine zehnjährige Verlängerung $5\frac{1}{2}$% Zinsen,

das heißt, der Hausbesitz soll sich schon jetzt auf einen Zinsfuß von 5½% für die nächsten zehn Jahre verpflichten. Unter solchen Forderungen muß der Hausbesitz zusammenbrechen, und was wird die Folge sein? Die Gemeinden werden durch die vielen notleidenden Hausbesitzer auch in Not geraten und unser ganzes Wirtschaftsleben wird mehr oder minder davon betroffen werden. Es kann nicht gleichgültig für die Gesamtheit sein, wenn die zahlreichen Mittelstandsexistenzen des städtischen Hausbesitzes durch den Krieg vernichtet werden, ihre Selbständigkeit verlieren, und wenn dadurch nach eingetretenem Frieden von der Gunst der Verhältnisse Kapitalisten Gewinn ziehen, die die Häuser dann an sich bringen.

Aber alles dies wäre nicht möglich gewesen und würde nicht diesen Umfang angenommen haben, wenn nicht seit Jahren schon und so auch bei Ausbruch des Krieges eine gewisse Abneigung gegen das Vermietergewerbe bestand, das heißt gegen diejenigen Hausbesitzer, die Wohnungen vermieten. Wer Wohnungen vermietete, erschien vielen garnicht mehr als ein achtenswerter Mensch, ja ein Professor scheute sich nicht zu lehren und wiederholt im Druck zu veröffentlichen, daß Hausbesitzer ihren Erwerb im Gegensatz zur Bevölkerung suchen. Nur aus dieser mindestens bis zum Ausbruch des Krieges bestandenen, den Hausbesitzern feindlichen Bewegung ist zu erklären, daß zu Anfang des Krieges selbst auch manche Behörden von diesen Vorurteilen beeinflußt wurden. So wenig man aber vom Bäcker verlangt, daß er das Brot für die Familien der im Felde stehenden unentgeltlich abgibt, und so wenig man vom Schneider verlangt, daß er die Kleider für die Familien unserer Krieger unentgeltlich herstellt, so wenig kann man vom Hausbesitzer verlangen, daß er den Familien der im Felde stehenden Krieger unentgeltlich während des Krieges in seinem Hause Wohnung gibt. Wohnung, Kleidung und Nahrung sind bei uns unentbehrlich zum Leben, und wenn man vom Hausbesitzer verlangen wollte, daß er unentgeltlich Wohnung liefern muß, so ist dieses Verlangen nicht bloß ein unbilliges, sondern ein von ihm unerfüllbares. Er muß unter diesem Verlangen zusammenbrechen. Er ist eben dazu in der Regel außerstande. Nach preußischem Rechte sind übrigens die Gemeinden verpflichtet, für die Obdachlosen Wohnung zu besorgen, das heißt denjenigen, die nicht imstande sind, aus eigener Kraft sich Wohnung zu verschaffen.

In anerkennenswerter Weise hat unsere Regierung dies jüngst deutlich genug bekannt gegeben. Aber schon vorher hatten einige Gemeinden in rühmlicher Weise diese ihre Pflicht erfüllt und neben den Vergütungen, die der Staat für die Familien der Krieger festgesetzt hat, besondere weitere Vergütungen gewährt und diese den Hausbesitzern entweder direkt auf die Miete gezahlt, oder ihre Gewährung von der Vorlegung der Mietsquittung abhängig gemacht. Sicher liegt es auch im Interesse der eingezogenen Krieger, daß die Gelder, die ihre Familien erhalten, für den Lebensunterhalt verwandt und damit auch die Mieten bestritten werden, und daß deren Tilgung der Befriedigung anderer nicht so not-

wendiger Bedürfnisse vorgehe. Von Städten, die in dieser Weise zuerst so vorgegangen sind, seien hier nur der Kürze wegen Eberswalde, Lichtenberg und Stettin genannt. In manchen Städten hat es aber bisher schwer gefallen, derartiges zum Beschluß zu erheben. Man berücksichtigt hierbei wohl nicht genügend, daß dem gewissenhaften Hausbesitzer es auch ans Herz geht, wenn er seine Verpflichtungen nicht erfüllen kann, ganz abgesehen davon, daß er damit auch seinem wirtschaftlichen Ruin entgegengeht. So wenig es einem ordentlichen Kaufmann gleichgültig sein wird, wenn über ihn das Konkursverfahren eröffnet wird, so wenig wird ein Hausbesitzer sich leicht über ein gegen ihn eingeleitetes Subhastationsverfahren hinwegsetzen können. Wenn man in diesem Sinne von einer kaufmännischen Ehre spricht, so muß man ebenso auch die wirtschaftliche Ehre des Hausbesitzers, der seinen Gläubigern gerecht werden will, anerkennen. Der Hausbesitzer setzt auch seine Ehre darin, daß er seine Verpflichtungen erfüllen kann, die er vor dem Kriege eingegangen ist. Er will nicht die Steuern und Hypothekenzinsen schuldig bleiben. Er hält sich gerade jetzt im Kriege doppelt verpflichtet, dem Staate das zu geben, was des Staates ist, das heißt, die Steuern zu zahlen. Er will auch den Hypothekengläubigern gerecht werden. Dies kann er natürlich nicht, wenn er keine Mieten erhält. Deshalb haben einige vorgeschlagen, daß er entsprechend dem Nichteingang von Mieten auch weniger Hypothekenzinsen solle zahlen dürfen. Das wäre aber für unsere allgemeine Volkswirtschaft sehr nachteilig, beinahe schlimmer als ein allgemeines Moratorium, von dem wir bisher glücklicherweise verschont geblieben sind. Denn wenn die Hypothekenzinsen ermäßigt werden, so müssen die Hypothekenbanken, die auf Grund der ausgeliehenen Hypotheken Pfandbriefe ausgegeben haben, verlangen, daß die Zinsen für ihre Pfandbriefe auch herabgesetzt werden usw. So würde ein Keil den andern treiben. Wenn man an dem Gebäude der Volkswirtschaft einen Stein aus der Grundmauer herausnimmt, so kommt das ganze Gebäude ins Wanken, und wenn man zu große Steine herausnimmt, kann das ganze Gebäude einstürzen.

Wenn man daher zuläßt, daß die Mieten nicht bezahlt werden, so bringt man das Gebäude unserer Volkswirtschaft ins Wanken. Man darf auch das Gebäude nicht dadurch abtragen, daß man sagt, wenn dieser Stein nicht mehr tragfähig ist und man ihn herausnehmen muß, so müsse man auch die andern Steine herausnehmen, die darüber lagern. Dies führt eben schließlich dahin, daß man allmählich das ganze Gebäude abträgt. Dadurch vernichtet man es aber ebenso, als wenn man es zum Einsturz bringt. Beide Wege sind daher nicht gangbar. Man muß den Stein, der mürbe und wacklig geworden ist, zu stützen und zu stärken suchen, und deshalb müssen wir auch, wenn unsere Volkswirtschaft im Kriege erfolgreich bestehen soll, den Umstand, daß die Mieten nicht gezahlt werden können und nicht eingehen, abzustellen suchen. Nun wird man fragen, wie denn dies gehen kann. Es sind eine Menge Vorschläge nach dieser Richtung

hin gemacht worden. Einige davon dürften auch gangbar und durchführbar sein. Es fragt sich nur, welche die Zustimmung der Behörden und der maßgebenden Kreise finden. Aber welchen Weg man auch immer einschlagen will, darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, schafft man nicht Geld in den leer gewordenen Beutel des Hausbesitzers, — wie dies jene aufgeführten Städte und ihnen folgend zahlreich noch andere getan haben, so kann er seine Verpflichtungen nicht erfüllen und nicht bestehen. Er geht dann seinem wirtschaftlichen Ruin und damit auch seinem moralischen Ruin entgegen. Denn seine wirtschaftliche Ehre leidet, wenn er seine Hypothekenzinsen und Steuern nicht zahlen kann, oder wenn sein Haus in Subhastation gerät. Es gilt daher nicht bloß hierbei der materielle Gesichtspunkt Geld zu beschaffen, sondern man muß dabei auch den idealen Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Ehre, die auch der Mittelstand hat, nicht ganz beiseite lassen. Man hat, um den Kaufmann vor dem Ruin und vor der Konkurseröffnung zu schützen und damit seine kaufmännische Ehre zu erhalten, durch Gesetz vom 8. August 1914 die Geschäftsaufsicht eingeführt. Man könnte etwas ähnliches auch beim Hausbesitz einführen, und dies ist auch beantragt worden. Aber damit würde man noch immer keine Mietzahlungen schaffen. Besser und erfolgreicher erscheinen die Maßnahmen, die das Übel an der Wurzel angreifen und sich der Regulierung der Mietzahlungen zuwenden. Es müssen den Mietern Mittel gewährt werden, damit auch sie ihre Verpflichtungen den Hausbesitzern gegenüber erfüllen können. Nun ist es richtig, daß die im Felde Stehenden sich hierum nicht kümmern können. Für diese müssen die Gemeinden eintreten und sie dürfen nicht zulassen, daß die Mietsschuld des im Felde stehenden Kriegers während der ganzen Kriegszeit anwächst und ungetilgt bleibt. Sie dürfen nicht auf dem Standpunkte stehen, wir zahlen der Frau genug Gelder, sie kann bestehen, sie kann auch die Mietsschuld bezahlen. Wie aber, wenn die Frau, die Not des Krieges vergessend, die ihr gegebenen Unterstützungen zu anderen, ihr besser dünkenden Zwecken, aber nicht zur Zahlung der Mietsschuld verwendet, obgleich sie dazu sehr wohl imstande wäre? Dann kann die Gemeinde ihre Hände nicht in Unschuld waschen und sagen: ich habe ja für die Familie gesorgt, die Familie hat keine Not gelitten. Sie kann nicht sagen: Was geht es mich an, wenn der siegreiche Krieger bei seiner Rückkehr die Miete während der langen Kriegszeit als eine für ihn angewachsene Schuld vorfindet. Eine Gemeinde, die so sagt, handelt fahrlässig nicht bloß dem Krieger gegenüber, der nichts schuldig bleiben wollte und bei seiner Rückkehr durch die hohen Mietsrückstände in Kummer und Not versetzt wird, sondern sie handelt auch fahrlässig dem Hauseigentümer gegenüber, daß sie nicht dafür Sorge getragen hat, daß er seine Miete gezahlt erhielt, um auch seinerseits seine Verpflichtungen der Gemeinde, dem Staate und seinen Hypothekengläubigern gegenüber zu erfüllen. Was nutzt ihm die aufgewachsene Mietsschuld, wenn sein Haus schließlich doch subhastiert wird? Ganz abgesehen davon, daß derartige

rückständige Mieten meist nie mehr einbringlich sind. Es muß daher Rat geschafft werden, daß sowohl die Mietsschuld des im Felde Stehenden nicht aufwächst, als auch, daß der Hausbesitzer die Miete erhält.

Ein allgemeiner Vorschlag geht dahin, daß Mietsämter in den Gemeinden geschaffen werden und daß diese Geldmittel, sei es als Unterstützung, sei es als Darlehen, denjenigen zur Verfügung stellen, die infolge des Krieges außerstande sind, die Miete zu zahlen.*) Lediglich durch das Leihen von Geld auf Wechsel gegen nicht unbedeutende Zinsen, wie es Dresden beschlossen hat, wird man dem allgemeinen Übelstand nicht steuern können.

Welcher Weg auch immer eingeschlagen werden möge, möge man denjenigen wählen, der am sichersten und am weitgehendsten das Übel beseitigt und den Hausbesitz lebensfähig erhält.

Dazu mögen vorstehende Zeilen dienen.

Geh. Staatsrat a. D. Budde: Krieg und Grundkredit.

Das auf deutschem Grundbesitz hypothekarisch eingetragene Kapital wird in den Statistiken auf 50 bis 60 Milliarden Mark geschätzt, der Wert des belasteten Grundbesitzes auf 70 bis 80 Milliarden Mark. Diese einfachen Zahlen beweisen einmal die große Bedeutung, welche der Grundkredit in dem Wirtschaftsleben Deutschlands hat und zum anderen die schwere Verschuldung des deutschen Grundbesitzes. Der Grundbesitz ist zum weitaus größten Teile seines Wertes durch den Grundkredit mobilisiert, vom Kapitalbesitz abhängig gemacht worden. Eine Folge ist häufiger Besitzwechsel, sei es, daß Überschuldung der Besitzer zu Zwangsverkäufen geführt hat, sei es, daß der Grund und Boden mehr und mehr in der Hand der Besitzer zum Gegenstande der Spekulation, zur Handelsware geworden ist. Die volkswirtschaftlichen Bedenken, denen diese Zustände unterliegen, haben für den ländlichen Besitz schon seit Jahren eine besonders in Preußen weit geförderte Gesetzgebung zur Seßhaftmachung der Besitzer und ihrer Entschuldung herbeigeführt, für den städtischen Grundbesitz aber nach vorjährigem Beschluß des Reichstags eine vom Reichsamt des Innern eingeleitete Untersuchung, welche feststellen soll, in wie weit eine die Besitzer überlastende Verschuldung und eine Kreditnot besteht, welches ihre Ursachen sind und mit welchen

*) Wie diesen Mietsämtern die nötigen Geldmittel zugeführt werden können, ist näher ausgeführt von Haberland in der vom Schutzverband für Deutschen Grundbesitz herausgegebenen Schrift „Das Mietsverhältnis im Kriege."

Mitteln abgeholfen werden kann, insbesondere auch inwieweit eine Änderung des geltenden Hypothekenrechts angezeigt erscheint. Eine Kommission, die aus Beamten der beteiligten Ressorts und wissenschaftlich und praktisch hervorragenden Persönlichkeiten besteht, sollte an der Hand ausführlicher, in ihrem Schoße erstatteter Referate eine große Zahl von Sachverständigen über diese Frage hören und danach bestimmte Vorschläge ausarbeiten, die der Reichsregierung für wirtschaftliche und gesetzliche Maßnahmen zur Grundlage dienen sollten.

Mitten in diese Bewegung hinein fiel der Ausbruch des Krieges. Er lähmte die großzügig eingeleitete Reichsuntersuchung und störte zugleich die weitere Verfolgung aller Projekte, die seitens der Bodenpolitiker aus dieser Untersuchung hergeleitet wurden. Insbesondere auch der von den Reformern verschiedenster Parteirichtungen, hauptsächlich den Boden-, Wohnungs- und Wirtschafts-Reformern unter gründlichster Erörterung der Ursachen und Wirkungen der Notlage des verschuldeten Grundbesitzes aufgeworfenen Probleme: Entschuldung und Befestigung des Grundbesitzes durch Amortisationszwang für die Hypothekenschuldner, durch gesetzlichen Vorrang für die Meliorations-Hypotheken, durch staatliche, kommunale und genossenschaftliche Kredithilfe. In welchem Umfange und mit welchen Zielen diese Bestrebungen nach Beendigung des Krieges wieder einsetzen und weitergeführt werden, läßt sich nicht voraussagen. Möglich — wir wollen es hoffen —, daß der Frieden wieder eine steigende Wirtschaftskonjunktur bringt, die ganz von selbst eine Neubewertung des Grundbesitzes und damit eine erhebliche Besserung für die Kreditverhältnisse des Grundbesitzers herbeiführen würde. Vielleicht, daß danach die durch die Untersuchungen der Reichsregierung eingeleitete Reformbewegung unter Festhalten des allgemein gebilligten Zieles einer allmählichen Besserung des Standes der Hausbesitzer und Hebung der allgemeinen Wohnungsverhältnisse in Bahnen einlenken kann und wird, welche Eingriffe in das hochentwickelte System unseres Hypothekenrechts, Schädigung wohlerworbener Rechte und zwangsweise Regelung der privaten Wirtschaft auf dem Gebiete des Hypothekarkredits vermeiden.

Gegenwärtig steht der Hypothekarkredit durchaus unter dem Banne des mit Siegesgewißheit begonnenen und bisher durchgeführten und doch vielleicht schwersten Krieges, den unser Land jemals hat über sich ergehen lassen müssen. In größeren Gebietsteilen im Osten und in kleineren im Westen unseres Vaterlandes hat der Grund-Besitz und -Kredit die ganze Wucht des Kriegselends schon zu fühlen bekommen: Verwüstung der Felder, Zerstörung der Häuser und dadurch fast völlige Entwertung des Besitzes und der auf ihm lastenden Hypotheken. Die Versicherungsgesellschaften, welche die Haftung für Kriegsschäden regelmäßig ausgeschlossen haben, bieten dem Grundbesitzer und seinem Gläubiger keinen Ersatz. Erst die von Reich und Staat in Aussicht genommene Entschädigung, die hoffentlich beim Friedensschluß wieder hereingeholt werden wird, die Wieder-

herstellung von Haus und Hof kann dem Besitz selbst und den Hypotheken-forderungen wieder ihren Wert zurückgeben.

Aber abgesehen von dieser unmittelbaren, auf einen verhältnismäßig kleinen Teil unseres Landes beschränkten Kreditnot, haben sich die Wirkungen des Krieges für den gesamten Grundkredit schon überall, hier in größerem, dort in geringerem Maße fühlbar gemacht. Die schon vor Ausbruch des Krieges bestehenden Schwierigkeiten bei Beschaffung des unbedingt erforderlichen Kredits haben sich verallgemeinert und verschärft. Handelte es sich bis dahin nur um eine Not der zweiten Hypothek in dem Sinne, daß — aus welchen Gründen immer — nachstehende Hypotheken für städtischen Hausbesitz nicht, oder doch nur unter äußerst schweren Bedingungen zu erlangen und zu prolongieren waren, so ist gegenwärtig neues Kapital auch gegen erste hypothekarische Sicherheit schlechthin nicht zu beschaffen, ein im Grundbesitz anlagesuchendes Kapital kaum mehr vorhanden. Der Krieg fordert Menschen und Kapital für sich. Was an freiem Vermögen im Inlande ist, wird für hochverzinsliche Kriegsanleihen angeworben. Auch die nach gesetzlichen und statutarischen Vorschriften auf Gewährung hypothekarischen Kredits angewiesenen Institute (Hypothekenbanken, Versicherungs-Gesellschaften, Landschaften, Landeskreditkassen, Sparkassen u. a.) sind nicht in der Lage, neue Hypothekendarlehen auszugeben, weil sie sich selbst neues freies Kapital durch Verkauf von Obligationen, neue Versicherungsverträge, neue Spareinlagen in erheblichen Mengen nicht mehr beschaffen können, auch aus den an laufenden Zinsen und Prämien eingehenden Geldern zu Anlagezwecken nicht erübrigen. Das Grundkreditgeschäft ist zum Stillstand gekommen. Eine, wohl die bedeutsamste Folge ist das Ruhen der privaten Bautätigkeit. Der durch Kreditnot veranlaßte Rückgang des Baugewerbes, der sich in seinen Wirkungen auf viele andere Gewerbe erstreckt, würde schon gegenwärtig schwerere und schärfere wirtschaftliche Folgen nach sich ziehen, wenn nicht einerseits erhöhte öffentliche Bautätigkeit, von Staat und Gemeinden vielfach eigens zum Zwecke der Steuer der Arbeitslosigkeit betrieben, Ersatz böte, und andererseits die vor dem Kriege zugesagten Darlehnsbewilligungen seitens der Kreditinstitute noch im vollen Umfange zur Vollendung der begonnenen Bauten zur Verfügung ständen.

Den Hausbesitzern selbst erwachsen aus der Kreditnot schwere Gefahren, wenn die bestehenden Hypotheken während der Dauer des Krieges gekündigt werden oder vereinbarungsgemäß verfallen. Sie sind als Hypothekenschuldner auf Prolongation seitens der Gläubiger angewiesen, da sie neue Kreditgeber nicht finden. Wird die Prolongation verweigert, so droht Zwangsversteigerung, Besitzverlust, Vermögens-Exekution durch Hypothekenausfall. Die Sorge, daß nachstehende Hypothekengläubiger sich die Notlage des Grundbesitzers wucherisch zunutze machen könnten, ist nicht so groß, weil diese bei Erwerb des Grundstücks zugleich die erste Hypothek übernehmen müßten und ihrerseits aller zeitigen Not und Verlustgefahr ausgesetzt sein würden. Aber der kapitalmächtige erste

Hypothekengläubiger würde tatsächlich in der Lage sein, die Kriegsnot auszunutzen, sofern er einen Vorteil in dem Erwerbe des Grundstücks sehen könnte. Daß dies nicht geschieht und nicht geschehen kann, verdanken wir der Organisation des deutschen Grundkredits, der mit vier Fünftel und mehr des gesamten an erster Stelle den Boden belastenden Hypothekenkapitals in Händen von öffentlichen und privaten Kreditinstituten gebunden ist. Diese eigentlichen Organe des Grundkredits sind kraft Gesetzes und Statuts nicht nur verpflichtet, öffentlich über ihren Geschäftsbetrieb Rechenschaft zu legen, sondern auch unmittelbar in Bezug auf ihren gesamten Geschäftsbetrieb staatlicher Aufsicht unterstellt. Wenn sie auch nach formalem Rechte in der Lage wären, beantragte Prolongationen ihrer Hypotheken zu verweigern und die Kreditnot der Eigentümer zu spekulativem Erwerbe von Haus- und Grundbesitz auszubeuten, so wird doch kein zu ihnen gehöriges Institut von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wollen und ungehindert können. Das gilt auch für die Bedingungen, unter denen die Prolongation erfolgt. Es wird bei den maßgebenden organisierten Kreditinstituten kein Gläubiger zu finden sein, der unter Ausnutzung wirklicher Kriegsnot dem Schuldner härtere Bedingungen für Verlängerung der Hypotheken stellt, als sie vor Ausbruch des Krieges von ihm gefordert wurden. Nach keiner Richtung hin hat deshalb die durch den Krieg verschärfte Kapitalkreditnot bisher solche Übelstände zutage treten lassen, daß eine eingreifende Kriegsgesetzgebung, insbesondere die Bewilligung eines allgemeinen Moratoriums in Bezug auf Nichtzahlung fälliger Hypothekenschulden nötig geworden wäre.

Weit schwerer, allgemeiner und folgenreicher sind die Wirkungen des Krieges auf die Zinsverpflichtungen der Hypothekenschuldner. Von ihnen wird freilich, so lange die Kriegsfurie nicht im eigenen Lande wütet, vorzugsweise, ja fast ausschließlich der städtische, nicht auch der ländliche Grundbesitz betroffen. Denn der landwirtschaftlich genutzte Boden gibt seinen Ertrag, so lange er bestellt wird, im glücklich verlaufenden Kriege für den Besitzer dem Ertrage nach eher reicher denn geringer wertend, als im Frieden, und nur dann würden Ernte und Ertrag geschmälert werden, wenn infolge übergroßer Kriegsanforderungen die Bestellung gehindert und die Fortführung der Wirtschaft erschwert würde. Das ist, so viel bis jetzt verlautet, noch nicht eingetreten; der ländliche Grundbesitz wird im allgemeinen zur vollen Zahlung seiner Zinsschuld fähig geblieben sein. Anders beim städtischen Grundkredit. Der Krieg wirkt unmittelbar auf alle gewerblichen Betriebe ein, bei vielen störend und ertragmindernd; und so werden auch viele auf gewerbliche Anstalten gegebenen Hypotheken, vorzüglich alle auf baugewerbliche und bauspekulative Unternehmungen ausgeliehenen, in ihren Zinserträgen gefährdet sein. Von weit größerer wirtschaftlicher Bedeutung ist die Zinsgefährdung der Haushypotheken, weil sie die große Masse des städtischen Grundkredits ergreift.

Die Hypothekenschuldner nehmen die zur Verzinsung der Haushypotheken

erforderlichen Mittel aus den Mieten der in den Häusern vorhandenen Wohnungen und Gewerberäume; der Eingang der Mieten aber steht unmittelbar unter der Wirkung des Krieges. Denn der zur Fahne einberufene Mieter hat die Wohnung leer, oder in ihr seine Familie ohne Erwerb zurückgelassen und von den nicht im Felde stehenden Mietern ist ein großer Teil erwerbslos geworden. Die Not der Mieter zeigte sich sofort mit Kriegsausbruch. Sie wurde infolge Nichtzahlung oder Verkürzung der Miete zu einer Not der Hausbesitzer und erstreckte sich unmittelbar auch auf die Hypothekengläubiger. Denn die Hausbesitzer, deren Mieteinnahmen von Monat zu Monat mehr zurückgehen, sind immer weniger imstande, die Zinsen ihrer Hypothekenschulden zu zahlen. Die Hypothekengläubiger sehen sich gezwungen, Zinsen zu stunden, und müssen, je länger der Krieg dauert, je mehr mit Zinsverlusten rechnen. Es ist hier nicht der Ort, aus der von Hausbesitzervereinen gesammelten Statistik Zahlen über den schon in den vergangenen Kriegsmonaten festgestellten Mietausfall anzuführen. Er ist erheblich, wächst von Monat zu Monat und hat schon eine große Zahl von Hypothekenschuldnern unvermögend gemacht zur Erfüllung ihrer Zinsverpflichtungen. Über die Summen der rückständig gebliebenen Hypothekenzinsen werden demnächst die Jahresberichte der Hypothekenbanken zuverlässige Auskunft geben.

Verwaltung und Gesetzgebung hat zur Milderung der schon bei Kriegsausbruch offensichtlichen Not der Mieter zwar eingegriffen, aber ihre Maßregeln verfolgten bisher fast ausschließlich das Interesse der Mieter, entgegen dem Interesse des Grundkredits. Durch Reichsgesetz sind den Familien der Kriegsteilnehmer Unterstützungen gesichert, deren Beträge von den Städten erhöht, vielfach verdoppelt wurden; aber sie wurden gewährt und entgegengenommen zur Bestreitung des Unterhalts, nicht zur Zahlung der den Hausbesitzern schuldigen Wohnungsmieten. Ebensowenig wurde, wenigstens zunächst, bei den aus kommunalen Mitteln den Arbeitslosen bewilligten Unterstützungen auf Berichtigung der Mieten Bedacht genommen. Die Reichs-Gesetzgebung und bundesrätliche mit Gesetzeskraft erlassene Verordnungen gewähren für die Mieter Schutz gegen Kriegsnot durch Vorschriften, welche den Hausbesitzer gegenüber den im Hause wohnenden Familien der Kriegsteilnehmer für die Dauer des Krieges rechtlos machen, gegenüber anderen, durch Kriegsnot hilfebedürftig gewordenen Mietern in der Verfolgung seiner Rechte wesentlich beschränken. Diese dem Mieter zum Nutzen, dem Vermieter zum Schaden gereichenden Vorschriften haben die ungewollte, wider alles Recht verstoßende Folge gehabt, daß eine erhebliche Zahl von zahlungsfähigen Mietern Zahlungen der Mietzinsen verweigern und dann mietfrei zum Schaden der Hausbesitzer wohnen bleiben. Diesen werden durch die ungewollten und gewollten Wirkungen der Verordnungen, zum Teil ohne rechtfertigenden Grund, zum Teil durch zwangsweise Übertragung der Folgen wirklicher Kriegsnot von einer Schulter auf die andere, die Mittel ent-

zogen oder doch gekürzt, mit denen sie ihren Zinsverpflichtungen gegenüber den Hypothekengläubigern nachkommen können. So wurde die Grundkreditnot, die schon vor dem Kriegsausbruch bestand und den Reichstag veranlaßte, nach Mitteln zur Abhilfe zu suchen, durch die nach Kriegsausbruch erlassenen Gesetze wesentlich gesteigert. Daß der dadurch geschaffene Zustand rechtlich und wirtschaftlich bedenklich ist, wird immer mehr allgemeine Überzeugung. Abändernde und zusätzliche Vorschriften zu den erlassenen Verordnungen zur Beseitigung ihrer unmittelbar schädlichen Wirkungen werden verlangt, und die Gemeinden, denen durch Abwälzung der Sorge um Obdach für die von Kriegsnot betroffenen Mieter auf die Hausbesitzer eine ihnen rechtlich obliegende Last erleichtert wurde, entschließen sich mehr und mehr zur Bewilligung besonderer, den Hausbesitzern zukommender Mietunterstützungen. Durch solche Maßnahmen wird es hoffentlich gelingen, eine bei längerer Dauer des Krieges zu besorgende Fortdauer und Steigerung der Notlage der Hausbesitzer und eine weitere Kreise ziehende allgemeine Zinsnot für den Grundkredit zu verhüten.

Umfang und Höhe des den Hypothekenbesitzern durch den Krieg zugefügten Schadens hängt davon ab, welchen Umfang die eben dargelegte Not der Hausbesitzer erreichen wird. So lange nicht in größerem Maße Zahlungsunfähigkeit bei denselben eintritt, wird er erträglich bleiben. In dieser Voraussicht hat man auch bei allen bisher getroffenen und geplanten Gesetzgebungs- und Verwaltungsvorschriften eine besondere Hilfe für den Hypothekenbesitz nicht in Frage gezogen. Im Gegenteil ist in den vom Bundesrate erlassenen Verordnungen ohne Bedenken eine die Lage der Hypothekenschuldner bessernde Korrektur der gesetzlichen und vertragmäßigen Rechte der Hypothekengläubiger vorgenommen worden. Das Zwangsversteigerungsrecht ist, wie schon erwähnt, für die Dauer der Kriegszeit beschränkt, alle die Lage des Schuldners verschlechternden Folgen der nicht pünktlichen Zinszahlung, (Fälligkeit der Hypothek, Zinserhöhung u. a.), sind für rechtlich unwirksam erklärt worden. Diese Maßnahmen bleiben in den Grenzen, die auch für die Beschränkungen der Rechte der Hausbesitzer gegenüber den Mietern gelten sollten: sie dürfen nicht weiter ausgedehnt werden, als wirkliche Kriegsnot es rechtfertigt, und dürfen nicht das Gleichmaß überschreiten, nach welchem die gesamte Volkswirtschaft zu den Kriegslasten beizutragen hat.

Werden diese Grenzen überall gewahrt, so wird der Grundkredit wohl in der Lage sein, seinen Teil an den Lasten und Verlusten, die der Krieg auch bei längerer Dauer auferlegt, tragen zu können. Dazu ist er besonders gerüstet dadurch, daß kapitalstarke, durch angesammelte Reserven gestützte Institute Träger des Grundkredits sind. Die Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften, Sparkassen und sonstige Kreditinstitute werden, so lange der Krieg unser Land verschont und eine allgemeine Zinsnot der Hausbesitzer verhütet wird, imstande bleiben, ihren Verpflichtungen zur Zahlung von Zinsen und Renten auf das große, bei ihnen angelegte Kapital im vollen Umfange gerecht zu werden. Lediglich eine

Verkürzung der Gewinne ihrer Anteileigener wird für sie in Frage kommen. Der organisierte Grundkredit dient so mit seiner Kapitalkraft der Erhaltung der allgemeinen wirtschaftlichen Kräfte während der Kriegszeit. Er nimmt das aus der Grundkreditnot entspringende Risiko auf sich und hindert das Übergreifen seiner Wirkungen auf das nationale Vermögen. Am meisten dient er damit der Befestigung und Erhaltung des Grundkredits selbst während der schon vorhandenen und weiter drohenden Kriegsnot. Denn, wie schon nachgewiesen wurde, hängt wesentlich und fast allein von dem Verhalten der ersten Hypothekengläubiger ab, ob die notleidenden Hypothekenschuldner sich im Besitze ihrer Grundstücke halten, ob die gefährdeten nachstehenden Hypothekengläubiger ihrer Forderungen nicht verlustig gehen werden. Dem einzelnen Hypothekenschuldner gegenüber Nachsicht üben, eigenen Schaden tragen, können nur die durch größeren Kapitalbesitz vor eigener Zahlungsunfähigkeit geschützten Hypothekengläubiger, wie sie am kapitalkräftigsten in den zum organisierten Grundkredit gehörenden Instituten repräsentiert werden.

Diese Vorzüge unserer deutschen Grundkredit-Organisation haben sich bereits in der Abwehr eines anderen, durch den Kriegsausbruch drohenden wirtschaftlichen Schadens bewährt. Als bei Kriegsbeginn die Reichsbank durch die großartig vorbereitete und durchgeführte Einrichtung der Kriegsdarlehnskassen die Weiterführung des Getriebes unserer Volkswirtschaft im Wege der Flüssigmachung alles darin arbeitenden Kapitals ermöglichte, versagte sie einzig dem Immobiliarbesitz und dem darin angelegten Kapitale ihre Hilfe. Sie lehnte rundweg die Mobilisierung der in unbeweglichem Vermögen ruhenden Werte, als außerhalb des Bereichs bankmäßiger Geschäfte liegend, ab. Es war demgegenüber von großer Bedeutung, daß ein großer Teil des Grundkredits tatsächlich in den Pfandbriefen der Hypothekenbanken mobilisiert ist, die unbeanstandet bei den Darlehnskassen beliehen und in Geld umgesetzt werden können. Für den nicht liquid zu machenden erststelligen Hypothekenbesitz aber traten die Hypothekenbanken selbst helfend ein. Sie ließen sich bereit finden, diese Hypotheken mit ihren Pfandbriefen zu beleihen, gegen deren Verpfändung die Hypothekenbesitzer sich bei den Darlehnskassen Geld verschaffen können. Die Hilfe ist freilich unvollkommen, weil sie nur einen kleinen Teil sichersten Vermögens realisieren läßt, und sie wird tatsächlich bisher wenig genutzt, weil sie doppelte Zinsopfer fordert. Es wäre dringend erwünscht, daß auf anderem Wege der Wert des unbeweglichen Gutes im volleren Maße zur Steuer der Geldnot vermögender Besitzer flüssig gemacht werden könnte. Sonst steht zu befürchten, daß die in früheren Zeiten als beste und sicherste geltende Vermögensanlage in Grundbesitz und -Kredit für die kommende Friedenszeit noch mehr als bisher an Vertrauen verliert. Denn sie hätte sich einzig von allen Vermögen in der Notzeit als unrealisierbar, als zeitig wertlos für den Besitzer erwiesen.

In Berücksichtigung einer tatsächlich bereits hervorgetretenen Not des nach-

stehenden Hypothekenbesitzes hat sich die Reichsbank inzwischen entschlossen, die von einzelnen Kommunen eingeleitete, innerhalb des Rahmens einer Unterstützung für Zinsverlust bleibende Hilfsaktion für Besitzer nachstehender Hypotheken durch Gewährung von Wechselkredit unter bestimmten Kautelen zu fördern. Aber dies ist nur der kleinste Schritt zu einer wirklichen Hilfe, der an der Tatsache nichts ändert, daß (wenn man absieht von dem organisierten Grundkredit) keine andere Vermögensanlage in der Kriegszeit sich als weniger realisierbar erwiesen hat, als Grundvermögen und Hypothekenbesitz.

Es war ein großes Werk finanzieller Kriegsbereitschaft, daß mittels der von der Reichsbank geschaffenen, vollendet vorbereiteten Organisation das nationale, in Industrie und Handel arbeitende, in allen Formen mobiler Werte angelegte Kapital im Umlauf gehalten, bezw. gebracht werden konnte, zu dem jetzt höchsten Zwecke siegreicher Durchführung des uns aufgezwungenen Krieges. Zur Beteiligung am nationalen Werke wurde unbewegliches Gut nur soweit zugelassen, als es durch den organisierten Grundkredit mobilisiert worden ist. Dadurch wird die Kriegsbereitschaft der Volkswirtschaft gemindert und zugleich die Kriegsnot des Grundbesitzes erhöht. Die Durchführung des noch offenen Problems, den Wert des nationalen unbeweglichen Vermögens, sei es in der Hand des Grundbesitzers, sei es des Hypothekenbesitzers, in größerem Umfange dem gegenwärtig höchsten Zwecke der Kriegsrüstung dienstbar zu machen, würde zugleich für kommende Friedenszeiten zur Förderung des Grundkredits mehr beitragen, als die bestempfohlenen Mittel bodenpolitischer Reformer.

Johannes Guthmann:
Wir Kämpfer daheim.

Ein deutscher Mahnruf.

Ist das Europa? Der Stolz der Welt, der Maßstab ihrer geistigen und moralischen Wertungen, der Hort aller Segnungen des Friedens? Und nun, da ein Krieg entbrannt ist, jede Schranke fiel und alle Kräfte sich frei betätigen, wie sie können und müssen, findet es sich, daß dieses ganze Europäertum ein Truggebilde gewesen ist, eine prahlerische Phrase, bestenfalls die unselige Selbsttäuschung eines Zeitalters und Geschlechts, das zum leben zu alt geworden, zum sterben noch zu jung ist. Die aufgepeitschte Leidenschaft gebiert ungeheuerliche Verbrechen; der Krieg, ehedem eine heilige Zeit im Leben eines jeden Volkes, wird unehrlich gesprochen; und Lügen jagen in ekeln Schwaden über den Erdkreis, daß die Grundgesetze alles menschlichen Meinens und Handelns von nun an keine Gültigkeit mehr haben zu sollen scheinen.

Wo ist nun Europa? Wurde es von der Länderkarte unseres Globus weggestrichen und als ein schönes Utopia unter die Götter- und Heroen-Zeichen des Sternenhimmels versetzt? Ich spreche nicht einmal vom „Europa" Nietzsches, obwohl man, wenn man in solchen Zeiten fragt und redet, den Sinn jedes Ereignisses und Erlebnisses in seinem tiefsten Kern, in seinem reinsten Werte zu fassen hat.

Soll wirklich, wenn dieser Krieg einst zu Ende sein wird, Lug und Trug sein Ergebnis werden? Soll unsere deutsche Ehrlichkeit — denn wir sind das Ziel der Habgier Aller, dieser Weltkrieg ist ein deutscher Krieg — soll unsere Ehrlichkeit künftig aufhören, weil wir die Unehrlichkeit der anderen bis zur Neige, so scheint es, auskosten müssen? Soll alles sittliche Verantwortungsgefühl im Verkehr der Nationen in Zukunft schweigen? — Um der ganzen Welt willen, wenn anders es einen Sinn und Zweck hat, über die kleinlichsten Bedürfnisse des Alltags hinaus zu trachten, muß Deutschland siegen und siegt es. Man denke sich Deutschland und Österreich niedergerungen und aufgeteilt unter seine Feinde, die somit Nachbarn würden. Würden Selbstsucht und Neid, die es dann so herrlich weit gebracht, sich plötzlich in Bescheidenheit und gegenseitige Ergebung wandeln und der ewige Frieden tagen? Der Anfang vom Weltuntergang wäre es und nicht auszudenken! Nein, Deutschland hat eine gewaltige politische, es hat eine übergewaltige ethische Aufgabe jetzt und in aller Zukunft zu erfüllen.

Wir sind das Gewissen der Welt und müssen es bleiben!

Sie haben uns diesen Krieg aufgedrungen; Jahr um Jahr traten sie uns härter an; nun ist es gut, daß er da ist: geflucht hat ihm unter uns keiner, wenn ihn auch vielleicht noch nicht alle gesegnet haben, wie es ihm gebührt. Wir haben unser Schicksal wieder selber in der Hand und damit das Schicksal Aller. — Wer von Tag zu Tage schauend lebt und sich den zu einem gewissen Überblick nötigen Abstand wahrt, der wird die Metamorphose der Gegenwart als geschichtliche Entwicklung, als Geschichte begreifen. Nur wem dieser Sinn für das Historische fehlt, konnte vom Kriegsausbruch überrascht werden.

Wer Augen hatte zu sehen, der sah seit Langem rings um unsere Grenzen und noch näher die Zeichen heimlich züngeln und erkannte die Feinde, die uns nicht nach guter alter Kriegssitte befehden, sondern vernichten — ermißt man den Sinn des Wortes ganz? — vernichten wollten. Manch einen packte es schaudernd, denn zum Lachen war das Possenspiel damals schon zu bitterernst, als im schönsten Lenzesmonat des Jahres 1913, die Hochzeit der Prinzessin von Preußen zu feiern, die gekrönten Vettern zu uns kamen, der Zar und der Sohn Eduards VII., und unserem Kaiser beide Wangen küßten, damit sie ihn in Lieb und Treu und Glauben noch ein Weilchen hinhielten, bis die Zeit für sie vollends reif sein würde. Der festunfrohe Franz Ferdinand von Österreich durfte nicht mittun,

denn die erlauchten Sippen mochten fürchten, daß der ehrliche Feind ehrlich genug sein würde, ihnen ein furchtbares „Judas Ischariot!" ins Gesicht zu schleudern. Darum mußte er fort — ganz fort! — Wir haben Scheußliches erlebt und erleben es noch. Aber wie? Sollen wir, da nun die Welt voll Teufel ist, auch zu Teufeln werden? Gewiß, wenn es die gerechte Notwendigkeit des Krieges erheischt, auch zu Erzteufeln, und sollte darüber das ganze, unermeßliche London in Flammen aufgehen müssen dank neuen Höllenmitteln, die uns der Himmel schon zur rechten Zeit in die Hand geben würde, daß wir uns ihrer weise und gründlich bedienen. Wenn es die gerechte Notwendigkeit dieses Krieges erheischt!

Dieser Krieg ist wahrlich nicht überraschend für uns Deutsche gekommen. So lange wir Dichter und Musiker und Philosophen waren, ließen sie uns gelten und nannten uns gerne das edelste Volk. Als wir aber brüderlich geeint am eigenen Herd und unter eigenem Dach sitzen wollten, als wir ein eigenes Vaterland, ein schönes, gesundes, freies Vaterland haben wollten, da drangen sie von allen Seiten auf uns ein, und von Halbjahrhundert zu Halbjahrhundert mußten wir um unser Dasein, um unser elementarstes Dasein kämpfen. Der Gott der Geschichte und die Menschen aller Zeiten haben es uns schwer gemacht; aber haben uns auch die Menschen gehaßt, jener Gott hat uns lieb gehabt von Urbeginn an bis heute. Sein Wort an uns hieß und heißt: Wehr dich! Mehr dich! Ehr dich! Und so hat er uns noch niemals verlassen.

Ehr dich! Weiß ein jeder, was das heißt?

Dieser Krieg ist kein Kabinettskrieg — wohlverstanden für uns Deutsche nicht! — Er ist ein Volkskrieg, der größte und wortwörtlichste, den die Weltgeschichte sah. Darum sind wir alle für ihn verantwortlich und seine Folgen für die Welt. Wir sind das Herz der Welt: die verachtete Mark der ersten Nürnberger Hohenzollern, das Brandenburg des Großen Kurfürsten, das Preußen Friedrichs II., das Deutschland Bismarcks, unser Deutschland; es ist das Herz Europas, wir sind das Gewissen der Welt. Dessen sei ein jeder eingedenk und sich bewußt.

„Wir müssen siegen!" Ein jeder sagt es sich, weil ein jeder es so fühlt, selbst derjenige, dem in der langen Zeit unmächtiger Empfindungen das Gefühl für das Vaterland sich verflüchtigt hatte. Wie die Spartaner einst, wenn sie in die Schlacht zogen, sich salbten und schmückten wie zum Tanze: so liegt es über dem ganzen Deutschland wie Feiertagsglanz, und selbst die grauen und sonst so freudlosen Straßen im Norden und Osten Berlins winken und wogen in unüberzählbarer Fülle schwarz-weiß-roter Fahnen und Fähnchen. Es ist kein Sich-brüsten, was daraus spricht, kein Sich-überheben und -berauschen: es ist über die Not und das Sterben des Einzelnen hinaus die Zuversicht der ganzen Nation, daß ein Volk, das im Sturm der Zeiten gezeugt und groß geworden ist, im Sturm der Zeit nicht untergeht; es ist ein Lebenswille in ihr stark wie das

Schicksal, das ihn schmiedete; es ist ein stummes, erschütterndes Bekenntnis aller derer, die daheim geblieben sind. Sie alle fühlen sich mit eins wieder als das Vaterland, sie fühlen und erleben es ein jeder in sich selbst. Auch für die Nicht-Kämpfer und Frauen ist die allgemeine Wehrpflicht zur moralischen Gültigkeit, zur treibenden, alles mit sich reißenden Kraft geworden, der Volkskrieg hat sich zum Kreuzzug emporgeläutert, nur daß wir das Heiligtum nicht mehr in der Ferne erobern müssen, sondern es bei uns und in uns wissen und es verteidigen.

Aber nicht jedem ist es gegeben, sein Bestes, das er vermag, mit dem Schwert zu leisten, nicht jeder Arm ist stark genug, nach dem Eichenlaub des Heldentums zu greifen. Und doch will die Zeit Helden, nichts anderes als Helden, und sie hat das Recht dazu, von jedem Einzelnen und insbesondere — nach seiner Kraft — zu verlangen, daß er sei, den sie braucht. Wie viel leichter wird es nicht da, so scheint es, für die Vita activa, der von jedem Herzen anerkannten Forderung zu folgen, als der Vita contemplativa? Was sie bisher gedacht und gewirkt hat in ihrem Kreise, erscheint ihr selber heut, wo keiner anderes als den Krieg zu denken vermag, so unwesentlich, so nichtig für das Allgemeine. Aber gerade dieses Gefühl des Herausgerissenseins zeigt uns mit einem Male, wo unsere wahre Heimat ist. Der Ruf des alten Mystikers ergeht heute lauter denn je wieder an uns alle: „Mensch, werde wesentlich!" Wir glauben heute, ohne daß wir das gute Werk zu nennen wüßten, das uns zu solcher Meinung berechtigte, Bessere zu sein, als die wir ehegestern waren. Vermutlich sind wir es auch alle ein klein wenig, denn nur dem Herzen, das sich seiner Last ledig fühlt, wachsen Flügel. Aus dieser erhöhten Lebensstimmung der Zeit gilt es tätige Kräfte zu ziehen, treibende, schöpferische, dauernde. Auch wir daheim können Kämpfer sein, müssen Kämpfer sein!

Alle Welt haßt uns; Freunde, so meinen wir, finden sich nur zögernd zu uns heran. Nicht die Verschlagenheit der fremden Diplomaten, nicht die Bestechlichkeit gewisser ausländischer Zeitungen und ihrer Hintermänner ist es allein, die uns vor der ganzen Welt anschwärzen möchte. Es ist die in einem Zeitalter, das mehr aus Schwäche und Gedankenlosigkeit, denn aus innerer Kraft zu dem mißverstandenen Ideal einer Demokratie neigt und das in allen Landen bequem und wohllebig wurde, allgemeine und wohlverständliche Furcht vor dem, was sie den deutschen „Militarismus" nennen. Man denkt dort draußen: feine Ränke spinnen ist schlauer und weniger gefahrvoll als das Wagnis eines Krieges — und am Ende schlägt doch vielleicht ein gewandter Diplomat noch ein siegreiches Millionenheer aus dem Felde. Aber man irrt: der Krieg schafft eine neue Wahrheit, er ist die Wahrheit, die unerbittliche, er ist der „Rocher de bronze", an dem alles noch so verteufelt verflochtene Gespinnst diplomatischer Fertigkeiten heillos zerreißt. Der Krieg ist nicht nur die ultima ratio aller Staatskunst, er ist für das Volk, das ihn aus der heiligen Inbrunst seiner Not

führt, eine Genesung von nationaler Verweichlichung, eine sittliche Wiedergeburt, er ist — prägen wir uns das ins Herz — ein hehres Glück.

Dieser Krieg — ich rede hier nicht von den politischen und wirtschaftlichen Folgen nach einem siegreichen Ausgang — ist ein Glück für uns, denn er stellt uns endlich wieder vor eine Prüfung — und Prüfung das ist Besinnen, Klärung, Läuterung. Edle, national empfindende Männer sind der Entwicklung der Dinge nach 1871, als die Milliardensaat im neuen Reiche aufging, mit wachsender Bekümmerung und ernsthaft begründetem Zweifel gefolgt; ich erinnere — um nur den Namen eines dieser Patrioten aus innerstem Erlebnis zu nennen — an Richard Wagners letzte Lebensjahre. Sie sahen die alte deutsche, in Not und Liebe erschaffene Kultur langsam erliegen gegenüber dem derberen Streben des neuen Zeitalters nach materiellen und nur handgreiflichen Erfolgen; sie sahen noch nicht das zögernde, ach so zögernde Morgenrot der Zukunft. Wie konnten sie es auch! Es kam ja erst die Zeit, wo man es in Lebensführung, Sport und Zivilisation den überlegenen Engländern gleich zu tun sich bemühte; und viele, die meisten glaubten es wirklich: dieses nun sei die neue deutsche Art. Was uns etwa noch daran fehlte, sei das Geld, mehr Geld, also eine Frage nur der Zeit.

(Als ob ein uns so wesensfremdes Volk wie die Engländer, das im Laufe seines langen Lebens kaum eine bildende Kunst, geschweige denn Musik — und dieses ist das endgültig Entscheidende! — aus dem Geheimnis seiner Seele hervorzubringen im Stande gewesen ist, der Bedürftigkeit des erstarkenden jungen Deutschtums nach höherem, unwägbarem Gut etwas im Tiefsten Förderndes hätte spenden können!)

Aber mit allem Gelde der Welt kann man nicht einen Tropfen roten Blutes zusammendestillieren, nicht einen Funken aus der Seele der Menschheit schlagen, einen Gottesfunken, der weiterzündend ein Volk zu heiliger Begeisterung mitreißt. Der muß aus dem Herzen springen. Idealismus! Das war von jeher die deutsche Losung, wenn auch die Weltlichkeit der letzten Jahrzehnte sie zu bespötteln versucht hat. Es ist unsere Losung auch heute und wird es, da wir nun einmal sind, wie wir sein müssen „nach dem Gesetz, nach dem wir angetreten“, bleiben. Mit Überschwänglichkeit und romantischer Gefühlsseligkeit hat solcher Idealismus nichts zu schaffen. „Reines Herzens sein“, wie Hölderlin mit rührender Schlichtheit immer wieder mahnte, das ist es; die Schlacken fort, die unsere Herzen verschütten möchten, dann wird die Flamme unseres Gefühls schon lauter und unbeirrt emporschlagen!

Wieder droht uns Gefahr wie in der Zeit nach 1871, nur in weit größerem Maße, daß wir um den schönsten Gewinn, den der Krieg bringen kann, kommen, daß der ursprüngliche Todesernst am Ende in Leichtsinn aufgeht. Unsere Heere draußen siegen, aber das Volk daheim hat kaum Zeit reif zu werden, wie es nottut. Der Sieg verwöhnt, und zumal diejenigen, die ihn nicht mit erstritten haben. Die draußen waren — das ist ein anderes — die sind

gefeit: die sind durch das ungeheure Erlebnis des Todes hindurchgegangen und werden gleichsam wiedergeboren in die neue Zeit eintreten.

Aber wir? Wir daheim?! Die Welle, die uns alle im ersten Ansturm mit dahintrug, darf sich nicht eitel überschlagen, sich nicht auf flachem Sande verlaufen. Das sei unser Werk, wir Kämpfer daheim! Versagten wir, das Blut unserer gefallenen Brüder müßte über uns kommen, Deutschland wäre des Sieges nicht wert!

Hallen und Paläste bauen, sie mit schönen Bildern schmücken und mit frohen Liedern und Festen erfüllen wird nach dem Kriege nicht unsere Aufgabe sein. Dem Frieden werden auch ohne dieses nicht seine Kränze fehlen. Die Kämpfer für deutsche Art und Gesittung ruft eine dringendere Pflicht. Uns allen, einem jeden Einzelnen auf seinem Posten ist seine Aufgabe zugewiesen, sei er Beamter, Kaufmann, Bauer, Gelehrter oder Künstler, denn nur wenn jeder Einzelne ein Zeuge der Kultur ist, hat eine Kultur als ein Ganzes Wert: Sehen wir, daß wir dem namenlosen Gotte, der im Geheimen jeder Brust wohnt, über das uns anvertraute Pfund werden Rechenschaft ablegen können, daß wir nicht mit leeren Händen dastehen müssen, wir, die wir mit dem Leben, das uns verliehen wurde, auch die Fähigkeit bekamen, dieses Lebens Schicksal zu gestalten. Ein jeder ist vor sich selbst verantwortlich für seine Seele. Ein jeder muß Gott von Neuem schaffen in seinem Herzen. — Wer aber ist Gott? Was ist das Ideale? — Das vermag keiner dem andern zu deuten. Das weiß ein jeder in sich selbst am besten. Tun wir doch nichts im Leben, selbst unser Bestes nicht, von dem wir uns selber nicht im Geheimen gestehen müßten, daß es noch besser hätte geschehen können. Dieses Gefühl in uns — unser Gewissen ist ja nichts als ein sich selbst bewußtes Gefühl — ist so zart, so stark, es wird nie schläfrig, es bleibt uns immer treu, es ist unser guter Kamerad im Leben und Sterben — und dennoch verleugnen wir ihn tagtäglich, überhören seine Stimme und wollen ihm nicht ins Auge schauen.

Jetzt aber ist es mit einem Male anders mit uns geworden. Das Hochgefühl dieser Zeit hat alle aufgerüttelt, es ist wunderbar rege um uns, in uns. Wir leben aus dem Vollen unseres Herzens, wir fühlen uns wie neu erschaffen, wie auserwählt. „Reines Herzens sein". Ist es nicht so? Das alte Kinderherz schlägt wieder in der Brust des Mannes, wir besinnen uns auf uns selbst, auf unsere alte vergessene, unvergeßliche Liebe: wie klingen die Worte unserer Dichter uns mit einem Male wieder voll ins Ohr, wie findet jede Silbe plötzlich wieder den empfänglichen Winkel in der vertrauten Brust? Unsere Geisteshelden reden laut zu uns und wir lauschen wieder mit der Gläubigkeit unserer Kindertage der tiefen, reinen, herrlichen Kraft ihrer Worte und Gedanken und Gesinnung.

Uns drohte bei allem wachsenden Reichtum äußerer Kulturmittel in unserm Innerlichsten der Verfall. Wir münzten den Schatz unserer Seele in Kleingeld; wir trieben ihre Kräfte immer weiter hinaus in die letzten und feinsten Gelenke

ihres Organismus; wir sahen in immer kleinlicherer Zergliederung das Ziel und entfernten uns dabei immer mehr vom eigentlichen Kerne unseres Selbst. Denn das Ganze ist allemal das Ziel, das Ganze auch in den Teilen. Zu oft haben wir das Gute — und wenn es auch nur immer ein Gutes gewesen wäre! — gepriesen und das Bessere darüber vergessen; denn leicht dünkte uns das Neue eben als das Gute und im Neuen allein glaubten wir unsere moderne Seele wiederzufinden. Aber nicht das Immer-nur-Heutige, vielmehr das Ewige gilt es in uns zu pflegen. Wir müssen unserer bleibenden idealen Werte bewußt sein: sie sind die roten kreisenden Blutkörperchen, die unseren Leib und Geist und Gemüt gesund erhalten.

Warum denn verstehen wir jetzt erst unsere großen Dichter, warum jetzt erst wieder jedes ihrer scheinbar so abgegriffenen Worte, jede Wendung, ja jeden leise mitschwingenden Unterton gewissermaßen aus dem Element heraus, aus dem sie schufen? Weil die ganze Nation, nun selbst in heiligen Gluten, mitschöpferisch am großen Werke wurde. Jedes Wort wird wieder seinem Werte nach empfunden, alle Phrase ward unerträglich, und in der schlichten Form der Kundmachungen des Großen Generalstabs erkennen wir bewundernd die Macht und Würde unserer deutschen Sprache. Ob sie uns Sieg oder Verlust mitteilen, wäre für die sittliche Bedeutsamkeit dieses unseres geläuterten Gefühls gleichgültig; seien wir froh, daß uns das Siegen wie ein Atavismus im Blute liegt! Auf das Gefühl kommt es an! Es handelt sich uns wieder und muß sich einzig handeln um reines Menschentum, wie es der Urgrund aller Dichtung, wie aller Völkermoral und überhaupt wahrer Kultur ist. Die „Bildung zum Menschen". Das war das Ziel, das Fichte in der Zeit der äußersten vaterländischen Gefahr in seinen Reden an die deutsche Nation als das Notwendigste zur Erziehung einer neuen Generation bezeichnete. Menschen sind wir — es war hohe Zeit, daß wir uns wieder hierauf besannen — Menschen, frei vom Vorurteil der Parteien, der Standesunterschiede oder Religionen. Denn über allem kritischen Verstande, der heute so und morgen anders zu entscheiden hat, steht das lautere Gefühl, über aller Religion die Religiosität. In solchem Sinne war es, daß Goethe, der sein Leben lang als der große Atheist verketzerte, in einem der feierlichsten Selbstbekenntnisse seines hohen Alters sich allein noch in seiner Zeit einen Christen nennen durfte, „wie Christus ihn haben wollte".

Die Feinde, die uns von unserem friedlichen Ziele abdrängen, immerfort und ohne daß wir sie recht gewahr werden, sind gewißlich nicht minder stark als die draußen auf den Schlachtfeldern, wenn sie uns auch mit der harmlosen Behaglichkeit des Alltags wohlwollend genug über sich täuschen zu können vermeinen. Erzfeinde des Idealismus eines jeden Einzelnen von uns, Erzfeinde des Menschentums des ganzen Volkes sind sie: das faule Herkommen, der wohlanständige Kompromiß, der selbstgerechte Patriotismus mit seiner für die Zukunft garnicht zu überschätzenden Verrohung der Gemüter, wir alle selbst — nehme

sich doch keiner aus! — in unserer nichts als bürgerlichen Bravheit und Durchschnittsgüte; denn jetzt gilt das Dichterwort mehr noch als je: „Genug ist nicht genug!" Wie viele Mitläufer allein wird nicht dieser Krieg draußen wie drinnen zählen, die sich aus guten Gründen, nicht aus innerer Notwendigkeit laut zu seiner Fahne bekennen; wie viele Talente — um nur ein Beispiel zu nennen, das sich bald widerlichst breit machen wird — Talente, deren eigentliche Zeit von nun an vorbei ist, werden uns patriotisch anreden und mit dem Mummenschanz ihrer Worte die alte unnationale, also antinationale Meinung bemänteln. Aber jenes Gefühl, in das sie sich zeitbeflissen einschmeicheln möchten, ist solchen Elementen unzugänglich. Was wissen denn sie von der Scham der Liebe? —

Wir sind das Gewissen der Welt! Nicht nur um nicht unterzugehen müssen wir siegen, mehr noch um uns zu vollenden. Bleibe dessen ein jeder und in jedem Augenblick eingedenk, wenn ihm der Kampf schon auf dem engen Felde seines Ichs zu hart erscheinen will. Freilich ist jene Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gegen sich selbst nicht bequem, nicht ihres Erfolges im ersten Anlauf sicher, oder gar nach außen hin ruhmreich. Sie fordert Entsagung und Geduld, Überzeugung und Zuversicht. Zu gering jedoch ist keiner, daß deutsche Art und deutscher Idealismus in ihm Fleisch und Blut werde. Jeder und jeder vermag sie zu pflegen, diese herbe, schmucklose, diese — ich nenne den Teil, weil eben das Ganze in ihm zum Ausdruck kommt: — preußische, protestantische Wahrheit, die Wahrheit der Welt, wie sie bei den Völkern gegolten hat, ehe „Europa" sie selbstsüchtig verriet, und wie sie — dank uns allen, wie ich meine — weiter gelten soll.

Es liegt eine elementare Wahrheit darin, daß der Held unserer Sage, in welchem wir von jeher das deutsche Wesen verkörpert gesehen haben, daß Siegfried ohne Arg und Fehl in all seiner stürmenden Männlichkeit, mit der er durch die Welt fährt, sich das Herz eines Kindes bewahrt. Deutsch sein heißt rein sein. Das gelobe sich ein jeder bei sich selbst. Dann wird aus Millionen unscheinbarer Bausteine, so klein sie sein mögen, doch lauter Edelsteinen sich der Dom eines deutschen Weltreichs in die ewigen Höhen emporwölben, und getrost werden wir die ganze Welt zum Feste laden dürfen — und sie wird willig kommen. Wer ist unter uns, der solchen Frieden seinem Vaterlande nicht erkämpfen wollte?

Otto Schulz-Mehrin:
Deutsche Organisationskunst als Grundlage unsrer militärischen und wirtschaftlichen Erfolge.

In den Tagen der deutschen Mobilmachung hat alle Welt bewundernd gesehen, mit welcher Ruhe, Klarheit und Präzision Millionen von Streitern aus allen Städten, Dörfern und Gehöften des großen Reiches zu ihren Sammelpunkten gerufen, hier auf das vollkommenste militärisch ausgerüstet, eingeübt und binnen wenigen Tagen in Tausenden von Eisenbahnzügen an vier Grenzen befördert wurden. Alles geschah, selbst in den geringsten Einzelheiten, nach einem lange vorher festgelegten Plan, der offenbar genau gestimmt hat und ganz so, wie er aufgestellt worden war, ausgeführt werden konnte.

Darauf nämlich kommt es an. Denn ein Plan ist schließlich auch für den kompliziertesten Vorgang bald aufgestellt; es fragt sich nur, ob dieser Plan auch der Wirklichkeit gerecht wird, ob er praktisch durchführbar ist, ob die Kräfte und Mittel zu seiner Durchführung vorhanden, und schließlich ob alle notwendigen Kräfte genügend auf den Plan eingeschult werden können. Ein so ungeheuer komplizierter Vorgang wie eine Mobilmachung, bei der Hunderttausende von Menschen zusammenarbeiten müssen, bietet fast ebensoviel Fehlermöglichkeiten und kann schon durch einen einzigen Irrtum empfindlich gestört werden.

Darin also liegt die Kunst und das Verdienst unsrer Behörden, daß sie den Mobilmachungsplan derart klar und zweckmäßig ausgearbeitet und alle Mitarbeiter so geschult haben, daß Fehler nicht vorgekommen sind, wie der Generalstab ausdrücklich mitgeteilt hat. Und wie jeder, der in den Tagen der Mobilmachung mit der Eisenbahn reisen mußte, selbst in etwas feststellen konnte, wenn er sah, mit welcher scheinbaren Selbstverständlichkeit alle Truppenverladungen und Transporte erfolgten. Mancher wird auch beachtet haben, mit welcher Genauigkeit auf die Minute vom ersten Tage an die bereits im Frieden aufgestellten und gedruckten Fahrpläne der sogenannten Militär-Lokalzüge stimmten bezw. innegehalten wurden, obgleich diese Züge doch auf die eigentlichen Truppenzüge Rücksicht nehmen mußten. Was die Mobilmachung für unsre Eisenbahnen bedeutete, wird man vielleicht erkennen, wenn man aus der „Kölnischen Zeitung" erfährt, daß allein im Eisenbahndirektionsbezirk Köln an 19 Mobilmachungstagen und über 5 Rheinbrücken westwärts über 26 000 Militärzüge befördert worden sind, also rund 275 Züge pro Brücke und pro Tag.

Dieser überraschend schnellen Mobilmachung danken wir es mit in erster Linie, daß wir den Krieg jetzt im Feindeslande führen können, während eine schnellere Mobilmachung unsrer Feinde das umgekehrte Verhältnis ergeben hätte.

(Daß ausgerechnet die Russen zuerst ein kleines Stück in Preußen eindringen konnten, ist darauf zurückzuführen, daß wir den russischen Massen nicht gleich von Anfang an genügend Truppen entgegenstellen konnten, sondern solche zum Teil erst ausbilden mußten, zum Teil erst später aus dem Westen zurücknehmen konnten. Auch hat Rußland anscheinend seine Mobilmachung schon Monate vor dem Kriegsausbruch begonnen).

Auf gleicher Höhe wie die Vorbereitung der Mobilmachung steht die Versorgung der im Felde stehenden Truppen mit Nahrung, Munition und allem andern Notwendigen, wie auch die Zuführung neuer Truppen, mit einem Wort die Organisation des Nachschubes, die gerade für den Kampf fern im Feindeslande von ausschlaggebender Bedeutung ist, und ohne die der erfolgreiche Widerstand an der Aisne gegen einen numerisch weit überlegenen Feind nicht möglich gewesen wäre. Um einen Begriff davon zu geben, was hier geleistet wird, mag kurz angedeutet werden, daß jedes Armeekorps über zwei Munitionskolonnen-Abteilungen mit je zwei Infanterie- und vier Artillerie-Munitionskolonnen verfügt. Ferner ist jedem Armeekorps eine entsprechende Anzahl von Fußartillerie-Munitionskolonnen je nach seiner Ausstattung mit schwerer Artillerie überwiesen. Hierzu treten noch die leichten Munitionskolonnen, die im direkten Verbande der Gefechtstruppen bis in die Nähe des Schlachtfeldes vorgezogen werden, um den Bedarf während des Kampfes zu decken. Ferner verfügt jedes Armeekorps über zwei Verpflegungstrain-Bataillone, deren jedes drei Proviantkolonnen, drei bis vier Fuhrparkkolonnen, sechs Feldlazarette und ein Pferdedepot umfaßt. Schließlich gehören zu diesem Train noch zwei Feldbäckereikolonnen und Feldküchen. Eine Proviantkolonne enthält den gesamten Bedarf für eine Infanteriedivision für einen Tag, während eine Fuhrparkkolonne den eintägigen Bedarf für eine Infanteriedivision, eine Munitionskolonnen-Abteilung und ein Trainbataillon mit sich führt. Diese Ausstattung hat, wie gesagt, jedes Armeekorps, und wir haben bereits im Frieden 25 Armeekorps, jetzt aber weit mehr.

Als eine Hauptleistung militärischer Organisationskunst muß auch die Aushebung, Ausbildung, Ausrüstung und rechtzeitige Zuführung frischer Truppen gelten. Bei der unerwartet großen Zahl von Feinden, die uns gleich gegenüber traten, dürfen wir uns nicht damit begnügen, nur die aktiven Truppen und gedienten Reserven ins Feld zu stellen, sondern es müssen nach und nach möglichst alle waffenfähigen Männer ausgebildet und hinausgesandt werden. Diese Hunderttausende in verhältnismäßig kurzer Zeit so auszubilden, daß sie dem Feinde mit Erfolg gegenübertreten können, bedeutet bei der zweifellos geringen Zahl der zur Ausbildung zur Verfügung stehenden Offiziere und Unteroffiziere eine ganz außerordentliche Leistung, die auch wohl nur bei einem Volke wie dem deutschen möglich ist, dem der militärische Geist gewissermaßen in Jahrhunderten anerzogen und vererbt worden ist.

Dabei nicht die geringste nervöse Hast und Unruhe. Während Franzosen und Engländer in ängstlicher Überstürzung aus allen Weltwinkeln Truppen aller Art und aller Ausbildungsstadien zusammensuchen und unmittelbar in die Schlacht führten, so besonders in dem großen Ringen an der Aisne, ziehen sich die Deutschen in aller Ruhe in eine günstige Verteidigungsstellung zurück und warten hier ab, den Feind nach Möglichkeit schwächend, bis ihre Reserven soweit ausgebildet sind, daß sie mit Erfolg in die Schlacht geführt werden können.

Ein Stück militärischer Organisation ist schließlich noch die Vorbereitung der noch nicht waffenpflichtigen Jugend für den Kriegsdienst, wie sie jetzt im ganzen Reiche einheitlich ins Werk gesetzt ist, und die den Eindruck verstärken hilft, als ob Deutschland jetzt ein einziges großes Kriegslager wäre.

Das deutsche Heerwesen, die Mobilmachung, die Aufstellung immer neuer Armeekorps werden denn auch im Auslande wie im Inlande als organisatorische Leistungen gewürdigt, die uns kein Volk der Erde nachmachen kann. Selbst die hochmütigen Engländer scheinen das allmählich einzusehen, und sogar anzuerkennen.

Aber wenn dem Auslande und selbst der großen Masse unsres eigenen Volkes hauptsächlich unser Militärwesen und unsre jetzige Mobilmachung als organisatorische Leistungen ins Auge springen, so mag hier demgegenüber auch einmal auf weniger sich aufdrängende Leistungen auf andern Gebieten hingewiesen werden, die in organisatorischer Hinsicht nicht geringer sind, und die vielleicht die deutsche Organisationskunst und Organisationsfähigkeit noch deutlicher beweisen als die militärisch-organisatorischen Leistungen, weil sie nämlich vielfach gewissermaßen improvisiert werden mußten, als der Krieg ausgebrochen war, während die militärische Organisation im Frieden ausgebaut und die Mobilmachung im Frieden vorbereitet und in den Manövern zum Teil auch schon geübt werden konnte.

Wir denken besonders an die zahlreichen Organisationen wirtschaftlicher und sozialer Art, die seit dem Ausbruch des Krieges entstanden sind und noch immerfort entstehen.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß dieser Krieg nicht blos mit militärischen, sondern auch mit wirtschaftlichen Waffen geführt werde, besonders von seiten unsres gefährlichsten Feindes, Englands, und daß im letzten Abschnitt des Kampfes die wirtschaftliche Stärke vielleicht sogar eine größere Rolle spielen wird als die militärische, hat man bei uns von Anfang an alles daran gesetzt, das wirtschaftliche Leben nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten.

Die erste Sorge galt der Kreditorganisation. Das wirtschaftliche Leben aller zivilisierten Völker basiert zum großen Teil auf einem außerordentlich komplizierten und feingliedrigen Kreditsystem. Da nun im Kriege niemand mehr gern Kredit gewähren will, vielmehr jeder danach trachtet, gewährte Kredite

aufzuheben, so drohte jenes ausgedehnte Kreditsystem und damit das Wirtschaftsleben, soweit es auf Kredit beruhte, mit dem Ausbruch des Krieges zusammenzubrechen. Um das zu verhüten, erließen die meisten Staaten, sowohl unsre Gegner wie auch viele Neutralen, sogenannte Moratorien, d. h. Gesetze, wonach bis zu einem gewissen Zeitpunkt niemand verpflichtet ist, Schulden zu bezahlen. Also ein gesetzlicher Zwang, gewährten Kredit vorläufig trotz des Krieges bestehen zu lassen. Durch ein Moratorium erstarrt gewissermaßen das Kreditsystem in dem Zustande, in dem es sich im Augenblick des Erlasses befindet. Es werden weder alte Schulden bezahlt, noch können andrerseits neue eingegangen werden; denn es wird im allgemeinen niemand bereit sein, neuen Kredit zu gewähren, wenn er in absehbarer Zeit nicht auf Zahlung rechnen kann. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Erstarrung des Kreditsystems mancherlei und schwere Nachteile für das Wirtschaftsleben zur Folge haben muß. Trotzdem nahmen, wie gesagt, die meisten vom Kriege berührten Staaten ihre Zuflucht zum Moratorimu. Selbst das stolze England, das sich uns wirtschaftlich so unendlich überlegen glaubte, erließ ein Moratorium.

Deutschland allein tat das nicht; es ging einen andern Weg, der zwar nicht so einfach, dafür aber besser war: Anstatt den bestehenden, dem Wirtschaftsleben im Frieden entsprechenden Kreditzustand zu konservieren, suchte Deutschland das Kreditwesen den veränderten, den Kriegsverhältnissen anzupassen; und anstatt die alten Kreditquellen zu verstopfen, suchte man im Gegenteil neue zu erschließen, entsprechend dem Umstande, daß im Kriege das Kreditbedürfnis eher zu — als abnimmt. So wurde gleich in jener denkwürdigen Reichstagsitzung am 4. August das Darlehenskassengesetz, das schon im Frieden vorbereitet war, angenommen. Die Darlehenskassen, die in Verbindung mit der Reichsbank an verschiedenen Orten des Reiches errichtet worden sind, sollen es jedem, der über Wertobjekte, z. B. Wertpapiere, Waren u. a. verfügt, ermöglichen, seinen Besitz in Geld bezw. Zahlungsmittel umzuwandeln.

Dieser staatlichen Maßnahme, das Kreditwesen zu stützen, gingen private Unternehmungen zu dem gleichen Zweck parallel. So wurden vielerorts unter Mitwirkung der Handelskammern und Gemeinden von Banken, industriellen und Handelsfirmen Kriegskreditbanken gegründet, die mehr dem Personalkredit dienen sollen im Gegensatz zu dem Unterlagenkredit der Darlehenskassen.

Ähnlich den Kriegskreditbanken in größeren Verhältnissen sollen in kleineren Verhältnissen, insbesondere in Handwerkerkreisen, die Kriegskreditgenossenschaften für Handwerker wirken, die ebenfalls private bezw. genossenschaftliche Unternehmungen darstellen.

Zur Kreditnot brachte der Krieg die Arbeitsnot, dadurch entstanden, daß viele Fabriken und Werkstätten infolge des Krieges ihren Betrieb einschränken oder gar ganz einstellen mußten. Die Zahl der Arbeitslosen stieg in den ersten

Wochen nach dem Kriegsausbruch auf eine erschreckende Höhe, und es galt, Mittel und Wege zu finden, diese Zahl wieder zu vermindern. Und das ist denn auch verhältnismäßig rasch gelungen. Schon jetzt laufen von allen Seiten Berichte ein, daß die Zahl der Arbeitslosen ständig abnimmt, obgleich es doch zum Winter geht, wo sonst die Arbeitslosigkeit regelmäßig zunimmt. Nach den neusten Berichten (von Mitte November) ist die Zahl der Arbeitslosen nicht mehr größer als in Friedenszeiten.

Zunächst suchte man die Arbeitslosigkeit dadurch einzudämmen, daß man der anfänglich sehr ungleichmäßigen Verteilung der Arbeitsgelegenheit abhalf. Der Krieg brachte nämlich eine starke Verschiebung der Arbeitsgelegenheit, indem diejenigen Fabriken, die mit Lieferungen für das Heer und die Marine bedacht wurden, sehr gut, ja übermäßig beschäftigt waren, während Fabriken, die bisher Export-, Luxusartikel oder andere jetzt nicht begehrte Dinge fabriziert hatten, völlig still lagen. Hier galt es einen Ausgleich zu schaffen, derart daß einmal die überbeschäftigten Fabriken Arbeit an weniger beschäftigte abgaben, zum andern Arbeiter von wenig beschäftigten Fabriken an vielbeschäftigte abgegeben wurden. Diese Aufgabe wurde gelöst teils durch die bereits im Frieden begründeten verschiedenen Arbeitsnachweise, die durch die neugegründete behördliche Reichszentrale der Arbeitsnachweise organisatorisch zusammengefaßt wurden, zum Teil durch besondere Kriegsausschüsse der verschiedenen wirtschaftlichen und beruflichen Organisationen, z. B. des Zentralverbandes deutscher Industrieller und des Bundes der Industriellen, die den sehr rührigen „Kriegsausschuß der deutschen Industrie" gründeten und hierfür ihre zahlreichen Kräfte und Hilfsmittel zur Verfügung stellten.

Darüber hinaus suchte man Arbeitslose in zahlreichen, eigens zu diesem Zweck gegründeten gemeinnützigen Betrieben zu beschäftigen. Um zu zeigen, daß es sich hierbei keineswegs um künstlich und mit finanziellen Opfern gehaltene oder um bedeutungslose Unternehmungen handelt, mag hier die Fabrik der weiblichen Abteilung des Zentralvereins für Arbeitsnachweis in Berlin kurz geschildert werden.

Die Leiterin dieser Fabrik, Fräulein Klausner, übernahm zunächst als Zwischenmeisterin Arbeit von Unternehmern für wenige Arbeiterinnen. Als sich zeigte, daß man konkurrieren konnte, wandte sich Fräulein Klausner direkt an die Militärverwaltung und erhielt bis jetzt nacheinander Aufträge auf 1 800 000 Zwiebackbeutel, 160 000 Patronentaschen, 100 000 Brotbeutel, 64 000 Hafersäcke und mehrere Tausend Helmbezüge. Jetzt wird schon fast ein ganzes großes Haus von der Fabrik eingenommen, und es werden fast 3000 Arbeiterinnen und Beamtinnen, die früher ohne Arbeit waren, beschäftigt.

Auch in fabriktechnischer Hinsicht ist der Betrieb mustergültig organisiert. Unter dem Dach des Hauses sind die Zuschneider für die Zwiebackbeutel unter-

gebracht; ein Teil der Arbeiter nimmt die Stoffballen auseinander, ein anderer Teil legt sie in langen Streifen aus, immer 75 Lagen aufeinander, weil jede Arbeiterin täglich 75 Beutel zum Nähen erhält; wieder andere schneiden diese Streifen auseinander, und schließlich werden die Zwiebackbeutel selbst zugeschnitten. Die zugeschnittenen Stücke kommen dann vom Boden in darunter liegende große Säle, in denen an Hunderten von Nähmaschinen die Beutel fertiggestellt und einer Abnahmestelle abgeliefert werden. Ähnlich ist die Abteilung für Patronengürtel organisiert, nur daß hier noch eine besondere Kontrollstelle hinzukommt, weil die Patronengürtel besonders genau nach Maß genäht sein müssen. Wie für die Zwiebackbeutel und Patronentaschen sind auch für die Hafersäcke, Brotbeutel und Helmbezüge besondere Abteilungen eingerichtet, jede mit besonderen Maschinen und mit besonders für die betreffende Arbeit geeigneten Arbeiterinnen. Also ein gemeinnütziger, für den Augenblick gewissermaßen improvisierter Betrieb, wie ihn ein Privatunternehmer in Jahren kaum besser entwickeln könnte.

Schließlich kann aber auch die größte Organisationskunst keine Arbeit geben, wo keine ist. Und der Krieg hat doch weit mehr Arbeitsmöglichkeit genommen als gebracht. Ein Rest von Arbeitslosen muß deshalb aus öffentlichen oder privaten Mitteln erhalten werden. Bei der Beschaffung und Verteilung dieser Mittel sind wieder verschiedene Organisationen tätig, insbesondere die staatliche Sozialversicherung, die Gemeinden und die Arbeiter-Gewerkschaften, die Hand in Hand arbeiten und keine geringe organisatorische Arbeit leisten.

Zur Arbeit gehört in der Regel Material, und wie die Arbeit so ist auch das Rohmaterial infolge Behinderung der Einfuhr vielfach knapp geworden, oder es befindet sich an Stellen, wo es nicht unbedingt gebraucht wird, während es an andern Stellen, wo es unentbehrlich ist, fehlt. Auch für die Materialbeschaffung und Verteilung bildeten sich infolgedessen verschiedene Organisationen, so zunächst im preußischen Kriegsministerium eine Rohstoffzentrale; mit dieser arbeiten zusammen die ebenfalls nach Kriegsausbruch gebildete Kriegsmetall-A.-G., die Kriegswollgesellschaft, die Zentrale für Kriegslieferung von Tabakfabrikaten, die Kriegschemikalien-A.-G. u. a., deren Zweck im einzelnen aus ihren Namen hervorgeht. Diese letzteren Organisationen sind, obwohl private Gründungen, doch meist keine Erwerbsunternehmungen. Ihre Vorstände und Aufsichtsräte sind ehrenamtlich tätig, und es sollen keine Dividenden und Liquidationsgewinne verteilt werden.

Die Hauptfürsorge widmet man natürlich dem wichtigsten der Rohstoffe, den Nahrungsstoffen. Hier hat man zunächst mit Hilfe der Arbeitsnachweise und Kriegsausschüsse dafür gesorgt, daß es nicht an Arbeitern zur Einbringung der Ernte und hernach zur Bestellung der Felder fehlte. Dann wurde die sehr wichtige Frage der Düngung behandelt, gilt es doch, für die wiederum infolge der Behinderung der Einfuhr fehlenden künstlichen Düngemittel, insbesondere für den Chile-Sal-

peter, Ersatz zu schaffen. Er bietet sich dar in dem bei der Verkokung der Steinkohle gewonnenen schwefelsauren Ammoniak; und es gilt hiervon möglichst große Mengen zu erzeugen oder mit andern Worten, möglichst viel Koks zu heizen und hierfür Propaganda zu machen. So folgt immer eine Maßnahme aus der andern, und immer neue organisatorische Aufgaben werden gestellt, aber auch gelöst. Ähnliches gilt für die Fleischversorgung, wobei z. B. Vieh von Gegenden mit Futtermangel nach Gegenden mit Futterüberfluß übergeführt werden soll, oder von der möglichst zweckmäßigen Verwertung der Kartoffeln, die Deutschland ja im Überfluß erntet. Die geplanten Maßnahmen sind in organisatorischer Hinsicht so interessant und für die deutsche Arbeitsweise charakteristisch, daß sie kurz geschildert werden mögen.

Die Kartoffel ist in ihrem natürlichen Zustande wenig haltbar, sie kann deshalb vielfach nicht so vorteilhaft verwertet werden, wie bei größerer Haltbarkeit möglich wäre, und von der deutschen Kartoffelernte gingen bisher alljährlich 30 bis 40 Millionen Doppelzentner ungenützt verloren. Bedeutet das schon in normalen Zeiten einen großen Schaden, so erst recht jetzt, wo wir von den einheimischen Nahrungsmitteln garnichts entbehren können. Man will deshalb einen möglichst großen Teil der Kartoffeln dadurch haltbarer machen, daß man sie trocknet, und will möglichst viele Trockenanlagen errichten. Um das zu erleichtern, hat die Regierung sich bereit erklärt, Unternehmern die Kosten einer Trocknungsanlage, die sich auf ca. 20 000 Mark belaufen, unter sehr günstigen Bedingungen vorzuschießen. Um weiter die Verwertung der Trockenkartoffeln, die hauptsächlich für Futterzwecke, in der Form von Kartoffelmehl aber auch für die menschliche Nahrung in Betracht kommen, zu erleichtern, soll ein großes deutsches Syndikat errichtet werden, dem die einzelnen Unternehmer ihre Trockenkartoffeln gegen eine feste Vergütung und gegen Gewinnbeteiligung abzuliefern hätten. In diesem Verwertungssyndikat sollen das Reichsamt des Innern, der preußische Landwirtschaftsminister, der preußische Finanzminister und die preußische Zentraldarlehenskasse, die die Darlehen für die Anschaffung der Trockenanlagen hergeben soll, je mit einem Vertreter stimmberechtigt sein. Das Ganze stellt also eine halb staatliche, halb private Organisation dar, wie wir sie in dieser Kriegszeit bereits mehrfach entstehen sahen.

Deutsche Organisationskunst sucht schließlich sogar die außerordentlichen, im Anfang für ganz unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeiten der Ausfuhr nach Möglichkeit zu beheben. Handelskammern, Kriegsausschüsse der industriellen und Handelsvereinigungen, Spediteure suchten in Verbindung mit den deutschen Eisenbahnverwaltungen zunächst Wege in die neutralen Nachbarstaaten zu finden; dann schuf man in Verbindung mit diesen Neutralen Schiffsverbindungen nach Übersee. Um dem durch Kaperung drohenden Risiko zu begegnen, gründete man in Verbindung mit dem Staate (wieder die Verbindung von Staat und Privatunternehmung) die Kriegs-Transportversicherungsgesellschaft. Auf diese Weise

ist es tatsächlich möglich geworden, die Ausfuhr in größerem Maße wieder aufzunehmen, als es nach außen hin scheint.

Keiner besonderen Schilderung bedürfen die wohl allgemein bekannten verschiedenen und zahlreichen Organisationen, die der Kranken- und Verwundetenpflege, der Versorgung der Truppen mit Wollsachen und andern Liebesgaben sowie der Unterstützung aller durch den Krieg in Not geratenen Volksgenossen dienen. Nur als Beispiel dafür, in welchem Maßstabe auch hier verschiedene Organisationen sich betätigen, mag erwähnt werden, daß die Volkskaffee- und Speisehallengesellschaft in Berl'n während der Mobilmachung nicht weniger als 180 000 Mann auf den Bahnhöfen unentgeltlich mit Erfrischungen versehen hat und noch jetzt für das Rote Kreuz und andere Vereine die Bahnhofsverpflegung der Verwundeten und gleichzeitig täglich Mittagessen für 12 000 Menschen liefert. Der Abrahamsche Verein für Kindervolksküchen und Volkskinderhorte in Berlin speist gar in 50 Küchen täglich über 26 400 Kinder; und im ganzen werden in Berlin von diesen und andern Organisationen zurzeit nicht weniger als 60 000 Menschen für eine Vergütung von 10 bis 30 Pfennig täglich gespeist. Ähnliches dürfte auch an allen andern Orten des Reiches, wenn auch in einem der Größe entsprechenden geringeren Maßstabe geschehen.

Das alles sind Leistungen organisatorischer Art, die uns kaum ein anderes Volk nachmachen wird.

Wir sagten schon eingangs, und unsere Schilderung wird es gezeigt haben, daß viele dieser Organisationen ohne Vorbild waren und völlig neu geschaffen werden mußten. Immerhin sind diese mannigfaltigen organisatorischen Schöpfungen doch nicht so überraschend, wie sie Laien vielfach scheinen mögen. Die Keime zu mancher jetzt so rasch gewachsenen Organisation sind doch schon im Frieden gelegt worden, und die Grundlagen anderer scheinbar neuen Organisationen wurden durch bereits bestehende, im Frieden geschaffene Organisationen gegeben.

So wäre die verblüffend schnelle Schaffung der geschilderten Kreditorganisation anstelle eines Moratoriums kaum möglich gewesen, wenn unser Bankwesen nicht schon im Frieden vorzüglich und zum Teil im Hinblick auf den Krieg organisiert gewesen wäre. Das gilt ganz besonders von unserer Reichsbank, die mit ihrem eigentümlichen Aufbau als privater Unternehmungsform mit staatlichen Beamten (abermals diese Verbindung von Staat und privater Unternehmung) ein ihren besonderen Zwecken offenbar vorzüglich entsprechendes organisatorisches Meisterwerk darstellt, das turmhoch über den entsprechenden Instituten unserer Feinde steht.

Oder die Grundlagen für die verschiedenen Kriegsausschüsse gaben die bestehenden wirtschaftlichen und beruflichen Verbände; Werkstätten für Arbeitslose erwuchsen aus Arbeitsnachweisen; das geplante Kartoffelverwertungs-Syndikat soll sich an die bekannte Zentrale für Spiritusverwertung anlehnen u. s. w.

Viele Kriegsorganisationen entstanden einfach dadurch, daß schon im Frieden

vorhandene Vereine ihre Tätigkeit einfach den Forderungen des Tages anpaßten, oder dadurch, daß Wohltätigkeits-, Geselligkeits-, Sport- oder andere Vereine ihre sonstigen Vereinszwecke vorläufig zurückstellten und statt dessen sich den durch den Krieg gestellten Aufgaben widmeten; so übernahm, um nur ein Beispiel anzuführen, der Deutsche Werkbund, der sonst die Güte deutscher Arbeit zu steigern trachtet, die Verbreitung von Nachrichten nach dem Auslande und den Kampf gegen die Lügen unserer Feinde.

Hier zeigt sich, was all die vielen Vereine und Vereinchen, die unser ganzes Volk umfassen, doch wert sind, und wozu die oft verspottete Vereinsmeierei gut ist. Ohne sie wäre es kaum möglich gewesen, all die geschilderten Kriegsorganisationen so schnell, wie tatsächlich geschehen, zu schaffen. Dadurch daß unser ganzes Land mit Vereinen überzogen ist und wohl jeder Deutsche einem oder mehreren Vereinen angehört, war es verhältnismäßig leicht, weiteste Kreise für einen bestimmten Zweck zu gewinnen. Es war nur notwendig, sich mit den bereits bestehenden zahlreichen Vereinen in Verbindung zu setzen und diese Vereine für den gedachten Zweck zu gewinnen; die Gewinnung der Einzelmitglieder und die Sammlung von Mitteln im Einzelnen übernahmen dann diese Vereine. So konnte mit Hilfe der Vereine auch die nicht unter die Waffen gerufene Bevölkerung rasch mobil und kriegsbereit gemacht werden.

Und was vielleicht noch mehr ins Gewicht fällt: durch das Vereinswesen ist unser ganzes Volk dem Organisationsgedanken gewonnen und organisatorisch geschult worden. Denn jeder, auch der kleinste Verein erfordert Unterordnung unter einen gewissen gemeinsamen Zweck, ferner Anerkennung der Autorität und Einordnung in eine organische Gliederung. Die psychischen Fähigkeiten, die hierbei gefordert werden, sind an sich ganz dieselben, ob es sich um einen unbedeutenden oder einen hochbedeutsamen Vereinszweck handelt; und deshalb kann auch der kleinste und unbedeutendste Verein für größere und größte Organisationen erziehen helfen.

Für die Vorstände der Vereine kommt noch hinzu, daß sie durch ihre Gründungs- und Verwaltungstätigkeit auch technisch-organisatorisch geschult werden. Da auch die Technik der Gründung und Leitung einer Organisation im Grunde immer dieselben Fähigkeiten fordert, so kann auch hier der kleinste Verein der größten Organisation vorarbeiten.

So betrachtet stellt sich also unser Vereinswesen als eine sehr willkommene Vorschule der Organisationskunst dar und als ein Ausfluß unserer hervorragenden Organisationsfähigkeit. Und wie kein Volk mehr und größere Vereine hat als das deutsche, so ist es auch allen anderen in der Organisationskunst und Organisationsfähigkeit überlegen. Das hat sich bereits im Frieden gezeigt, wo wir unsere industriellen und wirtschaftlichen, zumteil auch unsere wissenschaftlichen Erfolge nicht zuletzt unserer Organisationskunst danken; und das zeigt sich jetzt im Kriege, wo die erstaunlichen Erfolge unseres Heeres gegen zahlenmäßig weit überlegene

Feinde ohne eine großartige militärische Organisation nicht denkbar wären, und wo unser Wirtschaftsleben dank seiner zweckmäßigen Organisation besser und kräftiger dasteht als das irgend eines andern Volkes. Diese hervorragende Organisationskunst wird uns auch nach Beendigung des Krieges gut zustatten kommen und uns ermöglichen, nicht blos die Schäden und Wunden, die der Krieg verursacht hat, schneller zu heilen als unsere Feinde, sondern auch die neuen Möglichkeiten, die mit dem Friedensschluß sich bieten werden, schneller zu ergreifen und auszunützen.

Jacob Bödewadt: Ein Dichter deutscher Innerlichkeit.

Zum 70. Geburtstag Timm Krögers (29. November 1914)

In berechtigter Erbitterung über die geifernden Verleumdungen und geradezu sinnlosen Haßausbrüche, mit denen gewisse ausländische Dichter die ihnen in Deutschland weit über Gebühr und Verdienst zuteil gewordene Verhätschelung und Verhimmelung gleich nach Kriegsausbruch gelohnt haben, ist als gerechte Vergeltung eine strenge Sperre über feindliche Kunsterzeugnisse angeregt worden, den vor allem die deutschen Kritiker ausüben sollten. Eine einmütige Verpflichtung der gesamten deutschen Kritik zu solchem rächenden Schweigen wird nun wohl auch dem Urheber dieses Planes kaum erreichbar erscheinen, ohne Geschlossenheit der betreffenden Berufskreise aber würde die erwogene Maßnahme die Schuldigen nicht fühlbar genug treffen, um als notwendige Kriegshandlung auch dort einzuleuchten, wo die innerliche Berechtigung eines derartigen literarischen Schutzzolles nicht an sich schon anerkannt wird. Solche Erkenntnis sollte sonst bei dem maßlosen Übersetzungsgroßbetrieb der letzten Jahre eigentlich nachgerade Allgemeingut aller an diesem Zustand nicht geschäftlich Mitbeteiligten geworden sein. Es ist wirklich kein Verdienst um die Weltliteratur mehr, sondern lediglich ein Beweis für künstlerische Unkultur, wenn bei uns ausländische Schriftsteller siebenten und achten Grades Verleger und Ausstattungen für ihre Werke finden, um die unsere eigenen wirklich echten Dichter sich vergebens bemühen; wenn in so manchem literaturkritischen Organ dann solche fremdländische Nichtigkeiten mit gespreizter Geberde eingehend „gewürdigt" werden, während für die Beschäftigung mit unsern heimischen Dichtern, die wirklich etwas zu sagen haben, keine Zeit und kein Raum „erübrigt" werden kann. Wenn die Stimmung dieser Monate mit ihrer wunderbaren Verinnerlichung, mit ihrer kaum erhofften Selbstbesinnung auf unser eigenstes Wesen von der literarischen Kritik anstatt nur zur negativen Ausschaltung mißliebig

gewordener Ausländer zur positiven Werbearbeit für die bislang recht stiefmütterlich behandelten künstlerischen Vertreter reinsten und innerlichsten Deutschtums ausgenutzt würde, dann würde ein literarischer Schutzzoll von selbst überflüssig werden; denn der noch so gut wie ungehobenen Schätze deutscher Dichtung sind so viele, daß ein Geschlecht, dem die Verpflichtung zu ihrer Aneignung eingeimpft wäre, für wertlosen ausländischen Tand gar keine Zeit übrig behielte. Kräftige, immer wiederholte Hinweise auf solche Künstler, die zu den tiefsten und reinsten Quellen deutscher Art hinführen, weil sie selbst aus ihnen schöpfen, zeigen aber auch fast den einzigen Weg, den gewaltigen Strom deutschen Empfindens dieser Zeiten vor dem Versiegen und Versanden zu bewahren; denn die rein politische Hochspannung der Volksgefühle muß ja früher oder später wieder abnehmen. Und gerade wenn uns, wie wir alle hoffen, ein voller Sieg in nicht zu ferner Zukunft vergönnt ist, wächst riesengroß die Pflicht auf, unser Volk vor Übermut und neuem Verfall in Materialismus zu bewahren, ihm mit allen Kräften die seelische Höhenlage zu erhalten, die es zur Abwehr der Feinde ringsum befähigt hat; und dazu kann wiederum vor allem die wahrhaft, die innerlich deutsche Dichtung verhelfen — nicht die Tendenzdichtung irgend welcher Richtung, sondern die von äußeren Zwecken freie, die echte Kunst.

Darum ist es keineswegs unzeitgemäß, in dieser vom furchtbarsten Kriegslärm erfüllten Zeit von einem Dichter zu sprechen, auf dessen gesamtes Schaffen in gewissem Sinne der Titel seines ersten Buches „Eine stille Welt" als Kennzeichnung angewandt werden könnte: von Timm Kröger, der am 29. November sein 70. Lebensjahr vollendet. Denn innerhalb dieser stillen und räumlich ziemlich eng umgrenzten Welt, in der fast alle seine Geschichten spielen, eröffnet sich der Blick in weiteste geistige Fernen und letzte seelische Tiefen. Wohl bekennt Timm Kröger sich selbst als einen Heimatdichter: „Indem ich mich von nichts anderem als dem leiten ließ, was mich seelisch trieb, wurde ich das, was man vielleicht einen Spezialisten der Heimatnovelle nennen darf", sagt er in der Einleitung zur neuen Gesamtausgabe seiner Novellen. Aber mit jenem faden Abklatsch belangloser Äußerlichkeiten, den Dilettanten und Halbtalente massenweise als Heimatkunst ausbieten, hat seine Dichtung deshalb schlechterdings nichts zu tun. „Als wesentliches Merkmal der Heimatdichtung oder Heimatkunst erkenne ich ihre Gebundenheit an einen Ort oder an eine bestimmte Landschaft mit Unterstreichung der in dieser Umwelt hervortretenden Eigenart bei Menschen sowohl wie bei der Natur", heißt es in jenem Selbstbekenntnis weiter. „Im übrigen wird das ganze Gebiet dichterischer Darstellung von ihr so gut wie von anderer Dichtkunst ausgenutzt: ein echter Heimatdichter wird seine Gestalten mit klarer Hervorhebung scharfer Charakterköpfe nicht weniger ins Typische und Allgemeinmenschliche hinaufheben wie ein Romanschreiber, der sich vorgesetzt hat, eine Welt an uns vorüberrollen zu lassen; und mit demselben Recht wie jeder andere Dichter klopft auch der Heimatdichter mit allen unlösbaren Fragen der Warum und Wie und Wohin an die Tore des

Ewigen." Das Heimatliche, das Timm Krögers Novellen enthalten, ist ihm also nur Rohstoff, in dessen künstlerischer Verarbeitung ihm keine Grenzen gesetzt sind außer durch den Umfang und die Tiefe seines Talents; mit dem Kunstwert der aus solchem Rohstoff geformten Dichtung hat die freiwillige Beschränkung auf einen engeren landschaftlichen Umkreis an sich garnichts zu tun. Und in keiner Weise bedeutet diese Beschränkung eine Erleichterung für den Dichter, der seine Werke mit unverkürztem Maßstab gemessen haben will, vielmehr eher eine Erschwerung, da seine Dichtung nun nicht nur den allgemeinen künstlerischen Gesetzen genügen, sondern zugleich unbedingte landschaftliche Treue bewahren muß, während sie die Alltagswirklichkeit zur Ewigkeitswahrheit erhebt.

Für beide Seiten seiner Kunst, den landschaftlich-stammestümlichen Rahmen und den geistig-seelischen Gehalt, ist nun der Lebensweg Timm Krögers besonders günstig gewesen. In einer ausführlichen Lebensskizze (die meiner kürzlich abgeschlossenen, wegen des Krieges aber vom Verleger zurückgestellten Monographie „Timm Kröger — Ein deutscher Dichter eigener Art" einverleibt werden wird) beklagt er zwar, „so viel Zeit in Zaudern und Zagen verzettelt" zu haben: wie der Held seiner vielfach autobiographischen Erzählung „Daniel Dark" ist er nämlich fast zwanzig Jahre alt geworden, bis er den Zwiespalt seiner Neigungen überwand, bis der angehende Bauer den Pflug stehen ließ und sich für einen gelehrten Beruf entschied. Für den künftigen Dichter war diese lange Zeit des Schwankens aber nicht verloren: während dieser Jahre hat er die Eigenart seiner Heimat wie früher mit dem mehr oder minder verschwommenen Gefühl des Kindes so jetzt mit den wachen, bewußt prüfenden und wertenden Sinnen des Jünglings unverlierbar fest und treu in sich aufgenommen, ihre Natur und ihre Menschen bis auf den Kern ihres Wesens kennen gelernt; und die Ungewißheit über den für ihn geeignetsten Platz in der Welt hat ihn früh zu selbständigem Grübeln über die letzten Fragen nach des Daseins Sinn und Ziel geführt und damit den späteren Weltanschauungsdichter vorgebildet, wie jenes Andere den Heimatdichter. Im erwähnten selbstgezeichneten Lebensbild bedauert Timm Kröger ferner, gerade an die Juristerei geraten zu sein, und meint, Theologie oder Kunst- und Literaturwissenschaft würde besser zu seiner Wesensart gepaßt haben. Zweifellos hätte er nun ja auf der Kanzel oder einem philosophisch-ästhetischen Lehrstuhl mehr von seinem Eigenen geben können als im Dienste der Paragraphen nüchterner Gesetze, der ihn zu seinem Schmerz dem inneren, dem Dichterberuf so lange fern gehalten hat; und doch dürfen wir auch diese Führung seines Lebens als einen Segen für seine Kunst ansprechen: diese unfreiwillige Hintanhaltung seiner literarischen Produktion durch einen ihn innerlich nicht befriedigenden bürgerlichen Beruf hat das, was man im weitesten Sinne als Rohstoff seiner Dichtung bezeichnen könnte, so geläutert und verdichtet, daß die Bilder und Gestalten seiner phantasiebeschwingten Erinnerung und Sehnsucht, als sie allen Hindernissen zum Trotz schließlich doch den Durchbruch erzwangen, von Anfang an eine erstaunliche menschliche und künstlerische Reife aufweisen.

In gewissem Sinne ist Timm Kröger schon in seinem ersten Buch ein Eigener, ein Fertiger gewesen; es scheint, als habe er ohne langes Suchen und Tasten seine eigene Form gefunden. Das stimmt aber doch nur teilweise; wer die ersten Ausgaben seiner frühesten Bücher mit den letzten endgültigen Fassungen vergleicht und womöglich gar noch die Zwischenstufen verfolgt, bemerkt staunend, mit welchem heiligen Ernst und eisernen Fleiß Timm Kröger an sich gearbeitet hat, um seine besondere, ganz eigenartige Form zur höchsten Vollendung zu steigern; daß gleichzeitig der Gehalt seiner Novellen stetig wächst, erkennt ja auch schon der flüchtigere Leser. In der mehrfach angezogenen Selbstbeurteilung gesteht Timm Kröger denn auch unumwunden ein: „In meinen ersten Schriften stehen Landschaftsschilderung und Stimmungsmalerei im Vordergrund, Charaktere und Gestalten treten zurück, und erst etwa von „Leute eigener Art" an wird die Menschendarstellung Hauptgegenstand." Diese Entwicklung vom Idyll zum Drama, vom Augenblicksbild zum Schicksalsgemälde bedeutet zweifellos ein künstlerisches Wachsen des Dichters. Aber auch schon in seinen Frühwerken bloßer Zustandsschilderung hat er so wunderbar Köstliches geleistet, daß die theoretische Rangordnung beinahe wieder aufgehoben wird — es sei nur das von lauterster Poesie durchtränkte, ganz in Duft und Stimmung getauchte Stall- und Scheunenidyll „Hein Wieck" genannt, das in seiner Weise ebenso vollendet ist wie etwa die gewaltig packende Novelle „Um den Wegzoll", die vollendetste niederdeutsche Dorfgeschichte in hochdeutscher Sprache. Während so die Menschen, die in den frühesten Stimmungsbildern fast nur Farbflecke im zarten Landschaftsaquarell bilden, allmählich schärfere Umrisse und schließlich körperliche Rundung gewinnen, bis sie in den ausgesprochenen Charakternovellen in all „ihrer Eigenart, ihrer Kraft, ihrem Eigensinn, ihrer Treue und ihrer Grobheit, kurz: ihren Tugenden" dastehen, verschwindet die Natur doch nicht aus diesen späteren Werken. Sie tritt nur in anderer Weise auf als früher: die anfängliche Beseelung der Natur vom Menschen aus weicht der Offenbarung ihrer eigenen Seele, ihres dem kalten Verstand und den nüchternen Sinnen verborgenen Eigenlebens; und das wächst nun zwanglos, organisch zusammen mit dem Menschenschicksal, rüttelt die Menschenherzen im brausenden Sturme auf und beschwichtigt sie im gütigen Glanz des scheidenden Tagesgestirns, offenbart dem Menschen des Weltenschöpfers Allmacht und Allgüte.

Denn mag Timm Kröger auch einmal leise über die Leute spotten, „denen alles willkommen ist, ihre auf Lohn und Strafe gerichtete Weltanschauung zu rechtfertigen" — im Grunde bekennt er sich doch zu demselben Glauben, nur daß er viel tiefer gräbt und das Gericht ins Innerste des Menschenherzens verlegt, weshalb denn auch Geschichten seelischer Läuterungen ein Lieblingsthema seiner Dichtung sind. Und so fern er sich von starrer Dogmatik hält, so erfüllt ist er und ist seine Kunst von freier und tiefer Religiosität, für deren Verbildlichung er unbekümmert auf die alten Symbole zurückgreift, wenn schon sie ihm etwas wesentlich anderes bedeuten: „Ich habe Gott lange Zeit verloren gehabt, viele Jahre. Ich

habe ihn wiedergefunden, einen anderen Gott" (als den der Schulstube). „Männlicher und größer und erhabener war er geworden, aber im Grunde war er doch noch derselbe; der liebe, liebe Gott. Und immer bilde ich mir ein, sein wohlgelittenes Kind zu sein." Am stärksten kommt diese religiöse Saite in des Dichters letzter großer Novelle „Dem unbekannten Gott!" zum Ertönen, die das ganze weite Gebiet der religiösen Strömungen unserer Tage umfaßt; mehr oder minder deutlich aber klingt sie in fast allen seinen Skizzen und Erzählungen ernsten Inhalts mit an. Und aus dieser geruhig-zuversichtlichen Weltanschauung erwächst auch der eigenartige Humor Timm Krögers; ein Humor, der mit den verstandesmäßigen Witzeleien gewerbsmäßiger Spaßmacher nicht das Geringste zu tun hat, sondern aus allumfassender Liebe geboren ist; der sich nicht über die Menschen lustig macht und nicht vor der Tragik des Lebens krampfhaft die Augen verschließt, sondern der mit seinen Gestalten lacht und die Tragik von innen heraus überwindet: „Humor ist die Gabe, allen Widerwärtigkeiten aus der Zuversicht heraus zu begegnen, daß unser Leben nur das Schattenspiel eines anderen, hinter ihm stehenden besseren Daseins ist, daher eine tragische Auffassung nicht verdient." Ein solcher transzendentaler Humor ist gewiß nicht Sache der großen Menge; und doch ist er nichts Erklügeltes, sondern etwas im Tiefsten Erlebtes, wie denn bezeichnender Weise ein gut Teil des grimmigen Humors, von dem unsere im härtesten Kampfe um unser Sein oder Nichtsein stehenden Krieger vielfach Zeugnis ablegen, im Grunde aus der gleichen Wurzel sprießt, aus dem felsenfesten Glauben, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen". Solche selbstverständlichste, freieste Religiosität, wie sie Timm Krögers Dichtung von innen her durchwärmt, ohne sich jemals irgendwie hervorzudrängen, eine Religiosität, die sich so gut mit der höchsten geistigen Bildung wie mit dem schlichtesten Verstande verträgt (denn: „Offenbarung ist eine nicht ergrübelte, nicht einmal erfühlte, sondern aus den Tiefen unsers Unterbewußtseins heraufgeworfene Wahrheit, nach deren Ursprungsquelle die logische Sprossenleiter unsers Verstandes nicht hinabreicht") — solche dogmenfreie, im besten Sinne deutsche Religiosität hat unser Volk ja in diesen schweren Zeiten wohl allgemein wiedergewonnen. Da wird es denn gewiß auch williger als früher einem Dichter Ohr und Herz öffnen, der von jeher in fast jeder Novelle gezeigt hat, wie solche Weltanschauung ganz unwillkürlich aus dem nur seinem eigenen Sehnen folgenden, unverfälscht deutschen Herzen quillt: dem nun siebzigjährigen Timm Kröger, dem reifen und reichen Künstler, den die Zukunft noch mehr als die Gegenwart als einen der eigenartigsten und tiefsten deutschen Novellisten würdigen, lieben und lesen wird.

Dr. von Bilguer: Die Erhebung der islamitischen Welt.

Erst vor wenigen Wochen konnten wir an dieser Stelle eine Gefahr, die sogenannte „italienische" in Nordafrika, erörtern: es handelte sich dabei nur um eine angebliche. Heute stehen wir vor einer wirklichen, sehr ernsten und gefährlichen. Die gesamte islamitische Welt scheint sich zu erheben und — mehr oder weniger bewußt — unser Bundesgenosse zu werden.

Diese Erhebung der Mohammedaner wird ihre greifbarsten Folgen in den nordafrikanischen Küstenländern zeigen: für die Franzosen in Marokko, Algerien und Tunesien; für die Engländer in Ägypten, während für die lybische Kolonie Italiens keine Gefahr vorzuliegen scheint, wie wir später zeigen werden.

Es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß diese islamitische Bewegung gewissermaßen nur eine Folge der letzten europäischen Kriegsereignisse sei. Ihr Anfang datiert vielmehr aus dem Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der Sultan Abdul Hamid bald nach Beendigung des russisch-türkischen Kriegs seine ihm von gewisser mohammedanisch-orthodoxer Seite streitig gemachte Stellung als Kalif mit allen Mitteln zu befestigen suchte und — verstand. Heute erkennt die ganze islamitische Welt (die Opposition der wenigen Schriftgelehrten von Damaskus ist eine nur theoretische) den Sultan als Kalifen an und selbst die Italiener in Libyen — gleich den Österreichern in Bosnien — respektieren seine Rechte.

Auf die Türkei, nicht zum letzten als die Besitzerin der beiden heiligen Städte Mekka und Medina, blickt die gesamte mohammedanische Welt; allein von ihr kann sie noch die Erfüllung des islamitischen Weltreich-Traumes erhoffen.

Schon der letzte italo-türkische Krieg war Öl aufs Feuer dieser Bestrebungen. Die Türkei konnte während desselben gleichzeitig als Opfer und Rächerin des Islam erscheinen.

Der italienische Angriff auf Libyen gab dieser panislamitischen Propaganda neuen Impuls. Alle nordafrikanischen Küstenländer, Arabien, alle Gegenden, in denen Mohammedaner leben, bis zum entfernten Indien, wurden von eigenen Emissären besucht und mit geheimen Zirkularen überschwemmt. In allen Hauptstädten Europas befanden sich Zweigkomitees, die den von Konstantinopel und Kairo ausgegebenen Parolen gehorchten. Interessant ist, daß die von Tanger aus in ganz Marokko verbreiteten Zirkulare in arabischer Sprache in Berlin hergestellt und vom dortigen Komiteeagenten, Dr Moharrem*),

*) Derselbe ist im August 1913 in Berlin gestorben.

W. Uhlandstraße 155, unterzeichnet waren. Diese Zirkulare gingen von Hand zu Hand und wurden in den Moscheen verlesen.

Besonders in Marokko, dem neuen französischen Protektorat, wird diese Bewegung leichtes Spiel haben, denn sie findet den fruchtbarsten Boden. Schon vor dem europäischen Kriegsausbruch sah es dort für die französische Okkupation schlimm genug aus. Der vielgenannte Eroberer und erste Generalresident Marokkos, General Lyautey, schilderte selbst die Lage mit folgenden Worten: „Die Ereignisse von Fez bildeten die Ursache zu einer schrecklichen Krisis, deren ganze Schwere vielleicht kaum gewürdigt wird, und wir verdanken es einzig und allein dem Heroismus unserer Soldaten, daß wir einer wahren Vernichtung entgangen sind. Die Aufstände von Fez haben ganz Marokko in Feuer und Blut gebracht und bis in die abgelegensten Atlastäler den Fremdenhaß der Berberstämme entfacht. Sie sind es, welche die vom „blauen" Marabut El-Heiba geleitete Bewegung hervorriefen, die uns zur Einnahme von Marrakesch führte. Um in unserer Unternehmung fortzufahren, darf vor der Hand keine Verminderung des Effektivstandes unserer Truppen eintreten. Ich verfüge über 81 506 Soldaten. Von diesen sind 37 397 Europäer, einschließlich der Fremdenlegion, 23 338 Algeriner, 10 334 Senegalesen und 10 437 Marokkaner."*)

Nur wenige Tage später, am 18., 23. und 25. Juli, wurden weitere 1011 Mann in Bordeaux und Marseille nach Marokko eingeschifft und 136 Sapeurs-mineurs gingen noch am 1. August von Bizerte nach Rabat.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung fielen alle französischen Pläne betreffs Marokkos zusammen. General Lyautey schiffte sich mit dem größten Teil seiner Offiziere und Truppen nach Frankreich ein. Was dies für die französische Herrschaft und die Hoffnungen Frankreichs in Marokko bedeutete, geht aus folgenden Worten hervor, die ein Generalstabsoffizier aus Marrakesch an den Deputierten von Nancy, Ferri de Ludre, schrieb: „Diese schöne Eroberung Marokkos unternehmen wir zugunsten der Deutschen, wenn Frankreich sich nicht stärker zeigt. Sollte man den General Lyautey abberufen, so würde hier in kurzer Zeit der allgemeine Aufstand ausbrechen, den zu unterdrücken noch weitere hunderttausend Mann nötig sein würden. Unsere ganze Okkupation ist zerbrechlich und prekär (toute notre occupation est fragile et précaire), nur der General Lyautey gibt ihr den Halt. Alles fällt zusammen, wenn er abreisen sollte (tout cela s'effritera dès qu'il partira)."**)

Daß die vorstehenden Urteile richtig waren, beweist die Tatsache, daß General Lyautey sich seit dem 4. Oktober wieder in Marokko befindet; man schickte ihn schleunigst zurück, um zu retten, was zu retten ist. . . .

---

*) Siehe Interview des Generals Lyautey in „Dépêche Tunisienne" 12. Juli 1914.

**) Siehe „Echo de Paris" 24. Juli 1914.

Im benachbarten Algerien und im tunesischen Protektorat sieht es nicht besser aus. Beide Länder sind von Truppen entblößt. Noch am 11. Juli verfügte der französische Kriegsminister die schleunige Bildung neuer Tirailleurbataillone für Algerien, „da die fortwährende Ausdehnung unseres Arbeitsfeldes in Marokko eine immer größer werdende Verwendung nordafrikanischer eingeborener Streitkräfte vernotwendigt und daher eine Schwächung der algerischen Truppen".

Nach der Abreise fast aller tunesischen Soldaten nach Europa hilft man sich in den größeren Ortschaften mit in aller Eile gebildeten Bürgergarden zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung.

In den unter französischer Herrschaft stehenden Ländern Afrikas findet die islamitische Bewegung ganz besonders günstigen Boden — abgesehen von den rein religiösen Beweggründen — wegen der Unzufriedenheit der Eingeborenen mit der ihnen auferlegten allgemeinen Wehrpflicht, die bisher in allen von Mohammedanern bewohnten Ländern gänzlich unbekannt war.

Ganz anders dagegen liegen die Dinge im italienischen Libyen. Sicherlich wird der Wille des Kalifen und der gute Wille seines Vertreters in Tripolis, Schemseddin-Pascha, genügen, das kaum beruhigte Land vor neuen Unruhen zu bewahren. Aber auch abgesehen davon haben die Italiener von ihren neuen afrikanischen Untertanen kaum etwas zu befürchten: die dortigen Eingeborenen werden derartig gut seitens Italiens behandelt, daß dies bereits zu wiederholten Malen den Neid der Mohammedaner von Tunis und Ägypten erregte. Dann aber teilt Italien in Libyen mit vollen Händen Wohltaten und Geld unter die Eingeborenen aus und hat dieselben ein für allemal von jeglicher Wehrpflicht befreit. Dies alles ist vielleicht vom rein theoretisch-kolonialen Gesichtspunkt aus anfechtbar, im gegenwärtigen Augenblick zeigt sich indessen der Wert dieser Methode.

Alles in allem: Frankreich hat auf seiner Karte bei diesem beginnenden Spiele einen jährlichen Handelswert von 1 800 000 Franken stehen, abgesehen von den ungezählten Millionen, die es in seine afrikanischen Besitzungen gesteckt hat. Erleidet das französische Prestige an der afrikanischen Nordküste eine Schlappe, so kann es bis zum Zusammenbruch seines riesigen, über 10 Millionen Quadratkilometer fassenden afrikanischen Reiches nur ein Schritt sein. —

Albert Zimmermann:
Zwei Episoden von 1812—1813.

I.

Prinz Emil von Darmstadt schlief im Schnee ein, und um ihn gegen den eisigen Nordwind zu schützen, hielten vier hessische Dragoner ihre Mäntel als eine Wand vor ihn und standen am nächsten Morgen noch so da — aber erfroren.

Wolfgang Menzel, Geschichte der Deutschen.

Eisiger Nordsturm durchwirbelt die russische Steppe. Er haßt — und er hat Kraft zu hassen! — alles, was fest ist, ohne durch ihn, denn auch er macht fest — starr. — Ihm widersteht keine Macht! —

Keine? —

Nicht Europas stolzestes Heer? — fünfhunderttausend waffenklirrende Krieger — aufgebracht, den blutig — blutleeren Traum des Imperator-Phantasten Wirklichkeit werden zu lassen: eine Welt — ein Reich — keinen Gott — nur einen Kaiser — nur einen Kaiser! —

— Grauweiße Schneeflocken zerstieben und überschütten. — — Und die lodernde Flamme siegsicherer Begeisterung, aus fünfhunderttausend aufgeglühten Soldatenherzen unwiderstehlich emporgeschleudert, erlischt wie ein Funken. — —

Eisiger Nordsturm durchwirbelt die Steppe, er haßt alles, was fest ist. Ihm widersteht keine Macht! —

Keine? —

Nicht die eiserne Zwangfessel der Disziplin? — — Tapferkeit ist nur eure zweite, Manneszucht und Ausdauer eure erste Tugend! — Helden des afrikanischen Wüstenbrandes, Helden des weglosen, wildklüftigen großen St. Bernhard — ihr trotzet! — —

— Durch grauweiße Schneewolken wälzt sich über sich selbst hinwegtaumelnd eine Menschenherde, durch nichts zusammengehalten als durch den Sammelinstinkt der Herde. — Eroberer des Weltreichs sind Alle — ist Jeder! — und Jeder trägt seine Würde im Tornister! — — Was Weltreich! — Was Würde! — Wer noch befehlen will: den Kolben an den Schädel — und das brennend kalte Waffeneisen in den Schnee! — Und auf Verwünschungen weitergestelzt! — weiter! — — nur leben! — leben! — — —

Eisiger Nordsturm durchwirbelt die Steppe. Er haßt alles, was fest ist. Ihm widersteht keine Macht! —

Keine? —

Nicht das ewige Bewußtsein: Mensch zu sein? — Nicht Religion? — Nicht Gott? — Ihr, die ihr das Weltsystem umwarft, es von neuem dachtet und sagtet: Jetzt erst sind wir! — Ihr, die ihr mit dem Ehrennamen der ersten Nation euch schmücktet! — ihr müßt etwas — irgend etwas in euch haben, das unbesiegbar ist! — —

— Durch grauweiße, kristallene Schneewolken kriecht mühsam eine Schar menschlicher Raubtiere. Stumm, grausige Flüche eingefroren auf den verzerrten Lippen, umschleichen sie einer den andern. — Ein Brüllen gellt auf! — Das umlauerte Schwachwerden eines Kameraden läßt die übrigen im Rudel sich auf ihn stürzen. Mit ihren letzten Kräften zerfleischen sie einander — lechzend nach dem Blut des Gefallenen — des Waffenbruders! — nach einem Tropfen warmen, süßen Blutes. — — —

Eisiger Nordsturm durchwirbelt die Steppe. Er haßt alles, was fest ist! Doch er findet nichts mehr, als was sein Atem starr gemacht hat. Nichts widerstand seiner Macht! —

Nichts.

Alles ist aufgelöst — alles entbannt! — In den grausen Verschlingungen erstarrter Körper ist zerrissen, was Menschen je mit einander verbunden. — Nicht ein erbärmlicher Fetzen des Prunkmäntelchens, mit Pentagramm und tausend heilig-wichtigen Zeichen geheimnisvoll bestickt, in dem die Menschheit um ihres Menschseinswillen sich so gefeit und sicher fühlt — blieb beieinander? — — Zerfasert! — von wirbelndem Nordsturm hinausgeblasen in die leere Steppe! — —

Und grauweiße Schneewolken weben eilfertig ein neues Gewand — höhnend, ein unschuldsvoll weißes! — gnädig, ein hüllendes, weiches! — Und breiten es über die halbnackten, zerfleischten Menschenleiber, die der stolzesten Völker Namen getragen, und sich kindlich gefreut über die bunten Unterschiede ihrer Uniformen — breiten es über Gardist und Kürassier, über „Français" und „cochon". — — Doch was ist's bei den vier hessischen Dragonern? — Sie liegen nicht in den Boden hineingewühlt — aufrecht stehen sie — steil und steif — Gestalten wie Berge! Die Arme treufest einander zugestreckt, und von schweren schwarzen Reitermänteln überhangen, so ragen sie als ein trutzig Wehr dem allgewaltigen Nordsturm entgegen. Ein trutzig Wehr! — doch traulich auch bei all seiner Luftigkeit, und kostbar bei all seiner Dürftigkeit — doch grausig auch in seiner Leichenstarrheit und mehr noch als alles andere, erhaben in seiner schlichten Größe. — Ob Fürst, ob Freund dahinter die schwindende Kraft durch seltene sichere Ruhe neu belebte — ob strenge Gehorsamspflicht, ob freier Opferwille die rauhen Männerseelen inmitten der zerbrechenden Welt unbeugsam werden ließ? —

Der eisige Nordsturm fragt nicht. Er haßt Alles, was fest ist! Ihm widersteht keine Macht! —

Keine? —

II.

Vom Einsinken der Wagen, Menschen und Pferde war bei Studianka eine Insel entstanden, welche die Beresina in zwei Arme teilte, und unterhalb derselben sah man drei moorige Hügel aus zusammengetriebenen Menschenleichen. Es ragten noch menschliche Gebeine daraus hervor, aber sie prangten mit einer dichten Hülle von Vergißmeinnicht. — — —

Weber, Weltgeschichte.

„Das Heer ist vernichtet — — Das Befinden Sr. Majestät war nie besser." —

Ein Schlag zuckt durch Europa. Verblendete Augen starren ernüchtert. Verängstigte Herzen krampft totwundes Weh. Und:

Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd — —

so ebbt in dünnen Tropfen die große Flut aus Rußland zurück. Tropfen — doch jeder ein Meer von Elend, Qual — von Haß und Flüchen!

Und ihre grimme Not sind Stacheln in zerfleischten Herzen, die ihrer Lieben harren. —

„Alter Graukopf — Dein letzter Sohn? — Laß mich erst lachen! — Die Beresina ist ein breiter Strom — viel Volk ist drin ersoffen! — Aber der Kaiser — der Kaiser — lebt!" — —

„Kind — Du weinst, weil Dein Vater nicht kommt? — Mach Dir ein spaßiges Exempel hieraus: Hunderttausend waren hüben — fünftausend sind drüben — dazwischen donnert die schwarze Beresina: — Aber der Kaiser — der Kaiser — lebt!" — —

„Weib — es ist um Dein Augenblau schade! — Laß reden mit Dir — nimm mich! — Zwar froren mir meine Ohren in Rußland ab, und mein Bein ist steif, weil von Holz — aber Dein Mann — wer weiß, was von dem noch ist! — Die Beresina ist tief — und ein breiter Strom — und mitten drin erwuchs eine Insel von Wagen und Pferden und Menschengebein — — — Doch der Kaiser — der Kaiser — lebt!" — —

— — Und Greise wachsen zu tatfrischen Jünglingen, Stumme beginnen begeistert zu reden, Reiche werden mild, und Mütter stillen ihre Kinder mit Blut. —

Und aus Glut wird Brand — und aus Wut wird Tat — Rache! — vernichtende Rache! — — —

Über Studianka an der Beresina wölbt sich der Himmel frühlingsfroh. Zahllose Blumen entsprießen der Steppe — keine grausame Hand zerknickt sie,

kein harter Fuß zertritt ihr duftiges Leben. Hier mag die Heimat des Friedens sein — die Welt ist weit in der Ferne. — Still gleiten die dunklen Fluten der Beresina dahin — ihr Weg ist lang bis zum Meer — da mögen sie nicht mit tändelndem Spiel und geschwätzigem Murmeln verweilen — unaufhaltsam gleiten sie entlang an den blumigen Ufern, schweigend vorbei an den drei schwarzen, moorigen Hügeln, die inmitten des Flußbettes emporragen. — Drei moorige Hügel — was sind sie dem skythischen Strom! — Sie liegen still — machen ihn nicht mehr wirbeln. Einmal — taten sie es! Da waren die moorigen Hügel noch ein Heer — ein angstgepeitschtes, flüchtendes zwar — aber doch immer noch ein Heer, mit Roß und Troß, das furchtbar werden konnte in seiner Verzweiflung! Das wollte ihn, den Freien mit Brücken in Fesseln schlagen. Da schäumte er auf — zerbrach, lauter brüllend als die Kanonen ringsum, seinen eisigen Panzer und warf die Stücke zornmutig den vor Schrecken sinnlosen Menschlein entgegen. — Es war ein Kampf! — Er siegte. — Und dann hatte er, was da in ihm herumtrieb, fein säuberlich geschichtet von Grund auf zu drei flachen Hügeln. — —

Wohl drohte manch Schädel noch mit leeren Augenhöhlen — gar manche Knochenhand, zur Faust gekrampft, reckte sich wild empor — doch ihn machte es nicht mehr wirbeln — still gleiten seine schwarzen Wasser vorüber — — — Aber in die ferne Welt hinaus drang auf unsichtbaren Wegen der entfleischten Gerippe stummes Fluchgebet und entfesselte einen Schrei — einen gellenden Schrei nach Vergeltung. — — —

In weiter Ferne liegt die Welt — hier mag die Heimat des Friedens sein. Zahllose Blumen entsprießen der Steppe, von keiner Hand gebrochen, von keinem Fuß zertreten. Und in lauen Nächten weben stillwirkende Mächte auch über die grausige Schädelstätte der moorigen Hügel einen zartblauen Flor — und eines Tages ist der grinsenden Kiefer, der knöchernen Fäuste welterschütterndes: Imperator — wir grüßen Dich! — eingebettet unter einer dichten Hülle — Vergißmeinnicht — — —

Catharina von Pommer-Esche: Almendro.

Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

Wenn draußen die ehrwürdigen Olivenzweige nickten, von der Meeresbrise leise geküßt, dann glitten seine Hände über die Tasten, und beim Mondenschimmer entstanden in dieser lauen Luft des Südens seine wunderbaren Nocturnos. Die Geliebte saß still daneben, in süße Träume gewiegt. Die Insulaner, eingekapselt in ihre eng begrenzten altherkömmlichen strengen Sitten, wie die Schnecke in ihrem Haus, konnten sich in die freien Anschauungen des Paares nicht hineindenken. Die beiden waren nicht verheiratet, und sie schrieb Bücher, die wegen ihrer zweifelhaften Moral die anständige Menschheit erschrecken mußten. Die weibliche Neugierde empfand das Bedürfnis, die merkwürdige Frau kennen zu lernen, aber das ließ sich doch nicht machen. Nur die Großmutter Don Adrianos, die so schön die Harfe spielte, war frei von solchen Vorurteilen und besuchte die Schriftstellerin. Sie hatte Freude daran, das Entzücken der Französin über diese himmlische Natur zu hören. Darum verteidigte die Großmutter in den vornehmen Gesellschaften die Fremde. Sie wäre eine arme Frau, mit einem heißen leidenschaftlichen Fühlen, deren Leben eher das einer barmherzigen Schwester sei, als einer Genußsüchtigen. Der Großvater mußte schließlich die Besuche — aus Rücksicht auf die allgemeine Landessitte untersagen. So blieb das Paar einsam. Aber das wollte es auch. Es hatte an sich selbst genug. Abends und nachts kam Chopins Muse zu Besuch, und so entstanden jene einschmeichelnden, wollüstig-süßen Klänge, die ein musikalisches Gemüt entzücken werden, so lange der silberne Mond vom Himmel herab in poetische Seelen blicken wird. Eines Tages kündigte der Besitzer des Landhauses dem Paar, weil sie nicht gesetzlich getraut wären. Da richtete die Sand in dem alten Kloster einige Zellen gemütlich ein, und es war auch hier ein echtes Künstlerleben. Die Schriftstellerin bereitete selbst mit ihren feinen zarten Händen die Speisen für ihren Geliebten. Abends begann das eigentliche Leben. Das düstere Kloster wurde belebt durch die geheimnisvolle Musik, Chopin phantasierte am Piano, sie saß daneben und schrieb bei flackerndem Talglicht. Oft mußte sie sich erheben, um dem Geliebten gegen den Husten ein Linderungsmittel zu reichen. In Vollmondnächten ging das Paar auf den Klosterfriedhof, dessen Geheimnisse es mächtig anzog. Eine Nacht in der Karnevalszeit hielten Mauren ihren Einzug ins Kloster. Es waren in Wirklichkeit Jünglinge aus der Hauptstadt, die der Französin dort in der

Einsamkeit eine poetische Überraschung bereiten wollten, wohl beschämt, daß man diese interessanten Künstler in Bann getan. Um Mitternacht trafen sie ein und ließen ihre Gitarren in nächtlicher Serenade vibrieren, tanzten spanische Tänze, die Chopin mit fieberhaften Augen beobachtete, während die Sand den graziösen Eindruck froh in sich aufnahm. Als der Frühling kam, besserte sich das Befinden des Geliebten zusehends, und die Wandervögel zogen heim nach Frankreich. Bald nachher wandelte man die früheren Mönchszellen in behagliche Wohnungen um, welche die Städter im Sommer aufsuchten, und ein jeder wollte gern gerade die Wohnung der Sand haben. Don Adriano fühlte sich sehr hingezogen zu jener Frau. Arme George Sand! Die Liebe war für dich eine bittersüße Frucht! Allen Aufruhr hatte sie durchgemacht. Eine ungetreue Genossin Mussets, war sie die treueste Pflegerin des todkranken Chopin in der Einsamkeit von Valhermoso. „Ach, wenn ich eine solche Frau kennen lernte," seufzte er vor sich hin. „O, geliebt zu werden von einer bedeutenden Frau!"

Lange grübelte Adriano über diese Liebe. Dann lächelte er ironisch. Seine Reise hatte ein anderes Ziel, und sein Herz preßte sich zusammen wenn er daran dachte. Er, der von wahrer Liebe ohne jede Berechnung träumte, wollte sich verkaufen, seine Hand und seinen Namen einer Frau reichen, die er kaum kannte, zum Gespött der ganzen Insel werden. Sein Dasein erschien ihm so öde. Das Opfer, das er bringen wollte, ließ ihn nochmals strenge Rückschau halten. Er suchte in der Vergangenheit nach einer Rechtfertigung seiner Handlungsweise. Er zitierte aus Mirza Schaffy:

> Zwei Arten höh'rer Güter schuf Natur,
> Die einen, schön zu denken und zu handeln;
> Die andern, voll Empfänglichkeit der Spur
> Des Wahren und des Schönen nachzuwandeln.

Er wollte nun die nackte Prosa, eine Heirat, um mit bäurischem Golde den Palast de Mosca zu restaurieren und den Stamm zu degenerieren — mit Bauernblut. Er sah sich im Geiste mit seiner schönen, bleichen Mutter, die zart geblieben war seit der Geburt des einzigen Sohnes. Sie war eine gebildete Dame und wußte ihrem Sohn viel zu berichten. Es war traurig, wie mit dem Aufhören des überseeischen Handels die Moscas allmählich verarmten, es ging unaufhaltsam dem Ruin zu. Seines Vaters erinnerte sich Adriano nicht so genau, nur daß er ein schwacher Charakter gewesen, hörte er oft sagen. Er sollte eine Liebelei mit Tante Mona, der Frommen, gehabt haben, die noch etwas von dem früheren Reichtum besaß. Doña Mona war zu ihm kalt und abweisend. Einmal sagte sie ihm, daß seine Mutter zwar eine Adelige gewesen sei, aber doch nicht Vollblut wie wir. Die Mutter wollte es durchaus nicht haben, daß er zur Marine ging. Er sollte sich keinen Gefahren aussetzen, sollte ein vornehmer Herr auf der Insel sein und, vor allem, eine Familie schaffen, um den Stamm fortzusetzen. Er gehorchte

der Mutter. Nach ihrem Wunsche sollte er studieren, Advokat werden, um das Vermögen wieder in Ordnung zu bringen. Mit sechzehn Jahren wurde er nach Madrid geschickt. Aber es wurde nichts Rechtes mit dem Studieren. Die Lehrer ließen ihn gefällig durchschlüpfen, aber das Lernen nahm er niemals ernst. Die Mutter versah ihn mit reichen Mitteln — mit reicheren, als für sie und für ihn gut war, und so lernte er auch nicht haushalten. Es vergingen fünf Jahre. Seine Freunde aus der Heimat wußten in den Cafés viel von seinen Abenteuern zu erzählen. Sie sahen ihn oft, statt über den Büchern, viel mit Frauen. Die Mutter, die davon hörte, war einerseits darüber entrüstet, aber auch stolz darauf, daß ihr schöner, stattlicher Junge die Frauenherzen entflammte. Die de Moscas hatten alle das Bedürfnis, sich auszuleben, ehe das Wahre, Echte sich ihnen enthüllte — wie ein Most, der sich erst gesund gären muß. Eine besondere Leidenschaft hatte Don Adriano fürs Schießen. Das Scheibenschießen ging ihm über alles. Auch damit verbrachte er manche kostbare Stunde. Im großen Garten des Palastes pflegte er überreife Apfelsinen mit virtuoser Geschicklichkeit von den Bäumen zu schießen. Er besaß keinen Feind, obwohl er, als echter Sohn des Landes, Abenteuer suchte. Seine Urkraft wollte sich austoben. Er turnte, schwamm, ritt, focht und nahm sich ernsthaft vor, die geringste Beleidigung mit dem Degen oder der Pistole zu sühnen. Aber es kam nichts dergleichen, denn er war sehr höflich geartet. Eines Tages erschreckte ihn ein Telegramm mit der Nachricht, daß die Mutter ernstlich erkrankt sei. Als er nach Hause kam, fand er Doña Florinda nicht mehr am Leben. Er zählte dreiundzwanzig Jahre. Mit dem einstigen Riesenvermögen war es vorbei. Der Palast war so groß, seine Erhaltung kostete viel Geld, und seiner Natur widerstrebte es, genau zu rechnen. Er wollte die Welt sehen, ließ andere studieren, und die Gesetze der alten Römer, mit denen er sich eine sichere Existenz gründen sollte, vergaß er vollständig. Andere wußten ja noch weniger als er und waren doch elegante Kavaliere und glückliche Menschen. Also leben! —

Er blieb zwei Jahre in Madrid und spielte den großen Herrn, hielt sich noble Reitpferde und spielte in den Kasinos von Alcalá. Bald wurde er des Lebens in der spanischen Hauptstadt überdrüssig. Der Wandertrieb aller de Moscas wurde in ihm lebendig. Er reiste durch Europa, wählte Paris zu seinem Standquartier. Alle größeren Städte Deutschlands und Österreichs besuchte er, besah sich überall das Interessante, studierte die Mode und den guten Ton. Aber der Magnet blieb immer wieder die Weltstadt an der Seine. Dort lernte er auch seine erste ideale Liebe kennen: Miß Anny Homspun. Hell und dunkel, les extrêmes se touchent! Die vergißmeinnichtblauen Augen Miß Annys verguckten sich in die tiefdunklen Augensterne des Spaniers. Lange blieben ihre Gefühle unausgesprochen. Sie besuchten gemeinsam Museen und Theater, und bei der Heimkehr von den in Paris erst spät endenden Vorstellungen war Don Adriano der schützende Ritter der Tochter Albions. Allmählich wurde Miß Anny doch

berauscht von dem süßen Trank der Liebe. Die beiden reisten eine Weile miteinander. In den Hotels nahm Don Adriano sein Zimmer weitab von dem der Miß; zu nächtlicher Stunde wandelte dann Prinz Hassan in arabischem Gewand zu seiner rotblonden Suleika. Eines Tages schlug Miß Anny ein festes Band fürs Leben vor. Mit dem praktischen Sinn der Engländerin wollte sie gleich die finanzielle Seite der Frage regeln — sie würde ihrem Vater schreiben, der sehr reich sei. Sie wollten sich dann schnell in London trauen lassen, wo man keine Schwierigkeiten mache. Alles recht schön, aber wirklich heiraten?

Eines Morgens machte er sich reisefertig und dampfte ab — zurück ins Vaterland. Von dieser englischen Romanze war ihm nur die Erinnerung und eine rotblonde Locke geblieben. Von Madrid aus schrieb er an seinen Verwalter um Geld. Indessen stockte es mit den Sendungen, und nur unregelmäßig trafen kleine Beträge nebst unerquicklichen Briefen ein. Schließlich reiste er nach der Heimat, im Glauben, seine persönliche Anwesenheit werde die Lage bessern. Eine Besitzung nach der anderen wurde verkauft. Sobald er wieder Geld in Händen hatte, flog er schnell wieder aus dem Nest, ohne auf seinen Verwalter zu hören. Das Geld wiegte ihn in einen lachenden Optimismus. Alles würde sich machen. In letzter Stunde würde ihn eine reiche Heirat retten.

So ging's einige Zeit, bis der Verwalter seine Entlassung forderte, einen Haufen von unbezahlten Rechnungen sandte und den Bescheid gab, kein Geld mehr schicken zu können. Von da ab lebte Don Adriano wie vergraben auf der Insel. Nur des Nachts ging er aus, um im Kasino mit einigen Freunden zu spielen, die sich gern von seinen Reisen erzählen ließen. Während des Tags war das Elend sein Gesellschafter. Adriano dachte oft ganz kalt daran, aus dem Leben ohne Demütigung zu scheiden. Man sollte ihn unter einem Orangenbaum im ewigen Schlaf finden — den Revolver in der Hand.

Eines Nachts, in einem Augenblick, wo dem Schlaflosen die Dinge in außerordentlichem Licht erscheinen, faßte er einen Gedanken. Der reiche Cabruno liebte ihn von jeher. Oft war er ihm helfend beigesprungen. Er hatte ein einziges Kind, eine Tochter. Die reiche Tochter trug mit Recht den Namen der Göttin im Schlafgemach seiner Väter: Abondanzia. Jedenfalls war sie die reichste Erbin auf der Insel. So faßte er den Entschluß, die Fahrt nach Valhermoso zu unternehmen. Ja, er hatte Doña Abondanzia einige Male in der Stadt auf der Straße gesehen. Eine recht gute Gestalt, ein angenehmes Gesicht; wenn sie nicht mehr in ihrer altherkömmlichen Umgebung wäre, würde sie eine stattliche Dame sein. Aber liebte er sie? Adriano lächelte. War denn Liebe unumgänglich nötig zum Heiraten? „Eine Ehe ist eine Reise zu zweien für den Rest des Lebens, und bei der Frau suche ich guten Charakter. Die Liebe! Alle glauben, einen Anspruch an sie zu haben, und sie ist doch nur wie das Talent, wie die Schönheit, wie das Glück, ein besonderer Treffer, den nur Bevorzugte ziehen! Sie ist das große Rätsel des Lebens, die Frage, auf die es

meist keine Antwort gibt. Die Menschen bilden sich oft ein, die echte Liebe kennen gelernt zu haben, und es war doch nichts anderes, als nur Sinnenrausch.

Ja, Liebe ist etwas Einziges — denn
Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie der Quell, versiegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben. — —

Und doch soll ich davon abgleiten und ganz nüchtern werden?"

Valhermoso zeigte sich seinen Blicken. Alles sah nach Wohlleben und Reichtum aus. Da hielt ein Wagen, Adriano sah einen Hut schwenken. Als er näher kam, erkannte er seinen Freund Kapitän Andreo.

„Ja, ich bin auch hergekommen zum Frühstück. Wie wird mein Bruder überrascht sein!"

Adriano schüttelte ihm die Hände. Er war einer seiner liebsten Freunde.

III.

Kapitän Andreo stand auf der Insel in hohem Ansehen. In den Cafés lauschte man gern seinen Erzählungen. Er war maurischer Abstammung und gehörte dem, auf der Insel im allgemeinen verachteten Stamm an, den man aber nicht verdrängen konnte; er war noch ein Überrest aus der alten großen Zeit. Andreos Gesicht war scharf geschnitten, mit markierter Adlernase, das Kinn vorspringend. Die Augen funkelten wie Bernstein und Gold. Er war weit gereist, kannte Amerika und England; dennoch liebte er seine Heimat, beurteilte aber die altertümlichen Anschauungen als ein stehendes Gewässer. Er schalt auf die Spanier, die sich damals mit der grausamen Ausweisung und Bekämpfung der Mauren ins eigne Fleisch geschnitten hätten.

„Welch hohe Bildung besaßen wir! Niemand hat das Recht, uns zu verachten. Bedenkt unsere Kunstfertigkeiten in vielen Dingen. Unsertwegen kommen wahre Kunstkenner nach Spanien. Ohne die Schöpfungen meines Stammes gäbe es kein Granada, keine Alhambra, kein Cordoba mit der unvergleichlichen Mesquita und ihrem Säulenwald. Jene Zeugen sind das höchste an Baukunst maurischen Geistes! Es ist unerhört, daß die einzigen Nachkommen, die hier auf der Insel noch existieren, scheel angesehen werden, während sie friedfertig für sich leben. Es findet sich auch viel Reichtum bei uns, da wir zu arbeiten, zu verdienen und das Geld zu halten wissen."

Aus dieser wehmütigen Stimmung ging der Kapitän zu seinen Reisen über, und da fanden die beiden Freunde sich im gleichen Fahrwasser. Beide hatten viel Geld verbraucht, nur mit dem Unterschiede, daß der Kapitän dabei doch stets rechnen konnte.

Ordnungsliebe muß dem Menschen früh eingeprägt werden, sonst nutzt

alles nicht. Das war sein Wahlspruch. Freund Adriano indessen lebte in den Tag hinein, ohne an morgen zu denken. Jetzt dachte er zwar anders. Wenn die Kuh tot ist, bessert man den Stall. Don Adriano lauschte gern den Berichten von den Liebschaften des Kapitäns. Er hatte Frauen aller Art kennen gelernt, Frauen aller Farben. Launig wußte er von den schmiegsamen Gestalten der Schwarzen zu reden. Munter plaudernd kamen sie an ihr Ziel.

„Übrigens, mein lieber Adriano, ich weiß alles! Mir sagen sie immer, was sich ereignet, und da heute Familienfest ist, darf ich auch nicht dabei fehlen."

Don Adriano tat, als ob er ihn nicht verstünde.

Der Wagen hielt vor einem schönen neuen Haus. Ein Mann mit weißem Backenbart kam ihnen entgegen, auf einen Stock gestützt. Es war der Herr des Hauses. Er begrüßte Don Adriano mit etwas schwerfälliger Stimme, wobei er, wie ein Fisch außer Wasser, nach Luft schnappte. Er sprach mit großer Unterwürfigkeit und dankte Adriano für die Ehre seines Besuches.

„Und ich?" fragte der Bruder. „Ich bin Luft, bin dir gar nichts?"

Die Brüder waren sehr verschieden geartet, hatten einander eigentlich am liebsten, wenn sie sich nicht sahen.

„Wir trafen einander zufällig", erklärte der Kapitän! „Da ich wußte, daß Don Adriano hier frühstückt, so habe ich mich auch bei dir eingeladen." —

Sie waren ins Haus getreten, das solide eingerichtet war. Einige Bilder, Landschaften Valhermosos, schmückten die Wände. Abondanzia, die Tochter Cabrunos, kam aus dem ersten Stock. Adriano konnte sie zum ersten Male gründlich betrachten. Seine Erinnerung trog ihn nicht. Sie war groß, von dunkler Hautfarbe, die schwarzen Augen hatten einen freundlichen gutmütigen Ausdruck. Bei aller jugendlichen Schlankheit kündigte sich eine beginnende Fülle für die Zukunft an — wie bei allen Jungfrauen ihres Stammes. Sicher eine gute, friedfertige Gefährtin fürs gemeinsame Leben! Sie senkte verschämt die Augen und errötete. Der Kapitän behandelte seine Nichte mit einer gewissen Freiheit und verkehrte mit ihr in demselben Ton, mit derselben frischen Laune, wie mit jungen Mädchen überhaupt.

Der Wirt lud die Gäste ins Speisezimmer. Das Frühstück stand bereit. Gespeist wurde nach alter Sitte um 12 Uhr, man setzte sich zu Tisch. Don Adriano, der neben dem Wirt saß, fühlte sich etwas belästigt durch das schwere Asthma des leidenden Mannes. Der reiche Bauer hatte sich die Gesundheit nicht erhalten können.

„Es ist das Asthma, Don Adriano," sagte der Leidende, „hier geht es mir aber besser. In der Stadt müßte ich sterben. Ich brauche reine und milde Luft!

Mein Gott! dachte Don Adriano. Wie traurig, an der Seite dieses armen, reichen Blasebalgs zu leben! Indessen wird er's ja nicht lange mehr machen — dieser Kranke soll mich am Eintritt in die Familie nicht hindern. Vorwärts also!

Indessen entwickelte der Wirt eine gewaltige Gesprächigkeit. „Ich habe die

Ehre gehabt, Ihren Herrn Großvater näher zu kennen." „Ja wohl, und Ihren Herrn Vater desgleichen," fügte er hinzu, ermuntert durch Don Adrianos Stillschweigen, „das waren andere Zeiten als jetzt. Damals gehörte ich der roten Partei an."

Der Kapitän unterbrach den Bruder lachend:

„Und nun bist du ultra-konservativ, Mitglied aller kirchlichen Vereine und bei allem dabei, was mit der Kirche zusammenhängt."

„Ach ja," rief der Wirt dazwischen, „das bin ich! Ja, und die Religion! Für sie gäbe ich mein Leben!" Dabei preßte er die linke Hand auf die kranke Brust, als ob die Begeisterung ihn ersticken müßte, die Augen in mattem Glanz gen Himmel gerichtet. „Wundert euch nur nicht über meinen Bruder, den Kapitän, er ist ein Sonderling. Er könnte reich sein und hat manchmal nicht fünf Peseten."

„Wozu auch? Ich habe keine Schulden, und mehr verlange ich nicht."

Abondanzia wußte schon die Wortgefechte auswendig, die sich zwischen den beiden Brüdern regelmäßig entspannen, und machte ein trauriges Gesicht.

„Mein Bruder hat ein goldenes Herz, auch einen klugen Kopf, ist aber in vielen Dingen ganz überspannt. Er hat ganz falsche Auffassungen."

Der Kapitän, dessen Wangen hoch gerötet waren, bedauerte dies Intermezzo bereits und ergriff schließlich das beste Teil, indem er sich mit Gier auf die trefflichen Speisen stürzte. Die Nichte sah nun wieder vergnügt aus. „Ja, ja," sprach der Kapitän, „ich weiß, was Hunger ist, seit meinen Seereisen. Das Meer ist der beste Appetitanreger. Mein Vater, der Begründer des großen Reichtums meines Bruders, hat mich auf einem eigenen Segelschiff nach Habana entsandt. Da gab es gut und reichlich zu essen. Der Kapitän des Schiffs gab mir die besten Bissen. So wäre ich aber nie ein tüchtiger Seemann geworden. Darum begab ich mich in Cuba auf ein Boot, um auf den Teufelsinseln Vogeldünger an Bord zu nehmen. Da waren alle möglichen Menschen vereint: Engländer, Peruaner, nicht gerade die Elite der Menschheit. Der Führer war ein Catalane, der für außerordentlich geizig galt. Auf der Hinreise ging's, aber auf der Rückreise, nachdem die Magelhaensstraße durchquert war, trat jene unerwünschte Meeresstille ein, so daß die Fregatte unbeweglich mehr als einen Monat im Atlantischen Ozean lag und es immer knapper mit den Lebensmitteln wurde. Wir erhielten — man bedenke: große starke Männer — täglich einige Biskuits.

Zurückgekehrt nach Cadiz, mußte ich meinen guten alten Magen, der überhungert war, wieder in Ordnung bringen, wozu unser trefflicher Xeres-Wein sein Bestes tat."

Nach beendeter Mahlzeit gab der Wirt seiner Tochter den Auftrag, Don Adriano den Garten zu zeigen und seltene Rosen, die er selbst gepflanzt hatte. Die beiden Brüder blieben zurück, während das Paar spazierte und sich schließlich in einer schattigen Laube niederließ. Abondanzia beantwortete die alltäglichen Fragen Don Adrianos mit der Schüchternheit eines wohlerzogenen Mädchens.

Aber sie erriet den Zweck seines Besuchs. Er kam ihretwegen und ihr Vater würde seinen Antrag gern annehmen. Sie entrollte im Innern die Bilder ihrer Kindheit, wo sie manche Kränkung erfahren hatte wegen ihrer maurischen Abstammung und auch wegen ihres Reichtums. Im Kloster, wo sie einige Jahre zugebracht, mußte sie von den Klosterschwestern vor öffentlichen Beschimpfungen geschützt werden, wenn sie sich auf der Straße zeigte. Auch als sie schon erwachsen war, verfolgte sie dieser Rassenhaß. Nur Leute ihres Stammes beachteten sie, und sie glaubte immer, sie würde einen von ihnen zum Manne nehmen müssen. Da kommt nun dieser vornehme de Mosca. Sie war bisher nur eine Krankenpflegerin ihres Vaters gewesen. Nun würde sie die Gemahlin des Don Adriano werden! Sie sah sich schon im wundervollen Palast, sah sich im eleganten Wagen den Molo entlang fahren — neben ihrem Gatten, dachte an die eifersüchtigen Blicke ihrer Gefährtinnen, die sie um ihren Reichtum und Rang beneiden würden, um den Besitz eines Mannes, der ein so bewegtes Leben hinter sich hatte und etwas ganz Apartes war. — Abondanzia hatte ihn immer nur von ferne gesehen. Als sie sich ihre Einsamkeit durch vieles Romanlesen versüßte, mußte sie bei den vielen Romanhelden oft an diesen vornehmen Herrn denken, der durch die weite, weite Welt gereist war. Ihr Vater hatte ihr schon Andeutungen gemacht, daß sich Don Adriano vielleicht um sie bewerben würde, er, dessen Ahnen die Freunde von Königen waren.

War es nun Liebe oder Dankbarkeit, was sie für ihn empfand? Ihre Augen zeigten einen feuchten Glanz, und sie fühlte sich seltsam zu ihm hingezogen; lauschte seinen Worten, wie dem süßesten Lockruf, dachte an die Zukunft wie an einen Sonnenaufgang nach einer langen einförmigen, schlaflosen Nacht.

Don Adriano suchte seine Schilderungen auf das besondere weibliche Interesse zu münzen. Abondanzia verstand ihn.

Endlich kam der Schlußakt.

„Abondanzia! Ich bin nur Ihretwegen nach Valhermoso gekommen. Ich biete Ihnen ein neues Leben. Alles, was Ihnen bisher das Leben düster machte, kann beseitigt werden durch *ein* Wort von Ihnen. Wollen Sie meine Lebensgefährtin sein?"

Abondanzia hatte die Frage seit einer Stunde erwartet. Es verging geraume Zeit, ehe sie einige Worte hervorbrachte. Es war ein Glück, das Größte ihres Lebens. Aber ein wohlerzogenes Mädchen durfte doch nicht gleich antworten.

Don Adriano wollte die Sache besiegeln, aber da kam der Kapitän durch den Garten und rief mit lauter Stimme, es sei Zeit an die Heimreise zu denken, der Kutscher wäre schon vorgefahren. Don Adriano war ärgerlich. Mit welchem Rechte mischte sich der Kapitän in seine Angelegenheiten! Das Erscheinen des Wirts schnitt ihm eine Erwiderung ab. Offenbar hatte zwischen den Brüdern

ein Streit getobt. Das sah Adriano auf den ersten Blick. Der Vater sah auf seine Tochter und Don Adriano, und sein Blick wurde heiter im Vertrauen, daß die beiden einig geworden.

Er begleitete mit Abondanzia die beiden Herren zum Wagen. Der Asthmatische nahm Adrianos Hand und drückte sie herzhaft.

„Dieses Haus ist das Ihre, und ich bin Ihr ergebenster Freund."

Er lud ihn ein, bald wieder zu kommen, ohne sich an seinen Bruder mit einer Silbe zu wenden.

„Ja, ich komme", sagte Don Adriano, indem er Abondanzia einen Blick zuwarf, der sie erröten machte.

Als der Wagen schon ein Stück entfernt war, brach der Kapitän in ein schallendes Gelächter aus!

„Also es scheint, daß du mich zum Onkel haben willst?" fragte er ironisch. Don Adriano, der schon darüber wütend war, daß er zum plötzlichen Aufbruch gezwungen hatte, wurde heftig:

„Was geht es dich denn an? Ich bin doch alt genug und brauche keinen Vormund."

„Ah! Mir scheint doch, ich habe das Recht dazu, da ich zur Familie gehöre und es sich um meine Nichte handelt!"

„Aber wenn Abondanzia mich will und der Vater ja sagt?"

„Aber ich, der Onkel, sage nein. Ich sage, daß diese Heirat eine Torheit wäre. Für beide Teile. Hast du vergessen, wer du bist? Deine Familie? Du kannst mein Freund sein, darfst mich im Café sehn, im Kasino, mich, den die Leute für etwas verrückt halten. Aber eine Frau aus meinem Kreis — nein. Deine Tante, die fromme Doña Mona, würde auf ewig mit dir zerfallen, und sie, meine Nichte, die freilich jetzt in Einförmigkeit lebt, aber doch in Frieden, sie würde ein Leben voller Qualen haben, mißachtet von aller Welt. Es läßt sich nun einmal nicht mit einer solchen Tat das eingewurzelte Vorurteil von Jahrhunderten ausrotten. Bedenke: Heiraten — fürs ganze Leben! In den ersten Monaten würdest du, Adriano, Front machen gegen die Angriffe, aber mit der Zeit käme die Reue, und der leidende Teil wäre die arme Abondanzia. Nein, die Ehe in Spanien ist keine Spielerei. Geschieden wird nicht. Darum bin ich ja ledig geblieben. Bist du etwa in Abondanzia verliebt?" fragte er durchdringend, die bernsteinflimmernden Augen scharf auf Don Adriano gerichtet."

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. iur. Ernst Reichenheim.

Die Ersatzwahlen zum Deutschen Reichstage.

Im Hinblick auf die dringende Notwendigkeit des unveränderten Fortbestehens der herrlichen Einmütigkeit, die seit dem Tage des Kriegsausbruches Alldeutschland die höchste Weihe gibt, ist es Pflicht der für das Wohl des Landes verantwortlichen Instanzen: über das ungestörte Fortbestehen dieser Einigkeit im Innern ununterbrochen zu wachen und demgemäß auch alle, dem Auge des weitblickenden Politikers schon im Voraus erkennbare, etwaige Streitpunkte von vornherein zu beseitigen, die diese große Errungenschaft irgendwie gefährden könnten.

Ein Fall nun ist es, der unter diesem leitenden Gesichtspunkte hier erörtert werden soll, ein Fall, den für die gesamte Dauer des Krieges ein- für allemal im Interesse und im Sinne der Nation endgültig und erschöpfend zu klären, die Aufgabe dieser Zeilen ist, nämlich die Frage: Wie sollen sich die Parteien bei den durch den Tod einzelner Abgeordneter notwendig gewordenen und immer wieder von Neuem notwendig werdenden Ersatzwahlen zum Reichstage verhalten?

Soll, während draußen auf blutgetränkten Schlachtfeldern Weltenschicksal wird, im Innern der Parteien Haß und Streit zu neuer Glut entflammen?

Sollen, wie es jede Wahlkampagne mit Notwendigkeit mit sich bringt und in ihrer praktischen Wirkung mit sich bringen muß, im Innern Haß und Zwietracht von Neuem geschürt werden, während in Ost und West auf blutiger Walstatt deutsches Heldenblut in Strömen fließt?

Soll das übliche Gezänk einer Wahlkampagne, mit dem Ausbruch all' der Leidenschaften, die sie erfahrungsgemäß auszulösen pflegt, im Innern einsetzen dürfen, während draußen mit Blut und Eisen über das Schicksal des Vaterlandes entschieden wird?

Soll die eben erst mühsam errungene Einigkeit im Innern gefährdet werden, während, umringt von einer Welt von Feinden, über Sein oder Nichtsein der Nation draußen im wilden Schlachtgetümmel die ehernen Würfel fallen?

Diese Fragen stellen, heißt sie beantworten:

Nein! Das deutsche Volk verlangt, wünscht, fordert, daß, solange seine Söhne mit ihres Herzens warm strömendem Blute das Reichspanier schirmen, überhaupt keine Wahlkämpfe

stattfinden dürfen. Fordert — unter dem äußerst peinlichen Eindrucke der wenig erfreulichen Erörterungen und Begleiterscheinungen, die in einzelnen Bundesstaaten bei stattgehabten Landtags- und Kommunal-Wahlen bereits verschiedentlich und gerade in den letzten Wochen wiederum besonders stark zutage getreten sind, in dem ernsten Wunsche, Ähnliches bei den Ersatzwahlen zum Reichstage unter allen Umständen ein für alle Mal vermieden zu sehen, — nunmehr gebieterisch und mit allem Nachdrucke, daß der Parteien Vorstände und Führer im Namen und im Sinne der Nation unverzüglich und ohne das geringste Zögern ein, sämtliche Parteien für die gesamte Dauer des Krieges fest bindendes prinzipielles Abkommen etwa folgenden Inhaltes treffen und alsbald bekanntgeben:

Bis zum endgültigen Friedensschlusse ist, mit dem Ziele strengster Vermeidung von Parteikämpfen irgendwelcher Art, auf der Grundlage der Wahrung des bisherigen Parteibesitzstandes, in Zukunft nur noch die Partei desjenigen Abgeordneten, durch dessen Tod eine Ersatzwahl zum Reichstage nötig wird, berechtigt, nach der, in jedem Falle vorher vertraulich einzuholenden Zustimmung aller übrigen Parteien, ihrerseits allein und ganz ausschließlich die Person des Nachfolgers zu bestimmen und diesen als alleinigen Kandidaten des Wahlkreises alsdann aufzustellen, ohne daß eine der übrigen Parteien gleichzeitig einen Gegenkandidaten aufstellen darf.

Und wenn dann, nach offizieller Sanktionierung dieses Vorschlages seitens aller Parteivorstände, im wahrsten und edelsten Sinne ein Abgeordneter nicht mehr, wie es trotz der Bestimmungen der Reichsverfassung bisher in den meisten Fällen tatsächlich leider war, als Vertreter einer einzelnen Partei, sondern als Vertreter des gesamten deutschen Volkes gewählt wird und sich als solchen auch wirklich betrachten und bezeichnen darf, wenn in Zukunft dann im Deutschen Reiche — einem einig' Volk von Brüdern — der Sozialdemokrat dem Konservativen und der Konservative dem Sozialdemokraten, in dem stolzen Bewußtsein, daß sie alle jetzt nur ein Gedanke, ein Wille, ein heiliges Gebet eint, freudig und aus tiefster Überzeugung heraus seine Stimme gibt, dann wird Deutschland seinen schwersten, seinen größten, seinen herrlichsten Sieg errungen haben!

Und dann mögen wir, jubelnd, auch erschallen lassen Nietzsches göttliche Worte an den Mistral:

— Und daß ewig das Gedächtnis
Solchen Glück's, nimm sein Vermächtnis,
Nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
Stürm empor die Himmelsleiter,
Häng ihn — an den Sternen auf!

Den Kranz aber, ihn weihen wir: in tiefster Dankbarkeit der Armee und ihren Führern, in Bewunderung und in Stolz der Größe deutscher Nation.

Soziale Rundschau.

Von Dr. J. v. Bülow.

Die wirtschaftliche Lage der freien Berufe.

Am härtesten sind durch den Krieg vielleicht die Vertreter der freien Berufe getroffen worden. Ihre an sich schon schwer abwägbaren Erzeugnisse sind durchweg derartig, daß sie einem Luxusbedürfnis entgegenkommen und bei einem Rückgang des allgemeinen wirtschaftlichen Wohlbefindens am ersten ausgeschaltet werden können und müssen. Die Zahl derer festzustellen, die in den einzelnen freien Berufen durch den Krieg in eine wirtschaftliche

Notlage gekommen sind, ist schon deshalb unmöglich, weil die Mitgliederzahl der freien Berufe niemals zahlenmäßig zu fassen wäre, auch die Grenze zwischen den einzelnen Berufen und anderen nicht freien Berufen sehr verwischt ist.

Bei den Hilfsstellen, die für die freien Berufe eingerichtet worden sind, haben sich verhältnismäßig wenig Unterstützungsbedürftige gemeldet. Der Grund hierfür liegt darin, daß ein großer Teil durch den dem freien Künstler natürlichen Stolz abgehalten wurde, sich um eine Unterstützung zu bemühen; dann auch darin, daß in den ersten Kriegsmonaten früher gemachte Ersparnisse über die augenblickliche Notlage hinweghalfen; nur zum geringsten Teil in der Tatsache, daß die Mitglieder der freien Berufe im Felde stehen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß ein ganz unverhältnismäßig großer Teil Künstler kriegsuntauglich ist.

Es sind zur Unterstützung der freien Berufe eine ganze Anzahl Unternehmungen geschaffen worden. So für die bildenden Künstler und Musiker die Kriegshilfskasse der Königlichen Akademie der Künste, der sehr große Summen zur Verfügung stehen. Ferner hat der Nationale Frauendienst eine Kriegsfürsorge für freie Berufe eingerichtet. Endlich haben alle Berufsvereine Hilfsaktionen für ihre Mitglieder unternommen. In Berlin speziell sind Mittagstische eingerichtet; dann ist ein Kriegswohnungsnachweis für freie Berufe geschaffen worden, die sämtlich gute Erfolge erzielt haben. Die von den einzelnen Kassen gegebenen Unterstützungen sind naturgemäß nicht so hoch, daß sie den einzelnen Künstlern erlauben, ihre bisherige Lebensführung fortzusetzen. Häufig bestanden sie nur in einer Barunterstützung von Fall zu Fall, vereinzelt wurde auch bis auf weiteres eine feste monatliche Zubuße gewährt.

Bei der Kriegshilfskasse der Königl. Akademie der Künste hatten sich von bildenden Künstlern bis zum November ca. 150 Bedürftige gemeldet. Beim Schutzverband Deutscher Schriftsteller waren etwa 140 Meldungen eingelaufen, bei der Hilfsvereinigung für Musiker und Vortragskünstler 2—300. Diese Zahlen können nur als Beispiel gegeben werden; sie sind auffallend klein und verringern sich noch dadurch, daß bei näherer Prüfung viele der Bittsteller sich als Nichtkünstler oder -Schriftsteller herausstellten. Es gibt gerade in den künstlerischen Berufen eine große Anzahl von Personen, die gewohnheits-, man kann fast sagen berufsmäßig ihre künstlerische Betätigung als Vorwand zum Erbitten von Almosen nehmen, die hierin eine gewisse Gewandtheit erreicht haben und jetzt die Geneigtheit zu größerer Hilfsbereitschaft gern und erfolgreich ausnutzen. Für diese bedeutet der Krieg eine wirtschaftliche Verbesserung, sie erhalten jetzt von allen Seiten mehr Unterstützung als zuvor und leben einen guten Tag.

Dadurch, daß viele verschiedene Hilfskassen für die freien Berufe eingerichtet sind, kann es vorkommen, daß der eine oder der andere mehrseitige Hilfe bezieht. Das zu verhindern ist nur durch eine sehr sorgfältige Recherche möglich. Als vorbildlich und besonders segensreich läßt sich die Art bezeichnen, die der Schutzverband Deutscher Schriftsteller eingeführt hat. Er bemüht sich im wesentlichen, den Ansuchenden nicht eine Barunterstützung zu geben, sondern ihnen eine wirkliche Beschäftigung zu verschaffen. Durch ganz besonderes Entgegenkommen seitens der Behörden, vor allem der Berliner Justizbehörde, ist es möglich gewesen, von den 140 Bedürftigen 110 in subalternen Stellungen unterzu-

bringen, wo sie von M. 2,50 bis 4,50 den Tag durch Schreibarbeit verdienen, selbst jederzeit, falls sie eine bessere Einnahmequelle finden, fortgehen, andrerseits aber nur mit einer Kündigungsfrist von 8 Tagen entlassen werden können. 10 weitere Bedürftige hat der Schutzverband in höheren Stellungen unterbringen können, die nur zum geringsten Teile ihrem schriftstellerischen Beruf entsprachen, sodaß tatsächlich nur 20 aus den vorhandenen und für diesen Zweck von vermögenden Leuten besonders gespendeten Mitteln unterstützt werden brauchen. Sie erhalten jetzt regelmäßig zwischen 30 und 100 Mark monatlich; das läßt sich nach den augenblicklichen Beständen noch 4 Monate fortsetzen. Es besteht aber die Hoffnung, daß inzwischen eine solche Beruhigung des Wirtschaftslebens eingetreten sein wird, daß für schriftstellerische Erzeugnisse wieder das gleiche Interesse wie früher vorhanden ist.

Nach einer Rundfrage des Schutzverbandes hat bei der großen Anzahl von Schriftstellern mit dem Tage des Kriegsausbruchs jeder Verdienst aufgehört. Diese Statistik ergibt aber zugleich die Unfähigkeit der meisten Schriftsteller, sich über ihre wirtschaftliche Lage eine klares Bild zu machen. Es wurde dort auch die Frage nach der Mindestsumme gestellt, die einer für seine Existenz benötige, und das ergab die sonderbarsten Berechnungen.

Die vom Schutzverband gewährten Unterstützungen werden sämtlich als Darlehen bezeichnet, was ihnen den Charakter des Almosens nimmt und immerhin die Hoffnung auf spätere Rückzahlung bestehen läßt.

Die für die anderen Berufe eingeleiteten Unterstützungsaktionen bieten zurzeit noch nicht so ausgiebige statistische Unterlagen, daß es sich verlohnte, darauf einzugehen. Im allgemeinen ist hier die Unterstützung als eine vorübergehende festgelegt. Die Nachteile dieses Verfahrens liegen auf der Hand. Der Unterstützungsbedürftige muß andauernd den Nachweis führen, daß er der Hilfe noch bedürftig ist; er muß seine Gesuche wiederholen. Letzten Endes ist die gewährte Hilfe so gering, daß sie zwar vor dem Verhungern schützt, aber dem Künstler, beispielsweise dem Maler nicht die Möglichkeit gewährt, die für seine Arbeit unerläßlichen Ausgaben zu bestreiten. Er wird auf diese Weise entweder zum Schuldenmachen beim Lieferanten gedrängt oder zur Untätigkeit verurteilt. Deshalb empfiehlt sich hier für alle freien Berufe der vom Schutzverband eingeschlagene Weg, den Ansuchenden in erster Linie Arbeit zu vermitteln. Es darf zwar nicht verkannt werden, daß der Schriftsteller sich noch am allerersten hierfür eignet, daß ihm eine Schreibarbeit, wenn sie auch ganz mechanisch ist, doch noch bis zu einem gewissen Grade liegt, aber es darf auch nicht übersehen werden, daß ein großer Teil aller Künstler, der bildenden sowohl, wie der tönenden, der Welt den Nachweis für ihre Eignung zu dem gewählten Berufe schuldig bleibt und besser täte, ihn als Nebenbeschäftigung zu üben. Gelänge es jetzt durch einen solchen Stellennachweis, einen größeren Teil der Angehörigen freier Berufe in eine geordnete Erwerbstätigkeit abzudrängen und sie hieran wieder zu gewöhnen, so würde der wirtschaftliche Erfolg des Krieges für die Gesamtheit ein außerordentlich günstiger sein. Die Notlage des Einzelnen würde dadurch verringert, der Wettbewerb vor allem derjenigen, die sowohl durch minderwertige, wie durch billige Leistungen die andern unterbieten, verringert und der Gesamtheit der Künstlerschaft ein Dienst geleistet, der rückwirkend auf die künstlerischen Leistungen als solche einen sehr großen Einfluß haben muß.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Keine Bücher können in unserer Zeit wirksamer sein, als die mit begeisterter und begeisternder Prophetenstimme. Selbst von ganzem Herzen und von ganzer Seele um den Wesenskern der Gegenwart, dieser in Wogen gehenden Erscheinungen, uns mühend, von dem wir hoffen, er möchte uns und unseren Kindern dereinst zum grünenden und schattenden Baume werden — lieben wir den heiligen Eiferer, den Propheten. Kommt dann noch hinzu, daß seine Sache unsere eigene, man möchte sagen: konkrete Angelegenheit ist, so erhält unsere schweifende Liebe die lebenswarme Gebundenheit; sie wird Freundschaft, die geben und nehmen will. Solche Fäden weben heute zwischen uns und den „Deutschen Schriften" von Paul de Lagarde. Was uns in dem Band „Deutscher Glaube. Deutsches Vaterland. Deutsche Bildung"*) als das aus jenem Werk gewählte Wesentliche gegeben wird, das ist in seinem Wesenhaften unser eigenes Erlebnis dieser Tage. Ist demütig-stolze Erkenntnis unserer nationalen Art, ist heiße Sehnsucht, sie zu jeder Stunde durch uns darzustellen. Ist im Licht dieser Erkenntnis und im Brennen dieses Wollens die Einsicht in manchen vergangenen und vielleicht noch den einen oder anderen gegenwärtigen Verrat an unserer echten Art.

Nur daß wir wohl das Recht besitzen, es herleiten aus dem Geschehen unserer Tage, dem über alle deutsche Unechtheit sich tief Erzürnenden einmal ins Wort zu fallen, ihm diese kämpfende und leidende deutsche Welt zu zeigen und dann zu fragen: sind die deutschen Menschen nicht heute fast so, wie du sie haben wolltest? Begreifen und ergreifen wir nicht alle deine Kardinalforderung: Ernst zu machen? Ernst zu machen mit der ungebeugten Wahrhaftigkeit unseres Wesens und mit den Taten sittlicher Verantwortlichkeit? Ach, nicht einmal nur unterbricht man den um sein Volk klagenden Propheten so: lebtest du doch und könntest du uns sehen. Könntest du heute den deutschen Glauben sehen, wie er die Zuversicht ist auf das Walten eines guten Gottes, an welchen alle mit der allgemeinen Sache, die eines jeden persönlichste Sache zugleich ist, angeschlossen sind. Das deutsche Vaterland, diese „Volkheit" aus den selbstbewußten und selbst sein wollenden Einzeinen, die eine gemeinsame Not empfinden. Die deutsche Bildung, diese Rede und Handlung des ehrlichen, frommen und gütigen Gemütes. Dem müßte dieses alles zu sehen ein wahrer Trost und ein rechtes Geschenk wider Erwarten sein, der die deutsche Art in Deutschlands Geschichte nach 1871 immer mehr hinschwinden zu sehen vermeinte.

Widerlegen wir heute in strahlender Weise seinen Pessimismus: „das 1870 vorhandene Kapital unseres geistigen Lebens ist durch die letzte Periode unserer Geschichte nahezu aufgebraucht, und wir stehen vor dem Bankerotte", so ist doch Paul de Lagarde wie nur Einer berufen, unser Volk vor Erschlaffung und Entsittlichung nach größter Erhebung zu bewahren. Der rechte Wirkende der Zukunft wird er sein. So ist er am echtesten Prophet. Wir werden ihn nicht entbehren wollen als Führer. Denn was er sagt, das klingt uns fein und gut — etwa, daß allein der Idealpolitiker der rechte Realpolitiker sein kann; daß der mit allem Eifer und Mut zu erstrebende Individualismus, die wahre Blüte unseres einzigen Seins, ganz von selbst auch ein sozialer Wert sein wird. Und wenn nicht früher schon, jetzt schreiten wir

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1913.

schnurgerade auf alles Gute zu. Und deshalb auch auf Paul de Lagarde. Sein Buch wird uns ein Brunnen innerer Wiedergeburt sein; wenn wir in Gefahr sind, uns als Erben einer großen Zeit zu fühlen, wird er eifernd uns sagen, wir hätten Ahnen zu sein. So werden wir jeden Tag mit neuer Größe, mit frischer Schönheit füllen.

Was das Wesenhafte dieser Schriften umrankt, den klaren, himmelspiegelnden Quell, u n s e r e n Seinsquell, ist nicht ohne Fehler der Tugend stärkster Persönlichkeit, ist nicht ohne Einseitigkeit. Uns aber tönt über alles siegend der rieselnde Quell, die ernste, zum Himmel emporatmende deutsche Seele. Friedrich Daab hat seiner Herausgabe des Lagardeschen Werkes ein gutes Vorwort vorausgeschickt. Eine schöne Idee ist es, durch Reproduktionen alter deutscher Meisterwerke, Dürers, Holbeins, Cranachs, die eingefügt sind, der inneren Anschauung deutscher Art die äußere Anschauung wie Lichter aufzusetzen. Der sehr geringe Preis des wertvollen Bandes dürfte zu seiner wünschenswerten Verbreitung beitragen.

Paul de Lagarde ist nach rechter Prophetenart alles an der Seele des Menschen gelegen. Der ihr allein würdige Stand ist die Gotteskindschaft, die tagtäglich blühende. Viel Heldentum des Menschen schließt sie in sich ein. Von diesem Heldentum, wie es die Geschichte der Zeiten und Völker als ihre letzte Tiefe offenbart, spricht uns begeistert und werbend auch ein anderer Prophet: Thomas Carlyle. Ihm sind die Ersten dieses Heldentums, die nämlich, welche es im höchsten Maße ergriffen, die Großen der Weltgeschichte, aus deren Wirken alles Weltgeschehen im Grunde fließt; sie sind die eigentlichen Helden. Die anderen, die bewundernd zu diesen Ersten emporblicken, die sie erkennen als herrliche Blüte dessen, was in ihnen selbst nach Blühen verlangt, sind die Heldenverehrer. Im Dienste dieser Idee der heldenmütigen Menschenseele wird der zweite Band der Sammlung, welcher als erster Friedrich Daabs Lagardesche Schriften angehören, wird die deutsche Herausgabe von Carlyles „Helden und Heldenverehrung"*) durch Ernst Wicklein zu einem künstlerischen Ganzen. Diesem Ganzen scheint selbst das Vorwort des Übersetzers angehörig, sowohl dem Inhalt, als dem Stil nach; das Ganze trägt den Ausdruck einer vollendeten Darstellung des ursprünglich schaffenden Meisters. Es entzückt die hohe ästhetische Leistung, die dem Übersetzer wohl aus Liebe zum Carlyleschen Ethos so sehr gelang. Carlyle nun, der dem Deutschtum und seinem sittlichen Idealismus von Grund auf verwandt war, der an ihm gesund und froh wurde, der ihm die schönsten Preislieder sang, ist zu jenen zu reihen, die berufen sind, uns in diesen Tagen die innere Kraft zu stärken, sie in zukünftigen zu erhalten. Sein „Gott Odin" ist uns der Gruß einer Menschen-Wahrhaftigkeit aus alter Vergangenheit; unsere jetztzeitige mag wachsen an ihr; denn nichts ist, das vergeblich geblüht hätte für uns. Sein „Prophet Mohammed", seine „Dichter Dante und Shakespeare", seine „Reformatoren Luther und John Knox", seine „Schriftsteller", sein „Herrscher" — sie alle zeigen uns die schöpferische Kraft des aufrichtigen und gläubigen Wesens; zeigen uns die einzige Schönheit von Leid und Entsagung, von Sieg durch Schmerz und Sehnen, von Heldentum. An ihnen allen begreifen wir, daß wir gar nicht leben mögen, ohne Helden zu verehren und nach Heldentum zu streben. Dieses allein ist Speise unserer Seele. Und nie wieder will sie hungern und dürsten durch Tage hindurch, die bar sind von Heldentum.

Heißen wir Philosophie und Dichtung willkommen, wenn sie unser erhöhtes

———

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1913.

Nationalbewußtsein trifft, wie entflammender Hauch den glimmenden Funken, so grüßen wir doch auch die Stimme des Fremdlings gern, die von seiner Liebe spricht. Denn wir begreifen, daß wir selbst nur nationaler von der Fremde zurückkehren werden, wie wir der Heimat doppelt gehören nach dem Wandern draußen. Wir begreifen, daß unser Nationalbewußtsein eine Stirn trägt, die es erst zum Heiligtum macht: Gerechtigkeit. Und wir ahnen, es dürfte wohl das einstige Ziel gerade des deutschen Menschen sein: die in der vaterländischen Liebe wurzelnde, aus ihr stetig neue Kraft empfangende große fromme Internationale. F. M. Dostojewskis „Politische Schriften"*) sind uns eine erlesene geistige Wanderung. Das macht wohl vor allem, daß unser Führer der große Seelenkünder, der Dichter von „Raskolnikow" ist; auf völkerpsychologische, kulturelle, künstlerische Probleme gießt er das Licht seines reifsten Geistes. Um nur herauszugreifen aus der Fülle: Schlaglichter fallen auf die russische Frage, den Panslawismus, auf die Orientfrage, auf westeuropäische politische Verhältnisse, auf römischen und griechischen Katholizismus, auf den Protestantismus Deutschlands; auf Bismarcks Gestalt, auf Puschkins und Tolstois Schönheit. Das Allmenschliche, wo und in wem es auch sei, das Allvereinigende hat den steten Glanz. Daß Dostojewski das Samenkorn zum Baume des die Welt dereinst überschattenden Menschenfriedens in seinem Volk zu finden meint, von dem er sagt, es halte inmitten von Roheit und Laster sich an unerschütterliche, heilige Ideale — in Orthodoxie und Autokratie seines Landes, das kommt eben daher: seine eigenen Ideale legt er in seine Heimat hinein, der seine ganze Liebe und sein ganzer Glaube gilt. Seine Sehnsucht stellt er dar, wenn er uns auf den Pfaden, auch den verborgensten, ihrer hoffnungsreichen Anlagen und Kräfte, ihrer jugendlichen Möglichkeiten führt. Dmitri Mereschkowski hat eine geistreiche Definition versucht von seines großen Freundes Weise. Man würde sie lieber nachgesetzt sehen, um unmittelbar unter den Eindruck der machtvollen Gedanken des Politikers, der ein Dichter war, zu gelangen. Ein Kapitel des Buches „Etwas über den Krieg", das den Krieg zeigt als Erwecker und Befruchter ethischen wertvollen Lebens, ist wie ein lebenatmendes Blatt aus unseren gegenwärtigen Tagen. Wir stehen Dostojewski jetzt näher denn je als dem Verkünder und Liebenden des nicht-individualistischen Gefühls. Empfinden wir es doch selbst an uns als eine neue Jugend nach unserem lastenden Altsein in individualistischer Problematik.

*) R. Piper u. Co. Verlag, München 1907.

Wie Dostojewski es in der Seele seines Volkes erlauschte und ihm vielleicht zumeist aus dieser Eigenheit die Aufgabe zutraute, zur Völkerverbrüderung voranzuschreiten, so hat es auch der polnische Dichter W. S. Reymont aus der slawischen Seele herausgehört. Hat es in seinem großen vierbändigen Prosaepos „Die polnischen Bauern"*) in der Doppelheit des kommunistisch-demokratischen Prinzips und der Naturgebundenheit gezeigt. Jenes verkörpert sich in den sozialpolitischen Dorfereignissen; diese wird zu einer einzigen Greifbarkeit, die oft rührend und hinreißend ist, des Lebens und Sterbens der bäuerlichen Menschen. Ihre Gemeinsamkeit im Gebettetsein an die heilige Erde umspannt der Dichter mit dem Rahmen: Herbst, Winter, Frühling, Sommer. So benennt er die vier Einzelbände. Es ist ein Anschwellen von der Hoffnungsfrische bis zur Erfüllungsglut. In der Gestalt der Jagna verdichtet sich diese Naturgebundenheit zu tiefer Symbolik: „Denn wie die heilige Erde war Jagnas Seele, ganz wie diese Erde; sie lag in Tiefen, die niemand erkennen konnte, in der Wirrnis schlaftrunkener Träume, riesig und unbewußt, mächtig, aber ohne Willen, ohne Wollen, ohne Wünsche, totenstarr und dennoch unsterblich, und

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1912.

wie diese Erde nahm sie jeder Wind, umhüllte sie, schaukelte sie und trug sie dahin, wo er wollte ...." Fällt es Jagnas Seele zu, an die weite Weltnatur gebunden zu sein, so vermählen sich die anderen Männer- und Frauenherzen mit der heiligen braunen Scholle von Ahn und Urahn. In einer dritten Einheit gehen die Menschen des Dorfes auf, und diese Einheit ist voll hinreißendster Poesie: im religiösen Leben, im Getroffensein vom „genie du christianisme". Wie das polnische Dorf vor uns atmet, einfach atmet, mit Mensch und Kreatur, mit dem Tagewerk und den Festen, mit Lieben und Leiden, mit Tränen, mit Wut und Kampf — das gehört wohl mit zum Schönsten der Weltliteratur. Es erinnert zum Beispiel an Selma Lagerlöf, an den I. Teil ihres „Jerusalem", auch an „Gösta Berling". An diesen mahnen vor allem die vielen Ausrufe der Ekstase, der ganze Ausdruck des in Schmerz und Freude bebenden Lebens. Jean Paul d'Ardeschah hat das polnische Werk übersetzt und mit einer besonders geschichtlich-politisch orientierenden Einführung versehen.

Hermann Löns, der am 27. September vor Reims gefallen ist, hat in seinem „Wehrwolf"*) ein Vorbild dafür aufgestellt, wie sich später einmal die epische Kunst des jetzigen Kriegsgeschehens bemächtigen könnte. Er selbst nannte ihn, diese „Bauernchronik", diese Geschichte eines Dorfes der norddeutschen Heide in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, sein Kriegslied von 1914, das er 1910 geschrieben habe. Vorbildlich ist die vollendete Verarbeitung des historischen Stoffes; man merkt nichts von Mühe; wie wenn einer etwas von dem erzählt, was ihn jahrelang begleitete und was er jahrelang wieder überschaute. Es ist die deutsche Neigung und Kraft, mit scharfer, geschlossener Linie zu umgrenzen, ist nicht die Lust des Polen, den Inhalt einmal über des Gefäßes Rand schäumen zu lassen. Es ist die Wucht alter Balladen. Es ist das Grauen von Deutschlands schrecklichster Zeit. Denn wie schrecklich ist das: daß rechtliche Bauern zu Wegelagerern und Meuchelmördern werden, daß sie bis zu den Knöcheln, dann bis zu den Hüften, ja bis zum Munde in Blut waten, scheint den Besten unter ihnen, ja ihrem Priester, ja einer reinen, feinen Frau selbst als ihre gute und gerechte Sache. Denn sie greifen zur Selbsthilfe gegen die brennenden, sengenden, mordenden, schändenden Kriegshorden, weil sie anders verloren wären. Aber sie tragen auch genug Seelenpein um ihr Tun, schwere, furchtbare Träume. Und heben sich so hinaus über sich, ziehen so die Gottheit zu sich. Die webt in ihrer Mitte auch, wenn sie einander hegen; die webt auch im erhabenen Hintergrund der Menschenschrecken, in der Natur.

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1910.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr Paul Jacobs.

Der Kampf um die wirtschaftliche Weltmacht.
Eine handelspolitische Skizze.

Seit nunmehr länger als 200 Jahre übt England eine unumschränkte Herrschaft über das Meer aus. Während vorher der große Franzose Ludwig XIV. als Beherrscher der Welt angesehen worden war, hatte sich bereits seit dem Frieden von Ryswyk im Jahre 1697 neben Frankreich das emporstrebende England gestellt, und in Europa herrschte das Gefühl vor, daß die beiden Nationen sich die Wage hielten. Aber nur kurze Zeit dauerte diese Teilung in der Weltmacht. Die Regelung der spanischen Erbfolge verführte den alten Ludwig, sein so oft bewährtes Waffenglück noch einmal zu versuchen. Politisch wurde der Streit zwar im Sinne Frankreichs entschieden, wirtschaftlich aber war dieser Staat erledigt. Der Union Jack heimste die reichen französischen Besitzungen in Amerika (Neufundland und Neuschottland) ein als Grundstein für seine wirtschaftliche Weltherrschaft. Gleichzeitig

wurde der erste Baustein für seine politische Weltmacht hinzugetragen: Gibraltar.

Seit dieser Zeit galt das Wort: **Britannia rules the waves.** Keine Nation hat es bisher gewagt, sich gegen die englische Seemacht aufzulehnen. Das Vorgehen des ersten Napoleon gegen England kann nur als eine Episode gelten. Denn zu einem Seekriege mit dem damaligen Erbfeinde Frankreichs war er viel zu wenig gerüstet.

Die unumschränkte englische Herrschaft auf dem Meer hatte zur Folge, daß Großbritannien seine überseeische Macht immer weiter ausdehnen konnte. Dazu kam, daß die große Kriegs- und Handelsflotte die englische Flagge in aller Welt zeigte und bald die englische Sprache das Verständigungsmittel im Welthandel zu werden schien. Daher konnte es nicht wundernehmen, daß jeder Angehörige dieser mächtigen Nation in der ganzen Welt großes Ansehen genoß und, wo immer er sich zeigte, mit Ehren empfangen wurde. Diese überschwengliche Meinung von der englischen Macht und von den Angehörigen des Vereinigten Königreiches war der fette Boden, auf dem die Saat der englischen Kaufleute vortrefflich gedieh. Sie war die Vorbedingung für das Bestreben der Geschäftsleute aller Welt, mit England Handel zu treiben. Die Kenntnis von der großen europäischen Flottenmacht hatte in den überseeischen Ländern den Wunsch rege werden lassen, allen Europahandel über dieses Land zu leiten. Die englischen Kaufleute fanden bei ihren geschäftlichen Bemühungen in Übersee umso mehr Gehör, als sie es meistens nicht nötig hatten, eine Konkurrenz zu verdrängen, da vielfach englische Schiffe die ersten waren, die europäische Produkte nach diesen Ländern brachten.

Die zweihundertjährige Vormachtstellung der englischen Kaufleute in den meisten überseeischen Gebieten führte allmählich zu einer Abhängigkeit der am Welthandel teilnehmenden Länder vom englischen Handel oder zum wenigsten von den englischen Handelseinrichtungen. Die hervorragendsten Kulturnationen und die Naturvölker wurden Trabanten der englischen Krämer. Selbst bis heute haben es die deutschen Rauchwarenhändler noch nicht vermocht, sich von den Londoner Markteinrichtungen freizumachen. Noch immer füllen weltbekannte Leipziger Firmen die großen Taschen der Herren Lampson und Nesbitt, zur Benutzung deren Einrichtungen sie gezwungen werden. Gezwungen nicht durch die Macht der Verhältnisse, sondern durch die Macht der Gewohnheit! Der großartige Hamburger Kaffeehandel hat sich immer noch nicht freigemacht von der Benutzung der englischen Valuta. Die ungeheuren Provisionen, die alljährlich den englischen Banken von den Hamburger Kaffeehändlern gezahlt werden, sind ein Tribut, der umso schmerzlicher ist, als er das Vordringen der deutschen Banken in überseeischen Ländern hemmt und den ungerechtfertigten Ruhm des „Pfund-Wechsels“ zum Schaden des „Mark-Wechsels“ mehrt. Ferner steht die hochentwickelte deutsche Baumwoll-Industrie noch immer in einem Verhältnis zu den Einrichtungen des Liverpooler Baumwollmarktes, das an Abhängigkeit grenzt. Dies ist um so schmachvoller für das Ansehen des deutschen Kaufmannsstandes im Ausland, weil in Bremen die gleichen Einrichtungen bereits bestehen. Die Gewohnheit der deutschen Spinner, ihren Baumwollbedarf in Liverpool einzudecken, ist eine sträfliche Gewohnheit und läßt sich durch gar keine Einwände entschuldigen. Die Abhängigkeit großer Natur- und Halbkulturvölker vom englischen Handel ist durch die bisherige englische Hegemonie im Welthandel erklärlich und braucht nicht an Beispielen erläutert zu werden.

Die Welt in dem Abhängigkeitsverhältnis von dem englischen Handel zu erhalten, war das Bestreben der Engländer. In diesem Wunsche begegneten sich die Kaufleute und die Regierung. Die britischen Staatsleute sind und waren wahllos in ihren Mitteln, die englische Suprematie über die Weltmeere und über den Welthandel zu bestärken. Während sie zu Anfang ihrer Weltmachtstellung eine durchaus absolutistische Handelspolitik getrieben hatten,

gingen sie im Laufe des vorigen Jahrhunderts zum Freihandel über. Großbritanniens handelspolitische Übermacht war damals so groß, daß die Regierung ohne Schaden für das Land eine derartige Politik wagen konnte. Sie war es um so mehr, als der Freihandel partielle Geltung hatte, denn die englische Kolonialpolitik war und blieb durchaus gewaltsam. Das englische Kolonialreich wurde in unerhörter Weise ausgedehnt mit Mitteln, die den Prinzipien des Freihandels direkt ins Gesicht schlugen.

Dieses Doppelspiel der britischen Handelspolitik entsprach den Bestrebungen der englischen Kaufleute: eine okkasionelle Geschäftspolitik, die feststehende Prinzipien möglichst umging, und mit dem einzigen Ziel, einen möglichst vollkommenen Schutz der englischen Handelsinteressen zu erreichen. Die Maßnahmen der englischen Regierung waren wohl für den britischen Handel von unschätzbarem Vorteil, für den englischen Kaufmann jedoch wirkten sie mit der Zeit demoralisierend. Sie verdunkelten seinen Blick für die Bedürfnisse der Kundschaft und machten ihn schwach in dem Kampf gegen neue Konkurrenzen. Diese Folgen der englischen Politik treten in einer Klage der „Times" deutlich zu Tage. In dieser Zeitung wurde etwa folgendes ausgeführt: Der britische Kaufmann bleibt zu Hause und fertigt die Waren an, von denen er glaubt, sie verkaufen zu können. Dann sendet er seine Reisenden aus, damit sie das verkaufen, was er fabriziert hat. Die Reisenden haben die Pflicht, ihre Ware auf Kosten anderer, die vielleicht in den bereisten Gebieten gebräuchlich sind, zu lobpreisen. Wenn sie einen Auftrag erhalten haben, machen sie einen Preis in Pfund Sterling, Schilling und Pence, frei Schiff Liverpool, indem sie es dem unglücklichen Käufer überlassen, für eine Umrechnung in seine eigene Währung, seine Frachtparität, Gebräuche u. s. w. selbst zu sorgen. Der deutsche Kaufmann dagegen sendet seine Reisenden nicht aus, damit sie verkaufen, was er vorher angefertigt hat, als vielmehr damit er die Wünsche seiner Abnehmer kennen lernt und damit seine Vertreter in der fremden Währung Preise machen für die gewünschten Waren, die die Besteller im Gebrauch gewohnt sind.

Die Klage kann natürlich nicht wörtlich genommen werden. Denn die Engländer sind doch zu gute Kaufleute, als daß sie den Wünschen ihrer Abnehmer nicht genügend Rechnung tragen würden. Trotzdem birgt die Anklage einen wahren Kern. Der große handelspolitische Schutz und später die lange Alleinherrschaft haben die Denkweise des englischen Kaufmanns gerichtet. Der Pulsschlag des Welthandels war in London am stärksten fühlbar und der englische Kaufmann gewann schließlich die Überzeugung, daß die ganze Welt ihn haben müsse, daß niemand ohne ihn fertig werde. Er gefiel sich in der Rolle eines pater familiae. In wohlwollender Weise wollte er für alle sorgen, und es muß anerkannt werden, daß seiner Tatkraft das Blühen mancher Industrie auf nichtenglischem Boden zu verdanken ist. Er wollte auch wohl Wünschen nachkommen, doch seine Herrschaft sollte unumschränkt sein. Lange Zeit haben die Londoner Kaufleute diese Herrschaft auch tatsächlich unumschränkt ausgeübt, denn es gab niemand, der dagegen opponierte, das heißt, der seine Interessen selbst verfolgen, sich durchsetzen wollte. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts trat hier eine Wandlung ein.

Nach dem Kriege von 1870/71 war mit dem Deutschen Reiche in Europa ein neues Staatengebilde entstanden, das stark genug war, seinen intelligenten und zugleich tatkräftigen Kaufleuten in fremden Ländern einen Schutz angedeihen zu lassen. Der Waffengang mit Frankreich hatte den deutschen Namen in alle Welt getragen und mit dem Schein umgeben, der nötig ist, um seinen Trägern überall einen würdigen Empfang zu sichern. Die Meinung, der deutsche Kaufmann bringe nur „Nürnberger Tand", wurde aufgegeben und die fremden Händler unterzogen sich der Mühe, die deutschen Waren zu prüfen. Sie fanden bei dieser Prüfung, daß Deutschland manches für sie Nützliche produziere, und allmählich wurde der deutsche Reisende ein gern gesehener Gast in fremden Ländern.

Doch der deutsche Auslands-Kaufmann fand nicht wie seinerzeit der englische ein freies Feld zur Betätigung vor. Vielmehr wurde er von einem kräftigen Gegner mit scheelen Augen angesehen. Ein starker, über alle Konkurrenz eifersüchtig wachender Herrscher betrachtete ihn als Usurpator. Dieser Herrscher hatte den deutschen Kaufmann in seiner Macht. Denn er lieh ihm seine Schiffe zur Beförderung der produzierten Waren in die neuen Absatzgebiete und die Waren wurden sogar zum Teil mit seinem Gelde hergestellt. Diese wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit von England mußte beseitigt werden, denn auf die Dauer würde sie nicht nur dem deutschen Namen schaden, sondern auch eine freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands unmöglich machen. Den Bemühungen weitsichtiger Kaufleute und Industrieller ist es geglückt, die deutsche Volkswirtschaft in hartem Kampf von den englischen Fesseln fast ganz frei zu machen — den Weg in die Welt für deutsche Arbeit zu ebnen.

Dem Vordringen der deutschen Produkte auf dem Weltmarkte setzte der englische Kaufmann seine ganze Macht entgegen. Er war in günstigerer Position, und der deutsche Kaufmann mußte seine Kraft bis aufs Äußerste anstrengen, um seine Stellung in dem ungleichen Konkurrenzkampf zu behaupten. Die Regierung unterstützte ihn wohl in seinen Bestrebungen durch handelspolitische Maßnahmen. Doch diese waren maßvoll und machten die größte eigene Kraftentfaltung nötig. Die Frucht der harten Arbeit war, daß Deutschland einen beachtenswerten Rang in der Weltwirtschaft eroberte. Trotzdem fühlte der englische Kaufmann sich anfangs in seiner Macht wenig gestört. Denn auch sein Handel hatte einen ungeheueren Aufschwung genommen und behauptete nach wie vor bei weitem die erste Stelle in der Welt.

Die letzten Dezennien brachten jedoch dem englischen Handel den gefährlichen Konkurrenten wesentlich näher. Die zuerst vereinzelten Stimmen über den deutschen Wettbewerb wurden immer lauter, so daß sich auch die englische Regierung mit ihnen beschäftigen mußte. Das Resultat war, daß ein Gesetz geschaffen wurde, wonach für alle in England eingeführten Waren das Ursprungsland angegeben werden mußte. Jetzt wurde klar, wie weit die deutschen Produkte vorgedrungen waren. Selbst England war überschwemmt mit Waren „made in Germany". Das englische Gesetz versagte. Die deutsche Herkunftsbezeichnung galt nicht als ein modernes Wort für „Nürnberger Tand", sondern als ein Merkmal erstklassiger Qualität. Die Engländer fühlten ihre Handelsmacht bedroht. Obwohl ihr Außenhandel in stetem Wachsen war, glaubten sie doch, daß die Zeit nicht mehr fern sein könne, in der sie mit Deutschland um die erste Stelle ringen müßten. Wie auf den Tennisplätzen oder im foot-ball-match wollten sie noch schnell die günstigen Chancen ausnützen, bevor der Endkampf zur Notwendigkeit geworden war. Doch alle Anstrengungen, in unblutigem Wettbewerb den deutschen Kaufmann zu schlagen, waren vergebens.

Nun ist der Entscheidungskampf hereingebrochen. Englische Zeitungen frohlocken, daß die deutsche Konkurrenz für zehn Jahre, ja vielleicht für immer ausgeschaltet ist. O, welche Verblendung liegt in solchen Worten! Der militärische Ausgang des von England geforderten Krieges ist noch nicht entschieden, doch das eine ist schon jetzt entschieden: England und Deutschland müssen nach dem Kriege arbeiten. Arbeiten nicht mit einer week-end-Feier, arbeiten nicht mit den langen Unterhaltungen über foot-ball-match nein intensiv arbeiten, arbeiten von morgens früh bis abends spät, arbeiten ohne nervös zu werden und doch arbeiten nach einem gewaltigen Plan — zur Aufrechterhaltung der Stellung als wirtschaftliche Weltmacht und um die erste Stelle im Welthandel.

Albion! zu diesem Kampf fordern wir!

Literarische Weihnachts-Rundschau

Von August Friedrich Krause, Breslau.

In dieser gewaltigen und großen Zeit, da unser Vaterland in den Schrecknissen eines furchtbaren Krieges um Sein oder Nichtsein und als herrlichen Siegespreis um größere Macht und wirksameren Einfluß seiner Kultur ringt, vertieft es Gedanken und Empfindungen, stählt es den Willen zum Durchhalten und zum Sieg, wenn man sich zu versenken versucht in das Werden und Wachsen der Macht, die heute das Führeramt im großen Deutschen Reiche versieht. Treffliche Gelegenheit hierzu bietet der erste Band einer „Geschichte der Brandenburgisch-preußischen Politik", die der, seiner Wissenschaft und dem deutschen Volke leider zu früh verstorbene Professor Dr. Reinhold Koser im vorigen Jahre hat erscheinen lassen. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.). Koser wendet die Bezeichnung Politik hier in ihrem engeren Sinne an als Verhalten eines Staates inmitten anderer Staaten und gibt eine glänzende Darstellung einer Geschichte der auswärtigen Politik des brandenburgisch-preußischen Staates, von der Besitzergreifung des Landes zwischen der Elbe und Oder durch die Askanier bis zu den Anfängen des Großen Kurfürsten und dem Westfälischen Frieden. Er bleibt sich dabei immer bewußt, daß die führende Stellung Preußens in Deutschland die Konsequenz, nicht aber das von vornherein bestimmte und erstrebte Ziel der preußischen Politik war, und beurteilt darum die einzelnen Herrscher nicht danach, ob sie ihrer „deutschen Aufgabe" gerecht wurden, sondern macht einzig zu seinem Wertmaßstab, „wie die Fürsten unseres Staates und ihre Berater ihre Aufgabe jeweilig aufgefaßt haben, ob die Stellung der Aufgabe den wechselnden Bedürfnissen ihrer allmählich zu einer Staatspolitik ausreifenden Hauspolitik entsprach und ob die Mittel zur Ausführung zweckmäßig gewählt wurden." Wer Koser's Geschichte Friedrichs des Großen kennt, weiß, daß er seinen Stoff bei aller gründlichen wissenschaftlichen Behandlung in interessanter, fesselnder Weise vorzutragen versteht. Er findet für die Fülle historischen Materials nicht nur die knappste, auch die lebendigste Form der Darstellung und läßt aus dem Staub der Archive das Leben der Vergangenheit neu vor uns erblühen. Sein Werk, das nun leider unvollendet bleiben muß wie das Droysens, wird darum nicht nur unter den Wissenschaftlern, sondern vor allem — wie er sich das selbst gewünscht hat, — auch in der breiten Masse der Gebildeten zahlreiche Leser finden.

Mitten hinein in das heiße Leben der Gegenwart, das heute mehr als in gewöhnlichen Zeiten selbst Weltgeschichte ist, führt uns das zweite Bändchen der Sammlung: „1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht", die Julius Bab bei Morawe & Scheffelt in Berlin herausgibt. Dieser zweite Stimmungskreis: „Zwischen den Schlachten" zeigt deutlich nach dem ersten starken Aufbrennen der dichterischen Kraft bei Ausbruch des Krieges ein Zusammensinken und Nachlassen. Trotzdem finden wir auch in diesem Hefte, (das erste wurde bereits im Oktober besprochen), prächtige Zeitgedichte, erfüllt von starkem Stimmungsgehalt, die uns beweisen, wie sehr der Krieg das innerste Empfinden unsres Volkes erregt und wie bedeutend das künstlerische Gestaltungsvermögen unserer Dichter ist, — nicht nur der großen, wie Gerhart Hauptmann, dessen Gedicht: „O mein Vaterland" neben Ernst Lissauers „Haßgesang an England", nicht nur das beste Stück dieser Sammlung, sondern auch eines der schönsten Gedichte dieser großen Zeit ist.

Aus der Stimmung dieser Kriegszeit heraus geschaffen sind auch die Federzeichnungen, die Karl Bauer unter dem Titel: „Führer und Helden" soeben im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, veröffentlicht. Der Meister des geschichtlichen Porträts, der uns die lebensvollen Bildnisse Luthers, Goethes,

Schillers, Steins u. a. bereits geschenkt hat, schildert uns in 12 Federzeichnungen mit packender Lebendigkeit die Charakterköpfe der bedeutendsten geistigen und militärischen Führer Deutschlands und Österreichs im gegenwärtigen Kampfe. Wie alle Schöpfungen Bauers lieben wir auch diese Blätter, weil sie durch die Zufälligkeiten der äußeren Erscheinung uns das Wesen der Männer offenbaren, denen unsere Liebe und unser Vertrauen gehört in dieser schweren Zeit.

In dem gegenwärtigen größten aller Kriege haben sich Kräfte in unserem Volke lebendig gezeigt, die nicht heute und gestern erst in ihm groß geworden sind. Gedanken und Empfindungen werden zu lebendiger Tat, die vor hundert Jahren die großen Führer und Erzieher, Kant, Goethe, Schiller, tief in die Herzen des deutschen Volkes gesenkt haben. Heute erweist es sich, daß sie nicht umsonst gelebt haben, daß sie noch in vollster Lebendigkeit mitten unter uns stehen als die Führer auf dem Wege der Höherentwickelung unserer Kultur, für die viele Tausende in dieser Zeit bluten und sterben. Diese Gedanken sind mir so recht zum Bewußtsein gekommen vor einem Buche, das verdient, zum Hausbuch des deutschen Volkes zu werden; ich meine: „Schiller. Die Geschichte seines Lebens" von Alexander von Gleichen-Rußwurm. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) Wir besitzen heute viele und wertvolle Schillerbiographien, und doch keine wie diese, die der Urenkel unseres Dichters geschrieben hat. Schiller ist in seinem glaubensstarken, kraftfrohen Idealismus, in der harmonischen Einheitlichkeit seines Wesens uns zum Idealbild des deutschen Volkscharakters geworden, und als solches lieben wir ihn. In diesem Sinne stellt Gleichen-Rußwurm seinen großen Ahnen vor uns hin, frei von aller philologischen und literarischen Kritik, nur die reine Darstellung seines äußeren und inneren Lebens gebend. Aufgewachsen unter der Obhut der Tochter Schillers, seiner Großmutter, ist es ihm vergönnt gewesen, von Jugend auf sich hineinzuleben in das Wesen seines Ahnen. Und aus diesem Erleben hat er es gestaltet als tiefste eigenste Herzenserfahrung. Unterstützt wird seine Darstellung durch bisher ungedruckte Briefe aus seinem Familienarchiv und durch Wiedergaben aus dem reichen Schillermuseum seines Schlosses Greifenstein. —

*　　　*　　　*

Der 60. Band der von dem bekannten E. A. Seemannschen Verlage in Leipzig herausgegebenen „Berühmten Kunststätten" führt uns nach Passau und in lebensvoller interessanter Darstellung des Kgl. Konservators in München Dr. Wolfgang M. Schmid durch die Geschichte der Kultur und Kunst dieses alten Bistums, das ehemals zu den größten der deutschen Bistümer zählte. Unterstützt wird diese Schilderung durch zahlreiche und gute Abbildungen, die in dem, der die alte Donaustadt gesehen, liebe Erinnerungen weckt.

In ein räumlich weiteres Kulturgebiet führt der erste Band der Sammlung: „Architektur und Kunstgewerbe des Auslandes", der „Alt-Holland" behandelt und von Dr. André Jolles eingeleitet ist. (Delphin-Verlag, München.) Es ist beabsichtigt, in guten Illustrationen die reichen architektonischen und kunstgewerblichen Schätze der alten Niederlande zur Darstellung zu bringen und dabei aus dem großen, als künstlerisch wertvoll anerkannten Material das Charakteristische auszuwählen, um auf diese Weise den Begriff der Kunst dieses Landes auf gewerblichem Gebiete zu gewinnen. Die großen, vortrefflich ausgewählten, scharfen Abbildungen sind so angeordnet, daß wir von Kaminen, Bettstellen, Schränken, Tischen und Stühlen zu ganzen Zimmereinrichtungen vorschreiten, Portale, Stadttore, Kastelle und Herrensitze, alte Kirchen und Rathäuser, ganze Straßen, Plätze und Grachten und zuletzt große Parkanlagen kennen lernen. Mit Recht weist Dr. A. Jolles, der auch die Auswahl besorgte, in seiner Einleitung darauf hin, daß Nordniederland nicht zu den Ländern gehört, „denen schon früh ihr eigenartiger Charakter zum Bewußtsein kam und die es verstanden, diesen in einer selbständigen Politik oder einer eigenen Kunst auszudrücken." Erst

das 16. Jahrhundert habe dem Holländer das Bewußtsein seines eigenen Charakters gegeben und ihn befähigt, diesen in Kunst und Kunstgewerbe zum Ausdruck zu bringen. Aus dieser Zeit und den beiden darauf folgenden Jahrhunderten stammt das gesamte schöne Anschauungsmaterial, das der vornehm ausgestattete Band beibringt, und das ihn zu einem wertvollen Studienwerke für jeden nach Vertiefung und Bereicherung seines Wissens und Könnens strebenden Kunstgewerblers und Architekten macht. Weitere Bände der verdienstvollen Sammlung, von denen der zweite, Alt-Dänemark behandelnde bereits erschienen ist, sollen den Kunstbesitz anderer Länder zur Anschauung bringen und ein Ergänzungsband wird die „Geschichte des gesamten Kunstgewerbes" zusammenfassen.

In dieses selbe Land und zu den Bürgern jener Zeit, in der Holland das Begreifen seines ihm eigentümlichen Charakters fand, führt uns der 24. Band der von der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben", in dem W. Martin nach einer instruktiven Einführung in das Leben und die Kunst Gerard Dou's die Nachbildungen des gesamten bekannten Kunstschatzes dieses Meisters zusammenstellt. Sie gestatten uns nicht nur interessante Einblicke in das Leben und Treiben des niederländischen Volkes, das der Schüler Rembrandts mit viel Liebenswürdigkeit und feiner Beobachtungsgabe zu schildern weiß, sondern sie vermitteln uns auch die Bekanntschaft mit einem Meister, der in köstlicher Feinmalerei Gestalten und Szenen des bürgerlichen Lebens meisterlich wiederzugeben weiß.

Den 23. Band derselben Sammlung bilden die Wiedergaben der sämtlichen Gemälde von „Feuerbach", herausgegeben und eingeleitet von Hermann Uhde-Bernays. Zum ersten Male ist hier das Gesamtwerk des großen Pathetikers unter den Malern des 19. Jahrhunderts in vorzüglichen scharfen Nachbildungen zusammengestellt, bis auf wenige völlig verschollene, belanglose Stücke. Eine große Zahl von Gemälden ist, wie in einer Vorbemerkung hervorgehoben wird, hier zum ersten Male abgebildet. In seiner feinfühligen, ein tieferes Verständnis der Feuerbach'schen Kunst erschließenden Einleitung schildert der Herausgeber, der beste Feuerbach-Kenner der Gegenwart, nicht nur das Werden und Wachsen des Künstlers, sondern auch des Menschen, der sich in diesen einzigartigen Werken auslebt.

Immer wieder bedauert man vor diesen auch in technischer Beziehung durchaus gelungenen und mit aller Sorgfalt ausgeführten Bänden, daß es aus materiellen Gründen nicht möglich ist, diese Gesamtausgaben in farbigen Wiedergaben herauszugeben. Von Anselm Feuerbach hat der rührige Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig in einer Feuerbach-Mappe acht der bedeutendsten Gemälde des Meisters in Farbendrucken zusammengestellt und dadurch unsern Wunsch wenigstens teilweise erfüllt. Wir finden darin die „Musizierenden Kinder", „Hafis am Brunnen", die „Badenden Kinder", „Mutterglück" und „Francesca da Rimini", die jedem Besucher der Schackgalerie in München in lieber Erinnerung sind, und außerdem die „Wasserträgerin", „Medea" und „Iphigenie". Die Wiedergabe der Bilder ist vollendet, alle Feinheiten der Farben kommen voll zur Geltung. Die Bilder sind schwarzem Karton aufgelegt, der ihre Wirkung noch erhöht. In einer Einleitung erzählt August Wolf Erinnerungen an Anselm Feuerbachs Tod und Begräbnis, die jedem Freunde des Künstlers eine wertvolle Beigabe sein werden.

Eine Ergänzung zu dieser Mappe bietet das zweite Heft der im gleichen Verlage erscheinenden Kunstzeitschrift „Meister der Farbe", das als eines der sechs farbigen Wiedergaben aus dem Kunstbesitz des 19. Jahrhunderts Anselm Feuerbachs Selbstbildnis aus der Karlsruher Kunsthalle bringt, das der Künstler vor seiner Abreise aus Paris seinem Freunde, dem Professor Schaibler zum Geschenk machte. Diese Zeitschrift tritt mit den beiden kürzlich erschienenen Heften in das zweite Jahrzehnt ihres Bestehens ein. Es gibt wohl keinen großen Meister

des letzten halben Jahrhunderts, von dem diese Kunstzeitschrift nicht einige seiner bedeutendsten Schöpfungen veröffentlicht hätte. Alle Schulen und Richtungen sind darin vertreten; eine Glut von Farben strömt uns aus ihren Heften entgegen. Die beiden neuen Hefte werden besonders die Breslauer und schlesischen Kunstfreunde interessieren, weil sie aus dem Besitz unseres Museums der bildenden Künste einige Werke veröffentlichen, die uns lang vertraut und lieb sind, so Claus Meyers „Urkunde", Alexander Koesters „Enten", Adolf Dreßlers „Waldfrieden" und Delobbe's „Töchter des Ozeans".

Als Festgabe zum 75. Geburtstage Hans Thoma's am 2. Oktober bringt das erste Heft eine wundervolle Wiedergabe des an tiefinnerlicher Kraft so reichen Gemäldes seiner „Mutter und Schwester". Mehr noch überrascht und erfreut zu diesem Festtage der gleiche Verlag mit der Herausgabe des „Festkalenders" von Hans Thoma. 31 Blätter bringen in technisch vollendeter farbiger Wiedergabe die 11 Bilder aus dem Leben des Heilandes, die in Karlsruhe den Festraum des Thoma-Museums schmücken; ihnen sind die 12 Monats- und 8 Planetenbilder vorangestellt, die an der Eingangswand dieses Tempels die Tür umrahmen. Indem Hans Thoma diese Bilder zu einem Festkalender zusammenstellte, griff er auf die Idee der alten Volkskalender zurück, nur daß seinem Bilderwerke das Kalendarium fehlt. Durch die 12 Monatsbilder tritt man in die Natur und die 8 Planetenbilder gestalten den Einfluß der Planeten auf die Menschen und ihre Schicksale. Die 11 Christusbilder dagegen offenbaren in starker dichterischer Sprache die allmähliche Loslösung und Befreiung der Seele vom Irdischen im Bilde vom Lebens- und Leidensgange des Gottessohnes.

Allen Besuchern Münchens und der Schackgalerie wird ein Werk willkommen sein, das sich schlicht als Führer anbietet, in Wirklichkeit aber mehr ist als bloß ein Führer durch dieses Museum. Fritz Burger gibt in seinem: „Die Schackgalerie" (Delphin-Verlag, München) betitelten Buche nach einer kurzen Auseinandersetzung über die Prinzipien der künstlerischen Kritik eine verständnisvolle und lebendige Einführung in den Ideengehalt der Bilder, in ihre technische und künstlerische Eigenart und stellt sie ein in den Entwicklungsgang der Künstler. So ermöglicht er dem schauenden und empfindenden Laien ein Einfühlen in die Kunstwerke der großen Meister, die mit ihren bedeutendsten Werken hier ein Bild der Kunst um Mitte des 19. Jahrhunderts geben. Den Schluß bilden ein Aufsatz über „Farbenprobleme und Maltechnisches", sowie einige „Lebensdaten und Literaturangaben."

Wer von den aufmerksameren Besuchern der Schackgalerie vergäße wohl die wenigen, aber eindrucksvollen Bilder, die hier von Karl Spitzweg hängen. Manchen mögen sie veranlaßt haben, aufs neue die Pinakothek aufzusuchen, wo mehr von diesem köstlichen Humoristen zu finden ist. Über das Wesen und den Wert dieses Malers, über seine Tiefe und seine Grenzen unterrichtet uns eine Monographie, die Hermann Uhde-Bernays im Delphin-Verlag, München, unter dem Titel: „Karl Spitzweg, des Meisters Leben und Werk. Seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst", veröffentlicht hat. Aus seiner Zeit heraus, die ihn werden ließ und beeinflußte, läßt Uhde-Bernays vor uns das Wesen des Malers als Mensch und Künstler erstehen und sein Leben neu erleben. Auf diese Weise dringen wir am besten in den Geist seiner Schöpfungen ein, lernen ihn in seinem Schaffen verstehen, in seinem kostbaren Humor und seinem tiefen Ernst erfassen. Wir fühlen, daß er eine Persönlichkeit war und ein Maler von Gottes Gnaden. Unterstützt wird die Darstellung durch ein reiches, sorgfältig ausgewähltes und künstlerisch, wie technisch vollendet reproduziertes Bildermaterial. Es finden sich darunter vier Farbendrucke und acht Gravüren. Da uns eine gute, verständnisvolle, mit feinem Sinn die Wesensart des Meisters erfassende Monographie bisher fehlte, wird das mit künstlerischem Feingefühl ausgestattete Buch vielen Kunstfreunden sehr willkommen sein.

Das gleiche kann auch von einer Veröffentlichung des Verlages Julius Hoffmann in Stuttgart gesagt werden. Wenn wir auch eine sehr reiche Literatur über die Kunst der alten Ägypter besitzen, so fehlte es uns doch an einer eingehenden populären Darstellung, die alle neuesten Forschungsergebnisse berücksichtigend den Laien einzuführen vermag in das Verständnis der eigenartigen Kunstformen des Pharaonenlandes und dem Reisenden als Begleiter zu den alten Kulturstätten am Nil dienen kann. Das aber gilt von Gaston Maspero's „Geschichte der Kunst in Ägypten". Keiner war, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beurteilt, wohl berufener, diese Geschichte zu schreiben, als der Generaldirektor der ägyptischen Altertümer und Leiter des Museums in Kairo, dem eine Fülle von Material zur Verfügung stand, wie wohl keinem anderen Forscher. Daß es ihm aber gelungen ist, sein Werk im besten Sinne populär zu gestalten, ist sein besonderes Verdienst. Maspero führt uns von den Anfängen der ägyptischen Kunst in archaischer Zeit, die nur kurz behandelt werden, mit besonderer Betonung der Höhepunkte, in der memphitischen und den ersten beiden thebanischen Epochen, bis zu ihrer Nachblüte in der saitisch-ptolemäischen Zeit. Besonders anerkennenswert ist es, daß der Gelehrte sich bemüht zu zeigen, wie die eigenartigen, dem Laien so seltsam und fremd berührenden altägyptischen Kunstformen und Kunstzweige herausgewachsen sind aus den religiösen Anschauungen, vornehmlich dem Unsterblichkeitsglauben der Ägypter. Ein reiches Literaturverzeichnis, das von dem verständnisvollen Übersetzer Dr. Adolf Rusch noch durch besonders für Deutsche wichtige Werke ergänzt ist, ist jedem Abschnitt beigefügt. Das überaus reiche Bildermaterial, das dem vornehm ausgestatteten Buche beigegeben ist, wird sich mancher Leser vielleicht größer und schärfer wünschen; doch sollte wohl das Buch Taschenformat behalten, um es zur Mitnahme auf die Reise geeignet zu machen.

*　　　　*　　　　*

Aus dem großen Schatze unserer älteren Literatur hat der Delphin-Verlag in München ein köstliches Kleinod gehoben und neu gefaßt, indem er Johann Peter Hebels „Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes" neu herausgeben ließ. In dieser von Professor Karl Voll in München besorgten Ausgabe sind sämtliche von Hebel verfaßten Stücke des Rheinländischen Hausfreundes oder Neuen Kalenders auf die Jahre 1808—1819 aufgenommen und durch andere zugehörige Erzählungen ergänzt. Das auf leicht gelblich getöntes Papier gedruckte Werk, das in seinem schlichten Pappband den Eindruck erweckt, als stamme es aus jener Zeit, in der der Herausgeber des Rheinischen Hausfreundes seine köstlichen Erzählungen schrieb, bringt 30 Holzschnitte, die einst als Illustrationen zu Hebels Geschichten geschaffen worden sind. Wir finden darunter auch das sehr seltene Blatt zu der Geschichte: „Ein frommer Rat", das s. Zt., obgleich durchaus harmlos, mit dem ganzen Jahrgang des Kalenders konfisziert wurde, und nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist. In ihrer klaren Einfachheit und volkstümlichen Deutlichkeit bilden sie nicht nur eine wertvolle Ergänzung zu Hebels Erzählungen, sie gehören geradezu zu ihnen, sind von ihnen kaum zu trennen. Den Schluß des Werkes bilden 9 Erzählungen, die von einem Nachahmer Hebels, einem Anonymus aus Hermanns Kalender der Jahre 1842—1844 stammen. So glücklich sie auch die Hebelsche Art zu treffen wissen, tragen sie doch einen ganz anderen Charakter, und man kehrt von ihnen immer wieder gerne zu ihren Urbildern zurück.

Der verdienstvolle Verlag von Hesse und Becker in Leipzig, dem wir die besten und billigsten Volksausgaben unserer Klassiker verdanken, ist unermüdlich tätig, seine Deutsche Klassiker-Bibliothek zu verbessern und zu vermehren. In diesem Jahre bringt er neue Ausgaben, Uhland (Gesammelte Werke in 8 Bänden, herausgegeben von Walter Reinöhl) und Kleist (Heinrich von Kleists Werke. Vollständige Ausgabe in acht Bänden, herausgegeben von

Karl Siegen), auf den Büchermarkt. Beide Ausgaben sind mit mehreren Bildnissen, verschiedenen Abbildungen und Handschriftenproben geschmückt. Neben den schon bekannten Vorzügen, die allen Ausgaben dieses Verlages eigen sind, zeichnen sie sich durch sorgfältigste Textrevision und durch wertvolle Einleitungen aus, die in das Leben der Dichter und in das Verständnis ihrer Werke einführen.

Mit dem Freiwerden der Werke Richard Wagners ist die Hessesche Bibliothek um einen neuen Klassiker bereichert worden. Neben der großen vierzehnbändigen Ausgabe hat der Verlag eine für weitere Kreise bestimmte Auswahl aus seinen Schriften (Richard Wagners ausgewählte Schriften, herausgegeben von Julius Kapp, 4 Teile in 1 Leinenband) und daneben, von dem gleichen Herausgeber besorgt, seine „Gesammelten Dichtungen" (Drei Teile in 1 Leinenband), erscheinen lassen, die gleiche Ausstattung und gleiche Vorzüge aufweisen, wie die übrigen Bände der Hesse'schen Klassiker-Bibliothek. Dem Text der einzelnen Opern ist eine kurze Einleitung vorangestellt, die in die Entstehungsgeschichte und in das Verständnis des Werkes einführt. Jeder Dichtung ist eine Nachbildung des Theaterzettels der Uraufführung beigegeben. Neben dem Text der bekannten Opern finden wir auch zwei Jugend- und drei Gelegenheitswerke des Meisters, von denen „Die Feen" noch gegen Nachdruck geschützt sind. Vom „Liebesverbot" ist nur eine Inhaltsangabe aufgenommen, da ein Nachdruck vor 1921 nicht gestattet ist.

Eine große Freude bereitet der Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart allen Scheffel-Freunden mit seiner zweibändigen Ausgabe von: „J. V. von Scheffel's Ausgewählten Werken." Der erste Band bringt die geschichtlichen Romane und Erzählungen, den „Ekkehard", „Hugideo" und „Juniperus"; der 2. Band enthält den „Trompeter von Säkkingen", die Dichtungen „Gaudeamus", „Bergpsalmen" und „Frau Aventiure". Manchem wird Scheffels schönes Altersgedicht „Waldeinsamkeit" recht fehlen, doch wollen wir froh sein, daß wir bereits heute, zwei Jahre vor Ablauf der Schutzfrist, diese wertvolle Ausgabe auf den Weihnachtstisch gelegt bekommen. Die beiden Bände erscheinen in würdiger Ausstattung auf gutem Papier und geschmackvollem Einband und sind geschmückt mit den Original-Illustrationen, die C. Liebich und A. v. Werner zu den Dichtungen zeichneten. Auch sie werden manchem willkommen sein.

* * *

Von naturwissenschaftlichen Werken möchte ich vor allem auf die im Verlage von Theod. Thomas in Leipzig erschienene gemeinverständliche Darstellung „Die Alpen" von R. H. Francé empfehlend aufmerksam machen. Die künstlerisch vollendete Art der Darstellung Francé's, die bei diesem großen Werke noch stärker und eindrucksvoller in die Erscheinung tritt, als bei seinen kleineren Veröffentlichungen, haben die Leser dieser Zeitschrift kennen zu lernen bereits Gelegenheit gehabt. Das vorjährige Dezemberheft brachte aus dem wertvollen Werke das Kapitel über den „Zauber des Alpenherbstes", das sich durch eine besonders farbige, aus tiefstem Schauen und Erleben geborene Schilderung der Alpennatur auszeichnet. Auf gleicher Höhe aber stehen noch viele andere der zahlreichen Kapitel. Die wissenschaftlichen Darlegungen sind bei aller Gründlichkeit doch von einer Klarheit und Verständlichkeit, daß jeder Gebildete sie mit großem Vorteil lesen wird. Dabei versteht es Francé durch seine künstlerische Gestaltungskraft auch bei schwierigeren Problemen so zu interessieren, daß man ihm willig und gefesselt folgt. Wir besitzen keine umfassende populäre Darstellung unsres schönsten europäischen Gebirges, die sich mit dieser messen könnte. Den Wert des gut ausgestatteten Buches erhöhen die ausgezeichneten in allen möglichen Techniken hergestellten Kunstbeilagen, unter denen sich auch zahlreiche vortreffliche Reproduktionen von Alpengemälden unserer bedeutendsten Maler befinden, und 500 vorzügliche Abbildungen.

Einer Popularisierung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse und Erkenntnisse dient auch ein eigenartiges Werk, das die Schlesische Buchdruckerei,

Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau herausgibt, und von dem soeben der dritte Band erschienen ist: „Der Mensch und seine Entwicklung, dargestellt in archäologischen Romanen und Novellen“ von W. G. Neander. Das Werk besitzt bereits Vorgänger, wie D. F. Weinlands Erzählungen „Rulaman“ und „Kuning Hartfest“, doch unternimmt Neander zum ersten Male den Versuch, die gesamte Entwicklung des Menschengeschlechts von den ersten Werkzeug-Menschen an, bis in die neueste Zeit hinein, in einer Serie von Romanen und Novellen zur dichterischen Darstellung zu bringen. Der erste Band: „Die Steinzeit“, behandelt in fünf Erzählungen die fünf Stufen dieser ersten und längsten großen Epoche in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Der zweite Band: „Pfahlbauzeit“, schildert in vier Novellen und Romanen das ausgehende Steinzeitalter und die Bronzezeit, während uns der dritte Band: „Mu-Atlantis und Mât Sumerim“ bereits aus der prähistorischen in die historische Zeit, die Zeit der ersten schriftlichen Überlieferungen hinüberführt und eine Erzählung aus der Zeit der Sintfluten und einen Roman aus dem Lande und der Kulturperiode der Sumerer bringt.

Von der pädagogischen Erwägung ausgehend, daß die lebendige dichterische Form von größerer Eindringlichkeit ist, als die trockene wissenschaftliche Erörterung, legt der Verfasser in dieser Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes den Hauptwert auf die erzählerische Darstellung. Da er für wissenschaftlich nicht orientierte Leser schreibt, vermochte er wissenschaftliche Erläuterungen nicht zu umgehen. Doch gibt er sie in eigenartiger Form und verbindet sie mit dem Dargestellten als Randbemerkungen eines Dichters und eines Gelehrten, die den christlich konfessionellen und den wissenschaftlichen Standpunkt gegenüber den Fragen der Menschenschöpfung vertreten. Die rein objektive Behandlung beider Anschauungen durch den Verfasser hat ohne Zweifel ihre erheblichen Nachteile, doch ermöglicht sie es dem Leser auch ohne Bevormundung, selbständig sich seine Meinung zu bilden. Mit großem Geschick, wenn auch nicht immer mit vollendeter Künstlerschaft, zeichnet der Verfasser seine Bilder aus der Urzeit des Menschengeschlechtes, schildert die ersten technischen Erfindungen, das erste scheue Erwachen seelischer Regungen, die Uranfänge künstlerischen Gestaltens und der gesellschaftlichen Ordnung und Gruppierung. Mit wissenschaftlicher Genauigkeit und plastischer Anschaulichkeit werden die Landschaftsbilder ausgeführt, in die die Vorgänge hineingestellt sind, und mit regstem Interesse verfolgt der Leser die schlichten Erlebnisse der Urmenschen. Zahlreiche gute Abbildungen, die zumeist wissenschaftlichen Werken entnommen sind, unterstützen die Darstellung und ermöglichen es einem jeden, sich in seiner Phantasie die dargebotenen Bilder noch weiter auszumalen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Ufzowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). – Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. – Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. – Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Oktober 1914.

Inhalt.

r>e m«»,l>!-',c!)r!il „?l»l!> un» 2ül>" «rlchtint am l. >,d« Monat».
'prciz pro Quarlal <H tzelte) « Mai!,, «ImieüicU« 2 V!»li»
llll« Vi,6>!'an^I,n»zn» und Poft«nl<al!tn n«l>,üln jlderztlt Veft«lluilg«n «n.

Inhalt des 151. Bandes:
Oktober / November / Dezember 1914
Seite

Seite

<2e6lclite:

üulilMliu:

Lllclbelgaben:

Schleiche Buchdruckern v. S. Schottlaenbn, Breslau.

Eme ömOeM>n<uWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
V. F. et«in»<l»l. V«rth«ll> LuU«l. «rM1ch«l.»,ß«Ibuchh»ndl. !l»l«o H b»N«lbaIch,
Stockholm Christian»a Konstantinopel
I.«, Flitz«, I>Idr»In« «»7»!«. 2»c»b Dybwat, Nuchhdlg. Internat, Vuchh»ndl. Otto Kell.
ssl dl« Plo»Inz«n in Ech>«d«n >ml> in D2n«m»i»: »<«g «hl. Ulli»« 3lachl»l««l< «»>enh«««n.
für dl« Lchnxtz: «t«»«m. «»»<<!«. ». Vuchh»«»lun«, Zürich l.
V«n«illl»«l»i«tung lüi Hollllnd: X». V. v«n «t»«Iu« «n» «»l,n. Ha««, Bultenhof 3S.
39. Jahrgang. Band 151. Heft 481. Oktober 1914

Professor Dr. Ludwig Stein:

Was lehrt uns der Krieg?

Kulturpolitik war der Leitgedanke, den „Nord und Süd" unter meiner Leitung unentwegt und unverdrossen verfolgt hat. In einer Reihe von Sondernummern haben wir unseren Lesern die Kulturtypen auch der kleineren Staaten, wie der Schweiz und der Niederlande, vorgeführt. Unser Absehen war stets darauf gerichtet, eine Verständigung unter den Kulturvölkern dadurch herbeizuführen, daß man sich gegenseitig besser kennen lernte. Zu diesem Behufe ließen wir an dieser Stelle die hervorragendsten Vertreter aller Länder, insbesondere auch die Wortführer der zur Neutralität neigenden kleineren Staaten zu Worte kommen, damit wir aus berufenem Munde erfahren, wie sich der betreffende Kulturtypus in den Köpfen seiner erlesensten Vertreter malt.

Unsere fortgesetzte Verständigungsarbeit ist angesichts der rauhen Wirklichkeit in die Bruche gegangen. Heute gilt es nicht so sehr zu lehren, als vielmehr zu lernen. Die Soziologie des Krieges hat umzulernen. Die Sprache des Friedens vertont man in Moll, die des Krieges in Dur. Ietzt reden nicht Zungen, sondern Kanonen. Der logisch bündigste Beweis ist heute unwirksam gegenüber der schlüssigen Beweiskraft der Kruppschen Geschosse. Unter den Waffen schweigen nicht bloß die Musen, sondern unter dem Geklirr und Getöse der großen Taten verstummen die großen Worte. Unsere Ästheten sind lahmgelegt, und das ist gut so. Die erste Lehre des Krieges heißt: werde wieder männlich! Nicht Gefühlsregungen, auch nicht Verstandesklügeleien sollen dein Tun bestimmen, sondern der disziplinierte Wille. Der Krieg ist lebendig gewordener, in Fleisch und Blut übergegangener Voluntarismus.

Es war aber auch die höchste Zeit, daß wir uns ermannten, zumal die ästhetisierende Überverfeinerung unserer Nerven nahe daran war, uns zu entmannen. Der feministische Einschlag in unser Kultursystem wirkte geradezu entnervend und verheerend. Wir haben uns aufgerafft. Ein plötzlicher Ruck ging durch das ganze Volk, und wir sind von dem Alpdruck einer bevorstehenden Entartung befreit. Der Bann ist gebrochen. Wie eine Erlösung aus dumpfem Haschisch-Taumel klang das kristallklare Wort der beiden Kaiser, das uns der Lethargie entriß und zu männlichen Taten entflammte.

Ludwig Stein Was lehrt uns der Krieg?
Dieser Krieg ist ein glückliches Schulbeispiel der Massenpsychologie. Hegel
würde sagen: die Quantität schlägt in Qualität um. Aus 120 Millionen Men-
schen, die bisher in Rassen, Nationalstaaten, Sprachen, Konfessionen, Parteien,
Stände und Klassen gespalten, ja zerklüftet waren, ist über Nacht, weil es sich
um Sein oder Nichtsein handelte, ein Wille geworden. Vergessen ist alles
Trennende. Verklungen alles Zwiespältige. Ein Gottesfriede ist über uns ge-
kommen. Die beiden großen Armeen der Zentralmächte, die auf ein deutsches
Kommando gehorchen, während es bei den Armeen des Dreiverbandes wie beim
Turmbau zu Babel zugeht, werden von einem beherrschenden Willen gelenkt
und getragen, und das ist der Wille zum Sieg!
Der Krieg hat uns vor allem gelehrt, so führt der österreichische Reichstagsab-
geordnete Franz Iesser im Septemberheft der Zeitschrift „Deutsch-Österreich" aus,
daß Volkskraft sich nicht allein aus der Volkszahl, den wirtschaftlichen, wissen-
schaftlichen und künstlerischen Leistungen und den gesellschaftlichen Zuständen zu<
sammensetzt, sondern daß sich auch ein Ursprüngliches, ein nicht zerlegbares Element
— der Geist — dazu gesellen müsse.
Der Idealismus als Motiv zu politischen Handlungen ist wieder zu Ehren
gekommen. — Was ist es, was den ungeheueren Mechanismus der deutsch-öster-
reichischen Riesenheere so tadellos arbeiten läßt? Ist es wirklich nur diese fein
ausgeklügelte Maschine selbst, oder ist es nicht vielmehr die Idee, der sie dienen
soll? Ist sie nicht vielleicht überhaupt nur dann in Gang zu bringen, wenn der
Geist des Volkes als Triebkraft dient? Würde sie nicht sofort stille stehen oder doch
nur unzuverlässig arbeiten, wenn der Wille des Volkes zur Tat, begründet auf der
Überzeugung von der Gerechtigkeit und Notwendigkeit der Sache, nicht vorhanden
wäre?
Und da wir denGeist haben — das, was unser innerstes Wesen ausmacht,
— haben wir auch sofort die richtige passende Form gefunden, ihn zum sichtbaren
Ausdruck zu bringen. Das aber ist echte, wahre Kultur! Was wir an bunten,
erborgten Lappen an Äußerlichkeiten und kulturellem Firlefanz von fremden Völ-
kern übernommen, ist uns gleichgültig geworden.
Weil wir erst jetzt wieder einmal erkennen, daß es doch etwas wie ein unzer-
störbares deutsches Wesen, eine besondere deutsche Art gibt, dünkt uns die Aus-
länderei unpassend, wesensfremd.
Diese Selbstbesinnung bleibt überaus wertvoll, auch dann, wenn der Kampf
gegen die Ausländerei gelegentlich absonderliche Formen annimmt und Beschlüsse
hervorruft, die sich in künftigen friedlichen Zeiten als undurchführbar heraus-
stellen werden.
Diese Selbstbesinnung hat auch den Klassenhaß und den kastenmäßigen Ab-
schluß sehr gemildert. In den Armeen ist er selbstverständlich gänzlich ausge-
schaltet — daß aber auch im bürgerlichen Alltagsleben die Klasse oder Kaste nicht
mehr der enge Kreis ist, in den der Einzelne und die Gesellschaftsgruppe sich rest-

los einfügt, ist eine erfreuliche Begleiterscheinung des Krieges. Ietzt erst be-
greifen viele Leute, nicht zuletzt die Frauen, daß Staaten und Völker nicht nur
abstrakte politische Begriffe und locker gefügte Sprachgemeinschaften sind, sondern
Wesen mit selbständigem Leben und besonderer Zielsetzung. Ietzt erst finden viele
Leute die Antwort auf die Frage, ob denn dieses vielgeschmähte und viel be-
spöttelte Österreich-Ungarn nicht doch am Ende eine geschichtliche und geographische
Notwendigkeit sei, ob es doch nicht eine österreichische Kulturmission gebe und ob
nicht der politische Gedanke des Deutsch-Österreichertums aus deutsch-nationaler
Notwendigkeit hervorgegangen sei.
Der Gesundungsprozeß hat begonnen, weil alle Nationen zur Erkenntnis
gekommen sind, daß sie ihre En'stenz und ihre Entwicklungsfreiheit niemals
als vereinzelte selbständige kleine Staatsgebilde wahren können, sondern nur im
Rahmen dieses wahrhaft mitteleuropäischen Großstaates. Der Panslawismus hat
sich für die westeuropäischen Slawen als ein Wahngebilde erwiesen; wer es ver-
wirklichen wollte, müßte durch ein Blutmeer waten. Wohl wird an seine Stelle
der Austroslawismus treten — er aber ist nur durchführbar, wenn er auf jeden
Versuch einer Vorherrschaft über die nichtdeutschen Völker, auf jede Erpansion
über das Siedlungsgebiet der einzelnen Völker hinaus verzichtet und die Einheit-
lichkeit dieses Staates sowohl sprachenrechtlich als auch verwaltungstechnisch zum
Ausdrucke gelangen läßt. Dieser Krieg wird nicht nur im Interesse der Macht-
stellung des Deutschen Reiches und unserer Monarchie geführt, sondern auch zur
Rettung der kleineren slawischen Volksstämme vor dem jede nationale Indivi-
dualität erdrückenden Russentume. Wir halten es daher nicht für zutreffend,
wenn dieser Krieg als eine endgültige Auseinandersetzung zwischen Germanen-
tum und Slawentum bezeichnet wird. Weder die finnische, noch die polnische und
ruthenische Frage, die durch diesen Krieg wahrscheinlich gelöst werden, ist eine
germanische Frage und keine Form der Lösung verwirklicht den Traum einer
Weltherrschaft des deutschen Volkes.
Der Kampf gegen das Russentum wird im Vereine mit slawischen Völkern
ausgefochten — der Siegespreis ist die endgültige Herrschaft
mitteleuropäischer Kultur, am reinsten dargestellt durch
die deutsche Gesittung. Sie hat heute die Kraftprobe zu bestehen —
sie hat zu beweisen, daß sie der russischen halbasiatischen Mischkultur ebenso über-
legen ist als der westeuropäischen Überkultur. Sie wird hoffentlich das gewohn-
heitsmäßig verehrte französisch-englische Idol von seinem Altare hinabstoßen und
an die Stelle einer verblühten und abgelebten Göttin des Genusses einen kraft-
vollen Gott der Tat als Sinnbild eines Kulturideals setzen. In diesem Sinne
mag das Wort von dem Siege des Germanentums gelten, in diesem Sinne kann
wahr werden, daß die Welt noch einmal an deutschem Wesen genesen wird. Dieser
Krieg bringt dem deutschen Volke, welchen Staat immer es sein Vaterland nennt,
eine kostbare Gabe — ein einheitliches Nationalbewußtsein, das auf gemeinsamen

großen weltgeschichtlichen Ereignissen aufbaut. Bisher beruhte es fast nur auf gemeinsamen kulturellen Leistungen und war daher vorwiegend auf die Volks-schichten mit höherer Schulbildung beschränkt. Nicht mit Unrecht hat man uns eine „literarische" Nation genannt. Was „Deutschtum" bedeutet, wird nach diesen Kriegen auch der geringste unserer Volksgenossen wissen, nicht mehr nur ahnen oder nachsprechen. Der Ausgang des Krieges ist dabei von geringerer Bedeutung — entscheidend ist die Tatsache, daß dasDeutschtum Mittel-europas ein gemeinsames, gewaltiges weltgeschichtli-ches Erlebnis hatte, daß es auf Gedeih' und Verderb zu-sammengeschweißt, einer Welt von Feinden dieStirne bot.

Dieses neue Nationalbewußtsein wird unsere politische Kraft stärken; denn der Krieg hat aller Welt, vor allem aber uns selbst geoffenbart, daß es unter den Deutschen Mitteleuropas keine Zaghaften, keine Feigen, vor allem aber keine Ver-räter gibt, wenn Lebensinteressen der Nation bedroht sind. Es gibt in der Stunde der Not keine vaterlandslosen Gesellen, es gibt keine Revolutionäre, die den Weltbrand benützen, um ihr elendes Parteisüppchen daran zu kochen. „Die doktrinäre Befangenheit und der gänzliche Mangel an politischem Instinkt" der reichsdeutschen sozialdemokratischen Parteileitung gegenüber dem drohen-den Kriege hat jede Bedeutung verloren gegenüber der Einmütigkeit der Über-zeugung der Arb eiterschaft von dem Werte dessen, „was sie als Mitglieder eines großen Kulturvolkes und einer staatlichen Gemeinschaft zu verlieren und zu verteidigen hat". Vor der Gewalt der Tatsachen halten aber Theorien nicht stand, die übrigens mehr von der Klugheit ausgetüftelt wurden als aus innerer Über-zeugung erwachsen sind.

Die Rechnung unserer Feinde mit den politischen Parteifeindseligkeiten im deutschen Volke war falsch. Wir aber sehen uns in unserer oft geäußerten Ansicht bestärkt, daß es einen Weg gibt, den bürgerliche und proletarische Parteien als deutsche Parteien gemeinsam gehen können, nicht zuletzt auch in Österreich. Wohl werden Parteiunterschiede stets bestehen und Parteikämpfe uns nie er-spart bleiben. Der Krieg aber hat uns alle eindringlich gelehrt, daß über der Partei und den Parteiinteressen das Volk und der Staat stehen. Wer die Über-zeugung des politischen Gegners als eine lautere achtet, trägt zur Stärkung der politischen Macht der Gesamtheit bei.

Die politische Erziehung durch den Krieg erstreckt sich aber vor allem auf die Weckung des allgemeinen Verständnisses für internationale Fragen. Um unser Schicksal wird nicht nur auf den Schlachtfeldern Serbiens und Rußlands ge-würfelt, sondern auch auf denen Belgiens, in den Meeresteilen Nord- und Süd-europas, an den Küsten Chinas und vielleicht im Kaukasus und in den Darda-nellen. Und niemand kann Gewähr bieten, daß nicht in den Gewässern des Stillen Ozeans in absehbarer Zeit um die Meeresbeherrschung durch die weiße

oder gelbe Rasse gekämpft wird. Gar viele Friedensfreunde haben in der innigen Verbindung der Menschheit durch die Weltwirtschaft und den Weltverkehr eine Friedensbürgschaft gesehen — und gerade diese Innigkeit der Verbindung, diese Verknüpfung aller mit allen gestattet fast keinem Staate der Erde mit verschränkten Armen und teilnahmslos dem furchtbaren Ringen zuzusehen — jeder muß damit rechnen in den Strudel hineingerissen zu werden, um seine Interessen zu wahren. Was aber sind Interessen? Sind sie nur wirtschaftlicher oder nationaler Natur? Beschränken sie sich auf die Erhaltung des politischen Besitzstandes? Nein! Schwerwiegender sind jene Interessen, welche für die zukünftige Entwicklung eines Staates von Bedeutung sind. Die Entwicklungsmöglichkeiten dürfen nicht beeinträchtigt werden!
Ihnen opfert er jede Rücksicht auf bestehende Verträge, auf historische Freundschaft, auf Verpflichtungen des Dankes für erhaltene Wohltaten und kulturelle Güter. Die Wahrung der Interessen geht allen anderen Erwägungen voran — denn jede Vernachlässigung dieser Interessen kann schon in kurzer Zeit unheilvolle, die Eristenz des Staates, seine ganze Zukunft bedrohende Folgen nach sich ziehen. Wer im modernen Wettbewerbe der Staaten und Völker bestehen will, der muß in jedem Augenblicke gerüstet sein, das Schwert zu ziehen. Das wirtschaftliche und soziale Leben der Kulturvölker ist nie so abhängig gewesen von der politischen Stellung ihres Staates als heute. Diese Erkenntnis erfüllt auch die modernen Massenheere — sie wissen, was es gilt, sie wissen, daß sie zwar nicht im altertümlichen Sinne des Wortes um Haus und Hof, aber um ihre wirtschaftliche Eristenz, um die mühsam errungene Höhe der Lebensführung kämpfen. Gerade weil die Völker kämpfen, nicht aber Berufssoldaten, sind die modernen Kriege erbitterter, rücksichtsloser, ist die Ritterlichkeit seltener geworden. Weil es nicht mehr nur um Länderabtretungen geht, sondern um Sein oder Nichtsein, hat das Völkerrecht seine Heiligkeit verloren. Wer die Hand des Feindes an der Gurgel spürt, der sticht zu, ohne die Regeln des Kampfes zu beachten.
Wir haben damit nur jene völkerrechtlichen Abmachungen im Auge, die sich auf das Verhältnis der Staaten untereinander beziehen, nicht aber jene, die, wie die Genfer Konvention, der Wahrung der Menschlichkeit und der Menschenwürde gelten. Leider sind auch sie von unseren Gegnern, nicht etwa nur in einzelnen Fällen, sondern systematisch verletzt worden.
Zu den erfreulichsten Ergebnissen der Erziehung durch den Krieg ist die Entthronung der Phrase zu zählen. Wer sein Leben im Dienste des Vaterlandes einsetzen muß, dem ziemt es nicht, diese selbstverständliche Pflicht, die Millionen gleich ihm zu erfüllen haben, als besonderen persönlichen Heldenmut urbi et «rdi zu verkünden. Selbstlob und Renommisterei liegt unseren Wehrmännern ferne. Ia gerade in den breiten Massen des Volkes ist nicht selten mehr echtes Heldentum, stille, aber ernste Pflichterfüllung zu finden als in jenen Schichten, die das verführerische Rauschen des öffentlichen Beifalls kennen. Niemals noch ist Ruhm-

redigkeit so selten gewesen als in diesem Kriege — und seltsam! — niemals auch solch felsenfestes Vertrauen in den Sieg unserer guten Sache, solch eiserne Entschlossenheit, alles an den Erfolg zu wagen. Einfach und schlicht wie alles Große kommt die Begeisterung und die Opferwilligkeit des deutschen Volkes zum Ausdruck. „Unbedingte Pflichterfüllung" versprach der Gouverneur von Kiautschou seinem Kaiser. Selten ist der deutsche Geist der Unterordnung der personlichen Interessen unter die der Allgemeinheit, die unbedingte, durch kein „wenn" und „aber", durch kein „dürfte" und „könnte" verzögerte Durchführung einer übertragenen Aufgabe, besser charakterisiert worden als durch dieses Wort. Wo jedermann seine Pflicht „unbedingt" erfüllt, dort arbeitet die Maschine der modernen Organisationen hemmungslos, dort herrscht Vertrauen und Zuversicht; die moralischen Eigenschaften sind gerade im modernen Kriege von größerer Bedeutung als je. Sie sind reichlicher vorhanden auf unserer Seite — und berechtigter ist darum auch die Hoffnung, daß unseren Waffen auch der Sieg beschieden sein wird.

Diesen tapferen Worten Iessers, die vorzugsweise österreichische Verhältnisse vor Augen haben, aber auch für das deutsche Reich uneingeschränkte Geltung haben, können wir uns rückhaltlos anschließen. Habe ich im Septemberheft von „Nord und Süd", in welchem ich den Wert der Autorität im Kriegsfalle behandelte, als ersten soziologischen Imperativ jeder Philosophie des Krieges die Forderung aufgestellt: lerne gehorchen, so ergibt sich ans den vorangegangenen Erwägungen der zweite Imperativ: lernet einig sein.

Das Große und Gewaltige in der Soziologie des Krieges steckt in der Ausschaltung des Ich. Der Egozentrismus, der uns seit Stirner anzufressen schien, hat den Kern des Volkes mit seiner moralischen Fäulnis nicht angesteckt. Viridus unitis heißt die Losung des Tages. Alle für einen, einer für alle, so lautet eindringlicher denn je das Gebot der nationalen Selbsterhaltung. Es ist ein ewiger Irrtum, so sagt schon Comte, daß irgendein Mensch ein Einzelner sei. In jedem unserer Blutstropfen pulst die abgekürzte Stammesgeschichte unserer Vorfahrenreihe. Da wir diesen Krieg nicht freventlich gesucht, sondern nur im Interesse unserer nationalen Selbsterhaltung und kulturlichen Arterhaltung als aufgenötigten Kampf um Sein oder Nichtsein aufgenommen haben, so werden und müssen wir unseren letzten Blutstropfen hingeben, bis unsere gerechte Sache endgültig triumphiert. Siegen oder untergehen, tönt es uns in 120 millionenstimmigen Echo entgegen. Gut und Blut müssen darangegeben werden, damit die deutsche Kultur unversehrt erhalten bleibe. Und so lautet denn der dritte Imperativ einer Soziologie des Krieges: lerne Opfer bringen!

Der Dreiverband hat heterogene Interessen, Sprachen, Nationalitäten, Konfessionen und Kulturen. Wir Mitteleuropäer hingegen repräsentieren einen einheitlichen Kulturtypus. Bei uns ertönt ein einheitliches deutsches Komma n d o von Memel bis Belgrad, von Oderberg bis Ostende. Wenn die Dreiver-

bändler erst Schulter an Schulter kämpfen, dann rächt sich ihre sprachliche und kulturliche Besonderheit. Der Engländer versteht die Sprache der Franzosen, der Russe die der Iapaner nicht. Und so dürfte sich bei den Dreiverbändlern wiederholen, was einst den Turmbau zu Babel verunmöglichte: „Und der Herr verwirrte ihre Sprachen!" Ietzt sehen es die Nationalitäten in der Donaumonarchie ein, welchen Wert die einheitliche deutsche Kommandosprache für beide Armeen besitzt. Wenn wir vermittelst unserer Einheit siegen, dann hat uns die einheitliche deutsche Kommandosprache gerettet. Und daher gilt für die verbündeten mitteleuropäischen Staaten ein vierter Imperativ: lernetDeutsch!

Alle künstlichen Weltsprachen vom Volapük und Esperanto angefangen bis hinauf zum Ido haben sich als ebenso unwirksam erwiesen wie alle erklügelten Gebilde. Die einzige Sprache, welche alle Völker der Erde von den Deutschen mit furchteinflößendem Respekt gelernt haben, ist die Sprache der Kruppschen Kanonen, insbesondere der 42-Zentimeter-Geschütze. Dieses Alphabet ist jetzt aller Welt geläufig. In diesem Weltkriege entscheidet nicht die Zahl, sondern die Intelligenz. Wenn jemals das Baconsche Wort „Wissen ist Macht" wahr geworden ist, so sicherlich heute. Wenn wir siegen, so haben wir diesen Sieg neben unseren tapferen Armeen und ihren heldenmütigen Führern, obenan dem Kaiser, in letzter Instanz deutscher Wissenschaft, namentlich der deutschen Technik zu danken. Krupp und Zeppelin haben uns die Wege geebnet. Sie haben die schnellen Erfolge ermöglicht. Hätten wir aber nicht mit blitzartiger Geschwindigkeit Lüttich, Brüssel, Namur, Maubeuge usw. genommen, dann wären alle Neutralen abspenstig geworden und hätten sich in ihrer Mehrheit auf die Seite der Dreiverbändler geschlagen. Das erst wäre die wirkliche Katastrophe geworden.

Zum Glück verlief die Mobilmachung wie am Schnürchen. Dank unserer Disziplin vollzog sich das Wunderwerk des Aufmarsches unseres Millionenheeres mit der automatischen Sicherheit eines glücklich gelösten Rechenerempels. Was unser Generalstab vollbracht hat, war nichts anderes alsangewandteWissenschaft, in Truppen gegossene lebende Mathemtik.

Das Geheimnis unserer Disziplin ist jenes gewaltige Organisationstalent, das uns in e i n e m Menschenalter befähigte, dem Alleinherrscher des Welthandels bis auf Sprungweite nahezukommen. Die Russen kennen nur dumpfen Gehorsam, die Franzosen feurigen „Elan", die Engländer bravourösen Sport; wir allein sind das Volk der strengen Pflicht, die sich nicht als mechanische Zucht,'sondern als bewußter Wille äußert. Das alles aber, was im Volke steckte, haben unsere Denkerheroen Kant und Fichte durch präzise Formulierung zu lebendigem Bewußtsein gebracht.

Wenn wir aus diesem Weltkriege als Sieger gegen eine Welt von Feinden hervorgehen sollten, dann gebührt im goldenen Lorbeerkranz des Weltruhmes der deutschen Wissenschaft ein bevorzugtes Blatt. Denn bei uns zuerst hat sich die Kriegstechnik zu einer Kriegswissenschaft veredelt. Unsere

Laboratorien haben einem Zeppelin oder Krupp vorgebaut und vorgearbeitet. Ohne Kiegsakademie und technische Hochschulen wäre weder unser einzig dastehendes Geschütze, noch unsere überlegene Flugzeugtechnik denkbar. Die Franzosen haben mit ihren Flugzeugen gespielt, während wir die Flugzeugtechnik wissenschaftlich bearbeitet haben. Daher unsere Überlegenheit.

Als Ernst Renan seinen damals noch ununterrichteten Freund Hippoyte Taine zum ersten Male in Beethovens „Neunte Symphonie" mitnahm, brach Taine, der Logiker, in die enthusiastischen Worte aus: Wundervoll, fast wie ein Syllogismus. Als ich den mit mathematischer Präzision erfolgten Aufmarsch der deutschen Truppen sah, hätte ich umgekehrt ausrufen mögen: Wundervoll, fast wie Beethovens „Neunte Symphonie"! Denn ich vermochte in diesem ergreifend wirksamen Apparat nichts anderes zu sehen, als angewandte Wissenschaft. Und so lautet denn derfünfte Imperativ einer Soziologie des Krieges: lerne!

Geh. Iustizrat Pros. Dr. Rießer:

Kriegsbetrachtungen').

Die Möglichkeit des jetzt ausgebrochenen europäischen Krieges hat schon seit Iahren wie ein Alp die Gemüter belastet. Der jetzige äußere Anlaß, der feige, von offizieller serbischer Seite protegierte Meuchelmord an dem österreichischen Thronfolger und seiner Gemahlin, tritt völlig zurück hinter den tieferen völkerpsychologischen Gegensätzen, welche, wenigstens soweit Rußland und Frankreich in Betracht kommen, früher oder später unter allen Umständen hätten zum Austrag kommen müssen.

Für Rußland handelt es sich um den Versuch, dem Panslawismus zum Siege und zur Herrschaft zu verhelfen, Deutschland und Österreich der russischen Knute und den Balkan der russischen Oberherrschaft zu unterwerfen; für das republikanische, an der Seite des absolutistischen Rußland fechtende Frankreich um die Rache für 1870 und um die Eroberung der damals von 'Deutschland wieder zurückgewonnenen Reichslande.

Und für England? Die Frage ist schwer zu beantworten. Englands Stelle war, sobald die wichtigste Frage, die der Zukunft der europäischen Kultur, auch nur irgend zur Erwägung kam, auf der Seite Deutschlands, es war zum allermindesten zur Neutralität verpflichtet, die

*) Wir entnehmen diese zeitgemäßen Betrachtungen mit Genehmigung des Verfasset dem „Vanl-Atchiv". XIII. Jahrg. Nr. 22 u. 23. Die Redaltion.

auch, wie es scheint, weite Schichten der englischen Volkskreise für geboten
erachteten. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die englische Politik
schon seit langen Iahren fast ausschließlich auf die politische Einkreisung
Deutschlands derart eingestellt war, daß man diesem Zwecke selbst wesentliche
englische Reichsinteressen unterordnete, und daß man in Deutschland nicht
nur den maritimen Konkurrenten, sondern auch den gefähr-
lichsten Geschäftskonkurrenten sah.
Beide Gesichtspunkte, vor allem aber der letztere, da der erftere angesichts
der derzeitigen numerischen Überlegenheit Englands zur See kaum ent-
scheidend sein konnte, brachten die ungeheuerliche Entschließung des „freien"
Englands zustande, Schergendienste zu leisten bei dem Versuche, Europas
alte Kultur zu russifizieren, also zu vernichten. Dem Freunde englischer
Freiheit und Kultur wollen dabei die Worte nicht aus dem Gedächtnis
schwinden: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich Dich in der Gesell-
schaft seh'." Es gibt kaum eine verächtlichere Kampfesweise als die,
den geschäftlichen Konkurrenten, den man im ehrlichen Wettbewerb nicht
niederringen konnte, auf der Landstraße erwürgen zu wollen.
Die Durchsetzung solcher niedrigen Ziele wird Gott und unsere eigene
Kraft, gestützt auf das Bewußtsein unseres Rechts, zu Schanden machen.
Furchtbar werden die Opfer an Gut und Blut sein, welche die Nation
zu bringen hat, aber wie ein Gewitter ist der Ruf: Feinde ringsum! über
die deutschen Gauen gezogen, hat die Luft gereinigt, die Herzen erhoben
und die Nation mit einem Schlage von der unseligen Zerrissenheit durch
wirtschaftliche und politische Kampfe befreit. Alle Parteien, einschließlich
der Sozialdemokraten, stehen einmütig im Kampfe für die Eristenz des
so schwer errungenen Reiches, Schulter an Schulter mit unserem Bundes-
genossen Österreich-Ungarn, dessen Völkern auch zum erstenmal der Krieg
die Versöhnung untereinander gebracht hat. Was den einen vom andern
bisher trennte, in dieser ernsten, heiligen Stunde ist es vergessen: ganz
Deutschland steht einig hinter seinem Kaiser, der „keine Parteien mehr,
nur noch Deutsche kennt", ganz Österreich-Ungarn, dem wir unseren brüder-
lichen Gruß entbieten, steht einmütig hinter seinem Kaiser und König.
So hat denn der Krieg, trotz aller Greuel, die er im Gefolge haben
wird, gleich zu Beginn befreiend, reinigend und erhebend
gewirkt; der Krieg, der Tod und Trauer im Gefolge haben wird, bringt
uns im Beginn zugleich im Innern Frieden, Versöhnung, Idea-
lismus und Erhebung. Die besten Eigenschaften der Menschen,
durch den politischen und den Kampf ums Dasein so oft zurückgedrängt,
treten jetzt zutage: die Opfer willigkeit, das Gottvertraucn, der Stolz auf
die Kraft und Macht des Vaterlandes, der von tiefem Ernst getragene Mannes-
mut, die Hilfsbereitschaft der Frauen. Mit einem Schlage wird der läh-

mende, öde Pessimismus, der in Deutschland wie in Osterreich so viele
Volksschichten ergriffen und zersetzt hatte, hinweggefegt und wie ein Mann
fetzt die Nation alle ihre Kräfte ein für nationale und ideale Ziele: für
die Errettung des Vaterlandes und für seinen Sieg über eine Welt von
Feinden, einen Sieg, an dem niemand, aber auch niemand zweifelt. Bereits
durch den Beginn dieses furchtbaren Völkerkampfes, für den neben Rußland
und Frankreich nun auch England die Verantwortung vor dem Weltgericht
der Geschichte auf ewige Zeiten zu tragen hat, ist die Zuversicht gerecht-
fertigt, die in uns allen lebt und leben muß. Wir haben mitansehen
dürfen die über jedes Lob erhabenen Leistungen unserer Mobilmachungs-
behörden und unsere Eisenbahnen bei der Sammlung, der Be-
waffnung und dem Transport der Truppen, wo alles klappte und nichts
fehlte; den genau nach den Vorschriften des Generalstabs vollzogenen, oft
für den ganzen Verlauf des Feldzugs entscheidenden Aufmarsch der
Truppen, die denn auch schon jetzt, ebenso wie die Flotte, eine Reihe
hoch erfreulicher Erfolge aufzuweisen haben. Wir haben die rasche Be-
endigung der Kriegspanik durch die schon im Frieden seitens der Reichsämter
und Ministerien vorbereiteten finanziellen und wirtschaftlichen
Maßnahmen erlebt, die sofort vom Bundesrat in Kraft gesetzt wurden,
welcher im § 3 Abs. 1 des Gesetzes vom 4. August 1914 die allgemeine
Ermächtigung erhalten hat, „während der Zeit des Krieges diejenigen gesetz-
lichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher
Schädigungen als notwendig erweisen".

Die finanziellen Maßnahmen*), welche dazu bestimmt waren,
zunächst die Kriegspanik zu mildern und der überall im Gefolge eines
Krieges auftretenden Zahlungsmittelkrisis möglichst rasch ein
Ende zu machen, haben dieses Ziel überaus schnell erreicht. Die Zahlungs-
mittelkrisis ist im wesentlichen überwunden, und das, was davon noch in
manchen Gegenden übrig bleibt, der Mangel an Silbergeld, der
im wesentlichen durch die Truppenlöhnungen und die Aufspeicherung der
„Angstreserven" entstanden ist, wird in kurzer Zeit infolge der.Neuprägungen
von Silbergeld und der bereits erfolgten Neuausgabe von kleinen Banknoten
und von kleinen Darlehnskassenscheinen beseitigt sein.

*) Cl darf gesagt werden, daß sie den bei Rießer, „Finanziell« Kriegsbereitschaft und
Kriegführung", 2. Aufl. 1913 gemachten Ausführungen und Vorschlägen entsprechen. Dies gilt
insbesondere auch von der bejahenden Entscheidung der in der Literatur streitig gewesenen Frage,
ob zur Erhaltung des Goldbestandes der Reichsbanl und der Goldwährung alsbald der Zwangs-
lurs für die Reichsbanlnoten und die Noten der Privatnotenbanlen zu erklären, also die Pflicht
der Aussteller, sie in Gold einzulösen, aufzuheben sei; ferner von de» Bejahung der Frage, ob
während des Krieges die Banl-Publizität und die Deckungspflicht hinsichtlich der Bank-
noten (§ 17 und 44 Ziff. 3 des Banlgesetzes) aufrecht zu erhalten sei.

Schwieriger wird selbstverständlich die Überwindung der Kredit-
Krisis sein, in der wir uns noch befinden und die ihren natürlichen Grund
insbesondere hat in der ungeheueren Unterbindung der Umsätze, der Ein-
schränkung der Betriebe, der Erschwerungen der Kredite und der Verzö-
gerungen des Eingangs der Zahlungen bei Fortdauer der Verpflichtungen
sowie des fast völligen Aufhörens des Exporthandels und der naturgemäßen
Desorganisation des Arbeitsmarktes.
Aber auch hier werden nach und nach die segensreichen Folgen der-
jenigen sofort getroffenen wirtschaftlichen Maßregeln eintreten, welche
dazu bestimmt sind, die Kredit-Krisis zu mildern und, soweit irgend möglich,
ein allgemeines Moratorium zu ersetzen, welches letztere man aus
schwerwiegenden Gründen (s. Nordd. Allgem. Zeitung vom 12. August d. I.)
ebensowenig erlassen will wie ein spezielles Wechsel-Moratorium.
Es entspricht nicht dem Zweck dieser kurzen Darlegung, in den d. Z.
noch lebhaft geführten Streit für oder gegen den Erlaß eines allgemeinen
oder eines Wechsel-Moratoriums einzutreten. Aber eines muß doch auch
hier gesagt werden:
Nach den Erfahrungen, die wir im Kriege von 1870 selbst gemacht
haben, die aber auch in anderen Kriegen und anderwärts gemacht wurden,
beginnen die Verlehrsverhältnisse wieder aufzuleben, und wird das allgemeine
Vertrauen, welches die notwendige Grundlage unseres ganzen Kreditgebäudes,
insbesondere unserer Kreditpapiere und Bargeld ersparenden Einrichtungen
<Scheck-Abrechnungs- und Clearing-Verkehr), ist, sich wiedereinstellen und der
Wunsch nach einem Moratorium vielleicht überhaupt in Wegfall kommen,
sobald die ersten großen Waffenerfolge errungen sind, welche wir speziell
Frankreich gegenüber mit Zuversicht in Kürze erwarten.
Gelingt es uns also noch in den nächsten 12—14 Tagen ohne Moratorium
in einer Zeit durchzukommen, wo alle unsere am Kriege direkt oder indirekt
beteiligten Nachbarn, das einst so finanzkräftige England voran, ein Moratorium
erlassen haben, so wird dies in der Folge einer der größten wirtschaftlichen
Ruhmestitel für Deutschland werden, der auch selbstverständlich
geschäftlich in einer enormen Vergrößerung unseres Kredits im ganzen
Ausland seinen Ausdruck finden wird.
Zusammenfassend darf gesagt werden: Es ist völlig richtig, wenn der
bereits angeführte offiziöse Artikel der Nordd. Allgem. Zeitung vom 12.d.Mts.
ausführt, daß die finanzielle Kriegsrüstung Deutschlands
ihre Probe glänzend überstanden hat. Es ist ferner
richtig, daß „das Rückgrat unserer Finanzkraft, die Reichsbank, un-
erschüttert und kraftvoll" dasteht und daß genau das Gleiche
„von den großen Bankinstituten in Berlin und in den
Provinzen" gilt.

Das höchste Lob ist hinsichtlich der finanziellen Maßregeln, abgesehen
von unseren Reichsämtern und Ministerien, der Energie und Umsicht des
Reichsbankdirektoriums und vor allem seinem Präsidenten, Erz. Haven-
stein zu zollen, der schon lange vor allem auf Verbesserung der Liquidität
der Gesamtwirtschaft und derjenigen der Bank-Bilanzen und auf die Ver-
mehrung des Goldbestandes der Rcichsbank gedrungen hat. Dieser
Goldbestand hat noch im Iahre 1912 durchschnittlich nur rund 880 Millionen
Mark betragen, während er nach dem letzten Reichsbank-Ausweis per
7. August (ausgegeben am 12. August) die bisher noch nie dagewesene
Höhe von ca. 1^ Milliarden Mark (1477 Millionen Mark erreicht hat,
deren Erhaltung nunmehr durch die Aufhebung der Goldein-
lösungspflicht(den Zwangskurs)*) gesichert ist.
Dieser Goldbestand aber, welcher die Grundlage zu Notenausgaben
in dreifacher Höhe bildet, uns also in überaus erwünschter Weise eine Zeit
lang vor der Notwendigkeit sofortiger Inanspruchnahme des StaatsreditS-
durch Ausgabe von Schatzanweisungen oder Staatsschuldverschreibungen
schützt, die Aufrechterhaltung unserer Währung garantiert und nicht etwa
nur die Mittel zur Kriegführung, sondern namentlich auch zur Aus-
nutzung der im Kriege erfochtenen Erfolge sicherstellt, kann
nicht hoch genug bewertet werden**).
Es zeigt sich auch, wie richtig alle die Maßregeln waren, welche die
Leitung der Reichsbank im Verein mit der des Reichsschatzamts bei der
letzten Reichsfinanzreform vom Iahre 1913 durchgesetzt hat: die Erhöhung
des inzwischen der Reichsbank überwiesenen Goldkriegsschatzes des Iulius-
turmes von 120 Millionen Mark durch Ausgabe weiterer Reichskassenscheine
in Abschnitten von 10 und 5 Mark bis zur Höhe weiterer 120 Millionen
Mark „zur Beschaffung eines gleichen Betrages in gemünztem Golde mit
der Zweckbestimmung des Reichskriegsschatzes", von welchen wohl bisher
etwa 85 Millionen Mark eingegangen sind, und die Schaffung einer Silber-
Reserve durch Neuprägungen von Silbermünzen über die im § 8 des

*) Cs ist eine merkwürdige Verwechslung, wenn noch neuerdings «in gerade auf diesem
Gebiete erfahrener Sachkenner, Dr. Otto Arendt, in einem Artikel im Tag v. 15. Juli 1914:
Die Überschätzung des Goldes ausführte: „Wir haben den Noten derReichsbanl Zwangslurs
gegeben, weil für den Kriegsfall ohne Zwangslurs loch nicht auszukommen wäre." Unsere
Reichsbanlnoten hatten im Frieden bis zum Kriegs-Notgesetz betr. die Reichskassenscheine und
die Vanlnoten vom 4. Aug. 1914, selbstverständlich keinen Zwangslurs, sie hatten nur durch
das am 1. Jan. 1910 in Kraft getretene Gesetz vom 1. Juni 1909 (art. 3) die Eigenschaft
gesetzlicher Zahlungsmittel erhalten, was die Wirkung hat, daß jeder Schuldner einer
Geldfordcrung Reichsbanknoten als Zahlung, also mit befreiender Wirkung, hinzugeben be-
rechtigt, jeder Gläubiger einer Geldforderung Reichebanlnoten als Zahlung anzunehmen
verpflichtet ist.

") Von einer „Überschätzung des Goldes (Arendt a. a. O.) kann also hier nicht die Red« sein.

Münzgesetzes vom 1. Iuni 1909 für den Kopf der Bevölkerung bestimmte
Grenze hinaus bis zur Höhe von 120 Millionen Mark, eine Höhe, die bisher
noch nicht erreicht ist. —
Anders als im Iahre 1870, wo die Preußische Bank und die wenigen
großen Kreditbanken dem Kreditverkehr nicht genügen konnten, ist jetzt die
wohl vorbereitete Reichsbank als Kriegsbank zur Stelle und ebenso ein
großes Netz von Banken und Bankfirmen, die freilich ebenso ihrerseits wieder
vielfach aus die Reichsbank angewiesen sind, wie diese ohne die verständnis-
volle und kräftige Mitwirkung der Banken und Bankiers unmöglich ihre
Aufgaben voll erfüllen kann.
Bisher hat das deutsche Bankwesen, soweit ich sehen kann, alles getan,
was in seinen Kräften stand und nichts unterlassen, was von ihm im Gesamt-
interesse gefordert werden konnte. Insbesondere hat man durch Abstand-
nahme von generellen Kreditentziehungen, durch Interventionen, soweit
solche möglich waren und Erfolg versprachen, und durch eine Reihe während
der schlimmsten Zeit (27. Iuli 1914) getroffener Maßregeln!) mit Erfolg
beruhigend und vorbeugend zu wirken gesucht. Auch hat man allgemein
das gerechtfertigte Streben der Reichsbank, das im Verkehr überflüssiger
Weise zurückgehaltene Gold aus dem Verkehr zu ziehen und an die Reichsbank
zu leiten, insbesondere dadurch unterstützt, daß man alle kleineren Zahlungen
des täglichen Verkehrs, welche durch die Bankkassen zu leisten waren, möglichst
in kleinen Banknoten erledigte und erledigt.
Möge in dieser schweren Zeit bis zum glücklichen Ende, das dem
Deutschen Reich einen Aufschwung sondergleichen bringen wird, das deutsche
Bankwesen auch ferner auf der Höhe seiner Aufgaben und seiner Pflichten
stehen!

Krieg, Moratorium und Kriegs! reditbank.

Meferat, erstattet dem Jentralausschuß Berlin« laufmännisch«, gewerblich« und industriell«
Vereine am 17. August 1914 von Geh. Iustizrat Prof. Dr. Rießer.

Ein Weltkrieg ist nach mehr als 40 Friedensjahren über uns herein-
gebrochen.

**) Die Beschlüsse der sogen. Stempelvereinigung in Berlin vom 27. Juli 1914, denen man
sich vielfach auch an sonstigen deutschen Plätzen anschloß, gingen dahin:
1. Für hiesigen Börsenfirmen gewährte Vorschüsse begnügen sich die Geldgeber mit der
vereinbarten llberdeckung auf Grund der Kasseturse vom 25. Juli und für Ultimopapie« auf
Grund der ersten notierten Kurse vom gleichen Tage.
2. Um das Privatpublikum vor dem Verschleudern seine« Effeltenbesihes zu bewahren,
wird bis auf weiteres von der Einforderung von Zuschüssen der Kundschaft gegenüber
so lang« abgesehen, als der Kurswert der bevorschußten Wertpapiere di« dagegen bewilligten
Vorschüsse nicht unterschreitet.

Vor dem Richterstuhl der Geschichte können wir erhobenen Hauptes
beteuern, daß wir diesen Krieg nicht heraufbeschworen, nicht
gewollt und nicht verschuldet haben. Er ist uns aufge-
drungen worden von einer Welt von Feinden, die durch keinen gemein-
samen idealen Gedanken, kein gemeinsames ideales
Ziel mit einander verbunden sind, sondern nur durch Haß und Rachsucht,
durch Selbstsucht und niedrigsten geschäftlichen Neid.
Hierin allein liegt eine sichere Gewähr ihrer Niederlage und unseres
Sieges.
Wir alle, sowohl die zu Hause Gebliebenen, wie Armee
und Flotte, der wir aus des Reiches Hauptstadt unsern heißen Dank und
begeisterten Gruß entbieten, wir alle werden wie mit eisernem Ringe zu-
sammengeschlossen durch gemeinsame ideale Gedanken und
Ziele.
Es gilt nicht nur, dem alten Bundesgenossen die Treue zu halten,
deren Verletzung uns undenkbar erscheinen würde.
Es gilt nicht nur, Haus und Herd, Staat und Familie, kurz unsere
ganze Eristenz zu wahren.
Es gilt vielmehr vor allem, bis zum letzten Blutstropfen den Fortbestand
der alten Kullur zu sichern, die in dem großen Vermächtnis unserer Dichter,
Denker und Künstler, in den sagenumkränzten Gassen, Höfen und Giebeln
unserer alten Städte, in den himmelanstrebenden Türmen des Doms zu
Köln und Straßburg ihren unvergänglichen Ausdruck gefunden hat.
Es gilt, das stolze Gebäude unserer ethischen und wirtschaftlichen Er-
rungenschaften zu schützen, zu dem Generationen, die fast durchweg nicht
Wohlleben und Genuß, wndern aufopfernde Arbeit sich als Lebensziel gestellt
hatten, in unermüdlicher Tatkraft Stein auf Stein zusammentrugen.
Es gilt, die zivilisierte Welt zu bewahren vor der moskowitischen Knute
und Verrohung, zu deren Handlangern sich leider das einst so hochstehende
England herabgewürdigt hat, das uns bei jetzt günstig erscheinender Gelegen-
heit aus dem einzigen Grunde überfällt, weil wir ihm zu groß ge-
worden sind.
Angesichts der Gefahr des Vaterlandes ist jede Zwietracht, jede Kluft
geschwunden, die bisher zwischen Parteien, Richtungen und Volksschichten
scheinbar unüberbrückbar bestanden hatte; der Bruderstreit, der uns zer-
splitterte und zu entkräften drohte, ist einem Gottes frieden, gerade
im Gefolge dieses Krieges, gewichen, der uns einigt und versöhnt,
uns über uns selbst erhebt und unsere besten Eigenschaften und Empfindungen,
den Stolz auf oas Vaterland, das Gottvertrauen, gepaart mit unbedingtem
Vertrauen auf unsere Kraft und die des Reiches, die Opferwilligkeit und
Hilfsbereitschaft aller Männer und Frauen und den festen Glauben

an unsere gute Sache zutage treten läßt. Das Einzelschicksal tritt
in aller Empfindungen weit zurück hinter den Gedanken an das Schicksal
des Reiches. Niemand zweifelt am Siege des Vaterlandes,
aber jeder fuhlt, daß eine Zeit ernster Prüfung des inneren Wertes der
Nation und jedes Einzelnen gekommen ist, und alles rüstet sich, daß diese
Prüfung auch in dieser schweren Zeit mit Ehren bestanden werde; in guten
Zeiten den Kopf oben zu behalten, vermag ein jeder, auch ein Schwächling
und ein Tropf, in schlechten Zeiten erst zeigt sich der innere
Wert des Einzelnen und der Nation.
Vieles vereint sich, um die ernste und feste Zuversicht zu rechtfertigen,
die uns alle vom ersten Augenblick ab beseelte; unser militärischer
Aufmarsch, der oft entscheidend ist für das ganze Schicksal des Feldzuges,
ist offensichtlich genau nach den Plänen des Generalstabs erfolgt und hat
schon kühne und erfolgreiche Waffentaten hervorgerufen; unsere militärische
Mobilmachung, die Sammlung, Bewaffnung und der Transport
unserer Truppen ist, dank den übertrefflichen Leistungen unserer Mobil-
machungs- und Eisenbahnbehörden, in nicht genug zu lo-
bender Präzision und Schnelligkeit erfolgt.
Unsere finanzielle Kriegsbereitschaft ist glänzend vor-
bereitet und durchgeführt worden durch unseren finanziellen Generalstab,
das Reichsbankdirektorium und seinen unermüdlichen und energischen Chef,
Erzellenz Havenstein, dem unseren wärmsten Dank auszudrücken uns
nicht nur Pflicht, sondern Herzensbedürfnis ist. Dieser finanzielle Generalstab
hat durchweg auf der Höhe seiner Aufgaben gestanden und hat insbesondere
die Kriegspanik und die in deren Gefolgschaft auch bei uns, wie
anderwärts, aufgetretene Zahlungsmittelk risis in überraschend
kurzer Zeit beseitigt. Auch der zunächst sehr fühlbare Mangel an kleiner
Münze, insbesondere an Silbergeld, ist durch Neuprägung von Silbermünzen
und Neuausgabe kleiner Banknoten und Darlehnskassenscheine in kurzer
Frist wesentlich gemildert worden.
Schwerer zu mildern oder gar zu beseitigen ist die Kredit-Krisis,
in der auch unsere Gesamtwirtschaft, wie in fast durchweg noch höherem
Grade auch die der anderen am Kriege direkt oder indirekt beteiligten Staaten,
sich befindet: Absatz, Umsatz und Kredit sind fast durchweg gehemmt, vielfach
fast aufgehoben; der Erport, auf dem viele Industrien und mancher Zwischen-
handel ganz oder zum größten Teil beruhen, ist derzeit nicht oder kaum
mehr möglich; die Zahlung der Außenstände bleibt vielfach aus, während
die Verpflichtungen erfüllt werden sollen, und der gesamte Arbeitsmarkt
ist infolge der durch die Einberufung der Arbeitskräfte und des Fehlens
der Aufträge notwendig gewordenen Einschränkung oder Stillegung der
Betriebe weitgehenden Störungen unterworfen.

Hieraus erklärt sich das Verlangen nicht geringer Kreise der gewerblichen Bevölkerung nach einem allgemeinen Moratorium oder Wechselmoratorium.

Der Bundesrat hat sich, wie Sie wissen, nach eingehender, namentlich die Interessen des mittleren und kleinen Gewerbestandes ins Auge fassender Erörterung, schlüssig gemacht, jedem solchen Verlangen nach Maßgabe der heutigen Verhältnisse auf das Entschiedenste entgegenzutreten, und zwar etwa aus folgenden Gründen:

Der Erlaß eines Wechsel-Moratoriums (von dem den Akzeptanten allein auszunehmen, wie man es von einigen Seiten anheimgab, völlig ungerechtfertigt wäre), verbietet sich grundsätzlich, weil die Reichsbank, an welche die Wechsel, wenigstens zum großen Teil, in letzter Linie gelangen, unmöglich als Deckung für ihre kurzfristigen Verpflichtungen lediglich langsichtige und voraussichtlich auch noch wiederholt zu prolongierende Wechsel in ihr Portefeuille nehmen kann. Hierdurch würde nicht nur die Qualität und Sicherheit ihrer Banknoten verschlechtert, sondern auch, was in Kriegszeiten besonders gefährlich ist, die Aufrechterhaltung unserer Währung gefährdet werden.

Überdies ist nach den überall zur Genüge gemachten Erfahrungen ein Wechsel-Moratorium fast immer nur der Vorläufer eines allgemeinen Moratoriums, da zunächst die gleichfalls im Urkunden-Prozeß verfolgbaren Schuldner, dann nach und nach immer weitere Kreise die Erweiterung des Wechsel-Moratoriums verlangen würden.

Ein solches allgemeines Moratorium würde aber nach der in weiten Kreisen geteilten Überzeugung des Bundesrats alsbald die „Räder unseres Wirtschaftslebens", soweit sie bis dahin noch im Gange waren, völlig zum Stillstand bringen und weit größere und heftigere Katastrophen heraufbeschwören als die, denen es abhelfen soll.

Es ist aber auch von selbst klar, daß auch bei uns, wie in allen anderen Ländern, ein sogenanntes allgemeines Moratorium von vornherein durch zahlreiche notwendige Ausnahmen durchbrochen und durchlöchert werden müßte. Insbesondere würde sich ein allgemeines Moratorium nicht erstrecken können auf die Schuldner öffentlicher Steuern, Abgaben und Zölle, deren der Staat schon in normalen Zeiten zu seiner Eristenz bedarf; ferner nicht auf Löhne, Gehälter und Forderungen für Lebensmittel, und ebensowenig auf Hypothekenzinsen, deren Ausbleiben bei den Hypotheken, auf Grund deren Pfandbriefe ausgegeben sind, eine völlige Deroutierung des Pfandbriefmarktes heraufbeschwören würde. In eine besonders schlimme Lage würde aber dann auch der gesamte Grund- und Hausbesitz geraten, der zur Zahlung der Hypothekenzinsen verpflichtet bliebe, auf den pünktlichen Eingang von Mietzinsen aber bei Erlaß eines Moratoriums noch weniger würde rechnen können, als dies jetzt der Fall ist.

Das Moratorium würde sich weiter nicht erstrecken können auf die
Zahlung der Verpflichtungen des Reiches, der Bundesstaaten, der öffentlichen
Körperschaften, Versicherungsgesellschaften, öffentlichen und privaten Banken
und Genossenschaften. Es ist im Interesse des Fortbestandes unserer Gesamt-
wirtschaft und der Zeichnung auf unsere Kriegsanleihen unmöglich, den
öffentlichen oder den privaten Banken usw. zu gestatten, die Zahlung der
bei ihnen gemachten Einlagen und Depositen generell abzulehnen, und schon die
Befürchtung, daß eine solche Möglichkeit eintreten könnte, würde zahlreiche
run3 mit allen ihren schweren Folgen hervorrufen. Müssen aber alle
diese öffentlichen und privaten Institute auch in Kriegszeiten wie in normaler
Zeit ihre Verpflichtungen prompt erfüllen, während ihre ausstehenden
Forderungen nicht prompt eingehen, so wären die schwersten Konsequenzen
zu erwarten, welche die Vorteile des Moratoriums mehrals aufheben würden.
Weiter ist es Tatsache, daß ein jedes allgemeine Moratorium auch
von einer großen Reihe von Schuldnern ausgenutzt wird, die sehr wohl
an sich zahlen könnten, und daß man überdies mit Sicherheit
darauf rechnen muß, daß fast ein jedes Moratorium, wenn nicht besondere
Verhältnisse eintreten, immer wieder von neuem verlängert werden muß.
In der Regel weiß man von einem Moratorium nur, wann es anfängt,
aber nicht, wann es endet.
Während der sonach nur formell bestimmten, in Wahrheit aber unbe-
stimmten Dauer eines Moratoriums erhöht sich aber die schwere Last der
gesetzlichen und vertragsmäßigen Zinsen, da diese auch während des Mo-
ratoriums fortlaufen, beständig, und vergrößert sich damit die Gefahr schwerer
Krisen auch nach Beendiung des Kriegszustandes^
Ich möchte aber diesen Gründen des Bundesrats meinerseits noch
folgendes hinzufügen:
Es darf nicht vergessen werden, daß, wie im Iahre 1870, so aller
Voraussicht nach auch jetzt, nach den ersten großen Siegen, die wir mit
Sicherheit für die nächste Zeit erhoffen und erwarten, die Verkehrsbewegung
und das Verkehrsvertrauen sich langsam wieder einstellen werden und der
Kreislauf des Kapitals wieder beginnen wird. Gelingt es uns aber bis
dahin, also sagen wir etwa vierzehn Tage lang, — später wird ein Mora-
torium voraussichtlich bei großen Siegen überhaupt nicht mehr nötig sein —
ohne Moratorium auszukommen, so wird dies, zumal alle kriegführenden
Staaten, das einst so finanzkräftige England an der Spitze, mit einem
Moratorium vorangegangen sind, der stärkste und augenfälligste Beweis
für die innere Kraft der deutschen finanziellen und wirtschaftlichen Zustände
sein. Diese Tatsache aber wird nach beendetem Kriege ohne jeden Zweisei
in einem stark erhöhten Kredit, den die Gesamtwirtschaft und
jeder Einzelne im Auslande genießen wird, zum Ausdruck kommen.

Während aus solchen und ähnlichen Gründen der Bundesrat von dem
Erlaß eines jeden Moratoriums abzustehen beschlossen hat, ha!- er eine große
Reihe von Ihnen bekannten Verordnungen erlassen, welche insbesondere
allen Schuldnern, also auch den Wechsel-Schuldnern, es unter gewissen
Voraussetzungen ermöglichen, im Falle der Anerkennung der Schuld seitens
des Schuldners oder bei Erlaß eines Urteils richterlichen Ausstand bis zu
drei Monaten zu erwirken. Zum Schutze des Erporthandels, welcher den
Eingang ausländischer Rimessen derzeit nicht erwarten kann, aber selbst
aus ausländischen auf ihn gezogenen Wechseln haftbar sein würde, ist seitens
des Bundesrats bestimmt worden, daß, soweit nicht d<.r Reichskanzler Aus-
nahmen zuläßt, Ausländer und ausländische Gesellschaften ihre vermögens-
rechtlichen Ansprüche, die vor dem 31. Iuli d. I. entstanden sind, bis zum
31. Oktober d. I. vor deutschen Gerichten nicht geltend machen können.
Diese Erleichterungen sind besonders auch im Interesse des kleinen und
mittleren Gewerbestandes getroffen, der nicht, wie große Firmen und große
Kapitalisten, oder doch in weit geringerem Umfange, seine Verpflichtungen
aus angesammelten Kapitalreserven decken kann, dem aber zur
Zahlung dieser Verpflichtungen Einnahmen nicht mehr oder nur in
geringem Umfange noch zur Verfügung stehen. Man hat ferner Dar-
lehnskassen begründet, welche der Reichsbank die ungeheure Lom-
bardierungslast, die sie weder allein, noch im Verein mit den Kreditbanken
in Kriegszeiten übernehmen kann, etwas erleichtern sollen und dazu bestimmt
sind, besonders den mittleren und kleineren Gewerbetreibenden, aber
auch Sparkassen, Genossenschaften und Kapitalisten die Fortführung des
Geschäftsbetriebes oder den Lebensunterhalt zu ermöglichen, indem sie gegen
Verpfändung von Waren und Wertpapieren Vorschüsse in Form von Dar-
lehnskassenscheinen erhalten.
Ungeachtet der Darlehnskassen und der Kriegsverordnungen des Bundes-
rats, welche letzteren bestimmt und sicherlich auch bis zu gewissen Grade
geeignet sind, ein allgemeines Moratorium zu ersetzen oder doch weniger
dringlich erscheinen zu lassen, ist ohne jeden Zweifel noch eine weitere Ein-
richtung nötig, welche da Kredit gewährt, wo ihn heute weder die Reichs-
bank noch die private Bankwelt gewähren kann, welche letztere zu ihren
sonstigen Verpflichtungen unmöglich noch die weitere Pflicht übernehmen
kann, Ausstände und Wechsel zu beleihen, deren Eingang derzeit nicht zu
erwarten steht. Namentlich sind die Privatbanken, besonders in der jetzigen
Zeit, verpflichtet, zur Vermeidung von gefährlichen Festlegungen an dem
Grundsatze jeder Bankpolitik festzuhalten, daß sie nur solche Kredite gewähren
dürfen, deren Rückzahlung innerhalb kurzer Frist sicher oder doch in hohem
Grade wahrscheinlich ist. Auch die Reichsbank kann hier deshalb nicht
eintreten, weil ihr Wechsel-Portefeuille insbesondere zur Deckung ihrer Bank-

noten dient, an deren Sicherheit unter keinen Umständen, am wenigsten
aber in der heutigen Zeit, ein Zweifel aufkommen darf. Aus diesen Gründen
hat sich die Gründung einer Kriegs-Kreditbank als eine unbe-
dingte Notwendigkeit erwiesen, welche es ermöglichen soll, Wechsel, die
man besitzt oder auf Grund vorhandener Geschäftsverbindung ziehen kann,
bei der Kriegs-Kreditbank zu diskontieren, welche letztere alsdann die Wechsel
ihrerseits wieder bei der Reichsbank verwerten kann. Die hier in erster
Linie beabsichtigte Mobilisierung der Außenstände durch
Tratten kann vor allem dadurch erfolgen, daß z. B. der deutsche Fa-
brikant oder Lieferant — mag er in Berlin oder außerhalb Berlins wohnen,—
auf seinen Berliner Kunden, den Exporteur, den Händler usw., zieht, und
dann dessen Akzept durch die Kriegs-Kreditbank indossieren und diskontieren
läßt. In Ausnahmefällen würde wohl auch die Kriegs-Kreditbank selbst
in Akzept zu treten haben, wo dann freilich aller Voraussicht nach für die
fehlende dritte Unterschrift irgend eine Sicherheit hinzutreten müßte.
Auch für diejenigen Kreise aber, die nur mit Buchkredit, aber
nicht mit Wechseln arbeiten, die auch nicht gewohnt sind, sich
selbst beziehen zu lassen, und die andererseits keine bei den Dar-
lehnskassen beleihbaren Waren oder Wechsel besitzen, werden Formen ge-
funden werden müssen, und, wie ich glaube, auch wohl gefunden werden
können, um sie an den Vorteilen der Kriegs-Kreditbank, etwa durch Dis-
kontierung von Buchforderungen, unter völliger Wahrung der Rechte der
Warengläubiger, teilnehmen zu lassen.
Die Ausführung dieses Gedankens läßt sich, vorausgesetzt, daß die
Kreditwürdigkeit aller Beteiligten feststeht oder in einer der Kriegs-Kreditbank
ausreichend erscheinenden Weise sichergestellt wird, zum Beispiel folgender-
maßen vorstellen:*)
Die hiesige Firma zieht auf ihren Kunden, falls dieser ein-
verstanden ist, einen Wechsel und diskontiert dessen
Akzept bei der Kriegs-Kreditbank; die Kriegskreditbank
verwertet dann das Akzept bei der Reichsbank.
Oder die hiesige Firma läßt sich zunächst einen Akzeptkredit
bei der Kriegs-Kreditbank gegen Verpfändung eines ange-
messenen Betrages guter Außenstände eröffnen und
zieht alsdann auf Grund dieses Akzeptkredits auf die
Kriegs-Kreditbank, die dann ihr eigenes Akzept an die Reichs-
bank behufs Diskontierung giriert.
Diesem an sich möglichen Verfahren wird selbstverständlich die

*) Diese Details sind beim mündlichen Referat der Abkürzung halber nicht mit zum Vortrag
gebracht worden.

Kriegs'Kreditbank nur dann zustimmen können, wenn sie sich versichert
hat (was natürlich erst nach der Gründung durch den Vmstand geschehen
kann), daß die ReichZbank in solchen Ausnahmefällen die Akzepte der
Kriegs-Kredltbank, mit Rücksicht auf die dem Akzept-Kredit zugrunde-
liegenden verpfändeten guten Außenstände ungeachtet der ,'ehlenden
dritten Unterschrift zu diskontieren bereit ist.
Voraussetzung für jedes Eingreifen der Kriegs-Kreditbank ist aber unter
allen Umständen und muß sein daß die Solvenz der den Kredit in
Anspruch nehmenden Firmen etwa an Hand einzureichender Bilanzen und
sonstiger Beweismittel, gründlich geprüft werden kann, da es sich hier um
Mobilisierung des Personalkredits handelt. Während die
Darlehnskassen in erster Linie durch Lombardierung von Waren und Wechseln
den Realkredit pflegen, bei diesen also der Personalkredit nur in
zweiter Linie steht, würde bei der Kriegs-Kreditbank der Personalkredit
in erster Linie stehen und nur da, wo es der Verwaltung erforderlich
erscheint, zur weiteren Sicherung des Personalkredits von Bürgschaften
oder Verpfändungen usw. die Rede sein. Die Girierung der Wechsel erfolgt
nicht durch eine Großbank, wie man irrtümlich angenommen hat, soweit
eine solche nicht in einem einzelnen Falle eine Bürgschaft in Form eines
Giros leistet, sondern sie erfolgt durch die Kriegs-Krcditbank, so daß die
Reichsbank in der Regel, wenn es sich nicht in Ausnahmefällen um ein
Akzept der Kriegs-Kreditbank handelt, ihre drei Unterschriften
hat, den Aussteller, den Akzeptanten und die Kriegskreditbank. Hieraus
folgt aber zugleich, daß wurmstichige Eristenzen, die schon im
Frieden auf irgendwelchen Personalkredit keinen Anspruch erheben können,
weder beanspruchen, noch hoffen können, unter Berufung auf den Krieg,
einen ihnen nicht zustehenden Personalkredit bei der Kriegs-Kreditbank zu
erhalten.
Wie Sie wissen, ist bereits am 15. August d. Is., also vor unserer
Versammlung, die ja aber schon früher zum gleichen Zweck einberufen war,
auf Grund vorgelegter Satzungen die Gründung einer Kriegs-Kredit-
bank für Groß-Berlin, Aktiengesellschaft, zu dem vorgetragenen Zwecke
in Aussicht genommen worden, also speziell .zu dem Zwecke „Vorschüsse
in bar oder in Wechseln an Firmen im Bezirke der Handelskammern zu
Berlin und zu Potsdam zu gewähren". Der Geschäftsbetrieb der Kriegs-
Kreditbank ist nicht lediglich auf ihre Aktionäre beschränkt; es werden aber
wohl diejenigen Kreise, die etwa daraufhin die Zeichnung nicht aus zwingenden
Gründen, sondern aus Mangel an Opferwilligkeit und Verständnis für die
allgemeine Lage unterlassen, nicht gerade diejenigen sein,
welchen die Kriegs-Kreditbank in erster Linie zur Hilfe
kommen wird.

Das Grundkapital soll auf nom. 15 Millionen Mark, wenn aber irgend
möglich, auf einen höheren Betrag bestimmt werden, eingeteilt in den ent-
sprechenden Betrag von auf nom. IlXX) Mark lautenden Namen-Aktien.
Die Reichsbank hat in jener Sitzung durch ihren Vize-Präsidenten erklären
lassen, daß sie grundsätzlich bereit sei, das Vierfache und bei solider Geschäfts-
führung der Bank eventuell auch das Fünffache des Nominalbetrages des
Grundkapitals der Bank, zuzüglich des Betrages der gleich zu erwähnenden
Nusfalls-Garantie, an von der Kriegs-Kreditbank diskontierten Wechseln
zu rediskontieren.
Die Handelskammer zu Berlin hat bis zur Höhe von 6 Millionen Mark,
das Ältestenkollegium bis zur Höhe von 4 Millionen Mark, und die Handels-
kammer von Potsdam bis zur Höhe von 1^4 Millionen Mark, der Reichs-
bank gegenüber die Garantie für jeden etwaigen Aus-
fall übernommen, welchen die Reichsbank etwa nach völliger Inanspruch-
nahme des Aktienkapitals an den diskontierten oder rediskontierten Wechseln
erleiden sollte. Es entspricht sicherlich Ihrem Empfinden, wenn ich jenen
drei Korporationen für ihr entschlossenes und hochherziges Vorgehen den
wärmsten Dank dieser großen Versammlung zum Ausdruck bringe.
Danach würde die Reichsbank, falls es bei dem Grundkapital von
15 Millionen Mark bleibt, in Höhe des Vierfachen oder des Fünffachen
dieses Betrages zuzüglich des Garantiekapitals von 11^ Millionen Mark,
also in Höhe von insgesamt 106 eventl. 132^ Millionen Mark diskontieren
oder rediskontieren, und wenn, was dringend wünschenswert ist, das Grund-
kapital erhöht wird, nach diesem Schlüssel entsprechend mehr.
Beabsichtigt ist, zunächst nur ^ des Nennbetrages jeder Aktie, also
250 Mark für jede Aktie, einzahlen zu lassen, und zwar nach dem Gesetze
in bar, etwaige spätere Einzahlungen, für die übrigens das Gesetz die Bar-
zahlungspflicht nicht vorschreibt (es sind dann auch Schecks, Wechsel usw.
nach Ermessen des Vorstandes zulässig), können nur durch ^, Mehrheit
des Aufsichtsrats oder durch Mehrheitsbeschluß der Generalversammlung
eingefordert werden.
Von dem Grundkapital der Gesellschaft werden nach den Erklärungen
der Vertreter der Stempelvereinigung von dieser, wovon wir mit auf-
richtigstem Danke Kenntnis nehmen, nom. 4 Millionen Mark gezeichnet
werden, während vielleicht eine weitere Million von sonstigen Angehörigen
der Berliner Bank- und Bankierwelt übernommen werden.
Weitere große Beträge — die Höhe ist mir bisher nicht bekannt ge-
worden — sind ohne jeden Zweifel teils in der Sonnabend-Versammlung,
teils inzwischen von den Vertretern des Berliner Großhandels und der
Berliner Großindustrie gezeichnet worden, die allerdings erwarten, daß
auch weitere Kreise des Berliner Handels und der Berliner Industrie, wie

sie heute hier versammelt sind, für die ja auch die ganze Aktion in erster
Linie gedacht und bestimmt ist, in weitem Umfange sich durch Zeichnungen
beteiligen werden.
Der Höchstbetrag der Dividende, welcher auf die Aktien dieser
ja gemeinnützigen (nicht Wohltätigkeitszwecke) verfolgenden Gesellschaft ent-
fallen kann, ist auf 4 A, begrenzt.
Für die Vorstandstätigkeit hofft man Persönlichkeiten zu finden, die
mit den Groß-Berliner Firmen und deren Solvenz sowie mit dem Wechsel-
verkehr aufs genaueste vertraut sind.
Der von der Generalversammlung zu wählende ehrenamtliche Auf-
sichtsrat soll aus mindestens 15 Personen bestehen; ihm bezw. der Direktion
werden so viele aus Sachkundigen der verschiedensten Branchen zusammen-
zusetzende Kredit-Ausschüsse zur Seite stehen, als dies zur schleunigen
und sachgemäßen Erledigung der Kreditanträge erforderlich ist.
Wer einen Kredit wünscht, hat dies unter genauer Darlegung seiner
Verhältnisse bei dem Vorstand zu beantragen, welcher letztere an die alsdann
einzuziehende gutachtliche Ansicht der Kreditausschüsse nicht g e b u n d e n ist.
Zur Abtragung oder Verminderung bestehender Kredite bei in- oder
ausländischen Kreditgebern kann selbstverständlich der Kredit der Kriegs-
Kreditbank nicht ausgenutzt werden.
Damit dürften wohl alle als Grundlage für die Entschließung zur
Zeichnung erforderlichen wesentlichen Tatsachen mitgeteilt sein.
Lassen Sie mich deshalb nur zum Schluß folgenden Appell an Sie
richten:
Stellen Sie, meine Herren, alle kleinen Zweifel zur Seite,
stolpern Sie nicht, nachdem so viele Kreise opferwillig vorangegangen sind,
über Ihre eigenen Bedenken und warten Sie nicht mit Ihrer Zeichnung,
bis Sie genau wissen, ob und was Ihr Nachbar gezeichnet hat! Alle
Einzelfragen von geringerem Belang können ja der verständigen und, wie
Sie sicher sein dürfen, wohlwollenden Lösung durch den Vorstand der Kriegs-
Kreditbank überlassen bleiben.
Eine so große, von der Einmütigkeit der gesamten Nation getragene
Zeit bedarf großer Maßnahmen und kann kleine Gedanken
und kleine Menschen nicht ertragen. Das Vaterland verlangt,
daß jeder seine Pflicht tut, und der Name Groß- Berlin will hier nicht
nur ausgesprochen, sondern auch durch großzügige Handlungsweise verdient
werden.
Ich rufe Sie deshalb zur Zeichnung au^, die ein Vorbild werden soll
und muß für das ganze deutsche Reich!

F. L. Graf von Voltolini:
Die Haltung Italiens in dem Weltkonslikt.
Zu den eigenartigsten Problemen dieser an weltgeschichtlichen Ereignissen so überreichen Zeit gehört die Stellung Italiens in dem großen Konflikt der Völker Europas. Viele haben diese Haltung als eine rätselhafte bezeichnet, andere haben Italien des Mangels der Bundestreue bezichtigt! Allein für den Kenner der italienischen Verhältnisse war diese Haltung in dem so plötzlich los-gebrochenen großen Weltkonflikt durchaus begründet. Ieder Kenner der Verhält-nisse des Landes konnte voraussagen, daß eine andere Haltung für Italien voll-ständig unmöglich war.

Das Überraschende für das Ausland lag eben in dem Umstand, daß die innern Verhältnisse Italiens demselben allzu wenig bekannt waren, was wiederum seine Ursache darin hatte, daß die italienische Presse selbst gewisse Vorkommnisse, sozialpolitische Schwierigkeiten und die daraus sich ergebende Unsicherheit aus patriotischen Gründen totgeschwiegen hatte. Heute aber, wo diese Gründe international-politische Folge hatten, liegt im Interesse Italiens selbst wie seiner Verbündeten, dieselben offen zu behandeln.

In Deutschland und Österreich-Ungarn hatte die große Menge nicht anders erwartet, als daß Italiens Truppen den Marsch über die Alpen antreten und in die Niederungen Südfrankreichs einbrechen würden, um Europas Friedens-störer zu bekämpfen.

Allein an Stelle eines solchen enthusiastischen Anschlusses Italiens an seine Verbündeten kam eine Neutralitätserklärung, die im Publikum eine gewisse Ent-täuschung wachrief. Der Umstand jedoch, daß die Regierungen in Berlin und Wien dem kmt accompli keinen Protest entgegen hielten, sondern sogar dankbar dasselbe anerkannten, zeigt zur Genüge, daß Italien mit dieser Neutralitäts-erklärung dem Buchstaben des Allianzvertrages volle Genüge getan hat. Die italienische Tagespresse brachte zwar allerlei Subtilitäten über die defensive und offensive Bedeutung des Dreibundvertrages gewissermaßen als Entschuldigung, aber da auch sie den Tert des Allianzvertrages nicht kannte, so war dies nur ein Tasten im Dunkeln.

Freilich hätte Italien, ohne sich an den Buchstaben des Allianzvertrages zu halten, auch ohne weiteres aktiv an der Seite seiner Alliierten in den Kampf eintreten können, wenn dies seinen Interessen gedient hätte. Allein diesen Inter-essen war weit mehr durch die Neutralität gedient als durch eine aktive Be-teiligung. Den Grund haben wir sowohl in änßeren wie innerpolitischen Motiven zu suchen. Äußere Gefahren für Italien bot eine nichtneutrale Stellung mehr

als genug: seine Küstenbahnen, zum großen Teil die Lebensadern des ganzen Landes wären paralysiert, seine Küstcnstädte den beständigen Angriffen der mächtigen englisch-französischen Mittelmeerflotte ausgesetzt, die Proviantierung des Landes in Frage gestellt gewesen.

Weit mehr aber noch bestimmten Gründe innerer Natur die Regierung, die strikteste Neutralität zu bewahren. Der erste dieser Gründe lag in der Gefahr, daß bei Kundmachung des Mobilisierungsbefehls ganze Provinzen gegen denselben revoltieren würden, und zwar nicht etwa mit Rücksicht auf die äußere Politik Italiens, sonder» einzig und allein im Hinblick auf die innere Lage des Landes. Bekanntlich griff eine tiefgehende Unzufriedenheit im Frühjahr 1914 nach dem Rücktritt des Ministeriums Giolitti in den breitesten Volksschichten Italiens Platz. Es schien, als ob das Volk seines bisherigen sicheren Haltes, seiner rechten und starke» Führung beraubt sich fühle. Dazu kam, daß die sehnsüchtig erwartete Verbilligung der Lebensmittel nicht eintrat, daß vielmehr die Waren der täglichen Notdurft ihre Höhen während des libyschen Feldzuges erreichten Preise beibehielten. Dies waren die Gründe, welche eine Menge Zündstoff angehäuft hatten und bei dem sogenannten Massenausstand in der zweiten Iuniwoche zum Ausbruch kam. Die Tagespresse ist mit kurzen telegraphischen Berichten über diese „Streikbewegung" hingegangen. Handelte es sich aber in diesen wüsten Szenen, in dieser an brutaler Auflehnung gegen die Staatsgewalt alles bisher dagewesene überbietenden Revolten lediglich um eine „Streikbewegung"? Dem Fernstehenden kann ein solcher Ausdruck verziehen werden, der Augenzeuge dagegen muß das Ereignis als eine allerdings durch einen Proteststreik hervorgerufene, im weiteren aber in eine völlige Revolte ausartende Bewegung bezeichnen, welche alle charakteristischen Eigenschaften einer beginnenden Revolution an sich trug. Italienische Patrioten haben im Senat wie in der Kammer diese Vorfälle die schwerste Revolte genannt, welche das junge Königreich seit seinem Bestehen zu verzeichnen hatte. Selbst die Unruhen in der Lombardei im Iahre 1898, welche das Ministerium Pellona nur mit Mühe niederwarf, waren im Vergleich mit jenen Unruhen durch die kleine Ausdehnung der damaligen Bewegung als geringfügig zu bezeichnen. Im Iahre 1898 revoltierte man nur in Mailand, jetzt aber standen außer den Großstädten Mailand, Genua, Florenz Neapel, Turin, sowie in gewissem Sinne Rom selbst, weite Landschaften wie die Romagna, die Marken die Emilia, Teile von Toskana und Umbien in hellen Flammen. Die Geschichte aller Revolutionen lehrt, daß ernste Gefahr stets dann eintritt, wenn auch der ruhigere Landmann sich der Erregung der städtischen Bevölkerung anschließt! In der Romagna und den angrenzenden Landesteilen von Ferrara bis hinab nach Fabriano war es aber gerade die bäuerliche Bevölkerung, welche der Brand der Revolution noch heftiger ergriff als das städtische Proletariat.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich die gewaltige Bedeutung der Revolte.

Noch größer wird jedoch dieselbe, wenn wir an sie den Maßstab ihrer politischen Konsequenzen betrachten. Nach dieser Richtung hat die italienische Presse die schwerwiegenden Tatsachen begreiflicherweise abzuschwächen oder ins Lächerliche zu ziehen gesucht. Man kann diese Absicht vom volkspädagogischen Standpunkt aus nur billigen, denn die nackte Wahrheit, daß eine ganze Reihe von Städten und Dörfern während der Insurrektionstage sich als vom Staatsverband der italienischen Monarchie losgelöst betrachteten, hätte einen allzu schlimmen Eindruck in den übrigen Provinzen hervorgerufen. Diese letzte Konsequenz der Revolte beschränkte sich indessen auf die Romagna und die Marken. Man kann sagen, daß auch die crtremsten Elemente den Unruhen in den Großstädten nicht den Charakter einer politischen Insurrektion gaben, dagegen lag ein solcher in den genannten Provinzen absolut vor. Ravenna und Rimini, Forli und Imola, Foligno und Fabriano hatten in aller Form die Republik proklamiert. Die völlige durch die Zerstörung von Telegraphen- und Telephonleitungen und durch die Einstellung des Eisenbahnverkehrs hervorgerufene Isolation hatte zur Folge, daß die Führer der Revolte erfundene Nachrichten, wie jene von der Flucht der königlichen Familie nach Montenegro und der Minister nach Österreich unkontrollierbar verbreiten konnten! Die erhitzte und verbitterte Volksseele aber nahm diese tendenziösen Nachrichten für bare Münze und begann die Konsequenzen zu ziehen. Überall wurden die savoyistischen Wappen entfernt und an manchen Orten der Romagna durch neue Wappenschilder der „Itepudlicn, lomllßunl«." ersetzt. In Fabriano in den Marken bildete sich ein provisorisches Regierungskomitee, in Ravenna pflanzte man den Freiheitsbaum, in Forli und Imola feierte man die Geburtsstunde der romagnolischen Republik! Dies alles läßt deutlich sehen, daß jene Iunirevolte kein gewöhnlicher Streik sondern eine soziale antimonarchische Rebellion war, die manchem Mitglied der Regierung in furchtbarer Weise die Augen öffnete. Aus diesem Grunde wurden sie ein ernstes Menetekel, das der Regierung zur absoluten Pflicht machte, alles zu vermeiden, was irgendwie ein erneutes Losbrechen der schwerbezwungenen Revolte hätte zur Folge haben können. Ein solcher Anlaß wäre aber eine Mobilmachung und besonders ein Krieg gewesen.

Bedenken dieser Art sind sicher von solcher Bedeutung, daß sie eine Regierung sehr wohl schon allein veranlassen können, wenn anderthalb Monate später ein kriegerisches Gewitter losbricht, alles zu tun, um einen neutralen Standpunkt einnehmen zu können. Niemand in Italien bezweifelt, daß ein Eintreten Italiens in den Weltkonflikt in den ersten Augusttagen den Ausbruch einer Revolution wenigstens in jenen Gebieten gezeitigt hätte.

Eine solche Revolution im Augenblick, da eine große kriegerische Aktion begönnen werden soll, hätte aber nicht nur das Prestige Italiens auf lange Zeiten schwer erschüttert, sondern hätte unter Umständen durch eine rührige Propaganda im Lande die Oberhand erhalten, die Monarchie stürzen und das Land sogar

eventuell, da alle revolutionären Elemente in Italien franzosenfreundlich sind,
auf die Seite Frankreichs treiben können. Doch war vor allem die Stimmung
gegen den Krieg.
Mit Unlust wären auch die nichtrevolutionären Reservisten und Landwehr-
leute aus den anderen Landesteilen eingerückt. Die Volksstimmung ist ganz und
gar unkriegerisch. Schon die Opfer für den libyschen Krieg fingen an in der letzten
Periode desselben dem Volk schwer zu werden, und dabei war der libysche Krieg
mit allen nur denkbaren Mitteln populär gemacht worden, während einer Be-
teiligung Italiens an dem jetzigen Kriege jede Popularität fehlen würde. Eine
so junge Nation, die eben erst ihre Sturm- und Drangperiode hinter sich hat,
ist nicht leicht davon zu überzeugen, daß Kriege der Bundesgenossen das eigene
Interesse und das eigene Prestige in Mitleidenschaft ziehen, sondern will für
jedes Opfer einen handgreiflichen Vorteil sehen. Die Regierung eines streng-
parlamentarisch regierten Landes hat aber auch auf diese Volksstimmungen Rück-
sicht zu nehmen und kann sich nicht dem Debatte aussetzen, in einen Krieg zu
gehen, welcher nachher keine Billigung von seiten des die Volksstimmung wieder-
spiegelnden Parlaments finden würde.
Diese Volksstimmung, welche jedem anderen Verhalten als dem der Neu-
tralität abhold gewesen wäre, fand ihr Korrelat an der Finanzlage des Staates.
Diese aber steht noch völlig unter dem Eindruck der enormen für den libyschen
Feldzug gebrachten Opfern, die den Staatsschatz in einer ungeheuren Weise in
Anspruch nahmen. Wenn das Bismarcksche Wort heut ebenso wahr ist wie
damals, als der große Kanzler es aussprach, daß nämlich zum Kriegführen Geld,
Geld und nochmals Geld notwendig sei, so wäre Italien auch unter diesem Ge-
sichtspunkt in eine höchst fatale Lage geraten, wenn es ohne weiteres zum Schwert
gegriffen hätte. Eine Anleihe wäre nur in Amerika möglich, aber auch dort
kaum praktisch realisierbar gewesen.
Ganz besonders aber fielen auch militärische Gründe ins Gewicht. Be-
kanntlich führt Italien immer noch an Nordafrika, besonders in der Cyrenaika
einen verhältnismäßig blutigen Guerrillakrieg gegen die zahlreichen Beduinen-
stämme, die sich den neuen Herren Libyens nicht unterwerfen wollen. Zu diesem
Zweck sind in den beiden libyschen Provinzen etwa hunderttausend Mann von
der tunesischen bis zur ägyptischen Grenze dislociert. Tripolis, Derna, Ben-
gasi sind dichtbesetzt mit Truppen, welche angesichts der Unproduktivität Libyens
vollständig von Italien aus verpflegt werden. Es würde daher mit Sicherheit
darauf zu rechnen gewesen sein, daß der Lebensmitteltransport von Italien und
Sizilien nach Libyen durch eine aktive Beteiligung Italiens am europäischen
Kriege unterbrochen worden wäre, was aber unter den speziellen Verhältnissen
Libyens einer Aushungerung der etwa zwei Armeekorps umfassenden Truppen da-
selbst gleichkam. Dies mußte Italien um jeden Preis verhindern, und das einzige
Mittel war die Neutralerklärung.

So war diese für Italien ein kategorischer Imperativ, eine absolute Notwendigkeit, die die Regierung des Landes auf sich nehmen mußte. Es mag insbesondere einem so entschiedenen Dreibundfreunde und anerkannt hohem Geist wie dem Marchese von San Giuliano, dem Leiter der auswärtigen Politik Italiens nicht leicht geworden sein, gegenüber den zwingenden Gründen, welche die Minister des Innern, der Kolonien, des Kriegs und der Marine vorbrachten, Rechnung zu tragen und die Neutralität seines Vaterlandes den Verbündeten zu notifizieren.

Wenn ich oben sagte, daß alle Parteien des Landes die Neutralität wünschten, so muß hiervon die junge kleine Nationalistenpartei ausgenommen werden. Diese trat im Anfang, wenn auch nicht energisch, für Italiens Pflicht, seinen Alliierten zu Hilfe zu kommen, ein. Dann folgte die Epoche der Mobilmachung, während welcher die französischen, russischen, englischen und damals auch noch belgischen Depeschen frenetische Siegeslügen und entsetzliche deutsche Niederlagen meldeten. Dies rief zuerst in den republikanisch-garibaloinischen Kreisen den Wunsch nach einer Beteiligung Italiens auf Frankreichs Seite wach und hatte zur Folge, daß auch die Nationalisten sich für ein solches Ideal unter Berufung auf den traurigen Scheingrund lateinischer Rassengemeinschaft erwärmten, ohne zu bedenken, daß Italien damit sein Prestige als Großmacht auf immer einbüßen würde. Allein als gleich einem Donnerschlag die deutschen Siegesnachrichten eintrafen, wurden auch diese Schwärmer ruhig und freuten sich der „notgedrungenen" Neutralität ihres Vaterlandes.

Ist aber diese Neutralität nicht auch ein Vorteil für Italiens Alliierte? Es kann darüber kein Zweifel bestehen. Schon Bismarck betonte gelegentlich der Gründung des Dreibunds, als man ihn auf die geringe Militärkraft hinwies, daß es ihm genüge, einen Unteroffizier mit der italienischen Fahne auf dem Eol di Tenda aufzustellen, mit dem Gesicht nach Westen und nicht nach Osten, d. h. drohend gegen Frankreich und nicht gegen Österreich. Ferner ist die Neutralität eines Dreibundstaates eine stete Drohung für die Gegner des Bundes, da der neutrale Staat doch früh oder spät durch irgendwelche Umstände noch in Aktion treten und dann den ganzen Plan der Gegner in Verwirrung bringen kann. Solange aber Italien neutral bleibt, hat es für seine kriegführenden Alliierten eine hohe Bedeutung als Einfuhrhafen. In Genua kann anstandslos amerikanisches Getreide und Schlachtvieh gelandet und auf dem Landweg über den Brenner und den Semmering nach Deutschland und Österreich geschafft werden. Italien hat zwar für die eigenen Landesprodukte ein Ausfuhrverbot geschaffen, jedoch im Transitverkehr besteht absolut kein Bedenken, Waren von den Freihäfen nach Deutschland zu schaffen, wenn eine Blockade der Nord- und Ostseeküste eintreten sollte. Vor dem Kriegsausbruch wies Delcasss darauf hin, daß die englisch-französische Entente kraft ihrer Flotte in der Lage sei, die Dreibundländer durch eine einfache Blockade auszuhungern. Gerade diese Gefahr,

die auf der numerischen Überlegenheit der Flotten beruhte, ist durch die Neutra-
litätserklärung Italiens verhindert worden. Dieser letztere Umstand ist aber
für Italien selbst vom höchsten Vorteil, da es hierdurch seiner Kauffahrteiflotte
neuen Impuls, seinen Häfen erweiterte Bedeutung geben kann.
So ist die Haltung Italiens in diesem großen europäischen Konflikt eine
zwar notgedrungene, anderseits aber eine durchaus nicht unvorteilhafte für seine
Verbündeten, die darum nur den einen Wunsch haben können, daß diese Neutrali-
tät unverändert beibehalten wird.

Dr. pdil. Richard Hennig.

Die Rolle des „Glücks" im Kriege.

Wie zu allen anderen Dingen im Leben, so gehölt auch zum Krieg-
führen etwas „Glück". Die größte Tapferkeit, die genialste Führung, die
opferwilligste Hingabe und Disziplin, die eisernste Energie, die den Erfolg
der Schlachten und den Ausgang der Kriege in erster Linie entscheiden,
sie vermögen dennoch einen vollen Erfolg nicht zu erzwingen, wenn
nicht jener undefinierbare Faktor zu Hilfe kommt, den wir „Glück" nennen,
der Zufall, der jeder Vorherberechnung, jeder menschlichen Beeinflussung
unzugänglich ist und der dennoch im rechten Augenblick sein ganzes Gewicht
in die Wagschale des Erfolges wirft. Grade die größten und genialsten
Feldherren und Schlachtendenker haben die Bedeutung des „Glücks" für
den erfolgreichen Ausgang ihrer kriegerischen Operationen zu schätzen gewußt
und mehr als einmal am eignen Leibe verspürt, von Iulius Cäsar an,
der dem im Unwetter zagenden Schiffer das stolze Wort zurief: „Fahr zu,
du trägst Cäsar und sein Glück" bis auf unseren großen Moltke, der den
Wert des „Glückes" voll würdigte, aber ihm doch erst die zweite Stelle
hinter dem eignen Verdienst zuerkannte, wenn er einst das schöne Wort
prägte: „A uf die Dauer hat nur der Tüchtige Glü ck".
Moltke war das größte militärische Genie, das nach Napoleon der Welt
beschert war oder das sich wenigstens an einer überall sichtbaren Stelle
betätigen konnte. Und dennoch — ist nicht auch in seinen bewunderns-
wertesten Leistungen hier und da ein von keiner strategischen Kunst in die
Rechnung vorher einzustellendes „Glück" unverkennbar? Die Tat von
Sedan, in der sich ein ganzes Heer nach beendeter Schlacht kriegsgefangen
ergeben mußte, gehört, zumal da sie sozusagen eine strategische Improvisation
war, zu den gewaltigsten militärischen Meisterleistungen, die die Geschichte
kennt; aber die dabei bewirkte Gefangennahme Kaiser Napoleons, die den

Sedantag erst recht eigentlich zum hohen Iubel- und Triumphtag des
deutschen Volkes für alle Zeit stempelte, sie war ein typischer Fall von
„Glück im Kriege". Bis zum Abend des 1. September ahnte Niemand,
auch Moltke nicht, daß der feindliche Herrscher, der unter dem Drängen
seiner Umgebung den Krieg freventlich heraufbeschworen hatte, sich gerade
bei der Armee Mac Mahons befand, deren Mattsetzung durch Moltkes wunder-
bares Schachspiel so schnell und gründlich gelang.
Und hätte der einzige König und Kriegsheld Friedrich der Große den
unvergleichlich kühnen und erfolgreichen Riesenkampf des kleinen Preußen
gegen sechs Feinde und drei Großmächte wohl zum guten Ende führen
können, wenn sich nicht zu all seinem ungeheuren Heldenmut und seiner
wundervollen strategischen Begabung auch ein wenig Glück gesellt hätte?
Er hat zwar in den furchtbaren sieben Iahren den Kelch des Leidens bis
zur Neige trinken müssen, ist vom Schicksal in einer Weise gerüttelt und
geschüttelt worden, wie es wenigen Sterblichen widerfahren ist, und oft
genug war er, wie wir erschüttert erfahren, in einer Stimmung, die vielleicht
zum Selbstmord geführt hätte, wenn nicht das Bewußtsein der übernommenen
Pflicht, das Bewußtsein, daß auf ihm allein Preußens Rettung beruhe,
ihn immer aufs neue zur äußersten Spannkraft angepeitscht hätte. Und
dennoch, in allem Unglück, daß über ihn und sein Land hereinbrach, blitzte
von Zeit zu Zeit ein freundlicher Sonnenblick des Glücks auf, der das
Äußerste und Furchtbarste abwandte. — Die Schlacht bei Lowositz (1. Oktober
1756) war gewonnen, und König Friedrich wollte in seinem Reisewagen
ein wenig ruhen. Da fuhr eine der letzten Kanonenkugeln durch den Wagen
hindurch und hätte dem König die Beine fortgerissen, wenn er sie nicht
unmittelbar zuvor auf den gegenüberliegenden Sitz gestreckt hätte. Was
wäre aus Preußens Großmachtstellung geworden, wenn die Kugel wenige
Sekunden vorher ihr Ziel getroffen hätte? Was würde weiterhin heut
Preußen und Deutschland sein, wenn nach der unglücklichen Entscheidung
der Schlacht bei Kunersdorf (12. August 1759) die „verwünschte Kugel",
die der an seiner Sache verzweifelnde König so innig herbeisehnte, des
Helden Leben wirklich beendet und sich nicht an einem Etui in seiner Tasche
plattgedrückt hätte? — Am deutlichsten aber erkennt man das „Glück" des
Krieges in Friedrichs des Großen Leben an der Gestaltung der Dinge im
Augenblick der höchsten Not. Des Königs letzte Hilfsmittel waren völlig
erschöpft, den Sommer 1761 hatte er, schon unfähig zu jedem Angriff,
untätig im Lager von Bunzelwitz verbringen müssen, seine letzte Stutze,
England, entzog ihm nach Georgs II. Tode in einer Anwandlung jenes
Krämergeistes, der sich auch jetzt wieder so herrlich bewährt hat, die bis dahin ge-
zahlten Hilfsgelder, kurz, es brach alles um ihn her zusammen — da, in der
tiefsten Not, starb am 5. Ianuar 1762 die russische Kaiserin Elisabeth, und mit

einem Male wurde damit der eine der beiden gefährlichsten Feinde Friedrichs,
Rußland, sein Freund und Bundesgenosse. Wäre nicht der ganz uner-
wartete Glücksfall des Todes der Kaiserin eingetreten, ja, wäre der Tod
der erst 52-jährigen Kaiserin nur wenige Monate später erfolgt, so hätte
Friedrich den Krieg verloren geben müssen, und Preußen hätte nie die
Großmachtstellung erringen können, zu der es damals aufstieg und die die
Vorfrucht der späteren Einigung Deutschlands war.

Gehen wir weiter (um aus der Fülle der Beispiele nur einige der
allercharakteristischsten zu wählen) zum Napoleonischen Zeitalter über, so
begegnen wir in diesen kriegerisch erregten Iahren von 1796 bis 1815 einer
ausnehmend großen Fülle von blinden Zufällen, die auf den Gang der
Ereignisse von entscheidendem Einfluß und bald für den großen
Korsen bald für seine Feinde Glücksfälle der allerbedeutendsten Art waren.
Mit wahrer Genugtuung muß man dabei feststellen, daß es immer die
jeweilig gerechte Sache ist, der die Gunst des Glückes lächelt, wie uns auch
sonst die Geschichte ganz erstaunlich oft zeigt, daß das Glück im Kriege
nicht dem Unrecht auf die Dauer hold ist, sondern Recht und Gerechtigkeit
begünstigt. Man mag an eine göttlich waltende Vorsicht, an ein gerecht
abwägendes Schicksal glauben oder nicht — zu denken gibt jene interessante
und bedeutsame Tatsache in jedem Fall!

So finden wir auch Napoleon in der ersten wunderbaren Zeit seines
glänzenden Aufstiegs in einer fast unglaubhaft scheinenden Weise vom Glück
begünstigt, während in seiner späteren Zeit und vor allem in den ungeheuren
Kämpfen der Iahre 1813—1815 das Glück sich ebenso auffällig auf die
Seite seiner Gegner schlägt. Am erstaunlichsten erscheint er als ein Liebling
des Glückes auf seiner ägyptischen Erpedition in den Iahren 1798/99. Es
erschien als eine Tollkühnheit, ja, als ein Wahnwitz, die französischen Truppen
ungestört von den lauernden britischen Kriegsschiffen von Frankreich übers
Mittelmeer nach dem Pharaonenlande werfen zu wollen; Nelsons Späherschiffe
lagen vor Toulon, um das Unternehmen gleich im Anbeginn zu ersticken,
und es schien jedes Hindurchkommen ausgeschlossen. Da erhob sich am
17. Mai 1798 ein gewaltiger Sturm und jagte die englischen Schiffe in
die sardinischen Gewässer; als dann das Unwetter sich legte und die Späher
ihren Posten wieder einnehmen wollten, waren die französischen Schiffe
<41 Kriegs- und 400 Transportschiffe) am 19. Mai ausgebrochen, und aller
Bemühungen ungeachtet gelang es auch nicht, ihrer wieder habhaft zu werden:
obwohl die britischen Verfolger wiederholt in die nächste Nähe der Franzosen
kamen, blieb ihnen Napoleons Flotte „wie durch einen Zauber" verborgen. —
Genau derselbe Glücksstern waltete dann ein Iahr später über der Heimreise
Napoleons. Seine Flotte war an der ägyptischen Küste nach erfolgter
Landung der Truppen dem Angriff Nelsons in der Schlacht bei Abukir

(1. August 1798) zum Opfer gefallen und vernichtet worden. Als Napoleon
in tiefster Heimlichkeit, von nur wenig Getreuen begleitet, am 23. August 1799
die Rückfahrt nach Frankreich antrat, mußte es fast gewiß scheinen, daß
er auf dem von englischen Kriegsschiffen wimmelnden Mittelmeer irgendwo
aufgefangen und ein Gefangener seiner gefährlichsten Feinde werden würde.
Aber es lag gleichsam eine Tarnkappe auf seinem Fahrzeug, und selbst
als an der gefährlichsten Stelle, bei Korsika, widrige Winde das Schiff
mehrere Tage festhielten, blieben alle britischen Späherschiffe wie durch
eine höhere Fügung fern, so daß Bonaparte in der Tat am 9. Oktober
glücklich den heimischen Boden erreichte. — Auch die Eroberung Maltas
auf der Hinreise nach Ägypten war ein Unikum eines beinahe unbegreiflichen
Glücksfalls. Der mit Recht für unüberwindlich gehaltene Waffenplatz befand
sich am 12. Iuni 1798, vier Tage nach Ankunft der Franzosen, infolge
der völligen Kopflosigkeit und Feigheit des Großmeisters Hompesch, in
Napoleons Besitz, worüber einer der französischen Offiziere mit dem berühmt
gewordenen Wort quittierte: „Es ist gut, daß Leute darin waren, um den
Eroberern aufzumachen, weil sie sonst schwerlich hineingekommen sein würden".
Dieses unerhörte „Glück" blieb Napoleon in der Zeit seines Aufstiegs
auch bei manchen anderen Gelegenheiten treu, so z. B. bei dem furchtbaren
Höllenmaschinen-Attentat am 24. Dezember 1800, dem der damalige erste
Konsul nur dadurch entging, daß sein angetrunkener Kutscher kurz zuvor
zufällig die Pferde unsinnig angetrieben hatte. In der späteren Zeit aber,
als der Kaiser durch die immer neue Entfesselung der Kriegsfurie gewisser-
maßen eine tragische Schuld auf sich geladen hatte, wandte sich die Glücksgöttin
von ihrem ehemaligen Liebling und begünstigte nun ebenso unverkennbar
seine Gegner.

Die große, wunderbare Freiheitsbewegung des Iahres 1813, die zu
so herrlichem Erfolge führte, hätte, aller patriotischen Begeisterung ungeachtet,
scheitern müssen, wenn nicht eine ganze Reihe von unberechenbaren Glücks-
fällen zu Hilfe gekommen wäre. Schon ihre notwendige Voraussetzung,
die völlige Vernichtung der „Großen Armee" des Iahres 1812, war im
Sinne der unterjochten Völker ein solcher Glücksfall, den nicht die recht
minderwertige russische Kriegskunst, sondern die Wut der Elemente herbei-
geführt hatte. Militärisch war der russische Feldzug für die Franzosen
schon mit dem Rückzug aus Moskau verloren, und die Auflösung des Heeres
war schon am 24. Oktober entschieden, als durch das Gefecht von Malo-
Iaroslawetz die zurückflutende Armee auf ihre alte, schon völlig ausgesogene
und verwüstete Anmarschstraße zurückgeworfen wurde. Aber die beispiellose,
fast völlige Vernichtung der Riesenarmee von 600000 Mann war doch
dann in der Hauptsache eine Folge der furchtbaren Kälte, die seit dem
25. November in einer für die frühe Iahreszeit geradezu unerhörten

Intensität und Dauer über das westliche Rußland hereinbrach. Diese Vernichtung der Napoleonischen Armee gestattete aber erst die große Volkserhebung des Iahres 1813, in der dann das „Glück" auch dauernd treu zur Partei der Verbündeten hielt. Dies Glück äußerte sich zunächst in unbegreiflichen Fehlern Napoleons, einmal in seinem zu frühen Beginn der Schlacht bei Großgörschen, die 24 Stunden später für ihn ein entscheidender Sieg geworden wäre, und dann im größten und verhängnisvollsten Fehler seines Lebens, im Abschluß des Poischwitzer Waffenstillstandes vom 4. Iuni. Aber auch nach der Wiederaufnahme des Waffenganges am 17. August wechselten unverständliche militärische Mißgriffe des Imperators und andere merkwürdige Glücksfälle mit einander ab, um den Verbündeten schließlich Gelegenheit zu geben, den großen Schlag von Leipzig zu führen. Der ungeheure, tagelang niederströmende Landregen der letzten Augustwoche war ein solcher Glücksfall; er vergrößerte durch ein gewaltiges Hochwasser der Katzbach und der wütenden Neiße die ohnehin schwere Niederlage der am 26. August von Blücher geschlagenen Franzosen; er veranlaßte offenbar auch Kaiser Napoleon selbst, die persönliche Verfolgung der bei Dresden besiegten Hauptarmee der Verbündeten vorzeitig am 28. August abzubrechen und nach Dresden zurückzukehren, wodurch allein die Vernichtung der Hauptarmee vereitelt und ihr Erfolg über das Vandamme'sche Korps bei Kulm und Nollendorf am 30. August ermöglicht wurde. Und wieder war es der Landregen, der im Iuni 1815 vor Belle-Alliance sich als ein unschätzbares Glück für die verbündete preußisch-englische Armee erwies. Die Preußen unter Blücher waren am 16. Iuni bei Ligny schwer geschlagen worden; eine energische Verfolgung, wie sie der Napoleon der früheren Zeit niemals unterlassen haben würde, hätte sie für lange Zeit kampfunfähig und ihr Eingreifen bei Waterloo am 18. Iuni unmöglich gemacht. Aber der Kaiser nutzte seinen Sieg bei Ligny fast gar nicht aus und kümmerte sich sehr wenig um die Verfolgung des geschlagenen Feindes, wozu abermals der gewaltige Landregen jener Tage entscheidend beigetragen haben mag, der alle Wege grundlos machte und auch Blüchers rechtzeitiges Eintreffen bei Waterloo fast vereitelt hätte.

Aber nicht nur der Regen erwies sich in dem kurzen Feldzug des Iuni 1815 als ein Glücksfall ersten Ranges für die verbündete Armee, sondern es kamen zwei weitere blinde Zufälle hinzu, die von entscheidender Bedeutung waren und den Tag von Belle-Alliance zu einem kriegerischen Ereignis machen, zu dem das unberechenbare „Glück" wohl mehr als zu jedem anderen beigetragen hat. — Als nämlich Blüchers Niederlage bei Ligny entschieden war, stürzte der greise, 72-jährige Feldmarschall auf der Flucht mit dem Pferde, blieb hilflos liegen und geriet in die äußerste Gefahr, von der verfolgenden feindlichen Kavallerie gefangen genommen zu werden.

Wäre dies geschehen, so hätte niemals der Sieg von Belle-Alliance erfochten werden können — aber dasselbe Wunder, das Napoleons Schiffe auf der ägyptischen Erpedition den Blicken der spähenden Feinde entzog, ließ auch den gestürzten Blücher von den wiederholt vorbeistürmenden französischen Reitern unbemerkt bleiben und trug somit mittelbar zu Napoleons endgültigem Sturze bei. Und der zweite merkwürdige Zufall, der den französischen Sieg bei Waterloo vor Eintreffen der Preußen vereitelte, war ein epileptischer Anfall des Kaisers während der Schlacht, der ihn gerade in den entscheidenden Stunden für längere Zeit des Bewußtseins beraubte und etwa eine Stunde lang jede strategische Disposition unmöglich machte. Ohne diese vielerörterte „adäence" Napoleons wäre der entscheidende Schlag gegen Wellington wohl schon geführt worden, bevor die preußische Hilfe eintraf!
Wir sehen somit an einer ganzen Reihe von Beispielen der neueren Geschichte, welchen unerwartet großen Anteil das unberechenbare, blinde „Glück" oft genug an der Entscheidung der kriegerischen Aktionen, dem Geschick der Schlachten und dem Gedeih und Verderb der Völker gehabt hat. Mit wahrer Genugtuung können wir aber an den aufgezählten historischen Vorkommnissen auch feststellen, daß das „Glück" die Neigung hat, die objektiv gerechte Sache triumphieren zu lassen. Diese Wahrnehmung mag uns, wenn es überhaupt nötig ist, die Zuversicht des deutschen Volkes in den Ausgang seines jetzigen schweren Ringens noch zu erhöhen, mit hoher Befriedigung erfüllen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der von Deutschland und Österreich-Ungarn auszufechtende, furchtbare Sechsfrontenkrieg unter einem bemerkenswert glücklichen Stern begonnen hat. Er ist etwa 3 Iahre früher ausgebrochen, als unsere Gegner ursprünglich eigentlich wollten, zu einer Zeit, als weder Rußland noch Frankreich hinreichend auf den Krieg vorbereitet waren. Für Deutschland hingegen ist der Zeitpunkt ungewöhnlich günstig: ein Iahr vorher ist durch die große Milliarden-Wehrvorlage unser Heer gewaltig verstärkt worden, wenige Wochen vor dem Kriegsausbruch wurde der neue, vergrößerte Nord-Ostseekanal feierlich eröffnet, der unseren größten Kriegsschiffen eine glatte und ungehinderte Durchfahrt gestattet, und dazu gesellt sich eine ausnehmend reiche und gesegnete Ernte, die uns aller Sorgen um die Volksernährung, trotz der fehlenden Zufuhr vom Auslande, für lange Zeit großenteils überhebt. Und als die Mobilmachung der Landwirtschaft ihre besten Kräfte plötzlich entzog und das Einbringen der Ernte gefährdet schien, als nur ungeübte, freiwillige Helfer in erfreulich großer Anzahl von allen Seiten herbeieilten, um die ungewohnte und wichtige Arbeit zu verrichten, da sorgte ein ausnehmend schönes und sonniges, regenarmes Wetter dafür, daß alles glatt ging und daß der diesmal doppelt und dreifach wertvolle, reiche Himmelssegen nicht noch zuletzt auf den Feldern selbst gefährdet wurde.

Möge dieses „Glück" des Krieges, das sich in den ersten Wochen dem
deutschen Volk als ein so wackerer Bundesgenosse erwies, auch fernerhin
unserem braven Heer und unserer todesmutigen Marine zur Seite stehen.
An gewaltigen Leistungen, die die Ausnutzung etwaiger Glücksfälle erst wirklich
möglich machen, hat es schon in den Anfängen wahrlich nicht gefehlt und
wird es auch weiterhin nicht fehlen, damit Moltkes schönes Wort sich
aufs neue herrlich bewahrheite: „Auf die Dauer hat nur der
Tüchtige Glück"!

C. A. Bratter:

Amerika und der Krieg.

Die der deutschen Sache wenig freundliche Haltung eines großen Teiles
der amerikanischen Presse hat hier einigen Unwillen und viel Erstaunen hervor-
gerufen. Der Unwille wurde abgeschwächt durch die Feststellung, daß das amt-
liche Amerika sich durch die Haltung jenes Teiles der amerikanischen Presse nicht
aus seiner streng neutralen Haltung herausdrängen läßt; ein Verdienst, das nur
der ganz zu würdigen versteht, der den ungeheuren Einfluß der Presse in Amerika
auf die Leitung der Regierungsgeschäfte kennt und weiß, wie schwer es den
Regierenden drüben ist, sich einer von der Presse getragenen starken Strömung
zu entziehen. Auf unsern Unmut hat zudem die Tatsache besänftigend gewirkt, daß
eine wachsende Zahl amerikanischer Blätter unter dem Einfluß der deutschen
Aufklärungsarbeit (hat sie nicht ein wenig zu spät eingesetzt?), bei der sich auch
Kaiser und Kanzler betätigten, beginnt sich auf die amerikanische Nationaltugend
der tairriess zu besinnen und größere Objektivität in ihrer Berichterstattung und
ihren redaktionellen Meinungsäußerungen über die Rolle Deutschlands in dem
Weltkriege an den Tag zu legen. Was aber zur Entschuldigung jener deutsch-
feindlichen amerikanischen Blätter tausendmal vorgebracht wurde: sie hätten
nicht anders als deutschfeindlich melden und schreiben können, die sie ausschließ-
lich aus englischen und französischen Quellen gespeist worden seien, — gerade
diese am plausibelsten klingende Apologie lasse ich am allerwenigsten gelten. Denn
jene Blätter wußten, daß sie es mit einer einseitig-tendenziösen Bericht-
erstattung zu tun hatten, und in voller Kenntnis dieser Tatsache haben sie nicht nur
allen erlogenen Meldungen über deutsche Niederlagen und deutsche Greuel Raum
gegeben, sondern auch in ihren redaktionellen Artikeln eine den Deutschen un-
freundliche Gesinnung an den Tag gelegt, die von gröblichen Ungerechtigkeiten
nicht zurückschreckte.

Noch großer als unser Unmut über diese Haltung ist, wie gesagt, unser
Erstaunen. Unsere Überraschung über die einseitige Parteinahme für Frankreich
und England, für den Dreiverband, dem doch auch das vom ganzen Amerikaner-
tum, ohne jegliche Ausnahme, gehaßte und verachtete Rußland angehört. Und
unser Erstaunen wächst, wenn wir in soundso vielen amerikanischen Blättern
lesen, ein Sieg Deutschlands wäre eine vernichtende Niederlage aller demokra-
tischen, aller freiheitlichen Regungen in Europa. Welche Verblendung, etwa von
einem Siege Rußlands eine freiheitsförderliche Wirkung zu erwarten! (Auf das
amerikanische Argument mit seiner falschen Spitze gegen Deutschland braucht man
wahrlich nicht polemisierend einzugehen. Es ist ein Scheinargument, mit dem die
Blöße der Ungerechtigkeit sehr notdürftig bedeckt wird.) Rußland ist dem Amerikaner
der Inbegriff politischer und sozialer Scheußlichkeit. Die russische Autokratie ist die
schärfste Verneinung des amerikanischen Freiheitsideals. Das Buch George Kennans
über die sibirischen Greuel rief in Amerika förmlich ein Wutgeheul hervor; es ge-
hört noch heute zu den meistgelesenen politischen Schriften. Die Iudenverfolgungen
in Rußland, die eine enorm anwachsende Iudeneinwanderung in Amerika zur
Folge hatten, verschärften die russenfeindliche Stimmung in den Vereinigten
Staaten; die Erzählungen der Vertriebenen über ihre Leiden in Rußland machten
die Runde durch die amerikanische Presse; und das sehr einflußreiche Iudentum
in Amerika trug dafür Sorge, daß die Abneigung der Amerikaner gegen Rußland
sich auf die Kreise der Regierenden und die führenden sozialen Schichten aus-
dehnte. Dazu kamen und kommen die vielen anderen russischen Einwanderer,
denen in ihrer Heimat das Leben zur Hölle gemacht wurde: Polen, Finnen, Leute
aus den Ostseeprovinzen, Armenier aus dem Kaukasus usw.; auch sie haben rege
und erfolgreiche Stimmungs-Propaganda gegen Rußland gemacht. Die jämmer-
liche Heuchelei, die das pomphaft angekündigte Abrüstungs-Projekt des Zaren
kennzeichnete, hat in Amerika, nachdem die erste Regung des Erstaunens und
der freudigen Zustimmung besserer Erkenntnis gewichen war, einen überaus ab-
stoßenden Eindruck hinterlassen. Die innere russische Politik, die unter dem dritten
Alelander und seinem schwachen Sohne eine immer freiheitsfeindlichere Form
annahm, immer bestimmter auf die rohe Unterdrückung aller liberalen Regungen
ausging (das System des „?1en^einm", wie es in Amerika kurz und treffend
etikettiert wurde); die gewaltsame Russifizierung Finnlands; das unwürdige
Gaukelspiel, das mit der Verfassung und der Duma getrieben wurde; die vielen
barbarischen Progrome und ähnliche Blüten spezifisch-russischer Eigenart gaben
der russenfeindlichen Stimmung in Amerika immer neue Nahrung. Nach dem
Progrom von Kischinew entschloß die Unionsregierung sich zu dem ungewöhn-
lichen Schritt, bei der russischen Regierung anzufragen, ob sie eine Petition der
amerikanischen Iuden entgegennehmen wolle. Das Petersburger Auswärtige
Amt lehnte, wie zu erwarten war, das Ansinnen Amerikas als eine Einmischung
in die inneren Angelegenheiten Rußlands schroff ab; trotzdem war die eigentliche

Absicht der amerikanischen Regierung, durch die Veröffentlichung der Petition die Entrüstung der Amerikaner und der übrigen Welt gegen Rußland aufzustacheln, vollkommen erreicht. Es kam ihr hauptsächlich darauf an, der Welt die offizielle amerikanische Auffassung mitzuteilen, daß der Progrom nicht etwa ein „Privatunternehmen", sondern daß er auf amtliche russische Anstiftung zurückzuführen sei. Präsident Roosevelt hat in seiner Iahresbotschaft an den Kongreß 1904 dem Empfinden des amerikanischen Volkes ungeschminkten Ausdruck gegeben. Das hinterlistige Vorgehen Rußlands in China, die Weigerung Rußlands, sich der von Amerika angeregten Formel der „offenen Türe" in Ostasien anzuschließen, trugen gleichfalls zur Verschärfung der Abneigung gegen Rußland bei, die in Amerika immer mehr an Boden gewann. Es hat vor dem jetzigen Kriege nicht einen amerikanischen Politiker, nicht eine amerikanische Zeitung gegeben, die es unternommen hätten, für ein herzlicheres Verhältnis zu Rußland einzutreten. Man hätte drüben ein solches Unterfangen als einen Hochverrat an allen amerikanischen Idealen gebrandmarkt.

Und England? Es hat Zeiten gegeben — und sie liegen nicht so sehr weit zurück —, da man in Amerika schon der Schuljugend einprägte, daß England der Erzfeind sei. In den Schulbüchern, in den für die Iugend bestimmten Zeitschriften, in „ntmsatiouel uoveln", in den Reden, die am nationalen Feiertage, dem 4. Iuli, gehalten wurden, erinnerte man die Kleinen und die Großen an die Ereignisse, die der großen Revolution vorangingen, an die Losreißung der amerikanischen Kolonien vom englischen Ioch, an den amerikanisch-englischen Krieg 1812—15; und in allen diesen Büchern, Artikeln und Reden erschien das „gierige", das „anmaßende" England stets in der Gestalt des Intriganten und Schurken im Melodrama. Man war in Amerika der Überzeugung, daß England nur auf eine Gelegenheit lauere, die Macht und das Ansehen der Vereinigten Staaten zu schwächen. Noch 1895 habe ich selbst in Amerika den elementaren Ausbruch eines Englandhasses erlebt, von dessen Stärke und Glut man sich hier keinen zureichenden Begriff machte. Es war ein Toben und Wüten, als stände man unmittelbar vor einem Kriege. Es war zur Zeit des Grenzstreites zwischen Venezuela und Britisch-Guiana, und die Regierung Lord Salisburys hatte die Aufforderung des amerikanischen Staatssekretärs Olney, die Angelegenheit schiedsrichterlich zum Austrag zu bringen, glatt abgelehnt. Ebenso entschieden wies er die Auslegung zurück, die Olney der Monroe-Doktrin gab; er erklärte, die Monroe-Doktrin habe keine internationale Geltung und sei speziell auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar. Darauf legte Präsident Cleveland dem Kongreß die ganze zwischen Amerika und England ausgetauschte Korrespondenz in einer Sonderbotschaft vor, in der er erklärte, die Vereinigten Staaten würden vor keinem Mittel zurückschrecken, um ihre Forderung und Auffassung durchzu, setzen. Das amerikanische Volk hätte es am liebsten gesehen, wenn die Union der englischen Regierung ohne weiteres den Krieg erklärt hätte; und wer weiß, ob es

nicht dazu gekommen wäre, wenn nicht Lord Salisbury, vor dem Ausbruch der amerikanischen Volkswut zurückschreckend, schleunigst eingelenkt hätte.
Damals geschah es, daß die zielbewußten und leider nicht erfolglosen Bemühungen der englischen Politik, D e u ts ch lan d in der öffentlichen Meinung Amerikas herabzusetzen und anzuschwärzen, mit verdoppelter Kraft einsetzten. Es gelang den Engländern, den Ingrimm, den die Venezuela-Episode in Amerika wachgerufen hatte, von sich ab- und in die Richtung nach Deutschland zu lenken. Zunächst wurde von England aus mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß nirgends in der Welt die Geltung der Monroe-Doktrin so energisch bestritten werde, wie in Deutschland. Man zitierte Stellen aus alldeutschen Artikeln und verbreitete mit Behagen eine angebliche Äußerung Bismarcks, die Monroe-Doktrin sei kein staatsrechtlich-internationaler Grundsatz, sondern eine amerikanische Dreistigkeit. Nun gibt es auf der ganzen Welt nichts, was die Amerikaner derart aufreizt, als wenn an der Monroe-Doktrin, diesem Grund- und Eckstein ihrer auswärtigen Politik, gerührt wird; selbst in ihrer vor-imperialistischen Zeit waren sie durchaus gewillt, jeden Staat, der sich in die Angelegenheiten der westlichen Hemisphäre mit Umgehung der Vereinigten Staaten einmischen sollte, mit Krieg zu überziehen. Gerade die Venezuela-Botschaft des Präsidenten Cleveland zeigte, wie selbst ruhige und durchaus friedlich veranlagte amerikanische Staatsmänner mit dieser reißenden Volksströmung zu rechnen haben. Und nachdem die Engländer aus dieser Ecke die Deutschen mit Erfolg bei den Amerikanern verleumdet hatten, beeilten sie sich, die Monroe-Doktrin in aller Form anzuerkennen. Die englische Regierung ließ durch den Herzog von Devonshire erklären: „Orsllt üriwin accepts tke Hlonrne Doetriue uursservkäl?". In Amerika wurde dieses Anerkenntnis mit größter Genugtuung begrüßt, während eine schon früher ergangene Erklärung der deutschen Regierung, sie beabsichtige nicht, auf dem südamerikanischen Kontinent auch nur den geringsten Gebietserwerb vorzunehmen, unter englischem Einflusse als unzulänglich und ausweichend kühl aufgenommen worden war.
Inzwischen hatte England zwei andere internationale Zwischenfälle erfolgreich gegen Deutschland ausgebeutet: die Kaiserdepesche an Krüger und die Diedrichs-Deweu-Episode 1898 in der Manilabai. Die Geschichte dieser Episode ist noch heute nicht ganz aufgeklärt, und 1898 wußte man in Amerika von ihr nur das, was über das englische Kabel dorthin gelangte. Es wurde mit Winken und halben Andeutungen so geschickt manövriert, daß die deutsche Regierung bei den Amerikanern in den Verdacht geriet, in Dstasien auf Kosten der Vereinigten Staaten Eroberungen machen zu wollen. Es ist kein Geheimnis, daß Amerika damals die Philippinen zum großen Teile aus dem Grunde an sich nahm, weil man der Unionsregierung suggeriert hatte, wenn s i e nicht von den Inseln Besitz ergreife, so würden es die Deutschen tun. Die deutsch-amerikanische Presse tat damals, wie sie es heute wieder tut, ihr Bestes, um das anglo-amerikanische

Publikum über die friedliche Natur der deutschen Politik aufzuklären und das Brandmal der „ßreediuess", der Gier nach fremdem Gut, von ihr zu entfernen. Aber das amerikanische Publikum liest keine deutsch-amerikanischen Blätter, und die Stimme der Londoner Times dringt viel leichter und schneller an sein Ohr, als die der „Newyorker Staatszeitung" und des „Deutschen Iournals".
Über jenen Zwischenfällen ist eine Reihe von Iahren vergangen, und die öffentliche Meinung in Amerika, die im Grunde genommen vor der deutschen Kultur und deutscher Geschäftstüchtigkeit große Achtung hat, hätte alle Unstimmigkeiten vergessen, wenn nicht die verderblichen englischen Einflüsse ihr Spiel weiter getrieben hätten. Zu spät hat man in Deutschland die Notwendigkeit erkannt, der Beherrschung des Kabel-Nachrichtendienstes durch England entgegenzutreten und eigene Kabellinien nach Amerika zu legen. Als 1904 das zweite Kabel Borkum-Azoren-Ncwyork fertiggestellt war, hatte die englische Brunnenvergiftung schon zu viel Unheil angerichtet. Der Besuch des Prinzen Heinrich in Amerika hat unzweifelhaft Gutes gestiftet, aber er hat jene unheilvollen Einflüsse nicht ausrotten können. Dann wurde auf deutscher Seite der Fehler begangen, eine Statue Friedrichs des Großen gerade in dem Augenblick nach Amerika zu schicken, als drüben die französische Rochambeau-Deputation gefeiert wurde; es wurde von den Amerikanern falsch ausgelegt als ein Versuch Deutschlands, die Franzosen in der Gunst der Amerikaner zu verdrängen. Daß England diesen kleinen Mißgriff nicht unbenutzt vorbeigehen ließ, ist selbstverständlich.
Immerhin: in den langen Iahren segensreicher kultureller und nie unfreundlicher amtlicher Wechselbeziehungen zwischen Amerika und Deutschland hätten die Amerikaner erkennen müssen, daß Deutschland n i e eine Politik der „ßreeäiuess" verfolgt, daß es — ganz besonders unter dem jetzigen Kaiser — das ehrliche Bestreben an den Tag gelegt hat, mit der Union in Frieden und in Freundschaft zu leben. Sie müßten eingesehen haben, wie schlecht sie beraten waren, als sie der Einflüsterung Englands Gehör schenkten, Deutschland wolle Südbrasilien zu einer deutschen Kolonie machen, Deutschland habe die Absicht, von den Karolinen und Ladronen aus Amerika in seiner östlichen Flanke anzugreifen, und was derlei schlecht erfundene Verdächtigungen mehr sind. Die Amerikaner müßten der ehrenvollen Rolle gedenken, die das Deutschtum drüben schon in der schweren Zeit der Revolutionskriege gespielt hat, der hervorragenden militärischen Dienste, die ein Steuben, ein de Kalb, ein Herkimer und im Bürgerkrieg mehrere Dutzend deutscher Heerführer ihnen geleistet haben. In den Geburtsjahren der amerikanischen Nation hat man den Wert des deutschen Elements wohl zu würdigen verstanden; fehlten doch im konstituierenden Kongreß, als er Ende des achtzehnten Iahrhunderts in Philadelphia tagte, nur wenige Stimmen, und deutsch wäre die Landessprache, das deutsche Germantown die Bundeshauptstadt geworden! Die besten Amerikaner haben dem deutschen Geist ihre Verehrung gezollt; unzählige amerikanische Politiker haben — auch wenn just nicht eine Wahlkampagne im

Gange war — die kulturelle Bedeutung des Deutsch-Amerikanertums für die Union gern anerkannt, eine jährlich wachsende Zahl von Amerikanern lernt bei uns nicht nur gute Städteverwaltung und mustergiltige Einrichtungen der sozialen Wohlfahrtspflege, sondern auch die Ruhe und Geradlinigkeit unserer Politik aus eigener Anschauung kennen. Und gerade darum überwiegt in Deutschland, auch bei voller Einschätzung der englischen Verhetzung, das Erstaunen über den Unmut, den wir ob der ungerechten Behandlung unserer Sache in einem erheblichen Teile der amerikanischen Presse empfinden — oder doch bis vor kurzem empfanden.

Bei einer Beurteilung der Motive, die dieser Haltung der amerikanischen Presse zugrunde liegen, darf ein interessantes, in Deutschland wenig bekanntes Motiv nicht außer acht gelassen werden. Die Mehrzahl dieser Zeitung konstruiert sehr natürlich einen Gegensatz zwischen dem deutschen Volk und dem deutschen Kaiser: jenes habe den Krieg nicht gewollt, dieser sei von seinen militärischen Ratgebern zum Kriege gedrängt worden. Und diese Behauptung wird als amerikanisch-innerpolitisches Manöver verwertet, als Handhabe zur Polemik gegen die Millionen von Amerikanern, die Wilsons Meriko-Politik mißbilligen. Ietzt seht ihr — so ungefähr argumentieren diese Blätter —, um wieviel weiser und stärker unser Präsident ist, der sich von Iingos und Kriegshetzern nicht in ein kriegerisches Abenteuer in Meriko hineintreiben ließ. Zwischen der Lage, die dem deutschen Kaiser das Schwert in die Hand zwang, und den Erwägungen, die den Präsidenten Wilson von einem merikanischen Kriege abhielten, läßt sich schlechterdings eine Parallele nicht herstellen. Das Argument jener amerikanischen Blätter ist, milde gesagt, in höchstem Grade unsachlich. Für uns ist es aber interessant, festzustellen, daß das abgünstige Urteil der Amerikaner seinen Ursprung zum erheblichen Teile in einem rein inneramerikanischen Streite der Meinungen hat.

Artur Dix:

Im Kampf um die Wahrheit.

Wer den Dingen, die da kommen mußten, die jahrelang all unser Denken und Sorgen ausgefüllt haben und nun zu lebendigster Wirklichkeit geworden sind, offenen Blickes entgegengesehen hat, für den gab es zum Schlusse aller Erwägungen immer nur wieder die drei gleichen Forderungen: zum ersten bestmöglicher Ausbau unserer Land-, See- und Luftwehr, zum andern wirtschaftliche Kriegsvorsorge und zum dritten die Eroberung eines unserer sonstigen Stellung würdigen Platzes im internationalen Nachrichtenwesen!

Schreiber dieses hatte im vorigen Winter die Freude, in einem stattlichen Kreise deutscher Politiker eine Reihe von „weltpolitischen Erörterungsabenden" leiten zu können. Da unterhielt man sich über die Grundzüge des imperalistischen Strebens der Weltmächte; über diese und jene politische oder wirtschaftliche „Unstimmigkeit" auf der Landkarte; über die Hinterhältigkeit der britischen Politik — die uns durch Vorspiegelung mittelafrikanischer Ziele in friedensselige Sicherheit versetzen wollte — und über die ungeheure Intimität in den Vorbereitungen militärischer Offensive Frankreichs und Rußlands. Abend für Abend fast aber drängte die Erörterung doch stets wieder zu dem Schlusse, daß wir nicht nur politisch auf der Hut und militärisch-maritim-aviatisch aufs äußerste gerüstet sein müßten, sondern daß auch auf wirtschaftliche Kriegsvorsorge hinzuarbeiten und auf gesicherten Ausbau des deutschen Anteiles am internationalen Nachrichtenwesen mit größter Aufmerksamkeit zu achten sei.

Diese beiden letzteren Erkenntnisse blieben nicht theoretischer Natur; es wurde auch mit praktischer Arbeit begonnen. Freilich, der Wirtschaftliche Kriegsrat, wie er uns vor Augen schwebte: als eine Zentralstelle znr Einleitung allgemeiner volkswirtschaftlicher Kriegsvorsorge, blieb trotz besten Willens des Generalstabes ungegründet; und erst als die Kriegsnot wirklich über unser Wirtschaftsleben hereingebrochen, fanden die Vertreter der größten Organisationen unserer industriellen Gütererzeugung sich zusammen, um den „Kriegsausschuß der deutschen Industrie" zu gründen, der unendlich viel Versäumtes in emsigster Arbeit nachzuholen hatte.

Wohl aber war wenigstens das Spezialgebiet der finanziellen Mobilmachung so sorgsam beackert worden, daß neben der militärischen auch eben diese finanzielle Mobilmachung in Deutschland bis ins kleinste vortrefflich klappte.

Was aber den deutschen Anteil am internationalen Nachrichtenwesen anbetrifft, so sind unsere Bemühungen auf diesem Gebiete — zum großen Nachteil der deutschen Interessen — leider nicht zeitig genug in die praktische Wirksamkeit übertragen worden. So wurde denn wohl die klaffendste Lücke in den Maßnahmen weitschauender Fürsorge für die Wahrung deutscher Weltwirtschaftsinteressen in Friedens- wie in Kriegszeiten offenbar durch die außerordentlich ungünstige Lage, in die Deutschland sich unmittelbar nach Beginn des Krieges hinsichtlich des internationalen Nachrichtendienstes versetzt sah.

Unerwartet freilich kam diese harte Lehre nicht; hatte sich doch seit mindestens zwei Iahrzehnten in Deutschland die Erkenntnis weiter und weiter Bahn gebrochen, was das englische Kabelmonopol für Deutschland bedeutet! Heute ist es jedermann im ganzen Lande so klar vor Augen gerückt, daß es weiterer Auseinandersetzungen darüber zur Stunde nicht mehr bedürfen sollte. Wir waren beim Ausbruch des Krieges bezüglich der Nachrichtenvermittelung fast von der ganzen Welt abgeschlossen; mußten es uns gefallen lassen, daß zunächst die Entstehungsgeschichte des Krieges der Außenwelt nur inder Form mitgeteilt wurde,

in der es den englischen Interessen ersprießlich sein konnte, und sahen uns außer-
stande, unserseits die Waffe der Wahrheit anderwärts als nur auf dem Boden
des eigenen Heimatlandes zu schwingen.
Wie bekannt, ist das Unterseekabel, das in der Versorgung des allgemeinen
Nachrichtenmarktes die wichtigste Rolle spielt, eine deutsche Erfindung. Mit
dem Tode seines Erfinders, Werner von Siemens, schien aber alles Bemühen
erstorben, diese deutsche Erfindung auch den deutschen Interessen nutzbar zu
machen.
Welche Bedeutung eine deutsche Kabelverbindung in erster Linie zwischen
Deutschland und den Vereinigten Staaten haben würde, das hatte Siemens
seinerseits wohl erkannt, noch bevor es ein auf dem Schlachtfelde geeintes Deut-
sches Reich gab. Im Iahre 1869 bereits war auf sein Betreiben eine „Vereinigte
deutsche Telegraphengesellschaft" ins Leben gerufen, deren Zweck die Legung
eines deutschen Kabels nach Amerika sein sollte. Aber schon war es England
gelungen, einen großen Vorsprung zu gewinnen; diese erste deutsche Kabelgesell-
schaft mußte schließlich mit den englischen Gesellschaften paktieren und kam nicht
zur Lösung der ihr bei ihrer Gründung gestellten Aufgabe. Ia, die deutsche
Reichspost mußte noch im Iahre 188t die Verpflichtung übernehmen, bis Ablauf
des neunzehnten Iahrhunderts alle Telegramme nach Nordamerika über die atlan-
tischen Kabel der britischen Anglo-Gesellschaft zu leiten. Das waren bereits um
das Iahr 1890 über 300000 Telegramme jährlich, die sehr wohl ausgereicht
hätten, ein eigenes, unabhängiges deutsches Kabel rentabel zu machen.
Die Reichspost war dann auch unermüdlich bestrebt, Vorarbeiten für die
Legung eines deutsch-amerikanischen Kabels zu treffen. Da man sehr wohl er-
kannte, daß nach dem Muster der anderen Länder diese Kabel kein staatliches,
sondern ein privates Unternehmen sein müßten, so hielt man sich zunächst natür-
lich an die Firma Siemens K Halske, deren Begründer ja doch der Erfinder des
Kabels war. Als dieser aber im Dezember 1892 die Augen geschlossen, fand die
Reichspost kein Entgegenkommen mehr und mußte sich nach einem anderen Partner
umsehen, den sie 1894 in der Kölner Firma Felten K Guillaume fand. Es
wurde eine „Deutsche Seetelegraphengesellschaft" gegründet, die zunächst die Vor-
arbeiten für die Legung eines deutsch-atlantischen Kabels nach Ablauf der Eng-
land gegenüber eingegangenen Verpflichtung vorbereitete; und als dann der Zeit-
punkt gekommen, brachte die im Iahre 1899 gegründete „Deutsch-Atlantische
Telegraphengesellschaft" das Werk zur glücklichen Durchführung. Gleich darauf
entstand die „Osteuropäische Telegraphengesellschaft", die ein Seekabel zwischen
der rumänischen Küstenstadt Constanza und Konstantinopel schuf, um die wirt-
schaftlichen Beziehungen Deutschlands zum Orient in wünschenswerter Weise zu
fördern. Von wesentlich größerer Bedeutung war die „Deutsch-Niederländische
Telegraphengesellschaft", der die Aufgabe gestellt wurde, die ostasiatische Küste

mit den wichtigsten deutschen und niederländischen Kolonien in der Südsee zu verbinden. Das jüngste Kind der deutschen Kabelpolitik ist die im Iahre 1908 ins Leben gerufene „Deutsch-Südamerikanische Telegraphengesellschaft", die uns nicht nur mit dem so außerordentlich wichtigen südamerikanischen Markt, sondern auch mit unseren westafrikanischen Kolonien in telegraphische Verbindung setzen sollte. Wie notwendig das letztere, dafür mag die Tatsache sprechen, daß wir während des großen südwestafrikanischen Feldzuges ganz und gar angewiesen waren auf die Gnade des englischen Kabels. Uns drohte die Lage, die Spanien im Iahre 1898 erfahren hatte, als es während des Krieges mit den Vereinigten Staaten außerstande war, mit seiner wichtigsten Kolonie Cuba, die zugleich der Hauptkriegsschauplatz war, irgendwelche Depeschen auszutauschen.

Verglichen mit dem britischen Weltkabelnetz, stand Deutschland auch bei Ausbruch des Krieges noch in den Anfängen. Von den 520000 Kilometern Gesamtlänge des Weltkabelnetzes kontrollierte Deutschland nur etwa 36000 Kilometer, England aber etwa 450000. Dazu kam als besonders erschwerend, daß Deutschland der militärisch gesicherten Stützpunkte für seine Kabellinien ermangelte, so daß es England ein Leichtes war, schon in der Stunde seiner Kriegserklärung an Deutschland die vorhandenen deutschen Kabellinien lahmzulegen.

War auf militärisch-politischem Gebiet die völlige Einkreisung Deutschlands — wie König Eduard VII. sie sich gedacht hatte, indem er selbst Österreich-Ungarn in die Reihe unserer Gegner zu ziehen trachtete! — nicht geglückt; war Englands Rechnung, uns wirtschaftlich allseits bis zu völliger Aushungerung einkreisen zu können, ein großer Rechenfehler, da uns die Reservewege durch die Niederlande und Dänemark, über Skandinavien und die italienischen Häfen verblieben, die große englische Flotte auch eine wirkliche Blockade der deutschen Nord- und Ostseehäfen nicht wagte — so war doch auf dem Gebiete des Nachrichtendienstes die Einkreisung fürs erste gelungen; und es bedurfte ungeheurer Anstrengungen, um durch die Vermittelung neutraler Nachbarn wieder in Fühlung mit der übrigen neutralen Außenwelt treten zu können. Inzwischen aber mußte jene Außenwelt auf Grund der über England gekommenen Drahtberichte vermeinen, Deutschland sei bereits in den ersten Kriegswochen zu Boden geschmettert worden und werde den gerechten Lohn empfangen für die Frivolität, mit der es angeblich den Weltfrieden gebrochen.

Nun gibt es in der Gegenwart neben den Seekabeln ja noch ein neueres Werkzeug im Dienste der überseeischen Nachrichtenvermittelung: Auch in der Funkentelegraphie hatte deutsche Technik Außerordentliches geleistet, und wir standen mitten in den Versuchen, uns durch dieses Hilfsmittel gleichfalls von fremden Kabeln unabhängig zu machen. Aber auch hiermit waren wir noch nicht entfernt an das erstrebenswerte Ziel gelangt; und wo Deutschland zwar funkentelegraphische Verbindungen geschaffen, aber nicht genügend für ihre militärische

Sicherung gesorgt hatte, da erfaßte England unverzüglich die schwachen Punkte, wie das Zusammenschießen des Funkspruchturmes von Daressalam und das Vordringen englischer Truppen in Togo mit dem gleichen Ziel drastisch lehrte.
Der unzulänglichen Organisation des mechanischen Apparates deutscher Nachrichtenvermittelung im Verkehr mit dem Ausland entsprach eine unzulängliche Organisation des deutschen Anteiles am internationalen Nachrichtendienst auch in mehr persönlicher Beziehung: Wir verfügten im Auslande nicht über die nötigen Agenturen und hatten ebensowenig eiye ausreichende Fühlung mit der ausländischen Presse. Wesentlich erfuhr schon in Friedenszeiten das Ausland über uns in der Hauptsache nur, was die Inhaber des britischen Weltkabelmonopols und die großen Telegraphenagenturen Reuter und Havas über uns zu vermelden für den britischen und französischen Interessen nützlich erachteten. Ebenso waren wir unserseits, auf die gleiche Vermittelung angewiesen, ungenügend über ausländische Vorgänge unterrichtet und nicht in der Lage, hinüber und herüber den Kampf der Wahrheit gegen engmaschige Lügengespinste zu führen.
Wie unsere weltpolitischen, so litten unsere weltwirtschaftlichen Interessen schon im Frieden durch diesen Zustand großen Schaden. In neuerer Zeit fehlte es denn auch, wie schon eingangs angedeutet, nicht an Versuchen, Abhilfe zu schaffen. Wenn wir seit reichlich Iahresfrist ein Massenaufgebot von Neuschöpfungen weltwirtschaftlicher Organisationen in Deutschland zu beobachten hatten, so spielte auch bei all diesen Gründungen und Gründungsversuchen die Frage eine beträchtliche Rolle, wie die an den weltwirtschaftlichen Verknüpfungen interessierten Kräfte in Deutschland zusammengefaßt werden könnten, um im gemeinschaftlichen Interesse deutscher Weltpolitik und deutscher Weltwirtschaft zu arbeiten für die Ausbreitung des deutschen Anteiles am internationalen Nachrichtendienst. Aber wiederum befanden alle diese Bemühungen sich noch in den Anfangsstadien ihrer praktischen Verwirklichung, als der Krieg zum Ausbruch kam. Wie die wirtschaftliche Kriegsfürsorge, so mußte auch die Fürsorge für die deutsche Stellung im Weltnachrichtendienst nachholen, was an weitschauender Vorsorge versäumt oder zu spät begonnen war.
Auf beiden Gebieten fiel dem Kriegsausschuß der deutschen Industrie, der am 8. August dieses Iahres ins Leben trat, die Aufgabe zu, die unvollendete Arbeit aufzunehmen und fortzuführen, soweit der Kriegszustand es irgend zuließ. Hatte uns doch gerade die Abschneidung von wichtigen Außenverbindungen des Nachrichtendienstes und die Verbreitung englisch-französischer Kriegslügen durch die ganze Welt nur allzu deutlich vor Augen geführt, wo wir in dieser Beziehung noch standen. Neben dringendsten politischen Interessen heischten die Interessen der Aufrechterhaltung unseres Außenhandels in möglichst weitem Umfange die unverzügliche Einleitung von Abhilfsmaßregeln.
Viele Kräfte regten sich, um an diesem so überaus wichtigen Werke mitzu-

arbeiten. So übernahm, um nur ein Beispiel herauszuheben, die Potsdamer Handelskammer, Sitz Berlin, mit Genehmigung der zuständigen Behörden einen internationalen wirtschaftlichen Nachrichtendienst an alle große Handelskammern der neutralen Staaten. Den Handelskammern der Vereinigten Staaten, Italiens, Spaniens, Hollands, Dänemarks, Schwedens, Norwegens und Rumäniens werden in der Sprache ihres Landes Berichte und Aufsätze über die sichere wirtschaftliche Stellung Deutschlands — Finanzwesen, Versorgung der Bevölkerung, Ernteergebnisse usw. — zugestellt mit der Bitte um Verbreitung dieser Angaben in den Zeitungen. Ergänzt werden diese Aufsätze noch durch Beifügung von deutschen Zeitungen und Zeitungsaueschnitten.

Wie gesagt, blieb auch der Kriegsausschuß der deutschen Industrie nicht untätig, sondern steuerte mit ganzer Kraft auf eine großzügige Lösung der ebenso schwierigen wie bedeutsamen Aufgabe zu. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Einzelarbeiten auf diesem Gebiete, die vielverschlungenen Wege, deren sich der Nachrichtendienst nach dem Auslande, zumal in Kriegszeiten, bedienen muß, den aufmerksamen Augen des Auslandes verborgen gehalten zu bleiben haben. Aus diesem Grunde kann es hier auch nicht unsere Aufgabe sein, näher darzulegen, in welchen Richtungen die umfangreichen Bemühungen des Kriegsausschusses sich auf diesem delikaten Gebiete bewegt haben.

So viel aber kann und soll gesagt werden, daß diese Arbeit vornehmlich mit in jenes große Arbeitsfeld des Kriegsausschusses gehört, das nicht nur in der gegenwärtigen Kriegsnot, sondern dauernd beackert werden muß. Deutschland muß heraus aus seiner, einer Weltmacht unwürdigen, all seine Interessen schädigenden Rolle, die es bis zur Stunde im internationalen Nachrichtendienst spielt.

Ernste Beachtung verdient in dieser Hinsicht der in der Öffentlichkeit gemachte Vorschlag, im Falle der Ausgang des Krieges uns die Eintreibung einer großen Kriegsentschädigung gestattet, einen Posten von einigen hundert Millionen davon abzuzweigen, um aus seinen Zinsen fortlaufend über ausreichende Mittel zu verfügen, die ausländischer Beobachtung entzogen, den Zwecken des deutschen Auslands-Nachrichtendienstes nutzbar zu machen wären.

Es sind hier nicht nur Kriegsaufgaben zu lösen, sondern Aufgaben von bleibendem Wert. Um mit den Worten des ersten Geschäftsberichtes des Kriegsausschusses der deutschen Industrie zu schließen:

„Über die wirtschaftliche Mobilmachung von 1914 hinaus dürfte die Lösung der gestellten Aufgabe zugleich hinwirken auf die dauernde Sicherung der deutschen Weltstellung und Weltgeltung in Politik, Wirtschaft und Kultur!"

Die Sicherheit der deutschen Banknoten G. H. Loewy

Bankier Georg Hermann Loewy:

Die Sicherheit der deutschen Banknoten.

„Ire cose, 8ire, ei dino^uauo preparare, ülluari, ükuari, e pni äau^ri",
gab Marschall Gian-Giacomo Trivulzio im Iahre 1499 dem König Ludwig XII.
auf seine Frage, welche Vorbereitungen und Rüstungen für die Eroberung des
Herzogtums Mailand nötig seien, zur Antwort. Seitdem im 17. Iahrhundert der
deutsche Reichsfürst Raimund Montecuccoli, dessen Namen noch heute eines der
vornehmsten österreichischen Regimenter trägt, in seinem großen militärischen
Werke „Aphorismen der Kriegskunst" jenen Ausspruch zitiert hat, ist er unter der
Bezeichnung „Zum Kriegführen sind drei Dinge nötig, Geld, Geld und nochmals
Geld" oft wiederholt und sehr populär geworden. Auch für den jetzigen Welt-
krieg hat er allgemeinste Gültigkeit behalten. Es ist unzweifelhaft, daß die Er-
folge, die Deutschland in dem gegenwärtigen Kriege bisher schon erzielt hat,
und die weiteren, die mit Gottes Hilfe bald folgen werden, trotz der über-
ragenden Eigenschaften unserer Heeresleitung, trotz der bewundernswerten
Tapferkeit unserer Truppen, trotz der alles Dagewesene in den Schatten stellen-
den Begeisterung des ganzen Volkes nicht möglich wären, wenn nicht Deutschlands
finanzielle Rüstung ebenso glänzend wie seine militärische wäre.

Während aus strategischen Gründen über die Art der militärischen Mobil-
machung, den Aufmarsch und die Stellung der Truppen, für eine gewisse Zeit
strengstes Geheimnis von den zuständigen Stellen gewahrt werden muß, liegt
umgekehrt die Gestaltung der finanziellen Mobilmachung für jedermann schon
heute offen. Sind doch die Ausweise der Reichsbank seit dem Beginn des Krieges
in genau den gleichen, in § 8 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 angeord-
neten Zwischenräumen publiziert worden, wie in Friedenszeiten. Trotzdem sind
sie gegenüber den herrlichen Siegesnachrichten unserer Heere völlig in den Hinter-
grund getreten und haben nur in Fachkreisen gebührende Aufmerksamkeit ge-
funden. Selbst in gebildetsten Kreisen herrscht über Fragen der Währung und
des Bankwesens noch heute vollständige Unkenntnis. Von eminenter Bedeutung
ist es, in immer weitere Kreise die Überzeugung zu tragen, daß die deutschen
Reichsbanknoten, die nach Art. 3 des Gesetzes betr. Abänderung des Bankgesetzes
vom 1. Iuni 1909 gesetzliches Zahlungsmittel sind, hinsichtlich ihrer Sicherheit
dem Golde völlig gleichwertig, dem anderen Metallgelde bank-theoretisch sogar
weit überlegen sind. Ich will mich im Folgenden daher mit den einzelnen Posten
der Reichsbank-Ausweise soweit beschäftigen, als sie in Beziehungen zu den Reichs-
banknoten stehen.

Die Reichsbanknoten sind Schuldverschreibungen der Reichsbank; ihre Ge-
samtsumme ist gesetzlich nach 8 16 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 unbe-

grenzt; es bleibt der Reichsbank also unbenommen, Reichsbanknoten in jeder beliebigen Höhe, sofern nur die vorgeschriebene Deckung vorhanden ist, auszugeben, eine Berechtigung, die sich gerade während des Krieges aufs glänzendste bewährt hat, hat sie doch die Reichsbank in die Lage versetzt, die Summe ihrer Noten in der Woche vom 23. Iuli bis zum 31. Iuli von 1890,9 Millionen auf 2909,4 Millionen, und in dem Monat vom 31. Iuli bis 31. August auf die Riesensumme von 4234,9 Millionen Mark zu erhöhen. Die Reichsbank hat auf diese Weise während des ersten Kriegsmonates die ihr gemäß 8 12 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 in erster Linie gestellte Aufgabe, „den Geldumlauf im ganzen Reichsgebiete zu regeln", in geradezu idealer Weise gelöst. Dabei ist 8 17 des Bankgesetzes, der von der Deckung der Reichsbanknoten handelt, auch durch den Krieg nicht im geringsten angetastet worden, sondern bleibt unverändert aufrecht; danach ist die Reichsbank verpflichtet, für den Betrag ihrer im Umlauf befindlichen Banknoten jederzeit mindestens ein Drittel in kursfähigem deutschen Gelde, Reichskassenscheinen oder in Gold in Barren oder ausländischen Münzen, das Pfund fein zu 1392 Mark gerechnet, und den Rest in diskontierten Wechseln, welche eine Verfallzeit von höchstens drei Monaten haben, und aus welchen in der Regel drei, mindestens aber zwei als zahlungsfähig bekannte Verpflichtete, oder in Schecks, aus welchen mindestens zwei als zahlungsfähig bekannte Verpflichtete zu haften haben, in ihren Kassen als Deckung bereit zu halten. Nach dem § 1 des Münzgesetzes vom 1. Iuni 1909, der bereits in dem Gesetz vom 4. Dezember 1871 enthalten war, gilt im deutschen Reiche die Goldwährung, und nach 8 9 desselben Gesetzes sind Silber-, Nickel- und Kupfermünzen gesetzliches Zahlungsmittel nur für ganz geringe Beträge, also als Scheidemünzen. In Anbetracht dieser gesetzlichen Bestimmungen muß man mit Hultmann*) die Zulassung der mit beschränkter Zahlkraft ausgestellten Silbermünzen als Teil der metallischen Noten-Dritteldeckung zwar eigentümlich nennen, wird aber bei näherem Zusehen finden, daß sie als durchaus unbedenklich bezeichnet werden kann. Erwägt man nämlich, daß selbst bei vorsichtigster Bewertung das Silbergeld einen effektiven Metallwert von 40°/» des Goldwertes hat, so darf man zweifellos 40'/« des Silberbestandes dem Goldbestande zurechnen und wird dann finden, daß die vollwertige Metall-Dritteldeckung in den fast 39 Iahren seit dem Bestehen der Reichsbank unter ihren bisher veröffentlichten 1856 Übersichten nur an zwei Tagen, nämlich am 31. Dezember 1906 und am.31. Dezember 1907 eine minimale Unterschreitung, fast stets erfreulicherweise aber erhebliche, oft gewaltige Überschreitung zeigt. Auch während des gegenwärtigen Krieges ist die Höhe des Metallvorrates stets nicht nur genügend, sondern überaus reichlich vor-

*)Ivar Hultmann, Vorst. d. stat. Abt. d. Schwed. Reichibanl, Die Zentralnotenbanken Europa«, Hauptzilg« ihre» Organisationen und Wirksamkeit, ins Deutsche llbertr. von W."CH. Degen, Verlin 1912, Seite 183.

handen gewesen. Am 31. Iuli stand einem Banknotenumlauf von 2909,4 Milli-
onen ein Goldbestand von 1253,2 Millionen und ein Gesamt-Barbestand von
1528 Millionen gegenüber. Der Banknotenumlauf wuchs am 7. August auf
3897,2 Millionen, am 15. August sank er auf 3881,9 Millionen, um wieder am
22. August auf 4000 Millionen und am 31. August auf 4234,9 Millionen zu
steigen; erfreulicherweise stieg aber der Goldbestand von Woche zu Woche, so daß
er am 7. August 1477,6 Millionen, am 15. August 1508,5 Millionen, am
22. August 1529,8 Millionen und am 31. August 1556,5 Millionen Mark betrug;
die Reichsbanknoten waren also während des Krieges niemals niedriger als mit
37°/» durch Gold allein gedeckt. Wie aber bereits erwähnt, sind nach 8 17
des Bankgesetzes neben Gold auch anderes kursfähiges Geld, also Scheidemünzen
in Silber, Nickel und Kupfer, und Reichskassenscheine als Teile der vorgeschrie-
benen Drittel-Bardeckung zulässig. Nach 8 2, Abs. 2 des Darlehenskassenge-
setzes vom 4. August 1914 sind die von den neu eingerichteten Kriegsdarlehens-
kassen ausgegebenen Darlehenskassenscheine den Reichskassenscheinen im Sinne
des § 17 des Bankgesetzes gleichgestellt. Wenn auch, wie bereits gezeigt, bisher
während des Krieges diese Werte nicht zur Drittel-Deckung der Banknoten heran-
gezogen zu werden brauchten, da der Goldbestand dazu weit mehr als ausreichte,
so ist doch mit der Möglichkeit ihrer Heranziehung zu rechnen, und ihre Sicher-
heit ist zu untersuchen. Die Sicherheit der Darlehenskassenscheine ist außer durch
die Bürgschaft des Deutschen Reiches durch die für sie bestellten Unterlagen in
einer über jeden Zweifel erhabenen Weise erbracht. Werden sie doch nur gegen
Verpfändung allerfeinster Wertpapiere und Waren bei aller vorsichtigster Be-
leihungsgrenze ausgegeben und stellen auf diese Weise ein Effekt von besser noch
nie gesehener Fundierung dar. Die Bestände der Reichsbank an Scheidemünzen
in Silber, Nickel und Kupfer wie an Reichskassenscheinen sind während des
Krieges, da sie für Umlaufszwecke dringend gebraucht und verlangt werden, so
gering, daß sie für die Sicherheit der Banknoten gar keine Rolle spielen. Der
Ausweis der Reichsbank vom 31. August zeigt neben 1556,5 Millionen Gold und
173,2 Millionen Darlehenskassenscheinen, deren Bonität wohl oben genügend
dargelegt ist, die dagegen ganz verschwindende Summe von 50,4 Millionen
Scheidemünzen und 9,9 Millionen Reichskassenscheinen; zieht man hiervon den
wirklichen Metallwert der 50,4 Millionen Scheidemünzen, den man auf ca. 20
Millionen Mark beziffern darf, ab, so verbleiben insgesamt ca. 40 Millionen
Mark nicht metallisch-vollwertige Scheidemünzen und Reichskassenscheine, eine
Summe, die von dem Reingewinn der Reichsbank im laufenden Iahre weit über-
troffen werden wird, also gar nicht ins Gewicht fällt, abgesehen davon, daß
für jene 40 Millionen das Deutsche Reich mit seinem gesamten Vermögen und
der ganzen Steuerkraft seiner Einwohner ebenso wie für die Darlehenskassenscheine
unbedingt haftet. Für den nicht durch Gold, Scheidemünzen und Kassenscheine
gedeckten Betrag der Banknoten ist die Reichsbank, wie bereits gesagt, nach ß 17

des Bankgesetzes verpflichtet, Deckung in Wechseln oder Schecks in ihren Kassen bereit zu halten; der beste Wertmesser der Sicherheit dieser als Notendeckung dienenden Wechsel und Schecks ist die Tatsache, daß die Reichsbank in der Zeit von ihrer Begründung 1876 bis 1910*) nur die minimale Verhältnisdurchschnitts» ziffer 199: 10 000 000, also noch nicht 2 Pfennig von 1000 Mark ihrer gesamten angekauften Wechsel als Verlust erlitten hat, einen so verschwindenden Prozentsatz, daß man ihn gar nicht in Betracht zu ziehen braucht.

Glauben wir im Vorstehenden in deutlichster Weise die unbedingte Sicherheit der als Deckung für die Reichsbanknoten vorhandenen Wertobjekte nachgewiesen zu haben, so ist noch zu erwähnen, daß die als Deckung für die Reichsbanknoten bei der Reichsbank liegenden Wertobjekte gemäß Artikel 46 des Haager Abkommens von 1907 jedem Angriffe und jeder Beschlagnahme durch eine feindliche Macht entzogen sind, da die Reichsbank kein Reichs-, sondern ein Privatinstitut ist; ihr eingezahltes Kapital von 180 Millionen Mark, dessen Gegenwerte übrigens ebenso wie die der Reserven in Höhe von 74V? Millionen selbstverständlich ebenfalls für die Sicherheit der Banknoten haften, ist nicht etwa Eigentum des Deutschen Reiches, sondern der Anteilseigner, also von Privatleuten; nur die Leitung und die Aufsicht steht dem Reiche zu, und die Beamten der Reichsbank haben die Rechte und Pflichten der Reichsbeamten.

In die unbedingte Sicherheit der deutschen Reichsbanknoten Zweifel zu. setzen, dürfte nach dem Gesagten anch dem Übelwollendsten nicht gelingen. Nur Unverständige können Hartgeld zurückhalten und es den Banknoten vorziehen. In dieser Hinsicht aufklärend zu wirken, ist der Zweck der vorstehenden Ausführungen.

Dr. Paul Feldkeller:

Jesuiten und Kriegsethik.

Die Ethik gerade des Krieges ist ein schwieriges Kapitel. Aber nach germanisch-protestantischem Empfinden sind auch ihre Probleme nicht anders als individuell zu lösen: jedes Gewissen muß unabhängig von fremdem Druck seinen eigenen Weg finden. Schematische Lösungen für alle Menschen gibt es hier nicht. Man weiß, daß die Ethik der Iesuiten solche Lösungen zu geben sucht. Als Gcwissensberatung sind sie verfehlt, als geistesgeschichtliche Dokumente verdienen sie höchstes Interesse. Darum sei hier — unter Absehen von allem konfessionellen

*) c,lr. Di« Reichsbank 1876—1910, Organisation und Geschäftsverkehr, statistisch dargestellt. Berlin 1912, Seite 242.

Hader — mitgeteilt und beleuchtet, wie einer der namhaftesten jesuitischen Ethiker, A. Lehmkuhl, in seinen „Casus cnuseieutiae" I, S. 273 ff. diesen Gegenstand behandelt.
Zunächst wird der Krieg überhaupt unter Umständen für erlaubt gehalten, und zwar dann, wenn ein vollständiges und souveränes Gemeinwesen nur durch ihn die allgemeine Sicherheit und das allgemeine Wohl befestigen kann. Es wird zugestanden, daß der Krieg mit gewaltigen Übelstämden verknüpft ist. Darum ist er nur da erlaubt, wo er das unumgängliche und einzige Heilmittel darstellt. Dazu muß der Streitpunkt wichtig genug und von öffentlichem Interesse sein, damit er im Verhältnis zu dem kommenden Unheil steht. Vorher muß der Versuch gemacht worden sein, die Sache gütlich beizulegen.
Für die Erlaubtheit eines Defensivkrieges genügt es, daß in betreff des eigenen Unrechts oder des sicheren Rechts des Angreifers keine Gewißheit besteht („nou constet"). Denn nur unter dieser Voraussetzung darf der Angreifer zurückgeworfen werden. Und dies gilt für den gemeinen Soldaten wie den obersten Führer und den Fürsten, der die Entscheidung über Krieg und Frieden fällt. Das ist die Anwendung des berühmten Probabilismus auch auf diesen Gegenstand.
Im Offensivkriege dagegen „scheint" es der Gewißheit betreffs Recht bezw. Unrecht für den kriegerklärenden Machthaber zu bedürfen. Nach anderer Meinung aber genügt für ihn selbst hier eine große Wahrscheinlichkeit, daß er im Rechte sei. Der Iesuit selbst läßt es dahingestellt, daß einzig und allein die Gewißheit, im Rechte zu sein, die Kriegserklärung statthaft macht („(,'ertuiu nou est cum snlll iuris certituäiue bellum iuüiei passe"). Der gemeine Soldat, der sich als Söldner freiwillig der Truppe anschließt, unterliegt eben wegen dieser Freiwilligkeit derselben Beurteilung wie der oberste Führer bezw. der Fürst: er darf sich also an einem offenbar ungerechten Offensiv- oder Defensivkrieg nicht beteiligen. Für zwangsmäßig ausgehobene Soldaten dagegen gilt folgender Grundsatz: im Zweifelsfalle schulden sie dem Vorgesetzten Gehorsam. Sie dürfen so lange kämpfen, als die Ungerechtigkeit des .Krieges nicht mit Sicherheit feststeht, oder solange sie nicht die Gewißheit haben, daß ihr Vorgesetzter nicht einmal im Besitze ausreichender Probabilität sei. Im allgemeinen also wird es ihnen sogleich ohne Nachprüfung erlaubt sein, auf gegebenen Befehl in den Krieg zu ziehen. Doch gilt das schon nicht mehr, sobald sich der starke Verdacht („suspieio") aufdrängt („appllreat"), die Streitsache sei ungerecht. Besteht ein genügender Grund zu diesem schweren Verdacht und die Aussicht, schon nach mäßiger Prüfung den Zweifel zu lösen, so muß die Nachprüfung vorgenommen werden. Hat der Soldat die Gewißheit der Ungerechtigkeit, so darf er dem Befehle nicht weiter Folge leisten, wenigstens niemals derart, daß er dem Feinde in empfindlicher Weise einen schweren Schaden zufügt: er soll lieber in die Luft schießen als den Feind treffen. Die Aussichtslosigkeit, den Zweifelsfall zu lösen, befreit dagegen von der Verpflichtung der Nachprüfung. Bleibt in

solchem Falle der Zweifel also bestehen, so darf gekämpft werden. Und dies ist auch nach unserem Iesuiten wohl der gewöhnlichste Fall für den gemeinen Soldaten. Darum kann es sich oft ereignen, daß auf beiden Seiten die Soldaten mit gutem Gewissen und in gutem Glauben kämpfen. Ia sogar für die Oberbefehlshaber kann dies, wenn auch weniger leicht, zutreffen.
Ein anderer Abschnitt befaßt sich mit den Gewissensfällen im Kriege selbst. Gefangene dürfen nicht getötet werden, sofern sie nicht schwer schuldig sind, und besonders, solange die Ungerechtigkeit des Krieges nicht klipp und klar feststeht. Nun darf man heutzutage schwerlich von den feindlichen Soldaten jemals annehmen, daß sie subjektiv schuldig seien, darum ist es nach modernem Recht gänzlich unstatthaft, gefangene Feinde hinterher zu töten.
Eher darf Feindesgut beschädigt werden. Unter Voraussetzung nämlich, daß der Krieg gerecht ist, kann die größere Sicherheit des eigenen Heeres oder die Schwächung des feindlichen solcherlei Schädigungen erforderlich machen. Privatbesitz zu beeinträchtigen, verbietet aber die herrschende Sitte; es müßten denn besondere Gründe vorliegen. Aber auch in einem weniger gerechten Kriege dürfen die zwangsmäßig eingezogenen Soldaten sich die notwendigen Lebensmittel einfach aneignen, freilich mit der Verpflichtung der Zurückerstattung oder des Schadenersatzes. ' , O
Wichtig sind die Ausführungen über die Erlaubnis, den Feind zu täuschen. Verboten ist nach dem Iesuiten, ohne daß ein Zweifel darüber erlaubt ist, alles, was ganz sicherLüge oder unbezweifelbare Falschheit enthält. Erlaubt sind Verheimlichungen und Täuschungen oder besser: Kniffe, denen man den vorbehaltenen Doppelsinn ansieht („disniiuulationes et trauüe« neu potius arten, yuae aiubißuitateiu et rentrietioueirl reüoleut") und von denen sich der Feind durch eigne Schuld oder Beschränktheit täuschen läßt. Aber auch die (unerlaubten) Lügen gegen den Feind sind nun noch nicht alle schwere oder Todsünden; sondern nur diejenigen sind es, gegen die der Feind auch bei bestmöglicher Vorsicht wehrlos ist. Ändert also der Soldat seine Kleidung, so ist das kein undurchsichtiger Betrug. Streut er aber eine irreführende Nachricht aus, die nicht doch durch einen Vorbehalt die Wahrheit enthält, so ist das eine Lüge und unerlaubt; erst recht, wenn er sich gefälschter Dokumente bedient. Ob das ein ausgesprochenes Unrecht gegen den Feind darstellt, ist damit aber immer noch nicht ganz sicher. Könnte durch sorgfältige Prüfung diese Fälschung entdeckt werden, steht sie überdies im Dienste einer nicht ungerechten Sache und hält sich von der Hinterlist der Lüge frei, so ist sie als Kriegslist zu beurteilen und demnach erlaubt. Die Zivilisten, die einen der Todesstrafe verfallenen Franktireur geheimhalten oder nicht ausfindig zu machen suchen, dürften nach Meinung des Iesuiten keine „theologische Schuld" begehen, sondern nur eine „juridische" nach dem Kriegsrecht.
Entschieden sympathisch berührt es, daß die reine Lüge auf alle Fälle als

verwerflich gilt. Trotzdem aber kann man bei den einzelnen Vorschriften von Bedenken über manche Wcitherzigkeit und doch zugleich inderselbenSache von Entrüstung über das kategorische Verbot befallen werden, je nach dem individuellen Fall nämlich, den man im Auge hat. Denn dem individuellen Menschen so wenig wie den stets nur individuellen Umständen geschieht durch schematische Sittengesetze ein Genüge: diese sind immer zugleich zu weit und zu eng. Die Kasuistik macht eben die eigene Gewissensnot und Gewissensentscheidung nicht entbehrlich. Bedenklich ist, daß man zur Kriegserklärung sich mit bloßer Wahrscheinlichkeit soll begnügen dürfen. Denn dies ist doch gleichbedeutend mit nicht ganz reinem Gewissen.

Mit der Behandlung von Gefangenen und Feindesgut werden wir uns einverstanden erklären, weil sie unserem Rechtsempfinden entspricht, wie überhaupt die gesamten Untersuchungen des Iesuiten eher eine Rechts- als Gewissenskasuistik darstellen, zwischen welchen beiden er prinzipiell nicht unterscheidet. Die ganze Materie ist eine außerordentlich schwierige, zumal die Frage, wie sich ein Soldat im Kriege verhalten soll, der die felsenfeste Überzeugung von der Ungerechtigkeit des vaterländischen Offensivkrieges hat. Da geht ein echtes und rechtes Gewissen in der jeweiligen Lage seinen eigenen Weg. Es kann sich der Theorien bedienen, ist selbst aber keine Theorie. Es gibt keine Gewissensberatung, sondern nur eine solche des Verstandes.

Marg. Weinberg:

Fünfzig Jahre Genfer Konvention.

In auffälligem Gegensatze zu der von der internationalen Politik bevorzugten schroffen Betonung der Gewaltmittel hat der gegenseitige friedliche Verkehr der Völker in den letzten Iahrzehnten eine wachsende Anzahl von internationalen Zweckverbänden zur gemeinsamen Erledigung bestimmter Aufgaben und zur Vertretung solcher Lebensinteressen gezeitigt, deren Träger nicht die einzelnen Staaten sind, sondern ihre Gesamtheit. Diese, zu einer über den Staaten stehenden und von ihnen gemeinsam bewirkten Verwaltung zusammengeschlossenen Interessenverbände, welche keineswegs aus idealistischen Erwägungen, sondern aus höchst realen Bedürfnissen entstanden sind, wurden größtenteils durch die Initiative einer ungeheuren Anzahl von internationalen Organisationen privater Natur geschaffen und auf deren Vorarbeiten aufgebaut. Es hat nicht an Optimisten gefehlt, welche die hierin deutlich erkennbare Gemeinschaftsentwicklung nicht nur als Symptom für den kulturellen Fortschritt der Menschheit, sondern auch als eine starke Garantie für die Erhaltung des Weltfriedens begrüßten,

und die letztere Bedeutung der Bewegung weit höher bewerteten, als die Erreichung der individuellen Zwecke jener Verbände. Nach dieser Auffassung hätte am 22. August dieses Iahres die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an welchem als erste internationale Übereinkunft die Genfer Konvention abgeschlossen wurde, einerseits wohl um ihres humanen Gedankens willen, anderseits aber auch vornehmlich als der Anfang einer pazifistischen Annäherung der Völker gefeiert zu werden verdient. Aber der wenige Wochen vorher entbrannte Weltkrieg hat. solche Illusionen gründlich zerstört und überdies die Wirkung dieses aus dem edlen Geiste der Menschenliebe hervorgegangenen Abkommens durch die Wortbrüchigkeit gewisser Vertragsmächte beinahe illusorisch gemacht. Nicht der aus seiner Innehaltung erwachsene Segen, sondern die entsetzlichen Folgen seiner Verletzung lenken gegenwärtig das Interesse auf Entstehung und Inhalt dieses ersten internationalen Übereinkommens, welches bezeichnenderweise die Völker nicht zu gemeinsamer einträchtiger Abwehr gegen die großen Geißeln der Menschheit zusammenschloß, sondern vielmehr auf die furchtbaren Begleiterscheinungen ihrer gegenseitigen Feindseligkeiten Bezug nahm. War doch sein Ziel die Schaffung einer internationalen Grundlage, um das Los der verwundeten und erkrankten Krieger zu bessern.

Die Zeit für die Einführung einer Reform ist immer erst dann erfüllt, wenn der überzeugende Beweis für ihre unumgängliche Notwendigkeit durch Tatsachen erbracht worden ist, an deren Unerträglichkeit niemand zweifeln kann. Solche lieferte der Verlauf der Schlacht bei Solferino am 24. Iuni 4859. Ein ihren politischen Zwecken fernstehender Augenzeuge erwarb sich das Verdienst, die dort gewonnenen Eindrücke anschaulich zu schildern und daran anknüpfend die Anregung zu durchgreifender Abhilfe zu geben. Es war der aus einer alten Genfer Patrizierfamilie stammende Humanist Iean Henri Dunant (1828—1910). „Ein europäisches Unglück" nannte er in seiner 1862 herausgegebenen Schrift ,,^'n Souvenir <!e Sottsrino" diese furchtbare Schlacht, in welcher sich über 300 000 Soldaten in mehr als fünfzehnstündigem Kampfe gegenüber gestanden haben, und die Zahl ihrer Opfer — 40 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, weitere 40 000 erkrankten oder starben alsbald infolge der ausgestandenen Strapazen am Fieber und an klimatischen Einflüssen — rechtfertigt diese Bezeichnung durchaus. Einem solchen Kampfe waren die herkömmlichen Verpflegungs- und Rettungsmittel des Heerdienstes in keiner Weise gewachsen. Die überall in Höfen, Häusern, Kirchen und Klöstern der Umgegend eingerichteten Feldlazarette, in denen französische und österreichische Wundärzte bis zur äußersten Erschöpfung arbeiteten, ohne den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden zu können, reichten für die ungeheure Menge der Verwundeten nicht aus. Viele blieben daher auf dem Schlachtfelde ihrem Schicksal überlassen, an Hunger, Durst und Entkräftung zugrunde zu gehen, an ihren Wunden zu verbluten oder durch die Hast und Achtlosigkeit verrohter Menschen lebendig begraben zu werden. In

den folgenden Tagen, als verschiedene, vollständig in Hospitäler verwandelte lombardische Städte die von den Truppen geborgenen Verwundeten und Kranken aufgenommen hatten, fehlte es dort zwar nicht an Wasser und Lebensmitteln, dafür aber an Händen, um sie den Unglücklichen zu reichen, an Krankenwärtern, um ihrer Hilfslosigkeit beizustehen, an Verbandzeug, um ihre Wunden vor Insektenstichen zu schützen. Eine von Dunant organisierte, improvisierte Hilfstätigkeit von Frauen und Kindern konnte dieser Not nur wenig abhelfen, der gute Wille die fehlende Übung und Vorbildung nicht ersetzen. Auf Grund solcher Erfahrungen betonte Dunant in seinem Buche die Notwendigkeit, daß man schon im Frieden Hilfsgesellschaften mit der Bestimmung, die im Kriege Verwundeten und Erkrankten zu pflegen oder pflegen zu lassen, gründe. Er erinnerte an die von der russischen Großfürstin Helena Paulowna, einer württembergischen Prinzessin, zu Beginn des Krimkrieges ins Leben gerufene Gemeinschaft der Schwestern der Kreuzerhöhung, welche 200 Pflegerinnen in die Spitäler der Krim entsandt hatte, wie auch an die Tätigkeit der Miß Nightingale daselbst zum besten der englischen Soldaten, forderte aber statt solcher vereinzelten eine gemeinsame und wohlgeleitete Liebesarbeit, auch die Beschaffung vervollkommneter Transportmittel und für Verwundete sowie Sanitätspersonal eine einheitliche, von allen Nationen zu verwendende Liebesfahne. Sein Buch hatte eine gewaltige' Wirkung. Es wurde in kurzer Zeit in alle Sprachen der zivilisierten Welt übersetzt; um den Verfasser zur Durchsetzung seiner Anregungen zu ermutigen, gingen ihm Snmpatiekundgebungen seitens der höchstgestellten Personen zu. Als einer der ersten erklärte unter dem Einfluß der Königin Augusia Preußens König Wilhelm I. sein Interesse für Dunants Pläne. Die eidgenössische Offiziergesellschaft veranstaltete ein Preisausschreiben für die Neugestaltung des Ambulanzdienstes, und die Gemeinnützige Gesellschaft von Genf (8oci6ts ßlmtzvoise 6'NtiIits publique) nahm schließlich die Sache endgültig in die Hand, indem sie unter dem Vorsitz von G. Moynier eine internationale Konferenz für den 26. Oktober 1863 einberief. Deren von 36 Vertretern fast aller europäischen Staaten gefaßte Beschlüsse lauteten dahin, daß jedes Land durch einen eigens hierzu berufenen Ausschuß die Hilfstätigkeit für den Krieg schon im Frieden vorbereiten und die Bereitstellung freiwilliger Helfer zur Verstärkung des Sanitätsdienstes im Felde veranlassen sollte. Zum Schutz- und Erkennungszeichen wurde die weiße Armbinde mit rotem Kreuz bestimmt. Die Konferenz sprach ferner den Wunsch aus, daß die Ambulanzen und Spitäler im Kriege, sowie das dienstliche Sanitätspersonal und die freiwilligen Helfer neutralisiert werden sollten, der Schutz der Regierungen auch auf die Hilfsgesellschaften ausgedehnt, und das internationale Erkennungszeichen zugleich als Flagge für die Sanitätsformationen angenommen werde. Nachdem die Regierungen sich zum größten Teil bereit erklärt hatten, der geplanten Konvention beizutreten, erging an sie seitens des Schweizer Bundesrats die Einladung zu einem am 8. August 1864 in Genf abzuhaltenden

internationalen Kongreß unter Vorsitz des Generals Dufour. Dort wurde die 10 Artikel umfassende „Konvention betreffend die Linderung des Loses der im Kriegsdienste zu Lande und zur See verwundeten Militärpersonen" beschlossen, deren wesentlicher Inhalt sich dahin zusammenfassen läßt, daß verwundete und erkrankte Krieger nicht als Feinde, sondern als hilfsbedürftige Menschen gelten und gleich den Landesangehörigen behandelt werden sollen; daß dienstunfähig gewordene, in die Hände des Gegners gefallene Militärs nach ihrer Wiederherstellung unter Verpflichtung, nicht mehr am Kampfe teilzunehmen, in die Heimat zurückkehren dürfen; militärische Sanitätspersonen nicht angegriffen, getötet oder der Freiheit beraubt, und die Sanitätsanstalten unter gewissen Bedingungen als neutral angesehen werden sollen. Solchen Wohnstätten und Personen, welche verwundete und kranke Krieger aufnehmen, wird Unverletzlichkeit und Befreiung von Einquartierung und Kontribution zugesichert, und die weiße Fahne bezw. Armbinde mit dem roten Kreuz im weißen Felde als Erkennungszeichen bestimmt. Die freiwilligen Hilfsgesellschaften wurden jedoch nicht neutralisiert, sondern erreichten diesen Schutz erst 42 Iahre später. In Genf blieb ein internationales Komitee als Vertretung der beteiligten Mächte bestehen. Die Genfer Konvention ist am 22. August 1864 ratifiziert worden. Sie gilt als internationaler Vertrag und völkerrechtliches Gesetz für Argentinien, Belgien, Bolivia, Bulgarien, Chile, Congo, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Holland, Italien, Iapan, Luremburg, Montenegro, Norwegen, Österreich-Ungarn, Persien, Peru, Portugal, Rumänien, Rußland, Salvador, Schweden, die Südafrikanische Republik, die Schweiz, Serbien, Spanien, Türkei, Venezuela und die Vereinigten Staaten.

Dunants Verdienst um die Anregung zu diesem Abkommen wird nicht beeinträchtigt durch den später von dem Chirurgen Ernst Julius Gurlt erbrachten Nachweis, daß die der Genfer Konvention zugrunde liegenden Ideen nicht erst jener Zeit entsprungen sind; daß vielmehr Verträge ähnlichen Inhalts, wenn auch nur von vorübergehender Dauer, bereits seit Iahrhunderten abgeschlossen wurden und daß es bereits vor Dunant Ärzte und Philanthropen gegeben hat, welche für den Gedanken, den Schutz der Verwundeten und Kranken eines Feldzuges auf solche Weise zu erhöhen, eintraten. Der älteste von 291 Verträgen, welche Gurlt zur Erhärtung seiner Behauptung beigebracht hat, stammt aus dem Iahre 1581. Eine andere, im Iahre 1743 nach der Schlacht bei Dettingen zwischen dem englischen General Carl of Stair und dem französischen Marschall Duc de Noailles geschlossene Konvention, deren beiderseitige gewissenhafte Innehaltung bezeugt worden ist, interessiert deshalb, weil sie späteren zum Vorbilde gedient hat; beispielsweise jenem „Entwurfe zu einer Konvention, um das Los der Verwundeten zu mildern", welcher im Iahre 1800 von französischer Seite dem österreichischen General-Feldzeugmeister Kran vorgeschlagen wurde, aber offenbar nicht zur Ausführung gelangte. Er rührte von dem berühmten

Oberfeldarzte der französischen Armee, dem Kriegschirurgen Percn her. Unter den deutschen Ärzten, welche sich für die gleiche Frage interessierten, erwähnt Gurlt den bekannten aus Bückeburg stammenden Dr. Bernhard Christoph Faust, der sich als Vorgänger unserer modernen Hygieniker die Verbesserung der Volks-gesundheitspflege angelegen sein ließ. Dieser empfahl zur Linderung der Schrecken des Krieges, daß zu Anfang jedes Feldzuges Verträge über die Heilig-keit der Lazarette geschlossen werden sollten, und trat auch für zweckmäßige Maß-nahmen ein, um die entsetzliche Gefahr des Lebendig-begraben-werdens von den Opfern der Schlachten abzuwenden.

Dieses historische Material war zur Zeit derjenigen Bestrebungen, als deren Resultat die Genfer Konvention anzusehen ist, wenig bekannt. Als sich nun im Laufe der Iahre die der letzteren anhaftenden Unvollkommenheiten und Mängel herausstellten, fand man es bedauerlich, daß die älteren Verträge nicht schon da-mals zugänglich gewesen und als Grundlage der Beratungen benutzt worden waren, da sie teilweise an Ausdehnung und praktischer Brauchbarkeit die ihrer Fassung nach oft zweideutige und zweifelhafte Genfer Konvention übertrafen. Sprachliche Unrichtigkeiten darin haben in der Tat Anlaß zu Mißverständnissen gegeben. Das Wert „neutral" hätte, da es den am Kriege unbeteiligten Mächten zusteht, auf die den kriegführenden Parteien gehörenden Heilanstalten nicht an-gewendet werden dürfen, sondern durch die Bezeichnung „unverletzlich" ersetzt werden müssen. Auch stellte sich bald die praktische Undurchführbarkeit gewisser philanthropischer Anordnungen heraus, welche geeignet waren, den Ausgang des Krieges und seine ebenfalls ein Gebot der Humanität erfüllende schnelle Beendi-gung in Frage zu stellen. Dem Mangel an systematischer Anordnung und Glie-derung des Stoffes und seiner daraus folgenden Unübersichtlichkeit maß man auch die Schuld an den zahlreichen Verstößen gegen das Kriegsrecht bei, die in fast allen späteren Feldzügen gemacht worden sind. Nach dem Ausspruch des Rechtslehrers Bluntschli litt die Genfer Konvention an dem Fehler, daß bei ihrer Festsetzung die Wissenschaft des Völkerrechts nicht vertreten gewesen war. Da sich diese Schwächen teilweise schon während des Krieges von 1866 heraus-stellten, wurden zwei Iahre darauf durch 14 Regierungsbevollmächtigte auf einem abermaligen Kongresse verschiedene Zusatzartikel vereinbart, welche den Begriff der Sanitätsanstalten fester umgrenzten, die Neutralität auf das Verwalt»ngs-personal und die Prediger in den Lazaretten ausdehnten, und die Grundsätze der Genfer Konvention auch auf das Sanitätspersonal der Flotten, sowie auf die ausschließlich dem Krankentransport dienenden Schiffe übertrugen. Sie sind niemals ratifiziert worden und daher ohne Anspruch auf völkerrechtliche Aner-kennung geblieben, trotzdem wurden sie aber in die Preußische Kriegssanitäts-ordnung von 1878 unter Vorbehalt aufgenommen. Die offenkundige Notwendig-keit einer Revision des Genfer Abkommens gab in der Folge Veranlassung zu verschiedenen internationalen Konferenzen, aber weder in Brüssel (1874), noch

in Karlsruhe (1889), Rom (1892), Wien (1897) oder Petersburg (1902), wurden die im Laufe der Zeit hervorgetretenen Wünsche erfüllt, welche auch auf der Haager Friedenskonferenz von 1899 zur Sprache gekommen waren. Endlich, nach jahrelangen Vorarbeiten und Reformvorschlägen seitens hervorragender Mediziner, Staatsrechtslehrer und Humanisten, denen die Kämpfe des letzten Iahrzehnts in Serbien, Griechenland, Transvaal, China und der Mandschurei wichtiges Material geliefert hatten, schlug der Schweizer Bundesrat den Signatarmächten eine Prüfung und Durchsicht der noch immer geltenden, längst veralteten völkerrechtlichen Bestimmungen von 1864 vor. Im Iuni 1906 fand in Genf eine abermalige Konferenz statt und zeitigte ein ganz neues, den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragendes Werk. An die Stelle der 10 Artikel der ersten Konvention traten nunmehr deren 32 in 8 Kapitel gruppierte, welche eine größere Fürsorge nicht nur für die beiderseitigen verwundeten und erkrankten Krieger, sondern für alle in gleicher Lage befindlichen, den Heeren dienstlich beigegebenen Personen, eine bessere Berücksichtigung ihrer körperlichen Leiden und des Sanitätspersonals vorsehen; die Möglichkeit, die Identität gefallener Offiziere und Soldaten festzustellen, durch Austausch der Erkennungsmarken erleichtern, und die Unverletzlichkeit (von Neutralität ist nicht mehr die Rede) auch auf die freiwilligen Hilfsgesellschaften, soweit sie anerkannt und zugelassen sind, ausdehnen. Die Verwundeten der abziehenden Gegenpartei sollen nicht mehr hilflos zurückbleiben, das nötige Sanitätspersonal muß vielmehr bei ihnen gelassen, die Toten vor Plünderung geschützt und erst nach genauer Leichenschau beerdigt oder verbrannt werden. Der mißbräuchlichen Anwendung des als Schutz- und Erkennungszeichen anerkannten roten Kreuzes, — die Türkei und Persien behielten jedoch Halbmond und Löwen bei —, der unberechtigten Anbringung solcher Fahnen und Armbinden wird durch Einführung von Strafgesetzen entgegengetreten, die Verübung von Gewalttaten an Verwundeten und Kranken mit Strenge geahndet.

Diese am 1. August 1908 von 21 Staaten angenommenen Vereinbarungen, an deren Abfassung sich neben Diplomaten, Ärzten und höheren Offizieren diesmal auch Rechtsgelehrte, besonders Autoritäten des internationalen Rechtes beteiligt hatten, um das Werk der Menschenliebe nach den Anforderungen der mit gewaltigen Streitermassen und furchtbaren Geschoßwirkungen rechnenden modernen Kriegsführung auszugestalten, durfte im Sinne der Humanität als bedeutsamer Fortschritt begrüßt werden. Die Aufgabe, deren Lösung den Regierungen für künftige Friedenszeiten vorbehalten bleibt, ist aus den gegenwärtigen kriegerischen Ereignissen mit ihren täglichen Übertretungen und Verletzungen der Genfer Konvention deutlich erkennbar. Sie liegt in der Auffindung von Mitteln und Wegen, um nicht nur den Willen, sondern auch die Handlungen der kriegführenden Parteien in Bezug auf die Opfer ihrer Schlachten und auf diejenigen, welche ihnen hilfreich beistehen, unter den Bann des Humanitätsgedankens zu zwingen.

Adolph Kohut
vr. Adolph Kohut:
Ein Urteil Johann Gottsried Seumes über Rußland und Frankreich.

Der am 19. Ianuar 1763 als Sohn eines Landmannes in Poserna bei
Weißenfels geborene und am 13. Iuni 1810 in Teplitz verstorbene deutsche Dichter
Johann GottfriedSeume zählte zu den edelsten Patrioten des deutschen
Volkes in der zweiten Hälfte des 18. Iahrhunderts. Der namentlich durch sein
1802 erschienenes Werk „Spaziergang nach Syrakus" berühmt gewordene
Sänger hat vernichtende Anklagen gegen die napoleonische Gewaltherrschaft und
die französische Eroberungssucht geschleudert. Ebenso hat er Rußland, das er
gründlich kannte, denn er hat dieses Reich zu Fuß kreuz und quer durchforscht,
wegen dessen Barbarei und unerhörter Kulturrückständigkeit mit flammenden
Worten gebrandmarkt.

Als er in der russischen Stadt Grodno zum erstenmal das Gebiet des
weißen Zaren betrat, feierten grade damals die Russen ihr Osterfest. In einem
Restaurant zu Grodno hat bei diesem Anlaß unser deutscher Spaziergänger ein
Pröbchen von russischer Gesittung erhalten. Es wurde in vielen Zungen maß-
los geflucht. „Die Terrine", so schreibt er wörtlich, „sprang, kein Teller blieb
ganz, und keine Flasche hatte ihren Hals." Der Pudel Seumes erhielt sein
Futter aus der nämlichen Schüssel, aus der die Gäste aßen.

Überall in den Ostsee-Provinzen, die er gleichfalls durchquerte,
lernte er den furchtbaren Druck kennen, den die Regierung auf die Bevölkerung
ausübte. Allenthalben herrschten Furcht und Schrecken und gegenseitiges Miß-
trauen. Die dortigen Gasthöfe und Wirtshäuser boten einen trostlosen Anblick
dar. Man fand in den Kneipen gewöhnlich nichts als die leeren Wände, und nicht
die geringste Bequemlichkeit bot sich dar. In Reval z. B. konnte Seume zum
Abend nichts bekommen als ein Stück altes, hartes, ungekochtes Pökelfleisch.
Auf einem erbärmlichen Fuhrwerk, einem offenen Karren, Telge genannt, unter-
nahm er die Höllenfahrt nach Moskau. Vergebens bat er den Wagenlenker um
Heu und Stroh, es war nichts zu haben, so daß er am ganzen Leibe vollkommen
zerschunden war, als er in der alten russischen Krönungsstadt ankam.

Bevor er Rußland endgültig verließ, faßte er sein Urteil über das Mos-
kowitertum in die bezeichnenden Worte zusammen: „Es entsteht immer ein sehr
sonderbares eigenartig gemischtes Gefühl in meiner Seele, wenn ich an Rußland
denke. Nirgends wird weniger für Humanität, Gerechtigkeit und Aufklärung
gewirkt. In Rußland gibt es keine allgemeine Bildung, sondern nur einzelne
Verfeinerung, keine allgemeine Gesetzlichkeit, sondern nur einzelne Güte. Der

Sprung geht von dem krassesten, dicksten Aberglauben zu der unbändigsten Zügel-
losigkeit, die alle Moralität für den Kappzaun der Narren halt. Es gibt dort
keine Wohlhabenheit, sondern nur Reichtum und Armut, Pracht und Elend. Man
springt von dem einen zum andern, oft trifft man beides zusammen. Selten ist
Häuslichkeit. Das ist die Folge der Sklaverei. Es ist nirgends sicher, weder
im Hause, noch in der Regierung, das ist auch ihre Folge. Nur Gerechtigkeit
und milde Freiheit gewähren Sicherheit und allgemeinen Wohlstand."
Auch Seume rügt, wie zahllose Russenkenner vor und nach ihm, die Be»
stechlichkeit der russischen Beamten und die Kriecherei der Bediensteten, wenn
sie reiche Trinkgelder von den Fremden erhoffen. Aber wehe demjenigen, der
nicht auch im Äußern als wohlhabender und vornehmer Herr auftritt! Der
wird von dem russischen höheren und niedrigeren Gesindel von oben herab be-
handelt, ja mit Füßen getreten. Nur durch Grobheit kann man den Russen
imponieren. Belustigend ist eine kleine Geschichte, die er zum besten gibt. Unser
äußerlich ziemlich reduziert aussehender Spaziergänger forderte von einem schön
geputzten Kellner in einem der besten Hotels ein Zimmer. Die Kellnerseele blickte
geringschätzig auf ihn und seinen Tornister, als ob er andeuten wollte, daß beide
wohl nicht dorthin gehörten. Erst als Seume ihn barsch anfuhr, sauste der Frack
des dienenden Geistes dahin. An diese Episode knüpft Seume die treffende Be-
merkung: „Wer nicht sogleich auch Geld von außen hat, oder durch den Anschein
verspricht, ist (in Rußland) in Ewigkeit ein Lump. Auch wenn er in der Tasche
in Dukaten wühlte. Es kommt nur auf den Schein an. Man braucht weder
gelehrt noch weise, noch brav, noch gut, noch gerecht zu sein, wenn man nur aus-
sieht, als wenn man es alles wäre."
Wie glücklich war er, als er den Staub Moskaus und Petersburgs von
seinen Füßen schütteln und sich in Stockholm, der Hauptstadt Schwedens, die er
„das Paradies des Nordens" nennt, erholen konnte. Die Luft der Freiheit, die
er dort atmete, tat seinem deutschen Herzen sehr wohl.
Auch Paris und die bedeutendsten Städte Frankreichs lernte Iohann Gottfried
Seume aus eigener Anschauung kennen. Ebenso studierte er den französischen Volks-
charakter. Gegen den gallischen Übermut und die Länder- und Räubergier der
Franzosen erhob er männlich seine Stimme, in Liedern und Dramen das Gebaren
derselben aufs schärfste geißelnd. Der Freiheits-, Volks- und Vaterlands-
liebe hat er u. a. in seinem Schauspiel „Miltiadis" hinreißende Worte ver-
liehen. Seinen unerschütterlichen Glauben an die schließlich siegreiche Kraft
des deutschen Volkes ließ er sich durch keine wie immer gearteten napoleonischen
Siege rauben. Er war felsenfest davon überzeugt, daß das gecinigte Deutsch-
land dereinst früher oder später den Usurpator und seine Legionen niederwerfen
werde. Daher rief er seinen Landsleuten immer und immer wieder den Mahn-
ruf zu:

„Seid einig in dem Kampf fürs Vaterland . . .
Ein Volk, das fällt, fällt immer nur durch sich."
Er verzagte und verzweifelte nie. Vielmehr erscheint ihm die Zukunft des Vaterlandes in glänzendem Licht. Aus den düsteren, verhängnisvollen Wolken der französischen Knechtschaft sah er die Lichtstrahlen einer besseren Zeit hervorbrechen. Wie prophetisch klingen nicht seine im Iahre 1807 ausgesprochenen großzügigen Ideen über die deutsche Nation, die er u. a. in die Worte kleidet:
„Sobald wir Deutsche eine Nation sind, sind wir die erste.
Wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich
zum Diktator von Europ a."
In diesem Sinne äußerte er sich auch in der Einleitung zu seinem Werk:
„Mein Sommer im Iahre 1805", wo er u. a. sagt: „Die Feinde sind nur stark durch unsere physischen und moralischen Schwächen."
Aufs höchste entrüstet war er über den Napoleon-Kultus, den gewisse Kreise nach dem Frieden von Tilsit mit dem gekrönten Emporkömmling trieben. Die Schmeicheleien und Schweifwedelten der deutschen Napoleon-Schwärmer betrachtete er als eine nationale Schmach. Ie toller es die „Kriechlinge" mit ihren Götzen trieben, desto empörter war er. Iohann Gottfried Seume war Iahre hindurch aktiver Soldat, der das Heil Preußens und Deutschlands vor allem in einer starken Armee erkannte. Mit Freiheitsreden allein sei es nicht getan, sondern das Volk müsse in eiserner Rüstung sich zeigen. Dem Soldatenstand in Deutschland sei eine gar erhabene Rolle, eine hehre Sendung anvertraut. In einer eigenen Abhandlung über „Prüfungen und Bestimmungen junger Leute zum Militär" führt er u. a. aus, daß der Staat sich nur dann erhalten könne, wenn er über eine tüchtige und schneidige Armee verfüge. Dem Soldatenstand gebühre die höchste Achtung seitens des Volkes, für dessen Ruhe und Sicherheit er sein Leben aufopfere. Wahrhaft goldene Worte hat er über die Pflichten der Nation und des Staates für die Armee gesprochen. Hier nur einige seiner Bemerkungen:
„Hat der Mann, der für Ruhe und Sicherheit, für Gesetz und Ordnung, für Herd und Vaterland sich jeder Gefahr bloßstellt, der im Winter vor Kälte zittert und im Sommer vor Glut schwitzt und brennt, welcher wacht, wenn seine Brüder schlafen, der dem Tod starr ins Auge sieht, der ihn in tausend Gestalten erblickt, in Feuerschlünden und auf der Schwertschärfe, auf der Gewehrspitze und im Pesthauche: hat ein Mann, der mit tiefem Menschengefühl alles dieses mutig und unerschrocken sieht und tut, hat ein solcher Mann nicht Wert für die Gesellschaft? Der Beifall und die Ehrenbezeugungen aller Zeitalter, aller Nationen und ihrer Vernünftigen haben ihm schon einen Teil des schönen Gewinnstes festgesetzt und den ehrwürdigen Krieger für die gute Sache von dem Enthusiasten der Eroberungssucht und dem Menschenwürger unterschieden. Niemand wird bei

Würdigung der Ansprüche auf Ehre Alerander und Alcibiades, Cäsar und Hermann, Cromwell und Gustav Adolf zusammen in die Wagschale legen; so sehr trennt die Gerechtigkeit der Geschichte den leidenschaftlichen Ruhmsüchtigen, den oft seine Neigung zum Bösewicht macht, von dem Beschützer der alten geheiligten Rechte der Menschheit und des Vertrags."

In geradezu herrlicher Weise hat er sich über die Freiheitsbewegung, die er im deutschen Volke zu jener Zeit wahrnahm, ausgesprochen. Die lächerlichen Phrasen der Franzosen von Freiheit nnd Gleichheit verspottet er blutig, indem er meint: Wo die Bajonette gewissenloser Söldner herrschen, sei von Vernunft und Freiheit, Gerechtigkeit und Volksglück durchaus nicht mehr die Rede. Die Freiheit und Gerechtigkeit werde in Frankreich mit Füßen getreten, während man. in Deutschland ausschließlich für die gerechte Sache, für Sclbsterhaltung und für die edelsten Güter des Volkes kämpfe. „Nur der ist der Edelste," sagt er, „der das meiste für sein Vaterland tut, und das wenigste dafür genießt."

Als unserem Scume gegenüber ein deutscher Französling die Bemerkung machte, daß Napoleon zu groß und zu mächtig sei, als daß das deutsche Volk ihn niederringen könnte, tat er den schönen stolzen Ausspruch: „Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröte wären, so will ich lieber mit der Morgenröte sterben, als den glühenden ehernen Himmel der Despotie über meinem Schädel brennen zu lassen."

Sogar gegen das Franktireurtum hat Seume ein vernichtendes Urteil abgegeben : „Der General," so sagt er wörtlich, „der seinen Leuten die Plünderung verspricht, stempelt sich dadurch faktisch zum R 3ub erh auptm ann."

Theodor Kappstein:

Der Krieg und das Christentum.

Der deutsche Kaiser wies in seiner Schloßbalkonansprache am 31. Iuli sein Volk in die Kirchen, dort an den Altären um den Sieg zu beten; in der Ansage des Kriegsbettages für den 5. August hieß es: „An allen gottesdienstlichen Stätten im Lande versammelt sich an diesem Tage mein Volk in ernster Feier zur Anrufung Gottes, daß er mit uns sei und unsere Waffen segne." Ist dieses elementare religiöse Bedürfnis aller Menschen in allen Völkern und Religionen auch im Christentum geborgen? Segnet Christus, der den Frieden auf Erden verkündet und nur innere Kämpfe ansagt, da sein Reich nicht von dieser Welt sei, das Schwert, das er selber nie gezückt hat? Der Gott der MaNabäer und der Allah der Mohammedaner zog als Herr der Heerscharen seinen Streitern voran; doch

der christliche Apostel Europas, Paulus, bewehrt den Nazarener mit dem Panzer
der Gerechtigkeit, schmückt ihn mit dem Helm des Heils, drückt ihm das Schwert
des Geistes in die Glaubenshand, gestiefelt als Friedensbote des Evangeliums.
Militärische Bildworte als Symbole innerlicher Be-
wegungen. Doch wenn die Machthaber dieser Erde Gewalt üben, so dient
sein Iünger den Brüdern in der Opferliebe und erobert sich durch Sanftmut
und Friedenssinn das Erdreich. Hat Tolstoj, dessen Volk über dem Grabe seines
Propheten den Weltbrand entfacht, im Geiste des Christentums die Völker Euro-
pas und Asiens zum Frieden ermahnen dürfen? Wird also der Schwertgang nur
national gerechtfertigt, oder steht er unter dem Schutz der Religionen, deren Wahr-
zeichen das Kreuz ist und der seinen Mördern verzeihende Crucifirus?
Iesus und die ersten Christen glaubten ohne Wank mit ihren Brüdern aus
Israel, daß Gott selber Kriege bewirke und leite — von Iosua und David bis
zur Zerstörung Ierusalems und bei Christi naher Wiederkehr. Der Apostel und
später die Priester wie die Mönche entziehen sich dem bürgerlichen Leben, weil
sie sich als Soldaten Christi betrachten, die im Felde stehen und wider die
Dämonen kämpfen, die die Luft besiedeln. Im Kaiserreich gab es keine all-
gemeine Wehrpflicht, die Legionen rekrutierten sich aus Freiwilligen — und wurde
wirklich ein Christ von einer Notaushebung betroffen, so genügte die Stellung
eines Ersatzmannes.
Adolf Harnack stellt in seinen Untersuchungen über die militia 0nri»ti*)
acht Punkte des Anstoßes fest zwischen Christentum und Krieg für die Christen
der ersten Iahrhunderte: Der Kriegerstand mit seiner Nötigung zum Blutver»
gießen; die Offiziere als Vollstrecker von Todesurteilen; die Gemeinen als unfrei
Gehorsame; der unbedingte Soldateneid gegenüber der unbedingten Verpflichtung
für Gott; der jedem Soldaten auferlegte Kaiserkult; der Offizier als Opferer;
die gemeine Mannschaft als beteiligt; die Militärfeldzeichen als heidnische Sacra
und der Götzendienst ihrer Verehrung; der brutale und zügellose Soldat im Frieden
und die christliche Ethik; rohe Scherzspiele im Heere wie der Mimus als an-
stößig und mit Götterfesten verbunden.
Celsus, der spöttische Kritiker des jungen Christentums, meint, wenn es
alle machen würden wie die Christen, so wäre der Kaiser bald vereinsamt — sie
sollten für ihn die Waffen tragen, wenn die Not es erfordert! Der ausgezeichnete
Patriot und vorbildliche altrömische Beamte Celsus sorgte sich um den Ansturm
der Barbaren, denen das Reich nur mit Not die genügend starken und geschulten
Legionen entgegenwerfen konnte. Und da ziehen sich die Christen zurück — die
Kirche hinderte also ihre Frommen daran, im Heere zu dienen. Dennoch gab
es damals Christen im Heere: die christlichen Soldaten der 12. Legion schrieben
ihren Gebeten das Eintreten eines Gewitters im Kriege zu, das die verdurstenden

*) Vtohr-Siebeck. Tübingen 1905.

römischen Krieger erfrischte. Der Kaiser nahm Notiz von dieser rührenden Geschichte. Der Christengott war ihnen wie ihren „heidnischen" Kameraden der große Alliierte droben, der ihren Fahnen den Sieg pflichtschuldig zu verleihen habe. Clemens von Alerandrien und Tertullian in Karthago bezeugen als kirchliche Autoritäten, daß der Soldatenstand für den Christen möglich geworden ist, nicht nur als Ausnahme. „Hat dich als Kriegsmann die Erkenntnis erfaßt, höre den Heerführer, dessen Losung die Gerechtigkeit ist." Doch ist Tertullian doppelzüngig; im Grunde leugnet er das Recht des Christen, Soldat zu werden oder im Heere zu bleiben, wenn er dem Christentum beitritt. Der Christ dürfe nicht über Leben und Tod aburteilen, folglich nicht Beamter werden. „Der göttliche und der menschliche Fahneneid, das Feldzeichen Christi und das Feldzeichen des Teufels sind unverträglich: die Seele kann nicht zweien verpflichtet sein, Gott und dem Kaiser! Denn wenn auch Soldaten zu Iohannes dem Täufer kamen und der Hauptmann von Kapernaum gläubig wurde, so hat doch der Herr in der Entwaffnung des Petrus — stecke dein Schwert in die Scheide — jeden Soldaten seiner Montur entkleidet. Iede Uniform ist als Abzeichen eines unerlaubten Berufs bei uns verboten." Der schlaue Kirchenvater hatte eine Weise für seine christlichen und eine Weise für seine nichtchristlichen Leser, wie es traf. Doch nochmals betont er in einer eigenen Schrift, welche das martyrfrohe Verhalten eines Soldaten mit dem Lorbeerkranz vor dem Kaiser erzählt: sollen wir mit dem Schwert umgehen, während der Herr erklärt hat, daß durchs Schwert umkommen soll, wer das Schwert nimmt? Darf er für andere als Christus Wachedienst halten und an den Tempeln auf Posten stehen, denen er abgesagt hat? Wird er die Dämonen, welche er am Tage durch Erorzismen vertreibt, bei Nacht beschützen, gestützt und ruhend auf der Lanze, mit der die Seite Christi durchbohrt wurde? Wird er die Fahne tragen, diese Nebenbuhlerin Christi? Wird er, wenn er gestorben, sich von der Trompete des Spielmanns aufstören lassen, er, der die Erweckung von der Posaune des Engels erwartet? Und Tertullian behilft sich mit der Parallele, bei Gott gelte der Gläubige aus dem Zivilstande ebenso als Soldat wie der Kriegsdienst tuende Gläubige als Zivilist. Doch der Kranz sei ganz unerträglich, da er jedesmal mit den Götzen zusammenhänge. Adolf Harnack wirft Tertullian nicht ohne Begründung Sophisterei vor und konstruiert den Fall so: Dieser Kranzweigerer hat als christlicher Soldat für seinen Glauben die gleichen Rechte beansprucht, die dem Mithrasverehrer im Heere von den kommandierenden Offizieren eingeräumt wurden.

Indem sich das bis dahin weltflüchtige Christentum in der Welt einrichten lernte, fragte man sich, ob der Soldatenstand formell christlich anzuerkennen sei — vordem stand man hoch über dieser Frage. Übrigens konnte der Patriot an dem erpresserischen, sittlich tiefstehenden Soldatentum nur gemischte Freude empfinden. Auch Origencs verwehrt dem Christen seiner Tage den Soldatenrock. „Den Ermahnungen Iesu gehorsam" zerbrachen die Christen die Schwerter,

wandeln sie in Pflugscharen und rücken nicht mehr aus gegen ein Volk. Doch hat der geistvolle Theologe dem Befehlshaber der dritten Legion in Bostra auf dessen Wunsch religiöse Vorträge gehalten. Ungemein charakteristisch mutet uns sein raffiniert frommer Gedankengang an: in unserer geistlichen Waffenrüstung leisten wir dem Kaiser betend Hilfe. „Aber die, die uns nötigen wollen, für das allgemeine Beste in den Krieg zu ziehen und zu morden, erinnern wir daran, daß ja auch ihre eigenen Priester nicht unter die Soldaten gestellt werden, weil die Gottheit mit reinen Händen verehrt werden muß." Wie viel vernünftiger sei es, wenn die Christen während des Kriegsdienstes der andern priesterlich für die gerechte Sache und ihren Sieg vor Gott einstehen! Die Dämonen sind als die Kriegsbazillen gedacht. Origenes sagt aber entschlossen im Namen des Christentums an: Wir ziehen n i ch t ins Feld, auch wenn es der Kaiser verlangt. Das Töten ist richterlich wie kriegerisch verboten, Waffenlosigkeit ziemt dem Evangelium. Wer Blut vergießt, soll an den Mysterien nicht teilnehmen, bis er gereinigt ist. Anderseits verfügte das Christentum bereits am Anfang des dritten Iahrhunderts über einen Militärschriftsteller. Diokletian wollte den Offizierstand von den Christen säubern; die seinen Namen tragende Verfolgung ist der mißglückte Versuch, das Heer seinen religiösen Traditionen treu zu erhalten — der weltgeschichtliche Umschwung vollzog sich, als Antwort der Wirklichkeit. Freilich konnten zuweilen christliche Offiziere mit schlichtem Abschied den Heerdienst quittieren.

Das Kreuz wurde mit den Initialen Christi zum Feldzeichen erhoben: Kaiser Konstantin vollzog also, im Heere zuerst, die Anerkennung der neuen Religion als Staatsreligion, nachdem sich der Christengott als siegreicher Kriegsgott offenbart hatte. Auf dem großen Konzil 314 faßte die Kirche den Beschluß: Die, welche die Waffen im Frieden wegwerfen, sind von der Kommunion ausgeschlossen! Welche Umwertung des Soldatenwertes, wenn die Fahnenflucht der Christen als Verleugnung des Evangeliums Christi gebrandmarkt wird . . . Doch es geschah; Staat und Kaiser, Christentum und Kirche verbanden sich auf dem Gebiet des Heereswesens zur Einheit. Die Praris hatte das Problem bereits entschieden; hinfort machte die Kirche gemeinsame Sache mit dem Kaiser, um die Soldaten bei der Fahne zu halten. Auch der Kaiser kam der Kirche entgegen. Und als der nächste Krieg ausbrach, da wurde er als Entscheidungskampf zwischen Christentum und Heidentum aufgefaßt; Licinius ließ an die Soldaten Zettel mit einem Gebet verteilen, das ihm nachts „ein Engel" überbracht habe — also der älteste Divisionspfarrer! Und der Sieg kam hernieder, wie für Konstantin an der milvischen Brücke . . . Als beide Kaiser sich verfeindeten, versuchte Licinius Hof und Offizierkorps von den Christen zu befreien — umsonst. Heer und christliche Religion hatten sich zu lebenslänglicher Gemeinsamkeit durchdrungen. Neben dem kriegerischen Erzengel, der mit Schlange und Drachen focht, schenkte die Kirche ihren Kindern den kriegerischen

Heiligen. Die abgelegten nazarenischen Anschauungen über Krieg und Krieger-
stand vererbte sie den Mönchen, einzelnen eigensinnigen Sekten und etlichen
wunderlichen Originalen . . .
Der abendländische Kirchenlehrer Tertullian, eines Hauptmanns Sohn,
bietet die durchgeführte Allegorie: Der Ausmarsch eines Soldaten in den
Krieg ist niemals mit Annehmlichkeiten verbunden. Keiner eilt aus einem
Schlafgemach in die Schlacht, sondern aus aufgeschlagenen engen Zelten,
wo Strapazen und Ungemach jeder Art vorkommen. Sogar schon während
der Friedenszeit müssen sie durch Anstrengung und Abhärtung den Krieg
ertragen lernen, indem sie mit Sack und Pack marschieren, Feldübungen machen,
einen Graben auswerfen, sich zu einer Testudo zusammenscharen und sich wieder
aufrollen. Bei allem wird Schweiß vergossen, damit nicht der Körper oder der
Geist aus der Fassung komme bei den Übergängen vom Schatten in die Sonnen-
glut, aus der Sonnenglut in die Kälte, von der Tunika zum Anlegen des Panzers,
von lautloser Stille zum Feldgeschrei.
I. v. Pslugk-Harttung.

Schloß If, die Bastille Südftankreichs.

Die Gewalttätigkeit der Franzosen während des jetzigen Krieges hat viele
ihrer Gefängnisse mit harmlosen Deutschen und Österreichern gefüllt, welche im
Lande wohnten, oder dorthin als Geschäfts- und Vergnügungsreisende oder aus
anderen Gründen kamen. Eine dieser Stätten von geschichtlicher Bedeutung mag
uns hier beschäftigen.
Der Gegensatz zwischen strahlendem Sonnenglanze in bezaubernder
Landschaft und der Nacht furchtbarer Kerker wirkt nirgends ergreifender als
in den Mittelmeerländern. Schaudernd betritt man die grabesgleichen
Zellen im Dogenpalast zu Venedig und in dem drohenden Wasserschlosse
zu Este. Südfrankreich verlegte einige dieser Stätten des Schreckens, des
lebendigen Todes, wie zum Hohn auf das Leben nach besonders reizvollen
Inseln, von denen es freilich kein Entrinnen gab. So erhebt sich auf der
größeren Lerinischen Insel das Fort Ste. Marguerite, berühmt als Gefängnis
des lange geheimnisvollen Mannes mit der eisernen Maske und des Marschalls
Bazaine. Entzückt schweift der Blick von den hohen Burgmauern auf die
tiefblauen Buchten von Cannes und Antibes. Sie werden umrandet von
weißen Häusern und Villen, welche teilweise auch die Vorberge bedecken;
dahinter erheben sich bedeutende Höhenzüge, aus denen sich allerlei Ortschaften
abheben, zumal das altertümliche Grasse: einst ein reiches und mächtiges

Kloster, jetzt ein Hauptort für Parfümeriefabriken und Sommerfrischler.
Weit im Hintergrunde ragen die gewaltigen, teilweis noch schneebedeckten
Kuppen der Seealpen. Der Blick von L6rins auf die Küsten gehört zu
den schönsten der ganzen Riviera. Auch die Kerker sind hier nicht so schreck-
haft, wie viele andere. Der Mann mit der eisernen Maske vertrauerte
die langen Iahre seiner Haft in einem größeren Raume, welcher Licht
durch ein Fenster erhielt, das nach dem Meere hinausgeht. Bazaine samt
Familie bewohnte sogar mehrere Zimmer und konnte sich auf einem Hofe
mit herrlicher Aussicht ergehen, von dem die Gemahlin auch seine Flucht
bewerkstelligt hat.
Ein wesentlich anderes Gepräge zeigt das Fort If bei Marseille. Auch
hier ist die Gegend berückend. Ienseits des Meeresarmes erheben sich teils
bewaldete Bergzüge, aus denen zahlreiche Häuser hervorlugen, während
sich links die Hafeneinfahrt von Marseille mit ihrem starken Schiffsverkehr
befindet. In weiter Ferne verläuft sich die blauende Küste. Auf der
anderen Seite von If ragt eine Berggruppe, welche den Ort vom offenen
Meere abschneidet. Es sind die Inseln Ratonneau und Pomsgues, je
von 2590 Meter Länge mit Erhebungen bis zu 600 Metern, einst wie alle
Mittelmeerinseln bewaldet, jetzt kahl und grau. Pom^gues wird mit ihrer
Nachbarin durch einen Damm verbunden. Sie besitzt zwei Hafeneinbuchtungen,
von denen die eine als Quarantainestätte dient und deshalb ein Krankenhaus
hat, ein Sanatorium und ein Hotel. Beide Inseln bewehrte man mit
starken Befestigungen, um die Einfahrt zum größten Mittelmeerhafen zu
beherrschen. Denn wenn Marseille auch nicht als eigentliche Festung gilt,
so wird es doch durch 22 Forts und Batterien geschützt, von denen die
der Inseln den Mittelpunkt bilden.
Weit kleiner als die beiden Bollwerke ist If, einst berüchtigt als Staats-
gefängnis und dann weltberühmt durch Dumas Roman: Der Graf von
Monte Christo. Es handelt sich um einen einsamen wellenumfluteten Fels-
block von 300 Meter Länge und 170 Meter Breite, nur 3 Kilometer vom
Festlande entfernt. Verwitterte Burgmauern umziehen ihn und oben krönt
ihn das Felsenschloß, mit einem schweren viereckigen Turme, alles grau in
grau.
In Marseille unfern der berühmten Rue de la Cannebiö am Quai des
Alten Hafens harrt das Dampfboot, welches morgens einmal und nach-
mittags alle Stunden in 20—25 Minuten nach Chateau d'If fährt. Die
kleine Reise geht erst durch den Alten Hafen mit seinen vielen Schiffen.
Rechts erblickt man das alte Marseille mit seinen engen Gassen und wüsten
Schmutzhaufen. Die große Uhr eines einsamen Glockenturms, dessen
Kirche 1793 während der Revolution zerstört wurde, zeigt dem Fischer und
Schiffer die Zeit. Ferner heben sich das Rathaus und die alte Kirche

la Tourette hervor. Links ragt auf hohem Felsen der glänzende Dom
Notre-Dame-de-la-Garde, dahinter der festungsartige Bau von St. Victor
und die Masse des Forts St. Nicolas, im Vordergrunde das Palais-de-
Pharo mit schönem Garten. Nachdem man unter einem gewaltigen Kran
hindurch und am Fort St. Inan entlang gefahren ist, sieht man rechts die
großartige neue Kathedrale samt den mächtigen Hafenanlagen von Ioliette,
bis man schließlich ins offene Meer gelangt. Die Luft wird frisch, eine
Brise erhebt sich, die Wellen gehen höher, Mandoline und Geige ertönen.
Der Ausblick weitet sich. Zur Linken hat man den herrlichen Weg der
Corniche, überhöht von bewaldeten Bergen, in verschiedener Entfernung zwei
Leuchttürme, rechts die Inseln Ratonneau und Pomsgues. Bald ist If
erreicht und an einer flachen Stelle gelandet.
Auf holperigem, in Stein gehauenem Zickzackwege steigt man empor.
Wie unendlich viele Seufzer sind auf ihm ertönt, wie mancher Blick der
Verzweiflung suchte von hier aus zum letzten Male die schöne Welt. Oben
das eigentliche Fort wird von einer Mauer umgeben. Es enthält das Schloß
und mehrere Gebäude für die frühere Garnison: einen Artilleriepark, ein
Pulvergelaß und dergl. Ietzt zieht vor allem ein Restaurant das Auge
auf sich mit Stühlen und Tischen im Freien, dem Meeresarme und Fest-
landufer zugewandt.
Alles wird überragt durch das Schloß, oder wie es gewöhnlich heißt:
den Donjon: einen schwerfälligen Viereckbau, an jeder Ecke mit einem ein-
gebauten Rundturm versehen. Drei der Türme sind gleich groß, der westliche
(St. Christophe) ist ausgedehnter und höher. Der Donjon wurde von vorn-
herein nicht als Burg, sondern als Staatsgefängnis erbaut, gewissermaßen
als Bastille des Südens. Noch jetzt trägt es die Inschriftzahl seiner Voll-
endung: 1592. Den ersten Stein legte König Franz I. persönlich am
20. Dezember 1524. Der prunkliebende Herrscher war gekommen, um
den Bewohnern von Marseille zu danken, für ihren tapferen Widerstand,
gegen den Herzog von Bourbon. Zu Ehren der Anwesenheit des hohen
Gastes gab man glänzende Feste; unter andern, führte man eine Scheinsee-
schlacht auf, wo die Kanonenkugeln durch Orangen dargestellt wurden. Sie
bildete für viele den Anfang unsäglichen Leidens.
Über eine Zugbrücke gelangt man zum Tor des Donjon und durch
einen Gang in einen viereckigen Hof mit einem Brunnen in der Mitte.
Auf diesen Hof münden 14 Gefängnisse. Im Erdgeschoß befinden sich
ihrer fünf, von denen zwei durch die Helden des Dumasschen Romans bewohnt
gewesen sein sollen. Noch zeigt man das Loch, durch das Edmond Dantös
und der Abbs Faria in Verbindung traten. Die Mauern erweisen sich
von gewaltiger Dicke, die Luft ist feucht und tief die Dunkelheit. Die Räume
sind Begräbnisstätten, aber kein Aufenthalt für lebende Wesen. Über eine

Wendeltreppe gelangt man zu einer hölzernen Galerie des ersten Stockes, welche in die Türen von 9 Gefängnissen führt. Iene sind jetzt mit der Inschrift ihrer namhaftesten Bewohner versehen, deren richtige Anbringung sich jedoch bezweifeln läßt. Die Mehrzahl dieser Zellen wirkt nicht ganz so entsetzlich, wie die tiefer gelegenen, aber immerhin noch fürchterlich genug. Das dritte Gefängnis ist am größten; ein enger Gang verbindet es ebenso wie das vierte mit einem Rundraume in je einem der Türme. Im fünften Zimmer schrieb Mirabeau seinen „Essai über den Despotismus", der so viel zum Aufbrausen der Revolution beigetragen hat. Das sechste Gelaß barg den einbalsamierten Körper des Generals Kleber, der 1800 von Ägypten herübergebracht wurde, um zu Straßburg in imposantem Leichenbegängnisse beigesetzt zu werden. Besonders eigenartig wirkt der sechste Raum durch eine erhöhte Rampe. Hier saß das Revolutionstribunal und verurteilte 197 Menschen, darunter 66 zum Tode. Durch zwei Gefängnisse gelangt man zur Zelle für die zum Tode Verurteilten; zu einem engen völlig lichtlosen Raum ohne Zutritt von Luft. Für den hier eingesperrten Unglücklichen mußte der Tod als Erlösung erscheinen. Durch ein Loch in einem Fußboden sollen die Verurteilten oder deren Leichen ins Meer geworfen sein.

Steigt man vom Stockwerk eine Treppe höher, so erreicht man die obere Plattform und die Kapelle der Gefangenen. Letztere bietet sich als verhältnismäßig großer und luftiger Raum, der das Obergeschoß des emporragenden Turms St. Christophe einnimmt, während das davor befindliche flache Dach des übrigen Schlosses als Plattform einen ungehinderten Rundblick auf das weite, blaue Meer mit feinen sonnenbeglänzten Küsten und Inseln gewährt: ein erschreckender Gegensatz zwischen dem Gebilde der Natur und demjenigen von Menschenhand.

In Château d'If schmachteten stets ziemlich viele Gefangene, zumal vor der Revolution von 1789, wo es den Großen leicht fiel, irgend jemand durch einfache Anzeige oder „lettre äe cacdet" verhaften zu lassen. Augustin Fabre berichtet, das einzige Verbrechen von drei Eingekerkerten des Iahres 1775 hätte darin bestanden, daß sie schöne Frauen heirateten, welche von reichen und mächtigen Männern unterhalten wurden. Mirabeau schrieb: Sechs Gefangene schienen mir schlechte Kerle zu sein. Einer, mehr Narr als pervers, war auf Befehl eines nahen Verwandten nach If gebracht, der öffentlich mit seiner Tochter lebte. Alle übrigen erwiesen sich als jung, einfältig und unerfahren, außer einem unglücklichen Greise, dessen Tochter stark durch den Intendanten „protegiert" wurde. Für gewöhnlich befanden sich 25 bis 30 Personen auf der Insel, während der Revolution und anderen unruhigen Zeiten, wie 1793, 1848 und 1871, zählte man dort aber hunderte von Unglücklichen. Vom 15. Dezember 1851 bis zum 24. April 1853 waren 400 Menschen eingesperrt und zwar Leute aus allen Ständen, welche den

augenblicklichen Machthabern mißsielen. Im dritten Gefängnisse des Erd-
geschosses haben 116 politische Verurteilte nach den Unruhen des 4. April
1871 gesehen. Man sieht, das Gefängnis wurde lebhaft benutzt; und auch
gegenwärtig ist es kein Wallfahrtsort für Neugierige und Wißbegierige mehr,
sondern die Behausung vieler völkerrechtswidrig verhafteter Deutschen. — Manche
Verurteilte haben ihr Andenken durch Inschriften hinterlassen.
Von berühmten Häftlingen sind zu nennen: Bernardot, ein reicher
Marseiller Kaufmann; er fand sich im ersten Kerker des Erdgeschosses unter
der Beschuldigung eingesperrt, sich gegen den Kardinal Richelieu vergangen
zu haben. Da er in strengster Abgeschlossenheit saß, hungerte er sich in
11 Tagen zu Tode. Denselben Kerker soll später der Abl>6 Faria, Dumas
Romanheld, bewohnt haben, der sich 1811 von Rom vertrieben sah. Und
ebenfalls am gleichen Orte des Schreckens lebte ein Matrose 31 Iahre lang,
der seinen Kapitän erschlagen hatte. Nebenan zeigt man die Stätte Edmond
Dantös.
Die Gefängnisse des ersten Stockes umschlossen als ersten Bewohner:
Albert del Campo, einen Wahrsager.und Giftmischer, der 1588 in Air den
Feuertod starb. Ferner den Abl>6 Peretti, eingekerkert, weil er ein junges
adeliges Mädchen verführt haben sollte. Am 23. Iuli 1789 erhielt er seine
Freiheit zurück, trat als Freiwilliger in die republikanische Armee, wo er
sich zum Offizier empor schwang, bis er zu den Chouans der Vendse überging
und standrechtlich erschossen wurde. — Ferner haben wir Lajolais, einen Genossen
von Cadoudal und Pichegrü beim Attentat auf den Konsul Bonaparte.
Er starb nach vier Iahren (1808), wogegen sein Mitschuldiger, der Chevalier
d' Hozier, früher Page Ludwigs XVI., zehn Iahre im Kerker schmachtete,
bis er am 15. April 1814 die Freiheit erhielt. Den Mann mit der
eisernen Maske sah If 1686 nur kurze Zeit, als er nach Ste. Marguerite
gebracht werden sollte, ebenso den Herzog Louis Philipp von Orleans
(Egalits), den Vater König Louis Philipps I., der am 6. November 1793
zu Paris unter dem Fallbeile endete. Wohl als berühmtester Häftling
darf Graf Mirabeau gelten, der Volkstribun der Revolution. Er brachte
überhaupt einen großen Teil seines Lebens in Gefängnissen zu: in Manosque
wegen Schulden, in If auf Befehl seines Vaters, in Schloß R6 wegen
Ungehorsam, im Fort de Iour u. a. Mirabeau verlebte die 10 Monate
vom 23. April 1774 bis zum 23. Februar 1775 in If und schrieb hier, wie
schon gesagt, seinen Essai über den Despotismus. — Henri Mollard starb 1771
nach 16 Iahren Haft im Kerker. — Prinz Kasimir, Bruder des Königs
Ladislaus VII. von Polen, mußte ebenfalls einige Zeit Bekanntschaft mit
der Insel machen; er sollte Frankreich in spanischen Diensten verraten haben.
Auf Befehl Napoleons I. wurde der Ritter von Ballestros, erster Kammerherr
König Karls VI. von Spanien eingesperrt, und etwas später sah Boissin,

ein fanatischer Geistlicher, der 1816 den General Lagarde vor der protestantischen Kirche in Nlmes verwundet hatte, den gefürchteten Ort u. s. w. In der Tat, die kleine Insel If, welche zu einer Stätte des Genusses bestimmt zu sein schien, war und ist ein Aufenthalt des Schreckens und der Verzweiflung, erlangte damit freilich eine Bedeutung, die zu ihrem Umfange in keinem Verhältnisse steht.

Felix Freudenthal:

Berliner Erinnerungen an 1870/71.

Ungefähr mit derselben Plötzlichkeit wie in diesem Iahr brach im Sommer 1870 das Kriegsungewitter über uns herein: Kein Mensch hätte damals in den ersten Reisemonaten sich träumen lassen, daß auf die ebenso unvermuteten wie unerhörten Provokationen der Pariser Machthaber alsbald der blutige Tanz zwischen den germanischen Stämmen und dem Frankenreich beginnen würde, der nach gewaltigem Ringen den Deutschen die langersehnte Einigkeit und dem greisen Heldenkönig Wilhelm von Preußen die Kaiser-Würde verschaffen sollte. Ich war damals ein Iunge von kaum 17 Iahren und besuchte die Obersekunda des Werderschen Gymnasiums, das in drei einzelnen, rechtwinklig nebeneinanderstehenden, in der einen Ecke des Werderschen Markts tief verborgenen Häusern, die längst durch monumentale Prachtbauten abgelöst sind, ein ebenso behagliches wie amüsantes Dasein führte. Für jene Verhältnisse war es ein recht weiter Weg, den ich täglich zur Schule zurückzulegen hatte. Wohnten doch meine Eltern an der Ecke der Potsdamer- und Steglitzerstraße, also in einer Gegend, wo sich eigentlich die Füchse gut Nacht sagten, denn vor und hinter uns war freies Feld, und nur einige spekulative Köpfe hatten es gewagt, noch weiter nach dem Dorf Schöneberg zu mehrstöckige Wohngebäude zu errichten, in denen grade nicht die Elite der Berliner Gesellschaft Quartier zu nehmen pflegte. So mußte ich denn schon zu Fuß den Weg zum und vom Gymnasium zurücklegen, nicht ohne mit besonderen Einkaufskommissionen seitens meiner Mutter betraut zu werden, weil in unserem einsamen Bezirk viele Dinge nicht zu haben waren, die für eine Haushaltung erforderlich sind. Nur bei gar zu schlechtem Wetter konnte man den Omnibus benutzen, dessen Bedeutung in jener Zeit eine ganz hervorragende war, um dann anfangs der Siebziger der neuen und ungewohnten Erscheinung einer auf Schienen geleiteten Pferdebahn Platz zu machen. Mit größerem Vergnügen wie ich ist wohl

selten jemand zur Schule gegangen, denn es waren merkwürdige alte Herren,
denen unsere Ausbildung anvertraut war, teils weltfremde Sonderlinge teils
mit bedauerlichen Mängeln wie Schwerhörigkeit, Kurzsichtigkeit und Gedächtnis-
schwäche behaftete Greise, welchen die ausgelassene und übermütige Iugend
die tollsten Streiche spielte. Der größte Teil des Lehrerkollegiums mit-
samt dem trinkgeldlüstern Pedell Stange entsprach den invaliden, abbruchs-
reifen, höchstens zu einfachen Privatwohnungen geeigneten Anstaltsräumen, deren
oberste Klassen zum Teil Tür an Tür an Geschäfts- und Konfektionsräume
grenzten, und welche liebreichen Gespräche zwischen Verkäuferinnen und den
bejahrten Schülern der unteren Bänke zuweilen geführt wurden, brauche ich
nicht erst näher zu erläutern.
Unser Direktor Bonnell, ein grundgescheites kleines ehrwürdiges
Männchen, war in jungen Iahren der Lehrer und Pensionsvater des Fürsten
Bismarck gewesen, und der mächtige Kanzler hatte in dankbarer Ergebenheit
seine beiden Söhne dem ehemaligen Mentor und dem „Werder" (nicht dem
grauen Kloster, dem er seine erste klassische Bildung verdankte) in die Lehre
gegeben. Die natürliche Folge hiervon war, daß ein ganzer Schwarm
von Söhnen der Geburts- und Finanzaristokratie Preußens sich bei uns
einfand, viele glänzende Namen, die den energielosen Professoren gewaltigen
Respekt einflößten und keine rechte Disziplin, soweit nicht der Direktor
in Wirksamkeit trat, der übrigens bei Beschwerden meist den Schülern recht
gab, in der Schulmonarchie aufkommen ließen.
Originale, wie Papa Beeskow, der seine Unwissenheit in der Geschichte
hinter derben Witzen und intimen Privatgesprächen zu verbergen suchte, wie
Professor Wolff, der in den höchsten Fisteltönen die Oden des Horaz vortrug,
wie Professor Salomon, der schon allein durch sein groteskes, an Offenbachsche
Figuren erinnerndes Aussehen und saloppe Haltung uns die Helden Homers
verekelte, dürfte man gegenwärtig mit der Laterne suchen.
So standen für uns Iungen die Dinge, als ganz plötzlich in einmütiger
Begeisterung der gewaltige Nationalkrieg ausbrach, der endlich und zum
erstenmal alle Deutschen, Preußen, Bayern, Hessen und Schwaben, Sachsen
und Badenser, von der Nordsee und von den Alpen unter einer Fahne vereinigte.
Eine unbeschreibliche Begeisterung hatte ganz Berlin erfaßt; das neue Lied „Die
Wacht am Rhein" wurde Tag und Nacht, von arm und reich gesungen, ge-
spielt und gepfiffen, Notprüfungen fanden in allen Anstalten statt, und auch
vom Werderschen Gymnasium eilte eine stattliche Reihe Ober- und Unterprimaner
zu den Fahnen. Die beiden Söhne des Kanzlers, Herbert und Wilhelm
Bismarck, ebenso der verstorbene Chef des Militärkabinetts unseres jetzigen
Kaisers, der später in den Grafenstand erhobene Herr von Hülsen, traten
nach bestandenen Eramen, gleich vielen anderen Werderanern in die Armee,
von uns zurückbleibenden, denen ein ehrlicher Haß gegen Napoleon und

die übermütige französische Nation in den Gliedern lag, nicht wenig beneidet. Unserem Patriotismus mußten wir aber auf irgend eine Weise Luft machen, und so marschierten wir dann so oft wie möglich, es war ja nur eine Entfernung von höchstens zehn Minuten, zu den Linden, um an den Ovationen, die der einsam zurückgebliebenen Königin Augusta von Vereinen, Gewerken, Innungen u. s. w. dargebracht wurden, uns lebhaft zu beteiligen. Schülerkollekten für Verwundete und deren mittellose Familien ergaben manch hübsche Summe und es entspann sich ein edler Wetteifer zwischen den Berliner Gymnasien, um besonders hohe Betrage für die wackeren Vaterlandsverteidiger abliefern zu können. In der Residenz war nach Eintreffen der förmlichen Kriegserklärung Franzosenhaß und leidenschaftlicher Enthusiasmus einer kühlen Entschlossenheit, einer tiefen patriotischen Begeisterung und einer täglich wachsenden Zuversicht des Sieges gewichen, das Vertrauen zum alten sieggewohnten Herrscher, zum Kronprinzen und seinem Vetter Friedrich Karl, zu Wismars und Mottke war ein gradezu unbegrenztes, und dennoch erfaßte die Bevölkerung ein leises Beben, als in den ersten Tagen nach der Eröffnung der Feindseligkeiten bestimmte Nachrichten ausblieben. Der Name Napoleon und die von früher her gewohnte ,Hloi«" der französischen Truppen lastete noch schwer auf mancher bangen Seele. Um so ergreifender war der Iubel, als die ersten Depeschen in feuerroter Farbe auf den Litfaßsäulen prangten, in denen die Siege von Weißenburg und Spichern, die vollständige Niederlage Mac Mahons bei Wörth dem Publikum verkündet wurden. Die Freude, die die Nachrichten erregten, in allen ihren ergreifenden Einzelheiten schildern zu wollen, würde vergebliches Bemühen sein. Schlag auf Schlag folgte und immer neue rote Plakate enthielten in kurzer, markiger militärischer Sprache die märchenhaften Erfolge, die unsere tapferen todesmutigen Heere über die eitlen und dünkelhaften Phrasendrescher von jenseits des Rheins errangen.

Nun kamen auch die ersten Gefangenentransporte auf dem Anhalter- und Potsdamer-Bahnhof an. Alle Welt beeilte sich, die rothosigen Messieurs, vor allem die in abenteuerlichen Uniformen steckenden afrikanischen Turkos und Zuaven in Augenschein zu nehmen, und gar mancher, der diese schlappe, unsympathische, affenartige Gesellschaft betrachtete, lernte nun erst den Unterschied zwischen einem strammen disziplinbewußten deutschen Krieger und einem bummligen, respektlosen Mitglied der ßi»uäe n»tion näher kennen. Immerhin hatte der Patriotismus damals noch etwas sehr behagliches an sich. Eine Zeit, die noch nichts überhastetes, nervös erregtes, zur Schau trug, in der" weder elektrische Straßenbahnen, noch dahinsausende Kraftwagen den Lärm der Gasse vermehrten, in der weder Luftschiffe noch Flieger zu den tollsten und abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß geben konnten, in der noch kein Telephon mit wahren und falschen Nachrichten binnen wenigen Minuten

zahllose Familien in wilde Aufregung zu versetzen imstande war, ließ
jedem die nötige Muße, alle Mitteilungen eingehend zu studieren und in
Wirtshäusern und Weißbierstuben die Fortschritte unserer Armee am Stamm-
tisch zu erörtern.
Besonders lebhaft ging es nach den Ferien in unserem Gymnasium zu.
Der ausnehmend patriotische Direktor teilte jede neue Siegesnachricht
mitten im Unterricht den oberen Klassen mit und das Vivat und Hurra-
rufen, mit dem wir dann dem alten Herrn antworteten, tönt mir noch
heute in den Ohren. Meistens bekamen wir dann je nach der Größe der
gewonnenen Schlacht ein oder zwei Stunden, bei ganz gewaltigen Erfolgen
den ganzen Tag frei, und selbstredend wurde diese Zeit benutzt, um nach
dem königlichen Palais zu ziehen und dort an den patriotischen Erpektorationen
kräftig mitzuwirken. War Papa Bonnel besonders guter Laune, so gab
er etwas aus seinen Erlebnissen mit „Otto" zum besten, wie er in familiärem
Ton den Kanzler, seinen einstigen Pensionär, zu nennen pflegte.
Bald wurden auch die ersten eroberten Fahnen und Waffen, später die
mehr berüchtigten als wirklich gefährlichen Mitrailleusen nach Berlin gebracht
und, so weit ich mich entsinne, im Lichthofe des Zeughauses zur Schau
gestellt. Immer mehr erbeutete große und kleine Geschütze fanden sich ein
und wir studierten ihre Namen, ihre Zusammensetzung und Wirkung, wobei
ein freundlicher Unteroffizier die erforderlichen Erklärungen gab. Ganz
besonders steht mir noch der 2. September vor Augen, als der Direktor
mitten in der mir wenig angenehmen Mathematikstunde ins Schulzimmer
trat und freudestrahlend die Gefangennahme Napoleons und seiner Armee
verkündete. Da gab es kein Halten mehr. Auf Tischen und Bänken wurde
herumgetanzt, die Lösung der schwierigen Algebraaufgaben dem Teufel
und seiner Großmutter überlassen, und diesmal suchte zunächst jeder möglichst
rasch nach Hause zu gelangen, um die <ast unglaubliche Nachricht den An-
gehörigen zu überbringen. Ein wahrer Taumel hatte ganz Berlin erfaßt.
Selbst der kühnste Traum war hier von der Wirklichkeit weit übertreffen
und alles wetteiferte durch Aushang von Fahnen, durch Gesang, Musik und
festliche Umzüge der stürmischen Freudetrunkenheit Ausdruck zu geben.
Natürlich ging es dann wie immer zu den Linden, um der Königin
Augusta stürmisch Huldigungen darzubringen, die auch fortgesetzt auf dem
Balkon ihres Palais erschien und unermüdlich der begeisterten Menge zu-
winkte.
An den Fenstern der unteren Gemächer sah man dann öfters mehrere blonde
Knabengesichter, jedenfalls die Söhne des Kronprinzen, also vor allem unseren
jetzigen Kaiser, dem vielleicht schon damals der Gedanke nahe lag, daß auch
er es, wie fast jede Hohenzollerngeneration, mit den Franzosen zu tun

bekommen würde. Die Friedenshoffnungen, welche sich an jenen märchenhaften Sieg knüpften, sollten sich freilich nicht so schnell erfüllen. Noch harte Arbeit wartete unserer braven Truppen, um den Gegner vollständig niederzuwerfen, doch überall blieb der Schlachtengott den deutschen Fahnen treu, mochte es sich um Metz oder Straßburg, um Orleans oder Paris handeln.
Von größter Bedeutung wurde der 18. Ianuar 1871, als Berlin durch die feierliche Herstellung des deutschen Reichs im Schloß zu Versailles zur Kaiserstadt aufrückte, ein historisch einziges Ereignis, welches in unserer Schule mit Festreden, Gedichten von Lehrern und Schülern und besonders für diesen Akt komponierten Liedern gebührend gefeiert wurde. Die weiteren Heldentaten unserer Heere, die Schreckensszenen in Paris, hervorgerufen durch den Kommuneaufstand, die an die Namen Iules Favre, Thiers, Gambetta geknüpften Vorgänge sind zu bekannt, um hier weiter darauf einzugehen. Am 17. März 1871 kehrte das kaiserliche Hauptquartier nach Berlin zurück, der 74 jährige Herrscher umjubelt von alt und jung; war es doch der ritterliche Sohn der unvergeßlichen Königin Luise, der zum erstenmal seit einem Iahrtausend alle deutschen Stämme im Kampf gegen den Nationalfeind vereinigt hatte. Nur damit war man nicht ganz einverstanden, daß Eugeniens Gatte, der gewissenlose Urheber so vieler Trauer und so vielen Schmerzes, mit fürstlichen Ehren im Schloß zu Wilhelmshöhe untergebracht wurde. Andere wieder gönnten ihm jenen, durch den ritterlichen Sinn unseres neuen Kaisers angewiesenen Aufenthalt um so mehr, als ja dem von ihm provozierten Feldzug die Einheit Deutschlands und die Imperatorenkrone zu danken war.
Was brachten die Zeitungen nicht alles über die Rückeroberung der alten Reichslande Elsaß und Lothringen und über die fünf Milliarden Frank Kriegskostenentschädigung, eine für damalige Verhältnisse gradezu fabelhafte Summe, von der wir naiver Weise annahmen, die Franzosen würden sie unmöglich entrichten können. In phantastischen Berichten wurde genau geschildert, wieviel Eisenbahnzüge notwendig seien, um all das Gold über den Rhein zu schaffen, wie der Aequator kaum ausreiche, wollte man ihn mit den einzelnen Frankstücken bedecken, ja wie die respektable Strecke der Erde zum Mond erst einen Begriff davon gäbe, welche Schätze uns zugefallen seien. Natürlich benutzte unser Mathematiklehrer die gute Gelegenheit, allerhand kühne Rechenerempel mit den vielen Nullen zu verbinden, und da er es stets auf mich abgesehen hatte, war ich wohl der Einzige, der mit dem Milliardensegen auf nicht zu freundlichem Fuße stand. Schließlich nahte der unvergeßliche Tag des großartigen Siegeseinzugs des Gardekorps und des brandenburgifchen Armeekorps in die Reichshauptstadt. Iener denkwürdige 16. Iuni 1871 wird mir unauslöschlich im Gedächtnis haften.
Berlin hatte große, vielleicht die größte Gala angelegt, die den damaligen

Mitteln, Verhältnissen und Leistungen entsprechend nur irgend möglich war.
Für Korporationen, Vereine und Schulen waren in allen Straßen und auf
allen Plätzen, die die Truppen passieren mußten, stattliche Tribünen errichtet,
so für das Werdersche Gymnasium in der Königgrätzer Straße, die mit feinem
hellen Sand und Tannenreisern bedeckt war. Ein Fahnenmeer wogte aus
allen Festern, weißgekleidete Iungfrauen, heute längst ehrwürdige Großmütter,
deren tapfere Enkel jetzt unseren sieggewohnten Feldzeichen folgen, standen in
jedem Erker, auf jedem Balkon, um wahre Hekatomben von Rosen den Kriegern
zuzuwerfen; Teppiche und Guirlanden schmückten jedes Haus, und zahllose
Kränze wurden bereitgehalten, um sie den einziehenden Helden darzureichen.
Schon in aller Frühe hatten wir unsere reich dekorierten Bänke eingenommen,
aber gar manche Stunde verging, bis die Bewegung der Massen, die weit-
hinschallenden Hurrarufe und das Werfen von Blumen und Kränzen das
Anrücken der Truppen verkündete.
Es war ein Triumphzug im wahrsten Sinne des Wortes. Voran
die erhabene Gestalt des greisen Kaisers, dem in einiger Entfernung der
Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und andere Fürstlichkeiten folgten, dann
die reckenhaften Gestalten der Generäle, vor allem Bismarcks, Moltkes und
Roons, die mit donnernden, nicht endenwollenden Hochs begrüßt wurden,
und hinter ihnen in strammer Haltung die lorbeergeschmückten Männer,
deren Kraft und Mut wir die glorreichen Erfolge zu danken hatten. Viele,
viele Stunden währte der Vorbeimarsch und immer von neuem brach der
Iubel los, wenn ein neues Regiment mit klingendem Spiel anrückte oder
ein bärtiger Krieger seine Frau und Kinder umarmte, die sich in die
Soldatenreihen drängten, um den glücklich heimgekehrten Gatten und Vater
zu begrüßen. Abends trafen wir Iungen uns am Pariser Platz, der ebenso
wie die Linden taghell erleuchtet war; Freudenfeuer brannten hoch oben auf
dem Brandenburger Tor, auf sämtlichen Monumentalgebäuden und auf
allen Plätzen, die teilweise zur Speisung der Truppen seitens der Stadt
benutzt wurden; Musik und Tanz gab es überall in Hülle und Fülle.
Es war eine wunderbare Zeit; reich an Helden, reich an Siegen, reich
an Männern, die jeder in seiner Art gewaltiges leisteten. Doch beispiellose
Erfolge erwecken nicht bloß den Neid der Götter; gar irdische Größen, wie
das Krämervolk jenseits des Kanals und das scheelsüchtige von deutsch-
feindlichen Staatsmännern regierte Rußland begannen schon nach wenigen
Iahren mit den revanchelüsternen Franzosen in Verbindung zu treten.
Wenn es auch der Staatskunst eines Bismarck und der aufrichtigen Friedens-
liebe unseres Herrscherhauses stets gelang, die am politischen Himmel auf-
ziehenden drohenden Wolken zu zerstreuen, einmal mußte die Auseinander-
setzung mit diesen mißgünstigen, übermütigen und blutdürstigen Staaten
erfolgen.

Möge jetzt das scharfe deutsche Schwert, gezogen in gerechter Verteidigung unserer Eristenz und Unabhängigkeit, den zahlreichen Gegnern beweisen, daß wir gleich unseren Vorfahren zu siegen verstehen, daß niemand die Mutter Germania zu beleidigen sich erdreisten darf, ohne dafür in empfindlichster Weise gezüchtigt zu werden.

Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr. Ludwig Geiger:

Eine Denkschrift Ifflands über das Berliner Theater 1805.

Im Iahre 1805 waren drei Iahre verflossen seit der Einweihung des neuen Theatergebäudes in Berlin. A. W. Iffland, der 1796 zum Generaldirektor der Königlichen Schauspiele in Berlin berufen war, hatte, nachdem er sich sechs Iahre in dem alten Gebäude ziemlich hatte quälen müssen, seine Fähigkeiten als Schauspieler, Schauspielleiter und Verwaltungsbeamter in dem neuen Hause entwickelt und durfte im allgemeinen mit seiner Tätigkeit zufrieden sein.
Nach diesem dreijährigen Zeitraum glaubte er sich daher berechtigt und verpflichtet, eine große Denkschrift einzureichen, die in dem Folgenden in ihren ersten Teilen veröffentlicht wird. Sie ist dem Königlichen Hausarchiv in Charlottenburg entnommen, und ich verfehle nicht, der Verwaltung dieses Archivs, die mich auf ihre wertvollen Ifflandbestiinde hingewiesen und mir die Erlaubnis zu deren Benutzung gewährt hat, meinen ergebensten Dank abzustatten. Die ersten Abschnitte dieses großen Erposss lauten folgendermaßen:

Überblick der Angelegenheiten des Königlichen National-Theaters zu Berlin 1805.

Die Direktion und die Königliche Oberrechenkammer führen die Verwaltung und Revision von dem Etablissement des National-Theaters, nach bestem Wissen und gegebener Norm. Damit ist die legale Form desselben bewährt.
Selten hängt aber ein Unternehmen so sehr von den äußeren Umständen ab, wie dieses. Die Krisen der Literatur, des politischen Wetters, der Natur, die Marktpreise und die Art, das Maß, worin alle diese Umstände den Fieberzustand in der Menschenmasse mindern oder verstärken — davon hängt das schöne Licht ab, worin das ganze Unternehmen erscheint; oder der matte, trübe Flor, welcher den Glanz entstellt, dessen es fähig ist.
Die lebenslustige Bewegung der Künstler wirkt das rege Fortschreiten der Bühne. Dieses soll die nötige Einnahme schaffen, und die belebte Tätigkeit der

Führung soll — in der Regel — die Einnahme, nach Maßgabe des Bedürfnisses
nicht nur erreichen, sondern diese dazu erhöhen.
Die Einnahme des National-Theaters ist bloß auf den Anteil des Publikums
begründet. Das Ganze ist also ein spekulatives Werk.
Solche sind, ihrer Natur nach, verwickelt. Dieses aber, je mehr sein loser
Zusammenhang die Leidenschaften aufregt und sogar auf Spiel der Leidenschaften
berechnet werden muß, erschwert die Einfachheit der Maßregel, welche in allen
Führungen Gewißheit gibt. Oft sogar schließt sie dieselbe aus.
Daher kann die Führung des Theaters und ihr E«folg nicht nach gewöhn-
lichen Prinzipien bemessen werden; die Beurteilung derselben muß vielmehr nach
ganz außergewöhnlichen Umständen geschehen, und dazu muß man geneigt sein,
sich in deren Besonderheit versetzen zu wollen.
Deshalb, auch weil das Triebwerk eines so vervielfachten Wesens — man
könnte es eine Leidenschaftsmaschine nennen — sich früh abnutzt — daher mehr-
mals eine andere Zusammensetzung bedarf, sowie ein Glasofen alle Iahre zer-
schlagen werden muß, weil das Feuer ihn ausbrennt — wird es nötig, nach
Verlauf gewisser Perioden eine ästhetische Revision vorzunehmen, welche den
Standpunkt ergibt, von wo aus das gewürdigt werden muß, was ist; sowie er-
messen werden muß, was werden kann und wie man den Weg einschlagen will
zu dem, was werden soll.
Bei allem Scharfblick der Oberrechenkammer kann sie nur die Form, mit
dieser allerdings vieles sichern; aber der Geist, der verwendet oder versäumt
worden ist, bleibt unbemerkt mit seinen guten und schädlichen Eigenschaften.
Darum eine Rechenschaft von der ästhetischen Verwaltung, frei von Eitelkeit und
Heuchelei der verwerflichen Bescheidenheit.
Nach dem Urteil der Mehrheit darf man annehmen, das Berliner Theater
habe gewisse Vernachlässigungen erfahren, welche eine Bühne von diesem Range
nicht haben darf. Das Ganze ist in nähere Verbindung gebracht. Mit Mühe ist
der verderbliche Monopolgang, der das entschiedene Verdienst entkräftet, das
angehende lähmt, aufgehoben. Es ist allmählich ein feinerer Ton in die Dar-
stellungen gekommen. Die Besoldungen, welche bei mehreren zu gering waren,
selbst wenn sie mit auswärtigen Gehalten, wo nicht tägliche Arbeiten sind, ver-
glichen werden, sind verbessert. Die ehedem vorgefundenen Schulden sind
getilgt worden, ein namhafter Fond ist erspart.
In diesem Zustand befanden sich die Angelegenheiten des Nationaltheaters
am Schlusse des Jahres 1801.
Es ist nun zu untersuchen, wie sie seit Antritt des neuen Hauses, also vom
1. Ianuar 1802 bis jetzt, 1805, sich befinden. Bei bevorstehender Einreichung
des neuen Etats sind unvermeidliche Vorschläge zu machen, von welchen die
Direktion wünscht, daß sie so wohlerwogen erscheinen möchten, als versichert
werden darf, daß sie es wirklich sind. Zu dem Ende wünscht der Unterzeichnete,

daß — wenn es tunlich ist, Se. Majestät der König, als Beilage zum Etat diesen Überblick, oder einen Vortrag aus dessen Hauptinhalte allergnädigst aufzunehmen geruhen möchten.

Kunstbestand des Berliner Theaters in dessen Mitgliedern.

Der Tod des genialischen Künstlers Fleck hat eine tiefe Lücke veranlaßt. Sie ist verwachsen, aber nicht erfüllt. Die Frage des Publikums, die man oft hörte und noch hört: — „wer wird Fleck ersetzen?" — ist ein würdiges Denkmal für den Verstorbenen. Die Forderung, dieser Verlust solle unmittelbar ersetzt werden, enthält eine Unbilligkeit.

Das Genie kann nur durch das Genie ersetzt werden. Da dieses nicht gewöhnlich gefunden wird, und selbst, wenn es gefunden wird, doch nicht dasselbe, was vermißt wird, gefunden zu werden pflegt; so lag es der Direktion ob, zur Deckung der Lücke das Tableau im ganzen zu verändern, und das ist mit Erfolg geschehen.

Der Unterzeichnete vermehrte seinen Wirkungskreis als darstellender Künstler, brachte mit dem Schauspieler Reinhardt ein kräftiges Organ in den Zirkel, und sah auf dem Wege, wenn nicht stets den genialischen Teil, doch den Fortgang des Ganzen belebt. Letzteres mehr, als Flecks anhaltende Kränklichkeit es jemals zulassen konnte.

Reinhardt fand sich im ersten Iahre von der Kritik, wie er angab, mutlos gemacht, wollte überhaupt seiner Frau einen Platz erreichen, den das Publikum ihr nicht zugestand, einen Gehalt besitzen, der für das Verhältnis nicht passen konnte, man mußte, da er noch nicht Platz ergriffen, seinen fünfmal wiederholt geforderten Abgang eingehen, weil derselbe späterhin, bei vorauszusehenden steigenden Forderungen schädlicher geworden wäre.

Den Abgang der Schauspielerin Eigensatz mußte man zugeben, da sie von sechshundert Talern Gehalt, mit eintausend, die geboten worden, das Wiener Engagement doch vorzog. Vorzüglich aber, da Berlin ihrem Bestreben nie mit Beifallszinsen zusagen wollte.

Der empfindliche Verlust der Schauspielerin Meier ist nicht zu hindern gewesen, wieviel Mühe, Entsagung und Opfer, laut der Akten, auch deshalb verwendet worden sind. Sie mußte, auf ihres Mannes Verlangen, der Bühne entsagen.

Ihr Fach der edlen Mutterrollen ist durch die Schauspielerin Bethmann hinlänglich ersetzt. Die Gnade Sr. Majestät des Königs hat sie für die Entsagung — früher, als selbst das Publikum dies gewünscht hat, in das Fach der Mütter übergegangen zu sein, königlich belohnt.

Diese Belohnung ward zugleich mit Billigkeit erbeten. Denn wer mit gleichem Verdienst Maria Stuart und die Mutter in der Braut von Messina, zu-

gleich das mutige Mädchen in der Aussteuer spielt, Aline und Nina singt — in der Regel dreimal die Woche spielt, manchmal noch öfterer, nie Widerwillen zeigt, verdient als erste und einzige Künstlerin aller Bühnen diesen Gehalt. Sollte sie heut nicht mehr sein, würde das Employ, was sie in sich vereint, mehr als viertehalbtausend Taler an mehrere verteilt kosten, und doch schwerlich so, wie sie es erfüllt, erreicht sein.

Der Schauspieler Beschert — der Unentbehrlichste von allen, die da sind — ist, da man sich von mehreren Seiten sehr dringend um ihn bewarb, mit dem vorläufigen Versprechen einer Verbesserung von dreihundertfünfundzwanzig Talern erhalten worden. Da dessen Frau das Fach der niedrig-komischen Mütter in den Opern mit Erfolg angetreten hat, ist hierbei, in Hoffnung Allerhöchster Genehmhaltung, vereint mit des Mannes Unentbehrlichkeit, nichts zu viel getan.

Dieser Vorgang selbst hat sich im Augenblick der Todeskrankheit der Königlichen Frau Mutter ereignet, und gleich nachher waltete eine gewisse Scheu, den nächsten untertänigsten. Theaterbericht damit verlängern zu sollen.

Ein Unrecht — welches seiner Entstehung halber Nachsicht hoffen darf!

Oft hat man in Berlin den Wunsch geäußert, der Direktor möge für das Theater eine Pepiniöre errichten.

Diese Pepiniöre ist da. Man bemerkt sie im allgemeinen nicht, weil der Unterzeichnete es nicht hat über sich gewinnen können, den Sorgfältigkeiten, die er im stillen bewirkt und mit Fleiß geleitet hat, auf irgend eine Weise den Namen einer Anstalt zu geben oder geben zu lassen.

Eine Pepiniöre bildet sich unbemerkt aus den ausgewählten, angestellten Choristen und Choristinnen.

Aus diesen sind bereits hervorgegangen: die Schauspielerin Mebus die Ältere, Maas und Weber. Die Schauspieler Lamm, Lemcke und Rebenstein. Mehrere sind jetzt nach Weimar, Dessau und Königsberg abgegangen. Sie werden dort den Schulzwang der Anfänger von sich werfen und einst wahrscheinlich als Lieblinge hier erscheinen.

Welche Beispiele auch von außen her dazu verleiten könnten, und wie nahe es manchmal durch Härte gelegt wird, so hat die Direktion sich gleichwohl bis jetzt auch nicht die geringste Charlatanerie des Aufmerksamkeiterregenwollens durch Anpreisungen gestatten wollen. Zu hoffen ist, es werde dahin nie kommen müssen! Die Anführung der Sache hier, gehört zum Geschäftsgange.

Wenn bei dieser Bühne Kräfte vorhanden sind, deren Entwickelung jeder Tag beweist oder mit Sicherheit voraus verbürgt, so ist es ein Fehler, auswärts zu suchen, was man bei sich zu Hause besitzt.

So hat die entschiedene Bildung des Schauspielers Bethmann zugenommen.

Die Bildung des Schauspielers Beßel Sohn, für edle Väterrollen, nimmt zu.

Indes fehlt dieser Bühne noch ein Schauspieler für das Fach, was man

„Humoristische Alte" benennt. Der Schauspieler Reinecke wird, wie erwartet
wird, für dieses Fach dem Publikum sich produzieren.
Während die Schauspielerin Fleck in dem Fach der ersten Liebhaberinnen
der Schauspielerin Bethmann nachrückt, hat die Schauspielerin Maas mehr er-
füllt, als die abgegangene Eigensatz vermissen läßt, reihte sich dicht neben die
p. Fleck, so wie die p. Mebus in heiteren und Anstandsrollen und die p. Weber
in jungen Mädchenrollen mehr und mehr den Anteil des Publikums erlangen.
Die Schauspielerin Bethmann hat ihre beiden Tochter, Friederike und
Wilhelmine Unzelmann, welche bedeutende Erwartungen geben, seit einem Iahre
dem Theater unentgeltlich gewidmet.
Die Schauspielerin Döbbelin fängt an, mehr als vordem, Unpäßlichkeiten
unterworfen zu sein. Da sie ihrem Fache der ersten komischen Mütter bis jetzt
allein vorgestanden hat, wird es auf allen Fall vorsichtig gehandelt sein, auf
eine Erleichterung derselben Bedacht zu nehmen. Da ohnehin dieses Fach durch
eine Person zu schwach besetzt ist, wird alle Sorgfalt darauf verwendet, damit das
Ganze von der Seite nicht leide, indem zugleich gegen die p. Döbbelin jede Achtung,
die ihr nie genug zu lobender Fleiß und Betragen verdienen, beobachtet wird.
Das Bedienten- und Soubrettenfach ist nach und nach auf den Bühnen
leider ausgestorben. Dagegen haben die Verfasser eine Gattung Zwischenredner
entstehen lassen, welche mehr oder minder in flacher Charakterdeutung auftreten,
die den Anstrich des Humors haben oder des Sentimentalen. Für diese Art
Rollen bilden sich die Schauspieler Lemm und Lemcke, werden auch mit Erfolg
darin gebraucht. Der p. Rebenstein wird, — da er einen guten Tenor und Schau-
spieler von Talent verspricht, zu schönwissenschaftlichen Kennwissen geführt.
Dieses geschieht auf Kosten der Theaterkasse, da er es bei seiner Armut nicht
vermag, seine seltenen Anlagen aber es verdienen.
Es ist eine angenehme Pflicht, anzuzeigen, daß der Schauspieler Kaselitz
durch Fleiß und Eifer merkliche Fortschritte getan hat.
Den beiden mitgeteilten Abschnitten der Denkschrift folgt ein dritter:
„Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben". Da er zu sehr ins Detail geht,
seien nur die wichtigsten Angaben daraus in dem Folgenden ausgeführt. Als
jährliche Einnahmen nimmt der Direktor durchschnittlich 42 000 Taler an. Die
Ausgaben waren etwas größer, der Direktor entschuldigt dieses jährliche Defizit
mit den mannigfachen, nur teilweise erwarteten Unkosten des neuen Hauses, mit
der Anschaffung neuer und der Reparatur alter Dekorationen. Er glaubt aber
darauf hinweisen zu dürfen, daß diese Ausgaben hauptsächlich in den ersten
Iahren besonders groß gewesen seien, und stellt in sichere Aussicht, daß von nun
an größere Sparsamkeit geübt werden sollte. Dann aber macht er einige all-
gemein interessante Bemerkungen und beleuchtet endlich den Standpunkt, von
dem das Theater jetzt geführt werden müsse.

Diese Bemerkungen lauten: Für das Iahr 1805 zu 1806 ist der Plan gefaßt worden:
„Alle eingehenden Theaterstücke, wo es nur irgend tunlich ist, nach denen vorhandenen Dekorationsstücken abzuändern; das Quantum aber, welches im Etat für Dekorationen und Maschinerie ausgesetzt ist — mit Ausnahme der unumgänglichen Reparaturen —, nebst allen übrigen das Ganze in seinem Effekt nicht verringernden Ersparnissen, zur Schuldenzahlung zu verwenden."
Es muß angeführt werden, daß die Wendung, welche die dramatische Literatur seit fünf Iahren genommen hat, den Kassenverhältnissen nichts weniger als günstig gewesen ist.
Die Stücke häuslichen Inhalts, heiteren Scherzes, welche die Mehrheit anzogen, sind von einer Klasse literarischer Machthaber und ihrer Nachbeter verschrien, aus der Mode gebracht und dann zuletzt auch weniger geschrieben worden.
Schillers großes Genie gab der Gattung des großen Trauerspiels das Anziehende, das Hinreißende. Seine minder glücklichen Nachfolger sandten in ungefälliger Form, breiter oder verzerrter Sprache, gleichsam in Masse eine Menge wirkungsloser Versstücke ein, von denen einige gute Stücke, aber stets mit großen Kosten an Dekoration und Umgebung, wie wenig auch Ertrag vorzusehen war, gleichwohl gegeben werden mußten, wenn nicht das Berliner Theater den Anschein erleiden wollte, seine Tore dem, was ausschließlich der gute Geschmack genannt ward, verschlossen zu haben.
Das eigentliche Publikum ließ sich sagen, was man ihm täglich einprägte, daß man dergleichen Schauspiele sehen müsse und keine andern, blieb aber davon weg, suchte sich einen andern, ihm passenderen Zeitvertreib, und vergeblich war der Aufwand von Zeit, Kosten und Gedächtnis.
Das große Publikum fand bei jenen gelehrten Stücken nicht seine Novitäten, und Neuheit wollte es doch. Daher doppelte Anstrengung, um auch diese zu befriedigen, und bei all der Anstrengung gleichwohl die Frage, womit so viele in Berlin die Theatergespräche anfangen: „Warum nicht mehr neue Stücke?"
Während nun der eine, und zwar der sehr laute Teil, nur Gemälde der hohen Schule verlangt, verfällt ein anderer Teil der großen Masse auf Zauberstücke, Feenwelt und tragikomische Wunderbarkeiten.
Von da aus stammt der vorzügliche Teil der Dekorationsausgaben, mit dem Gefolge von Zimmerleuten, Tischlern, Schlosserarbeit, Nachtwachen, Nachtproben, Tagelöhnern, Vergütungen und Douceurs, welche das Ertraordinarium so sehr belasten, welche aber — um bei täglichen Vorstellungen den geltenden Punkt durch alle Schwierigkeiten, gleichsam mit Überflügelung der Zeit zu erreichen — unbedenklich verwendet werden mußten.
Nur ökonomisch gesehen, oder vielmehr die Theaterbegebenheiten nach ihrem Erfolge zurück zu beurteilt, läßt es sich sagen, daß man in diese Gattung minder hätte eingehen sollen.

Allein das Widersprechende, daß nämlich die Mehrheit, unerachtet sie Begierde nach Schauspielen dieser Art bewiesen hat, dennoch den Aufwand nicht nach der Erwartung ersetzen würde — konnte sich erst aus der Erfahrung beweisen. Da auch die literarischen Machthaber die ruhigere Gattung zu verschreien gewußt haben, welche Gattung blieb übrig?

Außerdem ist es dahin gekommen, daß selbst die ersten Dichter nicht verschmähen, zu der Maschinerie ihre Zuflucht auf sehr entschiedene Weise zu nehmen. Also würde man doch dem Dekorationsaufwande nur zum Teil haben ausweichen können.

Nachdem nun beide Teile bisher möglichst befriedigt sind, die, welche nur Verstandesweide wollten, und die Schaulustigen; da das große Publikum nach allen Versuchen, von dem, was es das gelehrte Schauspiel nennt, sich ganz entfernt hat, und von der Maschinen-Komödie sich allmählich zurückzieht: so scheint es nun möglicher zu werden, künftig in der Mitte zu gehen und mit dem Blick auf Kräfte und Konvenienz, für jeden Teil in einer gewissen bemessenen Folge etwas zu tun. !'

Standpunkt, von welchem die Führung des Berliner Theaters nun ausgehen muß.

Nachdem nun die grell auffallenden Fehler, welche neben etlichen Talenten ersten Ranges das Berliner Theater vordem entstellt haben, nämlich — schlechtes Memorieren, Mangel an Wohlanständigkeit, an Zusammenhang und Präzision, so überwunden worden sind, daß nur hier und da bei veralteten Personen die Spur davon zu sehen ist; so muß nun die feinere Bildung desselben eintreten, von welcher vor dieser Aufräumung der Haupthindernisse die Rede nur nebenher sein konnte.

Diese besteht darin, durch besondere Achtsamkeit, Erinnerung, Berichtigung und Wiederholung in den Proben, Ausführung einzelner Stellen, durch die mehr und mehrere Verwendung der jüngeren Talente von Kraft und Feuer — den Darstellungen mehr Sicherheit, Eleganz und jenen übereinstimmenden Ton zu geben, welcher den Reiz, den Lüstre der Vorstellungen ausmacht.

Die absolute Forderung nach neuen Stücken beweist einen nicht geordneten Geschmack des Publikums, oder die Flachheit, womit alte Vorstellungen gegeben werden. Durch Vermeidung des Letzteren muß man zu erreichen suchen, daß das Erstere aufhört. Gelingt das nicht, so ist die Führung vorwurfsfrei.

Der Unterzeichnete möchte es dahin bringen können, daß die Darstellungsweise des hiesigen Theaters vorzugsweise

„Die Berliner Schule"

genannt und als solche anerkannt würde! Er hofft zu dem Ende im Winter den jungen Schauspielern und Schauspielerinnen praktische Vorlesungen zu geben.

Ie mehr nun die Maschinenkomödie aus ökonomischen und ästhetischen
Gründen vermieden werden soll, je mehr Anstrengung des Gedächtnisses und der
Darstellungsweise wird verwendet werden müssen.
Dabei und bei der Lage der Dinge überhaupt ist es Pflicht, die billigen Er-
wartungen der Mitglieder, vor Einreichung des Etats, nach Gewissen vorzutragen.
Die literarischen Bemerkungen der eben abgedruckten Ausführungen, die
für den Standpunkt des Schauspielleiters von hohem Interesse sind, brauchen
wir im einzelnen nicht zu kritisieren. Wohl aber dürfte es nötig sein, über
einige Schauspieler, die in den ersten Abschnitten der Denkschrift erwähnt
werden, ein paar Worte zu sagen. Der erste ist der große Schauspieler Fleck, der
würdige Nebenbuhler Ifflands, der 1802 nach längerer Krankheit gestorben war.
Es gehörte zu den ständigen Vorwürfen, die gegen Iffland erhoben wurden, daß
er diesen Künstler während seines Lebens nicht genügend geehrt und nach dessen
Tode für keinen Ersatz gesorgt habe. Beide Vorwürfe sind nicht ganz unbegründet,
und doch werden sie vielfach übertrieben. Es kam naturgemäß während des
Lebens Flecks zu manchen Rivalitäten, im allgemeinen aber hat Iffland, selbst
ein Meister, den würdigen Konkurrenten mit Respekt behandelt. An dem Vor-
wurf, daß kein gleichwertiger Ersatz für Fleck geschaffen wurde, ist soviel wahr,
daß keiner zu nennen ist, der seit 1802 würdig an die Stelle des Verstorbenen
trat; unrichtig dagegen ist, daß Iffland sich, wie man wohl gesagt hat, aus Neid
dagegen wehrte, einen ihm gleichstehenden Künstler nach Berlin zu berufen. Denn
es gab wirklich in ganz Deutschland keinen Fleck wahrhaft gleichstehenden Ersatz-
mann, die wenigen Künstler, die etwa in Betracht kamen, waren entweder zu
fest in den Stellungen, die sie einnahmen, oder unzufrieden mit dem, was ihnen
von Berlin geboten wurde.
Über die meisten anderen, die in dem Erpos6 erwähnt werden, kann man
kürzer hinweggehen. KarlReinhardt hatte von Hannover 1802 in Berlin
gastiert, war von 1803—05 Mitglied der Berliner Bühne, konnte sich aber nicht
halten, weil die Offizierspartei vielfach lärmend gegen ihn auftrat.
Fräulein Eigensatz war von 1796—1803 in Berlin engagiert, brachte
es aber nur von einem Anfangsgehalt von 156 Talern auf 600 und mußte, da
dies zum Lebensunterhalt nicht ausreichte, die Berliner Stelle aufgeben. Die
Schauspielerin M e i e r ist die als Mimikenn berühmte Frau Hendel Schütz, die
zuletzt mit einem Dr. Meier in Berlin verheiratet war, und die 1804 abging.
Frau Bethmann ist die unvergleichliche Friederike Flittner, zuerst mit Karl
Unzelmann, dann mit Heinrich Bethmann verheiratet, seit 1795 in Berlin. Sie
war die weibliche Hauptkraft des damaligen Berliner Theaters, auch persönlich
gleicherweise beim Hof und beim Publikum beliebt. Eine der wenigen Künstle-
rinnen, die, eine starke Differenz 180? mit dem Generaldirektor abgerechnet, sich

stets mit Iffland vertrug und ihm auch nach seinem Tode durch ihren Plan, ihm
ein Denkmal zu errichten, die Treue wahrte. Die Art und Weise, wie Iffland
sich über diese bedeutende Schauspielerin ausspricht, ist außerordentlich hübsch
und anerkennend.
Auch F. I. Beschort gehört zu den starken Stützen des Berliner Theaters.
Er war 1796 nach Berlin gekommen und blieb, seinen ehemaligen Direktor
lange überlebend, bis 1827. Er war reizbar wie die meisten Künstler, so daß
es zwischen ihm und dem Direktor, der gleichfalls nicht über Engelsgeduld ver-
fügte, zu manchen Reibereien kam.
Die Zöglinge der Theaterpflanzschule (Pepini^re) brachten es mit Ausnahme
von Fräulein Maas nicht zu großen Ehren. Die Genannte, Wilhelmine Maas,
trat 1805 in das Berliner Ensemble ein und stieg entsprechend ihrer großen
Entwicklung von einer anfänglich mäßigen Besoldung bis zu der nach damaliger
Schätzung großen Summe von 1600 Talern. Sie war von 1802 bis 1805 in
Weimar gewesen und hatte unter Goethes Leitung gespielt, der sich selbst ein
Hauptverdienst an ihrer Ausbildung zuschrieb. Deshalb sind gerade die Goethe-
Korrespondenzen voll von Bemerkungen über diese Künstlerin und ihre Berliner
Wirksamkeit, z. B. die Briefe der Marianne v. Enbenberg, Zelters und Varn-
hagens v. Ende. Der letztere spricht (Goethe-Iahrbuch, Bd. 14, S. 60 ff.) in
einem Brief vom 5. Iuli 1812 allerdings von einem Gastspiel, das die Genannte
in Prag absolvierte, aber gewiß wird man das enthusiastische Urteil auch auf ihre
Berliner Leistungen übertragen können, z. B. die Worte: „Einzig ist sie durch
die erhabene Leidenschaftlichkeit, die eine höhere, unergründliche Wahrheit und
Bedeutung in das Leben überträgt."
Auf alle die übrigen in der Übersicht sonst erwähnten Schauspieler und
Schauspielerinnen einzugehen, kann bei dem hier zur Verfügung stehenden Raume
nicht versucht werden.
Dagegen lohnt es sich wohl auf ein in den Akten befindliches, den eben
mitgeteilten Dokumenten folgendes Verzeichnis der neuen und neu einstudierten
Stücke vom 1. Ianuar 1802 bis 10. Juli 1805 mit einigen Worten einzugehen.
Daraus ergibt sich, daß 1802: 32 Stücke auf die Bühne kamen, von denen
2? wirkliche Novitäten waren, 1803: 40, wovon 32 neu waren. Unter den 1804
aufgeführten 36 Stücken wurden 29 erstmalig auf die Bühne gebracht, unter den
20 Novitäten des ersten Halbjahrs 1805 waren nur 2 Neueinstudierungen. Es
würde sich lohnen, einmal in einer Fachzeitschrift diese ganze Liste mit Angabe
ihrer Verfasser abzudrucken, während Iffland die Namen nicht nennt und nur
kurze Bemerkungen über das Genre, dem das Stück angehört, und die Zahl der
Akte angibt. Unter der sehr stattlichen Zahl von Novitäten und Neueinstudie-
rungen sind Singspiele, große Opern, Lust-, Schau- und Trauerspiele ziemlich
gleichmäßig vertreten. Iffland selbst schrieb in jener Zeit so gut wie nichts und
berücksichtigte seine früheren Produktionen, soweit sie nicht zum ständigen

Repertoire gehörten, jedenfalls nicht übermäßig. Kotzebue ist ziemlich stark vertreten; im allgemeinen herrscht das Mittelmaß mehr vor als die Meisterwerke. Allerdings treten jene keineswegs zurück. Von Lessing wird allerdings nur Nathan der Weise genannt, von Goethe: Iphigenie und die „Natürliche Tochter", von Shakespeare, wobei freilich zweifelhaft bleibt, ob immer die Originalfassung zugrunde gelegt wurde: Coriolan, Macbeth, Romeo und Iulie, Iulius Cäsar. Den Vorrang hat Schiller. Neu einstudiert wurden: Wallensteins Lager, die Piecolomini und Wallensteins Tod; neu erschienen in diesem Zeitraum: Turandot, die Braut von Messina, die Iungfrau von Orleans und Wilhelm Tell. Man wird daher wohl sagen können, daß Iffland ein vielfältiges Repertoire zu gestalten wnßte, daß er bei aller Huldigung für den etwas niedrigen Geschmack des Publikums keineswegs Trivialitäten bevorzugte, daß er vor allen Dingen sich nicht selbst in den Vordergrund stellte, sondern daß er eine reiche Abwechslung von minderwertigen und trefflichen Stücken zu geben verstand. Sein Repertoire ist gewiß nicht schlechter, eher besser als das durch Goethe selbst in Weimar gegebene. Auch durch die Mitteilungen über die Kost, die er dem Berliner Publikum bot, und ebenso durch die anderen Ausführungen über den Zustand des damaligen Theaters und die Grundsätze seiner eigenen Direktionsführung erscheint Iffland als ein achtungswerter Repräsentant der Theaterleiter einer vergangenen Epoche.

Kennte Hanoum (Maria von Höbe),
Verfasserin von „Was der Außenwelt verschlossen ist" etc.:
Prinzessin IkbM

„Es war einmal!" In diesen wenigen Worten liegt tiefe Wahrheit, eine ganze Lebensphilosophie! Es war einmal! Wieviel Erinnerungen erstehen vor dem geistigen Auge — Erinnerungen an längst entschwundene glückliche und traurige Zeiten. Wie viele Gestalten sehe ich lebendig vor mir, die längst jene Reise antraten, von der es kein Zurück auf diese Erde mehr gibt. Da sehe ich z. D. die jugendschöne Ikbal^! Sie war die Enkelin eines Sultans! In Pracht und Glanz aufgewachsen. Ihr Wille galt in allem. Alles und alle beugten sich vor der Herrin dieses Harems! Sie war ebenso schön als gut, meine kleine Prinzessin, und zählte erst vierzehn Iahre, als ich sie zum ersten Male sah, an ihrem Verlobungstage, d. h. der Sultan hatte ihr den Gatten bestimmt. Sie hatte ihn nur als Kind gekannt; als sie den Schleier (Iaschmak) erhielt, mit dreizehn Iahren durfte sie ihn nie wiedersehen! Er war der Sohn eines Marschalls und

hohen Würdenträgers des Padischahs, und jahrelang hatte Prinz Said in Paris gelebt — um, wie sein Vater stolz sagte, dort den letzten Schliff zu erhalten.
Und Prinzeß Ikbal4 jubelte ihm entgegen. In ihrer Erinnerung lebte er als der liebe Spielgefährte mit dem herzigen Bubengesicht — voll Trotz und Zärtlichkeit — der seiner kleinen Prinzeß die schönsten Blumen brachte, — die buntesten Schmetterlinge, die süßesten Früchte! Sie war immer die Herrin, der er alles von den Augen absah — und wenn er einmal nicht so wollte, wie sie, dann schmollte sie, und er bettelte so lange, bis sie ihm lachend um den Hals fiel, ihn an seinen Ohren zauste und ihn ihren einzigen lieben Said wieder nannte.
Zum ersten Male sah ich nun diese vom Sultan und jedem, der ihr nahen durfte, abgöttisch geliebte Prinzeß als Verlobte.
Es war an einem herrlichen Sommertage, wie sie nur der Orient kennt, als ich in der Prinzessin Kalk auf Erlaubnis und Wunsch des Sultans durch all die leuchtende Pracht hinfuhr zum Weißen Palais, vorbei an dunklen herrlichen Zypressen und roten, in Blütenpracht stehenden Iudasbäumen flog mein Kaik, um bald vor dem Palais zu halten. Ehrerbietig und ruhig empfingen mich Sklavinnen, um mir Mantel und Schirm abzunehmen. Der Ober-Eunuch verbeugte sich, und ich stieg, ihm folgend, die teppichbelegte Treppe empor, unter jedem Arm geleitet und gehoben von einer Sklavin, bei den einzelnen Stufen, eine Sitte, die die Besucher zu ehren dort herrscht! Bald standen wir vor einem vergoldeten großen Gittertor oben angelangt. Der Ober-Eunuch öffnete mit goldenem Schlüssel —, geräuschlos fiel die Pforte hinter mir zu! Nun ging es durch lange Gänge und viele Portieren; still, geräuschlos folgten die Sklavinnen dem voranschreitenden Eunuchen und mir, bis wir vor einem goldgestickten roten Sammetvorhange Halt machten! Der Ober-Eunuch, oder Kißlar Agha genannt, klatschte dreimal in die Hände, und sofort erschien eine ältere Türkin in Chirka, langer Iacke von Seidenstoff und zwei hinten herabhängenden dünnen Flechten, der Tracht der Kalfas oder Oberhofmeisterinnen mit ihrem hohen goldenen Knaufstock, verneigte sich vor mir, entließ mit einer Handbewegung die tief bis zur Erde gebeugten Sklavinnen, der Kißlar Agha hob die Portiere und auf ihr „Bojurun", was soviel heißt als: „bitte", trat ich ein und stand in einem hohen Saal, der durch eine rosa Glaskuppel sein Licht erhielt und durchduftet war mit jenem geheimnisvollen Parfüm, wie es in den vornehmen Harems üblich war — damals! — Und vor mir inmitten des von langen Seitendivans umgebenen Saales stand die lieblichste kaum erblühte Mädchenknospe, die ich je gesehen, umgeben von ihren Sklavinnen, umflossen von dem rosa Licht, wie ein höheres Wesen! Bei uns hätte man sie noch für ein Kind gehalten! Mit ihren vierzehn Iahren war sie im Orient eine eben erblühte Mädchenknospe und verlobt — und so sehe ich sie heute noch vor mir, mit all dem Liebreiz, der diese schlanke, herrliche Gestalt umgab, die ganz in lange, weißseidene Gewänder gekleidet, in weiße duftige Schleier gehüllt, vor mir stand inmitten des großen Gemachs, um-

geben von ihren 22 Sklavinnen, alle in verschiedenfarbige Seide gekleidet, und
der Kalfa, die neben der Prinzeß ihren Platz hatte. Große blaue leuchtende
Augen, ein Teint blütenweiß und lange blonde Zöpfe, mit Perlen durchflochten,
hingen bis zu den rosigen Fußfersen und umgaben das zierliche Köpfchen gleich-
zeitig wie mit einer Krone. Zuerst verbeugte sie sich etwas schüchtern, dann
aber, als ich ihr gratulierte, kam ein Leuchten in ihre Augen, und jubelnd sagte
sie, die schönen Arme gen Himmel hebend: Ia, ich bin versprochen! Der Padi-
schah hat mir den lieben Said, meinen geliebten Freund der Kinderzeit, gegeben.
Glück mir zu wünschen ist nicht nötig. Ich halte ja in ihm mein Glück. Dann
fuhr sie schelmisch fort: Ikbal6 heiße ich! und Ikbal heißt Glück. Ich bin daher
.sein Glück und dadurch Said — das meine. Komm setze dich zu mir und sag
mir, gibt es bei euch auch so glückliche — wie nennt ihr es?" „Bräute," er-
widerte ich! — „Ia, Bräute", rief sie und klatschte in die kleinen Hände! Zu
meinem Erstaunen entschwebten darauf die jungen schlanken Sklavinnen, um
gleich mit einer Mädchenschar von vielleicht 25 jugendlich schönen Wesen wieder-
zukommen, die sich, an Rosenketten haltend, vor der Prinzessin verneigten und
aufstellten, während die Sklavinnen sich wieder hinter dem erhöhten Divanplatz
der Prinzessin gruppierten. Lachend sah Prinzeß Ikbal6 mein Erstaunen, die
weißen Zähne blitzten hinter den rosigen Lippen, die schelmischen Grübchen ver-
tieften sich in den Wangen, und dann rief sie vorstellend mir zu: „Meine Tän-
zerinnen!" und zu denselben gewandt: „Baschmak" (Anfangen). Die Kalfa
winkte mit dem goldenen Knaufe — Leben kam sofort in die jungen Tänzerinnen,
die bis dahin unbeweglich gestanden und unverwandt ihre Herrin angeschaut
hatten. Und nun fingen sie immer zu Vieren, vier hellblonde, vier braungelockte,
vier tiefschwarzhaarige, in ihren langen weißen Gewändern und Schleiern mit den
Rosengirlanden an zu tanzen. — Niemals habe ich etwas Schöneres gesehen!
In rythmischen, graziösen Bewegungen warfen sie sich die Rosen und Girlanden
zu, bald hoch über ihren Köpfen, bald unten durchschlüpfend, bald sich damit
umschlingend, bald im Vorbeischweben der Prinzessin Rosen zuwerfend, die dann
lachend „Teschekür (danke) rief und manchmal eine Rose wieder hinüber warf
zur ersten braungelockten Tänzerin, wenn sie besondes schön im Tanze vorbei-
fchwebte. Wohl eine halbe Stunde dauerte ununterbrochen dieser herrliche Tanz,
als dann plötzlich die Sklavinnen beiseite traten, auf einen Wink der Kalfa
(gesprochen wird fast nie, alles spielt sich in vornehmer Stille und Ruhe ab),
die Tänzerinnen auf den langen schmalen Divan sprangen, der zu beiden Seiten
des Saales längs der Wand des Gemaches weiter lief, einen Baldachin von den
Rosenketten über der herzigen Braut bildeten und wieder Rosen auf sie herab-
fallen ließen! Sie schüttelte die blonden Flechten, die mit der anderen Flechten-
krone dann, den Zöpfen mit Perlen und Rosen zusammen, die ganze süße, junge
Gestalt umgaben, und rief fort und fort lachend: „Ieter, jeter": genug, genug. —>
Aber die Sklavinnen sangen: „Ie mehr Rosen, je mehr Glück", bis die kleine

Prinzessin rief: „Wollt ihr, daß ich unterm Glück ersticke?" Ein Wink der Kalfa — da war es zu Ende. Das Tänzerinnen-Chor war mit einer gnädigen Handbewegung entlassen. Lautlos, wie sie gekommen, entschwebten sie hinter den roten Vorhang, den der Ober-Eunuch öffnete, um all die Iugend und Schönheit (denn liebreizend waren sie fast alle) besonders graziös, zu entlassen. — Ich war wie betäubt, als die kleine Prinzeß, mir beide Hände reichend, sagte: „Das ist mein Verlobungstanz." Und der Bräutigam, wollte ich fragen, als sie verstehend gleich antwortete: „O! den darf ich vor der Hochzeit nicht sehen, und die Tänzerinnen sieht er nur, wenn wir vermählt sind. Mein Herr und Padischah gab ihn mir zum Gatten — mein hoher Herr bestimmt auch den Hochzeitstag! Es würde mir Freude sein, dich oft und auch zu meiner Hochzeit zu sehen! Allah is marladik — leb wohl und gib mir die Freude, diese Rose als Erinnerung an meinen Verlobnngstag zu tragen." Damit reichte sie mir ein Etui, das eine prachtvolle Rose in Diamanten enthielt, verbeugte sich leicht und war entschwunden, ehe ich genügend, beschämt und überrascht, meinen Dank gestammelt hatte.
Ich war allein, im Zaubergarten der Rosen, die schon, an alle Vergänglichkeit erinnernd, anfingen zu welken — mit ihren letzten schwülen Düften den Saal parfümierend. Der Ober-Eunuch stand im hellen Sonnenlicht vor mir und geleitete mich in Begleitung der Sklavinnen ehrerbietig und stumm hinaus, schloß mit dem goldenen Schlüssel das Haremstor auf, und ich befand mich wieder in der Vorhalle des großen Palais, wo Dienerinnen mich in meinen Mantel hüllten und mich hinunter zum Bosporus zum Anlegeplatz der Kaiks (Gondeln) führten, und ich den für mich bereit stehenden Staatskaik der Prinzessin, mit 12 Ka-ikdschis (Ruderern) bemannt, bestieg. Alles still, vornehm ruhig, kein Laut ward gewechselt. Die Kaikdschis (Ruderer) setzten die Ruder ein — die Dienerinnen verbeugten sich — und fort flog ich, den schönen, unvergleichlich schönen Bosporus in leuchtendem Sonnenschein zurück, meinem Heim zu.
Das war die Verlobung Prinzessin Ikbal^s!
Und wieder vier Iahre später — steht in meinem Tagebuch — Rückkehr von der Trauerfeier der Prinzessin IkbabZ! Es war einmal! — Glück hat nicht Dauer auf Erden! — Oft hatte mich die junge Prinzessin nach der Hochzeit noch rufen lassen — und mit Trauer hatte ich gesehen, wie sie stiller und-stiller ward — bleicher, zarter. Die leuchtenden Augen mußten viel geweint haben! Doch n i e klagte sie, nie sprach sie aber mehr von ihrem geliebten Said, der bereits seit einem Iahr wieder in Paris weilte und wie die Fama sagte: mit der schönen jungen Frau eines griechischen Attaches — mit der er, nach verschiedenen anderen Geliebten — ein festes Verhältnis haben sollte! —
Sie sang wohl manchmal das wehmütig türkische Lied mit dem Refrain: „Auch der wildeste Vogel kehrt zurück — einst, in sein liebes Nest" — aber n i e eine Klage! Und wenn mir dabei unwillkürlich die Tränen in die Augen traten, kam sie leise mit ihrem rosenduftenden Taschentuch sie zu trocknen und sagte weh-

mütig: „Man muß auch dankbar sein für genossenes Glück!" Ich gewann Prinzeß
Ikbal4 immer lieber, verehrte und bewunderte dies junge herrliche Wesen! —
Da eines Tages kam man mich eiligst holen. Der zweite schwarze Eunuch
„Ibraim", seine Ruhe verlierend, stürzte in meinen Salon und rief: „Schnell,
schnell! zur Prinzessin Effendi — Kalk wartet!" — Er eilte fort, ich — schnell
Mantel und Schleier überwerfend, hinterher. Der Kaik führte mich in einer
Stunde, die mir qualvoll wie eine Ewigkeit vorkam, zum Palais der Prinzeß.
Ibraim antwortete nach Türkenbrauch auf keine Frage. Im Palais war alles
düster — weinende Frauen und Sklavinnen empfingen mich, und ich hörte immer
das eine Wort „öldi", tot, gestorben! — Ich flog, von ihren Sklavinnen be-
gleitet, die teppichbelegten Treppen hinauf zum großen Empfangssalon, wo ich
das „Glück" zum ersten Male sah! — Da lag mein „Glück", aufgebahrt in ihren
weißen Gewändern, die langen blonden Zöpfe aufgelöst, so daß sie wie in einem
Schleier von Haaren lag — meine herzige Prinzeß Ikbal6, unter Rosen gebettet,
und am Kopfende des Divans, das Gesicht in beiden Händen, saß zusammenge-
beugt — ab und zu auf das schöne friedliche Gesicht der jugendlichen Schläferin
schauend — Prinz Said! —
Ich wollte meinen Augen nicht trauen, doch er winkte mir, und ich sah in
ein gramentstelltes Gesicht. Leise sagte er: „Ich kam gestern zurück!" Dann
reichte er mir ein Blatt, das auf der Brust der ach so schönen Toten lag. Es
enthielt diese Worte in Türkisch: „Du kommst zurück, mein Said, nach langer
Trennung, zurück zu mir, mein Glück mit Dir! Dein Lohn sei mein Tod. Ewig-
geliebter, Du bist frei! Denn kein Band soll Dich binden, wenn Liebe Dich nicht
mehr band — an Deine Ikbal6."
So war diese edle Frau, dies junge schöne Wesen sich opfernd von ihm ge-
gangen, sein „Glück" hatte ihn verlassen, damit er ein anderes Glück finden sollte!
Gibt es etwas Selbstloseres? Ohne Vorwurf, ohne Klage war sie geschieden —
für sein Glück. Er war frei! — „Auch der wildeste Vogel! Einst kehrt er zurück
in sein liebes Nest" klang mir in den Ohren — die weiche, liebe Stimme, mit der
sie es gesungen; nun war er stumm für ewig, der Mund, der nur Worte der
Liebe für den geliebten Mann gehabt hatte. Still legte ich die Zeilen wieder
auf der edlen Toten Brust, drückte einen Kuß auf die lieben Augensterne, die nun
auf ewig geschlossen waren und die doch so oft nur in Liebe auf jenem, wie es
schien, nun gebrochenen Manne geruht, und verließ tiefbewegt das Trauerhaus.
Leise wehklagend saßen die Sklavinnen und Tänzerinnen zusammen. Still fuhy
man mich heim. Trauer hatten sie alle im Herzen, aber niemand entweihte die
Ruhe der Seligen durch lautes Weinen und Klagen.
Glück! Es war einmal! — Die Erinnerung aber an jene Zeit blieb wach
in mir und das Andenken an jene edle, schöne und liebreizende Prinzessin, die
nur eine Türkin war, wie man zu sagen pflegt und doch edler als manche hoch-
gebildete Europäerin, lebt fort in mir, lebt übers Grab hinaus, ihr gehörend

Die Mutter Lotte Stadthagen-Puggft
in treuem dankbarem Erinnern. Erinnerung bleibt ewig jung, sie ist die Patina
am Erz des Lebens.
Prinz Said fing nach einem Iahr, da er in stiller Trauer im Harem geblieben
war, doch wieder sein altes Leben an, fern von der Türkei. Es gibt Männer, die
können nicht treu sein, hatte einmal Prinzeß Ikbals gesagt — ein Herz zerbricht
vielleicht darüber — sie aber flattern weiter von Blume zu Blume, von Genuß
zu Genuß. Die leidenschaftliche Erregung berauscht, solange sie dauert, aber
solches Feuer brennt ab und hinterläßt dann nichts als kalte und weiße, graue
Asche, die bei der leisesten Berührung zerfließt — Kismet. — „Allah hat es so
gewollt." Wie hatte sie richtig gefühlt und ein Leben ohne seine Liebe hinge-
geben — als wertlos für sie — als erlösende Freiheit für ihn! Sein „Glück"
aber war doch mit Ikbals gegangen, denn siech kehrte er jedes Iahr einmal
zurück zu ihrem Grabe. — Niemand sah ihn — als der verlassene Haremspalast.
So kam und ging er — zurück in sein trotz allem Glanz und Genuß unbefriedigtes
Leben! —
Glück! Es war einmal! —

Lotte Stadthagen-Pugge:

Die Mutter.

Ein Novembermorgen. Auf dem Wochenmarkt herrscht kein rechtes Leben;
das liegt am Wetter. Es ist naßkalt, dazu so finster, als wäre es Mitte Dezember.
Die Marktleute stehen, auf Käufer wartend, mißmutig in ihren Ständen;
die Schultern nach vorn gezogen, die Hände in den Taschen oder unter der
Schürze, treten sie von einem Fuß auf den andern. Sie frieren. Frieren und
gähnen. Die meisten waren in der Nacht zum Einkauf in der Zentralmarkthalle
und haben nur wenige Stunden geschlafen, und wer geschlafen hat, gähnt trotz-
dem: das Gähnen ist so ansteckend bei solch schläfrigem Wetter.
„Det jibt heite keen Ieschäft nich!" ruft der dicke Obsthändler mit der blau-
roten Nase und den vergnügt blinzelnden hellen Äuglein der Alten ihm gegen-
über zu, die mit Scheuerrohr, Zwirn, Knöpfen und ähnlichem Kleinkram handelt,
den sie nebst ihrem Sitzschemel in einem Kinderwagen zum Markt fährt.
„Nee, nee, wenn't nich heller wird!" piepst die Angeredete mit ihrer dünnen
Stimme aus dem großen, braunen Umschlagetnch heraus.

„Wo hast du dir denn aba heite hinjebaut, Mutta?" wundert sich der Obst-
händler. „Wo soll da die Priesingen mit ihre Hiehner und Iänse zwischen?"
„De Priesingen kommt woll heite nich, unn hier hinter de Mauer zieht et
nich so."
„Kommt nich, wieso? Die kommt doch immer später."
„Der ihre Dochter is doch jestern bejraben."
„Wat? De Mariechen, de Bucklije?"
Die Alte nickt. „De Müllern dort uff't annere Ende" — sie macht die
entsprechende Kopfbewegung — „hat't erzählt, jrade, wo ick vocbeijefahr'n bin.
Die wohnt doch uffen felbichten Hoff mit se."
„So, so! Hm . .. ., det dut mer aba leid. Na, for so'n unjlicklijet, ver-
wachsenet Ieschöpf is et woll schon am besten so. Ick wer man nu'n bisken in't
Lokal jehn, friehsticken."
„De Lina soll mer'n Topp Kaffe bring'n, aba orndtlich heeßen!" ruft ihm
die Alte nach.
Die Nachricht vom Tode der buckligen Marie hat sich allmählich unter den
Marktleuten verbreitet. Es ist die Neuigkeit des Tages, die alle ein bißchen
belebt, weil sie sie aus der dumpfen, stumpfen Alltäglichkeit reißt. Sie gähnen
nicht mehr, und sie frieren auch weniger. Sie kannten sie alle, die bucklige Marie,
die jüngste Tochter der Priesingen, und stimmen so ziemlich darin überein, daß der
Tod für solch armes, verwachsenes Geschöpf das Beste sei. Einigen fällt ein,
daß sie das Mädchen in der letzten Zeit nicht auf dem Markt gesehen haben.
„Nee, da war se ooch nich," belehrt die Müllern, „unn det hat seine Irinde
jehatt!"
Sie verstehen. Was der Mund nicht aussprach, haben Augen und Hand-
bewegung nur allzu deutlich gemacht.
„Wer hat sich denn in der verkuckt?"
„Verkuckt?! De Olle hat'n ranjelootst, mit Iänsebraten unn junge
Hiehnchens unn all so'n Kram. Unn Iustav hier, unn Iustav da! Wat denken
Se denn? Nischt uffem Leibe, unn drinne erst recht nischt, so eener is froh,
wenn er unterkriechen kann, wo er'n orndtlichen Happenpappen findt."
„Aber det kann doch de Priesingen nich recht jewesen sind, so wie ick ihr
kenne," meint die Standnachbarin der Gemüsemüllern, „ick meene ....
Se wissen doch! Se war doch mächtig streng mit ihre Mächens."
„Mit de annern, ja! Nich vor de Düre konnten se abends en bißken stehn,
mit'n Schatz, wo doch nischt bei is, aber de Bucklige wat verbieten, nich inne
Tüte! Die is det Nestküken jewes'n, schon von Kleen uff! Mit keens von ihre
Kinner hat se sich so jehatt, unn't waren hibsche Kinner, wie mit det olle bucklije
Balg! So'n richtijet, jnietschijet Balg, mit allens bei Muttern rennen und

petzen. Unn die hat ihr recht jejeben unn keenen annern nich. Ick weeß noch,
wie se meenen Karle verpammst hat, wie er „ollet Höckerkameel" zu ihr Nestküken
jesagt hat. Unn um allens unn jedes is se jerennt jekomm'n und hat jeschrie n:
„Meen Kind woll'n se mer außstoß'n, meen Kind, meene Dochter, bloß, weil ihr
Ricken 'n bißken krumm is." 'n bißken krumm, danke! 'n janz jeherjen Buckel
hat se jehatt, unn bei welche Schneidern de Olle ooch jeloofen is, keene nich hat'n
ihr könnt wegschneidern."
„Na, nu is se dot, nu wird ja keener wat zu wiss'n kriejen von ihre Schande;
de Priesingen dut sich woll eher de Zunge abbeeßen, eh se det zujibt."
Unterdessen ist es heller geworden. Der Markt füllt sich mehr und mehr;
die Händler sind vom Verkauf in Anspruch genommen. So merken es die wenigsten,
als die Geflügelhändlerin Priesing kommt und an der gewohnten Stelle ihre
Bude aufschlägt. Sie ist eine derbe, dicke Frau mit starken Hüften und breitem,
fleischigem Gesicht. Sie ist blaß, und ihre Augen sind vom Weinen gerötet;
aber sie hantiert zwischen ihren Hasen und Gänsen so wie sonst. Der Kapotthut
aus Trauerkrepp sitzt ihr schief auf dem Kopf und ist ebenso wie die gestrickte,
schwarze Wolljacke voll kleiner Federn. Nicht lange, so weist die schwarze Alpaka-
schürze zahlreiche Blutflecke auf; denn die Hökerin kann so schnell von der Ge-
wohnheit nicht lassen, die vom Abziehen der Hasen und Ausnehmen des Geflügels
blutigen Hände an der Schürze abzuwischen. Einige Kundinnen, Damen, stehen
vor dem Stand. Von der Trauer der Hökerin merken sie nichts; ihr Einkauf
nimmt sie voll und ganz in Anspruch.
Da kommt mit ihrem Tablett, auf dem ein letzter Krug Kaffee dampft, die
Lina angelaufen:
„Mein Gott, Frau Priesing, eben höre ich, Ihr Mariechen .... Wie ist
denn das bloß möglich, so schnell?"
Die Augen der Händlerin füllen sich mit Tränen. Ihre klammen, blutigen
Hände greifen mechanisch nach dem Kaffeetopf.
„Ia, wie ist't meeglich, det frag' ick mer selber ooch," sagt sie langsam mit
halberstickter Stimme und läßt sich auf ihren Schemel hinter dem Verkaufs-
tisch nieder.
Die Damen sind aufmerksam geworden. „Ihnen ist die Tochter gestorben?"
fragt die eine. „Ach, das tut mir leid. Das junge Mädchen, das Ihnen früher
auf dem Markt half, das . . . ."
Ein Blick der Händlerin trifft sie, so flehend ....
Sie hat ihn verstanden. „Das mit den hübschen, braunen Augen?" voll-
endet sie ihren Satz.
Die Hökerin sieht sie dankbar an. „Nicht wahr, meine Dame, sie hatte so
schöne, liebe Augen?"

„Woran ist sie denn gestorben?" fragt die Lina; denn das weiß noch niemand auf dem Markt.
Die Händlerin zuckt seufzend die Achseln; dann erzählt sie:
„Se hat jejessen und hat jedrunken, bloß immer sagt se: Mutter, ick fiehl mer so miede. Wenn ick mer hinsetz, Kartoffel schäl'n, mer fallen de Arme reene weg. Unn denn war ihr de Luft so knapp. Orndtlich jejappst hat se. Unn der Dokter sagt, det is bloß von det Kind; wenn det erst da is, denn is allens jut!"
„Kind?!" entfährt es der einen der Damen.
Ihre Nachbarin will sie unbemerkt anstoßen, aber die Hökerin sagt ruhig:
„Ia, se hat'n Breitjam jehatt. 'n hibscher Mensch, 'n netter Mensch! 's hat ja nich sollen sind, aber er war so nach se, unn se war ihn so jut, so jut . . . .
Unn wenn zwee sich so recht von Herzen lieb ha'm, det 's doch det Scheenste uff Erden."
Sie sieht ganz glücklich aus, wie sie das sagt. Ein Weilchen schweigt sie.
Als sie fortfährt, hat das Gesicht wieder den alten, kummervollen Ausdruck angenommen.
„Wie se nu eenen Abend ja keenen Aten nich mehr kricht, schick ick wieder nachen Dokter, unn wo er kommt, sagt er: „Se muß schleinigst nachct Krankenhaus, det Kind muß jeholt wern'n"."
„Nachtens ham se det Kind jeholt, unnen annern Morjen war se dot.
In't Krankenhaus ham se jesagt, et is Nierenwassersucht jewesen."
Sie biß die Lippen zusammen und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. "'
„Unn war mer am mehrsten wurmt, det is, daß ick ihr hab fortjelass'n.
Wenn se nu schon sterben mußte, konnte se bei ihre Mutter sterben, nich mit de fremde Menschen drumrum."
„Das Kind hat ihr geschadet," meint eine der Damen, „die hätte bei dem Körperbau überhaupt kein Kind kriegen dürfen."
Die Händlerin wirft ihr von unten herauf einen strafenden Blick zu. „Nanu!
Da derfte woll manche nich!"
Sie fischt mit dem blutigen Zeigefinger eine Feder aus ihrem Kaffee und trinkt.
An den Stand tritt eine hagere Person in altmodischem, hellbraunem Regenmantel, mit gelbem Gesicht und gelben, dürren Händen.
„Denken Se man bloß, Frau Priesing, wat jestern beinah passiert is. Wenn ick nich jewesen war, hätten Se nu'n falschet Sarch in Ihr Irab."
Die Sprechende gibt jedem Satz Nachdruck durch ein Aufklopfen mit dem gekrümmten Zeigefinger auf den Brettertisch der Bude und ein so energisches Kopfnicken, daß man die Muskeln an ihrem langen, mageren Halse spielen sieht.

„Ick komme jrade dazu, wie se bei't Vernageln sind, unn da seh ick denn,
det is jarnich Ihr Mariechen, det is'n fremder, junger Mann."
„Mein Iott, mein Iott, is't denn meeglich?" ruft die Hökerin in größter
Bestürzung, „da sitzt man nu bei't Irab unn denkt, man is bei sein Kind, unn't is
jarnich wahr."
„Veruhjen Se sich man," tröstet die im Regenmantel, „ick hab den Schaden
ja noch verhietet;" und sie erzählt den Hergang ausführlich. Die Damen sind
fortgegangen, aber von dem lauten Organ der Sprecherin und den Schreckens-
rufen der Hökerin angelockt, kommen die Standnachbarn herbei, bleiben die Vor-
übergehenden stehen und hören zu. Denn das ist ein interessantes Thema, was
da verhandelt wird. Bald spricht der ganze Markt von nichts anderem als
Leichenverwechslung, Kirchhofsraub und Lebendigbegrabenwerden. „Bei so was
kann man sich so schön gruseln!" meint die Kaffeelina.
„Ich verstehe gar nicht," sagt die eine der weggehenden Damen zu der andern,
„wie die Frau die Schande ihrer Tochter so ausposaunen kann. Es wäre doch
gar nicht nötig gewesen, das zu erzählen; an Nierenwassersucht sterben ja auch
sonst Leute." Die andere pflichtet ihr bei.
Schande! daran denkt die Mutter nicht. Sie weiß nur, daß ihr Schmerzens-
kind glücklich war, daß es liebte und geliebt wurde. Allen, die es nur hören
wollen, möchte sie es erzählen, daß die Verstorbene keine Ausgestoßene war.

Catharina von Pommer-Esche:

Almendro. Roman-Novelle.

Erster Teil.

I.

Um neun Uhr erhob sich Don Adriano. Die Dienerin stellte die schrägfallenden Abstufungen der alten Holzjalousien auf: Halboffen. Im Schlafgemach waren die Fensterverhüllungen besonders an einem Fenster dringend notwendig. Sie schlössen die der Glasscheiben beraubten Fensterkreuze ab.

Seit acht Uhr hatte die alte Emilia in der Nähe des Schlafzimmers herumgekramt, um den Herrn durch ihr Gepolter zu wecken. Nun nahm sie die Bettdecke von rotem Damast, die mit Goldtressen reich besetzt war, von dem prächtigen Riesenbett ab, in dem Generationen der „de Moscas" geboren waren. Darüber ein kostbarer Gobelin mit der Abondanzia> eine Frauengestalt in blumigem Garten, rings um sie her eine Menge spielender Kinder, an ihrem Busen ein Zwillingspärchen. Wehmütig schaute Don Adriano de Mosca, der letzte seines Stammes, hinauf. Er war noch nicht in den Stand der heiligen Ehe getreten. Ein großer Herr, aber ein Ritter Habenichts in einem wundervollen Palast, dem schönsten in der Gegend weit und breit.

Nach zwei Stunden war seine Toilette beendet. Er war in der Nachbarschaft, nach Valhermoso eingeladen. Ein wundervoller Morgen mit dem ganzen Zauber des südlichen Frühlings. Im Chor sangen die Vögel auf den Zweigen, inmitten reicher Blütenpracht.

Don Adriano machte eine Wanderung durch die Säle. Er hatte schlecht geschlafen, schwer geträumt; ward nervös durch den wichtigen Schritt, den er tun wollte. Das kalte Wasser beim Waschen belebte ihn erst wieder. Auf dem wundervollen Sessel mit goldenen Füßen brach er zusammen, als er sich die Schuhe anzog.

An den notwendigsten Dingen fehlte es. Elend und Pracht! Es lag etwas Imponierendes in dieser Vergangenheit. Don Adrianos mächtige Vorfahren hatten im großen Stil und mit auserlesenem Geschmack gebaut. Lauter Säle, kein einziger kleiner Raum. Die Dachdeckung zeigte arabischen Einfluß, kunstvolles Mosaik — dazwischen das Wappen der de Mosca, in eingebrannten Ton-Farben von goldig-schiMmerndem Glanz, der den vielen Iahren erfolgreichen Widerstand geleistet hat. An den hohen Wänden im Innern hingen ganze Galerien von Ölgemälden, in anderen Zimmern Gobelins von seltener Feinheit des Gewebes

aus der Glanzzeit französischer Kunst. Arkadiens Schäferinnen, tändelnd mit ihren Galans; — ein Stück Frankreich, nach Spanien versetzt. Wie ein Museum erschien ihm sein Palast, in dem er sich fremd fühlte. Der Fußboden bestand überall aus Marmor, und auch an Statuen fehlte es nicht. Götter und Göttinnen standen an den Wänden in den Nischen. Don Adriano summte vor sich hin:

„Einsam irr' ich durch die Hallen,
Wo die Marmorbilder stehn,
Höre meine Schritte schallen,
Kann die Götter nicht mehr sehn,
All' die himmlischen Gestalten
In der Schönheit Strahlenkranz,
Sie verloren ihren Glanz.
Wenn ich durch die Reihen gehe,
Finde ich nur matten Schein,
Alles was ich fühl' und sehe,
Ist Erinnerung allein." —

Doch will ich nicht verkennen, daß sie mich packt — so redete er mit sich selbst und versank in tiefes Sinnen. Besonders fesselte ihn eine Wölbung, getragen von zwei kostbaren Säulen aus Onyr. Darauf thronte Sankt Georg, der Drachen-töter, in Marmor. Dann betrachtete er die Möbel aus der Zeit Alonso Canos, des Meisters spanischer Schnitzwerke. Aus echtem Kastanienholz gefertigte Kunstwerke: Szenen aus dem Paradiese; Adam mit Eva, die ihm den Apfel reicht. Aus dem Laub blickten allerlei Tiere, Affen, Papageien, Eidechsen, wunderbar erhalten. Über den vergoldeten Möbeln a Ia Louis XVI hingen Spinnengewebe, und die Polster mancher Stühle sind von Mäusen und Ratten angefressen, die hier freien Zutritt hatten, während der Palast jahrelang unbewohnt war. Das alte Faktotum der Familie, die Dienerin Emilia, hätte es für eine Verletzung der Pietät ge-halten, den Palast zu säubern und zu lüften, während der Herr auf Reisen war. Glanz war hier mit Armut vermählt. Die de Mosca waren einst die Beherrscher der Insel gewesen. Tüchtig zur See, waren sie durch Handel reich geworden. Aber alles auf vornehmem Fuße, wie Venedig in der Glanzzeit der Dogen. Die Moscas waren ein blühendes Geschlecht, einzelne tapfere Ritter hatten in den Kriegen Spaniens gekämpft. Durch weite Meere, nach allen Weltteilen brachten die Schiffe maurische und valencianer Majoliken, Seidenstoffe und Spezereien. Die de Moscas waren mutig ausgebildet im Streit gegen das Piratenwesen und ließen sich nicht überwinden, nicht einmal von den schlauen Genuesern. Alle Männer aus dem Geschlecht der de Moscas erhielten bei der Taufe ein weißes Kreuz mit acht Punkten auf das Kleidchen genäht. Das weiße Kreuz bedeutete die acht Glückseligkeiten. Zu Männern herangereift, ergriffen sie den Stand des Ordens der Ritter von Malta. Sie

leisteten viel zum Schutz der Küsten Spaniens. Fürsten und Potentaten waren herübergekommen, die de Moscas in ihrem Palast zu besuchen. Einige waren Admirale in der spanischen Königsflotte, andere wieder Gouverneure in fernen Kolonien unter Spaniens Flagge, manche schliefen den ewigen Schlaf auf der Insel Malta.
Es fand ein Tauschhandel statt mit Venedig. Dieses sandte Ebenholzmöbel mit Elfenbein-Intarsien an die Familie de Mosca, auch Riesenspiegel und Glaswaren. Die Seefahrer brachten Straußenfedern und Elefantenzähne aus Afrika. Iahrhunderte lang waren die de Moscas die Vermittler zwischen Morgen- und Abendland und borgten ihre Schiffe, besonders nach Frankreich und Holland. Der Reichtum floß ihnen in Goldströmen zu. Oft halfen sie den Königen. Trotz dieser ruhmvollen Vergangenheit hatte Don Adriano, der letzte de Mosca, gestern abend beim Spiel im Kasino seine letzten tausend Pesetas verloren, so daß er sich Geld leihen mußte, um heute nach Valhermoso zu fahren, wo er seinen Freund Don Cabruno besuchen wollte.
Don Adriano besah sich in einem Riesenspiegel und war versunken in sein eigenes Bild. Ein Adonis war er nicht, aber er trug den Stempel von Rasse und Vornehmheit — nach der Aussage einer Frau, die kurze Zeit Einfluß auf ihn geübt hatte. Es war eine Tochter Albions, Miß Anny Homspun, das Kind eines reichen Fabrikbesitzers, die allein durch die Welt segelte. In einem Pariser Hotel hatten Nord und Süd, Britin und Spanier sich kennen gelernt. Im Lift hatte Miß Anny ungeniert ausgerufen: Ah, ein Ribera, ein lebendes spanisches Bild! Dabei sah sie ungeniert Don Adriano an. Er war von gebräunter Hautfarbe, mit schwarzen, ausdrucksvollen Augen, beschattet von dunklen Augenbrauen, eine Adlernase, der Bart a Ia Henry IV, dazu ein elegant geschwungener Schnurrbart! „Ein Typ!" rief die schwärmerische Miß wiederum aus. Sie verliebte sich in Don Adriano, und wie er sich so im Spiegel musterte, zog dieses Stück Vergangenheit an ihm vorüber.
Miß Anny Homspun wollte sich mit Don Adriano verheiraten. Sie sprach ihm von den Millionen des Vaters. Aber Don Adriano floh schließlich vor diesem Schritt.
Er ging weiter durch seine Gemächer, aber ach, alle diese Kunstfchätze gehörten ihm nicht mehr. Sie waren an Gläubiger verpfändet. Eine wunderbare alte, goldene Kette, die Karl V. einst den de Moscas geschenkt, hatte Don Adriano bereits versetzt. Bald darauf hörte er, die Kette sei von einem Museum für hunderttausend Franks angekauft worden. Auch die Familienbilder gehörten ihm nicht mehr. Er trat ins Empfangszimmer, wo ihn seine Ahnen aus den Rahmen traurig anzusehen schienen. Wieviel geistvolle Pinselführer haben die Geschichte der de Moscas gemalt! Es gab Seeschlachten, Besiegung feindlicher Piraten und die einzelnen Helden waren alle Glieder der Familie. Die Gestalten hatten Leben, als wollten sie aus den Rahmen springen! Alte ernste

Männer, mit Ketten auf der Brust und turnbanartiger Kopfbedeckung, ferner
Krieger, hohe Militärs, in dunkler Stahlrüstung mit dem weißen Malteserkreuz
Von Bild zu Bild veränderten sich die Trachten. Dem Curaz folgte das Camisol
aus Samt oder Seide. Zwischen rauhen Kriegern und eleganten Kavalieren
tauchten die schwarzen Gewänder geistlicher Herren auf. Einige waren Würdenträger
von Malta, andere aus dem Iesuitenorden. Danach kam eine Reihe weißer
Perrückenträger, ganz glatt rasiert, in weiten Seidengewändern, mit Goldschnüren
verbrämt, das waren städtische Würdenträger. Die ruhmreiche Folge schloß mit
den Helden, die sich in der Schlacht bei Trafalgar ausgezeichnet hatten,
Offiziere der Marine mit kurzem Backenbart, gelocktem Haar, hohem Kragen, mit
goldenem Anker das schwarze Halstuch gestickt. Darunter der Urgroßvater Adrianos,
ein Alter mit hartem Ausdruck, einen Zug der Verachtung um den Mund. Als
Ferdinand VII. von seiner Gefangenschaft aus Frankreich heimkehrte, warf sich
jener alte de Mosca ihm zu Füßen. Er war eigens dazu nach Madrid gekommen
und erflehte die Wiederherstellung der alten Sitten und Gebräuche, denen von dem
immer mehr zunehmenden Liberalismus Gefahr drohte. Er war ein strenger
Patriarch und Anhänger des katholischen Glaubens.
Nun kam die Galerie der holden Weiblichkeit. Da waren Damen mit
schwülstigen Wulsten um die Hüften, in jener steifen alt-spanischen Gewandung
der Zeit Philipps II., „Fuaräa iulaliw" genannt. Velazquez hat viele Frauen
in jener Tracht gemalt. Eine der Damen nennt man heute noch die weise
Griechin — wegen ihrer Kenntnis der griechischen Literatur. Sie hatte bleiche
Gesichtsfarbe, schlanke Figur, ihr zarter Busen drängte sich schüchtern aus der
steifen eng anliegenden Taille hervor. Das fleißige Studium merkte man den
ernsten Augen an, als wenn sie soeben auf den unsterblichen Werken Homers
geruht hätten. Ein anderes Gemälde fesselte die Aufmerksamkeit Don Adrianos
in höherem Grade! Ein junges Mädchen von etwa zwölf Iahren in weißer
Perrücke, gekleidet wie eine Frau aus dem 18. Iahrhundert. Sie stand neben
einem Tisch mit einer Schale voll Blumen und hielt in der zarten Rechten eine
rote Rose von imponierender Größe, auf die sie mit kleinen Auglein wie
eine Porzellanpuppe sah. Eine sehr feine Malerei, aber ohne Geist, wie vieles
aus jener Zeit des großen Lurus.
In einem anderen Flügel des Palastes waren in Fresko < Farben die
großen Taten des Ferdinand Corte; verewigt, zum Teil verschwommen,
dennoch höchst sehenswert. Eine Glasvitrine enthielt Erinnerungen aus der
Indianerzeit, Trophäen aller Art, echte Perlmutter-Muscheln. Ein Gang führte
an der geschlossenen Haus-Kapelle vorbei, und gegenüber war die Bibliothek,
das Haus-Archiv, ein großer Raum, dessen Fenster auf den Garten gingen.
Hier saß Don Adriano gern am Abend und wühlte im Reichtum dieser Bücher.
Unweit dieses Raumes der Geistesnahrung lag die, ebenfalls weite, ungeheure
Räumlichkeit zur Leibesnahrung — „die Küche". Eine gewaltige, öde Leere

herrschte hier. Wo waren die vielen Kupfergefäße, die sonst in einer spanischen Küche nie fehlen? Hier grinsten nur die hohlen Vertiefungen aus den Wänden, von denen früher Messing und Kupfer gestrahlt hatte.
Don Adriano trat ein und begrüßte die gute Emilia mit einem freundlichen: Guten Tag. Neben der Küche war ein kleines Eßzimmer, das früher von der großen Dienerschaft benutzt wurde, aber schon den letzten de Moscas diente, da es mit dem Vermögen bergab ging. Ach! Wie glänzend waren einst die Gastmähler in diesem Palais. Alles strömte herbei, um sich gütlich zu tun an Speise und Trank.
Aber:
„Wenn die Armut durch die Türe
Kommt geschlichen in dein Haus,
Stürzt auch schon die falsche Freundschaft
Aus dem Fenster sich hinaus!" —
Das alte wunderbare Porzellan, das dem Spruche gefolgt war: Glück und Glas, wie leicht bricht das, war ersetzt durch billiges Geschirr gewöhnlichster Art. Eine herrliche Aussicht bot sich aus diesen Fenstern. Tiefblau lag das Meer da, dabei wiegten sich bei leisem Lufthauch hohe Palmbäume. Emilia kam mit einer Tasse dampfenden Kaffees, Milch, einem Stück Brot nebst Butter. Don Adriano war hungrig, erschrak aber heftig, als er in das steinharte Brot biß.
„Ja, ja, Seüor, es ist schlecht, nicht so, wie der Herr es im Kasino oder sonst wo gewohnt sind, aber ich konnte nicht backen, denn ich habe kein Mehl. Der Bauer hat den üblichen Tribut nicht gebracht. Die Leute sind auch zu undankbar und vergessen das früher Genossene."
Don Adriano sann nach. Richtig, auch jenes Bauerngehöft gehörte der Familie, aber es war allmählich mit Hypotheken belastet worden, und jeden Augenblick konnte auch dieser kleine Besitz ihm entfallen. Seine geringe Rente reichte gerade dazu, die letzten Löcher zu stopfen. Von den Tributen jenes Bauerngehöfts fristeten Don Adriano und die Dienerin Emilia ihr Leben.
Der Bauer hatte bestimmte Abgaben in natura zu leisten: zu Weihnachten und Ostern je zwei Schweine und etliche Hühner, in jedem Monat Eier, Mehl und die Früchte der Iahreszeit. So lebten der Herr und die Magd in der Einsamkeit des verfallenen Palastes, von der Neugierde der Leute beobachtet, wie zwei Schiffbrüchige.
Die Abgaben verringerten sich immer mehr. Der Bauer floh vor dem Unglück der Herrschaft.
Betrübt blickte Don Adriano die Alte an. Sie war eine treffliche treue Person. Sie trug noch die Tracht ihrer Heimat, ein Mieder von schwarzem Sammet mit zwei Reihen Filigranknöpfen und einen, hellen faltigen Rock. Das dunkle Haar war mit großen schwarzen Sammetschleifen hoch gebunden.

„Alle fliehen uns, meine gute Emilia," sagte Don Adriano, „am Tage,
wo dieser Wicht uns gar nichts mehr bringt, .trotzdem er es uns doch schuldet,
da werden wir beide einander wie die Kannibalen verspeisen müssen!" Die
Alte lächelte: „Der Herr hat noch immer Humor. Darin sind Tenor das
lebende Ebenbild Ihres Großvaters Don Orlando. Der Don hatte im allgemeinen
ein sehr ernstes Gesicht, aber er konnte sehr witzig sein, wenn . . . ."
„Dieser Zustand muß aufhören," erklärte Don Adriano energisch, ohne die
Miene der Dienerin zu beachten. Er ließ sie nicht einmal ihren Satz beenden.
„Ia, es wird heute noch anders, denn wisse, eh du es auf anderm Wege erfährst:
Ich heirate!"
Die Dienerin faltete die Hände, um ihre tiefe Teilnahme zu beweisen,
und richtete die Augen zum Himmel.
„Heilige Mutter Gottes! Ia, Zeit wäre es. Es hätte schon früher geschehn
sollen. Da wäre das Haus in anderem Zustand."
Neugierig forschte sie: „Ist sie reich?" Das bejahende Kopfnicken des
Herrn überraschte sie nicht. Es war selbstverständlich. Nur eine Dame, die über
ein großes Vermögen verfügte, konnte sich mit dem letzten de Mosca vereinen,
mit der Familie, die weit und breit hierzulande die erste war. Die arme Emilia
dachte gleich an ihre Küche, die sie im Geist mit Gefäßen aus Kupfer, blank und
leuchtend wie Gold, bevölkerte und mit einer Schar von Dienerinnen, über die
sie das Oberkommando führen werde.
„Und ist sie jung?" fragte sie weiter.
„Ia, viel jünger als ich, eben achtzehn Iahre geworden." Emilia musterte
den Don. Sie fand, er ist der schönste Mann im ganzen Land. O, sie hatte
den Knaben im Park und am Meeresstrand spazieren geführt. Nun war er aber
herangereift zu einem großen Mann: der letzte de Mosca. Damit war alles gesagt.
„Und ist sie aus guter Familie? Aus einem Adelsgeschlecht? Gewiß aus
einem der angesehensten hier. Oder etwa aus Madrid? Vielleicht eine stille
Liebe, als der Herr dort waren?"
„Nein, Emilia, es ist eine Bäuerin!"
Emilia wollte die Hände wieder falten, wie vorher, aus Schrecken diesmal,
aber plötzlich fing sie an zu lachen: „Nein, nein, was für ein gelungener Scherz!
Ganz wie der selige Don Orlando! Wie konnte ich das aber nur eine Sekunde
lang glauben?"
„Nein, Emilia, ich heirate wirklich eine Bäuerin, und zwar die Tochter des
Don Cabruno, und dort bin ich heut eingeladen."
Endlich ließ sich die gute Alte von der Wahrheit überzeugen. Ein wenig
schüchtern wiederholte es ihr Don Adriano. Mit offnem Munde stand sie da,
und die Arme sanken ihr schlaff herab.
„Herr! Herr!"
Mehr konnte sie nicht hervorbringen. Sie glaubte, die Sonne müsse sich

nun verfinstern, das Meer auf die Felsen lospeitschen, wie in Verzweiflung, aber
die Natur blieb ruhig, und der Sturm tobte nur in ihrem eigenen Innern.
Verstört lief sie in die Küche. Seit sie diese Schreckenskunde gehört,
flößte ihr der Palast Grauen ein. In den ehrwürdigen Gemächern war es un-
heimlich, — ob etwa Geister aus dem Schlaf der Iahrhunderte erwachten? —
Als die Alte allein war, hörte sie es in den Möbeln krachen, als ob sie
miteinander laut darüber redeten, wer da alles auf ihnen gesessen und geruht.
In einem Winkel stand die vergoldete Harfe von Don Adrianos Großmutter,
und ein leises Zittern, Äolsharfen gleich, flog über die Saiten. Vortreffliche,
gute und vornehme Menschen waren die de Moscas. Und nun, was würden
denn die Ahnen sagen? Eine Bäuerin als Gattin des letzten de Mosca! O, es
war nicht auszudenken. Emilia war so tief traurig, als sähe sie ihren lieben
Herrn in Todesgefahr. So sollte also das Geschlecht de Mosca enden, und Gott
konnte das zugeben? Sie begann den Herrn zu verachten. Welche Schande!
Was würde nur Dona Mona sagen, die stolze Dame, seine Tante, die manche
aus Spaß, andere aus aufrichtiger Verehrung die heilige Mona nannten.
„Leb' wohl, Emilia, zur Nacht bin ich zurück."
Die Alte dankte kaum. Als er aber weg war, hob sie die Arme empor und
bat die heilige Iungfrau, daß doch nur dies Schreckliche nicht geschehen möge!
Don Adriano schritt langsam durch den Park. Von hier aus sah er, daß
die wunderschöne Architektur völlig erhalten war und nichts von dem inneren
Verfall ahnen ließ. Da prangte über dem Hauptportal das Familien-Wappen,
aus dem Gestein der Marmorbrüche des Landes gefertigt ... an Ehre und
Ruhm erinnernd.
Langsam durchwanderte er den großen Park, in dem des Gärtners pflegende,
ordnende Hand fehlte, der aber doch in seiner Wildheit das Auge entzückte.
Er erreichte die Straße, wo sich ein Totalblick auf den Palast bot. Ein herrlicher
Fries lief oben am Gemäuer des Palastes entlang, mit Delphinen und anderen
Seefischen als Ornamente angebracht. Alles war von den Moscas und eigens
für die Moscas erbaut nach ihrem feinen, vornehmen Geschmack, wo Iahr-
hunderte hindurch eine Verschönerung der andern folgte. Nun, wenn Don Adriano
heiratete und das Vermögen des alten Adelanto Cabruno in seine Hände kam,
würden alle über die Auferstehung der Moscas zu neuem Glanz staunen! Also
nur Mut! Vorwärts!
Er nahm einen Wagen, und fort ging's gen Valhermoso! Da stand eine
Gruppe von Leuten in sehr kleidsamer Tracht. Sie stammten von einer anderen
Insel des Archipels, und er kannte sie aus seiner Kindheit. Da war ein Land-
mann mit Sohn und Tochter, der trug weiße Sandalenschuhe und ein weites
Beinkleid von blauem Tuch. Seine Bluse war über der Brust lose zusammen-
geknüpft, das Hemd blendend weiß. Darüber trug er einen dunkeln Mantel wie

einen Schal, an die römische Toga erinnernd. Auf dem Kopf saß ein mächtiger
Hut. Der Sohn war ebenso gekleidet. Hinter seinem linken Ohr steckte ein
grüner Zweig, üppige schwarze Locken drängten sich unter dem Hut hervor.
Sein Gesicht war tiefbraun, die dunkeln Augen blitzten. Die Tochter trug einen
kurzen Rock aus grünem Stoff. Darunter traten zierliche Füßchen hervor.
Des Busens reizende Formen ließ ein kurzes gelbes Mäntelchen ahnen, dessen
Ärmel mit reichen Filigransilberknöpfen, einer feinen Kunstarbeit, besetzt waren.
Die Haare scheitelten sich über der Stirn und wurden durch ein weißes Kopftuch
leicht gehalten, aus dem zwei schöne buntbebänderte Zöpfe herabhingen. Das
Mädchen trug einen Korb am Arm und musterte alle Vorübergehenden. Sie
war weiß und rosig ohne die Derbheit der andern Mädchen vom Lande. Die
Figur war zart, lieblich, verschämter Glanz lag in den madonnenhaften Augen.
Don Adriano ließ seinen Wagen halten und stieg aus. Ein Händler mit
fremdländischen Waffen aller Art hatte hier sein Zelt aufgeschlagen. Die beiden
Männer waren damit beschäftigt, Einkäufe zu machen. „Vater", sagte der Iüngling,
„hier sind ein paar gute Pistolen", auch prächtige Degen, alte toledaner Klingen.
Der ältere der Männer wandte sich um und bemerkte Don Adriano. — Seine
Überraschung war groß. Er ergriff die Hände des Seüor, und es hätte nicht
viel gefehlt, so wäre er vor ihm auf die Knie gefallen, während seine Stimme
zitterte: „Welches Glück, Sie wiederzusehn! Mein lieber Herr von ehemals!"
Neun Iahre waren vergangen, aber er war genau wie damals, und unter
Tausenden hätte er ihn erkannt. Don Adriano, ganz benommen von dieser
Gefühlsäußerung, konnte sich nicht gleich erinnern.
„Kennt der Herr mich wirklich nicht wieder? Iuan Miito, in alle Ewigkeit
Euer Gnaden treuester Untergebener einst, wie jetzt." Da lächelte Don Adriano:
„Ia, ich war als Kind ein Iahr auf eurer Insel. Ich hatte dort früher
auch einen Besitz, aber so weit entfernt, daß er mir kaum von Bedeutung schien."
In der Großmut des noch immer reichen Besitzers hatte er damals dieses
Stück Land dem Iuan Mä,to überlassen. Diese braven Leute hatten noch das
Gefühl, ihren einst'gen Herrn vor sich zu haben. Die Erinnerung seiner Großmut
lebte in ihren Gemütern fort. Juan M4to stellte seine Kinder vor. Die Tochter
zählte siebzehn Lenze, der Bruder fünfzehn, ein wohlentwickelter Iüngling, wie
auf dieser Balearen'Insel überhaupt ein schöner Menschenschlag gedeiht. Der Alte
trug das Herz auf der Zunge und berichtete sogleich Don Adriano von seinem
Leben, seinen Plänen für die Kinder. Seine Tochter würde einen guten Landmann
heiraten und seinen Grundbesitz erben, der Sohn hatte einen hellen Kopf und würde
auf die Universität gehn. „Und Sie, Seüor Adriano, wie verbringen Sie die
Zeit? O, ich habe Sie noch als Kind gesehn, als Sie mit Ihrer Frau Mutter
an die Küste in meiner Heimat kamen — zur Sommerfrische. Da habe ich Sie
gelehrt, Vögel zu schießen, aber nicht solche, die singen. Niemals soll man

eine Nachtigall töten. Das tun wohl die Italiener, welche schon unter Lukullus
Lerchen verspeisten — so etwas geschieht aber hier nie. Wir schössen wilde Tauben
und Raubvögel. Wißt Ihr noch? — Die Zeit vergeht, ich habe selbst große
Kinder und sehe Euch, Seüor, nun wieder. Ihr wart lange auf Reisen, nicht
wahr? Ich bin mit meinen Kindern heute hergekommen, weil sie die Hauptstadt
noch nicht kannten. In Amerika sind schon manche meiner Landsleute von der
Nachbarinsel gewesen, aber hierher kommt man selten. Sie halten uns für
Halbwilde, als ob wir nicht alle Kinder Gottes wären! — Nun freut sich aber
der Juan unbändig, seinen lieben Herrn zu sehn, ich hätte auch über einen
Handel mit Euch zu reden." Don Adriano hörte erstaunt auf. Iuan sprach mit
einer gewissen Schüchternheit, indem er sich in seine eigenen Worte verwickelte:
„Die Mandelbäume sind der Hauptreichtum in Pentosa — dort bei mir. Die
Ernte war im vorigen Iahr gut, und in diesem Iahr verspricht sie, noch besser
zu werden. Die Früchte werden gut bezahlt und nach den Städten herübergeschafft,
und nun wollte er Weizen säen und vorher das Erdreich kultivieren, von Steinen
befreien, fruchtbaren Boden schaffen. Denn der Weizenbau macht sich gut bezahlt."
Adriano war immer erstaunter. Was konnte das denn für Bodenbesitz sein? Besaß
er denn dort noch etwas? Iuan lächelte: „Es ist nicht etwa ein Landgut, das
Seüor dort noch haben, nur eine ins Meer ragende Halbinsel, aber mit einer
ganz guten Gelegenheit zu Anpflanzungen. Erinnern sich Seuor nicht? Da steht
ein Piratenturm, eine alte Befestigung, noch aus den Zeiten der Korsaren, wo
Don Adriano als Kind Kriegsspiele mit eingebildeten Feinden ausführte." Ach
ja, der Turm! Nun entsann er sich. Die alte Feste war wohl ein Eulen- und See-
adlernest geworden, das ganz baufällig sein müßte:
„Ia, mein guter Iuan, damals ist jene Landzunge mit dem Turm nicht an
dich verkauft worden — wegen ihrer Untauglichkeit. Du kannst natürlich haben,
was du wünschest, ich werde wohl nie mehr dorthin kommen, wo ich einst als Kind
gespielt habe." Iuan sprach noch von künftigen Tributzahlungen, wenn der Boden
dort ertragsfähig sein würde. Don Adriano hörte kaum hin, aber er betrachtete
die Tochter. — So schön war diese Tochter Evas! Er konnte nicht anders, als
dem Vater ein Kompliment machen:
„Sehr schönes Mädchen, die jungen Leute müssen ja ganz toll hinter
ihr her sein!"
Der Vater zeigte ein glückliches 'Lächeln. Don Adriano rief ihr nach
Landessitte zu: Seid gegrüßt! Sie senkte den Blick und dankte bescheiden:
„Nein, nein, ich bin nicht schön, aber die ergebenste Dienerin Euer Gnaden."
Don Adriano lud die Familie noch zum Abend in seinen Palast ein. Es
gab zwar kaum etwas zum Essen, aber es war der gute Wille. Die Gastfreundschaft
lag den de Mosea im Blut. Am Abend würde er zurück sein von Valhermoso:
„Lebt wohl," und er bestieg wieder sein leichtes Gefährt.

n.
Als Don Adriano die Stadt im Rücken hatte und grüne Fluren ihn um-
gaben, bereute er seine Lebensführung. Das ganze Iahr hatte er die Stadt
nicht verlassen, die Abende in Cafes zugebracht, die Nächte im Kasino, wo er
spielte. Daß es ihn nicht hinausgelockt hatte in die freie Natur mit dem wür-
zigen Kräuterduft! Wenn seine Verhältnisse erst wieder geordnet wären, dann
wollte er wie seine Vorfahren auf dem Lande im Sommer ein beschauliches
Dasein führen. Durch wildromantische Gegenden zog sich die Fahrstraße bis
zu einem Kreuzwege, wo es auf der einen Seite nach Valhermoso, auf der andern
nach Solera ging. Dort, in dem schönsten Teil der Insel, einem wahren
Hesperidengarten, besaßen die Moscas auch ein Landhaus inmitten von Orangen-
gärten und Pinienwaldungen. Die Baumstämme steckten in der Gewandung von
Efeu und Immergrün, aus dem die großen blaulilafarbenen Semper-Vivum«
Blüten hervorlugten. Die Häuser der Landleute waren dicht mit Kletterrosen
bewachsen. Ein gesegnetes Stück Erde. Da lag der friedliche Hafen, reich an
Fischen, wo einst der kleine Adriano mit der Mutter und Emilia lustwandelte.
Hier wurde eines Tags die Erinnerung an den Sieg der Insulaner gegen die
Türken gefeiert. Der Priester sprach schwungvoll und entrollte ein Stück Geschichte.
Besonders lebhaft war in Don Adrianos Erinnerung, wie mutig sich zwei Frauen
aus Solera benommen haben. Zwei schöne Soleranerinnen waren von Türken
überfallen, die Gelüste trugen, ihre Harems zu bereichern nach der langen
einsamen Fastenzeit auf dem Meer . . . Ohne Furcht ließen sie die Piraten
herein, schlössen aber dann ab, erschlugen den einen mit dem eisernen Türriegel,
den andern trafen sie mit Steinwürfen.
Adriano liebte diesen weltentrückten Hafen, er entsann sich der Wunde»
geschichten, die seine Mutter ihm davon erzählte, besonders von dem Heiligen
Aventuroso, einem tugendhaften Mönch, der entrüstet war über die Liebschaft
eines der spanischen Herrscher mit einer vornehmen Dame, der schönen Aldemosa.
Aber der Fürst war taub für jede Mahnung, da wollte der Mönch die Insel der
Versuchung verlassen, doch erließ der Fürst ein Verbot, wonach kein Schiff, keine
Barke ihm zur Verfügung stand. Der Heilige stieg hinab an den Hafen, breitete
seinen Mantel auf dem Wasser aus, und siehe da, der Mantel trug ihn hinüber
ans Festland der iberischen Halbinsel. Da läuteten alle Glocken, und das Volk
von Iberien kam herbeigeströmt, den Heiligen in seiner Wunderbarke zu empfangen.
Der kleine Adriano wollte von dieser Geschichte immer mehr wissen, und da wurden
dann die alten Fischer geholt, die führten ihn zu dem Felsen, wo der Mönch
um Gottes Schutz gefleht hatte. Der Fels zeigt die Form eines Kapuziners.
Das hat auch die göttliche Allmacht vollbracht, um der Frömmigkeit ein bleibendes
Denkmal zu setzen. O, die selige Kinderzeit, wo er Auge und Ohr hatte für
solche Wunderlegenden. Sie sprachen lebhaft zu seinem empfänglichen Gemüt.
Der Weg nahm eine andere Richtung, sie ließen Solera im Rücken.

Valhermoso hatte er nur einmal besucht, als er schon erwachsen war. Er wollte
sich das berühmte alte Kloster ansehen schon wegen der prächtigen Olivenbäume,
die nie gestutzt wurden, wie in Südfrankreich, wo man auf diese Art größere
Früchte zu erzielen sucht. Hier läßt man sie urwüchsig ihre Zweige ausbreiten,
wie's ihnen gefällt. Alle Künstler sind verliebt in diese Gegend. Wieder wandte
sich der Weg. Nun ging's bergan in Schlangenlinien. Da sind die würdevollen
Bäume, die von Iahrhunderten reden könnten! Wenn der Meereswind über
das Laub hinfährt, dann tönt es aus den silbernen Blättern wie geisterhaftes
Flüstern. Zu Füßen war saftiges Grün mit Tausenden lieblicher Blumen.
Welche Gestalten! Dieser alte knorrige Olivenbaum da gleicht einer L02,
«»nLtrictol, mit Ringen um den Leib, manche Stämme sind ganz gespalten
und lassen den blauen Himmel hindurchscheinen, andere Oliven sind gebeugt von
der Last der Iahre und nahen sich mit ihren Häuptern der Erde wie alte
gebückte Menschen, dazu singen die Vögel lustig im blauen Äther.
In Don Adriano wogten die Gedanken auf und ab. Der Franzose Gustav
Dore hat sich hier begeistert für seine phantastischen Bilder. Aber das ist noch
nicht alles. In dieser Gegend hat einst ein berühmtes Künstler- und ein Liebespaar
geweilt, eine geistreiche französische Schriftstellerin und ihr Geliebter, ein bedeuten-
der Musiker. Eines Tages landete hier ein Schiff, das ein wunderliches Gepäck
mit sich führte. Ein großes Piano war dabei, wie die Insulaner noch keins
gesehen hatten. Zunächst ließ sich das Paar mit zwei Kindern, einem Knaben und
einem Mädchen, in einer Posada nieder, bald fand sich für sie ein Landhaus.
Der Mann schien leidend zu sein. Er war jedenfalls jünger als die Frau,
bleich, durchsichtig, die Augen leuchteten im Fieberglanz, und die Brust quälte
ein kurzer trockener Husten. Ein feiner Backenbart beschattete seine Wangen, und
üppig schwarzes Haar krönte in Locken die Stirn. Sie war tüchtig im Haushalt,
spielte mit den Kindern, selbst wie ein Kind, war heiter, guter Laune und nur
dann traurig, wenn der Geliebte hustete. Etwas Erotisches hatte dieses Paar
an sich, das ganz außerhalb der Gesetze der menschlichen Ordnung stand. Sie
trug phantastische Kleider und einen silbernen Dolch im Haar, wohnte des
Sonntags nicht der Messe bei, besuchte niemand und ging nur aus dem Hause,
um den Kranken in die Sonne zu führen oder mit den Kindern zu spielen.
Die waren ebenso außergewöhnlich wie die Mutter, die Tochter war als
Knabe gekleidet, damit sie sich besser herumtummeln könnte. Bald forschte
man nach der Herkunft dieser Leute. Sie war die Schriftstellerin Aurore Dupin,
die sich als George Sand einen Weltnamen gemacht hatte. Der Mann von
zartem Organismus war der polnische Musiker Chopin.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s «
u
aus

Politische Rundschau.

Prof. vi Ludwig Stein.

Dum-Dum-Geschosse
Tinte.

In der Kaiserlichen Botschaft an den Präsidenten Wilson ist unwidersprechlich dargetan, daß unsere Feinde das von der Haager Konferenz festgelegte Verbot der Anwendung von Dum-Dum-Gescholsen im Kriege freventlich durchbrochen haben. Es ist einwandfrei festgestellt, daß im Fort Montmsdy in den Geschoßkammern unzählige Dum-Dum-Patronen gefunden worden sind, die noch so verpackt waren, wie sie aus der Fabrik kamen, mit der Aufschrift „?c>uäre 6 l. vi5e 1912" und „8 CarwucKe". Alle Päckchen waren gleichmäßig verschnürt und verpackt, so daß man die Fabrikarbeit auf den ersten Blick sah. In berufenen Kreisen werden Gegenmaßregeln erwogen, wie man dieser himmelschreienden Verletzung des Völkerrechts von seiten der beiden „Kulturvölker", wovon eines die politische Dreieinigkeit: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" an allen seinen Staatsgebäuden gleichsam als Wappen trägt, wirksam begegnen könnten. Und das klassische Land der Menschenrechte, das Volk der Haders-OorpuL'^cte, die Nation der U^ßna (^Karta: England macht kaltlächelnd mit, wenn man das ganze Völkerrecht zur Makulatur herabwürdigt und dessen Fetzen erbarmungslos in der Luft herumfliegen läßt. Das „Völkerrecht" wird nur angerufen, wenn es Albion nützt, aber sofort in die Ecke gestellt, wenn es ihm unbequem wird. Sonst hatten die Engländer noch ein gewisses Feigenblatt der Scham, das ihre moralische Blöße verdecken sollte. Ietzt hat der verantwortliche Direktor des politischen Welt-Concerns zur Erwürgung Zentral-Europas, Sir Edward Grey, auch dieses Feigenblatt fallen lassen. Mit unverhüllter Bedenkenlosigkeit bekennt sich Sir Edward jetzt zur primitiven Moraldefinition jenes Barbarenhäuptlings, der auf die Frage: Was ist gut, was ist böse?, mit köstlicher Primitivität antwortete:

gut ist, den Anderen die Weiber weg-
zunehmen, böse, wenn sie mir von
Anderen weggenommen werden, vor-
ausgesetzt, daß sie schön und jung sind.
Verträge, so sagt sich Sir Edward
heute, sind gut, wenn sie England
nützen, wertlos, wenn sie seinen
Handels- und Weltherrschaftsinteressen
schaden. Ein allgemein gültiges
Gesetz der Menschlichkeit, das
über den Interessen Englands steht,
läßt man zwar in der Kirche predigen,
aber in der Vonniuß-Itreet. verhöhnt
man es als deutsche Ideologie. Der

nationale Egozentrismus zur Selbstverständlichkeit erhoben, das ist das politische Alphabet jener Krämermoral, die das „LellizK 8^5tem" ersonnen und zur moralischen Grundlage ihres nationalen Fühlens und Denkens erhoben hat.

Daß die Dum-Dum-Geschosse das „Völkerrecht" mit Füßen treten, mag sein, aber umso schlimmer für das Völkerrecht. Vertragstreue ist eine veraltete Theorie deutscher Philosophen. In der grausamen Wirklichkeit, so würde sich Grey sagen, — wenn er Schopenhauer ebenso genau kennte, wie sein Kollege Haldane, der ihn als junger Privatdozent ins Englische übersetzt hat —, hilft der kategorische Imperativ Kants nicht viel mehr, als eine kleine Klystierspritze bei einer großen Feuersbrunst.

Schlimmer aber noch als die wirklichen Dum-Dum-Geschosse, gegen die man sich allenfalls wehren kann, indem man die von den Feinden gegen uns hergestellten und die ihnen abgenommenen Geschosse im schlimmsten Fall als Notwehr gegen sie richtet, sind die Dum-Dum-Geschosse aus—Tinte,welche Sir Edward unter voller Namenszeichnung in den neutralen Ländern gegen uns zur Anwendung bringt.

Ich habe die Originale von holländischen Plakaten vor Augen, in denen Sir Edward durch das englische Generalkonsulat in den Niederlanden an den Anschlagssäulen der großen holländischen Städte die wildesten Tartarennachrichten verbreitet und mit dem vollen Gewicht seines Namens deckt. Er will durch dieses schlau ersonnene Mittel irreführen, um die Neutralen schwankend zu machen. Grey ließ noch am 7. und am 12. September in Holland mit voller Namenunterschrift plakatieren:„I n Ostpreußen sind große russische Armeen eingedrungen, sie sind im Begriff, ganz Mittel-Deutschland zu erobern".

Hier bewährt sich Grey wieder als Meister der „Mißverständnisse". Sein geographisches Wissen ist nicht höher einzuschätzen als seine Sprachkenntnisse. Ostpreußen ist erstens nicht Mitteldeutschland, und herausgeschmissene Russen, deren Armeen man vernichtet und Hen Rest zum Lande hinausgejagt hat, nennt man auf deutsch nicht

„erobern". Es war bisher nur bekannt, daß Grey nur eine Sprache spricht, die englische. Ietzt haben wir uns davon überzeugt, daß er eine zweite Sprache virtuos handhabt, d i e Sprache der Heuchelei. Er ließ es nicht bloß gewähren, daß Verträge gebrochen und Dum-Dum-Geschosse gegen uns gerichtet werden, sondern er selbst plakatiert gegen uns seine Dum-Dum-Geschosse aus — Tinte. Unsere Feinde kämpfen auf der ganzen Linie mit vergifteten Waffen. Wilde und Barbaren, denen man in englischen Moraltraktätlein vorwirft, daß sie sich dem Feinde gegenüber vergifteter Pfeile bedienen, sind Abc-schützen der Infamie gegenüber jener raffinierten, geradezu zum System erhobenen politischen Brunnenvergiftung, deren sich die englischen Moralheuchler uns gegenüber bedienen. Bei den Wilden steht doch wenigstens Mann gegen Mann. Aber hier schleudert man aus geborgenem Hinterhalt seine Dum-Dum-Geschosse der faustdicken Lügen gegen uns, weil man weiß, daß wir über keine Dum-Dum-Geschosse aus Tinte verfügen und daher nicht mit derselben Wucht zurückschießen können. Man hat alle Kabel in der Hand, soweit die Meere reichen. Man kontrolliert jede unserer Depeschen, die das große Wasser passieren müssen. Man läßt, wie ich von zuverlässiger Seite erfahren habe, auf den holländischen Schiffen, die mit Amerikanern nach New-Pork unterwegs sind, das Gepäck der neutralen

Rundschau
Amerikaner untersuchen und
alle deutschen Zeitungen,
die sie mit sich führen, mit Beschlag
legen, damit die Wahrheit nicht nach
Amerika dringt.
Von Österreich hieß es einst, als —
nach einem boshaften Worte Kants —
„Staaten einander heiraten konnten":
Du glückliches Österreich brauchst
nur zu heiraten. UntätiL inutan6i3
läßt sich heute von England sagen:
Du glückliches Albion brauchst gar keine
Kriege zu führen. Du brauchst nur —
Kabel abzuschneiden. Du hast doch
das ganze Kabelnetz der Welt in
der Hand und kannst die öffentliche
Meinung durch Stimmungsmache
bearbeiten, gegen uns aufhetzen, vor
Allem alle neutralen Staaten zu unseren
Ungunsten umstimmen. Ich habe portu-
giesische Zeitungen gesehen, die bis
zum 27. August noch keine einzige
Depesche aus Berlin oder Wien, sondern
nur aus Paris und London brachten.
Die griechischen Zeitungen, die ich
veifolgt habe, sind seit einiger Zeit
etwas besser informiert. Die ru-
mänischen Blätter, bis auf eines,
bringen die Havas- und Reuter-
Meldungen im Fettdruck und unsere
lapidaren General-Quartiermeister-
Depeschen jetzt endlich an versteckter
Stelle, und zwar ganz verschämt irgend-
wo hinten, während man vorn unver-
schämt ist.
Sollen wir diesen verheerenden
Wirkungen der Dum-Dum-Geschosse
aus Tinte tatenlos und resigniert
zusehen, bis sie die ganze zivilisierte
Welt vergiftet und gegen uns auf-
gehetzt haben? Muß man nicht viel-
mehr den Krieg, wie Voltaire einmal
sagte, nicht bloß mit dem Degen,
sondern auch mit der Feder führen?
Sollen wir uns diese zweite Ein-
kreisung durch das Weltkabelnetz der
Lüge ohne Gegenwehr gefallen lassen?
Sollten wir nicht vielmehr vom Feinde
lernen? Im Degen sind wir ihm
über, aber in der Handhabung der
Feder d. h. in der skrupellosen „Auf-
machung" sind wir ihm nicht gewachsen.
Unser „Lakonismus" wirkt nicht auf
die Phantasie, insbesondere der Balkan-
völker, auf die sehr viel ankommt.
Unsere Feinde mögen immerhin ihre
Lügen aufputzen, aber wir müssen
trachten, daß unsere lakonischen Wahr-
heiten durchdringen. Der „Werkbund"

hat sich aufgerafft und stiftet durch
Privatinformationen im Auslande viel
Gutes. Das ist der Anfang. Das
spanische Ministerium hat am 12. Sep-
tember beschlossen, daß die erklärte
Neutralität auch für die Meldungen
kriegerischer Ereignisse gelten soll. Das
ist schon ein guter Schritt weiter.
Ietzt kommt für unsere Diplomatie
in den neutralen Staaten die Haupt-
aufgabe; sie muß die Methode
Grey sich aneignen. Unsere Ver-
treter in den neutralen
Ländern sollten die Sie-
gesnachrichten unseres
Hauptquartiers in der
Landessprache in allen
großen Städten plaka-
tieren und sämmtlichen
Zeitungen, wenn es sein
muß, als Inserat zustellen.
Wir lassen uns von diesen Dum-Dum-
Geschossen aus Tinte nicht ohne Gegen-
maßregeln ersäufen. Wir müssen
zurückschießen. Schießen jene mit
der Lüge, so wir mit der Wahrheit,
die auf die Dauer wirksamer ist und
sich mit der Zeit durchsetzen muß.
Unser „Lakonismus" wird mit der
Zeit siegen. Aber unsere Vertreter
in den neutralen Staaten müssen
die Methoden der Feinde aufnehmen,
um unsere Sprache ebenfalls zu
Gehör zu bringen. Wenn nach einem
bekannten Wahrwort die Lüge kurze
Beine hat, so wird unsere Wahrheit
desto längere Arme haben, um den
ganzen Umkreis der zivilisierten Welt
zu umspannen.
lll

Rundschau

Kirchliche Rundschan.

Von F. L. Graf von Voltolini.

Von Pius X. zu Benedikt XV.

Das römische Papsttum ist im Laufe der Iahrhunderte aus einem religiösen Faktor ein politischer und in den letzten fünf Iahrhunderten sogar ein kulturpolitischer geworden. Sobald ein Pontifikat geendet hat und der Geschichte angehört, ist die Welt berechtigt, das Fazit desselben auf jedem der drei Gebiete zu ziehen. Bald wird das eine, bald das andere überwiegen und dem Pontifikat seine charakteristische Note geben. Wirklich große Päpste haben nach allen drei Gesichtspunkten Hervorragendes geleistet, ihrer Kirche als Glaubensgemeinde wie als Volksinstitut große Vorteile gebracht, sowie der Menschheit in ihrer Gesamtheit erhabene Dienste geleistet. Andere waren, wie ein Iulius IL, mehr Fürsten des Krieges als des Friedens, wieder andere, wie ein Leo X. oder Paul V., mehr Mäzenaten der Kunst als Hirten ihrer Herde, andere endlich, wie Pius V., der „Heilige", wahre Apostel des Evangeliums der Menschenliebe und des Friedens.

Ietzt liegt wiederum ein Pontifikat hinter uns: als ein müder gebrochener Mann ist der zehnte Pius ins Grab gestiegen, vergrämt über die Resultate seiner Regierung, zu Tode betrübt über den Weltkrieg, dessen düstere Flamme bis in sein stilles Sterbezimmer hereinleuchtete. Rasch hat man die Zeremonien seiner Bestattung abgewickelt, und nach nur dreitägiger Aufbahrung hat der Leichnam des Landwirtssohnes von Risse in der Krypta von St. Peter seinen Platz nahe bei den Särgen Christians von Schweden und Iakobs III. von England gefunden! Damit gehört er der Vergangenheit, der Geschichte an.

Um das Pontifikat Pius' X. in seiner Gesamtheit richtig zu beurteilen, darf man nie außer acht lassen, daß dieser schlichte Mann die hohe Würde völlig wider seinen Willen während der ganzen elf Iahre seiner Regierung getragen hat, und daß er niemals der peinlichen Überzeugung Herr werden konnte, daß seine Wahl nur das Produkt eines Zufalls, nur die Folge eines rein äußeren Umstandes war. Insbesondere das Bewußtsein, daß der eigentlich Erkorene der Wähler des Konklave von 1903

bis vor wenigen Monaten wie ein
Schatten neben ihm stand und anschei-
nend mit vorwurfsvollen Blicken sein
Tun und Lassen beobachtete, ließ ihn nie
seines Amtes froh werden. War es doch
nur das Veto Österreich-Ungarns, das
Ioseph Sarto auf den Thron und Ma-
riano Rampolla zur Seite in den Schat-
ten stellte!
Als der ersterc die weiße Sutane
statt der roten angelegt und der Welt
verkündet hatte, daß er als Pius X.
die Regierung antrete, gab er als
Wahlspruch derselben das Wort:
Omnin restaurllrs in <übristo. Die-
ses Wort deutete einerseits darauf hin,
daß der neue Papst das übernommene
Reich für höchst reformbedürftig hielt
und daß anderseits seine Tätigkeit sich
ausschließlich auf das religiöse Gebiet
konzentrieren werde. Das erstere Ar-
gument überraschte die weitesten Kreise.
Hatte doch das Pontifikat des geistvollen
und weitherzigen Leo XIII. dem Papst-
tum einen Glanz, eine Würde und eine
Autorität auch ohne den Besitz einer
weltlichen Herrschaft gegeben, wie ihn
dasselbe seit Iahrhunderten nicht mehr
besessen hatte. Die mächtigsten Herr-
scher der Welt waren nach Rom gekom-
men, den Neunzigjährigen auf Petris
Stuhl zu begrüßen. Die Kirche stand
überall in hohem Ansehen, die katholi-
schen Parteien der Parlamente waren
heiß umworben. Nur Pius X. hielt
dieses geistlich-hierarchische Reich Leos

XIII. für durch und durch reformbedürftig! Ein Reformpapst wollte daher der Erpatriarch von Venedig in erster Linie sein. Nenn wir heute, elf Iahre nach dem Beginn dieser vielen, teils durchgeführten, teils nur begonnenen Reformen dieselben beurteilen, so stellt sich heraus, daß viele, ja die meisten zu keinem anderen als zu rein formalistischen Resultaten geführt haben. Die Reformen betrafen zunächst die Kurie selbst. In einem vielhundertjährigen Organismus, wie die römische Kurie ist, sind Reformen immer ein doppelschneidiges Schwert. Die Vereinfachungen, die Pius X. hier dekretierte, verletzten zahllose Traditionen und ebenso viele Interessen und haben ihm gerade in den vorher der Kurie treu ergebenen Kreisen Roms viele Gegner geschaffen. Der römische, papsttreue Adel, die sogenannte „schwarze Aristokratie" sah ihre Iahrhunderte alten Privilegien durch den Wirtssohn von Risse angetastet sowie beeinträchtigt und zog sich daher schmollend zurück; das römische höhere Bürgertum wurde erbittert durch die Abschaffung vieler vatikanischer Beamtenstellen, die teils feste und gute, teils zwar nur ungewisse, aber um so höhere Bezüge aufwiesen. Die Prälatur war mit den Änderungen in den Dikasterien der Kurie, der Abschaffung uralter Behörden, wie des Sekretariates der Breven und der Memorialien, der Abänderung in den Kardinalskongregationen ebenfalls aufs höchste unzufrieden, und die Kardinäle selbst sahen ein, daß ihr Kollegium gegenüber dem bald allmächtig gewordenen Staatssekretär Merry delVal und seiner Kamarilla mehr und mehr zu einer bedeutungslosen Null herabsank. Diese Kamarilla setzte sich aus Merry del Val, seinem Landsmann, dem finsteren, fanatischen Kapuziner-Kardinal Vives » Tuto, dem bald auch zum Kardinal beförderten Prälaten de Lai, ferner dem Unterstaatssekretär Canali und den Geheimsekretären des Papstes, Bressau und Pescini, nebst aller deren Kreaturen zusammen, ein kleiner, engbegrenzter Kreis, der in dem Pontifikat Pius' X. eine solche unbegrenzte Macht hatte, daß ihr Vorhandensein allein die Erklärung für die hauptsächlichsten Ereignisse der Negierung desselben bietet, Die Kamarilla gab den Ton an, und Pius X. richtete sich in allem nach die-

sem leitenden Ton. So hat der Verstorbene nur der völligen politischen Unerfahrenheit dieser Kamarilla sein Unterliegen im französischen Kulturkampf zu danken. Hätte er in seiner Entourage einen einzigen weitblickenden Politiker gehabt, oder hätte er in irgend einer Weise die hervorragendsten Mitglieder des Kardinal-Kollegiums zu Rat gezogen, wie es, abgesehen von Rampolla, besonders die Vanutelli, Agliardi, Gotti waren, so hätte man, trotz des von der Republik eingeschlagenen Separationsweges, immer noch Mittel und Wege für einen moclns vivencli finden können, zumal der französische Episkopat, mit Ausnahme der Fanatiker vom Schlage des Kardinal Sevin, durchweg bestrebt war, in diesem Sinne dem päpstlichen Stuhl zu helfen. Es war die alte Politik des „Xon r,nssuinu8" Pius' IX., die taub allen Vorstellungen in völliger Verblendung das Eingreifen der himmlischen Heerscharen zur Durchsetzung der päpstlichen Wünsche erwartet. Aber die Ereignisse schritten voran, die Geschichte ging ihren Weg, unbekümmert um den Papst und seine unfähige Kamarilla: die Separation wurde immer schroffer und mit immer rücksichtsloseren Mitteln durchgeführt. Der Papst aber hatte nur ohnmächtige Flüche gegen die Republik, die gänzlich wirkungslos blieben.

Nicht besser war die Haltung des Pontifikates Pius' X. gegen Portugal. Auch hier hätte Entgegenkommen und, Verhandeln der Kirche mehr Nutzen gebracht, als die gehandhabte eigensinnige, bis zur Provokation gesteigerte Negation. Wenn die „Verstimmung" mit Spanien nicht auch zu einem endgülti-

gen Bruch zwischen Madrid und Rom
führte, so lag das Verdienst sicher nicht
beim Vatikan, sondern einzig und allein
in den konzilianten Bestrebungen der
spanischen Regierung und des Madrider
Hofes. Auch hier triumphierte der
Staat; Plus X. aber glaubte sich um so
mehr zu einem modernen Glaubenshel-
den und Glaubensmärtyrer berufen.
Diese Überzeugung leitete ihn auch
in dem großen Geisteskampf innerhalb
der Kirche, dem Kampf gegen den Mo-
dernismus. Letzterer, der einfach die
Ergebnisse der historisch-kritischen For-
schung auch auf die katholische Theolo-
gie angewandt wissen wollte, bestand
natürlich längst, ehe Plus X. den päpst-
lichen Thron bestieg. Aber Leo XIII.,
der Papst, der ein Humanist auf Petri
Stuhl und ein Herrscher ohne Wider-
spruch in seinem Reiche sein wollte, dul-
dete ihn aus Opportunitätsgrllnden.
Dem Papst Leo war bekanntlich nichts
mehr verhaßt, als wenn man im Katho-
lizismus einen Widerspruch gegen den
Zeitgeist sah, die katholische Wissenschaft
als rückständig, die katholische Theolo-
gie als ein starres, veraltetes Dogmen-
gebäude bezeichnete. Die Folge davon
war, daß er die modernistischen Ideen,
ohne sie selbst zu teilen, dennoch nicht
beanstandete. Anders Pius X.< Der
einfache Landpfarrer von Tombolo, der
in dem Papst fortlebte, erschrak in hei-
ligem Gruseln über die Ausdehnung,
welche die historisch-kritische Richtung,
besonders unter dem theologischen Lehr-
stande genommen hatte, und beschloß
daher, den Modernismus rücksichtslos
in allen seinen Formen zu bekämpfen.
Der Kampf begann. Die Kampfesart
charakterisiert die Tendenz dieses Ponti-
fikates. Nicht mit Geisteswaffen wurde
jene Geistesrichtung bekämpft, sondern
mit roher, brutaler Gewalt. Es ist ein
eigenartiger Widerspruch zwischen dem
Bild Pius' X., das sich die breite Masse
von ihm geschaffen; das Bild des ein,
fachen, gemütlichen, venezianischen Land-
geistlichen, der selbst nicht recht weiß,
was er in dem goldenen vatikanischen
Käfig treiben soll, und der Torquemada-
figur, die Ioseph Sarto in diesem
Kampf gegen den Modernismums tat-
sächlich annahm. Nach allen Ländern
der Weltkarte zuckten die Blitze des
Bannstrahls. Der Modernismus sollte
in jeder Form vernichtet werden.
Mochte es sich um gelehrte Forschun-

gen, wie die eines Schnitzer, eines Loisv, eines Tyrel handeln, mochten die Forderungen eines ganzen Volkes in die Form eines Romans, wie im „Santo" Antonio Fogazzaros, eingekleidet werden, mochte es sich um die soziale Tätigkeit freiheitlich gesinnter Priester, wie eines Romolo Murri und seiner Freunde handeln, alles wurde durch den Bannstrahl des Papstes und seiner Kamarilla erreicht, deren Mitglieder hierdurch in den Augen Pius' X. zu wahren „Heiligen" wurden! Wie wütete damals der spanische Kapuziner im Purpur, Iosef Vives y Tuto gegen zahllose hilflose Seminarprofessoren mit Gehaltsperrung und Suspensionsandrohung, wie jagten sich die Dekrete „Notu proprio", die ein Merry del Val in alle Winde hinaussandte, um die Schuldigen zu strafen; mit welch' grausamer Schadenfreude erteilte Lugari, der Assessor des Sant' Uffizio, wie man jetzt euphemistisch die „Kongregation der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition" nennt, den von den Spionen gemeldeten Modernisten die kleine und die große Erkommunikation.

Es ist wahr: Pius X. blieb Sieger!

Er hat auf seine Weise den Modernismus aus der Kirche, wenigstens in seiner sichtbaren Erscheinungsform, ausgerottet. Die einen beugten sich und widerriefen, die andern wandten der Kirche den Rücken! Ob aber die Widerrufe der ersteren von Herzen kamen, oder ob sie von ihnen nur äußerlich abgelegt wurden, um das tägliche Brot zu behalten, das ist mindestens sehr fraglich! Pius X. aber äußerte seither mit sichtlicher Freude seinen Stolz darüber, daß er es

war, der auf immer die „Ketzerei des Modernismus" ausgerottet habe. Und allen Ernstes versicherte ihm seine Kamarilla, daß er sich hierdurch sicherlich den künftigen Heiligenschein verdient habe.
Leo XIII. hatte trotz seines hohen Alters den großen Fragen der Gegenwart seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt. Daher sein hohes Interesse für die soziale Frage. Das Studium derselben hatte ihn dazu geführt, seiner Sozialpolitik einen demokratischen Zug zu geben. Er erkannte, daß nur die Unterstützung einer christlich gefärbten Demokratie dem Sehnen der Völker und den sozialen Forderungen der Zeit entsprechen könne. Während so der einem alten, vornehmen gräflichen Hause entstammende Papst Leo seine Sozialpolitik unter diesem prinzipiellen Gesichtspunkt trieb, erklärte der aus einfachem Stand zur höchsten Würde gekommene Pius X., daß er ein absoluter Gegner jener demokratischen Tendenzen seines Vorgängers sei. Er hatte kein Gefühl für die sozialen Bestrebungen der Völker und daher auch nicht der christlich-demokratischen oder christlich-sozialen Parteien, die in den einzelnen Staaten auf Grund der leonianischen Tendenz entstanden waren, sondern meinte, daß blinde Unterwürfigkeit des Laienelementes unter die Bischöfe und Priester alle sozialen Wünsche und Forderungen von selbst ausgleichen werde. In Italien, wo in den letzten Iahren des Pontifikates seines Vorgängers eine lebenskräftige christlich-demokratische Bewegung eingesetzt hatte, vernichtete er deren Eristenz durch rücksichtslose drakonische Vorschriften, jedoch erreichte das Gegenteil dessen, was er beabsichtigte; nämlich die Gründung einer katholischen Partei im Parlament des Montecitorio, die unabhängig von dem Episkopat ihre politischen und sozialen Ziele auf der Basis der Anerkennung der italienischen Konstitution verfolgte. In Frankreich, wo trotz der Separation von Staat und Kirche eine ziemlich energische christlich-soziale Aktion, der „Sillon", sich gebildet hatte, verfolgte der Papst dasselbe Ziel wie in Italien: völlige Fesselung der Bewegung durch rücksichtslose Beugung unter die Hierarchie. Der Erfolg war hier noch schlimmer als in Italien, insofern als in Frankreich die Tätigkeit der Katholiken auf dem sozialen Gebiet all-

mählich ganz und gar zurücktrat.
In Deutschland, wo in der sozialen Wirksamkeit der Katholiken ein Schisma zwischen dem intransigenten Osten und dem weitherzigeren Westen eingetreten war und die Führer der beiden Tendenzen, die Kardinäle Kopp-Breslau und Fischer-Köln, sich ziemlich schroff gegenübergetreten waren, begünstigte Pius X. aufs eifrigste die Breslauer schroffen Intransigenten, allerdings auch hier ohne einen Erfolg, denn in der Prans triumphierte die Kölner Richtung, deren Prinzip es war, in den sozialen Einrichtungen mit den protestantischen Mitbürgern Hand in Hand zu gehen. So zeigt auch die Tätigkeit des zehnten Pius auf sozialem Gebiet ein Bild von absolut negativen Resultaten in gleicher Weise wie auf dem politischen und dem religiösen Gebiet.
Als daher am 20. August der Draht die Todesnachricht des Pontifer in alle Lande trug, stand bei der Mehrheit der Kardinäle der Wunsch fest, daß das Konklave der Kirche einen Papst geben müsse, der die schweren Defekte dieses Pontifikates wettmachen müsse. Ein solcher Papst müsse — so sagten sich die zur Wahl berufenen Kirchenfürsten — völlig frei von der bisherigen vatikanischen Kamarilla sein, dürfe also kein Mitglied der von der Kamarilla beherrschten intransigenten Partei sein, müsse dagegen politische Schulung und Verständnis für alle Fragen der Zeit aufweisen.
Wäre Rampolla noch am Leben gewesen, so hätte die Wahl keine Schwierigkeit bereitet, da die Autorität des großen Sizilianers bis zu seinem letzten

Tag die gewaltige Mehrheit der Kardi-
näle beherrschte.
Nun aber war Rampolla gestorben
und die Wahl stellte nicht geringe
Schwierigkeiten dadurch dar, daß die
Intransigenten, die immerhin über 15
bis 20 Stimmen verfügten, zu keiner-
lei Kompromiß zu bewegen waren und
von ihrem Kandidaten, dem aus dem
Benediktinerorden hervorgegangenen
Kardinal Serafini unter keinen Um-
ständen abgehen wollten. Die liberalen
und liberalisierenden Kardinäle waren
geteilt; die Rampollianer unterstützten
den Kardinal Ferrata, die übrigen
wandten sich dem Kardinal Maffi zu,
den der Volksmund in Anbetracht seines
patriotischen Eifers während des liby-
schen Krieges den Bersaglierikar-
dinal genannt hatte. Einige deutsche
und österreichisch-ungarische Kardinäle
glaubten in dem Holländer von Rossum
den rechten Mann gefunden zu haben,
während die übrigen Stimmen zersplit-
tert waren. Das Verdienst, die Wahl
auf della Chiesa gelenkt zu haben, ge-
bührt dem greisen Kardinal Agliardi.
Stets ein entschiedener Gegner des Re-
gimes Pins' X. und seiner Kamarilla,
wollte er einen Kandidaten vorschlagen,
der einerseits ein trefflicher Diplomat,
ein modern denkender Mann sowie ein
erfahrener Seelenhirt sei, anderseits
aber in seiner Person die schärfste Anti-
these zu dem vergangenen Pontifikat bot,
Dieser Mann war Giacomo Marchese
della Chiesa, der langjährige Kabinetts-
chef des Kardinal Rampolla, dann dessen
Unterstaatssekretär, und seit Leos XIII,
Tod der bestgehaßteste Mann der Ka-
marilla Pius' X. Rampolla selbst hatte
Giacomo della Chiesa ersucht, nach sei-
nem eigenen Rücktritt vom Amt des
Staatssekretärs, jenes des Unterstaats-
sekretärs beizubehalten. Er tat es, trotz-
dem es Iahre fortwährender Demüti-
gung von selten Merry del Vals und
dessen Kreaturen waren, welche er von
1904 bis 190? im Vatikan durchlebte.
Als nichts geringeres wie den „Spion
Rampollas" brandmarkte Merry del
Val den Unterstaatssekretär vor Pius X.,
als er dessen Entfernung aus dem Vati«
kan forderte. Papst Pius wollte die
bittere Pille versüßen und ernannte den
bisherigen Unterstaatssekretär zum Erz-
bischof zu Bologna. Aber die Kamarilla
gab deshalb nicht nach: Sowohl als ehe-
maliger Unterstaatssekretär wie als

Erzbischof zu Bologna hatte della Chiesa gemäß der Tradition Anrecht auf den Purpur des Kardinalats, der ihm hartnäckig versagt blieb. Erst nach langen sieben Iahren, als della Chiesa, wie die vatikanische Kamarilla glaubte, durch Rampollas Tod ungefährlich und zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, erhielt er am 25. Mai 1914 den ihm so lang verweigerten Purpur.

In der Tat, der Vorschlag Agliardis nahm die Väter des Konklave gefangen. Einerseits bestach der Gedanke, daß der Vorgeschlagene Rampollas intimster Schüler war, dessen politische Befähigung nach der Dekadenz der Epoche Merry del Val in glorreichstem Andenken bei der Majorität stand, anderseits war dieser ein Vertreter der großzügigen Tendenzen des leonianischen Regimes und zuletzt der schärfste Antipode jener Kamarilla, deren Despotismus nachgerade unerträglich geworden war.

So kam es zur Wahl des Mannes, der in aller Gedächtnis als der unermüdliche Adlatus Rampollas stand. Die Wahl selbst aber war nach ihrer innern Bedeutung und Tragweite eine Huldigung den Manen Rampollas, der ausgesprochene Wunsch nach Rückkehr zu den Tendenzen des leonianischen Pontifikats und ein Mißtrauensvotum gegen jene Kamarilla, die dem Andenken des zehnten Pius einen Schatten verliehen hat! —

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Der neue Inhalt des deutschen Geisteslebens, der Krieg, der die große

deutsche Gemeinsamkeit bewegt, findet
durch Einzelne dichterische Formen.
Ieder dieser Einzelnen, jeder Dichter
steigert etwas von diesem schmerzlichen
und wunderherrlichen Erleben aller
zu bebender Empfindung, hebt es
hinauf in seine Gedankenmühe, gibt
das Letzte, das Äußerste seines Eigen-
seins daran, gibt selbst von seinem
Körper mit, und so ersteht ihm und
uns das organische Gebilde, das Gedicht.
Ihm selbst Not und Glück — erhöht
und vertieft es uns anderen das
eigene Erleben. Dieser doppelten
Bedeutung und diesem doppelten Wert
erschließen wir uns dankbar bei der
literarischen Erscheinung dieser letzten
Tage:
„1914, Der Deutsche Krieg
im Deutschen Gedicht*)",
herausgegeben von Iulius
Bab.
Dieser erste Band von einer Reihe
noch zu erscheinender Bände wird
„Aufbruch und Anfang" genannt.
Damit ist gesagt, wie die hier an-
hebenden Gedichte dem ersten
„Stimmungskreis" angehören, den die
erste Knegsperiode geschaffen hat, und
der nun abgeschlossen erscheint. Auch
die nachfolgenden Perioden werden
und sollen ihre Stimmen haben, und
so dürfen wir noch manches dieser
Hefte erwarten, dürfen uns darauf
freuen, daß unsere kommenden Tage,
wie immer sie auch sein mögen, der
edlen Tröstung und der Verklärung
durch die Dichtkunst nicht beraubt
sein werden. Daß dieses in Wahrheit
etwas Großes für uns sein wird,
können wir an dem ermessen, was
uns diese ersten Blätter sind. Da
steigt ja der Geist aus ihnen empor,
der unsere Zeit über die Maßen herrlich
gemacht hat. In jedem Gedicht liegt
er versteckt unter einem Geschehnis
unserer Tage, unter einer Handlung
unseres Volkes, oder er atmet unter
einer Stimmung, klopft unter einer
Neflerion. Es ist der Geist des Todes-
mutes, des wahrhaftigen Stolzes, der
Siegeszuversicht, des Mitleidens mit
dem Menschenbruder und mit der
stummen Kreatur. Es ist einmal
auch der Geist der tiefsten Ergebung
an alles Sein, an Leben und Sterben.
Wir können sagen, wir haben ihn
alle in uns selbst getragen — den

*) Monnve und Scheffelt Verlag, Verlin.

Geist unserer Zeit; und hat er uns
tausendmal nicht schlafend gefunden,
so wird uns doch in den Gedichten
zugleich ein Neues, das unser Inneres
mehrt. Auch bereitet das Erhebung,
daß wir hier eigene Stimmungen
objektiviert sehen, daß eigene Ideen-
gänge hier die künstlerisch abgeschlossene
Form finden. Unsere Zeit fühlt sich
mit Recht den Dichtern nahe wie nie;
ich wünschte, sie würde sie auch schätzen
wie nie. Iulius Vab schickt der schönen
Sammlung einige schöne und gute
Worte voran; neben Ernst Lissauer,
Alfred Kerr, Richard Dehmel, Gerhard
Hauptmann, Rens Schickele, Isolde
Kurz, Richard Schaukal und anderen,
die die Poesie hat, ist er auch in Bei-
trägen an ihr selbst beteiligt. In einem
Nachwort bittet er sodann seine Leser,
Mitarbeiter sein zu wollen, d. h.
schöne Verse, die sie kennen lernten,
ihn wissen zu lassen, wenn sie ihnen
zu dieser Reihe zu gehören scheinen.
Hlöchte der Band viele Leser finden,
auch um des vaterländischen Zweckes
willen, dem er sich zu einem Teil
widmet.

Einen guten Klang muß in diesen
unseren Tagen der Geistesgruß aus
großer hundertjähriger Vergangenheit
geben, den Mar Leopold in
seinem Trauerspiel „D i e S e i n e n"*)
lebendig macht. Denn wenn 1914
auch ein ganz anderes 1813 ist, als
das vergangene, weil hundert Jahre

*) Josef Singer Verlag, Straßburg i. C.
und Leipzig 1913.

dem deutschen Menschen die unvernichtbaren weiteren Ausblicke, die über seine Grenzen, gegeben haben, ist es doch ein 1813. Nämlich dem Grundgcist nach, dem Geist der Verteidigung heiß errungener Lebensguter. Unsere Dichter und Denker ließen uns in Säkularfeiern gedanken- und empfindungsvertraut werden mit der Erhebung unserer Ahnen zum Kampf für ein heilig Erbe; aber den volltönenden Widerhall geben ihnen erst diese Tage, wo ihre Worte Steigerung des eigenen erschütternden Erlebens sind. Mar Leopolds Schöpfung ist eine künstlerische Feinheit. Mit dem Ethos des Versmaßes, mit der aufflammenden Glut oder tiefen Verhaltenheit der Empfindung, mit der feinfühligen ornamentalen Ausschmückung verbindet sich die psychologisch überzeugende Handlung zwischen ihren Trägern. Auch das ist sicher eine Feinheit, daß sich das Problem einer Vaterlandsliebe, der ein alter Vater den einzigen Sohn opfert und die Töchter leiden, hinblühen und hinbluten läßt, in den* Rahmen intimer Familienszenen fügt. Vor ein paar Wochen hatte ich hierfür die Empfindung nicht; aber heute ist sie mir ganz aufgegangen, wo über alle Schwellen, an alle Herde die Gnade tritt, fürs Vaterland, fürs teure, zu handeln und zu leiden. Wenn sich dieser Rahmen öffnet, so ist es, um. großangelegte Volksszenen zu schauen,' so ist es, um neben erschütternden Stimmungen, die der Untergang der großen Armee eingibt, die erhebendsten zu erleben, die uns unsere eigenen Tage selbst wecken. Oder ist es nicht, wie es heute ist:

In alten Strumpfen ängstlich eingenäht.
Dort schleppt ein Kind die eigne Trommel »n.
Sie geben alle, jeder, wie er kann."

Wir sehen, wie der Krieg mit der Kunst geht, wenn der Krieg in der Kunst das ihm eigene Antlitz erhält, über das aber das Flügclrauschen der Kunst, die Verklärung, geschlagen hat. Verklärung istTriumph des Menschlichen, dem das Suchen nach dem Göttlichen wie eine Flamme in der Herzmitte ruht, über die Unruhe der Erscheinungsformen. Werden d i e Kriegslieder zu wirklicher Kunst, deren Leitmotiv etwas von diesem Menschlichen hat, so kann jede echte

Kunst mit dem Kriege gehen,
aber eben nur die echte, die uns ans
Herz greifende. Sie kann denen,
die hinausziehen, noch mehr aber
uns Daheimgebliebenen zu einem Born
seelischer Kräftigung werden. Ich
habe vor mir zwei Bändchen Gedichte
und Sprüche von Goethe, auch den
Miniaturband „Hermann und Doro-
thea". Diese kleinen handlichen Bände,
die in der Tasche zu tragen sind, mag
ich mir gern denken als Begleiter
der Besten draußen und der Guten
drinnen im geschützten Land. Sie
gehören der Sammlung an, die Karl
GeorgWendriner im Verlag
Morawe und Scheffelt,
Berlin*), erscheinen läßt; sie hat
mit der Herausgabe Goethes begonnen
und wird die Werke aller großen deutschen
Dichter, in Form, Ausstattung und
Tert möglichst getreu der Originalaus-
gabe, umfassen. Möchten doch gerade
auch wir Frauen in diesen Tagen
der menschlichen Innerlichkeiten uns
den Großen, den Darsteller reiner
Menschlichkeit erobern. Da wird uns
Äußerlichkeit, die in der Begrenzung
der einzelnen Werke liegt, zur Ver-
innerlichung verhelfen. Denn unser
Blick wird nicht mehr, wie bisher
«Und wer die Waffen selbst nicht tragen kann,
Der bringt das Liebste, was e» hat, und gibt
Cs freudig: sorgsamlich gesteppt
Ihr Sterbehemde eine alte Frau —
„Die Jungen haben's nötiger, die sterben
„Vor mir' — Taglöhner ein erspartes Summ-
chen,
In herber Frone darbend abgerungen,

*) Goethes Werke, herausgegeben von
Karl Georg Wendriner. Morawe und Schef-
felt Verlag, Berlin. 1913 u. 1914.

bei den Goetheschen Sammelwerken, leicht auf das andersartige Nebenstehende abgelenkt, sondern kann ganz sich dem Eindruck jeder einzelnen plastischen Kunst hingeben; so hat ähnlich die Venus von Milo den eigenen Raum im Louvre, damit man ihrer Schönheit gerecht werde. Goethe gerecht werden, vor allem und allem nach seinem Menschlichen, das heißt für uns Frauen, ein wundervolles Bekenntnis tun, einen jubelnden Dank anstimmen: er kennt uns, und seine Güte sieht mehr das Gute in uns; er liebt uns und erhöht uns. Wir sind ihm die Hüterinnen der echten Herzenssitte, die Verweserinnen des Transzendenten; ja, vor der Heiligkeit des Mutterreiches ist er erschauert. Doch erst, wenn Bekenntnis und Dank zu Taten werden oder doch dazu verhelfen, daß gute Taten gedeihen, werden diese kleinen Bändchen die echten Kriegsbüchlein sein. Erst dann, wenn ihr starker ethischer Strom uns zu höchsten Leistungen unserer eigentlichen Natur mit sich fortreißt, zum Hüten der Kulturflamme, der von allem Volk unter dem Himmel und von aller Zeit gespeisten. Und wenn aus diesen Bändchen im veralteten Gewand uns der Atem des Jahrhunderts streift, dessen einer großer Sinn es war, gleichsetzende Liebe zu schaffen über die Grenzen hinaus von Religion, Rasse, Klasse und Nationalität, so mögen wir nicht einem Bild wehren, das dabei aufsteigt. Noch ist's wie ein Märchenblick, aber es muß wirklich werden: Völkerfriede, Weltfriede.

Nicht ist es mir als Verrat an unserer großen, schweren Zeit erschienen — und das Herz ist wahrlich empfindlich dafür — mich in ein Werk zu vertiefen, das über die skulpturelle und malerische Kunst der antiken Welt geht. Daß es beim Siegesläuten von Metz und Namur meine Feier erhöhen konnte, das macht, daß es den Geist der Kunstwerte, die es im feinsten Illustrationsmaterial enthält, selbst beschwört. Wir fühlen um diese Weibes-Darstellungen*) der ägyptischen, kretischen, griechischen, etruskischen und römischen Epoche den Luftkreis eines Volkslebens; in ihnen erkennen wir die Welt- und Himmelsliebe vergangener Völker, verrauschter

Menschengeschlechter, und das Beste
in ihnen, das sie ja in ihre Kunst
legten, ist dem Besten in uns ver-
wandt. Das klingt nun an und erhebt
uns. Ich möchte, es würden sich
viele eine Erhebung schaffen mit diesem
monumentalen Werk, mit jenem Ab-
schnitt zumal, der die griechische Kunst
des fünften Iahrhunderts, diese reife,
keusche, objektive Kunst, geboren aus
einer Weltbetrachtung und einem Welt-
fühlen, darinnen der Staat, die All-
gemeinheit das Höchste war, über-
wältigend, hinreißend vor uns stellt.
Was um die Parthenonsskulpturen
weht, das füllt auch unsere Zeit;
es ist das Aufgeben des Individuums
für die allgemeine Idee. Sie wurden
gebildet in der schönen, beruhigenden
Entspannung nach den Perserkriegen;
ob auch bei uns eine Zeitströmung
heraufrauschen wird, die den stark
ausgeprägten Individualismus ver-
gangener Tage nicht wieder aufnimmt?
Ähre ms Werk, das einen wissen-
schaftlichen Wert darstellt, das voll
geistreicher Interpretationen ist, von
vornehmstem, gepflegtestem Stil, in
dieser persönlichen und daher sehr
einseitigen und uuvollkommenen Beleuch-
tung gezeigt zu haben, mag mit der Zeit,
die uns ganz beherrscht, entschuldigt
werden, und mit dem Wunsche, daß es
gerade dieser Zeit helfe, sie er-
heitere, verschöne, verkläre.
Ihr helfen, ihr Weh als ein Stück
allgemeinen Menschenschicksals empfin-

*) Maximilian Ahrem: „Das Weib in der
«mtilen Kunst." Eugen Diederichs Verlag,
Jena 1914.

den lassen, kann auch das Buch des echten Dichters Paul Ilg: „Das Menschlein Matthias"*). Ein Kind trägt alles Leid der Welt, und dieses rührende Beisammen muß es machen, daß uns diese dichterische Gabe über die Maßen rein und köstlich erscheint. Mehr denn je sind wir bereit, mitzuleiden. Im armseligen Bauernhaus auf Bergeshöhe tragen wir die Not des Kindes im Kampf mit der durch Mühsal und Entbehrung hart gewordenen Base und Pflege-mutter, tragen sie in der großen Fabrik der Stadt zusammen mit ihm und seiner weichen, zarten, stolzen, reinen Fräulein Mutter. Paul Ilg neigt sich über die Tiefen der Menschenseelen, aber er tut größeres, als lauschen: er setzt in jede den göttlichen Funken, in die geliebteste des Kindes, in die schöne seiner am Leben hart tragenden Mutter, in die entstellte seines sich allein bedenkenden Vaters, in die arme der rohen, sinnenhungrigen Vase. Und diese Schöpfertat ist das Größte an diesem Buch; sie geht noch über seine Gestaltungskraft und die feine Schlichtheit seiner Sprache. Aus welcher reinen, schnurgeraden Dichter-seele müssen die Worte aus dem Schluß des Buches kommen, nachdem der Vater des Kindes bei dessen Rettung ums Leben gekommen ist: „Und mancher ehrsame Bürger, den des großen Eid-genossen Leben anwiderte, mußte bei der Kunde seines Todes gestehen: „Der Mann hat doch noch ein rühmliches Ende genommen!"

Kunst-Rundschau.

Von Dr. H. Wurz.

Die Kunstausstellung des Verbands der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein in Stuttgart.

Auch in Stuttgart ist in diesem mit Kunstausstellungen reich gesegneten Sommer wieder eine Schau. Der Ver-band der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein hat seine diesjährige Aue-stellung hier am 1. Iuni eröffnet. Es ist das erste Mal, daß diese Vereinigung im Schwabenland erscheint. Man wollte deshalb eine übersichtliche Schaustellung der zeitgenössischen Kunst des ganzen Verbandsgebietes geben. So wurde aus ihr wie in Köln im Iahre 1906 eine

*) Deutsche Nerlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1913.

Große. Ihr Umfang reicht mit seinen 616 Nummern an Bildern, Plastiken und graphischen Arbeiten an die Große Kunstausstellung vom letzten Iahr heran. An Qualität steht sie ihr gegenüber nicht ganz ebenbürtig da, auch wenn man in Betracht zieht, daß es sich bei ihr nur um ein Teilgebiet deutschen Kunstschaffens handelt. Und doch ist sie interessanter. Sie setzt sich nicht wie jene vorwiegend aus Werken zusammen, die dem sichern Bestand einer guten, aber längst erkämpften Kunst angehören, sondern sie steht in Fühlung mit dem, was unsere Zeit bewegt. Sie schafft Raum dem Werdenden, Ringenden — der Iugend. Daher der frische, lebendige Zug, der starke fortschrittliche Wille in ihr. In ihm liegt der Hauptwert dieser Veranstaltung. Und der ist nicht gering anzuschlagen. Man kann dem rheinischen Verband nicht dankbar genug sein für seine kraftvolle Förderung der neuen Bewegung. Wird doch die freie Entwicklung der Kunst überall durch eine sich breit machende Epigonenkunst gehemmt.

Die Organisation der Ausstellung ist gut. Die Anordnung der Bilder geschah dem Programm entsprechend nach ihrer Herkunft. Eine Ausnahme davon macht der Ehrensaal, den Bernhard Pankok geschickt in die als Ausstellungsraum nur für große monumentale Werke geeignete König-Wilhelm-Halle eingebaut hat. Hier waltet statt der geogra-

phischen Ordnung das künstlerische Prinzip. Heinrich Altherr hat aus dem gesamten aufgenommenen Bildermaterial mit feinem Gefühl für das Wertvolle und Wichtige eine erfreuliche Auswahl getroffen und sie sinngemäß hier aufgehängt. Außerdem ist noch etwas abseits ein Saal mit erpressionistischen Arbeiten, den Adolf Hölzel im Auftrag des Verbands, aber unter eigener Verantwortung zusammengestellt hat. Stuttgart hat man als dem Gastgeber den größten Platz eingeräumt. Von den andern Orten bekam ein jeder nur einen Saal, die Schwaben erhielten drei Säle. Sie sind aber nicht nur an Zahl die stärksten, sondern neben der Schweiz auch an Qualität. Alle Richtungen sind vertreten und durcheinandergemengt, was nicht überall eine gute Wand ergeben hat. Die fortschrittlichen Kräfte beherrschen erfreulicherweise das Feld. Von den Alten sieht man Keller mit seinem bekannten Karrenzieher und Hang mit einem in feinen kalten Tönen gehaltenen Reiterbild „Rast". Das an manchen Stellen auftretende merkwürdige Blau soll wohl einen belebenden Klang hereinbringen. Es ist aber nicht glücklich gewählt. Statt daß es dient, wird es zur Störung. Das Andenken an den tatkräftigen und nun so schnell dahingegangenen Carlos Grethe, der einst den Verband der Rheinlande mitgegründet hat, wurde durch eines seiner kleineren wertvollen Fischerbilder geehrt. Von Hölzel, dem jugendfrischen Meister und unermüdlichen, wegbahnenden Vorkämpfer der neuen Kunst, hängen zwei Werke im Ehrensaal. Es sind erpressionistische Versuche von charakteristischer Bedeutung für seine Entwicklung. Seine „Legende" bannt das Auge durch das wundervolle Zusammenklingen eines intensiven Grün und Gelb. Die flüchtig skizzierten Figuren darauf lassen das auf großer Naturbeherrschung beruhende Gestaltungsvermögen Hölzels erkennen. Der andere Entwurf „Die Vertriebenen" schließt sich in seiner klaren rhythmischen Gliederung der Linien und Flächen zu einem reizvollen harmonischen Ganzen zusammen. Seiner abstrakten Auffassung entsprechend, wäre ich ihm lieber im Erpressionistensaal begegnet und an seiner Stelle das hohe, kultivierte Farbenempfinden des Künstlers so wirkungsvoll ausdrückende Gemälde „Büßerin". Landenberger hat Vor-

treffliches gebracht. Seine „badenden Buben" sind in ihrer Frische und Unmittelbarkeit des Naturempfindens unvergleichlich und dabei von einer staunenerregenden Feinheit der Töne. Nicht weniger anziehend und einprägsam ist seine tief erfaßte, farbenschöne „Bulgarin". Von den beiden Bildnissen des vor kurzem von Berlin an die hiesige Akademie berufenen Robert Breyer interessiert das kleinere, ein flüssig gemalter Männerkopf mehr als das große „Bildnis eines Offiziers". Eine starke, überragende Schöpfung stellt die helle, eindringliche Skizze zu einem Porträt des Grafen Zeppelin dar, das Bernhard Pankok im Auftrag von Lichtwark für die Hamburger Kunsthalle geschaffen hat. Sie besitzt alle Vorzüge einer markanten, eigenwilligen Künstlerpersönlichkeit. Auch Altherrs edle, aufs Große gerichtete Kunst ist mit einem feintonigen Damenbildnis und einem ausdrucksvollen, aus tiefer Innerlichkeit heraus geschauten „Barmherzigen Samariter" gut vertreten. Von den jüngeren Malern bemerkt man Faure und Schmoll von Eisenwerth mit tüchtigen, ganz für ihre Art sprechenden Arbeiten. Von Nolfenter, der so verheißungsvoll angefangen hat, ist ein trefflich charakterisiertes Puma vorhanden. Einzelheiten, wie der Kopf und die Hinterpfoten, zeugen von der ungewöhnlichen Begabung dieses temperamentvollen Künstlers. Als Ganzes steht es nicht auf der Höhe seines Könnens. Erfreut ist man über A. H. Pellegrinis keck hingesetzten, groß gestimmten „Blick auf Stuttgart". Hier hat eine seltene Gewandtheit mit wenigen Mitteln viel er.

reicht. Das gleiche kann man von seinem Bildnis des Malers R. Nägele sagen. Mit zum besten der Schwabensäle gehört das vielsagende, in feinem Grau gehaltene Selbstbildnis von Bollmann. In ihm steckt Kultur. Außer der reizvollen, abstrahierende Kunstgedanken mit lebendiger sinnlicher Anschauung glücklich verbindenden Iahrmarktsszene von Eberz, den farbenstarken, etwas äußerlich aufgefaßten „Anemonen auf grün" des jungen, aufstrebenden Carl Diem und der tiefgehenden Grabtragung von Seufferheld ist noch besonders das schlichte Bildnis der Frau Rektor H. von Käte Schaller-Härlin zu nennen, sowie die durch eine ganz persönliche Note auffallenden Bilder von Marusja Foell, einer für dekorative Gestaltungen hochtalentierten Künstlerin.

Gegenüber dem unruhigen Bild der Stuttgarter Kunst herrscht bei den Schweizern eine wohltuende Einheitlichkeit. Sie bieten mit ihren hellen und teils sehr markigen Bildern einen guten Einblick in ihr kraftvolles Schaffen.

An der Spitze steht Hodler mit drei gewaltigen Werken. Das eine von ihnen, ein früher Entwurf zum Rückzug von Nariguano ist an Umfang und noch weit mehr an Bedeutung das größte, was die ganze Ausstellung birgt. Es wirkt durch seinen elementaren, riesenhaften Ausdruck überwältigend, auf fast alles übrige geradezu vernichtend. Man hätte ihm auch wohl nirgends einen günstigeren Platz geben können, als hier in der großen Nische der König-Wilhelm-Halle. Welch ein Reichtum an Leben, Kraft und Qualitätswerten steckt in diesem Bild! Hodlers genialer, unbeugsamer Kunstwille ist hier Herr geworden über alles, was sich ihm bei dieser schweren Aufgabe entgegenstellte. Er hat ein« bezwingende Einheit in aller Mannigfaltigkeit geschaffen, selbst das kleinste klingt mit im gewaltigen, erhabenen Rhythmus. Dieser strenge Zusammenhang des Ganzen wurde aber nicht durch unnatürliche Vergewaltigungen der Einzelform erreicht. Alle Vereinfachungen und Steigerungen sind mit klarer Ab-» ficht aus der Natur heraus geschehen, nicht gegen sie. Das gibt dieser Kunst den ewigen Gehalt. Von einer kaum zu überbietenden Intensität und Sicherheit der Naturbeobachtung zeugt der alles beherrschende monumentale Umriß

der machtvoll bewegten Riesengestalten. Aus ihm strömt lebendigste Kraft und-Schönheit. Auch in den Farben ist das Bild stark. Und wie wundervoll sind einzelne Teile gemalt, so Kopf und Rüstung des ehernen Recken in der Mitte! Das ist alles in allem germanische Kunst. Seit langer Zeit war in ihr kein solcher Schöpfergeist mehr am Werk. Beglückt und erhoben geht man von dieser grandiosen Schlachtenfzene. Sie stärkt einem wieder den oft besonders nach Ausstellungsgängen gedrückten Glauben an eine hohe Kunst unserer Zeit. Große Freude herrscht bei allen heimischen Kunstfreunden darüber, daß dieser Hodler für immer in Stuttgart bleibt. Die Staatsgalerie hat diesen glücklichen Griff getan. Die beiden anderen Sachen „Der Redner" und „Der Mäher" sind gleichfalls auserwählte, wuchtige Proben von des Meisters Schaffen. Bezeichnend für die Eigenart der Schweizer ist, daß sie nicht wie wir eine starke impressionistische Bewegung hatten. Ihr herber Sinn war stets mehr auf die sachlich gegebene Form des Gegenstandes als auf malerische Illusionen gerichtet. In der neuesten Kunst nun stehen sie mit ihrer abstrakten linearen und flächenhaften Formenbehandlung oft hart an der Grenze des Kunstgewerblichen und Plakathaften. Solchen Vereinfachungsversuchen ist Buri fern geblieben. Das beweist die Naturnähe des stilvollen, durch seinen starken, hellen Farbenklang ein Fest für die Augen bildenden Bauernpaars „Sonntagsruhe" und der großzügigen Landschaft „Blick auf Iseltwald am Brienzersee". Charakteristisch für die

schlichte tiefe Kunst von Würtenberger sind die beiden Bildnisse, die er geschickt hat. Auch von Sturzenegger sieht man zwei feinempfundene, zeichnerisch hochstehende Bilder von Chinesinnen. Außerdem ist von Amiet, Giacometti, Gattiker und Widmann manches Interessante da.

Von Karlsruhe ist nicht viel gekommen, das Bedeutung hat. Das beste sind Trübners Ansichten vom Stift Neuburg. Man bewundert an ihnen die eindringliche Klarheit und Sicherheit, aber ihre innere Leere stellt sie nicht weit über ein zu hoher Reife gelangtes Handwerk. Schönleber, Dill und Hellwag bringen Gutes. Noch mehr hat mir die wirklichkeitsechte, flüssig gegebene Winterlandschaft von Hermann Goebel gefallen. Alles übrige sind mehr oder weniger tüchtige Malereien, die großenteils nicht über persönlich nuancierte Schuleinflüsse hinausgelangt sind'.

Ein ähnliches Bild zeigt Frankfurt. Die bekannten Künstler, wie Steinhausen, Böhle, Nußbaum und Ottilie Röderstein herrschen mit achtunggebietenden Gemälden. Was sonst aufgenommen wurde, ist fast durchweg langweilig. Nicht besser steht es mit den Leistungen von Darmstadt, Düsseldorf und Straßburg. Sie alle können nur wenig Schöpferisches, Bleibendes aufweisen. Die Darmstädter halten sich durch Georg Altheim, Beyer, Eimer, Hoelscher und Weinheimer auf einem mäßigen Niveau. Noch ruhiger, zurückstehender repräsentiert sich die Düsseldorfer Kunst. Man ist erstaunt, daß Bilder wie die von Klaus Meyer sen. und W. Schreyer überhaupt aufgenommen worden sind. Erfreuliche Ausnahmen bilden die Sachen von Te Peerdt, Clarenbach, Deusser und Bretz. Te Peerdt, der durch seine interessante ästhetische Untersuchung über „das Problem der Darstellung des Moments der Zeit in den Werken der malenden und zeichnenden Kunst" auch als Kunstschriftsteller Bedeutendes geleistet hat, ist durch die tonschönen „Fischer am Inn" und einen „Ahornwald" vertreten. Beide sprechen für seine verinnerlichte, auf malerischen Impressionen fußende Kunst. Deußer fesselt durch seinen mit satten intensiven Farben prächtig zusammengestimmten „Viadukt". Es liegt etwas Starkes, Männliches in diesem dekorativen Kolorismus. Auch die „Obsternte" von Clarenbach ist von

großer dekorativer Bildschönheit. Von Straßburg kann der winterliche „Vorstadtgarten" Daubners und die Bildnisse von Beecke genannt werden. Außer diesen Orten hat man noch der Stadt Hagen ein kleines Kabinett überlassen, das K. E. Osthaus, der verehrungswürdige Kunstförderer und Schöpfer des Folkwang-Museums, mit Bildern der neuen Richtung füllte. Neben unklaren und unfertigen Produk» tionen ist hier manches bemerkenswerte Stück zu sehen, so das Bildnis Mar Regers von Nölken und die in weich fließenden Rhythmen angelegten Bilder von Rohlfs. Noch weiter entfernt vom traditionell gegebenen Weg sind die Bestrebungen im Impressionistensaal. Hölzel will ihn als Saal der Probleme betrachtet wissen. Als solcher wird er, einigen Ballast abgezogen, bei jedem verständigen Kunstfreund Interesse erwecken. Nur hätte man dem Publikum eine klare Einführung in seine künstle» rischen Absichten in die Hand geben sollen. Viel Mißtrauen, unsinniges Gerede und billiger Spott wäre ihm erspart geblieben. Hohe Kunst ist nicht Naturnachahmung, nicht Abbild der Wirklichkeit. Sie ist ein großes Reich neben der Natur, und wie in dieser waltet in ihr- eigenes schöpferisches Leben. Im Naturalismus und Impressionismus hat die intensive optische Hingabe an die Natur die meisten Maler nicht zum vollendeten einheitlichen Kunstwerk kommen lassen. Sie blieben in Skizzen und Studien stecken. Die neue Richtung will nun durch Komposition und Stilisierung wieder zur harmonischen Bildeinheit gelangen. Mit an der Spitze

dieser Bewegung steht Hölzel, umgeben von einer großen Schar begeisterter Schüler und Anhänger. Mit einem Feuereifer gräbt und sucht er nach ästhetischen Gesetzen, nach Bildgedanken und Urformen und deren organischen und rhythmischen Zusammenschluß. Es ist deshalb kein Wunder, wenn sich diese Schule im Streben nach Ergründung aller erdenklichen Kompositions- und Stilisierungsmöglichkeiten oft vom Boden der lebendigen Kunst entfernt und in Theorien und Erperimenten verliert. Alle die Arbeiten hier stehen im Gegensatz zur Nachahmungskunst und den nur malerisch empfundenen Natureindrücken. Sie beruhen mehr auf innern Vorstellungen und Erwägungen. Aber ihre Stilisierungen, sofern man überhaupt noch von solchen reden kann, gehen vielfach zu weit. Die Gegenstandsformen haben eine allzufreie, willkürliche Behandlung erfahren, so daß sie oft kaum mehr zu erkennen sind. Es können im Interesse einer höheren Bildsynthese starke Vereinfachungen und Übertreibungen der Einzelform nötig sein. Alle großen Meister haben in dieser Beziehung ganz ihren jeweiligen Absichten entsprechend frei gestaltet. Aber dies geschah auf Grund eines umfassenden Könnens aus sinnlicher Anschauung heraus, nicht gegen die Natur. Das ist bei diesen großenteils in Abstraktionen erstarrten Gebilden nicht der Fall. Manches ist von linearer und farbiger Schönheit gleich anziehender rhythmischer und polyphoner Musik und hält sich mit Geschick in künstlerischen Grenzen, so vor allem die erwähnte prachtvolle „Büßerin" von Hölzel und einiges von Stenner, Schlemmer und Eberz. Vieles aber besteht aus Künstelei abgequälter Arbeit und Unvermögen. Statt Vereinfachung und vergeistigter Anschauung blickt man auf Verarmung und Leere. Und doch steht die Ernstbaftigkeit und der Wert dieser vom Begriff des Kunstgesetzes ausgehenden Bestrebungen außer Zweifel. Sie sind nicht Laune oder Zufall. Sie erfüllen eine Notwendigkeit. Ihre Bedeutung ist schon im Hinblick auf ihren bewunderungswürdigen Willen zur Lösung großer künstlerischer Probleme nicht klein. Sie schaffen wertvolle Bausteine zu einem kommenden, in aller Künstler Sehnsucht lebenden großen Stil, der Frische und Unmittelbarkeit des Natur-

empfindens mit ästhetischer Gesetzmäßig-
keit sinnvoll verbindet.
Die Graphik enthält in der Haupt-
sache mittlere Qualität. Hodler über-
ragt alles mit seinen sechs Tempera-
studien von schwörenden Männern.
Sehr beachtenswert sind dann noch die
originellen Sachen von Reinhold Nä-
gele, besonders seine durch Sinn und
Form ungemein reizvollen Temperabil-
der und die vortrefflichen Zeichnungen
von Landenberger, Stenner, Graf von
Schöllkopf, sowie die Farbenholzschnitte
von Fritz Lang.
Auch die Plastik hat nicht viel, was
über einen guten Durchschnitt hinaus-
geht. Manches ist mehr akademischer
Formalismus als lebendige künstlerische
Form. Habichs treffliche, formsichere
Kunst ist durch einen „Bogenspanner"
und eine „Studie zu einer Steinfigur"
gut vertreten. Ianssen zeigt seine Mei-
sterschaft in Bildnisbüsten. Auf diesem
Gebiet haben auch noch andere gutes
geleistet, so Böres, Elkan, Gabriel, von
Hugo, Nergehen, Schreyögg und Wul-
fertange. Von Bredow, dem Schöpfer
der grandiosen Brunnenanlage, die die
Deutschen von Buenos-Aires dieser
Stadt gestiftet haben, fällt ein herber
Demeterkopf in prachtvollem Diorit auf.
Es steckt etwas Großes, Starkes in sei-
ner stilvollen Auffassung und Behand-
lung. Dasselbe kann von Böhles kraft-
strotzendem Stier gesagt werden und mit
einigen Einschränkungen von den Ar-
beiten des Baslers Carl Burckhardt,
von denen hauptsächlich die üppige, ani-
malisch empfundene Venus interessiert.
Ganz anders geartet sind die formedlen
Werke von DanielStocker. Sein „Mäd-

chen am See" und die „Brunnenfigur" erwärmen durch ihre Zartheit und Gefühlsinnigkeit. Der neuklassizistischen Richtung abgewandt, mehr aus dem Lebensgefühl unserer Zeit herausgeboren ist die wertvolle Kunst von Albiken, Haller, Hoetger, Lörcher und Sieger. Mit zum anziehendsten, was die Ausstellung bietet, gehört Albikers Relief. Man kann sich nicht sattsehen an dem wundervollen rhythmischen Zusammenfließen dieser reichen Figurenkomposition. Interessant ist desselben Künstlers Frauentorso. Hoetgers schreitender Iüngling „Der Tag" hat in Haltung und Ausdruck etwas Bezwingendes. Auch der Leopard und die Silberlöwin zeugen von seiner eigenartigen, schöpferischen Kraft. Von Haller bewundert man einen großgesehenen, kauernden Iüngling, und von Lörcher eine formenstrenge „weibliche liegende Figur", für die er den ersten Preis des Verbands erhielt. Reich an Leben in alter Einfachheit und Gebundenheit sind die rhythmisch fein empfundenen Arbeiten „Sitzendes Mädchen" und „Mädchenfigur" von Milly Steger. Die „Steinfigur" beweist ihre hohe Begabung für Architekturplastik.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Die Theater und der Krieg.

Die Theater machen eine schwere Zeit durch. Nicht nur, daß in vielen der Betrieb nur mühsam aufrecht erhalten wird und in einer noch größeren Zahl von ihnen gänzlich eingestellt ist — das ist ein Los, das sie mit den meisten Gewerben in der Kriegszcit teilen, — sondern sie müssen sogar ihre moralische Daseinsberechtigung verteidigen. Unzählige Volksgenossen empfinden die Tätigkeit des Theaters während des Krieges als eine Ursache von geheimer oder offener Scham.

Man muß an der Verwaltung eines Theaters beteiligt sein, um zu wissen, wie weit verbreitet jene Empfindung ist; denn die Zeitungen sind in ihrer Mehrzahl künstlerisch zu gut geschult, volkswirtschaftlich zu aufgeklärt und moralisch zu vorurteilsfrei, um diesen Stimmen den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Überschwemmt werden die Verwaltungen der Theater, die ihren Betrieb aufrecht erhalten, mit Zuschriften aus dem Publikum, worin gekränkte Empfindsamkeit mit moralin-

saurem Pulitllnismus wetteifern, ihre
Verletztheit oder ihre Empörung darüber
auszudrücken, daß die Theater sich nicht
entblöden, ihre Gaukeleien fortzusetzen,
während unsere Väter, Brüder und
Söhne im Felde bluten.
Volkswirtschaftlich sind diese billig
Entrüsteten am leichtesten abzuführen.
Wenn die Theater schließen, wird
das ganze ungeheure Heer der Bühnen-
angehörigen brotlos. Die wenigen
unter ihnen, die vermögend sind oder
die während der Kriegszeit einen
anderen (moralisch erlaubten!) Beruf
ausüben können, beeinflussen die
Rechnung fast gar nicht. Natürlich
wissen das die Entrüsteten gerade
so, wie es jedermann weiß; aber nicht
alle vergegenwärtigen sich, daß eine
Erwerbslosigkeit beim Theater schlimmer
ist, als in vielen, vielen anderen Be-
rufen; nämlich deswegen, weil etwa
zwei Fünftel dieser Eristenzen weibliche
sind. Ist es nötig, all die Folgen der
Erwerbslosigkeit in dieser Bevölkerungs-
schicht auszumalen?
Hierzu kommt die Schädigung der
Erwerbszweige, die dem Theater liefern;
ihre Zahl wird von Unkundigen meist
unterschätzt oder gar nicht geahnt.
Alle Gründe, die dafür angegeben
werden, daß es eine der mannigfachen
Gesundheits- oder gar Lebensfragen
einer im Kriege befindlichen Nation
ist, die bestehenden Betriebe aufrecht
zu erhalten, treffen auf das Theater
doppelt und dreifach zu.
Man muß anerkennen, daß die

Wortführer der öffentlichen Meinung
und die Behörden diese Einsicht ebenso
laut bekundet und betätigt haben,
wie die Standesvertretungen. In allen
Zeitungen sind die Theaterleiter er-
muntert worden, ihre Betriebe fort-,
zusetzen, und das Publikum aufgefordert,
sie nicht veröden zu lassen. Die
Polizeibehörden, die das Theater
als Gewerbebetrieb zu beaufsichtigen
haben, sind bereit gewesen, die bei
ihnen hinterlegten (gesetzlich ohnehin
nicht einwandfrei begründeten) Si-
cherungsgelder ganz oder teilweis her-
auszugeben, um das Betriebskapital
der Unternehmer zu stärken. Das
Verdienst, dieses Entgegenkommen an-
geregt und durchgesetzt zu haben, ge-
bührt, neben manchem anderen um
das Wohl der Bühnenangehörigen,
dem Oberregierungsrat Kurt v. Glase-
napp, der, als Theater-Dezernent im
Berliner Polizeipräsidium, die poli-
zeiliche Praris in ganz Preußen (und
darüber hinaus) maßgebend beeinflußt.
Die deutschen Höfe haben mit wenigen,
(sagen wir es ruhig: unrühmlichen)
Ausnahmen ihre Theater in Gang
erhalten, desgleichen die leistungsfähigen
deutschen Städte; von diesen haben
die, die ihre Theater verpachten, den
Unternehmern die Pacht erlassen, viel-
leicht ihnen auch hie und da eine kleine
Kriegszuwendung bewilligt; die, die
sie in eigener Verwaltung führen,
die sicher zu erwartenden Unterbilanzen
als notwendige Kriegsopfer hinge-
nommen.
Verschieden war das Verhalten
der Standesvertretungen. Die Or-
ganisation der Arbeitgeber, der Deutsche
Bühnenverein, hat sich bis jetzt begnügt,
eine von seinem (nicht gewählten,
sondern satzungsgemäß bestimmten)
Präsidenten, dem General-Inten-
danten der königlich preußischen Schau-
spiele, unterzeichnete Mahnung an die
Theaterdirektoren und Stadtverwal-
tungen zu versenden, ihre Betriebe
ja aufrecht zu erhalten. Das waren
Worte — gute und, da die Worte
einer Erzellenz bei uns ja immer
eine gute Statt finden, auch wirksame
Worte, — aber doch nur Worte.
Wohltätigkeitsvorstellungcn für brotlos
gewordene Bühnenangehörige mögen
nachfolgen; sie tragen aber nichts
zu dem Eigentlichen, was Not tut,
bei: die Aufrechterhaltung der Betriebe

zu verbreitern. Sie wirken eher entgegengesetzt: je mehr für die stellungslosen Bühnenangehörigen getan wird, desto leichter wird das Gewissen derjenigen Unternehmer, die ihre Betriebe schließen und ihr Kapital im Kasten behalten. (Worunter sich nicht nur Privatleute, sondern leider auch Stadtverwaltungen und sogar Höfe befinden.) Nichts ist bequemer, als die Sorge für seine Angestellten und Mitarbeiter in kritischen Zeiten der öffentlichen Armenfürsorge zu überlassen.

Wirksamer faßte die in jedem Betracht aktivere Vertretung der Arbeitnehmer, die Deutsche Bühnengenossenschaft, die Aufgabe an. Die Hilfseinrichtungen für die durch den Krieg notleidend gewordenen Berufsgenosfen, die sie begründet hat, sind ebenso schnell wie durchdacht errichtet worden. Wichtiger aber sind ihre Versuche, den Arbeitslosen Arbeit zu schaffen. In Volksvorstellungen zu geringsten Eintrittspreisen beschäftigt sie stellungslose Schauspieler; Wandertruppen suchen denselben Zweck in kleineren Städten zu erreichen. Wenn sie diese Veranstaltungen nicht über das ganze Reich ausdehnen kann, dann liegt es nicht an ihrem organisatorischen Willen und Können, sondern an ihren unzureichenden materiellen Mitteln.

Der wichtigste Gesichtspunkt in Zeiten allgemeiner Not ist von ihr deutlich erkannt worden: wertvoller als die vereinzelte Linderung von einbrechender Bedürftigkeit ist die Schaffung von Arbeitsgelegenheit zum Erwerb des Eristenzminimums.

Dieses Eristenzminimum ist für

olle Bühnenangehörigen ein Schreckenswort. Ist es in anderen Betrieben eine Frage der Überlegung und Verhandlung von Fall zu Fall, ob in Kriegszeiten die Besoldung der Angestellten verringert werden soll oder nicht, so ist sie in den Theaterbetrieben von vorn herein geregelt. In jedem Theateroienstvortrag befindet sich ein Paragraph, der dem Unternehmer gestattet, dem gesamten Personal mit einer Frist von wenigen Tagen zu kündigen; und ausnahmslos wird von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Daran schließt sich dann bei den Theatern, die weiter spielen, eine neue Vereinbarung, wonach das Personal auf das Eristenzminimum gesetzt wird. Was für ein Wandel in den Daseinsbedingungen hierdurch plötzlich eintreten kann, lehrt das Beispiel einer so hochstehenden Privatbühne, wie es das „Deutsche Theater" in Berlin ist. Hier beträgt die Kriegsgage 1N0 Mark monatlich für jedes Mitglied, vom letzten Arbeiter bis zum dramatischen Helden. Der Arbeiter leidet kaum merkbar darunter; der dramatische Held, dessen Daseinszuschnitt auf das zwanzig- bis dreißigfache eingerichtet war, empfindet das wie einen vollkommenen wirtschaftlichen Zusammenbruch. Und doch wird es bedeutenden Privatbühnen schwer, selbst dieses Gagenminimum in Kriegszeiten hereinzubekommen. Aber auch Stadt- und Hofbühnen, einschließlich der des Königs von Preußen und des Kaisers von Osterreich, scheuen sich nicht, die allgemeine Übung der reduzierten Kriegsgagen mitzumachen. Alle anderen Hof-, Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten erhalten zur Kriegszeit ihre Gagen ungeschmälert weiter ausgezahlt; nur die Angehörigen der höfischen und kommunalen Bühnen nicht. Dafür sind jene aber immer, diese sehr selten pensionsberechtigt! Kaum mehr als ein verächtliches Achselzucken verdienen die moralischen Anfechtungen, denen die Theater, die weiter spielen, ausgesetzt sind. Sie gehen von jenen immer sittlich entrüsteten Philistern aus, denen die Welt mit jedem weiteren Seidel Bier, das sie hinunterschütten, immer tiefer im Sündenpfuhl versunken erscheint. Sie empören sich darüber, daß man sich in den Theatern „amüsiert", während draußen die Landeskinder

bluten. Daß Leute, die Familientrauer haben, auch im Frieden die Theater nicht besuchen und sie im Kriege gewiß nicht besuchen werden, ist ihnen gleich. Sie beschimpfen die Theaterleiter, daß sie den Vätern und Frauen, Bräuten und Kindern der Vaterlandsverteidiger zumuten, die Theater zu besuchen,—eine Zumutung, die gar nicht gestellt wird, — und meist haben sie selbst keine Angehörigen im Felde stehen. Den Hinweis auf die tausende von ruinierten Eristenzen, die der Schluß der Theater auf die Straße werfen würde, beantworten sie mit so naiven Einwendungen, wie dieser: man solle die Bühnenangehörigen von den Kosten ernähren, die durch den Wegfall von Beleuchtung und Heizung der Theaterräume erspart werden; oder sie geben gemütstüchtig den Trost des braven Grenadiers: „Laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind". In letzterem Falle sind es zuverlässig Festbesoldete, denen der Krieg nicht das Opfer eines einzigen Pfennigs auferlegt.

Zu den Entrüstungsphilistern gesellen sich die Sauertöpfe, die deutschen Vettern der angelsächsischen Puritaner. Sie operieren mit ihrem verletzten „Gefühl". Wir haben diese Rasse ja auch als Pfahl in unserem Fleische stecken; zahlreich aber ist sie glücklicherweise nicht. Die frohe Zuversicht, die freudige Erhebung, ja selbst den derben Humor verleugnen, wenn das Schwert gegen den Feind geschwungen wird, istnicht allgemein-deutsche Art. Unser Volk, das mit Kränzen und Gesängen ins Feld zieht, ist zu kraft- und lebensvoll geartet, um den Krieg

mit Bußgebeten in Sack und Asche
zu begleiten. Also das moralische
Kapitel ist für Heuchler und Narren.
Dagegen ist das künstlerische voll
von schwer zu lösenden Aufgaben.
Der Krieg, der uns umfängt, geht
um Alles. Nur zu natürlich, daß er
all unsere Gedanken und Gefühle
beherrscht. Das müssen die Theater
wissen und berücksichtigen. Auch sie
müssen ein Kriegsmittel, eine Kriegs-
waffe sein. Tyrtaios entflammte
die Streiter zur Kampflust; die Theater
sollen die zuhause Gebliebenen ent-
flammen, begeistern, erheben — aber
auch von wehen Spannungen be-
freien. Sie sollen die Gemütskraft
des Volkes stärken durch künstlerische
Erhebung oder Entspannung der Seelen;
jenes durch die ernste, dieses durch
die heitere, beides aber immer durch
würdige Dichtung.
Die Aufgabe ist schwer, wenn
Eintönigkeit vermieden werden soll.
Die sogenannte „vaterländische" oder
„patriotische" Literatur ist zur größeren
Hälfte leider wertlos; aber sie hat
einzelne herrliche Blüten an ihrem
Baume. Der dichterisch größte Gewinn
dieser Zeit ist es wohl, daß unser
wunderbarstes deutsch-patriotisches Hel-
denlied, Meistens „Herrmannsschlacht",
endlich der Bühne erobert wird. Aber
mit lediglich, „patriotischen" Stücken
ist es nicht getan; mit ihnen allein
wäre man bald am Ende angelangt.
Eine solche Beschränkung ist auch nicht
nötig, ist nur ein Notbehelf unbe-
hilflicher Bühnenleiter; nötig aber ist,
daß der Spielplan unserer Bühnen
aus Werken aufgebaut wird — ob
heiteren oder ernsten, ist gleich, —
in denen der deutsche Zuhörer sich
selbst, das deutsche Volk sein Wesen
erkennt. Deutlich wird das mehr
noch, als durch das Schauspiel, durch
die Oper. Wo gibt's da patriotische
Stoffe? Wo es welche gibt, ist die
Musik nicht zu retten. Aber schlägt
das weltenerlösende Deutschtum nicht
in idealster Vollkommenheit aus einer
handvoll Takten aus dem Fidelio,
aus der Zauberflöte, aus den Meister-
singern hervor, ganz gleich, was da'
für eine Fabel abgehandelt wird?
Faule Dünste soll der Krieg aus
der Atmosphäre eines Volkes ver-
treiben, sagen die Lobredner des Krieges.
Auch auf dem Theater kann der Krieg

diese sanitäre Wirkung ausüben. In
der Tat: kann eine Bühne heute es
wagen, die noch bis zum letzten Sommer-
torschluß gehätschelten Absonderungen
unserer von einer dekadenten Kritiker-
clique (ich sage: Clique, denn diese
Gesellen sind nur ein Fremdwort
wert) den Theatern und dem Publikum
aufgeschwatzten Priapistcn, Interessant-
Impotenten und Neuro-Romantischen
aufzuführen?

Also: die Theater sollen offen
bleiben. Ihr Weiterspielen ist in
doppelter Hinsicht eine patriotische
Leistung. In volkswirtschaftlicher: sie
tragen dazu bei, die nationale Arbeit
und die von ihr in Bewegung gesetzten
Produktionsmittel aufrecht zu erhalten,
ein in Kriegszeiten ebenso notwendiges
Erfordernis wie die Ausrüstung der
Kriegerschaaren; in seelischer (oder
„gemütswirtschaftlicher"): sie tragen
dazu bei, die Seelen in Opfermut
und Tatkraft zu stärken, von Kleinmut
zu befreien, sie trotz Mord und Nieder-
tracht in himmlische Heiterkeit zu
tauchen und sie der wahren volks-
tümlichen Grundlagen ihres Wesens
bewußt werden, die deutsche Art durch
deutsche Kunst sich auf sich selbst
besinnen zu lassen.

L«nm»g«d«l un» C>1«o<>!»«ui: Pl»1. Dl. Lut>n»i» Kl«»,, n, ««llw <V IU, lllchowuln »ü. <I«les»n «Im«
»uifiirN Nl. «308). - V«lan«n«>l«!lch« l R«da!U«ul: Dr. Lyl»!u» »lxckln ««»la». — Nll»ln.««Nl»«u»g flli Un«»«,:
«lül'Ich« ,, ,. holbuchhandlun« <I. B«n«l>, Vud<>p«ll V, D»l»ity»-u»cl» 2, — Flll »« 3»!«l»t«n»«ll
o«nmt!»»l»lich: s«Ini!ch Mitlm»«n w V«»l«u M. — llella« und Dlxck d«l Vchleich» »uchdiu»!««!
», L, Lch»»tl»«<!»»«. «.-2., ««»l»» III.

Inseraten ^nnakm«
6ur«:b un«yr« <3«ekzlt3t«II«, Lsrlm ^V. IN, I^ütlo^mlsr 5»; 6urcl> ungen»
V«s>»8 Ll««l>»i III; l«iii«l' Äuled 6i« rirm»: NuÄolt Üo«»« uuH 6i«
ln»«rtlon«ps«l»» pro ^6 mm dr«it« 2«ile <N»äoll It<z»«'8 I'loi'm»!-
2«ilßnm«»»«f wo. 5> 70 ?l.

i>^>Â»^^^->^
Exzellenz von HÂ»vensteiÂ», Neichsbanl-PiÃ¤sident,

^/gründet von Paul Lindau
^l/^cd^r: Professor Dr. Ludwig Stein

Verlagsanstalt
. ^ chc» ttlaender, A.-G., Breslau.
.'c.n^en Berlin ^V,ic> Budave»'< Kopenhagen
! »h«»'. «Kl.-r. <ülM1ch«I>,K,F-ift,uch:,«,»dl. «l»l«o ck LaN«lb«Ich,
Christian!', ^o»ss"ntmopel
^ :'' „I-. Jacob V,c^>ad Nuchhdlg, ^!n,« «», V^.,,chandl. Otto ««N.
- -i!--«^<« und!n D«n«m»l»: »««« «„». Ulfin« ?la«I»l«l,, «,p»nh««»n.
- ''.e -i>i« ^ »lad«»». Nn<l<««. «. <,uchh»»»lun«, H«ich l.
''"",>4N<'»>< Holland: «. P. »«n«»«<l«« und ««»»,, H«««, r-l»«nh<>l3<l.
)9. Jahrgang. Band 151. Heft 482. November 1914

"
-^ ,^m
H ^
H>^ M.
,?^ ^i^

^,^I!eÃ¼; v<',< H ': v <' n st i Ã¼ , N,i,1-i ii -^ '>'

EmeömOeMmachM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,«^W/ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. ««w»ck«. «««hold VuU«. «i«1ch,l>,», tzofbuchhllndl. <ll»l«, H basstli»lch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
l.«. lflitz«, I>ibl»!ll« II«?»!«. I«c»b Dylxoad Nuchhdlg. Int«in»t, Vuchhandl, Ott« tltll.
fill di« Pl»»in,«n in Lchnied«, und In Dänemllii: »««»« «I>». U^»n« «»chf,l«<», «,pn»h«««n.
für die Lch»«iz: «lad»«, «ntt,,«. u. »uchh«»»l«n«, Zürich I.
V«n«ral»»i»rlwn, fili HoNllnd: W. V. v«n«»<«l«m und «ohn, H«a«. Vultenh»»««.
^.Jahrgang. Band 151. Heft 482. November 1914

Professor Dr. Ludwig Stein:

Unsere sieben Waffen.

Die Hälfte der Bewohner des Erdenrundes, einschließlich der Gelben und Schwarzen, werden von den Engländern aufgeboten, um die beiden Großmächte Zentraleuropas auf die Knie zu zwingen. Man schneidet uns die Kabel nicht nur, sondern auch die Ehre ab, um der übrigen Welt, von welcher man uns isoliert hat, weiszumachen, daß wir mit unehrlichen Waffen kämpfen. Die Wahrheit soll erdrosselt, die Redlichkeit der Berichterstattung erwürgt werden, damit der neutral gebliebene Teil des Menschengeschlechts durch das Kabelmonopol Englands in den Glauben versetzt werden kann, daß wir uns vergifteter Pfeile bedienen. Und doch sind unsere Waffen, vor denen die Hälfte des ganzen Menschengeschlechtes erzittert, so blank, unser Schild so fleckenlos, daß wir vor der Nachwelt, vor dem Forum der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, so rein dastehen werden, wie man es vom Volke eines Leibniz und Kant, eines Fichte und Hegel, eines Lessing und Schiller, eines Heine und Goethe, eines Mozart und Beethoven, eines Mendelssohn und Wagner, eines Helmholt z und Zeppelin mit Fug erwarten darf.

Unsere erste Waffe ist das bessere Recht. Wir gingen nicht auf Eroberung aus, sondern wir verteidigen in berechtigter Notwehr unsere Scholle. Unsere Triebfeder ist nicht die Rache, wie bei den Franzosen, die Ländergier, wie bei den Russen und der Neid wie bei den Engländern, sondern das unaufgebbare Gebot der nationalen Selbsterhaltung. Wir haben 44 Iahre allen Versuchungen, unsere Erbfeinde zu vernichten, widerstanden, weil wir uns in Europa nicht territorial ausdehnen, sondern das Erworbene behaupten und friedlich ausbauen wollten. Selbst im Iahre 1905, als Rußland darniederlag und wir ihm für immer den Gnadenstoß hätten versetzen können, verzichteten wir großmütig auf den billigen Lorbeer, da wir das Schwert nur zur Verteidigung, nicht zum Angriff schliffen. Und als sich England im Burenkrieg beinahe verblutete und an seiner „splenäiä isolatinu" zugrunde zu gehen drohte, haben wir nicht zugegriffen, als uns Chamberlain ein Bündnis anbot, um die Weltherrschaft mit England zu teilen, sondern wir behielten das Schwert in der Scheide, weil wir nur für unser gutes Recht, nicht aber für die Erweiterung unserer Macht einen Weltkrieg entfesseln wollten. Das deutsche Weißbuch, das englische Blaubuch und

das belgische Graubuch haben für jeden Unverblendeten mit zwingenden Gründen dargetan, daß wir noch im letzten Augenblick bereit waren, Frankreich zu schonen, wenn uns England seine Neutralität gewährleisten wollte. Aber England hatte bereits das Recht verletzt. Die belgische Neutralität war, wie jetzt amtlich feststeht, längst zugunsten Englands aufgegeben. Sir Edward Grey hatte längst mit Iswolsk» und Poincar6 den Weltkrieg vereinbart und den unglücklichen König Albert mit hineinverstrickt, damit dieser die belgische Neutralität den Dreiverbändlern freiwillig preisgäbe. Zum Glück haben wir uns in letzter Stunde nicht düpieren lassen, sondern das Prävenire gespielt, zumal wir das abgekartete Spiel des Neutralitätsbruchs seitens der anderen Gruppe rechtzeitig durchschaut haben. Die Ermordung des Thronfolgerpaares war nur die Gelegenheitsursache, nicht die Wirkursache des Weltkrieges. Weder im geschriebenen noch im ungeschriebenen Rechte der Kultur aller Zonen und Zeiten gibt es einen höheren Rechtstitel auf Kriegführung als Notwehr. Und da wir auf Grund unwiderleglicher Aktenstücke nur unter dem zwingenden Gebot der Selbstbehauptung zum Schwert gegriffen haben, dürfen wir als unsere oberste Waffe vor der höchsten Instanz der Geschichte das bessere Recht für uns in Anspruch nehmen. Es ist und bleibt ein ewiges Wort: „Eines ist, was nützt: die Klarheit! Eines ist, was besteht: das Recht!"

Unsere zweite Waffe in diesem weltgeschichtlichen Ringen um Sein oder Nichtsein ist unsere höhereMoral. Daß Rußland amoralisch und Frankreich unmoralisch ist, braucht man angesichts des Umstandes, daß Rußland sein Verbannungsgebiet „Sibirien", Frankreich aber in Paris seit Iahrhunderten sein sittliches „Sibirien" hat, nicht erst zu erhärten. Von den serbischen Königs- und Kronprinzenmördern reden wir an dieser Stelle nur, um der Vollständigkeit des par nobile tratruiu halber. Seit Iahrhunderten ist Rußland der Inbegriff aller Korruption, des politischen Meuchelmords, der Progrome, der „administrativen Verschickung" nach Sibirien. Paris ist seit dem Mittelalter schon die hohe Schule der Unzucht, der Lasterhaftigkeit, der perversen Neigungen. Aber England! Wo bleibt die englische „morklit?" ? Wo bewährt sich die Theorie des „nwral sklltimknt", die von Adam Smith begründet wurde? Die Engländer hatten einmal einen moralisch-politischen Goldschatz: „Hlaßna, Obkrta und „Nkdeas-Oorpu8-^.<:te". Aber für die Kriegszeit scheinen die Engländer ein Moratorium wie auf die Wahrheit, so auch auf die Moral genommen zu haben. Sie haben die moralische Barzahlung eingestellt. Wie sie in Antwerpen die Belgier zur Selbstvernichtung trieben, das Völkerrecht mit Füßen traten, ja selbst die Neutralen, sie lahmlegend durch die Minenlegung im Ärmelkanal, bedrohen, wie sie Rassenverrat begehen, Wilde und Barbaren, Gelbe und Schwarze aus aller Welt herbeizerren, um jene deutsche Kultur zu vernichten, die in Musik, Philosophie und Technik ihre Nährmutter war — das alles ist ruchloser Vandalismus. Und wie werden die deutschen und österreichischen „Gefangenen" von ihnen be-

handelt! Wehrlose Frauen und unschuldige Kinder werden mißhandelt und an-
gespuckt (siehe Vossische Zeitung vom 10. Oktober 1914). Die „Verbündeten" haben
zudem einen Lügenfeldzug gegen uns eröffnet, dessen Generalfeldmarschall Sir
Edward Grey in höchsteigener Person ist. Mit ihren wirklichen Dum-Dum-Ge-
schossen zerfetzen sie das Völkerrecht, und mit den Dum-Dum-Geschossen aus Tinte
vergiften sie die Weltmoral. Sie stehen heute auf dem Boden des Feldrufs des
mittelalterlichen Assassinatenordens „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt."
Damit hat die einst hochgepriesene englische Moral ihren Bankerott erklärt.
Die moralinsauren Floskeln, deren sich die englischen Staatsmänner heute noch
bedienen, sind wertloses Papier geworden. Die alte sittliche Goldreserve Eng-
lands ruht in den Kellergewölben, und die kleinen moralischen Banknoten, die
sie heute in Umlauf setzen, sind nicht mehr wert, als einst das Papiergeld des
Engländers Iohn Law und die Assignaten der französischen Revolution. England,
das große Kulturvolk, ist dank seiner abgründig perfiden Einkreisungspolitik, die
es bald selbst würgen wird, sittlich zahlungsunfähig geworden.
Damit vergleiche man das sittliche Verhalten der Deutschen. Wie haben wir
unsere „Feinde" gastlich behandelt, welche Fürsorge für Leben und Eigentum für
Russen, Engländer und Franzosen haben wir getroffen. Wie verfahren wir in
Brüssel und Antwerpen! Man gehe durch unsere Lazarette und beobachte, ob ein
Unterschied gemacht wird zwischen Freund und Feind. Man besuche unsere Not-
standsküchen, ob sie nicht ebenso geöffnet sind für arme Ausländer wie für Ein-
heimische. Das Gastrecht ist der Scheitelpunkt aller Sittlichkeit, seitdem es eine
Kultur gibt. Dieses Gastrecht wird von uns ebenso respektiert, wie von unseren
Feinden verletzt. Unsere Güte gegen alle Mitmenschen, auch gegen Feinde, ist nicht
Schwäche, nicht Sentimentalität, nicht Rührseligkeit, sondern der eherne Im-
perativ jener sittlichen Pflicht, welche Kant und Fichte nur deshalb formulieren
konnten, weil sie auf dem Untergrunde der deutschen Volksseele längst tiefe Wurzel
geschlagen hatte. Wenn unsere Feinde uns als Hunnen, Barbaren und Van-
dalen verschreien, so dürfen wir ihnen auf Grund unserer höheren Moral ent-
gegenhalten: Wir Wilden sind doch bessere Menschen. Für uns gilt das Wort
Kants: „Der gestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir!"
Unsere dritte Waffe ist die von aller Welt, wenn auch nicht neidlos, aner-
kannte Überlegenheit unserer Truppen zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Von
der strategischen Seite dieser Überlegenheit zu sprechen, ist nicht meines Amtes,
wohl aber gilt es, die psychologischen Hintergründe dieser unserer stärksten Waffe
aufzudecken. Was unsere Truppen beseelt, ist nicht Kadavergehorsam wie bei den
Russen, nicht der sportliche Spieltrieb wie bei den Engländern, endlich auch nicht
die seit mehr als drei Iahrzehnten systematisch angestachelte „Reizsamkeit" wie
bei den Franzosen, sondern der disziplinierte Wille zum Sieg, der mit heller Be-
geisterung in den Krieg zieht, weil er von der Überzeugung durchdrungen ist, daß

diesem „heiligen Kriege" von unserer Seite kein niedriges Motiv zugrunde liegt,
sondern der unaufgebbare Drang zur nationalen Selbsterhaltung. Der in
Politik umgesetzte kategorische Imperativ Kants geht unseren Truppen zu Land,
zu Wasser und in der Luft, wie einst den Iuden die Feuersäule, als unsichtbare
Standarte voraus. Wir sind unbesiegbar, nicht weil wir uns in Laufgräben und
Wolfsgruben technisch so glücklich verschanzen, daß wir gleichsam eine Tarnkappe
anhaben, die uns zu sehen gestattet, ohne gesehen zu werden, sondern weil in unseren
Truppen wie eine einheitliche Sprache, so ein einheitlicher Wille zum Siege
herrscht, die eine Festung darstellt, welche sogar 42 Ccntimeter-Geschützen trotzen
würde. Unsere Feinde spalten sich wie in viele Sprachen, so in viele Interessen,
die einander widerstreben; unsere Truppen hingegen haben wie nur eine deutsche
Kommandosprache, so nur e i n Interesse: „Siegen oder sterben!" Die tauglichste
Waffe aber in der Behauptung des eigenen Daseins wie der nationalen Unver-
letzlichkeit war immer und wird, immer bleiben: Einheit im Denken,
Fühlen und Handeln. Im Zeichen dieser Einheit von 420 Millionen
Menschen, die dasselbe wollen, gegen 350 Millionen Menschen, welche von den
mannigfaltigsten, einander durchkreuzenden, widerstrebenden und eben dadurch
aufhebenden Wollungen beherrscht werden, müssen wir am Ende aller Enden
siegen.

Unsere vierte Waffe ist unsere hochentwickelte Technik, die uns gestattete,
mit Zeppelin zu fliegen, und mit Krupp in Lüttich, Löwen, Namur, Maubeuge, Ant-
werpen, Lille und Reims zu siegen. Unsere Fortschritte in Physik und Chemie, in In-
genieurkunst und Waffenlehre, in Strategie und Taktik, in Astronomie und Geo-
graphie haben die heutigen Siege vorbereitet. Erst bei uns verdichtete sich die
Kriegstechnik zu einer Kriegswissenschaft. Ich konnte deshalb schon im Oktoberheft
von „Nord und Süd" auf diese unsere Waffen mit besonderem Nachdruck den
Finger legen. In diesem Weltkrieg, heißt es da, entscheidet nicht die Zahl, son-
dern die Intelligenz. Wenn jemals das Baconsche Wort „Wissen ist Macht"
wahr geworden ist, so sicherlich heute. Wenn wir siegen, so haben wir diesen
Sieg außer unseren tapferen Armeen und ihren heldenmütigen Führern, obenan
dem Kaiser, in letzter Instanz deutscher Wissenschaft, namentlich der deutschen
Technik zu danken. Krupp und Zeppelin haben uns die Wege geebnet. Sie haben
die schnellen Erfolge ermöglicht. Hätten wir nicht mit blitzartiger Geschwin-
digkeit alle Festungen genommen, dann wären die Neutralen abspenstig geworden
und hätten sich in ihrer Mehrheit auf die Seite der Dreiverbändler geschlagen.
Das wäre für uns eine Katastrophe geworden. Unsere auf
wissenschaftlicher Grundlage ruhende Kriegstechnik hat das größte Wunderwerk
der Weltgeschichte, die Erstürmung der zweitgrößten Festung der Welt, Antwerpen,
in wenigen Tagen vollbracht. Entfernte Geschlechter werden noch von dieser
Ruhmestat der deutschen Kriegswissenschaft erzählen.

Was die Eroberung Antwerpens zum Drehpunkt des Weltkrieges stempelt,

das ist das Paroli, das wir jetzt England zu bieten vermögen. Mit Antwerpen
haben wir den Schlüssel zu den Toren der Weltmeere in der Hand. England
betrachtete bisher die Weltmeere gleichsam als ruu,re clausuni für den Welt-
handel, den England monopolisieren wollte. Ietzt hat deutsche Kriegswissenschaft
in diese englische Oberhoheit über die Meere Bresche gelegt. Wir werden für ein
ruare lideruiu sorgen, auf welchem dermaleinst alle Völker der Erde in freiem
Wettbewerb ihre Kräfte entfalten werden. Der Fall Antwerpens ist der Anfang
vom Ende des englischen Weltwassermonopols. Diese Großtat haben wir aber
den 42 Centimeter-Geschiitzen Krupps und den Erkundungsfahrten der Zeppeline
zu danken. Diese Waffen aber stellen sich dem betrachtenden Auge als an -
g ew an dte Wissen schaft, als Stahl und Panzer gewor-
dene Mathematik dar. Wenn wir also aus diesem erbitterten Ringen
gegen die Hälfte des Menschengeschlechts endgültig als Sieger hervorgehen, dann
gebührt im goldenen Lorbeerkranz des Weltruhms der deutschen Wissenschaft ein
bevorzugter Platz.
Unsere fünfte Waffe ist unser unvergleichliches Organisationstalent, dessen
Generalnenner jene preußische Disziplin ist, deren Härten man vielleicht im
Friedenszustand beklagt, deren Größe man aber im Kriegszustande doppelt und
dreifach bewundert. Wir haben alle dem vielbefehdeten „Militarismus" Abbitte
zu leisten. Es wird dem preußischen „Militarismus" einst so ergehen, wie den
ehemaligen Spottnamen „Geusen" oder „Sansculotten". In der Schmiede der
Weltgeschichte werden solche Benennungen mit negativem Unterton umgegossen
und umgeschmolzen. Unnamen verwandeln sich alsdann in Ehrentitel. Nicht
die deutsche Diplomatie hat uns gerettet, wenn uns der Sieg beschieden sein
sollte, sondern der vielgeschmähte preußische „Militarismus". Alle unsere Feinde
knirschen die Zähne und wollen die Welt von diesem Schreckgespenst „Militaris-
mus" befreien. W i r aber danken jetzt Gott, daß wir ihn haben. Denn er be-
deutet nicht etwa mechanischen Drill, sondern, wie wir uns jetzt überzeugt haben,
organische Höherzüchtung unserer Truppen zum disziplinierten Willen. Militaris-
mus heißt: die höchste Steigerung unserer Organisationsfähigkeit. Die deutsche So-
zialdemokratie ist in tieferem Sinne ebenso militaristisch organisiert, wie der deutsche
Handel. Denn das Geheimnis aller unserer Erfolge, die den Neid der Welt her-
vorgerufen haben, ist Ordnung, Zucht, Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit, Pflichttreue,
kurz: Disziplin. Iedermann weiß genau, was er soll und wohin er gehört.
Darum waren unser Aufmarsch und unsere beispiellose Mobilmachung, die sich
mit der automatischen Sicherheit eines glücklich gelösten Rechenerempels vollzogen,
unser erster großer Erfolg. Wir waren erzbereit. Die Intendantur, die Pro-
viantierung, das Sanitätswesen, das alles war seit Iahr und Tag mit mathe-
matischer Präzision bis aufs Tipfelchen vom I geregelt. Kein Chaos, wie in
Frankreich, sondern Kosmos. Kein Bestechungssystem wie in Rußland, sondern
reine Weste. Und darum konnte ich schon im vorigen Hefte sagen: Was unser

Generalstab vollbracht hat, war nichts anderes als angewandte Wissenschaft, in Truppen gegossene lebende Mathematik.

Diese Organisationsfähigkeit, die den deutschen Handel und die deutsche Industrie befähigte, dem englischen Welthandel auf Sprungweite nahezukommen, hat uns zwar die Todfeindschaft Englands zugezogen, das uns weder unsere technischen Hochschulen, noch unsere Handelshochschulen nachmachen kann, aber dafür einen furchteinflößenden Respekt vor deutschem Fleiß, deutscher Redlichkeit, deutscher Tüchtigkeit, deutscher Lauterkeit in Handel und Wandel verschafft. Weil unser Generalgeldmarschall, Erzellenz von Havenstein, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Unterschrift wir zu unserer hohen Genugtuung an die Spitze dieser Kriegssondernummer setzen dürfen, die deutschen Finanzen rechtzeitig auf Kriegsfuß gesetzt und wie ein ökonomischer Generalstäbler beizeiten mobilisiert hat, sind wir der einzige kriegführende Staat geblieben, der ohne Moratorium sein Auslangen gefunden hat. England verlor den Kopf und setzte mit einem Wucherzinsfuß von 10°/° ein; Frankreich geht mit seinen Anleihen krebsen, holt sich in Amerika einen Korb und muß England um eine Lappalie anbetteln, während wir, das „arme" Deutschland, 4Vü Milliarden Mark mit Schwung und Begeiste«ung aufbringen. Frankreich verbietet dem Credit Lyonnais, dem ersten Finanzinstitut, die Dividendenauszahlung, und sieht sich genötigt, die „Loci6t^ sssu^rale" und den „Orsäit I'oueier" zu „stützen", ohne den Mut zu finden, mit seiner großen Kriegsanleihe herauszukommen, während unsere Hochfinanz, dank der organisatorischen Fürsorge von Havenstein's, sich der Situation vollkommen gewachsen zeigt. Woher rührt nun diese unsere Überlegenheit gegenüber dem „reichen" Belgien, dem „steinreichen" Frankreich und dem Weltkrösus England? Wie kommt es, daß sogar die neutralen Staaten, die außerhalb der Gefechtslinie stehen, zum überwiegenden Teile ein Moratorium eingeführt haben, während wir erhobenen Hauptes als unangetastete finanzielle Weltmacht dastehen? Diesen Sieg haben wir nur unserer fünften Waffe, dem Organisationstalent, zu danken.

Der große Schweiger von Havenstein hat sich als ein Moltke unserer finanziellen Strategie erwiesen.

Unsere sechste Waffe endlich ist die einheitliche deutsche Kommandosprache, die von Przemnsl bis nach Calais reicht. Ietzt werden die Nationalitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie den Segen der deutschen Kommandosprache kennen und schätzen gelernt haben. Unsere Gegner schweißen Turkos, Zuaven, Indier, Hottentotten, Schwarze, Gelbe zu einem Heerlager zusammen, während wir mit unseren Verbündeten nur eine Kommandosprache kennen: die deutsche. Wie sich der Engländer, der nur seine Sprache spricht, mit dem Franzosen verständigt, der es hochmütig ablehnt, eine andere als die Muttersprache zu lernen, das mögen unsere Feinde unter sich abmachen. Wie sie vollends mit all dem Rassenwirrwarr und Sprachengemisch, die sie als Hilfstruppen aus' aller Welt herumerbettelt haben, fertig werden,

das ist deren Sorge. Der herbe Winter wird mit den tropischen und subtropischen
Soldaten ohnehin unbarmherzig aufräumen. Verderblicher aber noch und ver-
heerender wird die babylonische Sprachverwirrung unter diesem Völkermischmasch
auf französischer Seite wirken. Die Gottesgeißel wird, wie beim Turmbau zu
Babel, heißen: „Und der Herr verwirrte ihre Sprache n." Wenn
jeder strategische Erfolg von der Zielbewußtheit der einheitlichen Führung
abhängt, so hat schon das sprachliche Zweikindersystem zwischen Ioffre und French,
zwischen französischen und englischen Truppen, die nur durch Gesten miteinander
kommunizieren können, etwas unendlich Mißliches. Wie soll das nun erst mit all
den wilden Horden werden, die England und Frankreich zusammengezogen haben,
um ihnen in der bitteren Not beizustehen? Das Herrenvolk England wird es
schwer zu büßen haben, daß es den Orient gegen den Okzident mobil gemacht und
seinen ehemaligen Sklaven verraten hat, wie wenig England Herr im eigenen
Hause ist. Das große Geheimnis der militärischen Minderwertigkeit der eng-
lischen Armee, das schon im Burenkrieg gelüftet wurde, wird jetzt vor aller Welt
schleierlos enthüllt. Da aber die Engländer in ihrem Dünkel es verschmäht
haben, unsere Sprache zu erlernen, so werden wir ihnen jetzt die unsrige nach-
haltig beibringen: wir werden, da Antwerpen in unseren Hän-
den ist, deutsch mit ihnen reden!

Die Novembernummer von „Nord und Süd" ist eine Kriegssondernummer.
Ringen unsere Söhne mit ihrem stolzen Schwerte auf dem Felde, so müssen
wir Zuhausegebliebenen mit der Feder kämpfen, bis der große Wurf ganz ^ ^>^'
gelungen ist. Ich danke der erlesenen Mitarbeiterschar, die meiner Einladung ^^
zu dieser Sondernummer so bereitwillig gefolgt ist. Nicht bloß der rote Saft,
sondern auch der schwarze vermag Schlachten zu gewinnen. Die Feder ist
unsere siebente Waffe. Die deutsche Feder ist ebenso blank und rein
wie der deutsche Schild. Rollende Rubel und schwimmende Sovereigns sind das
traurige Vorrecht der „Verbündeten". Die Käuflichkeit der Pariser Presse ist ge-
richtsnotorisch. Die deutsche Presse steht so fleckenlos da wie nur irgend eine in der
Welt. Diese unsere siebente Großmacht steht jetzt geschlossen und einmütig hinter
Kaiser und Reich. Ziehen wir unseren sieben Feinden mit diesen unseren sieben
Waffen wohlgerüstet entgegen. Wir haben das beglückende Bewußtsein: iu Kno
si^no viuees!

Sollte sich Portugal in diesem Augenblick, da wir das Kriegssonderheft von
„Nord und Süd" abschließen, als achter Feind den „Verbündeten" zugesellen,
so werden wir auch um eine achte Waffe nicht verlegen sein. Wir sagen mit Fürst
Bülow: „Und wenn die Welt voll Teufel war', unser Volk wird seinen Platz an
der Sonne verteidigen und behaupten"!

Ernst Haeckel:

Weltkrieg und Naturgeschichte.

Iena, 4. Oktober 1914.

Der gewaltige Weltkrieg, welcher am 4. August 1914 gleich einem verheerenden Orkan über Europa plötzlich ausbrach, hat schon jetzt, nach zwei Monaten, beispiellose Dimensionen angenommen und unglaubliche Ereignisse hervorgerufen. Wir stehen erstaunt und entsetzt vor einer Umwälzung aller politischen Verhältnisse, vor einer tiefgehenden Umwertung aller Werte, welche ihresgleichen nicht in der ganzen Geschichte der Menschheit hat. Der Naturforscher, der gewohnt ist, allgültige Naturgesetze im Menschenleben ebenso wie überall in der Natur walten zu sehen, sucht das Verständnis der neuen, jetzt zutage tretenden Erscheinungen durch die Erkenntnis ihrer bewirkenden Ursachen zu finden. Da bietet sich ihm als sicherste Führerin die moderne Entwicklungslehre, jene „monistische Genetik" oder „Evolutionstheorie", welche dem alten Begriffe der „Naturgeschichte" eine neue und tiefere Bedeutung verliehen hat.

„Der Kampf ist der Vater aller Dinge" (kolernos ps.ter Mutou) — so sprach schon vor 2400 Iahren Heraklit von Ephesus, jener tiefblickende griechische Philosoph, den wir zu den ältesten Monisten rechnen müssen, und der auch den Grundgedanken der Entwickelungslehre in zwei Worten zusammenfaßte: „Alles fließt" (?auta rbei) — alle Dinge sind in ewiger Veränderung und Umbildung begriffen; die ganze Welt ist ein einheitliches Wesen, das sich ununterbrochen verwandelt. So ist denn auch die ganze Naturgeschichte nichts anderes, als (im weitesten Sinne) die Geschichte der Umbildungen oder Metamorphosen, welche durch den fortdauernden Wechsel zwischen Gegensatz und Harmonie bedingt sind.

Der wenig jüngere griechische Naturphilosoph Empedokles von Aggrigent (im 5. Iahrhundert v. Chr.) erklärte diesen ewigen Wechsel zwischen vollendeter Trennung und vollendeter Mischung durch den Gegensatz der treibenden Kräfte: „Liebe und Haß der Elemente". Wie die unendlich mannigfaltigen Einzeldinge bloß durch verschiedenartige Mischung ihrer Bestandteile entstehen, so ist auch die Entwickelung der höheren Lebensformen aus den niederen durch den Kampf ihrer Elemente bedingt; so sind auch im sozialen Leben der Menschen und im Kriege der Völker die treibenden Kräfte durch Liebe und Haß, Zuneigung und Abneigung der Bestandteile gegeben.

DerKampfumsDasein. Das epochemachende Werk von Charles Darwin, welches 1859 die neue Begründung der 50 Iahre früher von Iean Lamarck aufgestellten Abstammungslehre, und damit den größten Fort-

schritt der modernen Naturgeschichte herbeiführte, hat den bezeichnenden Titel: „Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung, oder die Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe ums Dasein." Dieser große Gedanke der Natural-Selektion ist der Kern der Züchtungslehre oder „Selektions-Theorie", des eigentlichen „Darwinismus". Er fehlte noch der älteren „Deszendenz-Theorie", in welcher Lamarck den Gegensatz der beiden treibenden Entwickelungskräfte, der konservativen Vererbung und der progressiven Anpassung richtig erkannt hatte. Erst Darwin, gestützt auf langjährige eigene Erfahrungen in der planmäßigen künstlichen Züchtung von Haustieren und Kulturpflanzen, erkannte mit tiefem Blick die außerordentliche Bedeutung, welche der planlos wirkende „Kampf ums Dasein" für die Produktion der unendlich mannigfaltigen Lebensformen in der freien Natur besitzt; dieser große, überall und jederzeit wirksame .Mrußßl« kor lite' ist der mechanisch-kausale Faktor, welcher die beständige Wechselwirkung zwischen den beiden Grundursachen der organischen Entwickelung, der Vererbung und der Anpassung reguliert. Er ist somit auch das unbewußt (mechanisch) wirkende Prinzip, welches die beiden großen, unmittelbar aus dem Selektions-Prozesse folgenden Naturgesetze bedingt, das Gesetz der Arbeitsteilung oder Divergenz, das Gesetz der Vervollkommnung oder des Fortschritts.

Die ganze wundervolle Geschichte des organischen Lebens auf unserem Erdball, die Stam m e s g e sch i ch te der Pflanzenarten und Tierarten, gestützt auf die handgreiflichen Urkunden der Paläontologie und auf die ergänzenden Dokumente der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, hat uns im letzten Iahrhundert klar bewiesen, daß die früheren teleologischen Ansichten von einem übernatürlichen, zweckvoll wirkenden „Schöpfungsplan" Phantasie-Gebilde der Dichtung waren. Vielmehr ist die ganze „Naturgeschichte" im Grunde bedingt durch die mechanische Wechselwirkung der physiologischen Kräfte und ihrer Konstellationen im fortwährenden „Kampf ums Dasein". Ganz dasselbe gilt aber auch für die „Völkergeschichte", (— die früher anmaßlich sogenannte „Weltgeschichte"! —). Auch im Leben der Rassen und Nationen, der größeren und kleineren sozialen Verbände, ist die fortschreitende Entwickelung nicht die Folge einer planvoll regierenden „Vorsehung", sondern des Wechsels von physikalischen Kräften oder „Energie-Formen": Spannkraft (potentielle Energie) und Triebkraft oder lebendige Kraft (aktuelle Energie). Alle organische Entwickelung ist das notwendige Produkt der ewigen Wechselwirkung von „Vererbung und Anpassung", reguliert durch den „Kampf ums Dasein".

Im weitesten Sinne seines Begriffes ist der Kampf ums Dasein für all« Organismen ein Konkurrenz-Kampf, ein „Wettbewerb um die Erlangung der notwendigen Eristenz-Bedingungen". Wenn aber diese Konkurrenz sehr gefährlich wird und ihre verwickelten Bedingungen sich sehr erschweren, dann verwandelt sie sich in einen direkten Eristenz-Kampf; dann ist sein Ziel nicht

nur die Beschränkung und Zurückdrängung des gefährlichen Gegners, sondern seine vollständige Vernichtung. Darwin hat bereits gezeigt, daß sowohl im Pflanzenreich wie im Tierreich die Stärke und Bedeutung dieses Kampfes um so heftiger wird, je näher sich die kämpfenden Organismen in ihrer Natur und Besonderheit stehen, je gleichartiger ihre Bedürfnisse sind und je enger sie durch Stammverwandtschaft oder durch räumliche Nachbarschaft verbunden sind. Er hat daraus sein Prinzip der Divergenz des Charakters gefolgert; dieses äußert sich physiologisch in der stetig zunehmenden Arbeitsteilung (Ergonomie) der konkurrierenden Individuen oder Gruppen, morphologisch in ihrer damit verknüpften Formspaltung (Polymorphismus). Diese überall wirkende Sonderung oder Differenzierung ist die wahre Ursache der endlosen Mannigfaltigkeit der Lebensformen und zugleich des F o r ts ch r itts in ihrer Geschichte, der Vervollkommnung ihrer Organisation und Arbeit. Ebenso wie diese Divergenz die unzähligen verschiedenen Arten oder Spezies im Tier- und Pflanzenreich hervorgerufen hat, ebenso ist sie auch die wahre Ursache der stetig wachsenden Verschiedenheit im Gesamtleben der Menschheit, in der Entwickelung ihrer Rassen und Völker, ihrer Staaten und Gemeinden, ihrer sozialen Verbände und ihrer einzelnen Personen.

DerheutigeEristenz-Kampf. Als an dem denkwürdigen 4. August 1914 das Deutsche Reich, heimtückisch von Rußland und Frankreich überfallen, diesen beiden verbündeten Staaten den Krieg erklären mußte, und als an demselben welthistorischen Gedenktage, wenige Stunden später, auch England den Krieg an Deutschland erklärte, da lüftete sich der Vorhang, welcher bisher die dunkle Weltbühne verdeckt hatte. Da wurde es mit einem Male klar, daß dieses unnatürliche „Dreiräuber-Kleeblatt" entschlossen war, das Deutsche Reich zuver - Nichten; da wurde aus dem bisher mehr oder weniger lebhaften „Konkurrenz-Kampf" für uns der verzweifelte und endgültige „Eristenz-Kamp f". Alsbald wurde offenbar und ist seitdem durch unzählige direkte und indirekte Dokumente bewiesen, daß der eigentliche Urheber dieses Weltkrieges England war. Seit zehn Iahren hatte König Eduard VII. an der Isolierung und „Einkreisung Deutschlands" gearbeitet und mit allen Mitteln das Zustandekommen der Verschwörung gefördert, die den Titel des „herzlichen Einvernehmens", der „Nuteute curüiale" annahm. Ietzt endlich glaubte sein „Testamentsvollstrecker", Sir Edward Grey, den rechten Augenblick gekommen, um deren Pläne in die Tat umzusetzen. Der Fürstenmord von Serajewo, von der serbischen Regierung unterstützt, gab nur den ersten äußeren Anstoß zum Ausbruch des Krieges. Rußland, das dessen gerechte Bestrafung verhindern wollte, benutzte ihn zur Kriegserklärung an seinen verhaßten Nachbar Österreich. Frankreich, befangen von seinen törichten „Revanche"-Gelüsten, schloß sich ihm an, um Elsaß-Lothringen und demnächst das ganze linke Rheinufer zu gewinnen. Die Verletzung der Neutralität Belgiens, die Frankreich auszuführen im Begriff war

(— in der wir ihm aber glücklicherweise einige Tage zuvorkamen —) benutzte England nur als Vorwand zu seiner längst beabsichtigten Kriegs-Erklärung.
Solange wir den Kampf ums Dasein nur mit jenen zwei Großmächten zu führen hatten, mit Rußland im Osten und Frankreich im Westen, handelte es sich für uns um einen großen Europäischen Krieg, der zwar gewaltige Anforderungen an unsere Kraft stellte, aber doch mit Hilfe des verbündeten Österreich einen sicheren und schnellen Sieg erhoffen ließ. Erst durch das Eintreten Englands für jene beiden Verbündeten (— seit Iahrhunderten seine gefährlichsten Gegner! —) gewann der Kampf den Charakter eines wahren Weltkrieges, dessen Verlauf und Ende auch heute noch nicht abzusehen sind. Erst durch Englands Schuld und die Herbeiziehung seiner Kolonien aus allen Erdteilen — endlich sogar die Verbrüderung des indogermanischen Großbritanniens mit dem mongolischen Iapan! — erweiterte sich der Weltbrand zu jenen unerhörten Dimensionen, die alle bisher dagewesenen Völkerkämpfe übertreffen: Millionen von Streitern auf beiden Seiten; Milliarden von Geldmitteln zu deren Ausrüstung, Aufstellung und Versorgung mit Proviant und Munition; Schlachtlinien von mehr als hundert Kilometer Ausdehnung; — und dazu nun die technische Vollendung der modernen Kampfmittel: der Riesenbomben und Maschinengewehre, der Panzerflotten und Unterseeboote, der Zeppeline und der Luftfahrzeuge!
Deutschland und England. Unter den großen Fragen, die uns jetzt der Weltkrieg vorlegt, bleibt zunächst die wichtigste das Verhältnis der beiden stammverwandten germanischen Schwester-Nationen. Durch Sprache und Gesittung, durch hervorragende Leistungen in Wissenschaft und Kunst, durch originelle Ausbildung der Philosophie und Religion erscheint Großbritannien dem deutschen Volkscharakter näher verwandt und inniger verbunden als allen übrigen Nationen Europas; und dennoch ist es jetzt zu unserem bittersten und unversöhnlichsten Todfeinde geworden! Warum? Lediglich aus Konkurrenzhaß, aus Neid über den Wohlstand und die blühende Kultur des geeinigten Deutschen Reiches; aus Arger darüber, daß unsere Industrie besser arbeitet und ihre Waren billiger herstellt als die englische; aus Mißgunst über die zunehmende Ausdehnung unseres Welthandels und unserer Geltung in der Gesamtheit der Kulturvölker.
Das britische Herrenvolk verfolgt seit vier Iahrhunderten mit eiserner Konsequenz und großartigem Erfolge das Ziel der maritimen Weltherrschaft. Die Mittel dazu liefert ihm seine bevorzugte geographische Lage, sein kolossaler Nationalreichtum und seine mächtige, die Weltmeere beherrschende Flotte. Die Grundzüge des englischen Nationalismus sind in dem berühmten Satze von Palmerston zusammengefaßt: „Ilißtit or vroriß — m? couutr^!" „Recht oder Unrecht! mein Land und seine Weltherrschaft sind mein einziges Interesse; mag auch die übrige Welt darüber zugrunde gehen!" Sie beruhen auf

der Einbildung, daß England das auserwählte Volk sei, von der göttlichen Vorsehung auserlesen, allen andern Nationen die wahre Kultur zu bringen.
Mit bewunderungswürdiger Schlauheit und Folgerichtigkeit hat das ehrlose England diesen Grundsatz seit vier Iahrhunderten durchgeführt, unbeirrt von jeglicher Anwandlung von Gewissen und Schamgefühl. Sein wirksamstes Mittel bestand immer, wie noch heute, darin, die Völker des europäischen Kontinents gegeneinander zu hetzen, sie gegenseitig sich zerfleischen lassen und die daraus folgenden Geschäfts-Kombinationen zum Vorteil seiner eigenen Macht und seines Geldbeutels auszunutzen. Das geschriebene Völkerrecht stand für England immer nur auf dem Papier; bei jeder Gelegenheit hat es — wie noch heute — geschriebene Verträge verletzt, Eide gebrochen, neutrale Staaten vergewaltigt, ihre Flotten vernichtet, ihre offenen Städte bombardiert —, wenn es nur Groß-Vritannien zugute kam! Dieser brutale nationale Egoismus von England liegt auch seiner alten Theorie vom „Gleichgewicht der Europäischen Kontinental-Staaten" zugrunde; keiner von ihnen soll eine Übermacht über die andern gewinnen; keiner soll kräftig genug werden, um sich der britischen Tyrannei entgegenstellen zu können.
In sular-Selektion. Zu den Beobachtungen, welche den jugendlichen, 30 jährigen Darwin auf seiner Weltreise vor 80 Iahren zuerst auf den Gedanken der Abstammungslehre brachten, gehörte die Wahrnehmung der eigentümlichen Verwandtschafts-Beziehungen, die zwischen den Bewohnern der Kontinente und der benachbarten Inseln bestehen. Auf den isolierten Galapagos-Inseln, an der Westküste von Südamerika, fand er eine Anzahl von landbewohnenden Reptilien und anderen Wirbeltieren, die zwar am nächsten den ähnlichen Arten derselben Abteilung auf dem benachbarten Kontinent, aber doch spezifisch verschieden waren. Es ergab sich klar, daß die erster«n von eingewanderten Arten der letzteren abstammen mußten; durch die lange Isolierung von den Festland-Vorfahren hatten die Inselbewohner unter den abweichenden Lebensbedingungen allmählich neue Formen angenommen.
Dieselben Einflüsse der geographischen Isolierung und der dadurch bewirkten insularen Selektion sind es auch, welche das britische Inselreich dem benachbarten Kontinent entfremdet und seinen eigentümlichen National-Egoismus gefördert haben. Viele charakteristischen Eigenschaften, die uns Kontinent-Bewohnern besonders im feineren Seelenleben, in den Sitten und Gebräuchen der Engländer befremdend entgegentreten, erklären sich durch ihre Separation auf ihrer meerumschlungenen Inselfestung. Wir erinnern nur an den hartnäckigen Widerstand Englands gegen das metrische, sonst allgemein angenommene Dezimalsystem, oder an die mittelalterlichen Zeremonien und Aufzüge bei Festen, an den steifen Toiletten-Zwang, oder an die lächerliche Suffragetten-Komödie, die in keinem vernünftigen Kontinentalstaate möglich wäre.

Im fernen Osten wiederholt sich dieselbe Erscheinung der Insular-Selektion bei dem neuesten Bundesgenossen Englands, bei Iapan. Ietzt, wo zum ersten Male diese gelbe und schlitzäugige mongolische Rasse in die Geschicke Europas direkt eingreift, werden vielfach (und mit Recht!) dem germanischen England wegen dieser unnatürlichen und schmachvollen Verbindung die schwersten Vorwürfe gemacht. Indessen findet dieselbe teilweise ihre biologische Erklärung in den analogen Verhältnissen der beiden meerumflossenen Inselreiche; ihre vielgliedrigen Küsten mit zahlreichen trefflichen Häfen bieten ihren mächtigen Flotten viele ausgezeichnete Schlupfwinkel; die Bedingungen für Seeräuberei im großen Stil, wie für ausgedehnten Welthandel sind in beiden Inselstaaten gleich günstig — ähnlich wie vor 2000 Iahren in Griechenland. Es fragt sich nur, welcher von beiden Piraten der schlauere und gewissenslosere Egoist ist? Und dabei wird sich vielleicht bald zeigen, daß die verschlagene heidnische Mongolenrasse dem arischen „christlichen" England überlegen ist. Wenn jetzt das weltbeherrschende Groß-Britannien japanische Truppen nach Indien ruft, um den drohenden Aufständen in seiner größten und wertvollsten Kolonie einen Damm entgegenzusetzen, so wird dieses gefährliche Erperiment vielleicht schon bald für England selbst die schlimmsten Folgen haben.
Die großen Vorzüge seiner insularen Isolierung, gestützt auf den Besitz der mächtigsten Flotte und der reichsten Kolonien in allen Erdteilen, hat England jetzt in dem von ihm angestifteten Weltkriege ausgiebig benutzt, um sein Hauptziel, die Vernichtung des aufblühenden Deutschen Reiches zu fördern. Durch Lug und Trug aller Art, durch die verwerflichsten Mittel des Verrats und der diplomatischen Ränke, hat es Deutschland von jeder Verbindung mit der übrigen Welt abzuschneiden gesucht; es hat unseren Postverkehr mit dem Auslande vielfach unmöglich gemacht, die submarinen Kabel durchschnitten, unsere funkentelegraphischen Stationen zerstört, unsere aufblühenden Kolonien in Afrika und Asien geraubt; es hat über 200 000 junge und kampffähige Deutsche gefangen genommen, welche aus Amerika und anderen Erdteilen nach Deutschland zurückkehren wollten, um ihrer Militärpflicht zu genügen und dem bedrängten Vaterlande Hilfe zu bringen. Schlimmer als das alles! England hat ein großartiges systematisches Lügennetz über die ganze Erde verbreitet, durch welches das Ausland über die wahren Verhältnisse des Weltkrieges, über seine Ursachen, seinen Verlauf, seine Bedeutung im Dunkel gehalten wird. So ist es gekommen, daß das neutrale Ausland ein völlig falsches und verzerrtes Bild von dem furchtbaren Völkerkampfe sich gebildet hat, und daß es die ungeheure Blutschuldan dessen Ausbruch auf Deutschland schiebt, während siealleln auf England fällt.
Beispiellos und großartig, wie alle Dimensionen dieses Weltkrieges, ist auch die Verblendung und die Verlogenheit, mit welcher die Presse und die Parlamente, die Staatsmänner und die Fürsten des Dreiverbandes die tatsächlichen Verhält-

nisse entstellen. Die führenden Minister Englands, voran Sir Edward Grey — der „Millionenmörder" und Erzlügner — haben sich nicht gescheut, dem Parlamente direkte Unwahrheiten zu sagen und durch Unterschlagung wichtiger Dokumente die Vorgeschichte des von ihm angestifteten Weltbrandes zu fälschen. Das Unterhaus wie das Oberhaus hat diese Lügen gutgläubig für Wahrheiten gehalten; einzelne Stimmen, die sich dagegen erklärten, sind wirkungslos verhallt, ebenso wie die schwachen Proteste von einem Dutzend Gelehrter und Ehrenmänner aus den höheren Bildungskreisen. Es hat sich klar gezeigt, daß die ganze britische Nation (von ganz vereinzelten ehrlichen Ausnahmen abgesehen) diesen entsetzlichen Krieg — das größte Verbrechen der Weltgeschichte — will, bloß von dem Wunsche beseelt, die Eristenz des der deutschen Nation, als einer freien und selbständigen Weltmacht zu vernichten, einen gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt auszuschalten. Den königlichen Stempel hat dieses Raubsystem dadurch erhalten, daß sogar die Herrscher der drei verbündeten Großmächte, der König Georg von England, der Zar Nikolaus von Rußland und der Präsident der französischen Republik Poincars (— denen sich auch der König Albert von Belgien anschloß —) sich nicht gescheut haben, in ihren Thronreden und Proklamationen falsche Behauptungen aufzustellen, welche ihren eigenen, aktenmäßig festgelegten früheren Ausführungen (ebenso wie den aktuellen Tatsachen) direkt widersprechen.

Der wahrhafte Krieg. In einer vortrefflichen Rede, welche unser berühmter Philosoph Wilhelm Wundt am 10. September 1914 in Leipzig gehalten hat, wird der heutige, von England uns aufgezwungeue Weltkrieg als ein wahrhaftiger Krieg in dem Sinne beleuchtet, daß wir ihn um unsere teuersten nationalen Güter, um unsere Freiheit und Selbständigkeit führen müssen, und daß wir in verzweifelter Notwehr siegen müssen, wenn wir unsere deutsche Eristenz behaupten wollen. Wie unsere Väter und Großväter vor hundert Iahren den Befreiungskrieg gegen Napoleon den Großen führten und Europa vom Tyrannenjoche Frankreichs befreiten, so müssen wir jetzt den viel gewaltigeren Weltkrieg gegen das „Perfide Albion" und seinen leitenden Minister Sir Edward Grey durchkämpfen. Dieser neue „Befreiungskrieg" hat aber deshalb eine weit höhere, universale Bedeutung, weil wir ihn für die höhere menschliche Kultur und Sittlichkeit führen; weil er nicht bloß die ganze Welt von der unerträglichen Gewaltherrschaft Groß-Britanniens erlösen soll, sondern weil er zugleich das Recht der Wahrh eit zur Geltung bringen soll, gegenüber dem niederträchtigen System der Lüge, der Heuchelei und Verleumdung, welches das stolze England, das scheinheilige Land der christlichen „Gentlemen" vertritt.

Die beispiellosen Opfer an Gut und Blut, welche Deutschland und das verbündete Österreich in diesem Eristenzkampfe bringen müssen, berechtigen uns, nach dem erhofften Siege auch entsprechende Früchte zu verlangen. Die wichtigste von diesen, ein langdauernder ungestörter Friede, kann nur erlangt werden, wenn

die Weltherrschaft des ewigen Störenfriedes, Groß-Britannien, gebrochen wird. Die „Vereinigten Staaten von Mittel-Europa" müssen zu einem dauernden westeuropäischen Kontinental-Bunde zusammentreten, der eine sichere Schutzwehr ebenso gegen das perfide England im Westen, wie gegen das barbarische Rußland im Osten errichtet. Sodann muß das Deutsche Reich seinem dringendsten Bedürfnis genügen, der Ausbreitung in einem großen Kolonialreiche. Dazu ist zunächst schon das zentrale Afrika gegeben; denn der reiche Kongostaat, als National-Eigentum des eroberten Belgien, fällt uns mit dessen Besitze von selbst zu. Indem das Deutsche Kolonialreich seine Besitzungen im westlichen und östlichen Afrika durch die zentralen Gebiete unmittelbar verbindet, wird zugleich das großartige, alle anderen europäischen Kolonialvölker bedrohende Projekt der panbritischen Weltkolonie (— „Vom Kap bis Kairo, vom Niger bis zum Irawadi" —) zerstört. Daß überhaupt die politische Geographie nach beendigtem Weltkriege gewaltige Veränderungen erleiden wird, ist jetzt schon allgemeine Überzeugung. Bestimmte Projekte für diese „Landkarten der Zukunft" zu entwerfen, würde verfrüht sein.

Die Naturgeschichte, geleitet von unserer modernen Entwicklungslehre, überzeugt uns unzweideutig von der Wahrheit der oben angeführten Sätze von Heraklit und Eupodokles. Alles Individuelle ist vergänglich, während die ewige Substanz in der Einheit von „Kraft und Stoff" erhalten bleibt. Das stolze Weltreich Groß-Britanniens wird ebenso vergehen, wie das griechische Weltreich Aleranders des Großen, wie das Imperium Romanum der Römischen Cäsaren, wie das französische Kaiserreich von Napoleon dem Großen vergangen ist. Vielleicht geschah am 4. August 1914 der erste Spatenstich zum Grabe des Perfiden Albion, und vielleicht war Sir Edward Grey selbst der Totengräber? Hoffen wir, daß der Sieg Deutschlands uns eine dauernde Ära des Friedens bringen wird und daß der künftige Kampf ums Dasein der geeinigten Nationen nicht mehr ein blutiger und barbarischer Eristenz - Kampf, sondern ein friedlicher und vernünftiger Konkurrenz-Kampf sein wird.

«G(3"

Kais. Gesandte Exzellenz Graf von Leyden:
Die Diplomatie und der Weltkrieg.

In den Tagen zwischen der Überreichung der österreichisch-ungarischen Note an Serbien und den verschiedenen Kriegserklärungen hat noch die europäisch« Diplomatie einen kurzen Waffengang ausgefochten. Der Austausch von Depeschen wurde ein fieberhafter, aber alle Bemühungen vom grünen Tisch brachen fast ebenso schnell zusammen als sie geboren waren, weil die unerläßlichste Unterlage des Friedens schon vorher zerstört war, das Vertrauen.

Die seither von den europäischen Kabinetten erfolgte Veröffentlichung diplomatischer Aktenstücke bietet nur die Unterlage zur Beurteilung ihrer jeweiligen Stellungnahme; für eine kritische Analyse ist der Augenblick noch nicht gekommen; sie würde an der allgemeinen Erregung scheitern, ganz wie die Versuche, den Frieden zu erhalten, an schon vollendeten Tatsachen gescheitert sind. Der Schleier ist aber doch hinreichend gelüftet, um ein dramatisches Bild sich überstürzender Ereignisse zu gewähren, wie es in dieser Ausdehnung sich vielleicht nie früher geboten hat.

Und, ganz bereit, auch dem Standpunkte unserer Gegner nach Möglichkeit gerecht zu werden, suchen wir umsonst bei ihnen nach einem ethischen Gebote, nach einem moralischen Motiv, das sie zu ihren Handlungen bestimmt haben könnte; es sei denn, daß sie sich geschworen hätten, eine slawische Weltherrschaft zu fördern.

Wenn es sich im Iahre 1866 um die Entscheidung der Vorherrschaft in Deutschland, 1870 um die Gewinnung deutscher Einheit, 1877 um die Befreiung von Balkanchristen, im russisch-japanischen Krieg um ostasiatische Eristenzfragen gehandelt hat, so haben neutrale Mächte, diesen Umständen Rechnung tragend, Einflüsse in die Wagschale werfen können,, die bei den Kriegführenden selbst Beachtung finden mußten und gefunden haben. Bei dem Völkerkrieg von 1914 sind aber auch alle Neutralen in Mitleidenschaft gezogen.

Es war von altersher ein Vorrecht der europäischen Diplomatie, bei kriegerischen Ausbrüchen eine kontrollierende Tätigkeit auszuüben. Sie entledigte sich derselben nicht immer zur Zufriedenheit der Kriegführenden, noch weniger nach den Gesetzen abwägender Gerechtigkeit, immerhin erhielt sich ein europäischer Areopag, dessen Veto nicht gefahrlos beiseite gesetzt werden konnte. An solcher Arbeit beobachten wir Souveräne, Staatsmänner und hervorragende Diplomaten in fortlaufender Reihenfolge in der ganzen neueren Geschichte, von den Tagen des Wiener Kongresses bis zum Tode des Fürsten Bismarck, der letzten leitenden und überragenden Persönlichkeit auf der politischen Bühne des Weltteils.

Ton und Methode der Behandlung europäischer Angelegenheiten sind seither allmählich in Verfall geraten, nachdem keine der Großmächte mehr einen domi-

nierenden Geist an ihrer Spitze sah, der es vermocht hätte, den Gang der Dinge, wenn auch vielleicht nicht mehr dem eigenen Genius dienstbar zu machen, so doch wenigstens ihm einen erkennbaren Entwicklungsweg aufzuprägen.

Wenn der Zusammenbruch aller Bestrebungen den Krieg entweder zu verhindern oder auch nur zu lokalisieren, dem Nimbus der europäischen Diplomatie in dem Urteil weitester Kreise einen fast unheilbaren Stoß versetzt hat, so braucht sie nur im eigenen Spiegel zu besehen, wie, über ihren Kopf hinweg, Parlamente, Presse, öffentliche Meinung allem methodischen politischen Wirken schrittweise den Wind aus den Segeln genommen haben.

Dazu ist es ein erschwerender Umstand, daß sie schon vor zwei Iahren bei Ausbruch des Balkankrieges vor ähnlichen Rätseln stand, sich von hereinbrechenden Katastrophen überraschen ließ und aus der Erfahrung nicht gelernt hat. Und noch schwerer lastet dieser Vorwurf in den Augen derer, die in jenem Kriege die Generalprobe für den heutigen erblickten.

Nachdem London und Paris Rußland den Charakter der Vormacht des Dreiverbandes bedingungslos zuerkannt hatten, mußte, wie zum Beispiel von England in Persien geschehen war, jeder s«.criticiuiu iutellectus auf dem Altar der Lehensfolgc dargebracht werden. Mit der gelungenen Niederwerfung des in innere Wirren geratenen Iungtürkentums hatte Rußland die Probe auf diese seine Vorherrschaft im Rate der Dreibundstaaten siegreich bestanden. Die in der liberalen Ideenwelt Frankreichs und Englands mühsam herangebildeten türkischen Reformer mußten dem slawischen und orthodoren Moloch geopfert werden; denn so wollte es der Zar.

Diese Bekundung der Solidarität des Dreiverbandes hat glücklicherweise nicht verfehlt, in letzter Stunde auf Deutschland und seinen Verbündeten überzeugende Wirkung auszuüben. Die Verhängung der Wehrsteuer erfolgte unter unzweideutiger Darlegung der Gründe, welche die Maßregel bestimmt hatten, als Sicherung, nicht als Drohung.

Zugleich aber war von diesem Tage an die Spaltung Europas in zwei durch kulturelle Gegensätze gespaltene Lager zur vollendeten Tatsache geworden, wodurch der traditionelle ausgleichende Wirkungskreis der Diplomatie in engste Grenzen gebannt und das Schicksal von Millionen arbeitsamer Menschen der Laune skrupelloser Intrige, wenn nicht selbst des Zufalls, preisgegeben wurde.

Das Zünglein der Wage wurde in die Hände einer Autokratie gelegt, die, den inneren Ausbau des eigenen verwahrlosten Landes verschmähend und fürchtend, seit Generationen Raub und Habgier auf ihre Fahnen geschrieben und mit Mitteln des Meuchelmordes, des Verrats und der Bestechung gearbeitet hatte.

Es hieße an dem Vorhandensein ruhiger und einsichtiger Elemente in Frankreich und England verzweifeln, wollte man nicht einräumen, daß sich die Notwendigkeit ergab, gerade diesen das Empörende dieser Kombination mundgerecht zu machen. Die Lenker der Geschicke am Quai d'Orsay und in Downing Street

bedienten sich dazu einer kosmopolitischen Finanz und einer auf Lügenhaftigkeit aufgebauten Presse, welcher Deutschland, das stärkste zu jagende Wild, als vogelfrei und rückständig ausgeantwortet wurde, während Österreich-Ungarn durch hinterlistige Aderlässe mürbe gemacht werden sollte.

Viele Deutsche sind ehrlich und unabhängig genug, sich zu eigenen, im Laufe der Zeit begangenen Fehlern zu bekennen. Sie wissen, daß wir zuweilen einer gesunden Elastizität entbehren, daß diplomatische Gewandtheit und weltmännisches Erfassen im Lager der Gegner oft geschicktere Adepten gefunden hat. Wir sind aber als geschlossene Nation ebenso fest davon überzeugt, daß, wenn wir nun schon als „Militärstaat" gebrandmarkt werden sollen, der Friede Europas durch vierzig Iahre einen seinen aufrichtigsten Beschützer in uns und in unserer Diplomatie gefunden hat, und daß wir entschlossen waren, unser gutes Schwert nur zu ziehen, um für Ehre und Gut zu kämpfen und dem Freunde Treue zu wahren.

Hiermit erachten w i r einen ethischen Grundton und hinreichende moralische Motive in der eigenen Sache allerdings als hergestellt.

Beweis dafür, daß unser von Parteifehden zerrissenes Staatswesen diese Fesseln wie ein beengendes Gewand abgestreift hat, daß Hoch und Nieder wie beim Läuten der Sturmglocke zu den Fahnen eilte, und der letzte Mann im Schützengraben weiß, wofür er kämpft. Man könnte sich gleichsam in die Tage des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation zurückversetzt glauben, wenn man am Rande der Karpathen Tiroler und Ungarn, Tschechen und Kroaten von demselben Geist erfüllt sieht.

Politiker vom Schlage der Gren, Cambon, Iswolsky hatten die Dresche in Österreich-Ungarn legen wollen, von dorther sollten wir überrannt werden. Daher hat es sich für uns weniger um durchschlagende Erfolge der Heere des ehrwürdigen Kaisers an der Donau als um die Tatsache gehandelt, daß sie, obgleich von einem Heer von Spionage umgeben, die alte Fahne hochgehalten haben, die im Laufe der Iahrhunderte sooft Gefahren vom Osten und Süden beschwören mußte.

Die dem gegenüberstehende Tatsach« aber, daß Afrikaner, Inder, Mongolen und Iapaner ins Feld geführt werden, um das Rückenmark des zentralen Europa zu brechen, belastet die Diplomatie des Dreiverbandes in täglich wachsendem Maße und bis zu dem Grade, daß man die Erfüllung des Wortes erhoffen muß: „Hnem Dens peräere vnlt, prins 6emeut»,t".

Wenn sich Tungusen und Singalesen Unter den Linden den Iudaskuß gegeben hätten, würde man zu spät erfahren, daß es kein Europa mehr gibt. Ietzt ist es noch Zeit darüber nachzudenken, daß diese Verheerung des allgemeinen Gewissens schon eingetreten ist und was noch von guter alter Tradition in der europäischen Völkerfamilie fortleben sollte, hätte Gelegenheit, seine warnende Stimme gegen barbarische Verwilderung zu erheben.

Dr. Graf Albert Apponyi:
Unser Krieg vom Standpunkte der interparlamentarischen Union.

Bedeutet dieser Krieg den Zusammenbruch der Friedensaktion? Sind wir Pazifisten unseren Idealen untreu geworden, als wir mit Leib und Seele mit hineinzogen und den Kämpfen unserer Helden begeistert zujubelten?

Keines von Beiden.

Wir arbeiten daran einen Zustand der Völkergesellschaft zu schaffen, in welchem der Krieg, wenigstens als bleibende Institution, keinen Platz hat. Wir konnten uns aber niemals der Illusion hingeben, dieser Zustand wäre schon da. So lange er aber nicht da ist, müssen wir mit der furchtbaren Eventualität des Krieges rechnen.

Dies ist dermaßen evident, daß weiter darüber nichts zu sagen bleibt. Die Friedensaktion wird weiter gehen; sie hat keinen Grund an sich selbst irre zu werden, weil dasjenige geschah, was zu erwarten stand. Ia, sie wird aus den Lehren dieses Krieges neue Kraft gewinnen, wenn die Voraussetzungen sich erfüllen, auf die ich später zurückkehren will.

So viel über die erste Frage.

Was nun die zweite betrifft, so wäre ich als französischer, englischer oder russischer Pazifist in Verlegenheit sie zu beantworten. Ich müßte als solcher einfach eingestehen daß mir die Vaterlandsliebe über dem Pazifismus steht und daß ich, Ideale hin — Ideale her, mit, meinem Lande gehe. Das täte ich wohl auch.

Für den deutschen, österreichischen oder ungarischen Pazifisten aber steht die Sache sehr einfach. Da ist keine Kollision, da ist volle Harmonie. Sein Vaterland ist frei von Schuld an dem Ausbruch der furchtbaren Kriegs-Kalamität; an seines Vaterlandes Triumph ist der Fortschritt der Friedenisdee geknüpft.

Wie entstand dieser Krieg?

Die okkasionelle Ursache war der serbische Wahnwitz, die serbische Großmannssucht, welche an den Grenzen Österreich-Ungarns ein, durch organisierten Meuchelmord ergänztes System der Verschwörungen und Wühlereien schuf, dessen ununterbrochene Arbeit die innere Kohäsion und die äußere Machtstellung der Monarchie bedrohte. Alle friedlichen Mittel hatten gegen diesen mit cynischer m»la liäe« durchgeführten schleichenden Angriff versagt; es war offenkundig daß er fortgesetzt werden würde, bis die Stunde des offenen Losschlagens gegen die innerlich geschwächte Monarchie gekommen wäre.

Wie konnte das Neine Serbien solches wagen? Einfach darum, weil
es nur ein vorgeschobener Pion der russischen Politik war, deren Ziele
endlich einmal, in der letzten Thronrede des Zaren, offen verkündet wurden:
die Einigung aller Slaven unter russischer Oberhoheit. Das erste wahre
Wort welches Rußland je gesprochen hat.
In Wahrheit hatte man es also mit einer wohldurchdachten Angriffs-
und Eroberungspolitik des russischen Reiches zu tun, für welche die Wühl-
arbeit Serbiens im Süden und die eigene Wühlarbeit im Nordosten der
Monarchie vorbereitend wirkte. Im Lichte dieses nun enthüllten Anschlages
bekommt das „Friedens-Zarentum" ein ganz eigentümliches Gesicht. Wer
ist aber da für den Friedensbruch verantwortlich: der verstockte, gleißnerische,
prämeditierte Angriff, oder die unabweislich pflichtmäßige Selbstverteidigung?
Und welchen Schutz hätten die im Haag geschaffenen Friedens-Institutionen
dem angegriffenen Rechte geboten, da auf der einen Seite der Entschluß
bestand das Recht umzustoßen? Die Anwendbarkeit dieser Institutionen
setzt Gleichartigkeit der Rechtsanschauung und der Sittlichkeitsbegriffe voraus;
wo solche Gleichartigkeit fehlt, werden sie zur Falle für die Anständigkeit,
zur Schutzwehr der mala, tiäes. Als das aber waren sie nicht gemeint.
Da blieb also nur die Selbsthilfe übrig, richtiger: die Selbstverteidigung.
Österreich-Ungarn wollte sich in der Tat, cmu moäelÄNiine inculpatNe
tntelae, auf das notwendigste Maß des Selbstschutzes beschränken; es er-
klärte feierlich die territoriale Integrität und die Selbständigkeit Serbiens
solle nicht angetastet werden; nur wirksame Garantien gegen die fortwährende
Bedrohung der eigenen Sicherheit wolle es erreichen. Rußland hatte also
keinen Anlaß, Serbien zu verteidigen; wofür es das Schwert zog, war die
ungestörte Fortführung der aggressiven Machenschaften, der Verschwörungen,
der Meuchelmorde, welche der russischen Politik vorarbeiteten. In jeder Be-
ziehung ist der Moskowitismus entlarvt.
Soviel von Österreich-Ungarn.
Was nun Deutschland betrifft, das herrliche Deutschland, bei dessen
Nennung — um ein deutsches Dichterwort zurückzuwenden - mir der
ungarische Schnürrock zu eng um die Brust wird, was nun Deutschland
betrifft, so trat es zunächst in erprobter Bundestreue dem verbündeten Öster-
reich-Ungarn an die Seite. Wohl war es auch selbst bedroht durch die
rechtswidrigen, geradezu auf Weltherrschaft gerichteten Ansprüche des Mos-
kowitismus; allein es dachte nicht daran einen Präventiv-Krieg zu führen;
es suchte die bedrohten Lebensinteressen der verbündeten Staaten zunächst
durch ehrlich gemeinte friedliche Vermittlung zu schützen und holte zum Schlage
erst aus, als es offenkundig war, daß Rußland auf die Vermittlungs'Aktion
bloß zu dem Zwecke eingegangen war, um eine Rüstungsvorsprung zu

der interparlamentarischen Union Graf Albert Apponyi
gewinnen. Beim Blitzen des Dolches im Rücken mußte das Germanen-
schwert freilich aus der Scheide fliegen.
Und da trat der andere perfide Feind Deutschlands auf den Plan;
ich meine nicht Frankreich, dessen Schuld ich, mit Hinblick auf sein schmerzendes
Nationalgefühl, für die geringste halte; ich meine England, das die Erhaltung
des Weltfriedens in der Hand hatte und das auf der Welt kein Motiv für
den Krieg anführen kann als die Eifersucht auf Deutschlands Machtstellung,
auf Deutschlands Emporblühen. Da ist nicht einmal so viel sittlicher Inhalt
zu entdecken, als man solchen in den, von übertriebenem Nationalismus,
also immerhin noch von einem halbwegs idealistischen Motiv eingebenen
Machtgelüsten Rußlands und Revanchewünschen Frankreichs finden mag.
Das ist der toll gewordene Krämergeist, der die Welt in Brand steckt, um
ein Monopol zu retten das die eigene Tüchtigkeit nicht zu behaupten vermag,
dessen es auch gar nicht bedarf um gedeihen und fortschreiten zu können.
Es ist nackter Neid, nackte Mißgunst, was sich hier äußert. Es ist, um ein
den Engländern geläufiges Bild zu gebrauchen: tke 6«ß in tke rnan^er,
der Hund im Freßtrog, dem es nicht genügt daß er sich satt fressen kann,
sondern der alle anderen von dort wegbeißen will. Man fühlt sich als Sohn
der westlichen Kultur von Schmerz und Scham übermannt, wenn man
eines der größten Kulturvölker so tief gesunken sieht.
Die Engländer wollen sich und Andere über die schmachvolle Rolle
welche ihr Land in diesem Kriege spielt, mit der hochtönenden Phrase hinweg-
täuschen: sie kämpften gegen die Weltherrschaft Deutschlands, für die Groß-
machtstellung Frankreichs und für die Freiheit der Neutralen. Aber wann
hat Deutschland Weltherrschaft angestrebt? Wann hat es für sich etwas
Anderes verlangt als freie Betätigung seiner Kräfte, in einer Welt wo reichlich
Platz für alle ist? Wem ist Deutschland jemals zu nahe getreten, auf
wessen Kosten wollte es je Eroberungen machen, wer konnte sich je durch
Deutschland bedroht fühlen? Wann hat es insbesondere die Machtstellung
Frankreichs angetastet? War es nicht im Gegenteil stets voll von
Rücksicht für den Gegner des Iahres 1870? War es nicht stets bestrebt,
wie dies auch das Richtige war, die Wunden, des verletzten Selbstgefühles
einer besiegten, oft irregeführten, aber doch großen Nation zu heilen und
zu schonen? Kaiser Wilhelm insbesondere benutzte jede Gelegenheit, diese
ritterliche Gesinnung zu betätigen, und ich konnte es bei meinen zahlreichen
Bekannten in Frankreich oft konstatieren, daß dies dort, wenn auch wider-
willige, Anerkennung fand. Was nun vollends die Freiheit der schwächeren
Völker betrifft, so dürfte es schwer fallen auch nur die kleinste Tatsache ins
Feld zu führen, welche Deutschland als eine Gefahr für wessen immer
Freiheit erscheinen läßt; dagegen ist das Sündenregister Englands, gerade
in dieser Beziehung, größer als das irgend eines Volkes, Rußland ausgenom-

men. Wenn man aber von Weltherrschaft spricht: sieht denn England
nicht daß der Sieg der Entente-Mächte weder ihm noch Frankreich einen
wesentlichen Machtzuwachs bringen könnte, daß deutsches Können, deutsche
Tüchtigkeit durch denselben nicht ernsthaft geschwächt wären, daß aber ein
Resultat, ein einziges, für längere Zeit sicher erreicht wäre: nämlich die Weltherrschaft
Rußlands. Was solche für die Menschheit bedeuten würde, welchen Rückfall
in Barbarei, geistige und politische Unfreiheit, Rechtsunsicherheit und Finsternis,
das will ich hier unerörtert lassen. Für solche Motive ist auch die Psyche
des freien Albion ganz und' gar unzugänglich. Daß aber der in Europa
siegreiche Moskowitismus mit der englischen Kolonialmacht in Asien bald
aufräumen würde, das sollte der englische Egoismus doch verstehen; er
verstände es auch, wenn er eben nicht toll geworden wäre.
Doch hinweg mit diesen dunklen Bildern, die sich nie verwirklichen
werden. Fest vertrauen wir auf den gerechten Gott und auf die männliche
Tugend der vereinten Wehrkraft, sowie der innig geeinten Völker Deutschlands,
Österreichs und Ungarns. Kein Mensch weder hier noch in Deutschland
zweifelt am Siege unserer gerechten Sache; kein Mensch denkt daran das
Schwert in die Scheide zu stecken, ehe dieser Sieg ganz und voll erfochten ist.
Niemals in der Geschichte lebte solch stolzes Solidaritätsgefühl in solchen
Völkermassen, wie es heute von der Nordsee bis zu den Donau-Mündungen,
von den baltischen Gewässern bis zur Adria bei jenen herrscht, die vereint
den großen Kampf kämpsen, nicht für die eigene Sicherheit allein, sondern
auch für alle geistigen und ethischen Kulturwerte, deren Besitz uns erst zu
Menschen macht. Der Bund Deutschlands und Österreich-
Ungarns ist nicht bloß ein Bund parallel laufender
Interessen: er ist, noch viel mehr als dies, ein Bund
gleichartiger sittlicher Grundsätze. Bei aller Trauer über
das Entsetzliche was der Krieg uns bringt, erhebt sich doch unser Geist im
Hochgefühl der moralischen Größe eines solchen Bundes und der weltge-
schichtlichen Rolle, die ihm beschieden ist. Ich sage es in aller Demut des
gläubigen Menschen: wir dürfen hoffen das Werkzeug der Vorsehung zu sein,
damit es Licht werde wo jetzt Finsternis herrscht, damit der Mensch frei
werde wo er heute unterdrückt ist, damit der Schwache in Sicherheit lebe
der stets bedroht war, damit Recht und Friede herrsche unter den Menschen
die eines guten Willens sind, und nur Iene das Schwert zu fühlen bekommen,
die Unrecht wollen und Unfrieden anstiften. Wir führen in der Tat den
Kampf west-christlicher Kultur gegen östliche Unkultur. Die Phrase vom
slavischen Beruf Rußlands ist eine dreiste Lüge. Auch im Slaventum
ist die Scheidung zwischen West und Ost tiefer greifend als die Stammes-
verwandtschaft, und gerade für das Slaventum wäre es ein katastrophaler
Schlag, wenn jene Abzweigungen der slavischen Völkerfamilie, die heute der

der interparlamentarischen Union Graf Albert slpponyi
westlichen Kulturgemeinschaft angehören, dieser entrissen und dem Mosko-
witismus einverleibt würden. Was aber die westlichen Bundesgenossen des
moskowitischen Eroberungs-Feldzuges betrifft, so müssen diese zum eigenen
Heile besiegt werden, damit sie, abgedrängt von dem verhängnisvollen Pfade
auf den sie sich verirrten, wieder zu ihrer wahren Bestimmung zurückkehren:
zur Mitarbeit in der gottgewollten Organisation menschlicher Gesittung.
Diese, Gedanken, deren Wahrheit und Stärke meine ganze Seele füllt,
kennzeichnen die Beziehung des gegenwärtigen Weltkrieges zum Werke der
interparlamentarischen Union. Was will die Union? Den Frieden auf
Grundlage des Rechtes, gesichert durch Institutionen, welche Recht sprechen.
Da aber die internationale Gesellschaft nicht auf Subordination, sondern auf
Koordination beruht, daher kein materieller Zwang besteht, ist die Wirksamkeit
dieser Institutionen durch den Willen der Völker bedingt das Recht zu wahren.
Wer mit Bewußtsein rechtswidrige Ziele verfolgt, dem gegenüber müssen
sie naturgemäß versagen. Ihre Zukunft hängt demnach davon ab in wie
weit es gelingt in der ganzen Menschheit, oder doch in einer maßgebenden
Völkergruppe, jene Gleichartigkeit der sittlichen Auffassung herbeizuführen,
welche einerseits Konflikte überhaupt seltener macht, andererseits deren
Schlichtung durch Rechts-Entscheidungen ermöglicht. Der heutige Konflikt
mußte zum Kriege führen, weil eben diese moralische Homogeneität nicht
bestand. Aber auf welcher Seite fehlte sie? Wo war die Gesinnung zu
finden, welche mit der Friedensidee unvereinbar ist? Wer hegte Angriffs-
gelüfte gegen den Nachbar? Wer organisierte Verschwörungen gegen des
Nachbars Sicherheit? Wer veranstaltete Mordattentate gegen des Nachbars
wertvollste Persönlichkeiten? Etwa Österreich-Ungarn? Wer unterstützte
solche Machenschaften, wer hegte Revanchegelüste, wer griff aus bloßem Neid zu
den Waffen? Etwa Deutschland? Und wer vertritt jenen Geist höherer
Gesittung, aus welchem allein Rechtsachtung und Friedensliebe hervorgehen?
Etwa Rußland?
Ich habe diese Fragen im Vorhergehenden nach bestem Wissen beant-
wortet. Vielleicht war dies überflüssige Mühewaltung; sie beantworten
sich von selbst, in dem Augenblicke wo man sie aufwirft. Wenn aber Rußland
und seine Werkzeuge und Verbündeten den Geist verkörpern der erst nieder-
gerungen werden muß, ehe von Friedenseinrichtungen ernsthaft gesprochen
werden kann, so steht in plastischer Klarheit der Satz vor mir:
Die Zukunft der Friedensidee ist an den Sieg der
Waffen Deutschlands und Österreich-Ungarns gebunden.

Wirk«. Geh. Rat Dr. P. D. Fischer:
Der Krieg und die Volkswirtschaft.
Einer der Holzschnitte, mit denen Adolf Menzel die von unserer Akademie herausgegebenen Werke Friedrichs des Großen geschmückt hat, illustriert den Ausbruch des siebenjährigen Krieges durch einen Kurier, der mit verhängten Zügeln durch eine im tiefsten Frieden ruhende Landschaft dahinsprengt, am Rain der Kornfelder, die der Ernte zureifen; im Hintergrund fahren Bauern ins Heu.
Diesmal flog der Mobilmachungsbefehl mitten in die Ernte hinein. Mitten im tiefsten Frieden, den wir über vierzig Iahre lang sorgsam gehütet hatten/ brach als erste Kriegssorge die bange Frage über uns herein: Wie bringen wir die Ernte ein? Unsere Landwirtschaft sah sich mit einem Schlage vor die unabweisbare Notwendigkeit gestellt, auf den Beistand der seit lange für unentbehrlich gehaltenen Hilfskräfte aus Galizien, Rußland usw. verzichten zu müssen. Gleichzeitig wurden ihr die rüstigsten eigenen Kräfte an Mann und Roß entzogen, nicht selten wurden aus derselben Wirtschaft der Gutsherr, der Inspektor, der Brenner und die zuverlässigsten Vorarbeiter gleichzeitig zu den Waffen gerufen und drei Viertel der vorhandenen Gespanne für den Kriegsdienst ausgehoben. Trotzdem gelang es, die Ernte unbeschädigt zu bergen. In erster Linie half der Himmel, der uns das denkbar günstigste, gleichmäßig schone Wetter bescherte. Dann aber zeigte sich gleich bei dieser ersten Frage der Zug, der diesem Kriege das ihn auszeichnende Gepräge aufdrücken sollte: das gemeinsame Einstehen Aller zur Abwehr der gemeinsamen Not. Wie weggeblasen war alles, was getrennt hatte: der Nachbar half dem Nachbar wie selbstverständlich aus. Und an die Stelle der ausgebliebenen oder ausgewiesenen Sachsengänger traten freiwillige Hilfskräfte aus dem Inlande; Iungdeutschland eilte, soweit es nicht kriegsdienstfähig war, auf die Felder und ersetzte durch Eifer und Anstelligkeit, was ihm an Kräften und Übung mangelte. Daneben kehrten zahlreiche in den Städten durch den Krieg beschäftigungslos gewordene Personen auf das Land zurück, und dort half jeder, der nur halbwegs noch die Arme zu rühren vermochte. Auch die Frauen und Mädchen von Land und Stadt griffen wacker mit zu. So gelang es weit über Erwarten, die Kornerernte rechtzeitig und unbeschädigt einzubringen und damit auch die Aussichten auf gleichen Erfolg für die Kartoffeln, Rüben usw. zu befestigen.
Hiermit war ein mächtiger Beitrag zur Lösung der weiteren Frage gewonnen, die unmittelbar beim Ausbruch des Krieges die Gemüter beschäftigte, die große Magenfrage der Volksernährung. Deutschland ist auch in Friedenszeiten außerstande, seine sechsundsechzig Millionen vollständig aus den Erzeugnissen der Heimat zu ernähren; es ist auf nicht unerhebliche Zufuhren aus dem Ausland angewiesen. Trotz der außerordentlich gesteigerten Intensität des Betriebes und

der dadurch erzielten beträchtlichen Erhöhung des Ernteertrages unserer Landwirtschaft, haben wir in den letzten Iahren durchschnittlich 2 Millionen t Weizen, etwa 40 Prozent unseres Gesamtbedarfs, aus dem Ausland eingeführt. Auch für die Ernährung des Viehs schien die Einfuhr von bedeutenden Futtermengen, insbesondere an Gerste (3 Millionen t) unentbehrlich. Es ist in lebhafter Erinnerung, wie stürmisch im Parlament wie in der Presse von verschiedenen Seiten die Öffnung unserer Grenzen zur Einführung ausländischer Rinder und Schweine behufs Aufrechterhaltung des als unerläßlich bezeichneten Maßes an Fleischnahrung wiederholt gefordert worden ist. Dieser Sachlage gegenüber sahen ängstliche Gemüter bei den ersten Kriegszeichen bereits die Hungersnot im Anzug und beeilten sich, ihren Mundvorrat durch außergewöhnlich starke Einkäufe von Lebensmitteln sicherzustellen. Durch diesen Angstbetrieb wurden natürlich, insbesondere in Großstädten, die Preise von Mehl, Salz und anderen Waren im Kleinkauf unverhältnismäßig in die Höhe getrieben. Aber nur für ganz kurze Zeit. Denn schon am Tage der Erklärung des Kriegszustandes erließ der Oberbefehlshaber in den Marken kraft der ihm dadurch erwachsenen Befugnis Bestimmungen, die innerhalb Groß-Berlins jenem Treiben durch Festsetzung von Höchstpreisen Schranken setzten. Unter den Notgesetzen, die dem Reichstag bei seinem Zusammentritt am 4. August vorgelegt und in seiner einzigen denkwürdigen Sitzung an demselben Tage einstimmig angenommen wurden, befindet sich auch das Gesetz, wonach für die Dauer des Krieges für Nahrungs- und Futtermittel aller Art Höchstpreise festgesetzt werden können, und falls ihr Verkauf zu den festgesetzten Höchstpreisen verweigert wird, ihre Enteignung erfolgen kann. Durch die dazu für Preußen auch schon an demselben 4. August erlassenen Ausführungsbestimmungen ist die Befugnis zur Festsetzung von Höchstpreisen für den Kleinverkauf in den Städten über 10 000 Einwohner den Magistraten, im übrigen den Landräten übertragen; für den Großhandel wurde der Erlaß besonderer Bestimmungen vorbehalten, der bisher noch nicht erfolgt ist.

Gleichzeitig wurde dem Abfluß von Nahrungs- und Futtermitteln in das Ausland durch Ausfuhrverbote vorgebeugt, andererseits aber auf die Verstärkung der inländischen Vorräte durch den Erlaß wirksamer Einfuhrerleichterungen Bedacht genommen. Das Zurücktreten aller Partei-Interessen kann kaum stärker beleuchtet werden als dadurch, daß auch das Gesetz, welches den Bundesrat ermächtigte, während der Dauer des Krieges Getreide, Vieh, Fleisch und andere Nahrungs- sowie Futtermittel der verschiedensten Art zollfrei einzulassen und die bestehenden Verbote und Beschränkungen der Einfuhr dieser Waren ganz oder teilweise außer Kraft zu setzen, vom Reichstag einstimmig und ohne Debatte angenommen wurde, während sonst jeder einzelne Punkt dieser Vorlage der Gegenstand der heftigsten und andauerndsten Auseinandersetzungen zwischen den Parteien gewesen ist.

Ob und in welchem Umfange die zu unserer Volksernährung für notwendig

gehaltenen Lebensmittel nun auch tatsächlich bei uns eingeführt werden, steht freilich dahin. Wichtige Produktionsländer stehen mit uns im Kriege, die direkte Verbindung mit anderen ist uns durch die englische Übermacht zur See abgeschnitten. Ob wir über neutrale Gebiete Zufuhren erhalten können, z. B. aus Nordamerika über die Niederlande, aus Südamerika über Italien, hängt wesentlich von der Auslegung ab, welche England den völkerrechtlichen Bestimmungen über den Seehandel neutraler Staaten geben wird. Nach den bisherigen Erfahrungen wird man gut tun, sich nicht zu weit gehenden Erwartungen nach dieser Richtung hinzugeben, sondern sich möglichst mit dem einzurichten, was wir im eigenen Land hervorbringen.

Die eingehenden Erörterungen, die hierüber zwischen Landwirten, Handelskundigen und Hygienikern im Gange sind, scheinen mir außer Zweifel zu stellen, daß für unsere Volksernährung aus eigenen Mitteln mehr, ja viel mehr geschehen kann, als man unmittelbar bei Ausbruch des Krieges anzunehmen geneigt war. Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich darauf hinweisen, daß ein nicht unwesentlicher Teil des Mankos an Brotstoffen durch rationellere Vermahlung des Getreides und durch sparsame Backmethoden eingebracht werden kann. Durch Beschränkung der Alkoholerzeugung können ferner nicht unerhebliche Mengen an Roggen und insbesondere an Kartoffeln für Nahrungszwecke freigemacht werden. Endlich kann unser Kartoffelreichtum — unsere Kartoffelernte beträgt mehr als die von Rußland und den Vereinigten Staaten zusammengenommen — durch Eintrocknung als Viehfutter, in Ersatz russischer Futtergerste und anderer ausländischer Futterstoffe, in großem Umfange verwendet werden. Die darauf gerichteten Arbeiten zur Herstellung von Trockenanstalten befinden sich im vollen Gange.

Freilich werden wir uns in mancher Hinsicht einrichten müssen. Ohne einige Einschränkung der in den letzten Iahrzehnten wesentlich gesteigerten Lebenshaltung wird es nicht abgehen. Ich rede hier nicht von Kaviar oder Austern, die man ja als zweifellosen Lurus ohne weiteres während des Krieges missen kann. Auch nicht von Dingen, die sich wie Kaffee und Tee so bei uns eingebürgert haben, daß uns ein zeitweiliger Ersatz dieser liebgewordenen, aber für die Ernährung unerheblichen Genußmittel nicht leicht ankommen wird. Was den Kaffee anlangt, so hat Friedrich der Große seinen pommerschen Ständen, als sie um Milderung der Kaffeezölle einkamen, erwidern lassen, es ginge auch ohne „Coffee"; Seine Majestät seien mit Biersuppe aufgezogen worden, und das sei viel gesünder. Ernster und wichtiger ist die Frage, ob sich unsere Fleischernährung, ich meine die des gesamten Volkes, auf dem hohen Stand erhalten lassen wird, den sie neuerdings erreicht hat. Wir sind mit einem Iahresdurchschnitt von mehr als 50 Kilogramm auf den Kopf zurzeit die größten Fleischesser, sogar höher als die Engländer. Größere Mäßigkeit im Fleischgenuß würde nach der Ansicht erfahrener Hygieniker nicht nur zulässig, sondern sogar nützlich für uns sein. Sie empfehlen

ferner, bei der Bereitung von Speisen, namentlich bei Saucen, weniger Fett und
Butter zu vergeuden, und sie verlangen, daß unsere Hausfrauen sparsamer kochen
lernen sollen. Es wäre verdienstlich, wenn dies Verlangen durch Herausgabe
eines billigen, praktischen, für jedermann oder vielmehr für jede Köchin verständ-
lichen Kriegskochbuchs unterstützt würde. Vielleicht unterzieht sich einer unserer
hochverdienten Ernährungsphusiologen dieser wirtschaftlich wichtigen Aufgabe.
Außer ihr gibt es auf diesem Gebiet noch manche andere für die Sicherstellung
unserer Volksernährung im Kriege. Zum Beispiel Ersatz für den Hering im
Salze, von dem in Deutschland jährlich 1659262 Faß verzehrt werden, nahezu
4 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung, über drei Viertel davon aus dem
Ausland bezogen, und ebenso wie das letzte, von deutschen Fischern aufgebrachte
Viertel während des Krieges schwerlich zu beschaffen. Die Herstellung einer gleich
billigen und bekömmlichen Zukost wäre der Aussetzung eines Preises wohl wert.
Nicht außer acht zu lassen ist bei der Erörterung der Frage, ob unsere eigene
Produktion zur Volksernährung hinreicht, die Tatsache, daß ein Teil unserer tüch-
tigsten Konsumenten sich zurzeit außerhalb des deutschen Bodens befindet. Ob
und inwieweit dadurch der zu unserer Volksernährung erforderliche Bedarf ver-
mindert wird, läßt sich schwer prüfen, da einerseits zuverlässige Ziffern über die
Stärke der gegenwärtig in Frankreich, Belgien und auf russischem Gebiet tätigen
deutschen Heere nicht zu Gebote stehen, andererseits auch, selbst schätzungsweise,
kaum zu ermitteln sein wird, in welchem Umfang die Ernährung dieser Heere
durch Einforderung feindlichen Materials bestritten wird. Immerhin läßt sich
annehmen, daß die Aufgabe unserer Volksernährung während des Krieges durch
seine Führung in Feindesland einigermaßen entlastet werden mag.
In Summa: Aushungern werden uns unsere Feinde nicht, selbst wenn uns
jede Zufuhr von außen fehlen sollte. Aber sparsam müssen wir wirtschaften, auch
schon deshalb, weil wir Hunderttausende von Gefangenen mit zu ernähren haben.
Bei Erfüllung dieser Pflicht die Grenzen des schlechthin Notwendigen nicht zu
überschreiten, ist für uns ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung.
Wie lange der Krieg dauern wird, vermag niemand zu sagen. Es wäre
leichtsinnig, wenn in Erwartung seines baldigen Endes irgend etwas versäumt
würde, was uns zur Durchhaltung auf längere Zeit in den Stand setzt. Die
Winterbestellung unserer Acker muß unter allen Umständen mit gewohnter oder
sogar mit verdoppelter Sorgfalt ausgeführt werden. Vielleicht wird es sich er-
möglichen lassen, einen Teil unserer Kriegsgefangenen dazu heranzuziehen, ebenso
auch zur Wiederherstellung der in Ostpreußen von den Russen angerichteten Ver-
wüstungen an Gebäuden, Ställen, Wegen und dergleichen. Ob sie zu weiteren
landwirtschaftlich nützlichen Kulturarbeiten verwendet werden können, wie Moor-
kulturen, Urbarmachung von Ödländereien, wird ja wohl großenteils von der
Iahreszeit abhängen. Aber was irgend möglich ist, sollte rücksichtslos von ihnen
verlangt werden, denn namentlich der Landwirtschaft und der Landeskultur wer-

den die Millionen Arme schmerzlichst fehlen, deren wir zur militärischen Niederringung unserer Gegner bedürfen. —

Wie schwer der Krieg auch in die anderen Gebiete unseres volkswirtschaftlichen Daseins eingreift, leuchtet ohne weiteres ein. Wie der Landwirtschaft, so sind auch der Industrie im weitesten Sinne des Worts, ferner dem Handel und dem Verkehr bei Ausbruch des Krieges mit einem Schlage ihre rüstigsten Kräfte in einem noch nie dagewesenen Umfange entzogen worden; die wichtigsten Absatzgebiete nach dem Auslande wurden gesperrt, jede Verbindung über See durch Durchschneidung unserer eigenen Kabel und durch Ausschließung von den fremden sofort dauernd aufgehoben. Dazu kommt, daß unsere Industrie in ganz anderem Maß als die Landwirtschaft fremder Rohstoffe bedarf. Die Tertilindustrie ist mit ihrem Bedarf an Wolle, Baumwolle, Seide, Iute ganz und gar, für Flachs und Hanf zum allergrößten Teil auf die Zufuhr aus dem Auslande angewiesen; auch unsere hochentwickelte Eisenindustrie bedarf gewisser ausländischer, Eisenerze ebenso dringend, wie die großen Anlagen der Elektrotechnik des ausländischen Kupfers nicht entbehren können. In welchem Maß auch kleine Industriezweige auf ausländisches Material angewiesen sind, ist mir aus meiner früheren Berufstätigkeit von einer Bereisung der Industriestädte des Oberpostdirektionsbezirkes Leipzig in Erinnerung geblieben. Damals wurde mir in Markneukirchen, wo ein großer Teil der Musikinstrumente der ganzen Welt verfertigt wird, erzählt, daß das dazu erforderliche Material ebenfalls aus der ganzen Welt herstammt, daß z. B. das Ebenholz zu den Griffbrettern, Wirbeln, Saitenhaltern, Dämpfern und Fröschen der Violinen und Violinbögen aus Madagaskar, Bombay, Celebes, Old Calabar, Mauritius und Kamerun in Mengen von jährlich 3—4000 Zentnern herangebracht werden muß.

Erschwerend kommt ferner hinzu, daß unsere Industrie, unser Handel und Verkehr naturgemäß in ganz andern» Umfange als die Landwirtschaft auf persönlichen Verkehr mit dem Auslande angewiesen ist. Viele unserer großen Hüttenwerke haben Niederlassungen oder doch ständige Agenten oder Vertretungen im Auslande. Dasselbe ist in ausgedehntem Maße der Fall bei den Elektrizitäts-Unternehmungen. Die großen chemischen Industrien erweitern ihre Absaßgebiete durch ständige Vertreter bder durch Reisende in allen Weltteilen. Ebenso ist die Kleineisenindustrie von Solingen, Remscheid bemüht, den Absatz ihrer Fabrikate durch persönliche Bereisung der Auslandskunden zu erhalten. Wie sehr das Ein- und Ausfuhrgeschäft des Überseehandels sich auf Faktoreien, Agenturen, Zweigniederlassungen im Auslande stützt, ist nicht minder bekannt, als die mächtige Zahl der ausländischen Agenturen unserer großen Schiffahrtsunternehmungen und der Banken. Alle diese Verbindungen wurden jäh abgeschnitten. Die zahlreichen als Vertreter deutscher Unternehmungen im Auslande tätigen Deutschen sahen

sich den größten Schwierigkeiten, ja Gefahren ausgesetzt, sowohl beim Verbleiben auf ihren Posten als bei der Heimkehr. Es war volkswirtschaftlich von der äußersten Wichtigkeit, trotz dieser ungeheuren Schwierigkeiten den Betrieb unserer Industrie, unseres Handels und Verkehrs in möglichst weitem Umfange aufrecht zu erhalten. Daß dies dank der Kaltblütigkeit, der Zähigkeit und des unerschrockenen Mutes der leitenden Männer in überraschendem Maße gelungen ist, wird ein dauerndes Ruhmesblatt unseres gesamten Wirtschaftslebens bleiben. Nicht minder der weite Blick und die Einmütigkeit, mit welcher die Vertreter der deutschen Gewerbsstände sich von Anbeginn des Krieges an entschlossen zeigten, den uns aufgedrungenen Kampf trotz aller Opfer bis zum siegreichen Ende durchzuführen. In erhebender Weise kam diese Entschlossenheit in der Versammlung zum Ausdruck, zu welcher sich am 28. September im Saal der Berliner Philharmonie eine stattliche Anzahl von Vertretern der Landwirtschaft, des Handels, des Handwerks und der Groß-Industrien vereinigt hatte. Sie beschloß eine Erklärung, daß alle Teile des deutschen Wirtschaftslebens einmütig entschlossen sind, bis zu einem Ergebnis durchzuhalten, das den ungeheuren Opfern dieses Krieges entspricht und dessen Wiederkehr ausschließt.

Mit besonderer Befriedigung darf es uns erfüllen, daß auch die deutsche Schiffahrt sich entschlossen zeigt, die für sie besonders schlimme Zeit des Krieges zu überwinden. Das Wachstum der deutschen Handelsflotte, deren Tonnengehalt sich im letzten Vierteljahrhundert von 1275500 Registertonnen auf 3023700 t vermehrt, also nahezu verdreifacht hat, während die Steigerung bei der englischen Handelsflotte sich von 7430000 auf 11683200 t, also etwas mehr als die Hälfte belief, ferner der Umstand, daß die Größe und die Ausstattung unserer großen Personendampfer, insbesondere der neuesten Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie, (Imperator, Vaterland und Bismarck) die Leistungen des englischen Schiffsbaues bei weitem übertrifft, hatten den besonderen Groll und Neid unserer englischen Mitbewerber erregt; sie hofften durch die Vernichtung der deutschen Handelsflotte zugleich dem deutschen Ausfuhrhandel einen tödlichen Stoß zu versetzen. Bis jetzt ist ihnen beides nicht gelungen. Wenngleich die Zahl der von englischen Kriegsschiffen aufgebrachten deutschen Handelsschiffe naturgemäß weit größer ist als umgekehrt, so sind doch selbst die geringeren Verluste, welche die englische Handelsflotte durch das kühne Vorgehen der deutschen Kreuzer in Südamerika und in den östlichen Meeren erlitten hat, für den englischen Stolz und das Dogma der Alleinherrschaft Englands zur See recht empfindliche Schläge. Andererseits haben die großen deutschen Reedereien einen sehr großen und wertvollen Teil ihrer Flotten in neutralen Häfen, insbesondere in New Jork zu bergen vermocht; sie haben das Anerbieten der Amerikaner, ihnen diese Schiffe abzukaufen, in dem Vertrauen auf den siegreichen Ausgang des Krieges abgelehnt. — Von erheblicher Bedeutung ist auch die Tatsache, daß der Ausfuhrhandel Deutschlands im August eine geringere Einbuße erlitten hat als der englische,

und daß die Tätigkeit sowohl des deutschen Handels als auch namentlich der deutschen Industrie im September gestiegen ist.

Als der feinfühligste und demgemäß empfindlichste Teil unseres Wirtschafts-körpers hat von jeher das Geld- und Kreditwesen gegolten, dessen Organisation sich in den Banken und den Börsen darstellt. Bei der innigen Verflechtung, die sich zwischen der Hochfinanz und der Großindustrie in Deutschland in einer uns eigentümlichen Weise herausgebildet hat, war vielfach, namentlich im Ausland, die Ansicht aufgekommen, daß unser Kreditwesen der schwächste Punkt unserer ganzen Volkswirtschaft sei. Schon in seinem 190t erschienenen Buch: les Lauyue» äs Depot, les Lallyues äe Lrsäit. et !es 8ocli6t.es I^ulmciere» hatte Andrs Sayous mit apodiktischer Bestimmtheit verkündigt, d.iß jede nicht einmal schwere Panik nahezu die Gesamtheit der deutschen Banken zwingen würde, ihre Zahlungen einzustellen. Obgleich diese düstere Prophezeiung sich weder in der wirtschaftlichen Krise von 1907 noch während des Marokko-Konfliktes im Sommer 1911 bewahrheitet hatte, war der Glaube an die deutsche Unterlegenheit auf dem finanziellen Gebiet weit verbreitet geblieben; der Bankerott Deutschlands, der, schon im Frieden latent vorhanden, bei Ausbruch des Krieges unfehlbar alsbald offenbar werden müsse, gehörte zum landläufigen Rüstzeug der zum Krieg hetzenden französischen und englischen Presse.

In Wirklichkeit war die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands, auf deren Notwendigkeit u. a. Geheimrat Rießer in einer verdienstlichen Schrift schon 1909 eindringlich hingewiesen hatte, nicht minder sorgfältig und nachhaltig vor-bereitet worden wie die militärische. Seit Iahren hatte die Leitung der Reichs-bank beharrlich und unaufhörlich dahin gearbeitet, ihren Goldbestand zu erhöhen. Auf Anregung des Reichsbankpräsidenten waren die größten deutschen Privat-banken übereinstimmend auf größere Liquidität ihrer Mittel bedacht gewesen. Ohne dem Unternehmungsgeist und dem Ausdehnungsbedürfnis der deutschen Industrie die gebotenen Kredite zu verweigern, war doch mit Erfolg durch die Banken dahin gewirkt worden, das Übermaß des Tatendranges einzuschränken und das Gleichgewicht der Kräfte zu wahren. Gelegentlich der Wehrvorlage, derzufolge die gewaltigen Kosten für die Verstärkung unserer Rüstung auf die Schultern des gegenwärtigen Geschlechts übernommen wurden, statt sie durch eine Anleihe auf die zukünftigen abzuladen, war auch der Wehrschatz des Reichs kräftig vermehrt worden.

Als Ende Iuli sich das Kriegswetter plötzlich drohend zusammenzog, schien es, als ob die gewöhnliche Vorbotin seiner Schrecken, die Panik auf dem Geld-markt, auch uns nicht erspart werden sollte. Im Kleinverkehr des täglichen Lebens begann eine Iagd nach Gold- und Silbergeld; die Sparkassen hatten den üblichen Andrang angsterfüllter Abheber auszuhalten; an den Schaltern der

Reichsbank wurde die Umwechslung ihrer Noten in Gold in nicht geringem Umfange von kopflosen Leuten verlangt, die es für sicherer hielten, das von ihnen erreichbare Bargeld zu verstecken, als der Reichsbank die Mittel zur Aufrechthaltung des Zahlungsverkehrs zu belassen. Vereinzelt traten sogar Versuche auf, die Annahme der Reichsbanknoten im Kleinverkehr abzulehnen oder von völlig willkürlichen Diskontabzügen abhängig zu machen.

Diese Geldpanil und die dadurch entstandene Zahlungsmittelnot waren jedoch glücklicherweise nur von ganz kurzer Dauer. Ihrem schlimmsten Auswuchs, der Boykottierung des Papiergeldes, wurde am Tage der Erklärung des Kriegszustandes durch einen Erlaß des Oberbefehlshabers in den Marken ein Ende gemacht, daß diejenigen Geschäfte, in denen die Annahme des gesetzlich als Zahlungsmittel geltenden Papiergeldes verweigert würde, sofort geschlossen werden würden.

Nicht minder prompt und wirksam griff die Reichsgesetzgebung ein. Durch eine Reihe der dem Reichstag vorgelegten und von ihm sofort angenommenen Notgesetze wurde, unter zeitweiser Abänderung des Bankgesetzes und des Münzgesetzes, die Verpflichtung der Reichsbank zur Einlösung ihrer Noten und zum Umtausch von Silber-, Nickel- und Kupfermünzen gegen Goldmünzen aufgehoben. Durch die Aufhebung der Notensteuer und die Erleichterung der Notendeckung, sowie durch die Überweisung des verstärkten Reichskriegsjchatzes an die Reichsbank wurde ihre Fähigkeit zur Notenausgabe auf das Nachhaltigste erweitert. Gleichzeitig wurde durch die Errichtung von Darlehnskassen in 150 größeren und mittleren Städten dem örtlichen Kreditbedürfnis eine wirksame Stütze gewährt und durch die diesen Kassen verliehene Befugnis zur Ausgabe von Darlehnskassenscheinen bis zum Gesamtbetrage von 1500 Millionen Mark die Menge der vorhandenen Umlaufsmittel unter Erleichterung der Reichsbank in willkommener Weise vermehrt.

Diese wohlerwogenen, trefflich ineinandergreifenden Maßregeln und mehr noch als sie, die Siegesnachrichten aus dem Westen und dem Osten, die sich in den ersten Wochen des August in unerhörter Schnelligkeit auf dem Fuße folgten, haben die Angstmeierei auf das Gründlichste ausgetrieben und den Angstbedarf an Geld und Kredit wesentlich eingeschränkt. Für die innere Gesundheit unserer K^editverhältnisse ist es ein ungemein erfreuliches Zeichen, daß sich dieser Bedarf gegenüber unseren großen Privatbanken nur in geringem Umfange und für kurze Zeit geltend gemacht hat. Ich kann hierfür anführen, daß bei einer unserer Großbanken der Depositenstand ihrer Berliner Niederlassungen sich in den Tagen vom 28. Iuli bis zum 4. August um etwa 10 Prozent des normalen Betrages ermäßigt hat, demnächst aber vom 5. August ab von Tag zu Tag gestiegen ist und Ende September den Normalbetrag um 20 Prozent übersteigt.

Die schwerste Sorge war, ob das deutsche Kreditwesen dem Kriegssturm Stand zu halten vermögen würde. Freudig dürfen wir sagen, daß es die schwere Probe glänzend bestanden hat.

Während die Bank von England ihren Diskont mit einem Schlage auf

10 Prozent, später sogar bis auf 12 Prozent erhöhte, hat unsere Reichsbank den beim Ausbruch des Krieges auf 6 Prozent erhöhten Sat z festzuhalten vermocht. Sie veröffentlicht regelmäßig ihre Wochenausweise, während die Bank von Frankreich mit Beginn des Krieges die Veröffentlichung ihres Standes eingestellt hat. In England wie in Frankreich sind alsbald beim Kriegsausbruch Moratorien erlassen, die einer allgemeinen Zahlungseinstellung nahezu gleichkommen. Man hat sich in Frankreich genötigt gesehen, die Abhebung von Guthaben bei den Privatbanken einzuschränken; dem ältesten und mächtigsten Kreditinstitut des Landes, dem Crsdit Lyonnais, der durch seine Niederlassungen in London, Petersburg, Wien, New Jork, Konstantinopel usw. das finanzielle Übergewicht Frankreichs gleichsam verallgegenwärtigen soll, ist durch Anordnung der Regierung die Auszahlung der Ende September fällig gewesenen Halbjahrdividende untersagt worden. Von all solchen Gewaltstreichen sind wir in Deutschland verschont geblieben. Deutschland ist das einzige Land, das den Erlaß eines Moratoriums, in richtiger Erkenntnis seiner den Kredit schwer schädigenden Wirkungen, abgelehnt hat und das das kunstvolle, aber in sich wohlgefestigte Bauwerk seines Kreditwesens durch positive Maßnahmen zu stützen vermag. Außer den bereits erwähnten Darlehnskassen, die die Beleihung von zeitweise unverwertbarem Besitz an Effekten und dergleichen ermöglichen, sind an Börsenplätzen, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main noch besondere Kriegskreditbanken zur Beleihung anderweitiger Wertgegenstände errichtet worden, um insbesondere dem Kreditbedürfnis der Industrie und des Gewerbes Hilfe zu leisten. Die Großbanken haben sich darüber verständigt, den Kredit ihrer Kunden bis an die Grenzen des Möglichen zu stützen. Behufs Liquidierung der vor Beginn des Krieges eingegangenen Börsengeschäfte sind von den Börsenvorständen zweckmäßige Anordnungen getroffen worden.

Um den voraussichtlich gewaltigen Geldbedarf für den Krieg aufzubringen, hatte sich die Regierung vom Reichstag zur Beschaffung von fünf Milliarden Mark im Wege des Kredits ermächtigen lassen. Die infolgedessen von der Reichsbllnk im September ausgeschriebene Kriegsanleihe von einer Milliarde fünfprozentiger Reichsschatzscheine, die bis 1920 auslosbar sind, und einem nicht bestimmten Betrage einer gleichfalls fünfprozentigen vor 1924 unkündbaren Reichsanleihe wendete sich, ohne Vermittelung von Finanzkonsortien, unmittelbar an das Volk, indem die Zeichnungen bei allen Stellen der Reichsbank und sämtlichen deutschen Banken und Bankiers, außerdem aber auch bei allen öffentlichen Sparkassen und deutschen Lebensversicherungsgesellschaften zugelassen wurden. Der Erfolg der Kriegsanleihe hat bekanntlich alle Erwartungen weit übertroffen, indem insgesamt nahe vier und eine halbe Milliarde gezeichnet wurden, und zwar von insgesamt 1150000 Einzelzeichnern. Darunter befinden sich 200000 Zeichnungen auf Beträge von 100—200 Mark, und 700000 Zeichnungen auf Beträge von 200—2000 Mark, also zusammen nahezu eine Million von Zeichnungen bis

2000 Mark. Ein stärkerer Beweis dafür, daß das deutsche Volk ebenso ein-
mütig zur Hergabe seines Geldes für diesen Krieg entschlossen ist, wie das Volk
in Waffen zur Hergabe seines Blutes, konnte nicht erbracht werden. Und auch
kein stärkerer für die Gesundheit unserer Volkswirtschaft, die trotz der schweren
Bedrängnis durch den Krieg so ungeheure Opfer an Geld willig aufzubringen
vermag. Mit Recht konnte der hochverdiente Präsident des Reichsbankdirektoriums
am Schlusse seiner licht- und gehaltvollen Darlegung über Deutschlands Wirt-
schaftslage in der Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank am 29. Sep-
tember seine Überzeugung dahin aussprechen, daß wir finanziell und wirtschaftlich
das bestorganisierte Volk sind, und daß wir über die uns von den Gegnern be-
reiteten wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinwegkommen und jede Dauer des
Krieges durchhalten werden.

„Menschen halte vor den größten Reichtum" — mit diesem Kernspruch
pflegte Friedrich Wilhelm I. die fiskalischen Bedenken abzuweisen, die von seinen
Ministern gegen Kolonisationspläne des königlichen Volkswirts erhoben wurden.
Von wie nachhaltigem Wert die Vermehrungen dieses Reichtums durch ihn und
seinen Ahnherrn bis auf den heutigen Tag geblieben sind, wird erkennbar, wenn
man von Cleve bis Memel in allen zum kurbrandenburgischen Gebiet gehörigen
Städten die französischen Namen der vom Großen Kurfürsten aufgenommenen
Refugiss antrifft. Oder wenn man bei der Bereifung des Regierungsbezirks
Gumbinnen durch Namen wie Furtwängler, Bachhuber, Oberhoffer und ähnlichen
alpinen Klanges an die Salzburger erinnert wird, denen Friedrich Wilhelm I.
vor nun fast zweihundert Iahren in seinem Littauen ein neues Kanaan bereitete.
— Andererseits üben aber auch heftige Eingriffe in den Bestand der Landes-
bevölkerung Wirkungen von langanhaltender Dauer aus. Die furchtbaren Ader-
lässe, welche Frankreichs Menschenkapital während der napoleonischen Kriegszeit,
insbesondere in den Unglücksjahren 1812—15 erfuhr, haben sich noch Generationen
hindurch in periodisch wiederkehrender Verminderung der Geburtsziffer geltend
gemacht.

Der weitaus rüstigste Teil unseres deutschen Menschenreichtums ist durch den
gegenwärtigen Krieg in einem bisher noch niemals dagewesenen Umfange zu den
Waffen gerufen worden. Die Begeisterung, mit der unser gesamtes Volk diesem
Ruf entsprochen hat, wird für uns alle, die wir sie miterlebt und mitempfunden
haben, ein köstliches Besitztum für immer bleiben. Mit welcher Hingebung und
Aufopferung, wie bescheiden, gefaßt, und im schönsten Sinne des Wortes mann-
haft unsere Brüder in Waffen für uns kämpfen, wie selbstverständlich sie die Ge-
fahren und die unsäglichen Anstrengungen dieses furchtbaren Krieges ertragen,
dafür finden wir alle keine Worte, die unsere Bewunderung und unsere Dank-
barkeit genügend auszudrücken vermöchten. Wesentlich aus wirtschaftlichen Grün-

den, aus Neid über das, was wir durch angestrengte, zähe, zielbewußte Arbeit erreicht haben, ist uns dieser Kampf von seinen Anstiftern aufgedrungen worden; wir führen ihn nicht nur für unsere politische Weltstellung, sondern auch für unser wirtschaftliches Dasein. Die eigentlichen Träger unserer Volkswirtschaft sind zurzeit unser Heer und unsere Marine, auf denen die Hoffnung der Erhaltung unserer Wirtschaft in erster Linie beruht. Ganz folgerichtig hat der Aufsichtsrat einer Berliner Großbank neulich beschlossen, diejenigen seiner Mitglieder, die durch Kriegsdienst behindert sind, an den Sitzungen teilzunehmen, als in Geschäften der Bank abwesend, also als anwesend im Sinne der Geschäftsordnung zu betrachten.

Alles, was unsererseits geschehen kann, um unseren Brüdern in Waffen irgendwie zu helfen, die Zuführung von Liebesgaben zu ihrer Erquickung, zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Widerstandsfähigkeit, zur Aufrechterhaltung ihres Zusammenhangs mit der Heimat durch häufige Nachrichten, durch Pflege bei der Durchreise und während der langen Fahrten, durch Fürsorge für die Verwundeten und wie sonst sich alle die Liebesbeweise nennen, auf die wir Daheimgebliebenen uns beschränken müssen, das hat neben seinem charitativen Wert eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung und kann auch von diesem rein wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus nicht dringend genug ans Herz gelegt werden.

Berlin, 2. Oktober.

Geheimrat vr. Rudolf Eucken:

Der Krieg und die Philosophie.

Fichte sagt in seinem „geschlossenen Handelsstaat": „Es ist von jeher das Privilegium der Philosophen gewesen, über die Kriege zu seufzen". Er stellt damit eine unbestreitbare Tatsache fest, aber er selbst verwirft deshalb keineswegs allen und jeden Krieg, er läßt jenen Worten unmittelbar die anderen folgen: „Der Verfasser liebt die Kriege nicht mehr als irgend ein anderer, aber er glaubt die Unvermeidlichkeit derselben bei der gegenwärtigen Lage der Dinge einzusehen und hält es für unzweckmäßig, über das Unvermeidliche zu klagen. Soll der Krieg aufgehoben werden, so muß der Grund der Kriege aufgehoben werden"; auch findet er in einer späteren Schrift warme Worte für den „wahren" Krieg und meint „auch im Kriege und durch gemeinschaftliches Durchkämpfen desselben wird ein Volk zum Volke".

In Wahrheit wird zweierlei zu unterscheiden sein: Der Krieg dem allgemeinen Gedanken nach und der Krieg in der besonderen Lage der

Ist«

Menschheit. Die philosophische Denkweise mit ihrem Streben zum Ganzen und ihrem Zurückgehen auf die gemeinsamen Züge menschlichen Wesens wird das Übel des Krieges besonders schwer empfinden, sie wird nicht nur sein zerstörendes und verheerendes Wirken, sie wird nicht minder die Berufung vom Recht an die Macht, die Aufhebung der gemeinsamen Arbeit, die Zerklüftung und Verfeindung der Menschheit tief beklagen. Auch wird sie keine prinzipielle Rechtfertigung des Krieges darin finden, daß er viel Großes erzeuge, sonst schlummernde Eigenschaften wecke, den Menschen dem trägen Lauf des Alltags entwinde und ihn zur Höhe des Heldentums führe. Denn auch Krankheit, Not und Leid können zur Vertiefung und Veredlung der Seele wirken und den Menschen in neuem Lichte zeigen, trotzdem erklären wir sie nicht für ein Gut und erstreben nicht sie, sondern ihr Gegenteil; was gute Folgen haben kann, ist damit noch nicht bei sich selbst rechtfertigt. Der Kriegszustand bleibt ein unnormaler Stand, und mit gutem Grund geht von altersher und immer von neuem die Sehnsucht der Menschheit nach einem ewigen Frieden, wo Haß und Streit verschwinden. Aber mit Recht sagte Fichte: „Soll der Krieg aufgehoben werden, so muß der Grund der Kriege aufgehoben werden", und es ist die Frage, ob die menschlichen Verhältnisse, wie sie nun einmal sind, das gestatten; läßt er sich aber nicht ohne weiteres aufheben, so kann ganz wohl ein besonderer Krieg ein gutes Recht, ja eine sittliche Würde erlangen. Daß es Kriege gibt, die kein Tadel trifft, das zeigt der deutsche Befreiungskrieg gegen Napoleon. Er war äußerlich angesehen ein Angriffskrieg, aber wird sich unter den wärmsten Friedensfreunden jemand finden, der diesen Krieg für Deutschlands Unabhängigkeit als unsittlich zu erklären wagt? Der Krieg hat tiefe Wurzeln in der menschlichen Natur wie sie nun einmal beschaffen ist, und der Fortschritt der Kultur hat diese Wurzeln nicht ausgerottet. Die Dinge verfeinern sich, über welche die Menschen streiten, aber die Leidenschaft des Streites scheint eher zu wachsen als abzunehmen. War es zunächst die Begier nach sinnlichen Gütern und Genüssen, und war der Krieg oft nicht mehr als Raub, so gewann dann das Verlangen nach Herrschaft und Macht eine dämonische Gewalt über die Gemüter; dies Verlangen war seiner Natur nach grenzenlos, jeder Erfolg erzeugte neue Wünsche, bis es schließlich zur Ausbildung ganzer Weltreiche trieb, die nichts neben sich dulden wollten. So ging es durch das spätere Altertum, und auch das Mittelalter hat wenigstens den Gedanken im römisch-deutschen Kaisertum festgehalten.

> Die Neuzeit brachte die Entfaltung verschiedener selbständiger Staaten nebeneinander, es entfiel damit ein Hauptantrieb zum Kriege. Aber neue Antriebe kamen auf dem neuen Boden in Hülle und Fülle. Man sprach viel von einem Gleichgewicht der Mächte, in Wahrheit aber strebte jede

nach einem Übergewicht über die anderen. Dazu machte die größere Beweglichkeit des modernen Leben sich auch nach dieser Richtung hin geltend.
Viel Veränderung in den politischen und namentlich auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen ist augenscheinlich; während die einen Völker steigen, scheinen die anderen zu sinken; die Lebensenergie scheint hier zu wachsen, dort abzunehmen; so sind die einzelnen Völker und ist zugleich ihr gegenseitiges Verhältnis in unablässiger Wandlung begriffen. Daraus entstehen manche Verwicklungen. Dem einen Volke scheint das Gewand seines überkommenen Besitzes zu weit, dem andern scheint es zu eng zu werden; frisch aufstrebende Kraft verlangt einen erweiterten Wirkungsraum, den ihr zuzugestehen die andern sich sträuben. Das ergibt leicht einen Zusammenstoß und auch eine Berufung an die Waffen. Man braucht nicht der Ansicht Hegels zu sein, daß der Krieg notwendig sei, um dem Endlichen seine Endlichkeit zum Bewußtsein zu bringen und „die sittliche Gesundheit der Völker gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten zu erhalten", und man kann doch anerkennen, daß der Krieg eine Emporhebung aufstrebender Kraft und ein Zurückdrängen welkender bringen kann, daß er eine gewisse Regulierung der Verhältnisse der Völker vollzieht. Das um so mehr, als er immer weniger durch bloße Körperkraft, als durch ein Zusammenwirken ethischen und technischen Vermögens entschieden wird. Gewiß könnten jene Verschiebungen in der Stellung der Völker sich ohne Krieg vollziehen, wenn Vernunft und Wohlwollen die menschlichen Verhältnisse lenkten; .da sie es aber nicht tun, so liegt hier reichlicher Stoff zur Entzweiung und zum Kampfe bereit.

Wie sehr die moderne Entwicklung der Nationalitätsidee den Frieden gefährdet, das ist oft erörtert worden. Als jene Idee auf der Höhe von Philosophie und Literatur zuerst erschien, da war sie einem friedlichen Zusammenleben der Völker keineswegs feindlich, da verhieß sie einen gegenseitigen Austausch fruchtbarster Art und zugleich eine Bereicherung des gesamten Menschheitslebens. Ie mehr sie aber in ungebildete Massen eindrang, und je mehr ihr bei minder kultivierten Völkern eine Veredlung durch geistige Arbeit fehlte, je mehr sie ein dunkler und leidenschaftlicher Naturtrieb wurde, desto mehr mußte sie die Menschheit zerklüften und ein friedliches Zusammenleben hindern. Was hier an Leidenschaften entsteht, ist aller besonnenen Abwägung unzugänglich, es will gewinnen durch den Verlust des anderen.

Auch das bringt die Völker leicht in feindlichen Gegensatz, daß bei der neuesten Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse kein Kulturvolk sich glaubt voll entwickeln zu können ohne seinen Handel und auch seinen Einfluß über den ganzen Erdball auszudehnen; meist verbindet sich damit das Streben, die Eigentümlichkeit der eigenen Kultur im Leben

der Menschheit stark zur Geltung zu bringen. Damit ist eine große Bewegung und ein eifriger Wettbewerb in die Völker gekommen, leicht wird aber dabei die Erde zu eng, das eine Volk scheint sich nur auf Kosten anderer behaupten zu können, es sieht in ihnen lästige Konkurrenten, die es einzuschränken gilt; so liegt ein feindlicher Zusammenstoß nahe.

Alles das sind Tatsachen und Gefahren, die keine philosophische Betrachtung aus dem Wege räumen kann; hier sind elementare Kräfte am Werk, die aller freundlichen Beschwichtigung spotten. Die Philosophie kann hier die Dinge nicht meistern, nicht mit schönen Reden die Leidenschaften bändigen wollen. Aber alles Erkennen ihrer Schranken kann sie nicht hindern, das hohe Ziel einer inneren Eintracht der Menschheit gegenwärtig zu halten und nach bestem Vermögen dafür zu wirken. Nur darf sie dabei nicht vergessen, daß es dazu größerer Umwandlungen und Weiterbildungen des Menschenwesens bedarf, als Friedenskongresse und Freundschaftsbeteuerungen hervorbringen können. Auch der Gedanke eines internationalen Schiedsgerichts kann ihr nicht als eine genügende Hilfe gelten. Die großen Fragen, um die es sich im Streite der Völker handelt, sind andere als die des privaten Rechts. Wenn wir bei diesen die Entscheidung vertrauensvoll in die Hände des Richters legen, so setzen wir dabei seine volle Unparteilichkeit voraus. Eine solche Unparteilichkeit ist aber bei den großen Lebensfragen der Völker nicht erreichbar. Der Erdkreis ist viel zu eng, als daß nicht die Geschicke der Völker direkt oder indirekt miteinander zusammenhingen und sich gegenseitig bedingten; das Urteil und die Stellung des einzelnen Volkes wird aber, wenn auch gewöhnlich unbewußt, von dem eigenen Interesse abhängig sein; daß dies Interesse auch die geistigen Spitzen fortreißt und ihr Urteil bedauerlich trübt, das zeigt eben die Gegenwart uns in Hülle und Fülle. Wir Deutsche haben heute das felsenfeste Bewußtsein unseres guten Rechts; möchten wir, von Haß und Neid umgeben, unsere Sache wohl auf die Entscheidung eines internationalen Ausschusses stellen? Gerade die Erfahrungen der Gegenwart stellen uns deutlich vor Augen, daß, um mit Schopenhauer zu reden, der Intellekt ein Diener des Willens ist, sie sind die überzeugendste Widerlegung eines blassen Intellektualismus, zugleich aber auch eines flachen Optimismus.

Aber wenn die Philosophie die Tatsache des Krieges nicht ändern kann, sie w,ird das Urteil zu bilden und zu schärfen haben, ob in dem besonderen Fall der Krieg ein gerechter ist, ob er für edle Ziele geführt wird, ob er vom Gegner aufgedrängt oder aus eigenem Mehrhabenwollen entsprungen ist. Ist der Krieg ein gerechter Krieg und erfüllt das Bewußtsein dessen die Seele der Kämpfenden, so vermag er den Menschen hinauszuheben über alle Enge des Alltags und alle Kleinheit der Selbstsucht, so vermag er alle Gegensätze zu überbrücken und eine völlige Einigung herzu-

stellen, so vermag er gegen alles Leid zu stärken und das Leid selbst innerlich zu heiligen, so ' wird er ein unwiderlegliches Zeugnis dafür, daß die Seele des Menschen eine größere Tiefe hat, als der gewöhnliche Lauf des Lebens erkennen läßt, so widerlegt er durch die Tat den grämlichen Pessimismus, der dem Menschen nur unedle Beweggründe zutraut und ihn keines großen Opfers für fähig hält. Demnach lehrt uns der Krieg eben durch seine Opfer und Leiden hindurch größer vom Menschen denken.

Er widerlegt zugleich die Meinung, als sei das Leben des Menschen nur ein ruhiges Fortwandern auf gebahnter Heeresstraße, als ginge dabei das eine aus dem anderen in sicherer Folge mühelos hervor. Denn er zeigt, daß was uns sonst als das Ganze unseres Lebens galt, mit allen seinen Beweggründen nur eine besondere Schicht bedeutet, neben der weitere Möglichkeiten bestanden, die nunmehr zur Wirklichkeit werden. Was aber vom Einzelnen, das gilt auch vom ganzen Volke. Auch es durfte meinen, auf völlig gesichertem Boden zu stehen und den Ertrag der Vergangenheit mühelos in die Zukunft überzuführen; da müssen wir in einem großen Kriege plötzlich erfahren, daß alles unsicher wird; nunmehr wird alles, was wir besaßen, auf unser Tun gestellt, nun gilt es tapfer festzuhalten und im Festhalten neu zu gewinnen, was die Iahr-tausende an geistigem Gehalt und nationalem Besitz errungen haben. Das macht das Leben schwer und gespannt, aber es gibt ihm auch eine einzig-artige Größe, und es verleiht uns zugleich eine wahrhaftige Gegenwart; nun erst können wir sagen, daß wir in vollem Sinne leben, ganz und gar unser eigenes Leben führen.

Solcher Erfahrungen und Vertiefungen dürfen wir Deutsche uns aber in besonderem Maße erfreuen. Denn wir sind überzeugt, einen gerechten Krieg zu führen und einer reinen Sache zu dienen; wir haben den Krieg nicht gewollt, er ist uns aufgedrungen worden; wir kämpfen nicht um nebensächliche Dinge, wir kämpfen um den Fortbestand unseres Volkes. So dürfen wir hoffen, daß alles Gute, alle innere Kräftigung und Erhebung, die ein ge< rechter und notwendiger Krieg zu bringen vermag, uns zuteil werden wird, und daß dur.ch Kampf und Leid hindurch sich eine Verjüngung und Ver< edlung des Lebens bei uns vollziehen wird. — ?er aspera a6 a5tla!

Die Kriegsanleihe Karl Helfferich
Gehemmt Dr. Karl Helfferich:
Die Kriegsanleihe").
Rund 4,5 Milliarden Mark hat die Zeichnung auf die
deutsche Kriegsanleihe ergeben.
Die in dieser Ziffer umschlossene Tatsache ist ein in der Geschichte der Völker
bisher unerhörtes Ereignis. Sein Umfang und seine Wucht lassen sich auch für
den Finanzfachmann auf den ersten Blick nicht voll ermessen. Seine Wurzeln
liegen in den Tiefen des nationalen Lebenswillens unseres Volkes. Seine Wirkung
greift weit über das finanzielle Gebiet hinüber in das Bereich des politischen
und militärischen Geschehens, das über das Schicksal unseres Volkes entscheidet.
Um uns über die finanzielle Großtat des deutschen Volkes klar zu werden,
wollen wir zunächst festhalten:
Die 4,5 Milliarden sind kein eitler Bluff, sondern
effektives Geld.
Dies im Unterschied von den Zeichnungsergebnissen der meisten anderen
großen Anleihen und vor allem zu dem von der Pariser Presse ins Riesenhafte
aufgeblähten „Erfolg" der 3V- proz. französischen Rente von Anfang Iuli dieses
Iahres. 805 Millionen Franken wurden damals zur Zeichnung aufgelegt.
Wochenlang vor dem Abschluß der Subskription wurde in der französischen Presse
laut verkündet, daß eine gewaltige Überzeichnung gesichert.sei, und daß die Zeichner
nur auf die Zuteilung von wenigen Prozenten würden rechnen können. Die
beabsichtigte Wirkung war, daß jeder, der sich tausend Frank der neuen Rente
sichern wollte, 30 000, 40 000 oder gar mehr zeichnete, so daß in der Tat schließ-
lich eine 40 fache Überzeichnung herauskam. In Wirklichkeit war der Erfolg,
wie sich alsbald nach Schluß der Subskription an der Kursentwicklung zeigte,
nur ein mäßiger. Der Kurs ging bald unter den Emissionskurs herab. Nach
dem Kriegsausbruch erwies es sich für die französische Regierung als unmöglich,
die noch ausstehenden Einzahlungen auf die Anleihe hereinzubekommen, so daß
voraussichtlich nichts übrig bleiben wird, als die so erfolgreiche 3V: proz. Anleihe
zu annulieren und die bereits geleisteten Einzahlungen auf eine neu zu emittierende
5 oder s proz. Kriegsanleihe zu verrechnen.
In völligem Gegensat z zu diesem prunkenden, aber so rasch in sich zusammen-
gebrochenen Scheinerfolg ist das Zeichnungsergebnis unserer Kriegsanleihe echt

*) Dies« überzeugenden Ausführungen Geheimtat Helfferichs, die einen lebhaften Wider-
hall gefunden haben, entnehmen wir mit Genehmigung des Herrn Verfassers dem Banl-
Archiv XIV. Jahrg. S. l.

bis auf die letzte Mark. Von den beiden Arten der Kriegsanleihe war nur für
die kurzfristigen Schatzscheine ein fester Betrag vorgesehen, und zwar
1 Milliarde M.; hierauf sind rund 1,34 Milliarden M. ernsthafter Zeichnungen
eingegangen, bei denen auf eine möglichst volle Zuteilung gerechnet wird. Da sich
unter den Zeichnungen auf die Schatzscheine rund 580 Millionen M. befinden,
die alternativ auf Schatzscheine oder Anleihe lauten, werden die den festen Betrag
von 1 Milliarde M. übersteigenden Schatzschein-Zeichnungen in Stücken der
Anleihe befriedigt werden. Die langfristige Kriegsanleihe ist von vornherein
ohne jede Beschränkung des Betrages der Zeichnung aufgelegt
worden und jeder Zeichner wußte, daß er auf die Zuteilung des vollen
gezeichneten Betrages zu rechnen hatte. Ieder Zeichner war und ist
also bereit, für den von ihm gezeichneten Betrag voll einzustehen. Das Reich
wird demgemäß in den von ihm vorgeschriebenen Raten, deren letzte am 22. De-
zember fällig ist, den vollen Gegenwert der gezeichneten 4,5 Milliarden M. er-
halten. Esdarfhierausgesprochenwerden,daßdererzielte
Betrag etwa doppelt so groß ist, wie die Summe, auf die
als Ergebnis der ersten Kriegsanleihe an den maßgeben-
den Stellen gerechnet wurde.

Wer ermessen will, was der Erfolg der deutschen Kriegsanleihe bedeutet,
werfe einen Blick auf die größten Anleihegeschäfte, die bisher in Friedens- und
Kriegszeiten durchgeführt worden sind.

Weitaus an der Spitze steht die5proz. französischeAnleihevom
Iuli 1872 , die zusammen mit der An l e i h e v o m I u l i 1871 zur Abtragung,
der Kriegskosten-Entschädigung aufgenommen wurde. Der Betrag der 1872 er
Anleihe war 2400 Millionen M, der 1871 er Anleihe 1600 Millionen M. Die
1872 er Anleihe war also nicht viel mehr als halb so groß wie die jetzt vom Deut-
schen Reich aufgebrachte Summe. Beide Anleihen zusammen bleiben noch um rund
500 Millionen M. hinter der Summe zurück, die jetzt vom Deutschen Reich in
einer einzigen Operation aufgebracht wird.

Hinter der großen französischen Finanz-Transaktion zur Begleichung der
Kriegskosten-Entschädigung stehen alle anderen seither durchgeführten Anleihe-
geschäfte weit zurück.

An zweiter Stelle kommt die japanische Anleihe von 1905 im
Gesamtbetrag von 1640 Millionen M. Diese Anleihe stellt jedoch keine einheit-
liche Operation dar. Sie wurde vielmehr in zwei Abschnitten von je 600 Milli-
onen Mark im März und Iuli 1905 in verschiedenen Ländern (England, Ver-
einigte Staaten, Deutschland) emittiert; der Rest wurde allmählich unter der
Hand verkauft.

Es folgt dann die große Anleihe der Vereinigten Staaten
von 1900 in Höhe von 1290 Millionen M, die jedoch zum großen Teil gegen

ältere, höher verzinsliche Anleihen ausgegeben wurde und somit keine neue Inanspruchnahme des Kapitalmarktes bedeutete.
Fast den gleichen Betrag erreichte die von England im April 1901 — Burenkrieg — emittierte Anleihe von 1200 Millionen M.
Darauf folgen die russischen Anleihen von 1906 und 1909 im Betrage von je 1120 Millionen M.
Alle übrigen bisher in der Welt durchgeführten Finanzgeschäfte bleiben unter dem Betrag von einer Milliarde M. zurück.
Einigermaßen vergleichbar mit der deutschen Kriegsanleihe ist also nur die Aufbringung der Kriegskosten-Entschädigung durch Frankreich nach dem Kriege von 1870. Aber auch diese bisher in der Weltgeschichte weitaus bedeutendste Finanztransaktion wird durch die deutsche Kriegsanleihe nicht nur der Summe nach, sondern noch mehr in anderen wichtigen Beziehungen übertroffen.
Während die deutsche Kriegsanleihe mit einem Mal den Betrag von 4,2 Milliarden M. erbrachte, hat Frankreich die Aufbringung der 4 Milliarden Kriegskosten-Entschädigung auf zwei, mit mehr als Iahresfrist aufeinander folgende Anleihen verteilt. Dabei erstreckten sich die Einzahlungen auf die französische Anleihe vom Iuni 1871 bis in das Frühjahr 1872 hinein, die Einzahlungen auf die Anleihe vom Iuli 1872 bis in den Herbst 1873. Der Gesamtbetrag von 4 Milliarden Mark bedurfte also zu seiner Aufbringung eines Zeitraumes von mehr als zwei Iahren. Für die Einzahlungen auf unsere Kriegsanleihe dagegen war nur ein Zeitraum von zwei Monaten vorgesehen; lediglich in Rücksicht auf das alle Erwartungen übersteigende Ergebnis, das dem Reiche weit mehr Geld zur Verfügung stellt als es zunächst braucht, sind die Einzahlungstermine nachträglich um einen Monat, bis zum 22. Dezember, hinausgeschoben worden. Das deutsche Volk stellt also seiner Regierung die 4,5 Milliarden Mark in ebensoviel Monaten zur Verfügung, wie an Iahren für die Aufbringung der 4 Milliarden Mark französischer Kriegskosten-Entschädigung erforderlich war.
Die 4 Milliarden M. der französischen Kriegskosten-Entschädigung wurden ferner erst nach Wiederherstellung des Friedens aufgebracht. Die um 500 Millionen M. größere deutsche Kriegsanleihe stellt das deutsche Volk mitten im Kriege zur Verfügung, und zwar ehe die großen Entscheidungen gefallen sind.
Schließlich sind die französischen 4 Milliarden nicht nur von Frankreich selbst, sondern zum großen Teil von den internationalen Märkten, namentlich von England gezeichnet worden. DieAufbringung der deutschen Kriegsanleihe dagegen ist die ausschließliche Leistung des deutschen Volkes; die Heranziehung selbst des neutralen Auslandes ist mit voller Absicht vermieden worden.

Alle diese Unterschiede zeigen, wie sehr die deutsche Kriegsanleihe selbst die
größte bisher in der Welt durchgeführte Finanzoperation in den Schatten stellt.
Es sei daran erinnert, daß die in wenig mehr als zwei Friedensjahren unter
Heranziehung der auswärtigen Märkte durchgeführte Aufbringung der 4 Milli-
arden M. damals von der ganzen Welt als ein staunenswerter Beweis für die
unermeßliche und unzerstörbare finanzielle Kraft Frankreichs bewundert wurde.
Die finanzielle Großtat des deutschen Volkes wird, soweit dies überhaupt noch
möglich ist, in ein noch helleres Licht gesetzt durch den Vergleich mit den bis-
herigen finanziellen Leistungen unserer Feinde.
England hat bisher in drei Abschnitten 45 Millionen Pfund Sterling
in kurzfristigen Schatzscheinen aufgebracht, also 900 Millionen M. Eine große
Anleihe-Emission hat es bisher nicht versucht.
Für Frankreich ist die Geldbeschaffung für den Krieg ein bisher noch
ungelöstes Problem. Die französische Regierung ist zunächst mit einem ameri-
kanischen Bankhaus wegen einer Anleihe von 100 Millionen Dollar in Verbin-
dung getreten. Die Verhandlungen haben sich jedoch zerschlagen; angeblich weil
die Regierung der Vereinigten Staaten die Übernahme von Anleihen der Krieg
führenden Parteien als mit der Neutralität unvereinbar erklärt hat. In England
hat Frankreich, soweit bisher bekannt geworden ist, lediglich 2 Millionen Pfund
— 40 Millionen Mark auf Schatzwechsel erhalten. Es bleibt also der franzö-
sischen Regierung voraussichtlich nichts übrig, als sich doch noch zu einer inneren
Anleihe zu entschließen. Man denkt zu diesem Zweck an eine 5 oder gar 6 proz.
Anleihe, die durch die Bezeichnung „Anleihe für die nationale Verteidigung"
dem französischen Publikum schmackhaft gemacht werden soll, und auf die man
die bisher geleisteten Einzahlungen auf die 3V- proz. Rente vom Iuli dieses
Iahres als ü, cnutn-Zahlungen verrechnen will.
Der vom deutschen Volke aufgebrachte Betrag enthebt die deutsche Regierung
bis weit in das kommende Iahr hinein der Sorge um die Beschaffung der für
den Krieg erforderlichen Geldmittel. Der Krieg konnte von Deutschland zwei
Monate lang geführt werden, ohne daß der Geldmarkt in Anspruch genommen
wurde. Bedenkt man, daß der Geldbedarf in den Mobilmachungswochen min-
destens doppelt so hoch war, als er im Durchschnitt der Wochen der Kriegsführung
sein wird, so kommt man zu dem Schluß, daß Deutschland in der Lage sein wird,
nach Verausgabung des Ertrages der Kriegsanleihe den Krieg weitere 3 Monate
fortzuführen, ohne gezwungen zu sein, erneut an den Markt zu appelieren. Die
solide Verfassung unseres Kredit- und Bankwesens und die ausgezeichnete Vor-
bereitung der finanziellen Mobilmachung gewähren hierfür eine hinreichende
Elastizität.
Für einen Krieg, der bis ins nächste Frühjahr hinein
dauert, ist also der Geldbedarf des Deutschen Reiches

gedeckt, während für England die Sorge um die Beschaffung der finanziellen Mittel für die Kriegs führung weiter besteht, und während für Frankreich diese Sorge von Tag zu Tag schwerer wird.

Wenn der englische Schatzkanzler in echt britischer Überhebung geprahlt hat, nicht die erste, sondern die letzte Milliarde — die natürlich bei England ist! — werde den Krieg entscheiden, so wird er heute einsehen müssen, daß Deutsche land den Engländern zunächst um mehr als 3 Milliarden, den Franzosen um mehr als 4 Milliarden voraus ist. Mögen England und Frankreich diesen Vorsprung einholen! Dann werden wir mit aller Ruhe zusehen können, wem die Aufbringung der etwa weiter nötigen Milliarden schwerer fällt. Unsere Kriegsanleihe hat uns niemand in derWeltvorgemacht, und niemand wird sie uns so leicht nachmachen.

Der gewaltige, nicht nur für das Ausland, sondern auch für den hoffnungsfreudigsten Deutschen überraschende Erfolg der Kriegsanleihe läßt die Frage entstehen: Was hat Deutschland zu dieser, in der Finanzgeschichte einzigartigen Leistung befähigt?

Die 4V- Milliarden M. sind uns sicherlich nicht als ein Geschenk des Himmels in den Schoß gefallen, ebensowenig wie Frankreichs finanzielle Verlegenheit in diesem Krieg ein Produkt des Zufalls ist.

Das Waffenglück hat zweifellos bis zu einem gewissen Grade mitgewirkt; sicherlich aber nicht ausschlaggebend, denn die großen militärischen Entscheidungen in diesem Völkerringen sind noch nicht gefallen. Dazu kommt, daß die deutschen Waffenerfolge in Frankreich mit allen Mitteln der Lüge verkleinert worden sind, und daß, seitdem das Vorhandensein unserer Armeen auf französischem Boden nicht mehr weggeleugnet werden kann, die Bevölkerung mit dem Hinweis auf die Übermacht der Russen und Franzosen über den schließlichen Ausgang beruhigt wird. Die Entwicklung der militärischen Operationen ist also keine ausreichende Erklärung für die fast für alle Welt überraschend zutage tretende gewaltige finanzielle Überlegenheit Deutschlands gegenüber Frankreich.

Die entscheidenden Ursachen unseres großen finanziellen Erfolges sind vielmehr die folgenden:

Erstens ist Deutschlands Volkswohlstand im Laufe der letzten Iahrzehnte dem altberühmten Reichtum Frankreichs und sogar demjenigen Englands vorausgeeilt.

Zweitens verfügt Deutschland für Friedens- und für Kriegszeiten über eine unvergleichlich bessere wirt-

schaftliche und finanzielle Organisation als unsere
Gegner.
Drittens äußert sich der gewaltige Aufschwung unse-
res Volkes in dieser schicksalschweren Zeit in einem von
den Franzosen nicht erreichten und von den Engländern
ungekan nten Offer willen.
Und schließlich haben wir auch auf dem finanziellen
Gebiete Führer, derenWillenskraft und klarer Blick den
Sieg verbürgen.
Die Entwicklung unseres Volkswohlstandes im Verhält-
nis zu derjenigen Frankreichs und Englands hat im Laufe der letzten Iahre den
Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und Erörterungen gebildet. Das wirt-
schaftende Deutschland war sich des Wachsens seiner eigenen Kraft noch kaum
bewußt geworden. Die Feststellung, in welchem Maße Deutschland in der Ent-
wicklung seiner Produktion und seines Handels, seines Volkseinkommens und
seines Volkswohlstandes alle anderen europäischen Nationen im Laufe der letzten
Iahrzehnte überflügelt hat, fand im Auslande meist nur ungläubiges Kopf-
schütteln, bei unseren eigenen Landsleuten oft genug Kritik und Zweifel. Dies
hat auch der Verfasser dieser Zeilen erfahren, als er im verflossenen Iahre das
deutsche Vvlksvermögen auf 300 bis 320 Milliarden Mark, das jährliche Volks-
einkommen Deutschlands auf etwa 42 Milliarden Mark und den jährlichen Ver-
mögenszuwachs Deutschlands auf 8 bis 10 Milliarden Mark berechnete und damit
für alle diese Posten auf höhere Zahlen kam als für Frankreich und England.
Im Auslande bestand nach wie vor der unerschütterliche Glaube, daß Deutschlands
Volks- und Finanzwirtschaft ein Koloß auf tönernen Füßen sei, und daß Deutsch-
land wirtschaftlich und finanziell beim ersten Kanonenschuß zusammenbrechen
müsse. Dieser Glaube an unsere finanzielle Unzulänglichkeit gehörte mit zu den
schwersten Gefahren für den Weltfrieden. Noch in der letzten Stunde vor Aus-
bruch des Krieges, im Iuni d. I. hat der Verfasser — dem man in diesem Falle
das Selbstzitieren verzeihen möge — im Vorwort zur 4. Auflage seiner Schrift
über „Deutschlands Volkswohlstand" ausgeführt:
„Es ist geradezu ein Weltinteresse, daß die Illusion verschwindet, durch Mittel
der finanziellen Politik könne erreicht werden, was bisher weder durch militärische
Macht, noch durch Allianzen und Ententen zu erreichen war: die Niederkampfung
Deutschlands."
Es gibt niemanden in Deutschland, der nicht gewünschst hätte, diese für
unsere Gegner verhängnisvolle Illusion im Frieden verschwinden zu sehen. Ietzt,
wo man den Krieg uns aufgedrungen hat, wird der Krieg sie ausrotten.
Aber das bloße Vorhandensein von Wohlstand und Reichtum tut es nicht
allein, ebensowenig wie militärisch die Kopfzahl der Heere. Ihre Aktionskraft

erhält die tote Masse durch die Organisation. In diesem Punkte haben
wir uns schon in Friedcnszeiten unseren jetzigen Gegnern weit überlegen gezeigt.
Der Krieg ist die Probe aufs Erempel. Wenn unsere Börsen sich besser gehalten
haben als diejenigen des Auslandes, wenn Deutschland allein von allen Krieg
führenden Staaten von dem Erlaß eines Moratoriums Abstand nehmen konnte,
wenn unser Geld- und Kreditwesen allen den großen Anforderungen des Krieges
bisher besser gerecht geworden ist, als dies bei irgendeinem unserer Gegner der
Fall war, so verdanken wir dies der gesunden Struktur unserer Geld- und Bank-
verfassung, deren Leistungsfähigkeit durch die seit vielen Iahren sorgsam ausge-
arbeitete und bis ins kleinste vorbereitete Kriegsorganisation für die schweren
Zeiten, die wir jetzt durchkämpfen, noch außerordentlich gesteigert worden ist.
Das kunstvolle Ineinandergreifen von Reichsbank, Darlehnskassen, privaten
Banken, Sparkassen, Kriegskreditbanken usw. kann und darf hier im einzelnen
nicht dargestellt werden. Erst nach errungenem Sieg wird hierzu die Zeit gekommen
sein. Für jetzt genüge die Feststellung, daß diese organisatorische Leistung die
Möglichkeit geschaffen hat, die im Frieden erarbeiteten und den Werken des Frie-
dens dienenden Kapitalien jetzt im Kriegsfall für die Kriegsbedürfnisse zu mo-
bilisieren.

Bei aller Zunahme des deutschen Volksreichtums und bei aller Zweckmäßigkeit
unserer finanziellen Kriegsorganisation hätte unsere Kriegsanleihe nie und nimmer
den gewaltigen Erfolg erzielen können, wenn nicht unser ganzes Volk von der
schicksalsschweren Größe des Entscheidungskampfes, den uns der Haß und Neid
unserer Feinde aufgezwungen hat, bis ins Innerste durchdrungen wäre. Wie
jeder deutsche Soldat freudig sein Blut für das Vaterland läßt, so ist ganz
Deutschland entschlossen, jedes Opfer an Gut zu bringen. Die 4V- Milliarden
Mark sind nicht etwa der Ausdruck der guten Kapitalsanlage einer verhältnis-
mäßig kleinen Schicht von Wohlhabenden; sie sind der Ausdruck des entschlossenen
Willens unseres ganzen Volkes, mit allem Können und Vermögen an dem ge-
waltigen Kampf um den Bestand und die Zukunft des Vaterlandes teilzunehmen.
— „Wir alle wollen Hüter sein!" — Es ist bisher nicht veröffentlicht worden,
wie groß die Zahl der Einzelzeichnungen auf die Kriegsanleihe ist. Aber wenn
ich die Ergebnisse der bei der Deutschen Bank eingegangenen Zeichnungen zu-
grunde lege, so komme ich zu dem Schluß, daß die Zahl der Einzel--
Zeichnungen nicht unbeträchtlich größer ist als eine Mil-
lion,unddaß etwa V<dieserZeichnungenaufBeträge bis
z u 2000 M. entfallen. Das ist eine „lev^e eu rnasne" auf finanziellem
Gebiet, die in der Geschichte ebenso einzig dasteht wie der Anleiheerfolg als
solcher.

Die vorhandenen Kräfte und den vorhandenen Geist richtig erkannt und ent-
schlossen zum Siege geführt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst unserer
finanziellen Führung, die vor allem in den Händen der Reichs-

bank und ihres Präsidenten lag. Wie groß das Wagnis war, so bald nack
dem Kriegsausbruch und vor dem Fall der endgültigen Entscheidungen eine Milli-
arden-Anleihe herauszubringen, zeigt am besten der Vergleich mit den anderen
Krieg führenden Staaten, die sich bisher zu einem solchen Entschluß noch nicht
durchgerungen haben. Wie groß das Wagnis war, die Kriegsanleihe in unbe-.
schränktem Betrag aufzulegen, jedem Zeichner von vornherein die volle Zuteilung
des gezeichneten Betrages in Aussicht zu stellen und damit von vornherein auf jeden
Anreiz zu spekulativen Zeichnungen und auf jeden Scheinerfolg zu verzichten, dessen
waren sich nur wenige bewußt. Aber dem Mutigen hilft Gott! In solchen Zeiten
kommt es nicht darauf an, ob Einzelheiten so oder anders gemacht werden, son-
dern einzig und allein darauf, daß mit raschem und festem Entschluß geschieht,
was nötig ist. Der Reichsbankpräsident hat nach dem Goetheschen Spruch ge-
handelt:

„Säume nicht, Dich zu erdreisten.
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift."

So groß für sich allein genommen der Erfolg der Kriegsanleihe ist, seine
volle Bedeutung hat dieser Erfolg erst in seinem Zusammenhang mit der Ge-
samtheit der Kriegsarbeit, die das deutsche Volk zu vollbringen hat. Die 4V^
Milliarden, greifbar und materiell, wie sie sind, haben ihre ideale Bedeutung
als Ausdruck des Willens zum Sieg, der das ganze deutsche Volk beseelt, und als
Unterpfand dafür, daß uns der Sieg werden muß. Ein Volk, das in seiner
Schicksalsstunde solcher Kraftleistungen fähig ist, kann nicht untergehen. Diese
Gewißheit möge uns stärken. Den Feinden aber mögen die 4V- Milliarden
zeigen, daß alle ihre Rechnungen auf Deutschlands wirtschaftliche und finanzielle
Schwäche ebenso falsch sind, wie ihre Spekulationen auf die Uneinigkeit der deut-
schen Parteien oder Stämme. Vor allem England mag erkennen, daß alle Pläne,
Deutschland wirtschaftlich und finanziell auf die Knie zu zwingen, an unserer
Macht und unserem Willen zuschanden werden müssen, daß wir durchhalten
werden mit der äußersten Anspannung aller Kräfte und um den Preis der
äußersten Opfer bis zu dem Frieden, der unserm Volke für die lebenden und die
kommenden Geschlechter Freiheit und Ehre, Ruhe und Wachstum verbürgt.

Professor vr. Wilhelm Waldeyer:

Frieden im Kriege.

Während der Zeit, die ich durchlebt habe, hat mein engeres und weiteres Vaterland, Preußen und Deutschland, drei Kriege siegreich bestanden. Der nachfolgende war immer größer als der voraufgehende; alle drei vollzogen sich im Laufe eines Iahrzehnts, in dem ewig denkwürdigen Dezennium von 1860—1870. Ietzt stehen wir mitten in dem gewaltigsten Ringen der Menschengeschichte, Arm in Arm und Herz an Herz mit Österreich-Ungarn, mit dem seit mehr als einem halben Iahrhundert oft erprobte Freundschaft uns eng verbindet. In zweien dieser Kriege, dem von 1866 und von 1870/71 habe ich in Lazaretten eigene Erfahrungen machen können und weiß, mit welch schweren Opfern die glänzenden Siege erkauft werden. Indem ich dieser Opfer gedenke, will ich in die freudige Begeisterung für unser teures Vaterland, die unser Volk vom Palast bis zur Hütte, vom Greise bis zum Knaben, Männ«r wie Frauen durchdringt und zu den staunenswertesten Leistungen spornt, keinen Abklang bringen. Wir alle wissen und fühlen es bis in das Mark der Knochen, daß diese Opfer gebracht werden müssen und die, denen sie auferlegt werden, tragen sie erhobenen Hauptes. Unsere Krieger sterben, wenn das Los sie trifft, gefaßt, in dem schönen, erhebenden Bewußtsein, das Ehrenhafteste getan zu haben, was ein Mensch tun kann, sein Leben für das Vaterland dahingegeben zu haben. Unsere Verwundeten sehnen sich nach schneller Heilung ihrer Wunden, um nur bald wieder auf das Schlachtfeld eilen zu können. Mit Ausnahme der von Russen schwer heimgesuchten Teile Ostpreußens und einiger Gaue Elsaß-Lothringens ist ganz Deutschland bisher von den Schrecknissen des Krieges bewahrt geblieben, hat seit einem Iahrhundert keinen fremden Kriegsfeind mehr auf seinen Fluren gesehen — es sei denn als Gefangenen. Das danken wir unsern Braven, die mit ihren Leibern uns decken und einen lebendigen Wall jenseits unserer Grenzen schließen, den kein Ansturm unserer Gegner durchbrechen wird. Alles müssen wir nun da drinnen aufbieten, was irgend möglich ist, die Siegeszuversicht, die Kampfesfreudigkeit, die Gesundheit und Kraft, ja auch die Frohnatur unserer Krieger zu erhalten und zu stärken, aber auch ihr Blut und Leben zu schonen, daß es nicht unnötig und vergeblich geopfert werde. Darum Frieden im Kriege!

Wie kann man von Frieden und Friedensarbeit im Kriege sprechen? In mehrfacher Beziehung: Es gehört dahin die Sorge für die Unsrigen im Felde, die Sorge für die Verwundeten bei Freund und Feind, die Sorge für die Gefangenen und zurückbehaltenen fremden Nichtkrieger, die Unterstützung der durch den Krieg unmittelbar Geschädigten, wie unserer Elsaß-Lothringer und Ostpreußen, die Sorge für die erwerblos Gewordenen, die Sorge für den Fortgang

aller Friedenstätigkeit in Handel und Industrie, im Ackerbau, Bergbau und Handwerk, im Unterricht, in Kunst und Wissenschaft. Von größter Wichtigkeit ist als Friedensarbeit die Sorge für die Erhaltung der Volksgesundheit im öffentlichen und privaten Sanitätswesen, vor allem in der Abwehr der Seuchen, die ja so oft eine entsetzliche, trostlose Zugabe zu den Waffengängen bilden und meist mehr Opfer fordern als diese. Ieder einzelne kann in dieser Friedensarbeit mitwirken und jeder möge sich jeden Tag vorhalten, was er wohl hierin zum Heile des Vaterlandes, aber auch der gesamten Menschheit tun kann, die nicht ausgeschlossen, mit der wir gegenwärtig im Kampfe stehen. Glaube man doch nicht, daß man ungestraft sich nach dem Kriege, dessen für uns glückliches Ende wir vertrauensvoll erwarten dürfen, von seinen jetzigen Gegnern auf die Dauer isolieren könne. Um so weniger in diesem Kriege, der uns Feinde in der halben Welt und mehr geschaffen hat. In dem Zeitalter der Dampfwagen, der Elektrizität mit ihren Beförderungsmitteln, der Luftschiffe und des Funkverkehrs, in dem Zeitalter, in welchem nicht nur die leres, tirma, das Wasser und die Luft, sondern auch die Imponderabilien dem unmittelbaren Verkehre gewonnen wurden, wo uns die Fernsicht auf einen dereinstigen Verkehr mit den übrigen Weltkörpern eröffnet scheint, können sich die Völker unmöglich mehr von einander abschließen. Sicherlich muß während des Krieges alles geschehen, was nur irgend geschehen kann, um den Gegner so vollständig wie möglich und so schnell wie möglich niederzuringen; hierin muß rücksichtslos vorgegangen werden; aber auf der andern Seite muß alles geschehen, was unnötige Schäden vermeiden und die geschlagenen Wunden heilen läßt.

Besonders möchte ich hier noch hervorheben, daß zu den wichtigen Aufgaben der Friedensarbeit im Kriege die Sorge für die Gefangenen gehört.

Vor allem müssen sie in hygienischer Beziehung, in Nahrung, Wohnung, Kleidung und notwendigster Körperpflege gut gehalten werden, im Hinblick auf die Seuchengefahr, die um so dringender wird, je größer die Zahl der Gefangenen ist. Aber auch allgemein menschliche Gründe, die wir doch im Kriege nicht verleugnen wollen, sprechen hier mit. Ganz besonders jedoch der Gedanke an unsere Söhne, die in derselben Lage bei unseren Feinden sich befinden. Wie wir wünschen müssen, daß diese in ihrer traurigen Lage behandelt werden, so müssen wir auch unsere Gefangenen behandeln. Eine gute Behandlung kann ohne jede falsche Sentimentalität, bei voller Aufrechterhaltung des Ernstes der Sache, durchgeführt werden.

Ein näheres Eingehen auf die aufgeführten Friedenstätigkeiten im Kriege erübrigt sich, da sie selbstverständlich sind und fast durchweg von den kriegführenden Völkern anerkannt und geübt werden. Verweilen möchte ich vielmehr bei einer andern wichtigen Friedensarbeit im Kriege, welche auf ethischem Gebiete liegt und als nicht minder bedeutungsvoll bezeichnet werden muß. — Im Völkerkriege stellt sich die gewaltigste Betätigung der Menschheit dar; der Krieg entfaltet

sowohl die edlen und guten, wie die niedrigen und schlechten Eigenschaften und
Triebe der Einzelnen, wie auch ganzer Völker zur höchsten Potenz. Es gilt nun
als eine Hauptaufgabe der Friedensarbeit im Kriege, die Steigerung des Edlen
und Guten möglichst zu fördern und der des Niedrigen, Unwürdigen nach Kräften
entgegen zu wirken. So gewinnen wir nach dem Kriege, ob Sieger, ob Besiegte,
wie nach einem verheerenden Gewitter wieder eine reine, klare Luft, in der die
notwendig der Katastrophe anhaftenden Schädigungen überwunden und
ausgeglichen werden, ja sogar durch Erreichung eines besseren Standes überboten
werden können. Leiden und Sorgen stählen den Einzelnen wie die Völker im
ganzen. Die Notwendigkeit, alle physischen und seelischen Kräfte anzuspannen,
um den Gefahren zu begegnen und alles abzuwehren, was Vernichtung zu bringen
droht, harte, mühevolle Arbeit zur Fristung des Lebens und zur Erhaltung des
redlich Erworbenen für sich und für die Familien, gibt kräftige, entschlossene
Männer und cdelsinnige, ausharrende, sorgende, opferwillige Frauen, wie wir
sie zur Heranziehung und Erhaltung eines tüchtigen Geschlechtes nötig haben.
Alle die hierzu führenden edlen Triebe und Gesinnungen im Menschen, im ein-
zelnen wie in der Gesamtheit, weckt der Krieg. Sehe jeder darauf und trachte
danach diese Gesinnungen bei sich und bei andern zu fördern und alles abzuwerfen,
was vielleicht in langer Friedenszeit an laren, verweichlichenden egoistischen
Schlacken sich ihm und andern, auf die er Einfluß hat, angehängt hat — nicht mit
Worten, sondern mit Taten: verbn, lioeent, exemplk traliuut! Mit einem
kurzen Wort kann man vielleicht sagen: Der Krieg führt die Völker
wie die Einzelnen zur Selbstbesinnung. Führe er uns vor allem
zur Kräftigung unserer guten nationalen Eigenart!
Wir können, wie vorhin bemerkt, in einer Zeit, in der wir fast zur selben
Stunde, wann es geschieht, erfahren, was bei unseren Antipoden vorgeht, der
internationalen Beziehungen nicht entbehren, aber wir dürfen damit unsere Eigen-
art nicht aufgeben. Wie Ieder einzelne das, was man Charakter nennt, pflegen
und sich bewahren muß, so müssen auch die Völker ihren Charakter pflegen und
bewahren. Ia, es ist sogar für ein größeres Gesamtwesen, wie unser deutsches
Vaterland und wie irgendeinen größeren Staat in ihm, nur vorteilhaft, wenn die
einzelnen Gaue ihre angeerbten und historisch erworbenen Eigenarten festhalten,
daß der Franke und der Schwabe, der Sachse und der Holste, der Westfale wie
der Pommer ihr völkisches Wesen bewahren. In der Festigung und Bewahrung
des Volkscharakters hat nun der Krieg auch seine große förderliche Bedeutung.
Im Frieden, genährt durch die großen Verkehrserleichterungen, schleicht sich, ich
möchte sagen, Tag für Tag und dem Sorglosen unbemerkt, viel Fremdes ein.
Nicht alles ist von vornherein verwerflich, was von unsern Nachbarn und über das
Meer zu uns hinüberkommt, und wir sollten lernen und uns aneignen, wo wir
etwas Gutes und Wertes finden; wir sollten uns aber hüten vor allem, was
uns in unserer Eigenart beeinträchtigen kann. Besonders halten wir fest an

unserm Heimatssinn, an bewährten Familiensitten, an Sprache, an der sprichwörtlich gewordenen deutschen Treue und Redlichkeit und an „des Lebens ernstem Führen"; dabei kann die echte „Frohnatur" doch zu ihrem Rechte kommen. In der Friedensarbeit des Krieges sollen wir alles tun, um unsere Eigenart, die durch den Krieg geweckt wird, weiter zu fordern und zu festigen. Man wird vielleicht sagen: Der Krieg werde zwar unsere deutsche Eigenart fremdem Einflusse gegenüber festigen; aber er führe doch zu einer größeren Annäherung der einzelnen deutschen Stämme unter sich, wirke also der Erhaltung ihrer Eigenart entgegen, die eben als wünschenswert bezeichnet wurde. Gewiß nähert das gemeinsame Einstchen für das ganze große Vaterland die verschiedenen deutschen Stämme und schafft ein festes deutsches Nationalbewußtsein, schädigt aber die Bewahrung der Stammesgefühle nicht, wenn wir diese zu pflegen suchen. Der Krieg kann sie sogar stärken, indem bei den Waffengängen das Bestreben geweckt wird, daß ein Stamm, ein Gau es dem andern zuvor tun möchte. Hier kann nun auch in Friedensarbeit wohltätig gewirkt werden, indem, unbeschadet der Sorge für das Ganze, unsern Kriegern durch besondere Sorge ihre engere Heimat in stete Erinnerung gebracht wird.

Bekämpfen und meiden sollen wir Alles, was an niederen, unedlen Trieben der Krieg in uns weckt: Zügellosigkeit, Zerstörungssinn, Habgier, Rohheit, Haß und Neid, sinnlose Verkennung auch alles Guten bei unsern Feinden, vor allem aber die nur zu leicht entstehende und auch wohl erklärliche Neigung, alles das für wahr zu halten, was irgendwo und irgendwie Schlimmes von unsern Feinden erzählt und berichtet wird. Zu keiner Zeit wird mehr in Unwahrheiten, Irrtümern und, was das Schlimmste ist, auch in Lügen und Verleumdungen geleistet, als in Kriegszeiten. Die allgemeine seelische Aufregung, die sich aller bemächtigt, spielt da eine große, vielfach verderbliche Rolle; sie wirkt geradezu ansteckend, wie eine Seuche. Hier kann die Presse viel in guter Friedensarbeit tun. Möge sie — ich richte meine Worte an die Presse aller Länder und Völker — nach Möglichkeit gewissenhaft prüfen, wenn ihr Nachrichten über Kriegsereignisse, namentlich aber über verübt sein sollende Unmenschlichkeiten zukommen, ob die Quelle lauter ist; möge sie Ungewisses lieber nicht bringen, oder mindestens dazu hervorheben, daß es sich um noch nicht sicher Erwiesenes handle. Ferner sollte nie vergessen werden, wenn etwas Unrichtiges mitgeteilt war, dies sobald als möglich einzugestehen und richtig zu stellen. Leider gibt es in der Presse aller Länder Organe, die sich ihre Abonnenten durch wahllose Aufnahme und möglichst rasche Verbreitung sensationeller Nachrichten zu erhalten und zu vermehren bemüht sind. Auch in unseren angesehenen Zeitungen haben die Berichte über alles das, was mit dem Verbrechertum und dem Bereiche des Erotischen zusammenhängt, vielfach eine Ausdehnung und Detaillierung gewonnen, die nur zu mißbilligen ist. Wie schädlich das mit der Zeit auf den Sinn und Geist eines Volkes wirken kann, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Ich stelle

mit Genugtuung fest, daß die Haltung der deutschen Presse im großen und ganzen
jetzt dem Ernste der Zeit sich gewachsen gezeigt hat. Meine Friedensmahnung
im Kriege, der diese ernste Stimmung gezeitigt hat, geht dahin, daß dies«
schöne und edle Haltung ein Gewinn bleiben möge und nicht wieder mit dem
Kriege verschwinde.
Während des Krieges selbst sind es namentlich die Unmenschlichkeiten, die —
mit tiefster Trauer spreche ich es aus — in diesem Kriege einen erschreckenden
Umfang erreicht zu haben scheinen, die vielfach mit Beflissenheit hervor-
gehoben werden. Wir dürfen es getrost vor aller Welt laut ver-
künden, daß die deutschen Krieger sich kaum solche zu Schulden haben
kommen lassen; leider kann man das von unfern Gegnern nicht sagen.
Wohl konstatiert sind einzelne, durch nichts von feiten der Deutschen
veranlaßte, Unmenschlichkeiten bei den Russen, den Belgiern, den Fran-
zosen. Von Seite der Franzosen sind sie noch vor kurzem durch den Bericht des
Generalstabsarztes der Preußischen Armee an Se. Majestät den Kaiser amtlich
und durch das Zeugnis französischer Geistlicher beglaubigt, festgestellt worden.
Ich will bei diesen Grausamkeiten und Scheußlichkeiten, die einem das Herz
zusammenkrampfen lassen, nicht verweilen; — hier kann aber auch die Presse
Friedensarbeit machen, wenn sie sorgfältig berichtet und sich vor jeder Über-
treibung hütet. Ich muß vor allem meine Mahnung an die Presse unserer
Gegner und auch die einiger Neutralen — ich habe besonders die New Morker
Presse im Auge — richten, die namentlich zu Anfang des Krieges wahllos eine
Menge Schauergeschichten von deutschen Truppen brachten, die offensichtlich er-
funden waren. Das ist ja nun glücklicherweise besser geworden. Wenn aber
auch wahre Untaten zu berichten sind, so kann doch die ganze Art, in der berichtet
wird, von Wichtigkeit sein. Möge man sich jeder unnötigen Steigerung der
Leidenschaften enthalten, möge sich da unsere Presse eines durchweg ruhigen,
vornehmen Tones befleißigen, ebenso wie in der Beurteilung unserer Gegner im
ganzen. Zeigen wir durch unsere Presse, daß wir ein hochstehendes Kulturvolk
in der Tat sind, als welches wir gern angesehen sein möchten, und wir werden
gute Friedensarbeit im Kriege tun. Und wenn man in begreiflichem Zorne über in-
fame Lügen einer gewissenlofen gegnerischen Presse sagen wollte, es sei nur gerecht,
denselben Ton anzuschlagen, so möge man bedenken, daß es niemals ein Ruhm
ist, die Ungezogenheiten Anderer nachzumachen.
Ich habe von der Presse gesprochen, ich komme noch zu den Mitteilun-
gen der Einzelnen von uns, die veranlaßt werden, der Presse sich zu be-
dienen. Da sind es Kritiken der Kriegsgründe und Kriegstreibereien unserer
Gegner, Kritiken der Preßerzeugnisse, Mitteilungen von Erlebnissen, Aufrufe,
Erklärungen, Zurückweisungen und vieles andere mehr. Zunächst prüfe Ieder,
der in der heutigen Kriegsstimmung schreibt, ob er die vornehme Form, die ich
allen unseren Veröffentlichungen wünsche, gewahrt habe. Solche Form schließt

ein kräftiges Wort nicht aus. Iedermann wird sich gefreut haben, wenn er am Schlusse von Anton von Werners Briefe an die Accademia di San Luca die Worte liest: „Der Krieg ist grausam, nicht unsere Soldaten sind es, und Peter Paul Rubens herrliche Kreuzabnahme würde nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sein, wenn sie durch die Schuld unserer Gegner einer traurigen Notwendigkeit zum Opfer fiele." Aber auch in bezug auf die ganze Fassung kann dies Schreiben als Muster des guten Tons dienen, den ich im Auge habe, und doch spricht es energisch und rückhaltlos das aus, was es sagen will.

Eine wohl noch wichtigere Forderung ist die skrupulöseste Prüfung der Richtigkeitder Dinge, wenn es sich um Tatsachen handelt. Es klingt vielleicht parador, ist aber doch völlig zutreffend, wenn ich sage, daß nichts schwieriger genau festzustellen ist, als eine geschichtliche Tatsache. Grade Erzählungen von Kriegserlebnissen leiden leicht an Übertreibungen, und wenn sie von Mund zu Mund gehen, ehe sie niedergeschrieben werden, machen sie gern einen Prozeß durch, den man mit der Entwicklung irgend eines Organismus aus seinem Keim vergleichen kann — „ereseuut euu6n" lautet ja das alte wahre Wort. Nur unterscheiden sie sich in ihrer Entwicklung von einer gesunden, normalen darin, daß sie gewöhnlich in Mißbildungen auslaufen.

In der Kritik sollen wir das Maß bewahren, wie es die feine Abwägung gebietet, wobei das Gemeine, schlechthin Unsittliche, die Lüge und die Heuchelei schonungslos verurteilt werden mag; man kann aber auch in der schärfsten Verurteilung den guten Ton bewahren.

Eine, wie mir scheint, wichtige Friedensarbeit im Kriege besteht schließlich darin, daß man sich bemühe, alle unnötige Herausforderung des Hasses und der Leidenschaftlichkeit in Wort, Bild und Handlung zu vermeiden. Das Bild, namentlich in der Karrikatur, breitet sich im Kriege aus wie eine Wucherpflanzc; gewißlich soll hier seine gute Wirkung nicht verkannt werden und viel Treffliches, Gesundes wird darin geleistet, aber auch viel Niedriges, Gemeines; das sei verbannt! — Der Haß unter den sich streitenden Völkern in diesem Kriege ist ja so gesteigert, daß er wahrlich nicht mehr geschürt zu werden braucht. Vor allem sollten sich diejenigen, deren Lebensberuf es ist, die Kultur und die Ideale zu pflegen, hüten — ich habe die Diener der Kirche, die Künstler, die Gelehrten im Auge — etwas Herausforderndes auf diesem Gebiete ohne Not zu tun.

Es ist in dieser Zeit viel davon die Rede gewesen und es ist eine Bewegung dazu ins Werk gesetzt worden, daß man alle Ehrungen, die von selten Englands an uns gelangt seien, jetzt nachträglich abweisen oder niederlegen solle. Handelt es sich um Inhaberstellen von Regimentern und ähnlichem, nun gut, da liegt es nahe, solche niederzulegen. Ganz anders liegt aber, nach meinem Empfinden, die Niederlegung von Ehrenerweisungen auf rein wissenschaftlichen Gebieten oder solchen, die dem unabweislichen Völkerverkehr in Handel und Industrie angehören.

Das sind Gebiete, die im Kriege fast völlig ruhen und nur im Frieden gepflegt werden, schon deshalb scheiden sie aus kriegerischem Handeln und in kriegerischen Zeiten völlig aus. Kriege können nicht dauernd sein, sie sind nur kürzere Unterbrechungen des Friedenszustandes, und je weiter wir in der Kultur vorgeschritten sind, desto kürzer der Kriegs-, desto länger der Friedenszustand. Während Roms fast tausendjähriger Geschichte konnte der Ianustempel kaum geschlossen werden; das Königreich Preußen weist in 200 jähriger Geschichte nur rund 30 Kriegs- gegen 170 Friedensjahre auf. Ähnlich steht es auch in derselben Zeitfrist mit den übrigen europäischen Staaten; jedenfalls überwiegen die Iahre völligen Friedens erheblich die des Krieges. Schon daraus ergibt sich der große Unterschied, der zwischen Ehrungen, die sich auf Friedenstätigkeit beziehen und denen, die das Kriegshandwerk begleiten, besteht.

Nicht minder kann ein Unterschied zwischen den Ordensauszeichnungen und denen, die wir als „wissenschaftliche" bezeichnen dürfen, gemacht werden. Orden werden von den Herrschern und von den Regierungen, also von den Gewalten, die die Entscheidungen über Krieg und Frieden in der Hand haben, verliehen. Da ist es naheliegend, daß man dem feindlichen Lande, dessen Truppen man direkt mit dem Säbel in der Faust bekämpfen muß und dem vom Herrscher und seiner Regierung der Krieg erklärt ist, auch die Orden zurückreiche. Auszeichnungen aber, wie Ehrendoktorate, Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften, die vielleicht vor 20 und Mehr Iahren verliehen worden sind, abzuweisen, weil wir mit dem betreffenden Staate im Kriege stehen, hat keinen rechten Sinn und, offen gesagt, eine solche Demonstration kommt mir kleinlich vor, gegenüber dem, was jeder ärmste Sohn unseres Volkes leistet, der unter den größten Entbehrungen seine Brust den feindlichen Geschossen darbietet, um uns hier zu schützen, die wir kaum etwas von den Härten des Krieges merken, und darniederzusinken auf dem Schlachtfelde ungenannt, ungekannt, vielleicht nur gekannt von seinem alten Mütterchen, die das „tot" aus der Verlustliste erfährt. — Wie kam es uns vor in Deutschland, als am 18. Ianuar 1871 Pasteur während des letzten deutsch-französischen Krieges das Ehrendoktordiplom der Universität Bonn, die es ihm am 3. August 1868 verliehen hatte, zurückschickte? Viele belächelten diesen Schritt, manche bespöttelten ihn, manche ärgerten sich, keiner billigte ihn. Ein Ruhmesblatt hat der große Forscher damit seinen vielen Verdiensten sicherlich nicht hinzugefügt.

Gewiß gebe ich zu, daß das Verhalten Englands im gegenwärtigen Kriege auch dem ruhigsten Deutschen das Blut in den Adern zur Wallung bringen kann, und in dieser ersten Aufwallung haben wohl die Meisten ihre wissenschaftlichen Ehrungen den Briten zurückgegeben in dem Gefühl, daß die Zeit gekommen sei, das Tischtuch zwischen Albion und Germanien restlos zu durchschneiden. Daß England aus vermeintlich notwendigen merkantilen Interessen zum Kriege schreitet, wobei es andre gern die Kastanien aus dem Feuer holen läßt, das war bei ihm

stets so und ist vielfach auch bei anderen seefahrenden und deshalb vorzugsweise merkantilen Nationen so gewesen. Das uns Empörende liegt wesentlich darin, daß dieses Mal, entschiedener wie sonst, andere Beweggründe vorgeschoben werden, wie der sogenannte „Militarismus" Deutschlands, gegen den andere Nationen geschützt werden müßten und die sehr fadenscheinige belgische Neutralität und das arme Frankreich, dessen Niederringen man sich nicht gefallen lassen könne. Und dabei hat England das arme Frankreich in hundertjährigem Kampfe so weit niedergerungen, daß es ihm im Ernst nicht mehr gewachsen ist. Erst kam Spanien an die Reihe, dann Frankreich, nun soll Deutschland zu Boden gedrückt werden, bis zur Ohnmachtsstellung des seligen Deutschen Bundes von Wiener-Kongreß-Gnaden! Das wünschen ja Frankreich und Rußland auch; dann ist ihnen der neue Herr in ihrer Mitte, der sich mit einem Male so unbequem emporgereckt und ihre Sessel etwas beiseite geschoben hat, wieder ganz angenehm. Gegen Frankreich und Rußland richtet sich aber in Deutschland keine große Animosität, es sei denn, daß wir Unmenschlichkeiten und Verleumdungen schroff verurteilen — gegen England, in dem wir die treibende Kriegskraft erblicken müssen, steigert sich die Animosität vielfach zum Haß! In diesem hier kurz geschilderten Gange der Dinge liegt der tiefe Grund zu allen jenen Kundgebungen. Man kann sie, wie gesagt, begreifen; aber soweit sie sich auf Friedensarbeit beziehen, die, wie Handel und Wandel und wissenschaftliche Forschung, notwendig ihren Weg gehen müssen, trotz alles Kriegslärms, sind sie nicht zu billigen.

Und nun komme ich zu einem letzten und wichtigsten der Gründe, die mich zu diesen Zeilen veranlaßt haben und mich zur Beachtung der Friedensarbeit auch im Kriege dringlich auffordern lassen. Alle solche Kundgebungen, wie überscharfe, ungenaue und vor allem unwahre Veröffentlichungen in unserer Presse, in Wort und Bild, Aufstachelungen zum Hasse, Zurückweisen von Friedensehrungen n. a. dergleichen dienen nur dazu, die ohnehin bis zur Siedehitze gebrachte Kriegsaufregung der untereinander ringenden Völker zu steigern. Was die traurigen Folgen dieser Aufregung sind, das haben wir leider an unseren braven Kriegern sattsam erfahren müssen, in Belgien vor allem, zum Teil aber auch in Ostpreußen und in Frankreich. Diese Kriegsgreuel, die zum Teil nicht zu bestreiten sind, zwangen und zwingen uns mit gebieterischer Notwendigkeit zu den schärfsten Gegenmaßregeln. Kein Volk hat in einem Kriege, in welchem hinterrücks von Irregulären und von Bürgern und Bauern, selbst von Frauen auf seine regulären Krieger mit Pulver und Blei, mit Messern und Dolchen, mit siedendem Wasser und Ol losgegangen wurde, in welchem seine Verwundeten verstümmelt wurden, jemals anders gehandelt wie wir, noch wird irgendein Volk es jemals anders machen können. Naturgemäß erzeugen aber diese Gegenmaßregeln wieder neuen Haß und neue Wut — man kann es nicht anders nennen — bei den Betroffenen und veranlassen neue Greueltaten. So geht der eirculns viti«su8 weiter. Bedenkt man nun, daß alle diese Unmenschlichkeiten, alle die

verlorenen Leben, alles das zerstörte Hab und Gut nichts für den Aus-
gang des Krieges bedeuten, dessen Würfel einzig und allein eisern
auf den Schlachtfeldern fallen, bedenkt man, daß alle diese bejammernswerten
Opfer, die solch' ein verlarvter Nebenkrieg verlangte, völlig nutzlos ge-
bracht worden sind, dann dürfte doch der furchtbare Ernst, der darin
liegt, daß alles vermieden werde, was auch nur im Entferntesten die ohnehin
grausame Kriegsfurie steigern kann, zum Bewußtsein kommen; dann dürfte der
Wert der Friedensarbeit im Kriege richtig gewürdigt werden.

Im Kriege muß geschlagen werden, hart und unerbittlich, ohne Zaudern
und Zögern, koste es so viel Leben und Gut wie es wolle; aber nur von
denen, deren Pflicht und Amt es ist, des Kampfes um des Vaterlandes Bestand
und Ehre zu walten. Mögen wir andern daheim nicht vergessen, daß wir dem
Kriege viel von seiner Härte und Grausamkeit nehmen und uns unnütze Opfer
sparen können, wenn wir dafür sorgen, daß neben der Kampfeslust und Kampfes-
freudigkeit auch eine vornehme und besonnene Haltung in allem uns bewahrt
bleibe.

Ernst Freiherr von Plener:

Der Krieg und das Volkerrecht.

Nach den zwei Haager Konferenzen und nach der Londoner Seekriegsrechts-
Konferenz von 1908/9 glaubte man, daß für einen künftigen Kriegsfall ein
leidlich humanes und vernünftiges Kriegsrecht für die zivilisierten Staaten ge-
schaffen sei. Der darauf folgende Balkankrieg zeitigte aber die traurige Er-
fahrung, daß die Kriegführenden keineswegs die vereinbarten Regeln beobachteten
und daß vielmehr der Krieg von den gräßlichsten Ausschreitungen begleitet war, die
allem Völkerrecht und aller Humanität Hohn sprachen. Leider haben die Kriegssitten
der Balkanvölker eine teilweise Fortsetzung in dem gegenwärtigen Weltkrieg ge-
funden, nur ist der bedauerliche Umstand hinzugetreten, daß Rechtsbrüche und
Grausamkeiten, die man dem zurückgebliebenen Kulturstand der Balkanvölker
zuschreiben konnte, nunmehr in höchst zivilisierten Staaten begangen werden und
daß gerade von jetzt kriegführenden Staaten internationale Abmachungen ver-
letzt werden, die unter ihrer Führung zustande gekommen sind.

Die Zeitungen bringen Mitteilungen über eine Reihe von völkerrechtswidri-
gen Handlungen, die am meisten von England begangen werden und die sich
einerseits ebensowohl gegen die im Feld stehenden wie gegen die dem Zivilstand

angehörigen Untertanen der kriegführenden Gegner und andrerseits gegen die Neutralen richten, in offener Verletzung der im Haag und in London vereinbarten Grundsätze. So heißt es in dem der IV. Konvention über das Landkriegsrecht angeschlossenen Reglement ausdrücklich, daß es verboten ist, Waffen und Geschosse zu gebrauchen, welche überflüssiges Leid zufügen (Art. 23 «), und die Engländer sind nunmehr amtlich überwiesen, Dum-Dumkugeln gegen die Deutschen gebraucht zu haben; eine ähnliche Mitteilung wurde auch über die Russen gebracht, aber ohne gleiche offizielle Bestätigung. Punkt 23 e desselben Reglements verbietet die Tötung oder Verwundung eines Feindes, der sich ergeben hat oder sich nicht mehr verteidigen kann, und belgische unter dem Kommando regulärer Offiziere stehende Franktireurs und Serben und Montenegriner begehen die entsetzlichsten Greueltaten an verwundeten feindlichen Soldaten. Nach Punkt t ist der unrechtmäßige Gebrauch der Abzeichen der Genfer Konvention untersagt —, die Russen haben Munitionswagen mit diesen Abzeichen versehen, um sie ohne Gefahr heranzubringen. Punkt 3 und Art. 46 schützen ausdrücklich das Leben und das Eigentum der Zivilpersonen; die Franzosen haben in Ober-Elsaß nicht weniger gehaust als die Russen in Ostpreußen und Galizien. Frankreich konfisziert deutsche und österreichische in französischen Zolllagern liegende Waren. IDeutsche und Österreicher, nicht bloß Militärpflichtige, werden in Frankreich und England gefangen gehalten und zu Zwangsarbeiten angehalten. Rußland hat sogar den österreichischen Konsul in Kiew gefangen genommen, statt ihm, wie es nach jedem Völkerrecht vorgeschrieben war, nach der Kriegserklärung freies Geleit bis an die Grenze zu geben; ebenso hat es den griechisch-katholischen Erzbischof von Lemberg in Kriegsgefangenschaft genommen und in weiterer Verletzung des Art. 46, der die Achtung der religiösen Kultusübung vorschreibt, in der dortigen griechisch-katholischen Kathedrale den Gottesdienst durch einen russischen orthodoren Erzbischof vornehmen lassen. Art. 23 K des Reglements verbietet ausdrücklich, die Rechte und Rechtsmittel feindlicher Staatsbürger als erloschen zu erklären, sie außer Wirksamkeit zu setzen oder ihre Geltendmachung bei Gericht zu verhindern. Danach sollte also der geschäftliche und zivilrechtliche Verkehr zwischen Untertanen kriegführender Staaten von keinem Eingriff getroffen werden. England hat nun mit seiner letzten Verordnung vom 10. September im Widerspruch mit jedem völkerrechtlichen Gebrauch, den Handel mit feindlichen Untertanen überhaupt verboten und bestraft jede Warenlieferung und jede Zahlung nach Deutschland und Österreich-Ungarn als Verbrechen. Frankreich ist ihm seitdem mit einem ähnlichen Dekret nachgefolgt. Ebenso erklärte England, und wie es scheint, auch Frankreich, den internationalen Patentschutz für hinfällig und gestattet die widerrechtliche Ausübung deutscher und österreichischer Patente durch seine Untertanen.

Die Londoner Seerechtsdeklaration hatte man als einen großen Fortschritt angesehen, allerdings ist sie bisher nicht ratifiziert worden wegen gewisser, übri-

gens unbedeutender Einwendungen Englands, das sich aber sonst für den Inhalt der Deklaration wiederholt diplomatisch einsetzte. Die englische Regierung hat auch jetzt behauptet, daß ihre für den gegenwärtigen Krieg erlassene Seerechts-Verordnung auf der Londoner Deklaration fuße, sie hat aber im Widerspruch mit ihr Gegenstände, welche nach der Deklaration nur bedingte Konterbande seln sollten, als unbedingte Konterbande erklärt, sie hat außerdem Erze, welche in der Deklaration ausdrücklich vom Begriff der Konterbande ausgeschlossen wurden, eigenmächtig als Konterbande erklärt. England übt gegenüber neutralen Schiffen das Anhaltungs- und Durchsuchungsrecht in einem Umfang aus, der lebhaft an seine Übergriffe im 48. Iahrhundert erinnert, zu deren Abwehr die „bewaffnete Neutralität" ins Leben gerufen wurde. Die Londoner Deklaration läßt die neutrale oder feindliche Eigenschaft einer Ware durch die Nationalität ihres Eigentümers bestimmen, dagegen wurde auf einem englischen Schiff eine Holzladung, die für eine Firma neutraler Staatsangehörigkeit mit Lieferung in einem deutschen Hafen bestimmt war, beschlagnahmt. Der Angriff gegen den deutschen Kreuzer Wilhelm der Große in neutralem spanischen Gewässer ist eine flagrante Verletzung des Völkerrechts und des Rechts der Neutralen geradeso wie die Kaperei von Fischerbooten in Küstengewässern einen Bruch der Konvention XI vom Haag bedeutet.

Schon diese kurze, höchst unvollständige Aufzählung von Rechtsverletzungen läßt das Bedürfnis als gerechtfertigt erkennen, eine authentische amtliche Feststellung aller in diesem Krieg von den Mächten des Dreiverbandes begangenen Rechtsbrüche zu veranlassen. Es scheint mir die Aufgabe der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung, das Material genau und gründlich zu sammeln und dasselbe einem Kreis von hervorragenden Völkerrechtslehrern beider Staaten zur Begutachtung vorzulegen, damit diese anerkannten Autoritäten des internationalen Rechts darüber Bericht erstatten und ihr Urteil abgeben. Vielleicht kommt es nach dem Krieg zu einer dritten Haager Konferenz, und dort wäre der Ort, das Sündenregister der Mächte der Triple-Entente der ganzen Welt vorzulegen.

Der gegenwärtige Krieg hat die Welt weit zurückgeworfen und viele gut» internationale Bestrebungen, die sich bereits über die Anfänge erhoben hatten, für lange Zeit zunichte gemacht, aber es sollen wenigstens die Verantwortlichkeiten für die Vergehen an der Zivilisation klargestellt werden. England und Rußland waren die eigentlichen Störer des europäischen Friedens, England in seinem verblendeten Deutschenhaß und seiner Unduldsamkeit gegen jeden Mitbewerb im Welthandel; Rußland in seiner panslawistischen Erpansionspolitik, beide Tendenzen bedrohen die zivilisierte Welt und die friedliche Entwicklung der übrigen Völker. Frankreich hat sich durch eine Anzahl ehrgeiziger Politiker und skrupelloser Iournalisten in den letzten Iahren in eine Kriegsstimmung und zu außerordentlich großen militärischen Rüstungen drängen lassen, die notwendig zum

Krieg führen mußten. Ob es gelingt, all diese gefährlichen Bestrebungen für immer niederzuwerfen, steht dahin, immerhin ist es die Aufgabe der anderen Staaten, die den Völkerfrieden bedrohenden Anschläge aufzuzeigen und der Welt an der Hand der Tatsachen zu beweisen, wohin die Herrschsucht und der maßlose Eigenwille unsere vermeintliche Zivilisation geführt haben.

Wilhelm Ostwald:

Zur Knegswissenschaft.

Nachdem die ersten gewaltigen Erregungen des Kriegszustandes vorüber sind, in welchem sich Deutschland fast dem ganzen übrigen Europa gegenüber befindet, und die ungeheuren Gebilde der modernen Heere dem Massenbegriff entsprechend die verhältnismäßig langsamen Bewegungen und Zustandsänderungen zeigen, welche ihren Dimensionen zukommen, entwickeln sich endlich die Verbindungsfäden, welche den gegenwärtigen Zustand unserer Psyche mit dem früheren in Zusammenhang setzen. Wir erkennen trotz der gewaltigen Veränderungen, welche durch den Krieg eintraten, daß die grundlcMnden Begriffe unserer wirtschaftlichen, kommerziellen und wissenschaftlichen Tätigkeit unverändert bleiben, so stark verschoben die neuen Anwendungsformen derselben sich auch erweisen mögen. Und die organisatorische Fähigkeit des deutschen Volkes, welche bei den andern Nationen teils Spott teils Grauen hervorgerufen hat, bedingt es, daß jeder von uns alsbald sich grundsätzlich Klarheit über die entscheidenden Faktoren der neuen Verhältnisse zu verschaffen sucht. Sie bedingt auch, daß der Wissenschaftler fast automatisch die Denkmittel seines Sondergebietes auf die Kriegszustände anzuwenden versucht, um auf solche Weise festzustellen, wie weit jene wirksam sind, auch ungewohnte Verhältnisse zu erfassen und ihre theoretische Bewältigung zu ermöglichen.

So hat sich auch zwischen meinem alten Arbeitsgebiet, der physikalischen Chemie und dem gegenwärtigen Zustande eine Beziehung herausgestellt, welche gewisse Besonderheiten der gegenwärtigen Ereignisse, insbesondere die Widerstand- ja Angriffsfähigkeit der Deutschen einer schweren Überzahl von Feinden gegenüber von einer neuen Seite beleuchtet. Und zwar ist es der von Willard Gibbs vor einigen Iahrzehnten geschaffene aber erst viel später in seiner allgemeinen Bedeutung verstandene Begriff der Phase im physikalisch-chemischen Sinne, welcher eine methodische Anwendung auf die heutigen Verhältnisse gestattet. Unter Phasen versteht man in der physikalischen Chemie die gleichartigen Anteile körperlicher Systeme.

Für den Laien fällt der Phasenbegriff fast überall mit dem des Aggregat-
zustandes oder der Formart zusammen. So besteht die ganze Erde, soweit
wir sie kennen, zunächst aus einer Gas Phase, der atmosphärischen
Luft, welche sie einschließt, ferner einer flüssigen Phase, dem Wasser,
welches die Ozeane, Seen und Flüsse bildet und endlich einer festen Phase
oder vielmehr der Gesamtheit der verschiedenen festen Phasen, welche die
starre Erdkruste darstellen. Wir haben es also in dem System Erde mit
drei Phasen (in erster Annäherung) zu tun. Da jede Phase raumkörperliche
Beschaffenheit hat, so grenzen je zwei Phasen in Flächen aneinander
und wo drei Phasen zusammenstoßen, stellen Linien die Grenze dar,
welche allen dreien gemeinsam ist. Nennt man A, B und C die drei Phasen,
so gibt es zwischen ihnen die drei Arten Grenzflächen AB, AC und BC,
und endlich eine Art Grenzlinie ABC. Nun hat Walter Ostwald
in einer Studie über die Energetik des Transportes (Das Monistische Iahr-
hundert, 2. Iahrgang, Heft 11) nachgewiesen, daß die sämtlichen Probleme
der Vorwärtsbewegung von Lebewesen und leblosen Objekten sich, systematisch
durch die eben entwickelten Phasenbegriffe behandeln lassen. Wir Menschen
sind durch unserer körperliche Struktur auf die Grenzfläche Erde-Luft der irdischen
Phasen als unsern Wohnort angewiesen, in welcher demgemäß das erste und
bedeutendste Bewegungsgebiet der Menschheit liegt. Eine zweite Fort-
bewegungs- und Transportmöglichkeit haben wir uns durch die Eroberung
der Grenzfläche Wasser-Luft, die Oberfläche der Flüsse, Seen und Meere
erworben, während die dritte Grenzfläche Erde-Wasser, nämlich der Grund
der Gewässer noch nicht systematisch für die Technik der Fortbewegung
erschlossen ist. Wir haben es hier mit einem säkularen Prozeß zu tun,
denn während die Menschheit, seitdem sie sich von ihren tierischen Ahnen
gesondert hat, durch viele Iahrtausende die erste Grenzfläche Erde-Luft
zu bewohnen gelernt hat, wurde die Eroberung der zweiten, Wasser-Luft,
im Altertum noch so lebendig als neu empfunden, daß Horaz noch nach-
träglich in seinen bekannten Versen seine Erschütterung über den dazu er-
forderlich gewesenen Mut zum Ausdruck bringt. Die Beherrschung der
dritten Grenzfläche steht, wie erwähnt, noch aus.
Gemäß diesem Fortschritt vollziehen sich nun auch die kriegerischen
Operationen. Bei weitem der größte und wichtigste Teil von ihnen entfällt
auf die erste Grenzfläche, Erde-Luft, und die entscheidenden Schlachten
werden zwischen Landheeren ausgefochten. Dadurch daß es überall von
der zweiten schwerer zugänglichen Grenzfläche, Wasser-Luft eingeschlossen
war, hat England seine besondere politische Stellung erringen können, die
in dem letzten Iahrhundert zu einer praktischen Weltherrschaft geführt hatte.
Denn dieser Zustand beruht auf dem Überwiegen der englischen Marine,
d. h. auf der Beherrschung der zweiten Grenzfläche, und wäre beispielsweise

nicht möglich gewesen, wenn die Menschheit die dritte Grenzfläche, der» Meeresgrund ebenso zu begehen gelernt hätte, wie dieses mit den beiden andern Grenzflächen der Fall ist. Und gerade der Umstand, daß für die modernsten Bewegungsformen, auf welche alsbald eingegangen werden soll, die isolierende Wirkung der Grenzfläche Wasser-Luft nicht mehr besteht, bedingt es, daß wir das ungeheure geschichtliche Ereignis des Falles der englischen Weltherrschast in absehbarer Zeit erleben werden.

Damit wäre das Grundsätzliche über die drei Grenzflächen zwischen je zwei Phasen gesagt. Es seien noch des systematischen Zusammenhanges wegen einige Worte über die an dem Ort des Zusammenstoßes dreier Phasen sich bildenden Linien geredet. Es sind das die Küsten- und Uferlinien der Gewässer. Die besonderen technischen Vorteile, welche durch die Kombination der drei Formarten dort entstehen, sind gegenwärtig nur ganz rudimentär ausgenutzt worden. Der Treidelverkehr auf den Kanälen, wo der energetische Teil der Transportmittel die günstige Verbindung mit der festen Phase erfährt, während für den mechanischen die bequemere flüssige Phase vorbehalten bleibt, kennzeichnet den Typus dieser Möglichkeiten, die in den nächsten Iahrzehnten durch eine wohl alsbald nach dem Kriege eintretende energische Entwicklung unseres deutschen Kanalsystems zunehmend zur Verwertung gelangen werden.

Nun gibt es aber noch eine dritte Gruppe von Möglichkeiten, welche theoretisch an erster Stelle hätte erörtert werden sollen, deren Entwicklung aber wegen der technischen Schwierigkeiten zurückgeblieben ist. Es ist dies die Fortbewegung innerhalb der einheitlichen Phase
elbst ohne Unterstützung und durch eine oder zwei andere Phasen. Biologisch ist das Problem längst gelöst: Der Regenwurm und der Maulwurf wandern durch die Erde, Fische und das ungezählte Heer der niedern Wassertiere bevölkern die flüssige Phase, Vögel und der Insekten lustig Völkchen die Luft. Den Menschen sind diese drei reinen Phasen erst sehr viel später zugänglich geworden. Die Erde kann er bis auf den heutigen Tag nicht anders bewältigen, als indem er durch Schaffen von Schacht und Stollen Grenzflächen zwischen fest und gasförmig innerhalb der Erde herstellt, also das Problem auf ein anderes bereits gelöstes zurückführt. Die militärische Anwendung ist durch den Bau von Minen gegeben. Weiter ist die Beherrschung der zweiten einheitlichen Phase, der Luft gediehen. Die ersten Versuche des Aufsteigens in die Höhe, der vollständigen Trennung von der Erdfläche sind nicht viel älter als hundert Iahre. Der Franzose Montgolfier erreichte durch die Steigwirkung der erwärmten Luft jenen fundamentalen technischen Effekt. Aber erst in unseren Tagen ist es gelungen, aus jenem ersten Keim ein lebenskräftiges Gewächs zu züchten, indem sowohl die Fliegerapparate wie die Luftschiffe so weit entwickelt wurden, daß die

Fahrtrichtung nach dem Willen des Fahrers gelenkt werden kann. Die
Ursache dieser verspäteten Entwicklung liegt in den sehr großen Energiemengen,
welche für die Lenkung gegen Wind und Wetter erforderlich sind und die
in so konzentrierter Form der früheren Technik nicht zu Gebote standen.
Erst der moderne Verbrennungsmotor, welcher gestattet, enorme Energie-
vorräte ingestalt von hochwertigen Brennmaterialien mit sehr hohem Nutzungs-
koeffizienten in mechanische Arbeit umzusetzen, hat die Ausbildung des Flug-
wesens nach beiden Richtungen ermöglicht Mit der charakteristischen wissen-
schaftlich-methodischen Technik, der die Deutschen ihre Erfolge auf allen
Gebieten der modernen Betätigung verdanken, ist man auch bei uns an die
Entwicklung dieser Probleme gegangen und insbesondere Graf Zeppelin
hat sich durch die vieljährigen Mißerfolge seiner ersten Versuche nicht abschrecken
lassen. Aller Fortschritt beruht auf Erfahrung und hat demgemäß, da auf
eine Möglichkeit des Erfolges tausend Möglichkeiten des Mißlingens zu rechnen
sind, die Erledigung von zahlreichen fehlgehenden Versuchen zur Voraussetzung,
durch deren Studium die Bedingungen des Gelingens schließlich so weit
eingeschlossen und definiert werden können, daß der Erfolg nicht mehr von
Glück und Kühnheit abhängt, sondern vorausberechnet und vorausgestaltet
werden kann.
Ganz ähnliches gilt für die Beherrschung der dritten einheitlichen Phase,
des Wassers. Mir ist aus meinen Knaben- und Iünglingsjahren noch in
lebhafter Erinnerung, wie damals der deutsche Ingenieur Bauer mit
seinem Unterseeboot in der Kieler Bucht Versuche machte, welche mit dem
Versinken des Bootes und der wunderbaren Errettung der Mannschaft
endeten. Hernach hat das ans Land gezogene erste Unterseeboot noch
lange wie ein gestrandeter Walfisch am Ufer gelegen, und ich weiß nicht
wo seine Reste sich gegenwärtig befinden, wenn sie überhaupt noch identi-
fiziert werden können. Auch hier hat ein langsamer Entwicklungsprozeß
eingesetzt, dessen letzte günstige Phase von dem gleichen Faktor abhängig
gewesen ist, der für die Luftschiffahrt sich als maßgebend erwiesen hatte,
nämlich der Beherrschung der erforderlichen motorischen Energie in kleinem
Raume und geringem Gewichte. Der Dieselmotor und die elektrische Ak-
kumulatorenbatterie gestatten das, was Bauer noch durch die vollständig
unzulängliche Menschenkraft hatte leisten wollen, die Fahrt des Schiffes
sowohl an der Grenzfläche zur Luft wie innerhalb des homogenen Mediums
unter Wasser. Und wiederum liegt die bewußte Ausnutzung und Ausgestaltung
dieser Bedingungen seitens unserer deutschen Ingenieure vor, welche, ohne
daß in der Öffentlichkeit viel davon die Rede war, im deutschen Unter-
seeboot ein Kriegsmittel geschaffen haben, das bestimmt zu sein scheint,
bezüglich der englischen Vorherrschaft jene weltgeschichtliche Epoche zu ver-
wirklichen, von der bereits vorher die Rede war.

In beiden Fällen hat also die Eroberung der homogenen Phasen
für die Bewegung des Menschen und seiner Apparate in dem gegenwärtigen
Kriege uns Deutschen jene Überlegenheit gegeben, deren Gefühl sich all-
mählich auch den Abseitsstehenden teils zu ihrem Schrecken, teils zu ihrer
Freude mitteilt. Beide Fälle wurden aber erst zur Reife gebracht durch
einen dritten und allgemeinen Umstand, nämlich durch die Konzentra-
tion der Energie und ihrer U m w a n d l u n g s mi tt e l i n
kleinem Raum und geringem Gewicht. Und überlegt man
sich die technischen Voraussetzungen für das dritte große Hilfsmittel in unserem
gegenwärtigem Daseinskampfe, die 42 cm Mörser, so findet man wiederum
keinen andern allgemeinen Ausdruck für die Gründe ihrer Überlegenheit
über alles, was die Gegner zu stande gebracht haben, als den, daß es unseren
deutschen Ingenieuren gelungen ist, größere Mengen Energie auf einen
engen Raum zu konzentrieren und in wissenschaftlich geregelter Weise zu
transformieren, als dieses irgend einem unserer Konkurrenten bisher möglich
gewesen war.

Exzellenz Dr. Franz Klein:

Krieg und Gesellschastsgeist.

Es ist nicht lange her, daß über die Geschichtsschreibung der Stab gebrochen
wurde, weil sie aus dem Geschehen der Iahrhunderte hauptsächlich nur Kriege und
Kämpfe heraushob. Was wir nun bald froh, bald mit bangem Herzen durchleben,
lehrt, daß die ältere Methode der Geschichtsschreibung, obwohl sie Wichtiges
vernachlässigte, doch keineswegs so verfehlt war, als behauptet wird. Die Kriege,
die über die Geschicke der Völker und den Gang der Weltgeschichte entscheiden,
waren zu jeder Zeit nicht nur Kulminationen der physischen Kräfte eines Landes,
sondern es drückten sich in ihnen in gleicher Weise die technischen und wirtschaft-
lichen Fähigkeiten wie das geistige und moralische Vermögen der Nationen aus.
Selbstverständlich ebensowenig immer im vollen Umfange, als in der Politik und
in der Leitung und Verwaltung des Staates immer allen vorhandenen Energien
Gelegenheit zur Betätigung gegeben wird. Die Kriege sind deshalb fast immer
eine Hochmarke der jeweiligen aktiven Staats- und Volkspotenzen, deren an- oder
absteigende Einzelentwicklungen daraus ziemlich verläßlich abzulesen sind. Das
letzte Iahrhundert hat Politik und Kriegsdienst auf das ganze Volk ausgedehnt
und damit wird der Krieg zur Äußerung des gesamten materiellen und geistigen

Volkstums. Wir sind Zeuge dessen: was immer im normalen Laufe der Dinge in Sport und Spiel, in Hygiene und Heilkunde, in Technik und Wissenschaft, im wirtschaftlichen Verkehre und im Transportwesen, in Fabrik und Werkstätte, in Büchern und Vortragen, in Schule und Kirche, an Wohltätigkeit und sozialer Fürsorge usw. geschieht, getan und gefördert wird, das alles faßt jetzt der Krieg mit gewaltigem Griffe zu einer ungeheuren Kraft zusammen, die dem Feinde entgegengeschleudert wird. Der Krieg ist nun die fast restlose Verwertung des intellektuellen, moralischen und technischen Besitzes eines Volkes. Dadurch wird er von selbst zum Prüfstein der ihm vorausgegangenen und zum Herolde der kommenden Epoche; wer die Geschichte des Krieges erzählt, schildert damit zugleich die unmittelbare Vergangenheit und insbesondere den Volkscharakter, den diese geschaffen hat. Wie sich Charakter und Denkweise eines Volkes im Kriege widerspiegeln, dafür geben die Leistungen der deutschen Heere ein Beispiel. Der dem modernen Deutschland eigentümliche Geist tritt in den Wechselfällen des Feldzuges deutlich hervor. Während des Friedens in Industrie, Handel, Schiffahrt usw. wie im Kriege dieselbe Kühnheit und Entschlossenheit, derselbe auf gute Berechnung sich stützende Wagemut, eine eigentümliche Mischung von Verstandeskühle und Tatendrang, dieselbe Unerschrockenheit und Tapferkeit, dieselbe Lust an großen Unternehmungen, die auf neue Weise über alles gegebene hinausgehen, das gleiche Einsetzen der vollen Kraft, dieselbe Kunst, auch dort, wo schon andere sind, bald Ellenbogenfreiheit zu erlangen. Die nämliche Identität besteht hinsichtlich der musterhaften Organisation, der Zähigkeit und Ausdauer, der Arbeitsfreude, des Pflichtgefühles und Ordnungssinnes, und als höchstes über allem anderen in friedlicher und kriegerischer Bewährung das starke nationale Gefühl, die Vaterlandsliebe, der Reichsgedanke und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Seinen. Mit Recht ist der Krieg die Fortsetzung der Friedensarbeit genannt worden. Die Taten der deutschen Generale und Heere sind von gleicher Substanz und Orientierung wie die der Bank- und Industriekapitäne und des deutschen Handels usw. Die Wurzeln der Leistungen beider sind die gleichen und es ist dieselbe geistig-gesellschaftliche Evolution, die beide hervorbrachte. Die Soldaten im Felde sind aus derselben Schule wie die Ingenieure, Kaufleute usw., die das Deutsche Reich während der vierzig Friedensjahre im internationalen Wettbewerbe von Sieg zu Sieg geführt haben. Wer zu dieser Entwicklung mehr beigetragen hat und wer darin vorangegangen ist, der Soldat oder das erwerbende Bürgertum, ist hier nicht zu erörtern, es wolle nur an einem besonders eklatanten Beispiele erhärtet werden, daß in den heutigen Kriegen nicht mehr bloß Waffen und Waffenträger, sondern biologische und psychische Typen, Bildungs-, Erziehungs- und Kultursysteme, Weltanschauungen einander gegenüberstehen, die sich in den Menschen und Einrichtungen verkörpern.

Krieg ist Erhöhung, Ubersteigung, man kann sagen ein Affekt, von dem die Gesellschaft befallen ist. Im Affekte betonen sich nicht nur die Gefühle und

Strebungen stärker, sondern es enthüllt sich auch mancherlei, das sonst berechnend verborgen wird. Wes Geistes Kind Staat und Volk sind, was in ihnen echt und was bloß konventionell oder Firnis ist, welches ihre innersten Ansichten und Gelüste sind, das kommt daher niemals so wasserhell zutage wie im Kriege. Gerade weil er als erlaubtes Abweichen von den Forderungen der Zivilisation und Kultur gilt, ist der Krieg ein untrüglicher Maßstab für das, was im Volke ist, die große Probe — wie D. v. Gierke in seiner Rede über Krieg und Kultur sagt — nicht nur für die Waffenmacht, sondern auch für die sittliche Kraft der Gewissen.

Werden die bisherigen Kriegsereignisse unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, so kommt man, was zunächst die inneren Verhältnisse Deutschland» und Österreich-Ungarns anlangt, zu einem Ergebnisse, das der Kulturpolitiker als günstig bezeichnen muß. Aus dem Inhalte des gesellschaftlichen Bewußtseins, in dem der Krieg nachwirkt, zieht vor allem eine Assoziation die Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Mittelpunkt ist ein ernst genommenes starkes Staatsgefühl, verbunden einerseits mit dem Streben, die politische Lage des Staates richtig zu würdigen und ihr gerecht zu werden, und andererseits mit der Disposition, den Notwendigkeiten einer solchen Schicksalestunde Überzeugungen, Dogmen, Programme und Interessen vernünftig unterzuordnen. Es manifestieren sich diese Vorstellungen und Regungen in verschiedener Gestalt. Im Deutschen Reiche als hinreißendes, begeistertes nationales Empfinden, für das es kein zu großes Opfer gibt, das an die Sendung und den Sieg des Reiches glaubt und vor dem alle die Befürchtungen wegen eines Niederganges des nationalen Sinns zerrinnen, die grämliche Zweifler bisweilen ausgeheckt haben. In Österreich-Ungarn sind sie in der überwältigenden Freudigkeit zutage getreten, womit dem Rufe zu den Fahnen Folge geleistet wurde, und das Gefühl der staatlichen Solidarität und der Pflicht, für Dynastie und Heimat einzustehen, war so intensiv, daß es die nationalen Gegensätze mit einem Male überbrückte und die Angehörigen aller Volksstämme nach übereinstimmenden Zeugnissen mit gleichem heldenmütigen Eifer sich schlagen. Der in der Leidenschaft der politischen Kämpfe oder in der Verdrossenheit über diese Wirren so oft verleugnete Einheitsstaat war auf einmal in den Seelen seiner Bürger erwacht und ein Gut, zu dessen Schutze man mit Iubel ins Feld zog. Im entscheidenden Augenblicke überwand die Anhänglichkeit an die alte Staatsgemeinschaft alle Vorbehalte und Unzufriedenheiten. Es war dies zumeist ein Werk staatspolitijchen Empfindens. Die nationale Saite schwang dabei nur zum geringen Teile mit, eher wären „Momente der Stammesverwandtschaft" mit einigen der Gegner im Wege gestanden. Die Einmütigkeit war zugleich eine Art Volksreferendum über die Gerechtigkeit des Krieges und seine Unvermeidlichkeit, ein Moment, das für das Aufbieten eines Volksheeres, wo der nationale Impuls nicht mitspricht, sehr wesentlich ist. Von den jahrelangen Wühlereien Rußlands und Serbiens, die vielleicht schon früher hätten zertreten werden sollen, fällt ein Schatten auf diese

glänzende Bewährung des Staatsgefühles, doch diejenigen, die diesen raffinierten Verführungen erlagen, sind im Vergleiche zum Ganzen Splitter. Zum Schaden stiften waren ihrer nach dem, was in den Zeitungen zu lesen war, allerdings genug. Aus dem Deutschen Reiche darf als erfreuliches Dokument für das Zurückdrängen des nationalen Standpunktes durch den Patriotismus die Aufhebung der Tätigkeit des Ostmarkenvereines angeführt werden, die sein Vorstand, wie berichtet wird, „angesichts des lobenswerten Verhaltens der Polen in der Kriegszeit" beschlossen hat. In anderer Art bekundete sich Staatsgefühl und Patriotismus durch das Aufgeben alles parteimäßigen Trennenden, dessen feierlichste Form die Sitzung des Deutschen Reichstages vom 4. August d. I. war. Bemerkenswert ist namentlich, daß die Sozialdemokratie beim Heranziehen von Kriegen, deren einzige wirklich «eltgeschichtliche Idee die Ausdehnung der Autokratie Rußlands ist, die Heimat einem bis nun ziemlich formalen Internationalismus voransetzte oder es wenigstens aus politischen Gründen für wichtig hielt, mit den patriotischen Stimmungen der Bevölkerung nicht in Konflikt zu geraten. Im Effekte kommen damit Ideen Lassalles aus dem Beginne der deutschen Arbeiterbewegung zu Ehren. Ihre Haltung wurde der deutschen und der österreichischen Sozialdemokratie zuerst von den westeuropäischen Sozialisten zum Vorwufe gemacht. Seither haben sich bekanntlich die französischen Sozialisten gleichfalls für den Staat erklärt, und zwar mit so viel Logik, daß sie in der Regierung selbst sitzen. Die Wendung scheint ihnen nicht schwer gefallen zu sein, denn einer der ihrigen hat sich jüngst als ein besonders großmäuliger Chauvinist entpuppt, der den deutschen Imperialismus vernichten will und nicht zu ahnen scheint, zu welchem Zwecke das Revanchebedürfnis Frankreichs aufgestachelt wurde. Unscheinbarer betätigen sich Staatsgefühl und resignierendes Begreifen der Vorgänge des Staatslebens in dem manchmal heroischen Dulden und Entbehren der Millionen, die durch den Kriegsausbruch um Brot und Verdienst gekommen sind oder sich und die ihrigen nun bei Verteuerung des Lebensunterhaltes mit wesentlich geringerem Einkommen unter Unbilden und Kümmernissen fortbringen müssen. Zu ihnen gesellen sich diejenigen, die unter feindlichen Okkupationen zu leiden haben und, von Haus und Hof vertrieben, ohne Mittel harte Zeiten durchleben. Aus der älteren Literatur schleppt sich in den Schriften über den Krieg die Phrase von den Revolten der Arbeitslosen oder minder Erwerbsfähigen weiter, die im Rücken der Armeen stattfinden. An Darben, Not und Elend fehlt es gewiß nicht, doch die Betroffenen nehmen es, zufrieden mit dem, was öffentliche und freiwillige Fürsorge ihnen bietet, als ihren Teil an der Bedrängnis des Ganzen hin, wie die Heeresangehörigen den Kugeln des Feindes entgegengehen: in beiden Fällen dieselbe Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, weil man sie dem in Gefahr befindlichen Staate schuldig zu sein glaubt. Des Ganzen willen trägt man endlich tapfer die Trauer und den brennenden Schmerz um die vor dem Feinde Gefallenen und die Angst um diejenigen, von denen keine Nachrichten kommen oder deren Leben

nur die Kunst des Arztes retten kann. Keine Anklagen deswegen gegen die Gesamtheit, nur aufrichtiger Zorn gegen die Ränkeschmiede und Störenfriede. Auch hier wieder ein analoges Sichbeugen vor den Geboten des Staatsinteresses, wie es die Leiden und Qualen der Verwundeten oder die Bravour desjenigen ist, der trotz Frau und Kind gegen die feindlichen Reihen stürmt. In der schweigenden Selbstverständlichkeit, mit der die Männer auf dem Schlachtfelde wie die Daheimgebliebenen ein schweres Los auf sich nehmen und es wacker tragen, birgt sich außer dem Staatsgefühle ein wunderbarer Idealismus, wunderbar um so mehr, wenn ihn die Bedrückten und die von den höchsten Kulturschätzen Ausgeschlossenen haben und für ihn Märtyrer werden. Zugegeben, daß nicht alle sich über das wahre Verhältnis zwischen ihrem Geben und dem, was sie erhalten, Gedanken machen, so stellen doch heute weit mehr Menschen kritische und bewertende Erwägungen über das Leben und über alles an, was sie betrifft, als einstmals. Der ideale Aufschwung ist dann desto mehr des Preisens wert, denn er dürfte mit der nun außerordentlich verbreiteten individualistischen Kritik bisweilen schwerere Seelenkämpfe zu bestehen haben, als sie der Zusammenhang mit dem Feinde veranlaßt. Die vorausgegangenen Konstatierungen widerlegen daher zugleich eine Ansicht, die ziemlich allgemein für richtig gehalten wurde. Man war der Meinung, daß Intellektualismus, Individualismus und Rationalismus sozusagen naturgemäß eine Verstandesmäßigkeit und einen Nützlichkeitssinn züchten, die dem Leben seinen edlen Inhalt rauben und die Menschen in ihrer Mehrheit zu eingefleischten, für alles, was über ihr Privatdasein hinausgeht, unempfindlichen Egoisten machen werden. Der Krieg hat uns von diesem Alpdrucke befreit, denn er zeigte, daß unter der rationalistisch-individualistischen Oberfläche noch immer gesellschaftsfördernde Geneigtheiten nachwachsen, deren Wurzeln von der Skepsis und dem seichten Nützlichkeitsstreben nicht angenagt sind. Für den Alltag mögen die Ideen der Oberfläche vorherrschen; stärkere, tiefere Antriebe heben aber die unter der Schwelle ruhenden urwüchsigen und durch Vererbung erstarkten gesellschaftlichen Anlagen immer wieder empor. Es will die Ehrfurcht vor der Seelengröße, die uns so auf Schritt und Tritt nun entgegcnleuchtet, nicht verkleinern, wenn die Ansicht ausgesprochen wird, daß die Art, wie jetzt die Kriegslasten getragen werden, in nicht geringem Maße auch der besseren Einsicht in den Gang und Zusammenhang der Dinge und der besseren politischen Schulung sehr weiter Kreise des Volkes zuzurechnen ist. Das gibt denjenigen Unrecht, denen viel zu viel politisiert wird und die es scheel anschauen, wenn die unteren Volksklassen über die Erscheinungen und Gesetze ihrer Schichten belehrt werden. Es ist daran auch zu messen, welche Wohltat eine gute staatsbürgerliche Erziehung sein kann.

In die nämliche Richtung weist eine andere Tatsachenreihe. Der Krieg hat um die Gesellschaft, die mehr und mehr in einander befehdende Partikel zu zerfallen drohte, Reifen gelegt und sie in eine kompakte Masse verwandelt. Endlich wieder

ein Ereignis, das die Gesamtheit und jeden einzelnen in ihr im Tiefsten packte und daran erinnerte, daß ungeachtet der Verschiedenheit von Klassen und Ständen und ungeachtet der Schranken, die Geld und Gut aufrichten, das ganze Volk eine Gemeinschaft „auf Gedeih und Verderb" mit weitgehender Gleichheit entscheidender Interessenkomplere ist, daß keiner von dem anderen unabhängig ist und jeder, der für die Gesellschaft arbeitet, auf ihren Dank und Hilfe Anspruch hat. Niemand verschloß sich dem, und die nicht Waffen tragende Bevölkerung begann überall die regste Tätigkeit zu entfalten, um zu geben, zu helfen, zu unterstützen und zu lindern, wo es geschehen kann. In diesem Tun gehen die einzelnen ebenso in der Gesamtheit auf wie die in den Krieg Gezogenen in ihren Heereskörpern. Der soziale Gedanke gehabte sich in letzter Zeit sehr eingeschüchtert, er war schon halb aufgegeben und man mußte fürchten, er werde dem nächsten Ansturme des unsterblichen Individualismus erliegen. Nun regt er wieder seine Schwingen. Not lehrt nicht bloß beten, sondern auch sozial sein. Die unterschiedlichen Gruppen werden ihres Zusammenhanges nun inne, rücken einander näher und die Idee der Gesamthaftung aller einzelnen im Staate, die nach den Worten des verstorbenen Staatsrechtslehrers G. Iellinek bis in die naiven sozialen Vorstellungen der Naturvölker zurückreicht, ergreift sie alle. Die tragfähigeren Glieder der Gesellschaft spenden nicht Wohltaten, sie anerkennen es vielmehr als ihre ethische und gesellschaftliche Verpflichtung, sich um die durch den Krieg verursachten Sorgen der Schwächeren zu kümmern. Es gilt als anstößig, sich davon ferne zu halten, und Lauheit zieht leicht Vorwürfe nach sich. Das soziale Bewußtsein ist, wie es immer sein sollte, an die erste Stelle getreten. Das verkünden die zahlreichen zum Teile großartigen Organisationen der privaten Hilfe ebenso wie die Forderung, daß mit der Entlassung von Arbeitern und Angestellten aufs Äußerste zurückgehalten werden müsse, oder daß der Notstand nicht von einzelnen durch Preissteigerungen zum Nachteil der schwer betroffenen ärmeren Klasse ausgebeutet werden dürfe. Wie sehr nun der Gemeinsinn das Denken ummodelt, beweist das geflissentliche Maßhalten von Interessentengruppen, die sonst in Bescheidenheit und Nachgiebigkeit gerade nicht ihren höchsten Stolz erblicken. Ein Beleg dafür ist die zeitweilige Aufhebung der Getreidezölle und der Versuch, für Getreide und Mahlprodukte Höchstpreise zu bestimmen, Maßregeln, die, wenngleich sie vielleicht augenblicklich keine besondere Einbuße bedeuten mögen, doch einflußreichen politischen Gruppen grundsätzlich gewiß im Innersten widerstreben. Wie hoch und nieder für das gemeinsame Ziel in Reih und Glied sich eint, so müssen sich die vorlautesten Interessen dem allgemeinen Maße fügen, sobald jenes Ziel sie mit mahnenden, bannenden Augen anstarrt. Weil in der Zeit der Sozialpolitik die Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände sehr gewachsen ist, umfaßt die Hilfsbereitschaft nun alle Stufen und Zwischenfälle des Lebens, von den Liebesgaben für die Soldaten bis zum Mutterschutz und der Säuglingspflege einerseits und zur Schaffung neuer Kreditqnellen andererseits,

und sich auf seine soziale Verantwortlichkeit besinnend, trägt jedermann ohne
Murren die Beschränkungen, Opfer und Verzichte, die im Interesse der Volks-
und Finanzwirtschaft ihm nun auferlegt werden. Sozial handeln ist, soweit cs
freiwillig ist und nicht egoistische Motive hat, sittliches Handeln. Mit der sozialen
Tätigkeit nehmen daher in der Regel auch die sittlichen Tendenzen in der Ge-
sellschaft zu. Sozial und sittlich sind nicht dasselbe wie überindividuell, sie sind
aber die wesentlichsten Teile davon, und eine Gesellschaft, die sie pflegt, läutert
sich vom Materialismus.
Eine weitere mit dem Kriege verbundene Erscheinung ist: es ändern sich viel»
Maßstäbe. Beispiele dafür hat schon das Bisherige gegeben, einiges Wichtigere
ist noch nachzutragen. Ein langer Friede, welcher der Bequemlichkeit, dem Kom-
fort und Lurus mehr und mehr bietet, macht grenzenlos. Man nimmt das
Unerhörteste ohne Überraschung wie etwas hin, das gebührt. Aus diesem er-
schlaffenden Sybaritismus, der alles ihm Dienliche gedankenlos als selbstver-
ständlich ansieht, scheucht der Krieg auf. Er bringt am Markte, im Post- und Tele-
graphenverkehr, in den Kommunikationsmitteln, im Häuslichen wie im Reisen,
in den Vergnügungen und Genüssen unzählige Beengungen mit sich. Die Men-
schen müssen lieben Gewohnheiten entsagen, sie werden einfacher, bescheidener
und sie lernen einesteils, daß manches, ohne das sie nicht leben zu können glaubten,
doch entbehrt werden kann, wie ihnen anderenteils der hohe Wert mancher Güter
nun klar wird, über die sie geringschätzig verfügten. Der Weg ist offen, um die
übersättigte Kulturblasiertheit zu überwinden, durch die man sich als „moderner
Europäer" zu qualifizieren meinte. Im Kriege prägt sich ferner der voluntari-
stische Zug mehr aus, der in neuerer Zeit überall zu beobachten war, und die
energetische Auffassung, welche die Gesellschaftsvorgänge sozusagen auf die Technik
der Kraft zurückführt, empfängt manche Bestätigung. Die vielbewunderten Hel-
dentaten einzelner und das Überdauern unerhörter Strapazen, von denen die
Kriegsberichte fast täglich zu melden wissen, bezeugen in den verschiedensten Be-
rufen und Lebensstellungen einen Fond von eiserner Willensstärke, den die Wenig-
sten jetzt schon, nachdem die als räsonierend und intellektualistisch verschrieene
Epoche kaum vorüber ist, erwartet hätten. Zugleich ist es, nebenbei bemerkt,
eine weitere angenehme Überraschung, durch die viele Befürchtungen sich er-
ledigen, daß die Menschen, die unsere Zeit hervorgebracht hat, auch körperlich für
die volumtaristischc und energetische Weltanschauung vorzüglich ausgerüstet sind.
Sie haben die ungeheuren Nervenproben, welche die Kriegsführung jetzt enthält,
erstaunlich bestanden. Endlich werden nun viele mit einem Male gewahr, wie
spielerisch ihr Leben ist, für welche nichtigen und eitlen Dinge sie es verwendeten.
Die Ereignisse lösen sie aus diesem Ameisenhorizonte und setzen sie in eine richtige
Proportion zur Welt. Die erdrückende Tragik der Kämpfe, von denen beinahe
alle Länder und Meere widerhallen, nimmt die Seelen gefangen und man könnte
sagen, über Nacht reifen die Menschen zum Ernste und zur Gewalt der Probleme,

die der Krieg nun vor ihnen aufrollt. Der Maßstab leichtlebigen oder stumpfsinnigen Einzelgeschicks wird mit der Gewissenhaftigkeit und sorgenden Prüfung aus der Perspektive des sich vorbereitenden Gesamtschicksales vertauscht. Aus der kleinen Welt heraustretend, in der er geistig und gemütlich völlig aufgegangen ist, prüft der Mensch das Dasein nach neuen Maßen, kehrt in sich ein und ahnt plötzlich das Rätselvolle des Seins. Er frägt sich nach dem Woher, Warum und Wohin und erlebt — reflektierend oder mehr gefühlsmäßig —seine metaphysischen Stunden. In Unzähligen vollzieht sich dieser innerliche Wandel, der für sie schmerzliches Abschiednehmen von lieben Illusionen ist. Ein nachdenklicher, elegischer Zug dringt in die Gesellschaft, der sich erst verliert, wenn Siegesjauchzen das endgültige Niederringen des Feindes verkünden wird.

Mit dem Gesagten will natürlich nicht mehr behauptet werden, als daß die angegebenen Züge in der Gesellschaft überwiegen, die Regel seien. Daneben gibt es ohne Frage Menschen, an denen dieser seelische Aufschwung ganz vorübergeht oder deren Denken unter dem Drucke der Ereignisse eine konträre Richtung nimmt. Es ist eine bunte Schar: solche, die den positiven oder negativen Zumutungen, die der Krieg an sie stellt, sich nur fügen, weil sie müssen, dazu gezwungen werden, dann verbohrte Nationalisten, und Parteileut«, die nicht um ein Haar von ihren Vorurteilen lassen und in ihrer Opposition beharren, Menschen, die in den erhebendsten Augenblicken nicht imstande sind, die Brille der Berufs-, Klassen- oder Verbandsinteressen abzulegen, unerbittliche Egoisten, die den Leiden und dem Iammer des Krieges ungerührt zusehen und nur an das eigene Wohlergehen denken, und endlich beutet ungezähmte Gewinn- und Habsucht oft gerade den Krieg rücksichtslos zu ihrem Vorteile aus. Man weiß aus früherer Zeit, zu wieviel großen Vermögen Kriegslieferungen den Grund gelegt haben. Daß das unbedenkliche Gewinnstreben nicht ausgestorben ist, dafür sind die behördlichen Verfügungen ein Zeugnis, die sich gegen Preistreibereien, Zurückhalten von Vorräten usw. richten. Die Verinnerlichung und Veredlung ist also gewiß keine ausnahmslose. Selbst der Krieg hat nicht die Macht, alle Unterschiede in den Charakteranlagen und Moralauffassungen auszugleichen. Er hat im Gegenteile, das darf nicht geleugnet werden, neben den erhebenden, sittlichen Wirkungen auch solche, die böse Instinkte nähren und treiben. Im Gedankenbilde unserer Tage sind diese letzteren allerdings bis nun im weiteren Umfang als motivierend oder bestimmend nicht aufgefallen. Die österreichische Regierung hat jedoch vor kurzem zur Begründung neuer verschärfter Bestimmungen gegen den Wucher behauptet, es lägen Beweise dafür vor, daß das wirtschaftliche Leben unter den maßlosen Forderungen einzelner zu leiden beginne.

Wenn wir nun mehr die Beziehungen nach außen ins Auge fassen, so kommt zuerst das Verhältnis zwischen verbündeten Staaten in Frage. Hier wird der Krieg innerlich, solange die Allianz dauert, wohl meistens indifferent sein. Die hauptsächlichste Folge könnte sein, daß die Angehörigen des einen Staates die

Gefühle, die sie für ihr Land haben, auf den verbündeten Staat ausdehnen oder doch für letzteren ähnliche Gefühle hegen. Das ist im Verhältnisse zwischen den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen im vollen Maße der Fall. Eine solche Ausdehnung des Radius des Staatsgefühles wird aber nicht oft vorkommen. Die Iahrhunderte haben die meisten der heutigen europäischen Völker zu allzu scharf umrissenen Individualitäten gemacht. Das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn wäre auch nicht eine so feste geistig-psychische Tatsache, wenn ihm nicht die Geschichte, die alte Kulturgemeinschaft der beiden Reiche, wie Kaiser Wilhelm in der Thronrede vom 4. August d. I. sagte, vorgebaut haben würde. Daß der Krieg zu einer engeren Verschmelzung der Völker, die sich gegen uns verbündet haben, und zu einem dauernden Solidaritätsgefühle zwischen ihnen führen werde, ist unwahrscheinlich. Ambitionen, Haß und Feindschaft führten sie zusammen, und keines von ihnen faßt wohl die Verbindung anders auf als unter dem Gesichtspunkte der subjektiven Utilität, des eigenen Nutzens. Innerste Einigkeit herrscht nur in der Absicht, dem gemeinsamen Feinde so viel Böses anzutun, als sich ausdenken und ins Werk setzen läßt. Das wird dann allerdings nicht ohne Konsequenzen bleiben, aber sie gehören in das Kapitel von dem Verhältnisse zwischen den feindlichen Staaten. Von diesen ist nunmehr, um den Rundblick zu vollenden, noch zu sprechen.

Es ist ein trauriges, jämmerliches Kapitel. Klingsors Zaubergarten fällt dabei ein. Wir wußten, daß es nicht der Kosmopolitismus Herders war, aber wir glaubten, daß sich aus den internationalen Werken und Arbeiten ein gemeinsames Fundament ergeben werde, unter das die Sonderung nicht mehr werde herabsinken können. Die Schöpfungen und Anstalten internationaler Verständigung galten als Gegengewicht der Rüstungen, und ernste, gut unterrichtete Männer hatten die Zuversicht, der anwachsende internationale Verkehr und die Unentbehrlichkeit der mannigfaltigen internationalen Institutionen für diesen Verkehr werde verhindern, daß es zum äußersten komme. Nun hat sich der viel gepriesene Internationalismus in kahle, öde Steinhaufen verwandelt, und die zwei Monate des Krieges haben die Überzeugung begründet, daß mit allen internationalen Akten die Kultur in Wahrheit keinen Schritt vorwärts gekommen ist, ja selbst die Zivilisation nun ärger als je geschändet wird. Es war nichts Übermäßiges, über das man sich geeinigt hatte. Der Krieg sollte ein loyales Duell zwischen den feindlichen Armeen sein, ohne unnötige Grausamkeit. Die rechtlichen und geschäftlichen Beziehungen der Einwohner der feindlichen Länder soll der Krieg nicht berühren, und auch den Seeverkehr zu schonen, waren die meisten Staaten gewillt. Die sich überstürzenden kriegstechnischen Erfindungen machen den Kampf ohnehin fürchterlich genug, dagegen gab es keine Abhilfe; es hätte also selbst bei strikter Einhaltung des Völkerrechtes und der internationalen Vereinbarungen der Krieg Schrecken im Überflusse gehabt. Anstatt dieser geringen Zugeständnisse an Humanität und Zivilisation ist der Krieg noch unmenschlicher geworden und —

das ist die Errungenschaft, die England, dem tückischesten unserer Feinde, zu danken ist — der Kriegsschauplatz erstreckt sich nun auch auf Privatrecht und Privatwirtschaft. Nicht bloß die Kombattanten, sondern ebenso der ausländische Gläubiger, Patentbesitzer, Händler usw. soll tötlich getroffen werden. Iedermann weiß, was seit Beginn des Krieges von den Gegnern an Scheußlichkeiten und Völkerrechtswidrigkeiten geleistet wurde, es ist nicht nötig, das noch einmal aufzuzäblen. In den verschiedenen Räumen des großen Kriegstheaters wurde vom ersten Augenblicke an mit ungewöhnlichem Grimme und Verbissenheit gekämpft. Die Feindschaft, die darin zutage trat, war fast eine persönliche, ein Haß von Mann gegen Mann, es entluden sich die Gegensätze, welche die Intrigen und die Preßhetze der Triple-Entente seit Iahren mit den verwerflichsten Mitteln angefacht haben. Die Gehässigkeit nimmt mitunter geradezu kindische Formen an, wie beispielsweise die vom französischen Ministerrate beschlossene Ausschließung der Deutschen und Österreicher aus der Ehrenlegion, oder die Agitation für die Ausschließung der deutschen Sprache aus dem Lehrplane der französischen Universitäten, weil man, wie ein französischer Literat im Figaro schrieb, mit den Deutschen nur mittels des Eisens konversieren kann, oder die Agitation für die Verbannung nicht nur der deutschen dramatischen Werke, sondern überhaupt der ,,plumpen, häßlichen, schrecklichen Sprache Attilas" von der französischen Erde! Geradezu schwachsinnig ist die Aufforderung Maeterlincks, den deutschen Geist auszurotten, damit „er nicht bei nächster Gelegenheit wieder seine Infamien begehen" könne u. s. f. ohne Grazie. Zur Ehre der Bevölkerung und der Presse der beiden Kaiserreiche schallt es in diesem Falle nicht aus dem Volke heraus wie man hineinruft. Wenn die in die Welt geschickten Lügen bisweilen eine derbere Antwort erhalten, so kann das wohl niemandem verübelt werden. Soweit die Schmähung gegen den Feind, wie namentlich in Frankreich sozusagen als sechste oder siebente Waffe zu kultivieren, ist es in Deutschland oder in Osterreich oder Ungarn nie gekommen. Dazu fühlt man den Krieg viel zu tief.

Wie die Sachen heute stehen, ist auf ein baldiges Erlöschen der feindseligen Gesinnungen kaum zu hoffen. Es wird vielmehr unaufhörlich weiter geschürt und gehetzt. Man zerquält sich den Kopf, neue Bosheiten zu erfinden, und die an listigen Kniffen unerschöpfliche Diplomatie unserer Gegner knüpft schon beute an den Netzen, die über Deutschland und Österreich geworfen werden sollen, um sie um die Erfolge der Kriegsführung zu bringen. Daraus ergibt sich auf unserer Seite ein nach allem Vorgefallenen sehr berechtigtes Mißtrauen, eine steigende Empörung und Verbitterung und die Besorgnis, daß wir derselben haßerfüllten Gegnerschaft auch weiterhin, je nach den Kriegsergebnissen vielleicht sogar noch In stärkerem Maße überall auf unseren Wegen begegnen werden. Umsomehr als sich niemand verhehlen wird, daß sich im Kriege und durch den Krieg gewisse Gegensätze so gestaltet haben, daß sie durch den Friedensschluß nicht zn schlichten sein dürften, sondern vermutlich auf neue Rechnung zu übertragen sein werden.

So stehen wir, alles zusammen genommen, vor sehr trüben Aspekten für die nächste Zukunft des internationalen Friedensverkehres. Seine notwendigsten Einrichtungen, die bei der heutigen Wirtschafts- und Verkehrsorganisation kein Land auf die Dauer missen kann (Eisenbahn-, Post- und Telegraphenübereinkommen, Auslieferungs- und Konsularverträge usw.), werden zweifellos wieder hergestellt werden und recht und schlecht funktionieren. Minder sicher ist es, ob der Handstreich gegen die geschäftliche Freizügigkeit deutscher und österreichischer Staatsangehöriger und deren Beteiligung an fremden wirtschaftlichen Unternehmungen bald wieder rückgängig gemacht werden wird, und auch der Reiseverkehr dürfte nur nach und nach sich wieder hervorwagen. Für neue Saat wird aber jedenfalls der Boden lange nicht empfänglich sein. Lange wird es währen, bis die Angehörigen der kriegführenden Staaten am Beratungstische in ruhiger Sachlichkeit werden verhandeln können, und nachdem man gesehen hat, vor welchen Abgründen von Lug und Trug wir stehen und wie die Protokolle der feierlichsten Staatskonferenzen eigentlich nur wertloses Papier sind, wird für lange verzichtet werden müssen, sich mit der Milderung der Kriegssitten oder mit den Fragen der Rüstungen oder der Friedensbewegung zu beschäftigen. Wird doch im Kopfe des Strom- und Fischentdeckers Roosevelt selbst die internationale Schiedsgerichtsbarkeit zu einer Weltunion gegen den deutschen Militarismus!

Wir werden uns also leider einzubekennnen haben, daß die sozialen und geistigen Bedingungen für internationale Verständigung und vielleicht sogar für internationales Verstehen nun arg geschädigt sind. Möglicherweise werden sich anstelle dessen die politischen Bedingungen einstellen, um mit einer kleineren oder größeren Gruppe der neutralen Staaten in engere Berührung zu treten. Die Diplomatie der beiden Zentralmächte sollte versuchen, nach den Anhaltspunkten, die der Krieg geliefert hat, die Friedensfreunde um sich zu sammeln. Es ist eine Instanz nötig, die das rechtschaffene politische Gewissen repräsentiert und die verruchte Skrupellosigkeit verurteilt, die nach asiatischen Methoden und mit dem Beistande Asiens die Weltdiktatur erringen will. Sonst verlieren Staaten und Völker Maß und Richtschnur vollständig, und es gibt nichts Unerlaubtes mehr. Das Fehlen einer solchen Stelle war für die Krisis des letzten Iahrzehnts ein Unglück.

Eine Prognose kann also, soweit überhaupt zu Abschließendem schon Zeit ist, nur eine zwiespältige sein: vorwiegend ermutigend, Gutes verheißend für das staatliche Innenleben, ziemlich trübe für bisher wichtige Relationen der friedlichen Außentätigkeit der beiden verbündeten Reiche. Im Inneren hat die Gesellschaft die Probe überaus gut bestanden. Die besten und edelsten Eigenschaften des Menschen haben im Kriege eine Kräftigung erfahren, die hoffen läßt, daß die Periode frisch aufstrebender Entwicklung, die jedem Kriege nachzufolgen pflegt, nicht bloß einzelnen Reichtum oder Vorteile bringen, sondern der Gesamtkultur und durch den Fortschritt in Erwerb, Lebensführung und idealem Besitze allen

zum Heile sein wird, die gekämpft oder geduldet haben. Das Staatswesen ist
im Unterbewußtsein seiner Bürger fest verankert. Die Parteikämpfe, die bis-
weilen als Symptom tiefer Zerrissenheit genommen werden, haben gottlob die
Elistenzgrundlagen des Staates nicht angesteckt. Das gilt auch für die odiosen
Nationalitätenstreitigkeiten in Österreich, die häufig als Zeichen der Schwäche
des Staates gedeutet werden, während sie im Grunde unvermeidliche Begleit-
erscheinungen des Strebens sind, verschiedene Volksstämme in einem modernen
Kulturstaate, das heißt auf der Basis vollen Anteils am Staatsleben, gleichen
Rechtes und kultureller Entwicklungsfreiheit zu vereinigen. Die damit notwendig
verbundenen Reibungen verursachen selbstverständlich mitunter laute und heftige
Auseinandersetzungen, die ebenso selbstverständlich dort fehlen, wo, wie z. B. in
Rußland, die Vereinigung im Unterdrücken der Sprache und in der Auflösung
der „völkischen" Eigenart aller besteht, die nicht zum Staatsvolke gehören. Die
Siege des Staatsgefühles sind um so wichtiger, als sie auch im Deutschen Reiche
nicht einer plötzlichen berauschenden Woge des Chauvinismus zu danken sind,
sondern überlegte und unbeeinflußt gefaßte Entschlüsse dahin geführt haben.
Kluge Staatsmänner werden eine solche Einmütigkeit über alle Vorurteile hin-
weg für das Staatswohl fruchtbar zu machen wissen. Sie würden sich dadurch die
Leitung der Politik für einige Zeit erheblich erleichtern und insbesondere eine gute
Stimmung für die nächsten Aufgaben schaffen können, als da sind: Restaurierung
und Neubelebung der Volkswirtschaft, Anspornung der Unternehmertätigkeit, ge-,
wisse politische Reformen u. a. Für immer dürften die Parteiunterschiede nicht
vom Plane verschwinden, wiewohl Revisionen der Programme nicht ausgeschlossen
sind. Im Vertrauen auf ihre erhöhte innere Festigkeit — von der Frage des
Machtzuwachses durch den Krieg ist noch abzusehen — werden die beiden Reiche
dem neuen Abschnitte der Geschichte, in den wir nach Schluß des Krieges ein-
treten werden, ruhig entgegenblicken. Daß dann sofort ein leuchtender Tag mit
friedlichem Schalmeienklange anbreche, wird niemand voraussetzen. Der ringsum
angehäufte Groll wird noch nachtönen, und was sich an feindlichen Gefühlen nicht
im Kriege austoben konnte, das wird, wo es kann, in den Staatsgeschäften des
Friedens fortspielen. Die Widerstandskraft Deutschlands und Österreich-Un-
garns wird auch dann nicht erlahmen, im Gegenteil, sie werden der Welt beweisen,
daß sie sich vorläufig auf sich selbst stützen können, ohne daß ihre Kultur deshalb
verdorren müsse. Vielleicht ist das sogar ganz gut, um endlich dem dünkelhaften
Sichüberlegenfühlen der westeuropäischen Länder ein Ende zu bereiten. Es wäre
einmal zu untersuchen, ob wirklich die moderne Kultur noch ihren Sitz dort hat
oder ob nicht sehr wesentliche, vielleicht sogar die ausschlaggebenden Elemente der
modernen Kultur allmählich immer mehr von Mitteleuropa hergestellt werden.
Weder das Deutsche Reich, noch Österreich-Ungarn werden sich ihren Gegnern
nach dem Ende des Krieges aufdrängen, um abgerissene Fäden wieder aufzu-
nehmen. Sie waren von den ersten sichtlichen Versuchen der Einkreisung in der

Defensiv«, kein aufrichtig gemeinter Annäherungsversuch, wenn es überhaupt solche gegeben hat, wurde von ihnen vereitelt, die Schriftsteller und Zeitungen der Gegner, nicht die von Deutschland und Österreich-Ungarn waren es, die mit den Verleumdungen und lügenhaften Verunglimpfungen begannen. Die beiden Reiche werden leidenschaftslos abwarten, ob und wann sich in den Ländern ihrer Gegner Männer finden, die ihre Hand über die Grenze entgegenzustrecken wagen, sie werden aber gewiß nach dem Worte Bismarcks niemandem nachlaufen. Will man uns aber meiden, boykottieren, dann mag getrost das Tischtuch zerschnitten bleiben. Es wird sich zeigen, welche Hälfte der Tafel bald reicher gedeckt sein wird!

Geheimrat I. v. Pflugk-Harttung:

Betrachtungen über den Weltkrieg.

Die am 22. September von U 9 vernichteten englischen Kreuzer trugen die Namen Cressy, Hogue und Abukir. Alle drei verkündeten glänzende Siege der Engländer über die Franzosen und zwar in den Iahren 1346, 1692 und 1798, also aus dem Zeitraume von vier Iahrhunderten. Sie kennzeichnen mithin ein langes Stück der englisch-französischen Geschichte. Beide Mächte fühlten sich als Erbfeinde, wohingegen England und Deutschland befreundet noch unter Friedrich dem Großen und bei Belle-Alliance die Franzosen besiegten. Ähnlich so lagen die Umstände zwischen England und Rußland. Noch im Krimkriege beschossen englische und französische Geschütze Sebastopol, während andererseits die Befreiungskriege Rußland und Preußen verbündet fanden, und 1870 Rußland die Deutschen deckte, wie neuerdings England es mit Iapan gehalten hat.

Plötzlich ist alles verändert, die überlieferten Richtungen sind verlassen; gegen Deutschland und Osterreich stehen Rußland, Frankreich, England und Iapan, d. h. mehr als die halbe Welt im Felde. Ein deutsches Unterseeboot versenkte die stolzen englischen Siegesnamen in die Tiefe.

Die verschiedensten Gründe haben den Wandel bewirkt. Vor allem waren es Neid und Mißgunst auf der einen und ungenügende auswärtige Politik auf der andern Seite. Den ersten Anstoß gab die Annäherung des revanchelustigen Frankreich an das geldbedürftige Rußland, bis König Eduard von England kam und den Knoten schürzte. Der Geist dieses ebenso klugen wie moralisch verbummelten Herrschers aus Koburg-Hannoverschem Hause hat dann die Gedanken der leitenden Staatsmänner der Ententemächte beherrscht. Er hatte das unmöglich Scheinende ermöglicht: die Verbindung Englands mit den historisch feindlichen, unter sich aber geeinten Mächten

Frankreich und Rußland. Frankreichs Advokatenregierung war durch die Revancheleidenschaft blind und taub geworden gegen seinen wirklichen Nutzen. In Rußland drängten die überlieferte Vergrößerungssucht, innere Schwierigkeiten und der künstlich groß gezogene Haß des Slaventums zur Zertrümmerung Österreichs und Schwächung Deutschlands. Die großfürstliche Kriegspartei erpreßte von dem scheinbar allmächtigen und doch so ohnmächtigen Zaren den Krieg. In England arbeiteten die Geld- und Handelsmächte, welche den Waren-Wettbewerb Deutschlands vernichten wollten. Also überall die verschiedensten Bestrebungen, welche sich nur einigten im Haß gegen das durch Arbeit reich und groß gewordene Deutschland. Kurz gefaßt: Frankreich und Rußland wollten uns nur schwächen: jenes Elsaß-Lothringen und womöglich das linke Rheinufer haben, das Zarentum wünschte Österreich zu zertrümmern, und sich deutscherseits Ost-, Westpreußen und Polen anzugliedern; Englands Absicht aber ging dahin, Deutschland in seinen Daseinsbedingungen zu ertöten.

Die Umstände schienen günstig zu liegen, denn innerhalb seiner Grenzpfähle bot das deutsche Reich scheinbar ein Bild tiefer Zerrüttung. Im Reichstage ein bedenklicher Parteihader: das Zentrum suchte seine Stütze ebenso sehr im auswärtigen Rom als im eigenen Staatswesen, die Sozialdemokratie drohte die Regierung lahm zu legen und erklärte offen, sie würde einen Krieg verhindern. Man dachte fast nur noch an die Partei und nicht ans Vaterland, Überall Zänkerei und Stänkerei. Dazu Reibungen zwischen Bayern und Preußen, ein Aufwuchern deutsch-feindlicher Bestrebungen im Elsaß, in Posen und Nordschleswig. Zwar befanden Heer und Flotte sich in bester Ordnung, aber man durfte hoffen, daß schon die Mobilmachung auf große Schwierigkeiten stoßen würde, welche wachsend die Kriegskraft Deutschlands lähmen müßten. Fast noch schlimmer lagen die Dinge in Osterreich. Da schienen Tschechen und Deutsche auf den Tod verfeindet zu sein, jene feierten offen Verbrüderungen mit Rußland und Frankreich. Den Polen waren die Ruthenen, den Ungarn die Kroaten verhaßt, und die Welschösterreicher verlangten Vereinigung mit Italien; man konnte meinen, die habsburgische Monarchie stehe vor dem Zerfalle. Hinzu kam, daß das Verhältnis Italiens zu Österreich viel zu wünschen ließ, daß es trotz seiner Dreibundzugehürigkeit schon lange seinen eigenen Weg ging, also ein Festhalten dieses Landes an seine Vertragsverbündeten recht zweifelhaft erscheinen konnte. Und schließlich zog man auch noch das strategisch wichtige Belgien zu sich hinüber.

Erwog die Entente dies alles, so konnte sie sich sagen, ihre Aussichten seien günstig. Um sie noch zu verstärken, hatte sie sich mit Geschick und großen Kosten fast in allen Ländern einen Teil der Presse, d. h. zugleich die auswärtige öffentliche Meinung gesichert. Die „Freiheit" der Presse wandelte

sie zur erbärmlichsten Unfreiheit, zur Abhängigkeit vom fremden Geldbeutel.
Die zielbewußte Verhetzung innerhalb der Ententeländer gegen alles Deutsche wurde weithin über die Grenzen, namentlich nach Belgien und Italien getragen. In Belgien erzielte sie einen ganzen, in Italien mindestens einen bedeutenden Erfolg. Neben der Presse bediente man sich eines ausgedehnten Spionagewesens. Alle Mittel mußten helfen.
Zu Statten kam dem Dreiverbande das Verhalten der überfriedfertigen deutschen Politik und die Haltung der deutschen Vertretungen im Auslande. Während die Gegner mit advokatenhafter Gerissenheit und Hinterhaltigkeit für sich warben und gegen Deutschland Stimmung machten, fühlten sich die deutschen Botschafter erhaben über den niedrigen Vorgängen, die sie nicht sahen oder nicht sehen wollten.
So drängten die Dinge weiter zum furchtbarsten Weltkriege. Die Ereignisse in Zabern deuteten auf eine Bereitschaft des Elsasses zum Kampfe, die schwächliche Haltung des Reichtages ließ ein kräftiges Vaterlandsgefühl vermissen, das Liebäugeln der Tschechen mit Rußland und Frankreich, die vielen Beziehungen der deutschen zu den russischen Polen legten weitgehenden Landesverrat nahe. Und als die auswärtigen Gesandten dann gar die sozialdemokratischen Kundgebungen in Berlin gegen den Krieg sahen, konnten sie ihren Regierungen berichten, es werde zu Aufständen im Innern kommen. Wenn auch im eignen Heerlager noch nicht alles fertig war, so glaubte man doch, beim Gegner bestünden noch weit größere Verlegenheiten. In der Tat, je länger sich der Bruch hinzögerte, desto ungünstiger mußten sich die Verhältnisse für Deutschland gestalten. Trat die Entente mit entschlossener Einmütigkeit auf, ließ sie rasch den Schleier des bevorstehenden Weltangriffes fallen, so mußten sich die Widerstände im Innern Deutschlands steigern, konnte die Regierung ihrer nicht mehr Herr werden, ließ sich hoffen, daß die Männer an den leitenden Stellen den Kopf verlören, während das Ausland inzwischen die Oberhand gewann.
Planmäßig drängte die Entente zum Bruche, wobei man Rußland den Vortritt ließ, welches am leichtesten das schwächere Osterreich zu zermürben und dann zu fassen vermochte. Das Pulverfaß war gefüllt, auf welche Art der Funke hineinfuhr, war schließlich gleichgültig. Wie 1870 geschah es durch eine Nebenhandlung, dort durch die spanische Thronfolge, hier durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers.
Da aber traten Dinge ein, die außerhalb der schlauesten Berechnung lagen. Deutschland ließ sich militärisch nicht überrumpeln, sondern schlug seinerseits los und sicherte sich hierdurch die Wirkung der Überraschung. Die eben noch zerrissenen Reiche waren innerlich geeinigt wie im Handumdrehen, sobald die die Wahrheit verschleiernden Vorhänge fielen und man den furchtbaren Ernst der Sachlage erkannte. Im Gefühl, es handle sich

um Sein oder Nichtsein brachen alle trennenden Scheidewände zusammen, und es erfolgte eine Hingabe der Gesamtheit an das große, einzige Ziel, wie sie nicht größer 1813 in Preußen stattfand. Der friedliche Bürger griff zur Wehr, ein kriegerischer Zorn erfaßte die Gemüter und führte zu einem Volkskriege sondergleichen. Nicht Tausende, nicht Zehn- oder Hunderttausende, nein zwei Millionen meldeten sich als Freiwillige, um für Ehre und Dasein des Vaterlandes zu fechten. Und da wollte das Glück, daß auch die leitenden Männer im Generalstabe und in der Eisenbahnverwaltung der Schwere der plötzlichen Sachlage gewachsen waren. Die Menge der Feinde verwirrte sie nicht, sondern steigerte ihre Leistungskraft; die lange, zielbewußte Arbeit des Friedens bewährte sich als feste Grundlage für die denkbar höchste Tätigkeit. Somit waren alle fein gesponnenen Pläne und Berechnungen der Feinde über den Haufen geworfen. Der Michel, den man für einen Esel gehalten hatte, zeigte sich plötzlich als Löwe, der links und rechts wuchtige Prankenhiebe versetzte.

Und dennoch war es mit den Feldzügen im Westen und Osten, mit dem Geplänkel zur See nicht genug, noch ein weiterer Krieg blieb auszufechten, der gegen die erkaufte Presse des Auslandes, ein Krieg wider gehässige Verleumdung und bewußte Lügen. Und dieser erwies sich fast ebenso schwer als der erstere. Angesehene Zeitungen wandelten sich Deutschland gegenüber schlechterdings zu Hetzblättern. Ihnen kam der äußere Schein zustatten. Obwohl das Ausland längst planmäßig den Krieg vorbereitete, hatten Deutschland und Osterreich doch offiziell den Krieg an Rußland und Frankreich erklärt, auf sich also den bösen Schein geladen, was sich gegen sie als Friedensbrecher ausnutzen ließ. Die Ententevölker und mehr noch Belgien wurden teilweis in einen Zustand von Wut und Unzurechnungsfähigkeit versetzt, die öffentliche Meinung fast der ganzen Welt, bis nach Südamerika, Kapland und Australien wider Deutschland aufgebracht. Durch Zerschneiden des Kabels sperrte man die deutsche Berichterstattung vom weiteren Auslande ab. Besonders in Italien wirkten außer den aufgewandten Millionen noch der überlieferte und künstlich geschürte Haß gegen Osterreich und das romanische Zusammengehörigkeitsgefühl zugunsten Frankreichs.

Die Korrektheit, welche in der laufenden Amtsführung der Gesandten zu unsern Ungunsten wirkte, tat es auch bei der Kriegserklärung. In der verlogenen Umgebung, in der man sich befand, hätte vielleicht ein weniger offenehrliches Verhalten günstig auf die Stimmung des Auslandes gewirkt: etwa derartig, daß man an der russischen Grenze absichtlich etwas stärkere militärische Reibereien erzeugte, worauf der Bruch sich dem Zarenstaate zu» zuschieben ließ. Man hätte dann ohne Kriegserklärung auskommen und Frankreich das Ultimatum in der Weise stellen können, daß Deutschland von Rußland angegriffen sei. Eine Kriegserklärung wäre auch hier nicht nötig

gewesen. Ein derartiges Verfahren entzog wenigstens der Dreibundmacht Italien den offiziellen Vorwand, daß uns nicht der Krieg gebracht, sondern wir ihn erklärt hätten.

Durch den Weltkrieg sind die unnatürlichsten Zustände geschaffen worden; der autokratische russische Zar trat ein für die serbischen Königsmötder, das germanische England ficht mit dem romanischen und slavischen Rußland verbündet, gegen seinen alten deutschen Siegesgenossen, das hochgebildete republikanische Frankreich reicht der russischen Despotie die Hand, um das geistig ihm nahe stehende, gleichfalls hochgebildete Deutschland zu vernichten. Solcher Widersinn zeigt sich auch bei anderen Völkern. Iapan, dessen gegebene Feinde Rußland und England sind, erklärt dem im fernen Osten durchaus friedlichen und befreundeten Deutschland den Krieg, freilich um erst unter dem Drucke Albions vorzugehen. Das nunmehr ganz widersinnig Iapan verbündete Rußland ist so mißtrauisch, daß es für seine Sondersachen von dem östlichen Nachbarn mehr Schaden als Nutzen fürchtet. Als Nebenbuhler Italiens im Mittelmeere arbeiteten bisher Frankreich und England, während Österreich selbst in der Adria zurücktrat. Demnach sollte man annehmen, daß Italien Zeit und Umstände benutze, wo die wirklich feindlichen Kräfte gebunden sind. Aber es verhält sich neutral und versucht ohne eigne Arbeit sein Teil zu erreichen, während es doch nur eine wirklich starke Betätigung zur maßgebenden Großmacht des Mittelmeeres erheben kann. Die Türkei und der ihr innerlich nahestehende Gesamtislam, deren Lebensbedingungen geradezu mit dem Siege oder der Niederlage Deutschlands steigen oder fallen, kam bisher nicht aus einer wohlwollenden Neutralität heraus. Rumänien, mit dem es ebenso steht, und das das blutsverwandte Bessarabien erwerben möchte, wagt sich ebenso wenig hervor wie Schweden, welches in Rußland seinen Erbfeind sieht, Überall hier außer in Schweden war die erkaufte Presse und die Bestechung maßgebender Männer wirksam. Sie lasten wie ein Mehltau auf den Entschlüssen der Völker und Regierungen.

Bei alledem erscheint als Tatsache, daß Österreichs sogenannte Balkaninteressen und seine auf der Balkanhalbinsel keineswegs immer glückliche Politik der äußere Anlaß gewesen sind, um Deutschland in den furchtbaren Krieg zu stürzen. Schon aus dem vorher Dargetanen ergibt sich aber, daß dies nicht den Kernpunkt trifft. Osterreich besaß nur die Wahl, sich von Rußland und seinen Balkantrabanten allmählich erdrücken zu lassen oder loszuschlagen. Hätten wir uns nicht an seine Seite gestellt, wäre es erst noch weiter zerrieben, bis der übermächtige Gegner es vernichtete. Wenn dies aber geschehen, blieb uns kein Verbündeter mehr, und sicherlich hätte die Entente uns dann allein überrannt. Hier war und ist Deutschlands Haltung durchaus sachgemäß. Als andere Frage erhebt sich die, ob Österreich

überhaupt klug und richtig handelt, ob es nicht Schein für Wesen hält,
ob es nicht mit tiefstem Ernste mehr seine inneren Angelegenheiten gesunden,
sagen wir die vielen Innenschwierigkeiten erst verdauen sollte, bevor es bei
seiner staatlichen und Verwaltungsschwäche auf weitere Ausdehnung nach
Außen sinnt. Durch sie legt es seine Politik einseitig fest; ähnlich wie Frank-
reich es mit dem Revanchegedanken tat, abgesehen davon, daß neue An-
gliederungen den vielgegliederten Kaiserstaal nur weiter schwächen und nicht
stärken können. Die Zurückhaltung Rumäniens scheint z. B. großenteil auf
dem Länderhunger des Nachbarn zu beruhen. Unseres Erachtens müßte
Österreich zu seinem eigenen Besten weit mehr auf Balkan- und Polenpolitik
verzichten. Kein Land der Welt hat so viel mit sich selbst zu tun, als der
Kaiserstaat.

Freilich, vor allem gilt es abzuwarten, um zu sehen, was das gute
deutsche Schwert und die Erkenntnis des wahren Nutzens der Neutralen
etwa bewirken.

Dr. ^nr. Ernst Reichenheim:

Ludwig Frank zum Gedächtnis.

In dieser großen Zeit, in der kein Deutscher ein höheres Glück kennt
als sein Blut dem Vaterlande zu weihen, in dieser eisernen Zeit, in der
täglich Ströme deutschen Heldenblutes vergossen werden, in dieser heroischen
Zeit, in der der Tod des Einzelnen der Allgemeinheit kaum noch erkennbar
wird, hat dennoch die Tragik des Heldentodes eines Mannes die Herzen
aller bezwungen, hat der Blick von Millionen sich, in stiller Ergriffenheit,
nach jenem Grabeshügel gerichtet, unter dem, in Feindesland, in Frankreichs
Erde, die Gebeine eines Mannes schlummern, vor dem an der Bahre Freund
und Feind sich neigen, dessen Gestalt die Sage zu umweben beginnt, dessen
Antlitz der Tod verklärt hat.

Als der Kriegsherr zu den Waffen rief, da war auch, wie so viele
andere seiner Partei, der deutschen Sozialdemokratie jugendlicher Führer,
Ludwig Frank, zu den Fahnen geeilt, um als Freiwilliger in ein Mannheimer
Ersatzbataillon einzutreten.

Ein Brief vom 20. August gibt über die Gründe, die zu seiner Meldung
als Kriegsfreiwilliger führten, erschöpfenden Aufschluß. Dort schreibt er:

Meine Meldung als Freiwilliger erfolgte schriftlich in zwei Zeilen vom Reichstag
aus (5. August) und enthielt lediglich die Worte- Der Unterzeichnete bittet, fofott zum
Felddienst einrücken zu dürfen. Ich werde mich nach meiner Anlunft in Mannheim

sofort zur Verfügung stellen . . , . Meine Motive waren, durch die Tat zu zeigen,
daß unser Beschluß vom 4. August nicht äußerlichem taktischem Zwang«, sondern einer
inneren Notwendigkeit entsprang, daß es uns also mit der Pflicht zur Verteidigung
der Heimat bitter ernst ist."
Und einen tiefen Blick in das Innerste seiner Seele läßt uns ein weiterer
Brief tun, den er, am 23. August, an eine Freundin richtete. Darin schreibt
er zum Schluß:
„Ich habe den sehnlichen Wunsch, den Krieg zu überleben, und dann am Innenbau
des Reiches mitzuschasfen. Aber jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz in der Linie
in Reih und Glied, und ich gehe, wie alle anderen, freudig und siegessicher. Der Gedanle
an meine Eltern ist schmerzlich, Sie wissen, wie sehr ich an ihnen hänge. Aber ich
Hab« schon mehr als einmal in entscheidenden Augenblicken meines Lebens ihnen wehetun
müssen, und ich kann es nicht bereuen. Als ich vor 11 Jahren mich öffentlich zur sozial-
demokratischen Partei bekannt« und damit manche Brücken hinter mir abbrach, zerstörte
ich sicherlich manch« Hoffnungen meiner guten, braven Eltern. Aber ich mußte nur
mein eigenes Leben zimmern, und jetzt g«ht es ja um mehr! Nicht um die bürgerliche
Existenz, sondern vielleicht um das Leben. Das Huttenlied wird die Jahrhunderte hindurch
immer wieder erlebt:
Ob auch die lieb« Mutter weint,
Daß ich das Ding Hab' fangen an,
Ich hab's gewagt.
Die unerschüpfliche Gut« und Liebe der beiden wird ihnen und mir über dies innere
Hemmnis hinweghelfen." —
Kaum zwei Wochen später schon, am 3. September, sank Ludwig Frank,
als Flügelmann seiner Kompagnie voranschreitend, nahe dem Dörfchen
Rossoncourt, während eines Sturmangriffs von einer feindlichen Kugel
in die linke Schläfe getroffen, entseelt zu Boden.
An diesem Grabe trauert die Nation: Als Erster fast, die Imponderabilien,
die Schwingungen der Volksseele, wie so oft schon, richtig fühlend, sprach
im Namen der Reichsleitung der Stellvertreter des Reichskanzlers vi Delbrück,
dem Präsidenten des Reichstages telegraphisch sein Beileid mit folgenden
Worten aus:
„Im Kampf um Deutschlands Verteidigung ist als erstes Mitglied des Reichstages
der Abgeordnete vi Ludwig Frank auf dem Felde der Ehre gefallen. Er hat damit
die Gesinnung, die er durch seinen Eintritt als Kriegsfreiwilliger bekundet hat, mit seinen,
Tode besiegelt. Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich zu ersuchen, dem Reichstage
den Ausdruck meiner wärmsten Anteilnahme an dem Verluste, den er durch den Tod
vi Franks erlitten hat, zu übermitteln."
Und in der Redaktion des sozialdemokratischen „Volksfreundes" erschien —
ein in Friedenszeiten beispielloser Vorgang — der badische Minister des
Innern, Freiherr von Bodmann, um im amtlichen Auftrage des Staats-
ministeriums dessen Beileid zum Ausdruck zu bringen, und im Badischen
Landtage wurde Ludwig Franks Tod allgemein als ein „nationales Unglück"
bezeichnet und betrauert.

Ludwig Frank zum Gedächtnis Ernst Reichenheim
In tiefer Ergriffenheit ruft dem gefallenen Kameraden sein bester Freund,
der Freiburger Nationalökonom, Kriegsfreiwillige und Reichstagsabgeordnete,
Professor Schulze-Gaevernitz die Worte nach:
„Er ist nicht umsonst in den Tod gegangen, sein Genius leuchtet seiner Partei voran
nicht weniger glänzend als die Gestalt Lassalles, aber reiner, markiger, der Erdscholle
des deutschen Heimatdorfes mehr verbunden."
Und an anderer Stelle schreibt Schulze-Gaevernitz:
„Was ich, ebenso wie die Seinen, persönlich an Ludwig Franl verliere, hiervon
will ich schweigen. Im Augenblick scheint mir das Leben ohne ihn nicht lebenswe»t.
Durch den Heimgang Franlt erlitt das Vaterland den Verlust einer genialen staats-
männischen Begabung, eines starken, zielbewußten und sieggelrönten Willens. Diese«
Verlust ist in seiner weittragenden Bedeutung z. Zt. unübersehbar. — Es wäre besser
gewesen, ich hätte an seiner Stelle das Opfer der feindlichen Kugel sein können."
Wahrlich viele, die Ludwig Frank bei Lebzeiten unrecht taten, sie alle
bitten ihm heute im Stillen ab; möchten, um es ihm zu sagen, nur einmal
noch seine Hand fassen können, die jetzt kalt und schlaff daniederhängt; nur
einmal noch die kühne Heldenstirn, die, tödlich getroffen gleich am ersten
Tag, der ihn in die Schlacht führte, der grünende Lorbeer heut' blutig
umrankt, erblicken, den Glanz seiner Persönlichkeit auf sich wirken lassen
seiner meisterhaften Dialektik lauschen dürfen. Sie alle fühlen sich in ihren,
Gedanken, durch unsichtbare Kräfte gebannt, immer wieder? hingezogen zu
der stillen Gruft bei Rossoncourt, in der der deutschen Sozialdemokratie jugend-
licher Führer den ewigen Schlaf tut, er, der, wie nur Einer, durchglüht
war von heiliger Liebe zum Vaterlande. Und so legen denn auch wir,
die wir Ludwig Frank nie nahestanden, ihn persönlich niemals kennen lernten,
Kränze der Erinnerung nieder an diesem Grabe, in das ein Liebling der
Götter, eine der größten deutschen Zukunftshoffnungen sank.

Was vergangen, lehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück! —

Während in Rußland die Sozialdemokratie in der Duma die von der
Reichsregierung angeforderten Kriegskredite einstimmig zu verweigern droht,
während in England das führende Organ der Arbeiterpartei anfänglich
ein Manifest veröffentlichte, nachdem „die Regierung, die den Krieg mit
Deutschland freventlich heraufbeschworen, in den sofortigen Anklagezustand
zu versetzen sei", während in Frankreich von den besten Kennern des Landes
nach der nächsten entscheidenden Niederlage, ausgehend von der brotlos
gewordenen Arbeiterpartei, der alsbaldige Ausbruch der Revolution erwartet
wird, hat die gesamte deutsche Sozialdemokratie, vom ersten Tage der Mobil-
machung an, ohne eine einzige Ausnahme, allüberall im Lande, vom ersten
bis zum letzten Manne, ihre höchste patriotische Pflicht genau so treu, genau
so überzeugt, genau so voll innerer Begeisterung erfüllt, wie der konservativste
Mann im Reiche. Ist leuchtend und über jeden Zweifel erhaben als inneres

Gemeingut der deutschen sozialdemokratischen Partei im Angesichte der Nation
erwiesen worden: die für alle deutschen Genossen in alle Zukunft geltende
praktische Wahrheit des alten Bebel'schen Wortes, das er, der Ergraute,
als Siebziger, von der Estrade des Reichstages herab in feierlichem Pathos
einst sprach:
„Wenn aber das Vaterland vom Feinde angegriffen wird, dann
nehme auch ich, Alter, noch die Flinte auf den Buckel und ziehe in
den Krieg". —
Und in der Tat! Was kühnste Hoffnung in so herrlicher Vollendung
kaum noch zu erträumen, kaum noch zu erwarten wagte, heute ist's, über
den Erdball hin leuchtende Wahrheit geworden: Verstummt ist der Parteien
Neid und Zwietracht, erloschen der Konfessionen Haß und Streit. Nur
ein Wille beherrscht die Nation. Geeint hinter ihrem Kaiser, geeint hinter
ihren Fürsten, so steht heute, wie eine undurchdringliche Mauer von Eisen
und Stahl, das ganze deutsche Volk. Und Wahrheit wird werden das alte Wort:
Ein Wille, ein Volk, ein Gott, so ist Deutschland unüberwindlich!

Catharina von Pommer-Esche*):

Das eiserne Kreuz.

(In Mustl geseht von Felix Crdle« für Orgel und Mcinnerchor.)

Du schlichtes Kreuz von Eisen, Du schlichtes Kreuz von Eisen
Weit kostbarer denn Gold, — Du bist des Kriegers Stolz! —
Wirst deinen Wert beweisen Laßt uns im Geist hinreisen
Wenn Schlachtendonner grollt! — Wo stand ein Kreuz von Holz . .
Du schlichtes Kreuz von Eisen Auch schlicht — da hat gelitten
Kein Diamant dir gleicht; Der allergrößte Held,
Dich sollen Lieder preisen Der uns das Heil erstritten,
Soweit als Deutschland reicht! — Die böse Macht gefällt!
Du schlichtes Kreuz von Eisen Du schlichtes Kreuz von Eisen,
Grad' sind es hundert Iahr'; — Glück auf! — voran mit Gott! —
In Kämpfen blutig heißen Du wirst zum Sieg hinweisen
Einst deine Taufe war! — — Zum Trutz — der Feinde Rott! -

*) Die Fortsetzung des Romans der geschätzten Dichterin erscheint im Dezemberheft. Mit Rücksicht auf den Charakter des Novemberhefte« als Kriegs-Sondernumme» glaubten »ir von der Foitsehung des laufenden Romans im Novembeiheft absehen zu sollen. Die Redaltion.

Paul Ostwald

Dr. Paul Ostwald:

Deutschland und das englisch-japanische Bündnis im Stillen Ozean.

Als Iapan uns sein unerhört herausforderndes und beleidigendes Ultimatum stellte, geschah für weiteste Kreise unseres Volkes damit etwas Unerwartetes. Hatte man doch überall in den ersten Tagen dieses von England gegen Deutschland entfachten Weltkrieges noch den bei uns sich aufhaltenden Iapanern zugejubelt. Erhoffte man doch nicht nur von Iapan ein neutrales Verhalten zugunsten unseres Vaterlandes, sondern erwartete man doch mit Bestimmtheit von diesem Inselreiche, daß es die Gelegenheit benutzen würde, um gegen Rußland vorzugehen. Wenn diese Rechnung sich als falsch erweisen sollte, so ist das nur damit zu erklären, daß die große Masse unseres Volkes sich vollkommen unklar war über die wirkliche Lage der Dinge im Stillen Ozean und in Ostasien. Leider haben wir eben dort die Dinge gehen lassen wie sie gingen; wir zeigten zu wenig politische Schulung, wir hörten und wollten nicht hören, was unsere in China und Iapan weilenden Brüder über Englands jahrzehntelang Lügerei und Hetzerei gegen uns zu berichten wußten. China und Iapan liegen ja so weit von uns weg, so dachte man, und wir zeigten damit deutlich, daß unsere Begriffe für Weltgeschichte — Weltverkehr noch zu wenig ausgeprägt waren. Dieses zu geringe Kümmern um die Dinge in Ostasien hat bei der wirtschaftlichen Erschließung Chinas ja unserm Volke und seiner Industrie schon genug geschadet, und so konnte die Enttäuschung in politischer Beziehung auch nicht ausbleiben. Weil Iapan vor noch nicht einem Iahrzehnt mit Rußland sich befehdet hatte, darum mußte es auch jetzt wieder gegen dieses Reich in Ostasien vorgehen, das war die allgemeine politische Anschauung, und erstaunt und überrascht war man, als Iapan seinen früheren Gegner unterstützte und unser siebenter Feind wurde. Und doch, für jeden, der den Dingen näher stand, mußte es so kommen!

Gerade das Verhältnis zwischen Rußland und Iapan hatte sich im Laufe des ersten Sommervierteljahres bedeutend gebessert. Wurde noch im Frühjahr ein neuer russisch-japanischer Krieg als bevorstehend angekündigt, so sagte man sich vom Mai ab gegenseitig Schmeicheleien. Der russische Minister des Äußeren, Sassanow, erklärte im Mai in der Duma, daß in den russisch-japanischen Beziehungen beide Mächte in allen Fragen der allgemeinen Politik von demselben Geist beseelt seien. In Iapan quittierte man darüber dankend und voll Freude. Es erschien am 28. Mai in der „Nichi Nichi"

ein Leitartikel mit der Überschrift: „Iapanisch-russische Freundschaft". Von Interesse aus diesem längeren Artikel sind vor allem folgende Sätze: „Die Beziehungen zwischen Iapan und Rußland dagegen, die noch vor 10 Iahren einen so heißen Kampf auskämpften, sind von Iahr zu Iahr inniger geworden. Auf politischem wie auf wirtschaftlichem Gebiete ist eine ganze Reihe von Abkommen zwischen beiden Staaten zustande gekommen . . . Minister Sasanow hatte in derselben Rede (in der Duma) gesagt, daß die deutsch-russischen Beziehungen nicht ganz auf der Höhe gewesen seien. Deshalb gewinnen die japanfreundlichen Äußerungen erst recht an Gewicht. Rußland will sich in Sibirien, der Mandschurei und der Mongolei entwickeln. Seine Maßnahmen in diesen Gegenden brauchen aber nicht gleich den Argwohn Iapans zu erregen. Eine weitere Verinnerlichung der japanisch-russischen Beziehungen wird für den Frieden der Welt nur die allerbeste Folge haben können".
Der Grund zu dieser Neuorientierung der japanischen Politik ist offenbar in dem im Anfang April erfolgten Kabinettswechsel zu suchen. Iedenfalls versprechen sich schon im Anfang Mai angesehene Blätter wie die „Niroku" vom Grafen Okuma eine Verinnerlichung der russisch-japanischen Beziehungen. Nach demselben Blatte ist eine Verständigung mit Rußland für die fernste Zukunft die Politik, die in den politisch maßgebenden Kreisen als eine dringende Notwendigkeit angesehen wird, da das japanisch-englische Bündnis in wirtschaftlicher Beziehung versagt.
Bei dieser Lage der Dinge konnte es aber keine Überraschung sein, wenn Iapan jetzt nicht gegen Rußland vorging. Bei der eingetretenen Versöhnungspolitik wird es der japanischen Regierung gelungen sein, Rußland zu großem Entgegenkommen zu bewegen. Vor allem wird die Regelung der Mandschurei-Frage eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die Grundlagen der Einigung lassen sich vorläufig nur vermuten, aber einen bedeutenden Wink gibt in dieser Richtung die Nachricht der „Kokumin" vom 31. Mai. Hiernach soll an alle einflußreichen Persönlichkeiten des Oberhauses und Unterhauses ein von einem Russen geschriebenes Buch zugesandt worden sein, in dem die Teilung der Mandschurei zwischen Iapan und Rußland empfohlen wird.
Vielleicht hat England auch hier seine Hand im Spiele gehabt und Rußland zu einem bedeutenden Nachgeben japanischen Wünschen gegenüber vermocht. Die Geschichte wird das klarstellen. Auf jeden Fall brauchte Rußland von Anfang an nicht mit einem Einfall Iapans zu rechnen, und so hat es denn sibirische Armeekorps ruhig an die Westgrenze schicken und gegen Deutschland sowohl wie Osterreich verwenden können.
Dieser russischen Versöhnungspolitik hätte nun schließlich auch ein Festhalten an der Neutralität entsprochen. Aber wie sich Iapan in Rußland die gegen

Deutschland gerichtete Politik zunutze gemacht hat, so ist ein gleiches der Fall bei England. Iapan hat nicht um Englands willen eingegriffen, sondern um seiner selbst willen. Das englisch-japanische Bündnis verpflichtete Iapan nur zur Unterstützung Englands mit den Waffen, wenn englische Territorien in Indien und Ostasien von einer dritten Macht ohne Provozierung angegriffen werden. Ein solcher Fall lag aber nicht vor und war bei der geringen Anzahl deutscher Truppen und Schiffe nicht voraus zu sehen. Diese Lage der Dinge geben selbst im Anfang August noch die japanischen Zeitungen zu und betonen, daß der europäische Krieg Iapan nichts anginge. Trotzdem mußte das englisch-japanische Bündnis als Grund für den Kriegefall herhalten, wie das am 20. August gestellte Ultimatum es besagt. Es ist das ein bei den Haaren herbeigezogener Grund, weil Iapan die Lage Deutschlands und vor allem Englands dazu ausnutzen will, um seinem allerletzten Ziel, der führenden Stellung Iapans im Stillen Ozean und in China, um ein bedeutendes Stück näher zu kommen.

Deutschland bedeutet für Iapan auf diesem Wege ein bedeutendes Hemmnis insofern, als wir in China und auf den Inseln des Stillen Ozeans Besitzungen haben, die zwar nicht bedeutend an Umfang, aber doch bedeutend genug sind, um als Stützpunkt unseres Handels und Verkehrs zu dienen. Diese deutsche Konkurrenz ist aber Iapan ein ebenso großes Schreckgespenst wie England. Dazu kommt, daß England jahrzehntelang gegen uns gehetzt hat, daß es mit den tollsten Lügenmärchen über unsere industriellen Absichten in China und über unsere handelspolitischen Absichten im Stillen Ozean die öffentliche Meinung Iapans gegen uns mit Erfolg beeinflußt hat.*)

Was England in bezug auf unseren gesamten Welthandel wünscht und durch den frevelhaften Weltkrieg auch zu erreichen hofft, unsere vollkommene wirtschaftliche Vernichtung, das wünscht Iapan im besonderen im Stillen Ozean. Den Hauptvorteil aber hat Iapan für die Verstärkung seiner Stellung im Stillen Ozean von England selbst sich sichern wollen. Diese Gefälligkeit des Festhaltens am Bündnis über die Verpflichtungen hinaus, selbst auf die Gefahr eines Eingreifens der Vereinigten Staaten von Amerika, hat Iapan England nur erwiesen in der Hoffnung, dadurch das heiß ersehnte Zugeständnis der japanischen Einwanderung in die englischen Kolonien zu erhalten. Diese Hoffnung haben ja denn wohl auch die Engländer schon erfüllen müssen, wenn die Nachrichten des Haager „Nieuwe Currant" vom 13. September der Wahrheit entsprechen.

Für die japanische Politik ist dieses Zugeständnis als ein bedeutender

*) Nergl. meine Arbeit: Japan und Deutschland im „Größe«» Deutschland" Heft 15, 18. Juli 1914.

Erfolg zu buchen, für England aber liegt darin eine große Gefahr, die uns nur wieder zugute kommen kann. Ohne Frage nämlich muß die Erlaubnis der japanischen Einwanderung in Australien, Neu-Seeland und auch in Kanada einen gewaltigen Entrüstungsstmm gegen das Mutterland England hervorrufen. Es wird uns das um so deutlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Wogen in England, den Dominien und in Iapan die Rede warf, welche der Generalinspektor der überseeischen Truppen im Mai d. I. in Aukland hielt. Sir Ian Hamilton führte in seiner Rede u. a. folgendes aus: „Der Stille Ozean ist der künftige Tummelplatz der Armeen und Flotten nicht nur ganzer Nationen, sondern ganzer Kontinente. In den Kriegen um den Stillen Ozean wird sich entscheiden, ob in Zukunft die europäischen oder die asiatischen Völker die Führung der Menschheit übernehmen werden. Alle Anwohner des Stillen Ozeans haben einen entscheidenden Kampf zu bestehen gegen die hart arbeitenden „Reis essenden", sparsamen und mit den niedrigsten Löhnen und der schlechtesten Behandlung zufriedenen Angehörigen der gelben Rasse. Von diesen droht allen britischen Ländern eine ungeheure Gefahr. Australien und Neuseeland sind dieser Gefahrzone besonders nahegelegen. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Gefahr herannaht, Australien und Neuseeland sich brüderlich die Hand reichen und rechtzeitig zur Abwehr gerüstet sein werden." Die Kolonien nahmen diese Worte mit dem größten Beifall auf und auch ein großer Teil der englischen Zeitungen, so die „Times", billigte Hamiltons Worte. So damals, vor 4 Monaten — und jetzt? Dem Mutterland England ist jedes Mittel recht, wenn es heißt, Deutschland niederringen, aber die Kolonien werden um Deutschlands willen nicht japanerfreundlich von heute auf morgen werden können. Das Gefühl der Zugehörigkeit zur weißen Rasse ist wohl nirgends in der Welt so scharf entwickelt wie in den Vereinigten Staaten und in Kanada, Australien, Neuseeland. Wie sehr sie sich bisher gegen die gelbe Rasse abzuschließen versucht haben, das beleuchten am besten japanische Presseäußerungen der letzten Zeit. So schreibt die japanische Zeitung „Nippon" am 23. Mai d. I.: „Trotz des Abschlusses des englisch-japanischen Bündnisses steht Australien Iapan unfreundlich gegenüber. Der Grund dafür ist, daß in Australien das Wohlergehen der Arbeiter die oberste Marime ist. Deshalb sollen die japanischen Arbeiter ausgeschlossen werden, und deshalb will sich auch Australien eine Marine bauen, damit es Iapan abwehren kann". Die „Nichi Nichi" brachte am 28. Mai d. I. einen Leitartikel mit der Überschrift: „Den Bewohnern des Großbritischen Reiches kund und zu wissen", und führte darin aus: „Iapan habe das Bündnis mit England. Dieses werde aber in den englischen Kolonien nicht recht anerkannt. England verfüge über weite Strecken Landes, aber über wenig Bewohner für diese Ländereien. Geld sei genügend vorhanden, aber nicht genug Arbeitskräfte. Iapan gehöre zwar

zu der sogenannten gelben Rasse, aber Zivilisation und Erziehung hätten
hier einen hohen Grad erreicht. Die englischen Kolonien eigneten sich nun
in hervorragendem Maße für die Besiedlung durch Iapaner, und die englischen
Kolonien im Gebiet des Stillen Ozeans müßten daher in das englisch-
japanische Bündnis eingegliedert werden."
Wir sehen auf der einen Seite den dringenden Wunsch der Iapaner,
ihren starken Nevölkerungsüberschuß an die englischen Kolonien abgeben zu
können, um so diese allmählich der gelben Rasse zu gewinnen, wir sehen
aber auf der andern Seite die starke Abwehr der Kolonien, eine Abwehr
gegen den Freund des Mutterlandes. Es ist also etwas Ungeheuerliches,
was England den Dominien zumutet; es ist das Ausliefern der weißen
Rasse an die gelbe. Daß England seine Kriegsschiffe aus dem Stillen Ozean
fortnahm, und auch den von Neu-Seeland neu erbauten Dreadnought „Neu-
Seeland" nicht, wie verabredet war, dem geplanten Chinageschwader, sondern
der heimischen Flotte in der Nordsee zuteilte, daß es damit also die austra-
lischen Kolonien unter den Schutz Iapans stellte, das erregte schon lange
den Unwillen der Bewohner in den Kolonien. Nun kommt jetzt die noch
stärkere Zumutung, die Einwanderung der Japaner nicht zu hindern!
Eine tiefe Kluft tut sich somit auf zwischen dem Mutterland England
und seinen großen Kolonien Australien, Neu-Seeland-Kanada. Zu bedenken
ist dabei, daß diese Kolonien fast selbständig dastehen, denn sie haben ihre
eigenen selbstgewählten Parlamente, und nur die Ernennung des General-
gouverneurs hat England noch in den Händen. Damit eröffnet sich aber
ein Ausblick, der auch für unser so hart bedrängtes Vaterland manches
erhoffen läßt — die Losreißung der Dominien von England, was gleich-
bedeutend wäre mit dem Zusammenbruch von Englands Vorherrschaft im
Stillen Ozean. Dazu kommt noch, daß die Vereinigten Staaten von Amerika,
die ja auch ihr Land gegen die japanische Einwanderung abgeschlossen haben,
nicht ruhig die Versprechungen Englands an Iapan werden mit ansehen
können. Auf alle Fälle ist Amerika dagegen, daß der Schwerpunkt im Gebiete
des Stillen Ozeans sich zugunsten der gelben Rasse verschiebt. Wir können
aus diesem von England selbst entfachten Gegensatz zwischen Weiß und Gelb
nur gewinnen, und uns soll es recht sein, wenn auch im Stillen Ozean
der rächende Strahl das stolze Albion trifft, und wenn der Pfeil, den es
auf uns abdrückt, es selbst vernichtet.

Hoftat Dr. C. Spielmann:

Gideon — Hindenburg.

Vlelod>e: Wohlauf, »<unelidtn!

Sie fielen ins friedliche Preußenland,
Wo wie „Väterchens"*) Hunnen sie hausten,
Da knistert' die Lohe, da flackert' der Brand,
Und die wilden Begierden grausten,
Und es tönt' übers Reich vom Baltenmeer
Ein Klagen und Heulen des Volkes daher.
„Den Deutschen den Tod!" gaben Losung sie aus
„Und ihrem Lande Verderben!"
Da wurde verschändet Mensch und Haus,
Rings wütet' ein einziges Sterben,
Und ein Schrei rang empor sich aus Qual und Not:
„Wer ist's, der uns rettet aus Schmach und Tod?"
Doch sieh, da naht' es im rasselnden Ritt
Der jagenden erz'nen Schwadronen
Und in der raschen Kolonnen Tritt
Und im rollenden Zug der Kanonen!
Und es sprüht 'aus jeglichem Angesicht
Das furchtbare rächende Weltgericht.
Weit vorauf flog ein Reiter, zornesfahl,
Wie der Engel der Offenbarung;
Hoch blitzt' in der Hand der schneidende Stahl:
Nun, Hunnen, nehmt eure Wahrung!
So fuhr er die Reihen der Feinde hindurch,
Der herrliche, siegreiche Hindenburg.
Und die Seinen mit ihm, wie vor alter Zeit
Des Kreuzordens heldische Ritter,
Zertrümmerten alles weit und breit
Wie schmetterndes Ungewitter,
Und der Horden Rest mit Rumpf und Stumpf
Ertränkten sie völlig in See und Sumpf.
Der Schrecken lief vor den Degen einher;
Doch im Lande erhob sich Frohlocken.
Es tönten von allen Türmen her
Dem Retter die klingenden Glocken,
Und der Klang schwoll an zum Donnerton:
„Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

*) Wortspiel: Der Zar °-Väterchen, Attila (gotisch)--Väterchen.

Sanitäts-Rat Dr. Iul. Hagemann,
Dirig. Arzt des St. Franziskus-Hospitals, Bonn:
Wehrtüchtigkeit.
Die große Lehre des Krieges, die jedem in Fleisch und Blut übergehen
und stecken bleiben muß, ist die, daß das Ganze nur gedeihen kann, wenn
der Einzelne gibt, und der Einzelne nur, wenn das Ganze gibt. Das ist
der Grundzug alles dessen, was über Gegenwart und kommende Geschlechter
geschrieben wird. Wenn ich auch glaube, daß dieser Krieg der Anfang eines
idealistischen Aufschwungs ist, weil er ein anders geartetes Geschlecht wie
das von 1870 vorfindet, so ist doch jetzt die Zeit des flammenden Gefühls
die günstigste, an Organisationen zu gemahnen, die nur durch das innigste
Nationalbewußtsein, durch den ernstesten freien Willen geschaffen werden
können, daß jeder von seinem Einzelleben so viel abgebe, wie für das Wohl-
ergehen des Ganzen notwendig ist. Ietzt oder nie ist die Zeit, die in uns
die hellste Klarheit entzünden muß, daß alles, aber auch alles zu geschehen
hat, um das ganze Volk wehrtüchtig zu machen und zu erhalten, damit
wir in Wahrheit dauernd auch im Frieden ein Volk in Waffen sind.
Die militärische Vorbereitung der Iugendlichen, mit der man sich schon
so lange beschäftigt hat, ist Tat geworden. Es ist aber nicht genug damit.
Ich fragte einen verwundeten Reservisten, der mir von den Märschen und
sonstigen Strapazen des Krieges erzählte, wie er als Büro-Mensch, der
den ganzen Tag auf dem Kontor-Schemel sitze, das ausgehalten habe. Ich
bin Sportsmensch, war die Antwort, die es aber nicht sind, die haben's schwer.
Das bekräftigte in mir den schon lange gehegten Gedanken, daß der Sport
nicht ausreichend sei zur Ertüchtigung ungedienter und zum Tüchtigerhalten
gedienter Leute. Denn erstens ist er nicht immer zweckmäßig, und zweitens
gibt es noch immer zu viele, die keine Zeit dazu und, wenn das, nicht
die Einsicht haben, daß gerade in unserem Zeitalter körperliche Tätigkeit
unerläßlich ist für jeden, der gesund und stark bleiben will. Daraus folgt,
die körperliche Übung aller in irgend einem Militärverhältnisse stehenden
darf nicht Sport und nicht Privatsache sein. Erschlaffte und überanstrengte
Muskeln sind ein Raub an unserer nationalen Wehrtüchtigkeit, also ist der
Staat verpflichtet, die Gesundheit des Einzelnen zum Wohle der Gesamtheit
zu überwachen. Ist es nicht ein Unding, daß man die Erziehung der Iugend-
lichen als Heeressache betrachtet, die Sorge aber für die Erhaltung der
Wehrtllchtigkeit der Heerespflichtigen dem Einzelnen überläßt?! Ich ver-
kenne nicht die Schwierigkeiten, den starken Eingriff in die persönliche Freiheit,
wenn man alle zwingt, mehrere Male wöchentlich zu militärischer Übung,

Sonnabend nachmittag zu längerer Felddienstübung anzutreten, aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, und was bei den Iugendlichen — wie das ja schon in Frankreich bewiesen ist — möglich ist, das läßt sich mutati» luutHnäiZ auch bei den Erwachsenen durchführen, und den Willen zum Ganzen hat uns jetzt die Not gelehrt, sorgen wir dafür, daß er nicht wieder erschlafft. Ietzt oder nie ist die Zeit reif zu einem modernen Spartiatentum, das der Krieg uns grauen Theoretikern des Griechentums erst zu vollem praktischen Verständnis gebracht hat.

Ietzt verstummen auch die schärfsten Gegner des so viel geschmähten Militarismus, jetzt sehen wir alle, daß nur der aufs äußerste getriebene Militarismus fähig ist, die Wunder zu wirken, die wir in den letzten Wochen erlebt haben; freilich muß er von nationaler Begeisterung getragen, vom Willen zum Ganzen beseelt sein, die der große Segen der Not sind, der Not, die uns zu Einsichten geführt hat, gegen die der allzu lange Frieden uns verstockt hatte. Und dieser Wille zum Ganzen muß in Zukunft in noch viel reicherem Maße fruchtbar gemacht werden. Wir alle haben es erlebt, wie notwendig auch für ein Friedensvolk die Wehrtüchtigkeit ist, wir alle haben es erfahren, was alles zur Wehrtüchtigkeit gehört, welch ungeheures Maß von Arbeit geleistet werden muß, damit die Streiter den Sieg erfechten, und denen, die leiden und bluten, die heißverdiente Pflege zuteil werden kann. Nicht beschränken soll man den Militarismus, sondern erweitern bis zur äußersten Möglichkeit.

Nicht nur die Männer müssen heerespflichtig sein, sondern auch die Frauen, die Frauen, deren Beruf es zwar nicht ist, Waffen zu tragen, deren heiligster Beruf es aber ist, Männer zu tragen. Frauen sind zumeist unpolitisch, ihr Leben spielt sich meist in dem kleineren Wirkungskreise der Familie ab, aber Gemein- und Familiengefühle sind keineswegs Gegensätze, die sich nicht vereinigen ließen. Auch das sehen wir in dieser Zeit. Schon hat der Krieg auch auf die Frauen segensreich gewirkt, vieles Kleine und Kleinliche hat er hinweggefegt, auch haben die Frauenbewegung, der Sport, die Wandervögel u. s. w. manches Gute für Geist und Körper geschaffen. Aber die Verhältnisse sind dieselben wie bei den Männern, noch ist alles Privatsache, was Volkssache ist. Die Frauen müssen einsehen, — und auch dazu ist die Zeit reif — daß ihre Leiber, die Schöpfer zukünftiger Geschlechter, nicht ihnen allein, sondern dem Staate gehören, und der Zwang, den ihnen dieser zu ihrer Ertüchtigung in Zukunft auferlegen muß, muß ihnen, geläutert in dem heiligen Feuer der Begeisterung dieser großen Tage, zu klarer Einsicht in die Notwendigkeit auch ihrer Heerespflicht, freier Wille werden. Ich glaube, sie sind nicht weit davon entfernt, habe ich doch schon in den Zeitungen die Frage von Frauen aufgeworfen gefunden: Warum sind wir Frauen nicht heerespflichtig? Ich antworte ihnen: weil ihr und wir Männer

vor dem Kriege zu der Erkenntnis und zum Willen zum Ganzen'nicht reif
waren, die zu solch weiten Plänen erforderlich sind. Ietzt aber sind wirs,
und die Hohe eines Volkes zeigt sich darin, daß es nicht der Not überläßt,
was weise Voraussicht erraten kann, daß es nicht dem Affekt überläßt,
was Sache der Erkenntnis ist. Der hohe Mensch betet nicht erst in der Not.
Nur ein Volk kann stark sein, das starke Frauen hat und „eine deutsche
Frau" muß in Zukunft gleichbedeutend sein mit „eine starke Frau". Deshalb
müssen auch sie dienen — welch ein schönes Wort ist das — und ihr Turn-
anzug muß gerade so des Königs Rock sein wie die Uniform.
In zwiefacher Weise müssen die Frauen ihrem Wesen gemäß dienen.
Ich möchte jetzt einen Gedanken aufnehmen, der vor einigen Iahren vom
Geheimen Medizinalrat Witzel in Düsseldorf angeregt, aber damals unbeachtet
geblieben ist. Witzel schlug vor, alle Frauen zu einjährigem Dienst in der
Krankenpflege heranzuziehen. Wie viele Frauen haben sich jetzt als Schwestern
gemeldet, aber wie viele sind dazu wirklich tauglich! Manche wird trotz ihrer
Opferfreudigkeit einsehen, daß Krankenpflege eine harte Arbeit ist, die einen
gestählten Körper erfordert, manche, daß es für das weibliche Gefühl nicht
leicht ist, Blut und Wunden und Eiter u. s. w. zu sehen, daß das ein ge-
stähltes Herz erfordert. Wie viele sind unter den hilfsmutigen Frauen, die
wirklich etwas von Krankenpflege verstehen! Manche sieht wohl ein, daß
bei allem guten Willen, es recht zu machen, tausend Dinge zu lernen und
zu behalten sind, die nur durch lange Schulung und Disziplin erworben
werden können. Auch, weiß ein jeder Arzt, wie viel leichter die Arbeit ist,
wenn er sich auf gut ausgebildete Schwestern verlassen kann, und wie
viel könnte für unsere Verwundeten geleistet werden, wenn ein ganzes Heer
körper- und geistgestählter Schwestern, die einen hinter der Front der Kämpfer,
die anderen in den heimischen Lazaretten, sie mit geübten und darum viel
zarteren Händen betreuen könnten! Wahrlich, das wäre ein Ziel des Schweißes
wert. Allen Schwierigkeiten halte ich immer wieder das eine entgegen:
Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, wir habens gesehen, wir habens
erlebt, daß der heilige Wille zum Ganzen Berge versetzen kann.
Wir alle sind stolz auf die Leistungen unseres tapferen Heeres, die
aber nur möglich wurden durch die weise Voraussicht des Kaisers und seiner
Generale. Ihnen gebührt vor allem unser Dank aus innigem Herzen. Es
müßte aber noch ein zweiter Generalstab geschaffen werden, der mit derselben
deutschen Gründlichkeit das Viele ordnete, das zur Wehrtüchtigkeit und
Mobilmachung gehört. Die Not hat schnell Organisationen geschaffen, wäre
es aber nicht viel richtiger und eine viel größere Kulturhühe, wenn jeder
Deutsche, Frauen und Männer, schon im Frieden wie die Soldaten ihren
Krisgsbefchl in der Tasche hätten. In dem Augenblicke wo Se. Majestät
die Mobilmachung befiehlt, muß jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau

auf ihrem Platze sein. Dann lägen keine Kräfte brach, die das Vaterland braucht, dann wären nicht hier Kräfte im Überfluß, die dort mangeln. Wieviel stärker wären unsere wirtschaftlichen Verhältnisse, wieviel Elend könnte gemildert werden, wieviel schlagfertiger wäre unser Heer, wenn dieser Generalstab eine ebenso weise Voraussicht übte, wie es General Moltke und seine Helfer getan haben. Erst dann wäre unsere Mobilmachung ideal, erst dann wären wir ein friedliches Volk in Waffen, das wir sein und bleiben müssen, denn nur durch die äußerste Bereitschaft zum Kriege können wir, wenn Gott uns den Sieg geschenkt hat, fortan zum Segen der Menschheit den Frieden erhalten. Auch das haben wir jetzt erfahren und das wollen wir nie, nie wieder vergessen!

Ich bin von der Wehrtüchtigkeit ausgegangen, weil diese unserem Herzen jetzt am nächsten liegt, und weil es eine Schwäche der meisten Menschen ist, daß sie bei weiten Plänen praktische Folgen sehen müssen. Dem Einsichtigen ist es nicht verborgen geblieben, welch ein unendlicher Segen dem Volke, der Menschheit ersprießen wird, wenn diese Gedanken Tat werden. Das ist das Prinzip, den Willen zum Ganzen, der jetzt in der schweren Stunde der Not geboren ist, dauernd zu bewahren und zu stärken. Der Wille zum Ganzen hat uns zur Wehrtüchtigkeit geführt, und diese in der angegebenen Weise ausgebaut, würde zu einem höheren freieren Willen zum Ganzen führen. Der gemeinsamen Not folgt die trennende Ruhe, so will es der Weltenschöpfer. Auch nach dieser großen Zeit, die uns alle besser gemacht, die den Menschen zum Menschen geführt hat, werden, wenn auch in anderer Weise, die Selbstsüchte sich wieder einstellen. Und wenn der Wille zum Ganzen, nicht nur der Wille zum Volke, sondern der Wille zum Menschen, der Wille zur Welt, der Wille zu Gott nicht heiß ist, dann ist alles nur Rede, nur große Gebärde, daran werden nicht Kriegervereine, nicht Predigten, nicht Missionen etwas ändern. Auch das haben wir jetzt erfahren. Nur die Tat ist lebendig, nur im Wirken wachsen die Erkenntnisse. Was wäre ein größerer Schutz gegen Verflachung, Degeneration, Materialismus, was wäre geeigneter, die konfessionellen und sozialen Schranken dauernd zu beseitigen, als das ständige Zusammenwirken, als der Werk-Bund, der das ganze Volk unter dem Gesichtspunkte der Wehrtüchtigkeit diszipliniert. Nie würden wir es vergessen, wenn wir alle wöchentlich mehrere Male des Königs Rock anziehen, daß wir, mag uns jetzt noch trennen was es auch sei, vor der Pflicht und dem Tode alle gleich sind. In dem lebendigen Zusammenwirken zum Wohle des Ganzen wird der Reiche dem Armen, der Freie dem Orthodoren, der Protestant dem Katholiken nahe sein, der Mensch wird sich gcwöhnen in dem anderen zuerst den Menschen zu sehen und zu lieben. Und die Frauen, die, körperlich ertüchtigt, Schwestern geworden sind, die in den Krankenhäusern täglich stündlich dem Tode ins Auge geschaut

haben, sie werden groß und stark werden, sie werden aus dem gebundenen
Sein ihre Blicke aufs Ganze richten lernen, sie werden nicht nur Verwundete,
sie werden ihre Kinder besser pflegen, sie werden sie besser erziehen können,
sie werden bessere Mütter werden. Und das ist ihr erster und heiligster Beruf,
auch diese Erkenntnis wird der Krieg fördern, der schon so vieles falsche,
unwahre, überspannte in uns vernichtet hat und uns zur Ursprünglichkeit,
zur Erdkraft zurückführt.
Und so wird aus der blutigsten Tat der Weltgeschichte eine neue Mensch-
lichkeit ersprießen, ein neuer Völkerfrühling erblühen, eine neue Renaissance
erstehen, wie sie die Erde noch nicht gesehen hat. Und wir Deutsche, die
wir auserwählt sind, werden unsere göttliche Mission, an unseren Brüdern,
unseren Feinden, erfüllen, die allzu tief noch im Heidentum befangen sind,
und wenn der nächste Krieg durch die Welt tost — und er wird kommen,
aber hoffentlich schon als Krieg zwischen Erdteilen — dann sollen unsere
und ihre Enkel besitzen, was wir in treuer Pflicht und heißem Willen zum
Ganzen erkämpft haben, und sollen den Frieden der höheren Sitte zu fernen
Rassen bringen — ich glaube nicht, daß in der mündig gewordenen Menschheit
Kulturen untergehen müssen, damit Kulturen erstehen — auf daß auch sie
Brüder werden, und im Völkerfrieden die Worte des Größten, der hier
wandelte, erfüllt werden: Liebet Euch untereinander, wie wir jetzt ihre
Erfüllung staunend und dankend in uns fühlen.
Auch die Zeit wird kommen, aber auch sie kommt mit Blut und Eisen.
So will es der Weltenschöpfer in seinem unerforschlichen Willen. Deshalb,
wer die Welt will, der wolle das Volk, wer den Frieden will, der wolle
den Krieg, wer die Liebe will, der wolle Blut und Eisen. Und so wollen
wir alle das andere Wort des Größten erfüllen, der da sprach: Ich muß
wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt
die Nacht, da niemand wirken kann.

Graf Julius Andrässy:
Wer ist verantwortlich für den Krieg?
Den Hintergrund des gegenwärtigen Krieges bildet der wachsende wirtschaft-
liche Wettbewerb, der zwischen England und Deutschland seit einigen Iahrzehnten
im Zuge ist, dann das Mißtrauen unter den Kabinetten und die Bitterkeit in der
Seele der Völker, die als Bodensätze der häufigen großen diplomatischen Konflikt«.-
der vergangenen Iahre zurückgeblieben sind: seine eigentliche Ursache liegt aber
im russischen Machtgelüste, welches das slawische Solidaritätsgefühl und die
orthodore Religiosität für seine Zwecke benützt.
Unsere Rolle war eine vollständig defensive. Wir konnten die Situation
nicht dulden, welche durch die russisch-serbische Freundschaft entstand und durch die
Person Hartwigs vertreten wurde. Wir wurden zwischen zwei Feuer gedrängt.
Unsere innere Kohiision und unser innerer Frieden wurden untergraben, die
Treue gewisser ruthenischer und serbischer Elemente an vielen Orten bereits ernste
lich erschüttert, wie dies stellenweise durch die Kriegsereignisse und durch die
Akten des Sarajewoer Mordes erwiesen wird.
Wir durften es auch als gewiß erachten, daß die ungehemmte Fortsetzung
der Agitationen einzelne andere slawische Elemente der Monarchie infizieren
würde. Es wäre in der Tat ein feiger Selbstmord von uns gewesen, diese äußere
Gefahr und die innere Zersetzung auch nach dem Sarajewoer Verbrechen weiter zu
dulden.
Ich habe es schon seit langem gewünscht, daß unsere Monarchie durch eine
zweckbewußte Aktion den feindlichen Ring, der um sie geschmiedet wurde, sprengen
und Serbien durch eine zielbewußte und folgerichtige Aktion isolieren und nieder-
ringen möge.
Das habe ich bereits zur Zeit der Annerion und auch seither ununterbrochen
gewünscht. Ich hatte stets befürchtet, daß, sobald der Russe sich genügend stark
fühlen werde, um sich mit uns zu messen, Serbien den Weltkrieg beginnen und
durch seine fortwährende Wühlerei uns auch bis dahin in große Unkosten und
viele Unruhe stürzen werde.
In Cettinje zeigte mir der König von Montenegro stolz das Geschütz, aus
welchem sein Sohn den ersten Schuß des Balkankrieg.es abgegeben hat. Immer
bangte es mir davor, in Belgrad das zweite Geschütz präsentiert zu sehen, aus
welchem man das Zeichen zum Beginn des Weltkrieges gegeben hat; dieses mein
Vorgefühl fand mit dem Unterschiede Verwirklichung, daß nicht einem Geschütz,
sondern dem Revolver und der Bombe von Meuchelmördern der Funke entsprungen

ist, durch welchen das so lange Zeit hindurch angehäufte Pulver in Brand ver-
fetzt wurde.
Unsere Regierung machte aber keinen einzigen Schritt in der von mir ge-
wünschten Richtung, bis zu dem schändlichen Morde, der die Frucht großserbischer
Agitationen war. Ia, sie gedachte auch nach diesem grausigen Mord der serbischen
Regierung noch die Möglichkeit zu eröffnen, die definitive Abrechnung vermeiden
zu können. Durch unsere Friedensliebe geleitet, gewährten wir Serbien das
Mittel dazu, um durch momentane Demütigung den Tag der großen Abrechnung
zu verschieben, bis Rußland mit seiner Rüstung fertig ist, wie wir dies auch zur
Zeit der Annerion getan hatten.
Offen gestanden, hätte ich in den auf den Mord folgenden Tagen gerade
zur Vermeidung dieser Möglichkeit eine rasche und entschiedene Retorsion ge-
wünscht, welche Serbien die Freiheit der Wahl nicht läßt und es auch dann der
verdienten Bestrafung unterzieht, wenn es die Entscheidung umgehen wollte.
Die Regierung hat jedoch nicht so gehandelt. Und heute müssen wir uns
hierüber nur freuen, da das Vorgehen der Regierung klar beweist, daß wir dem
Konflikt selbst zu jener Zeit aus dem Wege zu gehen bestrebt waren, als er in der
slawischen Welt eine bereits definitiv beschlossene Sache war.
Die ertreme Friedlichkeit unserer Absichten wird auch dadurch erwiesen, daß
wir selbst nach unserem Ultimatum geneigt gewesen wären, Rußland gegenüber
die Pflicht auf uns zu nehmen, serbisches Gebiet überhaupt nicht zu erobern.
Unsere Verantwortlichkeit um den Ausbruch des Krieges ist also gleich Null!
Wir konnten den Krieg nicht vermeiden, er wurde uns von unseren Feinden auf-
gedrängt. Unser Eristenzinteresse und unsere Ehre forderten energischestes Auf-
treten von uns. Es gibt keine lebensfähige und keine des Lebens werte Nation,
welche länger als wir Geduld bewiesen hätte.
Nachdem wir infolge der feindseligen Haltung Serbiens anläßlich zweier
Mobilisierungen bereits viele Millionen verausgaben mußten, nachdem unser wirt-
schaftliches Leben infolge der Gehässigkeit Serbiens durch zwei große Krisen be-
troffen wurde, nachdem Serbien selbst jene Garantien nicht bieten wollte, welche
wir gegen die Wiederholung von Mordtaten gefordert hatten, mußte unsere Ge-
duld ein Ende nehmen.
Nicht die Aggression, sondern höchstens das war unser Fehler, daß wir über-
mäßig lange nachgiebig waren und mit den Serben nicht zu jenem Zeitpunkte
abgerechnet haben, da noch kein Weltkrieg daraus entstanden wäre, weil der Russe
noch unter der Einwirkung der Niederlagen im Kriege gegen Iapan gestanden war.
Auch Deutschland verursachte den Krieg nicht. Es entsprach nur seiner
Bundespflicht mit der Verläßlichkeit, mit der Ehrlichkeit, welche eine der hervor-
ragendsten Eigenschaften der deutschen Rasse ist und welche eine besondere Zier

auch des ersten Deutschen, des deutschen Kaisers bildet. Allerdings hat der Kaiser die Entstehung des casus toeöeris gar nicht abgewartet, sondern im Vorhinein erklärt, es nicht zulassen zu können, daß der schändliche Angriff Serbiens unter den Schutz einer Großmacht genommen werde.
Diese Erklärung entsprang jedoch keiner Angriffssucht. Vielmehr wollte er durch dieselbe einerseits dem Frieden dienen und mit offenem Freimut sämtliche interessierte Faktoren auf die Folgen ihrer Handlungen aufmerksam machen, gleich wie dies zur Zeit der Annerion zur Erhaltung des Friedens beigetragen hatte, andererseits einen richtigen Kommentar des casus lneäeris bieten. Die Verpflichtung, welche ein Staat für den Fall übernimmt, daß sein Verbündeter angegriffen wird, kann nicht davon abhängig sein, wer in dem diplomatischen Schachspiel, durch welches der Krieg vorbereitet wird, zuerst mit der Kriegserklärung vorgeht, denn das ist eigentlich schon eine vollständig strategische Frage, und der Krieg pflegt gewöhnlich von der Partei erklärt zu werden, die rascher militärisch fertig geworden zu sein vermeint; sie kann vielmehr lediglich davon abhängen, welche Partei eine aggressive Politik befolgt, welche durch ihr Verhalten die andere Partei zum Kriege zwingt. Ansonst würde ein solches Schutzbündnis sein Ziel nicht erreichen, keine Schutzwebr gegen aggressive Politik, sondern eine Prämie für den geschickteren Taktiker sein, den verbündeten Staat nicht hindern, sich der aggressiven Politik zu enthalten, sondern lediglich dazu anspornen, seinen Gegner durch ein geschicktes Manöver zu zwingen, den letzten Zug zu machen.
Im übrigen wurde der Vertrag, den Bismarck und mein Vater unterfertigt haben, durch die warme, impulsive Individualität des deutschen Kaisers, der sein Herz in denselben getragen hat, in vielen Belangen auch umgestaltet, vervollständigt und vertieft. Es wurde ein wechselseitiges Vertrauen, ein so warmes Empfinden zwischen den beiden Teilen hergestellt, daß eine über das im Vertrage festgelegte Maß viel weiter gehende Gemeinschaft entstand und es zur vollständigen Unmöglichkeit wurde, daß der eine Verbündete die ernstliche Gefährdung des anderen gleichmütig betrachte.
Als der Kaiser das Schwert für uns zog, tat er dies auch zur pflichtgemäßen Selbstwehr, da ja unsere Niederlage ihn seinen Feinden ausgeliefert hätte.
Ia wohl: die ritterliche Pflichterfüllung und die Selbstwehr Deutschlands ließen sich nur dann tadeln, wenn Ehrlichkeit Verbrechen, Voraussicht Schande bedeuten würde.
Englische und belgische Staatsmänner haben unlängst über die Aggression des deutschen Militarismus deklamiert, doch ist dies nur tendenziöse Stimmungsmacherei, hinter der nicht die geringste Wahrheit verborgen ist.
Das preußische Iunkertum, der deutsche Militarismus sind nicht die Ursachen des gegenwärtigen Krieges, sie werden nur die Mittel für den Kampf — ich hoff« für den siegreichen — liefern.

Wer ist verantwortlich für den Krieg? GrafIulius Andrässy
Die Verantwortlichkeit für den unermeßlich großen Schaden, den die Mensch-
heit erleidet, lastet größtenteils auf Serbien und dem Kaiser aller Reußen.
Aus politischer Ambition haben Weltmächte sich solidarisch mit dem Ver-
brechen erklärt und damit auf die Menschheit Leiden geladen, deren Maß nicht ein-
mal annähernd festgelegt werden kann.
Die Serben tragen schon seit langem nach einem Gebietsteil Verlangen, wel-
ches mit dem einhelligen Beschlusse ganz Europas, gerade über Vorschlag Eng-
lands, unseres heutigen Gegners, uns übertragen wurde; auf welches Serbien
selbst vor einigen Iahren zu unseren Gunsten feierlich verzichtet hatte.
Durch systematische Verschwörung, Mordtaten arbeitet die serbische halb-
amtliche Welt, unter Mitwissen der offiziellen Welt, seit Iahren an der Vorbe-
reitung von Revolutionen für Eroberungszwecke. Diese Ambitionen, diese Um-
triebe bilden den Keim des gegenwärtigen Blutbades.
Ist aber auch Serbien in erster Reihe verantwortlich für das Geschehene,
so ist seine Verantwortlichkeit darum vielleicht doch nicht so niederschmetternd, wie
die Rußlands.
Die Ambition Serbiens ist begreiflich, besonders seit es die aktive Unter-
stützung Rußlands für sich zu gewinnen wußte; erklärlich ist auch, daß es in seinen
Mitteln nicht wählerisch ist, liegt es. doch noch in der Nähe des Zeitalters der
Barbarei. Wir sind bei ihm schon an die politischen Mordtaten gewöhnt. Seinen
ersten Fürsten hat dessen Rivale ermorden lassen — den ersten Karagyorgyevics der
erste Obrenovics. Seither wurden zwei seiner Herrscher dnrch deren politische
Gegner ermordet: Michael und Alerander, und auch gegen König Milan wurden
mehrere politische Attentate vorbereitet. Es gibt kein Volk, welches in die Blätter
seiner kaum hundertjährigen Geschichte bereits so viele Mordtaten einzeichnen
könnte. Ist ja doch der politische Mord schon längst zum serbischen Erportartikel
geworden. Der Fürst von Montenegro wurde vom serbischen Messer bedroht;
bei uns erfolgten gegen den Korpskommandanten von Sarajewo und gegen zwei
kroatische Landeschefs von serbischer Seite Attentate, und auch über mehrere
andere Mordversuche wissen wir seit den letzten paar Iahren. Die Untat von
Sarajewo ist also nicht verwunderlich und leider stilgemäß.
Der Hauptschuldige ist der Zar. Ohne seine Versicherung, ohne daß sein
Schutz in Aussicht gestellt würde, hätte Serbien niemals gewagt, unsere For-
derungen abzulehnen und den Krieg zu riskieren, so daß in Wahrheit nicht in
Belgrad, sondern in Petersburg die Entscheidung über die Frage des Weltkrieges
gefallen ist. Die Suggestion Serbiens war von richtunggebendem Einfluß in
Petersburg, indes war es trotzdem der Zarenhof, der in der Frage des Krieges
die Entscheidung getroffen hat.
Und die Verantwortlichkeit des Zaren ist eine um so größere und vernichten-
tere, als weder sein Prestige noch sein reales Interesse auf dem Spiele stand.

Zur Zeit der Annerion, bei der Erledigung dieser oder der anderen Frage des Balkankrieges, stand vielleicht das Ansehen des Zaren auf dem Spiele, aber einen Herrscher konnte es nicht im mindesten verkleinern, daß Mordtaten, Verschwörungen, Aufwiegelungen verhindert werden — und es hat sich ja lediglich hierum gehandelt. Die Regierung des Zaren hat die Serben zu solcher Wühlarbeit nicht angespornt, ja sie hat ihr angeblich jede Aggression stets widerraten. Wenn also der Belgrader Regierung infolge der Umgehung des russischen Ratschlages ein Schaden erwachsen wäre, so hätte dies keine Schwächung des russischen Prestiges herbeiführen können.
Der Zar hätte sein Ansehen vollständig wahren können, wenn er dafür sorgt, daß Serbien, trotz seiner Verbrechen und seines Ringens mit einer Großmacht, seine Unabhängigkeit nicht verliere.
Aber auch wirklich russische Interessen wurden durch unser Auftreten nicht gefährdet. Iedes wahrhafte russische staatliche Interesse hätten wir respektiert. Ia in uns lebte die Bereitwilligkeit, sogar der Wunsch, unser Verhältnis zum Petersburger Hof zu ändern und zu bessern und Freundschaft mit demselben zu halten. Offen haben wir dies betont.
Die ungeheure Defensivkraft Rußlands war nicht angewiesen auf die Wehrmacht Serbiens, so daß das Verhalten Rußlands wirklich nur ausschließlich durch offensive Absichten, durch den Gedanken eines gegen uns gerichteten Angriffes erklärt werden kann, mit dem Zweck die Suprematie am Balkan zu erringen und der Herr der Dardanellen zu werden.
Es ist ein altes traditionelles Bestreben Rußlands, jeden anderen Einfluß im Orient auszuschalten und durch die Einflußnahme auf die Orthodoren und die Slawen und dadurch, daß es die dortigen Staaten dauernd in Abhängigkeit zu halten bestrebt ist, seinen Willen bis zu den Dardanellen hinunter zu einem maßgebenden zu machen. Seit Peter dem Großen war das Streben jedes ambitiösen russischen Staatsmannes auf dieses Ziel gerichtet: Zarin Katharina IL, Alerander I., Nikolaus I., Alerander II. und III. Dieser natürlichen und in der Tat mit weiten Perspektiven lockenden Politik stand in Rußland stets auch eine andere Richtung gegenüber, welche davon ausging, daß Rußland mit seiner ungeheuren Ausdehnung auf Neueroberungen nicht angewiesen sei, daß es durch innere intensive wirtschaftliche und Kulturarbeit seine Macht besser und sicherer als durch aggressive auswärtige Politik zur Entwicklung zu bringen vermöge.
Sehr interessant sind die Ausführungen Kuropatkins, mit denen dieser als Kriegsminister im Iahre 1900 die Politik des Friedens seinem Herrn empfahl.
Auch er verwies darauf, daß der Wunsch nach der Herrschaft über die Dardanellen und das Streben nach dem Persischen Meerbusen wohl richtig, aber heute noch nicht unerläßlich, brennend notwendig seien und wahrscheinlich eine übermächtige Koalition wider sich erstehen ließen. Nach Kuropatkin würden Deutschland,

Osterreich- Ungarn, England, die Türkei, China und Iapan zu den Waffen greifen.
Von den Dardanellen aus wäre Ägypten bedroht, der Suez-Kanal und Indien
gefährdet. Dabei würde ihm diese fast unbezwingliche Position einen Handel
sichern, vor dem naturgemäß der ganzen Welt bangen würde. Aus diesem Grunde
würde es Kuropatkin nicht für richtig halten, die an sich natürlichen Ziele jetzt zu
verwirklichen. Sein Rat ist Frieden zu halten, abzuwarten, bis in nicht langer
Zeit die Bevölkerungszahl von 400 Millionen erreicht wird, dann wird es viel-
leicht leicht sein zu erwerben, was heute noch unerreichbar wäre.
Diese Politik, welche die Wichtigkeit der Herrschaft über die Dardanellen
gleichfalls anerkennt und von den Zielen Peters des Großen und der Zarin Katha-
rina nur für den Moment absieht, konnte schwer dem Eroberungsinstinkt des
Zarenreiches die Wage halten. Das Russische Reich ging seit seiner Entstehung
auf Eroberungen aus und dehnte sich nach allen Richtungen der Windrose. Kuro-
patkin hat sich die Mühe genommen, sämtliche Kriege seiner Nation durchzu-
studieren, und kommt zu dem Ergebnis, daß von 1700—1900, also im Zeitraume
von zweihundert Iahren, in Rußland 71V» Iahre Frieden geherrscht, 128'/»
Iahre aber Krieg geführt worden sei, hiervon 101 Iahre Eroberungskriege.
Die Traditionen dieser 101 Iahre erwiesen sich stärker als die Friedensrat-
schläge Kuropatkins. Der gegenwärtige Zar neigte, wie es scheint, anfänglich
der Friedenspolitik zu, doch riß ihn allmählich die öffentliche Stimmung und jene
politische Situation mit sich, welche ihm die Aussicht eröffnete, daß Kuropatkins
Bedenken vor einer Koalition der übrigen Welt grundlos sei, daß vielmehr einige
der unmittelbarst interessierten Faktoren Rußland direkt behilflich sein werden
in den ersten Schritten, die die schwersten sein werden in derNiederringungDeutsch-
lands und Österreich-Ungarns, nach welcher dann Rußland die Dardanellenfrage
wann immer nach Gefallen werde erledigen können.
Durch den Entschluß, den Weltkrieg nur darum zu riskieren, um Serbien
davor zu bewahren, daß dessen aggressive Politik zu einer Demütigung führe,
bewies der Zar jedenfalls ganz klar, daß er der politischen Offensive, des kühnen
Spielergeistes Serbiens bedarf, weil er selber den Zeitpunkt für eine aggressive
Politik als gekommen erachtet.
Die Weltgeschichte wird stets ein härteres Urteil über den Zaren, als über
König Peter fällen. Vom Friedenszar konnte die Menschheit mehr erwarten, als
von Karagyorgyevics.
Nach Rußland trifft die meiste Verantwortlichkeit, meiner Ansicht nach,
Groß-Britannien. Es fällt mir schwer, dies niederzuschreiben, da ich stets ein
Bewunderer Englands war, den konstitutionellen Einrichtungen Englands, der
Energie der angelsächsischen Individualität, den erstrangigen, gouvernementalen
Fähigkeiten der Rasse, englischer Art und Lebensführung große Achtung und
Sympathie entgegenbrachte. Ich muß jedoch seine jetzige Entschließung für einen
unbegreiflichen Fehler halten.

Der Krieg ist eine schreckliche Sache, doch ich begreife und achte die Nation, welche für ihre vitalen Interessen, für ihre Ehre auch die Grauen des Krieges heraufbeschwört, wie denn auch eine Nation nicht zu erlstieren verdient, welche sich zu wehren nicht wagt. Indes eine so hochgebildete Nation, wie die englische, dürfte nur vitaler Interessen wegen, namentlich gegen andere gleichfalls hochgebildete und verwandte Rassen, zum Schwerte greifen. Eine solche Ursach« aber sehe ich in der heutigen Situation nicht.
Ein riesiger Fehler war es schon von England, daß es sich zur Zeit des Königs Edward der Entente anschloß und eine entschieden deutschfeindliche Politik betrieb, anstatt seiner Tradition getreu außerhalb der Parteien zu stehen.
Der große deutsche wirtschaftliche Aufschwung, der starke Wettbewerb, in dem der deutsche Handel in England in den letzten Iahrzehnten gestanden, rechtfertigen nicht den politischen Feldzug, den König Edward eingeleitet hat, und der in jeder Minute den Ausbruch des europäischen Krieges herbeizuführen geeignet war. Einen loyalen wirtschaftlichen Wettbewerb dürfte und kann man auch nicht durch politische Anfeindung paralysieren, welche die Weltwirtschaft mit unermeßlicher Beschädigung bedroht. In einem wirtschaftlichen Wettbewerb, der nicht mit Eroberungen arbeitet, der sich nicht auf Kolonien basiert, sondern mit den Waffen des Geistes, des Wissens und des Fleißes betrieben wird, in einem wirtschaftlichen Wettbewerb, in dem der Deutsche zum Engländer gestanden war, dürfte man nur die Mittel der intensiveren Arbeit, der besseren Arbeitseinteilung, der richtigeren wirtschaftlichen Politik, nicht aber die des politischen Kampfes anwenden, dessen äußerstes Mittel der Krieg ist.
Eine große Frage ist es, ob der englische Handel sich nach einem eventuellen siegreichen Krieg nach Iahrzehnten zur Höhe erheben würde, auf welcher er bei ungestörter Erhaltung des Friedens stände, selbst dann auch, wenn er nicht in jedem Zweige über die deutsche Konkurrenz zu obsiegen vermöchte, wenn man die unberechenbaren wirtschaftlichen Schäden in Betracht zieht, welche der gegenwärtige Krieg der ganzen Welt und auch der Wirtschaft Englands zufügt. Und er würde auch die Konkurrenzfähigkeit der Industrie Deutschlands im Siegfalle nicht vernichten, weil die wirtschaftliche Tätigkeit eines 60 Millionen zählenden, auf dem Gipfel der Kultur stehenden fleißigen Volkes, ein im Zentrum Europas befindliches, dabei auch über eine entsprechende Küste verfügendes reiches Land selbst nach der Niederringung seiner Armeen in seiner wirtschaftlichen Entwicklung nicht gehemmt werden kann, wie denn auch die Katastrophe von 1870/71 der industriellen Entwickelung Frankreichs keine Fessel zu schlagen vermochte.
Zwar wird Englands Verhalten auch damit entschuldigt, daß es nach dem alten Prinzip vorgegangen sei, laut welchem es eine Störung des Machtgleichgewichtes auf dem Kontinent nicht zulasse und sich stets gegen jene Macht gekehrt habe, welche die Suprematie ausübt. Dieserhalb habe es zur Zeit der Königin

Elisabeth gegen die allzu starke Habsburg-Dynastie gestritten, dieserhalb gegen
die Bourbons und mit wunderbarer Ausdauer gegen Napoleon I. gekämpft;
dieserhalb habe es sich auch heute dem deutschfeindlichen Lager anschließen müssen.
Diese Argumentierung ist aber nicht stichhaltig. Engländer haben nicht
für abstrakte Prinzipien, für die Freiheit Europas, sondern für die Sicherheit
ihres eigenen Inselreiches gekämpft; stets nur dann, wenn die Übermacht des
einen oder des anderen Staates auch die Sicherheit Großbritanniens gefährden
hätte können. Gegenwärtig hätte dies kein Staat vermocht.
Philipp II., der Vertreter der katholischen Reaktion, hat mit seinen großen
Kolonien, mit seiner riesigen Flotte, mit der für unbezwinglich gehaltenen Armada,
durch den Besitz der Niederlande das protestantische England vermöge seiner prin-
zipiellen Gegnermacht, seiner politischen Hegemonie und seiner Nähe ernstlich
gefährdet. Desgleichen Frankreich unter der Herrschaft Ludwigs XIV. und Na-
poleons I., welche sich über die ganze, England gegenüber liegende Küste erstreckte,
von der Bretagne bis zur Mündung des Rheins, von wo die stärkste Armee der
damaligen Welt in ein paar Stunden beim ersten günstigen Wind in einen eng-
lischen Hafen gelangen konnte.
Doch Deutschland hat England nicht bedroht. Deutschland wünscht nicht
zu erobern. Während jeder Sieg Ludwigs XIV. und Napoleons zur Ursache
neuer Gebietsnahmen, neuer Eroberung, neuen Krieges ward, hat der Deutsche
seit den großen Siegen seinen Säbel nicht aus der Scheide genommen, vier Iahr-
zehnte stets Friedenspolitik befolgt, niemals, wie es jene großen Herrscher getan
haben, Prestigepolitik getrieben. Das Ziel der deutschen Kriege war nicht die
Weltherrschaft, nicht die Hegemonie, nicht die Ruhmsucht, sondern die Sicherung
der nationalen Einheit des Deutschtums. Seitdem es diese erreicht, enthält sich
Deutschland jeden kriegerischen Abenteuers.
Kaiser Wilhelm ist ein Verwandter der englischen Dynastie, der dem eng-
lischen Volke gegenüber stets große Sympathien bekundet und mit großer Freude
unter den Engländern gelebt hat; er kann wirklich nicht mit den Königen Ludwig
und Philipp oder mit Napoleon verglichen werden und hat niemals für England
die Gefahr bedeutet, welche jene Eroberer vertreten hatten. Im übrigen wären die
Sicherheit und die Neutralität Englands eventuellen deutschen Ambitionen gegen-
über stets durch die englische Flotte und durch das Interesse des franko-russischen
Bündnisses, daß Deutschland nicht auch zur See die Suprematie erlange, geschützt
worden.
Es besteht also wahrhaftig keine Ähnlichkeit zwischen den Gefahren, gegen
welche einstens Drake, Mailborough und Wellington gekämpft haben, und jenen,
welche jetzt French und Kitchener bekämpfen.
England wurde durch die deutsche Suprematie in deren heutigen Dimen-
sionen nicht einmal in dem Maße gefährdet, wie dies von seiten der ähnlichen

französischen und russischen Suprematie der Fall wäre. Wäre England nicht in den Krieg verwickelt, so würde seinen Interessen der Sieg Deutschlands und Österreich-Ungarns besser entsprechen, als der der Russen und Franzosen. Die Kriegshäfen Deutschlands liegen weiter von den englischen Häfen als die fran-zösischen. Die Ambition des siegreichen Franzosen wird aller Voraussicht nach stets eine größere sein, als die des siegreichen Deutschen. Frankreich verfügt über eine größere Küste und auch über größere Kolonien als der Deutsche, so daß es seine auf dem Lande zurückgewonnene Suprematie leichter überseeisch wird ausnützen können als der Deutsche, der in erster Reihe stets eine Festlandsmacht bleiben wird, und auch der Verbündete des Deutschen, Österreich-Ungarn, ist nicht so gefährlich für England wie der Verbündete des Franzosen, Rußland, dessen Sieg Indien, die Schatzkammer Englands, Ägypten und den Suez-Kanal gefährdet, wohingegen unsere Kraft England nur nützen könnte, wenn sie sich nicht im Kampfe gegen dasselbe erstählt.

Heute ist Deutschland der stärkste Staat in Europa, im Vereine mit uns, wie ich glaube, einer jeden Koalition überlegen; der franko-russische Bund würde je-doch nach seinem entscheidenden Sieg infolge seiner ungeheueren Rohkraft, ver-möge der riesigen Ausdehnung seines Gebietes, der großen Zahl seiner Bevölkerung das Weltmachtsgleichgewicht radikaler, als es unser Sieg vermöchte, stürzen. Der Russe würde durch seinen Sieg unvermeidlich zum Herrn über Persien und über die Dardanellen werden, die ihm der geographischen Lage wegen weder von Eng-land noch von Frankreich streitig gemacht werden könnten, von welchen es bloß durch die Macht der Nachbarn, Österreich-Ungarns und Deutschlands, abgehalten werden konnte. Der Russe wird, sobald er uns niederringt und seine Suprematie im Osten Europas und in Klein-Asien sicherstellt, durch das Festland hindurch selbst einer Seeübermacht zutrotz die Dardanellen beherrschen können. Und diese neue Raumgewinnung Rußlands wird zur Folge haben, daß der Russe und der Franzose Herren des Mittelländischen Meeres werden, wodurch auch die Position Englands in Ägypten untergraben würde, während unser Sieg, vorausgesetzt, daß England neutral geblieben wäre, dessen Machtstellung auf dem Mittelländischen Meer kaum berühren würde.

In Englands Interesse wäre es also vor allem gewesen, den Frieden und die gegenwärtigen Machtverhältnisse zu erhalten. Der Weltkrieg kann eine solche Änderung hervorrufen, welche, wie immer sie auch enden möge, viel gefährlicher für England werden kann, als es die gegenwärtige Situation ist. Selbst nach einem Siege wird es seine Interessen schwerer wahren können, als es heute zu tun in der Lage ist; im Falle einer Niederlage aber würde es zu eristieren aufhören, weil England ohne unberührtes Prestige seine Herrschaft nicht über die vielen Millionen erhalten kann, denen bisher sein unberührtes Ansehen imponiert hat. Überhaupt ist es für England stets mit ungeheuerem Risiko verbunden, sich in einen Kampf zu mischen, den es entscheidend zu beeinflussen nicht imstande ist.

Wenn man für die Einmischung das Argument vorbringt, daß man den Fran-
zosen vor der Übermacht des Deutschen schützen müsse, so muß es mich wundern,
daß man hierbei außer acht läßt, daß hierdurch bewußt die englische Wehrmacht
hingeopfert wird; denn wenn es wahr ist, daß Deutschland überlegen ist, so kann
diese deutsche Überlegenheit durch die verhältnismäßig geringe Wehrmacht Eng-
lands nicht zum Schwinden gebracht werden.
England bedarf aus defensiven Gründen kaum einer Hilfe. Es ist allein
stärker, als im Bunde mit den schwächeren kontinentalen Mächten, denn im
ersteren Falle kann es nur zur See, wo es am stärksten ist, angegriffen werden,
im anderen Falle aber muß es auf dem Festlande, dort, wo es am schwächsten ist,
kämpfen. Und es ist auch der Gefahr ausgesetzt, daß es in das Debacle seines
Verbündeten mitgerissen wird. Wenn England seine kontinentale Kriegspolitik
hat betreiben wollen, dann hätte es auf Lord Roberts hören müssen, der die all-
gemeine Wehrpflicht einführen wollte; sich aber mit seinen paar Hunderttausenden
Streitern in den Kampf der Millionen einzumengen, war eine kaum verständliche
riskierte Politik, die mehr durch Eifersucht und Antipathie, als durch kalte Über-
legung der politischen und wirtschaftlichen Interessen erklärt werden kann.
Eine um so klarere Rolle spielen die Gefühle und Leidenschaften in diesem
Kampfe. England setzt viel mehr aufs Spiel, als es gewinnen kann. Würde doch
der Mißerfolg seine Herrschaft in Indien und in Ägypten untergraben, der Sieg
aber nur die von ihm nicht allzu hoch bewerteten englischen Kolonien vermehren.
Doch heute hat uns das Leid Englands nicht mehr zu schmerzen, wie groß auch
unsere Sympathie für England gewesen sein mag, wie sehr auch das wohlver-
standene Interesse Englands dem unserigen identisch wäre. Und ich habe diese
Gesichtspunkte lediglich deshalb vorgebracht, um die Anklage zu erhärten, daß
Englands Entschließung selbst damit nicht entschuldigt wird, daß es durch seine
wirklichen Interessen gedrängt worden ist.
Und England hat auch eine große welthistorische Verantwortung mit seiner
Entschließung der ganzen Menschheit gegenüber auf sich geladen, weil eine der
Ursachen des Kriegsausbruches in seinem Verhalten lag. Es mag sein, daß Grey
seinen Einfluß in den Kreisen der Entente lange Zeit für die Friedenspolitik
verwenden wollte und daß das Verhältnis zu Deutschland sich bereits zu bessern
begann, doch ist darum das Verhalten Englands, trotz aller seiner eventuellen
guten Ratschläge, dennoch eine der Hauptursachen des Krieges.
Als es sich dem Bunde anschloß, der mit dem status yu« unzufrieden war,
steigerte es beträchtlich die Gefahren des Krieges, erhöhte es das Selbstbewußt-
sein, das Selbstvertrauen jener, die vom Kriege das Meiste erwarten mochten,
deren Eitelkeit und Eroberungssucht sich mit dem st»tus qun nicht bescheiden
konnte. Es steigerte Frankreichs Kühnheit und es ist zweifellos, daß in dem
Momente, da der Franzose sich stärker als der Deutsche dünkte, die erste Kanone
von selbst losgehen mußte.

Auch die Ambition Rußlands wurde durch das Bewußtsein gesteigert, daß jene Macht, welche bisher seine Suprematie im Orient zu paralysieren bestrebt war, ja auch gegen sie zu kämpfen bereit war, sich in Hinkunft auf seine Seite stellen wird, daß die Nachfolger Palmerstons, Beaconsfields und Salisburvs zu Schleppträgern des Zaren werden. Rußland hat seit Peter dem Großen viele blutige Kraftanstrengungen gemacht, um die Herrschaft über den Orient zu gewinnen, es wird durch so viele natürliche Wünsche, Erinnerungen, Interessen und Empfindungen nach Konstantinopel und den Dardanellen gezogen, daß seine Ambition zu neuem Leben erwachen mußte, als die Aussicht auf den Erfolg sich ihm eröffnete, als es England und dessen Verbündeten, Iapan, diese beiden Mächte, vor deren Widerstand es sich fürchtete, an seiner Seite fühlte.
Zwar stellt man in England die Dinge so dar, als ob die Stellungnahme Englands die Ereignisse nicht zu beeinflussen, die Entente zum Kampfe nicht zu ermutigen vermocht hätte, weil Frankreich auf Englands Unterstützung nicht zählen konnte, da England bis zum letzten Moment neutral bleiben wollte und es durch Deutschland zum Krieg genötigt wurde, welches die Neutralität Belgiens verletzt hatte.
Diese Darstellung entspricht aber nicht der Wahrheit. England hat sich nicht so benommen wie eine unparteiische Macht, welche sich auf die Verteidigung der eigenen Eristenzinteressen beschränkt, sondern als der Partner Frankreichs, der vielleicht noch nicht im Reinen darüber war, in welchem Augenblicke er sich in den Kampf einmenge, der aber an Frankreich durch das Bewußtsein vereinigter und anerkannter gemeinsamer Interessen geknüpft war und dessen Platz nur an der Seite Frankreichs sein konnte, wodurch das Selbstvertrauen und die Kriegsbereitschaft dieser Macht unbedingt gesteigert wurde. Der beste Beweis für diese Behauptung ist, daß England im Iahre 1870 in ähnlicher Lage ganz anders vorgegangen ist, als jetzt. Auch damals wollte England Belgiens Neutralität schützen, doch war es damals wahrhaft unparteiisch und ließ Frankreich und Deutschland vollständig gleicher Behandlung teilhaftig werden. Es bot durch identische Noten denselben Vertrag in Paris wie in Berlin an. Beiden Kabinetten gegenüber übernahm es die Verpflichtung, die Neutralität Belgiens, falls sie verletzt werde, gemeinsam zu verteidigen, ohne an dem allgemeinen Krieg teilzunehmen. Diesmal ging es ganz anders vor.
Deutschland gegenüber wollte England die Verpflichtung der Neutralität selbst für den Fall nicht entschieden übernehmen, wenn Deutschland seinerseits die Neutralität Belgiens garantiert hätte. Andererseits liegt keine Spur dessen vor, daß es von Frankreich was für ein Versprechen immer gefordert und Frankreich, wie es dies im Iahre 1870 getan hatte, mit Feindseligkeit für den Fall gedroht hätte, wenn dieses die belgische Grenze überschritte.
Nein. Eugland wurde von Deutschland nicht zur Teilnahme an dem Kriege

gezwungen. Die Teilnahme an dem Kriege war eine Fortsetzung und natürliche Folge der verfehlten Politik, welche England an die Seite der Entente stellte. Und da man in Paris auf englische Hilfe zählte, so ward das Verhalten Englands zu einer der Ursachen des Kriegsausbruches.

Unter den Entente-Mächten halte ich die Verantwortlichkeit Frankreichs für die geringste. Menschlich ist es begreiflich, daß der Franzose, ohne Rücksicht auf den Inhalt seines Vertrages mit dem Russen, nicht neutral bleiben konnte, als die Truppen des Zaren sich gegen die deutsche Grenze in Bewegung setzten und als es auf die Hilfe der mächtigen Flotte Englands zählen durfte. Der Revanchegedanke beherrschte stets die Empfindungen der französischen Nation und wurde unwiderstehlich, als Frankreich Rußland und England an seiner Seite sah, — und dazu auch noch auf die Neutralität Italiens zählen konnte.

Arthur Silbergleit:

Der Krieger.

Der Mutter Augen, eines Kindes Hand,
Die Wälder, deren Sagen mich besaßen,
Der Heimat rembrandtgraue, alte Straßen
Verlaß ich stumm und zieh' in Feindesland.

Nicht nur zu Menschen, die mich rasch vergaßen,
Zerreiße ich das letzte Lebensband,
Zu denen auch, die ganz mein Reich durchmaßen
Und mich im Tiefsten, Innersten erkannt.

Mein scharfes Schwert, eh du zum Kampf geschwungen,
Zerschneid' das Fädenwerk im Labyrinth
Der ausgesponnenen Erinnerungen!

In wieviel Netze war ich wirr verschlungen!
Nun lös' ich mich. Und frei und gradgesinnt
Zwing' ich den Feind, da ich mich selbst bezwungen.

Nacht im Feindesland.

Golddurchwirkte Eternennacht!
Träumen wir, hält ein getreuer
Kamerad am Lagerfeuer
Für uns unter Waffen Wacht.

Wie so still und friedensschön
Ruhen noch im Schlaf die Lande,
Doch im Mittagssonnenbrande
Stürmen wir des Feindes Höhn!

Hat uns Gott nicht selber gern?
Schenkte er nicht einem jeden
Fechter nach des Tages Fehden
Einen goldnen Ordensstern?

Sterne leuchtet unsern Ruhm!
Mondschild unter Wolkenfahnen
Schirm' die Halle unsrer Ahnen,
Schütz' ihr Heldenheiligtum!

Heinz Welten
Die toten Wälder
Unfern Müttern.
Ihr seid die hehrsien Helden,
Umklirrt euch auch kein Erz.
Viel Herrliches zu melden
Von euch weiß unser Herz.
Ihr sendet eure Söhne
Begeistert in die Schlacht,
Und fleht, daß Sieg uns kröne,
Ganz leise Nacht um Nacht.
Jedweder Menschenblüte,
Die hingesunken, weint
Ihr nach und lehrt uns Güte
Noch gegen unsern Feind.
Viel hohe Taten melden
Gewiß jetzt jubelnd wir:
Die stillsten, hehrsten Helden
Bleibt dennoch einzig ihr!
Heinz Welten:
Die toten Wälder.
Eine Lapplandstudie.
Von Stockholm bis Boden, vom 59. bis zum 65. Breitengrade fuhren wir
27 Stunden im Lapplanderpreßzuge. Boden ist „Norrlands los", der Schlüssel
zum Norrland,und darum ist die kleine Stadt fehr stark befestigt. Sie besitzt
einige Festungswerke, die in den Granitfelsen eingesprengt sind, und zwei
oder drei Regimenter, die den ganzen Tag über schießen, Signale blasen
und sich in Todesverachtung üben. Der Grenznachbar, dem all diese krie-
gerischen Vorübungen nur gelten können, ist Rußland. Vielleicht, daß die
Russen Absichten auf Norrland haben. Aber sie mögen nur kommen! An
der Festung Boden werden sie sich die Köpfe einrennen. Denn Boden
besitzt zwei oder drei Regimenter Soldaten und Festungswerke, die in den
Granitfelsen eingesprengt sind.
In Boden blieben wir einen Tag, um uns nach der langen Bahnfahrt
ein wenig zu restaurieren. Dann gingen wir am nächsten Morgen durch
den Wald nach Hednoret, einem kleinen Flecken am Luleelf. Vor Hednoret
liegt das kleine Dampfboot, das uns den breiten, schönen Strom hinauf-
fahren soll bis Nedre Edefors. Das Dampfboot ist nur klein, meist über-
füllt und sehr primitiv eingerichtet. Nicht einmal ein Butterbrot ist an
Bord erhältlich, obgleich die Fahrt zwölf Stunden dauert und man unter-
wegs nichts kaufen kann. Und dennoch gehört die Fahrt auf dem Luleelf
zu den schönsten Erinnerungen einer Lapplandreise. Stundenlang fährt
das Boot an dunklen Wäldern vorüber, an gepflegten Wiesen und Feldern
entlang. Keine größere Ortschaft wird während der Fahrt gesichtet. Nur
vereinzelt tauchen kleine Häuser und Ansiedelungen auf. Und wenn just

Einer an Bord ist, der in eines dieser Häuschen gehört, dann meldet er
es bei Zeiten dem Steuermann, der mit der Dampfpfeife ein Zeichen gibt
und die Maschine abstoppt. Schon löst sich vom nahen Ufer ein Kahn;
Kinder führen die Ruder, legen am Dampfboot an und holen den erwarteten
Gast ab. Meist bringen die kleinen Fährleute auch Briefe und Pakete mit
an Bord, damit das Dampfboot diese weiter befördern kann. Ist es doch
die einzige Verkehrsmöglichkeit, die die am Wasser gelegenen Ortschaften
mit einander haben, und diese Gelegenheit muß wahrgenommen werden,
da das Boot nur dreimal in der Woche fährt. Flußabwärts zwar kann
ein Kahn leicht gelangen, doch nicht den Elf hinauf, der starken Strömung
entgegen. Hunderte, tausende von Baumstämmen bedecken den Fluß und
treiben schnellen Laufs talwärts. Nur das Dampfboot kann sich zwischen
diesen Stämmen hindurchschlängeln, für den durch Menschenkraft getriebenen
Kahn wäre das Wagnis zu groß. Dumpf schlagen die Stämme gegen die
Schiffswand, stoßen ab, drehen sich im Wasser und treiben weiter. Der
Wasserweg ist für diese Stämme, die unweit vom Ufer gefällt, mit einem
Zeichen des Besitzers versehen und dann in den Fluß geworfen werden,
die einzig mögliche Beförderung. Sind die Stämme am Ziele, nahe der
Flußmündung, angelangt, dann werden sie aus dem Wasser gefischt, nach
den eingekerbten Zeichen der Besitzer geordnet und auf den Markt gebracht.
Nicht alle Hölzer gelangen so weit. Manch einer wird von der Strömung
in eine Seitenbucht getrieben, aus der er nicht wieder frei kommt. Ein
anderer, der zu oft an die Felsen und Dampfboote anstößt, zersplittert
wohl unterwegs. Ein dritter fällt auch einmal in unrechte Hände. Indessen,
was tut das? Das Holz ist ja billig, so billig hier oben im Norden und
der Transport auf dem Wasser noch billiger; er ist umsonst. Da kann man
schon recht erhebliche Verlustziffern in die Kalkulation einsetzen und kommt
doch auf seine Rechnung. Wenn nur der Absatz immer da ist!
Weiter geht die Fahrt den Luleelf aufwärts. Mittags gegen ein Uhr
hatten wir Hednoret verlassen; nach Mitternacht erreichen wir Nedre Edefors,
die Endstation. Höher hinauf kann das Dampfboot nicht fahren; denn hier
beginnt der „Edefors", eine prächtige Folge von Stromschnellen, die sich
über zwei Kilometer verteilen und 22 Meter Gefälle haben. Über diese
Stromschnellen kann kein Schiff hinüber; nur die Lachse können es,
die in gewaltigem Sprunge die Fälle nehmen, — um den Fischern in
die bereit gehaltenen Netze zu gehen. Sie sind berühmt durch ihren Fisch-
reichtum, die Lachsfänge von Edefors. —
Am nächsten Morgen wandern wir von Nedre Edefors durch einen
Wald, in dem Tausende von Mücken um uns herumschwirren, nach Ovre
Edefors, wo wenige hundert Meter oberhalb der Stromschnellen — ein
kleines Motorboot liegt, das uns in drei Stunden nach Stoerbacken bringt,

der ersten Station in den Lappmarken. Doch so schön der Anblick der
Landschaft auch ist, bringt doch der erste Anblick von Lappland eine kleine
Enttäuschung. Tiefdunkle Nadelwälder wechseln mit Wiesen und leidlich
gut bestellten Äckern ab. Das breite, dunkelblaue Band des Luleelf zieht
sich durch das ganze Bild, das sich nicht wesentlich von dem unterscheidet,
welches wir in unseren Breiten zu sehen gewohnt sind. Doch wo sind
die Lappen, wo die Renntiere? —
„Droben in den Bergen, weiter hinauf im Norden", wird uns zur
Antwort; „nur im Winter kommen sie hierher. Wie sollten sie es auch
mit ihren Tieren in dieser Hitze aushalten?" Und in der Tat! heiß ist es
hier. Zwar sind wir nur noch wenige Meilen vom nördlichen Polarkreis
entfernt; doch schon jetzt, morgens um zehn Uhr, zeigt das Thermometer 23"
im Schatten. Von Storbacken wandern wir zu Fuß durch den Wald nach
den Höfen von Wuollerim, 9 Kilometer immer bergauf und bergab in der
Sonnenglut. Denn die Bäume im Walde stehen nicht dicht und geben nur wenig
Schatten. In Wuollerim warten unser die vorausbestellten Skjuts, kleine
primitive Wagen mit unansehnlichen, doch ausdauernden Pferden, die uns
nach Iockmock bringen sollen.
Eine seltsame Fahrt beginnt. Zwar bietet der Weg, der durch dichte
Wälder, über gut gehaltene, rot angestrichene Brücken führt, zunächst nichts
außergewöhnliches. Doch schon hinter Koskats, einer kleinen Skjutstation,
auf der wir die Pferde wechseln, ändert sich die Landschaft. Die toten
Wälder liegen vor uns. Es ist schwer, sich von ihnen und ihrer grauenhaften
Schönheit eine richtige Vorstellung zu machen. Wälder nehmen uns auf,
die nie menschliche Pflege, nie die Wohltaten einer geregelten Forstkultur
erfahren haben, Wälder, die immer nur dem Menschen gaben und nie etwas
von ihm empfingen. Denn nur um Holz zu holen zogen noch vor kurzer
Zeit — jetzt ist das ganze Areal zum Kronpark avanziert — die Menschen
in diese Wälder und trieben hier schlimmste Raubwirtschaft. Bäume wurden
gefällt, wenn just ein Ast gebraucht wurde; man holte sich den Ast und ließ
den Stamm, der schwerer zu transportieren war, liegen. Zu Hunderten
liegen die gefällten Stämme in den Wäldern umher und vermodern, und wenn
sie im Fallen einige kleinere Bäume mit umreißen, je nun, was schadet das?
Es liegt ja so viel Holz hier oben im Walde und keiner braucht es, keinem
ist es wert hier abseits der Flüsse und Eisenbahnen, wo keine Menschen
wohnen und der Transport zu den Handelsplätzen es zu teuer machen würde,
also daß niemand es kaufen könnte.
Der Sturm und die Gewitter, der feuchte Boden, welcher Wurzelfäule
und andere Krankheiten hervorruft, parasitierende Pilze und andere Feinde
des Waldes vereinigen sich mit dem Menschen, um das Zerstörungswerl

zu vollenden. Ein Blitz fährt in die ausgetrocknete Krone, und schon flammt
der Baum auf gleich einer riesigen Fackel und nur ein geschwärzter Stumpf
bleibt zurück. Zu taufenden stehen die geschwärzten, halbverbrannten Stümpfe,
die vom Blitze zerstört wurden oder von brennenden Nachbarbäumen das
verheerende Feuer empfingen, droben in der Lappmark. Die kahlen weißen
Äste und Zweige anderer toten Bäume, die von Würmern, Insekten oder
Pilzen getötet wurden, strecken sich, gebleichten Skeletten nicht unähnlich,
geisterhaft gen Himmel. Wenn in den weißen Sommernächten das fahle
Licht der mitternächtlichen Sonne sich über die wildromantische Szenerie
ergießt, muß der tote Wald bevölkert erscheinen von Dämonen und
Geistern, die in ihm ihr unheimliches Wesen treiben und manchem einsamen
Wanderer, der nachts durch den toten Wald geht, mag das Herz
lauter schlagen, wenn die grauweißen Spukgestalten sich aus dem Boden
heben, ihm winken und drohen mit langen, dürren Leichenarmen, indeß
der Nebel sich am Boden zusammenbraut zum weißen Totenlinnen, das
lautlos auf- und niederwogt im Winde.
Wild durcheinander liegen die großen und kleinen Baumstämme, die der
Sturm zu Boden warf, nachdem die Wurzel im Boden verfaulte und der
Baum seinen Halt im Erdreich verloren hatte. So wie der Sturm die
Bäume hingeworfen hat, so bleiben sie liegen, Iahre, Iahrzehnte lang;
sie vermodern und zerfallen. Oft ruht das Auge überrascht auf den schönen,
großen Stämmen, die auch jetzt, halbverfault, noch nicht wertlos sein mögen,
und die hier nutzlos umkommen müssen. Der Boden kann nicht schlecht sein,i
der solche Bäume hervorbringt. Wo aber sind die Menschen, diesen Boden
zu bestellen?
Stundenlang währt die Fahrt durch die toten Wälder, die der Waldbrand
vernichtete und die menschliche Nachlässigkeit. Nur vereinzelt fällt der Blick
auf einen noch lebenden Baum, dessen frisches Grün seltsam absticht von
der weißen und weißgrauen Leichenfarbe seiner Nachbarn. Selbst das
niedere Gestrüpp am Boden ist nur sehr spärlich entwickelt. Alle Lebens-
kraft, aller Lebensmut scheint hier im Walde erstorben zu sein. Auch das
Wild fehlt in diesen Einöden und halbverbrannten Wäldern, die ihm kein
gastliches Heim bieten können. Nur der König des Edelwilds haust noch
hier oben, der Elch, auf dessen verlassene, aus niedergebrochenem Gestrüpp
gebildete Lagerstätten man nicht selten trifft. Wölfe, vereinzelte Bären
jagt man hier im Winter und trifft wohl auch mitunter auf ein wildes
oder verwildertes Renn.
Weiter geht die Fahrt durch die Einöden und die toten halbverbrannten
Wälder, in denen kein Vogel singt. Nur Mücken, zahllose Mücken, gegen
die weder Mückenschleier, noch Lederhandschuhe, weder Salmiakgeist, noch

Eucalyptusöl sonderlich viel helfen, bilden unser Gefolge. Kein Wagen,
lein Mensch begegnet uns auf der langen Strecke. Ietzt erscheint zu unserer
Linken eine schlichte Holztafel an langer Stange, auf die unser Kutscher uns
aufmerksam macht. „Polzirkeln". Wir überschreiten den Polarkreis, Nachts
um ^ die elfte Stunde inmitten des Waldes, während die Sonne hinter den
Bäumen untergeht. Fast taghell ist es in der Nacht. Da wird hinter un«
ein Ton laut, der seltsam hineinklingt in das Schweigen, der — Ton einer
Autohuppe. Doch noch ehe wir unserer Verwunderung Ausdruck verleihen
können, hält unser Kutscher, ein junger Bursche von sechszehn Iahren, sein
Pferd an, springt ab und gibt dem hinter uns anfahrenden Kraftwagen
ein Zeichen zu halten. Willig folgt der Chauffeur der empfangenen Weisung
und stoppt ab, indeß der junge Kutscher seinen Wagen langsam bis an den
Straßenrand führt, das Pferd abschirrt und mit ihm in den Wald geht,
wo er es an einem halbverkohlten Baumstamm festbindet. Erst jetzt kann
das Automobil langsam vorüberfahren, während der Kutscher das vor Angst
zitternde Pferd streichelt und beruhigt. Sie sind noch nicht an Automobile
gewöhnt, die kräftigen kleinen Pferde der Lappmark, und würden mit dem
Skjud glatt abgehen, wenn der Kutscher sie nicht ausspannen würde. Und
doch fährt dieses Automobil fast täglich durch den Wald. Es ist ein schöner,
eleganter Wagen, von mindestens 60 Pferdekräften; es gehört dem Gastwirt
von Wuollerim, der für die Touristen sich den Wagen angeschafft hat und
viel Geld mit ihm zu verdienen hofft. Doch wenn auch die Touristen
nicht ausbleiben im Sommer, so ziehen sie es doch meistens vor, die billigeren
Skjude zu benützen, zumal die Sage geht, daß der Wirt von Wuollerim
sich nicht immer an getroffene Vereinbarungen hält und manchmal mitten
auf der Strecke anhält, um den doppelten Fahrpreis zu fordern.

Gegen ein Uhr morgens langen wir in Iockmock am Luleelf an, einem
kleinen Flecken, der ein gutes Turisihaus besitzt und berühmt ist der beiden
Wasserfälle wegen, die in seiner nächsten Nähe sind. Mehr als 40 Meter
fällt hier durch den Akkatschfall und den Kajtumfall, die nur zwei Kilometer
von einander entfernt sind, der Spiegel des Luleelf. (Das Gefäll des
Rheines bei Schaffhausen beträgt nur 24 Meter.) Weithin ist das Brausen
des Stromes vernehmbar. Auch schöne Touren lassen sich von Iockmock
im Sommer machen, nach Kvickjock, wo vom Gipfel des Snärak die Mitter-
nachtsonne sichtbar ist, und nach Haarspranget, dem größten Wasserfall von
Europa. Im Winter aber kommen die Lappen nach Iockmock, das sie
Talvatis d. h. Wintermarkt nennen, da sie hier all das — meist im Tausch-
handel — erstehen, was ihre bescheidene Lebensführung erfordert und was
das Renn ihnen nicht geben kann.

Als wir in Iockmock ankamen, fanden wir noch das ganze Turisihaus
in Bewegung. Auf dem Platze vor dem Hotel wurde Tennis gespielt,

indeß andere Touristen, die wohl anstrengendere Märsche hinter sich hatten,
auf dem Balkon dem Spiele zuschauten. Es ist ein eigenes Bild, solch
eine Tennispartie in nachmitternächtlicher Stunde, wenn nur eine schwache
Frühdämmerung daran erinnert, daß die „nachtschlafende Zeit" da ist. Am
nächsten Morgen standen wir spät auf, um mit Skjude nach Murjek und
von dort mit der Bahn weiter zu fahren nach Abiskojokk, dem Ziele aller
Lapplandtouristen. Doch kein Skjud war aufzutreiben; nur das Automobil
aus Wuollerim stand verlockend da in seinem roten Anstrich, mit seinen
sechzig Pferdekräften. Sollten wir es für die Fahrt nach Murjek mieten? —
Zwar waren wir vor dem Wirt gewarnt worden; indeß hatte uns niemand
etwas positives mitteilen können. Es ging nur die Sage, daß . . .
Schon trat der Wirt auf uns zu und bot uns seinen Wagen für die
Fahrt nach Murjek an. 60 Kronen verlangte er und nach einer halben
Stunde handelnd hatten wir uns auf 35 Kronen geeinigt. Dann brachen
wir auf. Das war eine andere Fahrt, als gestern mit dem kleinen Wägelchen.
Im flotten Dreißig-Kilometer-Tempo sausten wir dahin — bis zum Porsifors,
einem der schönsten Fälle des Stora Luleelf, den er kurz nach der Vereinigung
mit dem Lillaelf bildet. Der Porsifors ist einer der berühmtesten Wasserfälle
von ganz Schweden und trägt in jedem Reisehandbuche seinen Stern mit
Recht. Allein wir hatten keine Gelegenheit, ihn zu bew»ndern. Denn
gerade, als wir auf der Brücke waren, die über den Fall führt, da hielt
plötzlich unser Wagen und der Wirt von Wuollerim, der selbst lenkte, kletterte
herunter: „Die Herren werden verzeihen, aber für 35 Kronen kann ich Sie
nicht weiter fahren. Sie müssen mir schon die 60 Kronen bezahlen, die
ich zuerst verlangte".
In Stockholm wollten wir die Angelegenheit gerichtlich ordnen lassen.
Allein die Advokaten rieten uns ab; das Objekt wäre zu Nein und lohne
sich nicht der Mühe — für sie.

Therese Lehmann-Haupt
Hindenburglied

Therese Lehmann-Haupt.

Hindenburglied.

Mtl.: Plw, <lugn> b«l «dl« NM«.

Unser schönes Land Ostpreußen
Wollt' der Russe an sich reißen,
Weil der Hunger drüben groß.
Da wir tief im Frieden waren,
Brachen ein Kosakenscharen,
Und gleich ging das Plündern los.
Selbst Gen'räle stahlen munter,
Brannten Dörfer, Städte 'runter,
Fackel hing am krummen Schwert.
Mordeten voll Lust — o Grauen —
Kinder, Greise und auch Frauen, —
Schändeten den deutschen Herd.
Als dem Kaiser man 's berichtet,
Stand er wie von Schmerz vernichtet,
Dann erglänzt sein Aug' wie Stahl:
„Hindenburg", so rief er plötzlich,
„Dieses wird für dich ergötzlich, —
Lang' das Lausepack dir mal!
Ich muß hier Franzosen prügeln,
Belg'sche Rachepläne zügeln
Und neutrale Rechte wahr'n.
Meinem Vetter 'n Buckel wärmen,
Peitschen drehn aus Iapans Därmen
Für die anderen Feindesschar'n."
Hindenburg, der drauf gewartet,
Rief: „Nun Iungens, losgestartet,
Daß dem Ruß die Läus' vergeh».
Hunderttausend woll'n wir fangen,
Und was dann noch nicht gehangen,
'rin in die masur'schen Seen!"
Wie sich Hindenburg das dachte,
Bis auf's Tüpfelchen er's machte,
Denn der Preuße nimmt's genau.
Von den deutschen Greuelstätten,
Wo sie gern geschlemmt noch hätten,
Peitscht man auf sie mit Radau.
Hunderttausend Russenfressen
Kriegten erst mal satt zu essen
Wohl in preußischem Kommiß.
Dann vergnüglich mit dem Reste
In masurische Moräste,
Wo kein Wiederkommen <s!
Und die dann noch sind entkommen,
Wurden gleich aufs Korn genommen,
Hei, mit Hurrah hinterher!
Frei ist nun Ostpreußens Grenze, —
Kinder, windet Eichenkränze, —
Unserm Hindenburg die Ehr'!
Ob die Brust ihm voller Orden,
Ob er höchsten Ranges worden,
Unser Retter in der Not, —
In Ostpreußen soll er leben,
Gut und Blut woll'n wir ihm geben, —
Hindenburg — dich segne Gott!

Politische Rundschau.

Kriegswissenschaft.

Deutschlands Kampf für Recht und Gesittung.

Daß der gegenwärtige Krieg ein Kampf um die Stellung deutschen Wesens, deutscher Gesittung in der Welt ist, diese Überzeugung hat unser ganzes Volk vom ersten Augenblick an durchdrungen. In ausdrucksvollster Weise tritt das hervor in dem soeben erschienenen Kriegsheft der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst undTechnik" (Einzelhefte—.25M. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin). Die sonst den Gedanken der internationalen Verständigung pflegende Zeitschrift soll der Wahrung von Deutschlands Stellung in dem ihm aufgedrungenen Krieg, namentlich auch der irregeleiteten Meinung des neutralen Auslandes gegenüber dienen.

Die bedeutsamsten Äußerungen sind die Ad. von Harnacks, des Berliner Theologen, vor allem in seiner Antwort auf einen ihm auf seine Rede zur „Deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung" im Berliner Rathaus am 11. August 1914 von englischen Gelehrten und Geistlichen zugesandten Brief. Die Engländer geben ihrem Bedauern Ausdruck, daß, wie sie sagen, A. v. Harnack „Englands Haltung in dem gegenwärtigen Kriege als einen Verrat an der Zivilisation bezeichnet habe". Darauf antwortet A. v. H., er habe zwar diese Worte nicht gebraucht, aber sie gäben allerdings sein Urteil über dieses Verhalten richtig wieder. Der Behauptung der Engländer gegenüber, England habe nur zum Schutze Serbiens und Belgiens in den Krieg eingegriffen, antwortet A. v. H. entschieden und würdig zugleich: „Sie wollen statt der furchtbaren Situation, in die Serbien und Rußland Österreich gebracht haben, nur die Nöte eines bedrängten Kleinstaates sehen, dem man zu Hilfe kommen müsse! So zu urteilen, ist nicht mehr Blindheit, ja es wäre ein himmelschreiendes Ver-

brechen, wüßte man nicht, daß für
Großbritannien Lebensfragen anderer
Großmächte überhaupt nicht eristieren,
weil es nur seine eigenen Lebens-
fragen und die solcher Kleinstaaten
gelten läßt, deren Bestand für Groß-
britannien wertvoll ist". Und er
ruft den Engländern zu: „wir ver-
teidigen die Arbeit von anderthalb
Iahrtausenden für ganz Europa und
auch für Großbritannien! Aber der
Tag, daß Großbritannien den Damm
zerriß, kann niemals in der Welt-

geschichte vergessen werden. Und ihr
Urteil wird lauten: An dem Tage,
da sich russisch-asia tische Macht auf
die Kultur Westeuropas stürzte, er-
klärte Großbritannien, es müsse mit
Rußland gehen, weil ^ „die Souveräni-
tät des Mörderstaates Serbien ver-
letzt sei!" „Wenn England alle Gegen-
sätze, die zwischen ihm und Rußland
bestehen, beiseite setzt, wenn es nicht
nur die Horden der Russen auf uns
hetzt,sondernauchskrupellosdieIapaner,
„die gelbe Gefahr" über uns und
Europa heraufbeschwört, wenn es
also seine Wichten gegen die euro-
päische Kultur ins Meer versenkt —
so gibt es dafür nur eine Erklärung
und ein Motiv: England glaubt,
die Stunde sei gekommen, uns zu
vernichten. Weil es unsre Kraft,
unsren Fleiß, unsre Blüte nicht
dulden will! Eine andere Erklärung
gibt es nicht!" Das ist eine deutsche
Antwort auf englische Heuchelei!
Als eindrucksvollster Zeuge für
Deutschlands Friedensliebe tritt A. v.
Harnack der bekannte Kulturhistoriker
H. St. Chamberlain zur Seite. Er,
ein geborener Engländer, sagt: „Seit
45 Jahren verkehre ich vorwiegend
mit Deutschen, seit 30 Jahren lebe
ich ständig in deutschen Landen; die
Liebe zu deutscher Art, deutschem
Denken, deutscher Wissenschaft, deutscher
Kunst schärfte mir das Auge, ohne
mich blind zu machen. Und mein
Zeugnis lautet dahin: in ganz
Deutschland hat in den
letzten 45 Iahren nicht
ein einziger Mann gelebt,
der Krieg gewollt hätte,
nicht einer. Wer das Gegenteil
behauptet, lügt — sei es wissentlich,
sei es unwissentlich." Besondere Be-
deutung dürften seine Äußerungen über
die persönliche Stellung des deutschen
Kaisers beanspruchen.
H. St. Chamberlain führt aus,
er sei „dem Kaiser nicht oft, doch
unter besonders günstigen Umständen
begegnet: außerhalb der Hofetikette,
zu zwanglosem Meinungsaustausch,
unbelauscht." Er will auch jetzt von
dem Grundsatz, nichts von den Äuße-
rungen des Kaisers mitzuteilen, nicht
abweichen. Doch begehe er keine
Indiskretion, wenn er sage: daß ihm
„in dieser bedeutenden Persönlichkeit
zwei Züge über alles bemerkenswert

erschienen, als die zwei „Dominanten" ihres ganzen Fühlens, Denkens, Handelns: das tiefe, nie weichende Gefühl der Verantwortung vor Gott und — hierdurch eng und streng bedingt — der energische, herrische, ja — wenn es nicht zu parador klingt — der ungestüme Wille, Deutschland den Frieden zu bewahren". Er schließt seine eindrucksvollen Ausführungen: „Schenkt aber Gott den deutsch-österreichischen Waffen den Sieg, den vollkommenen, niederschmetternden Sieg — was wir alle von ihm erflehen, auch wir Nichtdeutschen, insofern uns das Wohl und die Kultur der gesitteten Menschheit höher steht als nationale Eitelkeit — dann, aber auch nur dann, genießt Europa eines hundertjährigen Friedens, und der Wunsch des großen und guten, von seinen Standesgenossen so schmählich betrogenen Fürsten wird doch noch in Erfüllung gehen, glorreicher, als er es sich gedacht hatte, zugleich ganz Deutschland zur Rechtfertigung vor Verleumdung und Lüge: erst recht wird er dann „Friedenskaiser" heißen, da er und sein Heer als ihr ureigenes Werk den Frieden geschaffen haben werden." Das ist ein den schmählichen Verunglimpfungen englischer Blätter gegenüber doppelt wertvolles Zeugnis! Diesen beiden schließen sich die anderen Beiträge des Heftes würdig an, so der des Berliner Historikers O. Hintze, der auf Grund eines um-

fassenden historischen Überblickes über
die tieferen Gründe des Weltkrieges
zu dem gleichen Ergebnis kommt:
„Wir sind in der glücklichen Lage,
indem wir für unser nationales
Dasein kämpfen, zugleich die
höchsten sittlichen Güter zu ver-
teidigen, die allem Volks- und Staats-
leben erst den rechten menschlichen
Wert verleihen". Und nicht anders
lauten die Urteile des Breslauer Rechts-
lehrers R. Leonhard wie des Hallenser
Theologen Friedr. Loofs, während
demgegenüber der greise Führer der
deutschen Volkswirtschaftslehre, Adolf
Wagner, feststellt, daß Englands Motive
zu seiner Teilnahme am Krieg sind
„die britische Habsucht und der hoch-
mütige Wahn, daß sie allein von Gott
und der Natur zu Beherrschern der
ganzen Weltmeere berufen und nach
ihren nationalen Eigenschaften geeignet
seien", daß sein Haß sich gerade gegen
uns kehre, „weil wir die jüngsten
Konkurrenten stärkeren Schlages für
sie sind und am meisten von ihnen nur
als unberechtigte Emporkömmlinge an-
gesehen werden."

Auch die anderen Beiträge des
Heftes sind eindrucksvolle Bekundungen
deutscher Gelehrten, so Rud. Euckens,
des Ienaer Philosophen über das
Wesen deutscher Art und deutscher
Wissenschaft insbesondere, so des Heidel-
berger nach Berlin berufenen Theo-
logen Ernst Troeltsch über die Stellung
der deutschen Wissenschaft zum und
in diesem Krieg, der „selbst in seinem
bisherigen Verlaufe zum guten Teil
ein Werk des wissenschaftlichen deutschen
Geistes, des Geistes der Systematik,
Ordnung und Strenge und der deutschen
Technik sei". Umgekehrt werde „die
deutsche Wissenschaft gerade in ihren
historischen, sozialwissenschaftlichen und
ethischen Arbeitsrichtungen aus diesem
Kriege von neuem lernen, welch uner-
meßliche Bedeutung dem Staate und
der politischen Erziehung des Volkes
vor allen anderen geistigen Mächten
zukommt". K

Der Berliner Strafrechtslehrer
Franz von Liszt bezeugt, von den aus-
ländischen Gelehrten fordernd, daß
an der „Ehrlichkeit deutscher Ge-
sinnung, an der Aufrichtigkeit deutscher
Worte nicht gezweifelt werde," daß
das größte in diesen Tagen sei, „daß
das ganze deutsche Volk nur eine

einzige Seele habe", daß von den „Lehrern der Wissenschaft kein einziger anders denke und empfinde, als die deutschen Soldaten draußen in feindlichem Lande". Und würdig schließt sich ihm die Erklärung der Bonner Historiker an: „wen muß sie nicht ergreifen: diese stille Sicherheit und unwiderstehliche Tatkraft, mit der dies Gemeingefühl alle Schichten und Parteien unseres Volkes durchdringt und zur Aufopferung des individuellen Selbst wie zu etwas Selbstverständlichem fortreißt! Wer im Auslande unseren wissenschaftlichen Arbeiten Wert beilegt, der möge auch diesem Ausdruck unserer historisch-politischen Überzeugung die Aufmerksamkeit nicht versagen."

So stellt das Heft eine würdige Kundgebung deutscher Wissenschaft dar, dessen Gewalt sich das Ausland nicht wird entziehen können. Mit Recht darf der Herausgeber in dem dem Heft vorausgeschickten Geleitwort aussprechen, daß diesen Äußerungen deutscher Gelehrten gegenüber, die sich den Kundgebungen der „Fichte und Schleiermacher, der Steffens, Niebuhr und Böckh vor hundert Iahren, der Mommsen, Treitschke, Dubois-Reymond 1870" würdig anschließen — man doch an der sittlichen Bildungskraft unserer heutigen Kultur, ihrer Förderung von Wahrheit und Recht gänzlich verzweifeln müßte, wenn eine Verteidigung mit solchen geistigen Waffen uns nicht mehr wirksam zu helfen vermöchte.

Rundschau

Literarische Rundschau.

Arthur Silbergleit.

In unserer schwertdurchklirrten Zeit, in der eine zwar äußerlich stille, aber in der Volkstiefe desto stürmischere Umwertung aller Werte stattfindet und in der die Haltung die Herrschaft über den Geist gewinnt, muten uns Bücher, die nicht von dem heimlichen Zusammenhang des Einzelnen mit der Gesamtheit Kunde geben und die nicht von hoher vaterländischer Gesinnung erfüllt sind, wie fremde, sagenhaft alte Gebilde an, deren stumme Bitte um Würdigung uns fast anspruchsvoll erscheint. Wenn heute hier dennoch Werke wesentlich anderer d. h. nicht gerade völkischer, sondern weitläufiger Art zur Besprechung gelangen, so möge sich dieser Versuch durch das Bestreben rechtfertigen, kurz vor dem Beginn einer gewiß neuen Entwicklung unseres Schrifttums die letzten Lebenszeichen ihrer entschwebenden Schwester an Einzelerscheinungen noch einmal unbefangen zu überprüfen und den verschlungenen Wegen, auf denen diese oft gewandelt war, noch einmal nachzuschreiten. Und nicht zuletzt dünkt es mich nicht ohne Anreiz, der geistigen und seelischen Zerklüftung der Vergangenheit die äußere und innere Geschlossenheit unserer Zeit entgegenzusetzen.

Die Gefahr, den Wert unserer im Kriege 1870/71 mühsam erkämpften äußeren Einheit durch manchen Zwiespalt und tausend innere Zersplitterungen allmählich in Frage gestellt zu sehen, wuchs von Iahr zu Iahr. Die breite Lebensfläch? der Allgemeinheit verschmälerte sich; wir wurden ein Staat der Parteien, Stände und Vereine. Trotz allen An- und Ausgleichsbestrebungen der Weltwirtschaftsordnung und des Verkehrslebens entfremdeten sich Bürger und Bauer, Dörfler und Städter stärker als je. Scheinbar allen Gruppen entrückt und von allen Bindungen gelöst war nur das Kunstzigeunertum. Mit diesem beschäftigt sich ein junger Schriftsteller, Leopold Hubermann in seinem Bande: „Boheme" (Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg.)

Hubermann bekämpft in dieser Anklageschrift die ziemlich allgemein verbreitete Meinung von dem Persönlichkeitswert und -trieb jener landlosen

Leute und er deckt den Trug angeblich
geistigen und seelischen Abenteuertums
auf. Er spricht ihnen vielmehr nur die
Trägheit und Rätsellosigkeit der von
ihnen verachteten Menge zu und er
sieht in ihren Gedanken- und Gefühls-
äußerungen nur Kundgaben eines
Massengehirns und einer Massenseele.
Die sonderbare Tatsache des Zusammen-
schlusses dieser Freischärler begründet
er mit der allen gemeinsamen Tücke
und Hinterlist, den ragenden, gipfel-
hohen, einsamen, felsenftarken, in sich
selbst gefestigten Geist im Verschwörer-
bunde zu überfallen. In Wirklichkeit
besitzt Hubermanns Fechterstellung nur
den Reiz einer heldenhaften Geberde,
und sein steil gezücktes Schwert teilt
lediglich Luftstöße aus. Denn es gibt
seit der Erdenwallfahrt des seligen
Träumers und großen, unschuldigen
Götterkindes Peter Hille in Deutsch-
land keinen glaubwürdigen Vertretet
der Bohöme mehr. Dieses fremt
Sammelwort kann sich allenfalls al.,
die Fremde d. h. auf Paris beziehen;
das Kunstzigeunertum ist selbst dort,
wie Kenner der Seinestadt versichern,
im Schwinden begriffen (die Herren,
die etwa im Berliner Cafs des Westens
die Rolle des Bohsmien spielen, sind
bejammernswert schlechte Mimen).
Man scheidet daher von dem Verfasser
mit dem aufrichtigen Bedauern über
die Verschwendung seiner kraftsprühen-
den Ausdrucksmittel an lebende Leich-

name und über das Mißverhältnis zwischen der Kümmerlichkeit und Blässe seines Stoffs und dem Reichtum und der Farbigkeit seines Stils. ^

Mit keinem Aufschrei, vielmehr mit einem leisen, langen Schluchzen entladet Carl Ehrenstein die Spannungen seiner jungen Seele in einem Bande: „Klagen eines Knaben" (Verlag Kurt Wolff, Leipzig). Beim Lesen dieses Buches gedenkt man unwillkürlich der ergreifenden Verse Else Lasker-Schülers: „Es ist ein Weinen in der Welt. Als ob der liebe Gott gestorben wäre", und man wird von den Leiden eines Menschen erschüttert, der allzufrüh mit seiner tausendjährigen jüdischen Erblast bitterer Lebenserkenntnisse und mit abgeblendeten Lichtern seinem dunklen Abgrunde zu auf dem Daseinsstrom willen-, steuer- und hafenlos dahintreibt und der in seiner Verherrlichung der eitlen Vergänglichkeit aller Wesen und Werte Feste der Schmerzenswollust feiert. Ich liebe dieses Buch wegen seiner venetianischen Wehmut, wegen seiner kranken Musik voll Auflösungssehnsucht, wegen seiner gebrochenen, verschwimmenden und verschwebenden Töne und nicht zuletzt wegen seiner starken Veranschaulichung eines Menschenweges von kindlicher Gläubigkeit zu altem Haß und Hohn.

In denkbar schärfsten Gegensatz zu der träumerischen Trägheit und Schwermut Carl Ehrensteins steht die Willens-, Lebens-, Tat- und Weltfreunde Alerandre Mercereaus. Das von Paul Friedrich vortrefflich verdeutschte Werk dieses jungen Franzosen: „Worte vor dem Leben" (im Insel-Verlag, Leipzig) sucht den Sinn unseres Daseins ernst zu ergründen und jubelnd zu verkünden. In inniger Vertrautheit mit dem All ertastet Mercereau mit geschärften Sinnen die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Natur, Geist und Menschenseele, und weil ihm alle wertvollen Gedanken der Menschheit aus Götterhäuptern ausgewandert zu sein scheinen und weil so Erkenntnisse Gefühle der Andacht in ihm auslösen, empfängt seine ungebundene Sprache die Hebungen und Senkungen feierlich bewegter Wohllautwellen, die hohenpriesterliche Getragenheit gläubiger Dichtungen, deren Klanggesetze er im tönenden Reigen der Sterne, im Lispeln der Lüfte, im Rieseln der Bäche, im

Hauch der Blumen und im Rauschen der Wipfel fand. Vielleicht beunruhigt dieses zwitterhafte Gebilde von Weisheit und Dichtung das deutsche Gewissen, das eine klare Ordnung der Begriffe liebt, aber gerade diese uneinreihbare Gattungslosigkeit des Werkes ist, wie Stefan Zweig in seinem meisterhaften Nachwort mit Recht hervorhebt, für den zwanglosen Zusammenfluß aller Geistesströmungen unseres Geschlechts bezeichnend: „Überall steht es zwischen dem Hergebrachten, frei und vorbildlich, und dringt doch mitten aus der Zeit, nicht bemüht um Weltergründung so sehr, als das Weltgefühl der Stunde zu äußern".

Der Reigen kleiner Erzählungen von Hedwig Wigger-Barsch: „In lusitanischer Sonne" (Verlag L. Heege, Schweidnitz) wirkt durch seine Bindung edler, maßvoller Bewegungsschönheit und üppiger Sinnlichkeit reizvoll. Diese Legenden südlicher Leidenschaft, vom Leben gedichtet und von einer reifen Darstellungskunst geläutert, dürften sich zahlreiche Freunde erwerben. Die Verfasserin, die jahrelang in Portugal gelebt hat und daher Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen vermochte, läßt uns in der Tat die Glut der lusitanischen Sonne erspüren. Unter dem ausgespannten blauen Riesenfächer des Himmels wandelt im Empfindungsrausch manches heißblütige Liebespaar dahin; Mandolinen und Guitarren siegen; freilich mutet uns die schmeichlerische Süße alter

Serenadenmusik bei dem harten Gegenwartsklang des Schwerterklirrens und Kanonendröhnens traumhafter als jemals an.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Der Spielplan derTheater.

Die künstlerische Verlegenheit der Theater ist durch den Krieg noch größer geworden als die wirtschaftliche. Diese kann durch Subventionen behoben werden — woher aber soll eine künstlerische Subvention kommen? Anstatt den Theaterleitern ungerechte Vorwürfe zu machen ob ihres angeblichen Mangels an Findigkeit — (ach Gott, die Not hat sie immer findiger gemacht, als ihre meisten Kritiker) — soll man die einfache Tatsache anerkennen: ein Kriegsrepertoire gibt es nicht.

Natürlich spielen die Theater nicht für Leute, denen der Krieg so sehr alle Besinnung geraubt hat, daß ihnen der Zuspruch von der Bühne ebenso unerträglich ist wie irgend ein anderer. Aber doch vor Leuten, die vom Kriegsgedanken beherrscht werden, der in ihrem Denk- und Gefühlsapparat immer auf der Lauer liegt, um hervorzubrechen. Was also soll der Theaterleiter angesichts eines solchen Publikums machen? Er muß den Kriegsgedanken nähren oder ihn zu beschwichtigen suchen.

Ihn zu nähren, ist einfacher. Um eine hellodernde Flamme anzublasen, dazu genügt ein schwacher Windstoß; um aber sie auszublasen, ein Orkan. Die schwachen Windstöße, die der Tag erzeugt hat, sind kläglich genug. Bemerkenswert daran ist nur die merkantile Firigkeit, mit der einige Schnelldichter die Geschichte der letzten drei Monate in Szenen abgeteilt und zu Dialogen und Kouplets verarbeitet haben. Bisher sind diese theatralischen Ansichtskartenb'lder vom Tage auf die Bühnen letzter Ordnung beschränkt geblieben; aber schon rüstet sich das „Berliner Theater" mit einer polit^sch-militärisch-theatralisch-musikalisch-choreographischen Moritat größten Kalibers den Kriegspfad zu beschreiten, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, die „Ertrablätter" — so nennt sich das neueste Erzeugnis dieser Possenfabrik -— demnächst einen Siegeszug vollenden zu sehen über alle Bühnen, deren Leiter sich die Fähigkeit zuerkennen, den Geist der Zeit zu begreifen.

Etwas höher zielen schon die zeit-
gemäßen Bearbeitungen früherer Ge-
legenheitswerke. Daß man sich ihrer
heute noch erinnert, beweist, daß
irgend ein besserer Blutstropfen in
ihnen pulsierte. So gibt das „Deutsche
Künstlertheater. Sozietät", das sich
als eine gleiche Mißbildung wie sein
Titel erwiesen hat, eine Umarbeitung
der „Gewonnenen Herzen" des alten
verkommenen Hugo Müller. Die
Herzen, die Hugo Müller, um die Zeit
der Sedanschlacht etwa, mit großer
Eilfertigkeit als gewonnene vorstellte,
waren die der Bayern; und er gewann
damit, der zu fünf Zehnteln Komödiant,
zu vier Zehnteln Literaturzigeuner,
und zu einem Zehntel ein kleiner
Dichter war, die Herzen der Theater-
besucher von damals im Sturm. Bei
den Umarbeitern sind die gewonnenen
Herzen die der Elsässer. Durch die
Zutaten ist der patriotische Wechselbalg
nicht schöner geworden; aber die treu-
herzige Gemütlichkeit, die ihm vor
44 Jahren zu einem kurzen Ruhm
verhalf, blinzelt ihm noch heut aus
den Augen und macht ihm zwar keinen
Ruhm mehr, schafft aber doch noch
immer die wohlwollende Stimmung,
in der man wünscht, die armen geplagten
Theaterleiter hätten heute einen neuen
Hugo Müller zur Linderung ihrer Not.
Nichts weniger erhebend in dieser
erhebenden Zeit, als das Verhalten

der sogenannten Tageskritik zu dieser
Not. Die klügeren unter ihren Schwert-
trägern verstecken ihre Waffe; sie loben
jede Vorstellung und jede Maßnahme
jedes Theaters, und durch die Zeilen
blinzelt ihr Augenzwinkern, das Mitleid
und Nachsicht in dieser schweren Zeit
für die armen Komödianten und ihre
Prinzipale heischt. Die — weniger
Klugen fallen über die Direktoren
her und verprügeln sie, weil sie nicht
die großen Dichter der großen Zeit
finden, die es nicht gibt. Aber den
führenden Kritiker, der den Bühnen
die Wege wiese, auf denen sie eine
herrliche Sendung für die Zeit erfüllen
konnten, habe ich noch N'cht bemerkt.
Der zu sagen wüßte, wie das Theater
das entgegendrängende Grundgefühl
des heutigen Zuschauers packen und
künstlerisch prägen könnte. Das dumpfe,
aber starke und beglückende Gefühl,
nicht mehr Einer, sondern eins zu sein
mit einem herrlichen Volksganzen, ich
und du zugleich zu sein, zu steigern zum
gestaltungskräftigen Bewußtsein einer
herrschberechtigten nationalen Kultur.
Der kritische Schmähredner pflegt
nach alter Sitte so zu tun, als ob das
Publikum ihn zu seinem Anwalt er-
nannt hätte. „Wir", sagt er, wollen
auf der Bühne keine Leitartikel in
Dialogform und keine Witzblattgestalten
alte Scherze wiederholen hören; aber
er irrt sich; wir wollen es wohl. Denn
die Leitartikel handeln von des deutschen
Volkes ungeheuerstem, ruhmvollstem
Kampfe, und die Witzblattgestalten
beweisen (ihr Witz mag selbst der der
Gesindestube sein), daß unser Volk,
in Strömen von Blute watend, sich
prachtvoll feste Nerven bewahrt hat.
Die festen Nerven beherrschen die
Stunde und verlangen auch in der
Kunst ihr Recht. Wieder einmal ist,
Gott sei Dank! auch im Kunstbetrieb
die sittliche Forderung nach festem
Nervenleben, gesundem, starkem, ein-
vchem, sternen wärts gerichtetem Fühlen
aufgepflanzt. Und das verwirrt unsere
Tageskritik, die in der nachnaturali-
stischen Zeit der Züchtung der interessan-
ten Nervenschwäche sich bildete. Sie
hat sich noch nicht zurecht gefunden
in der neuen Zeit und ist darum noch
nicht im Stande, einen deutlichen
Gedanken zu fassen.
Eingefuchst auf die hergebrachten
Redensarten von nuanziertem Seelen-

leben -- einem Euphemismus für
habituelle Willensschwäche als Folge
von erotischer Überreiztheit — haben
sie noch keine Formel gefunden, um
sich mit der Entdeckung abzufinden,
daß unser Volk von jenem Seelenleben
und jener Willensschwäche vollkommen
frei geblieben ist und daß ihre neuro-
pathische Literatur ganz und gar keine
Wurzeln im Volksboden hatte und so
zu sagen in der Luft schwebte. Daß
ein hahncbüchen gezimmertes Volks-
stück aus der vaterländischen Geschichte
nicht unter dem Segen Apollos zustande
gekommen ist, brauchen sie uns nicht
zu sagen, und daß das Einflechten von
patriotischen Gesängen unter gütiger
und begeisterter Mitwirkung des Pu-
blikums eine arge Stillosigkeit ist, weiß
gleichfalls jedermann. Und doch:
wenn in einem rührend, oder meinet-
wegen auch ärgerlich naiven Gemächt
alle Zuschauer, von einem großen
Antrieb überwältigt, ergriffen und er-
greifend, an unpassendster Stelle stehend
„Deutschland, Deutschland über alles"
singen, so erhebt mich das mehr als
zum Beispiel Fräulein Lulus oder
Fräulein Franziskas gesamter irdischer
Lebenslauf mit allen psnchopathischen
Belegstellen aus Krafft-Ebing dazu. Es
ist eine Seelenerhebung, eine einzige,
die wir nicht wieder erleben werden.
Auf die Seelenerhebung, Scelcnstei-
gerung, Scelenfestigung kommt es an.
Gern verdankten wir sie dem großen
Dichter der großen Zeit. Da er aber
noch nicht da ist, so müssen wir es uns
an Surrogaten genügen lassen.

Daß uns die große Dichtung der
Zeit von ihren neuropathischen Dichtern,
den Dichtern der großen tristitia
omnium anitualimu post, reL ceitaz,
geschenkt werden könnte, wagen jene
Leute selber nicht zu behaupten. So
kommt denn schließlich das bischen
Gewisse in ihren Äußerungen auf
die Selbstverständlichkeit hinaus, die
Klassiker zu empfehlen, die Klassiker
in Wort und Ton. Und neben Richard
Wagner steigt wieder Friedrich Schiller
als Dichter der Stunde auf.
Ich weiß nicht, ob es jemand gegeben
hat, für den Meistens bisherige Unpo-
pularität nicht ein unlösliches Rätsel
gewesen wäre. Für mich war sie es,
und ich war begierig, jetzt zu erleben,
ob der weltgeschichtliche Vorgang, der
uns alle durchschüttelt, unseren Volks-
genossen den Sinn für diesen deutschen
Urmenschen öffnen würde. Man sollte
meinen, in all unserer Dichtung gäbe
es keine zwei so ganz in unsere Zeit
passende Nationaldramen, wie der Prinz
von Homburg und die Hermannschlacht,
-— besonders die Hermannschlacht.
Ich habe sie mit fragendem Herzen
dieser Tage wieder und wieder gesehen,
an zwei Berliner Theatern; aber es
schien mir, als ob sie wieder versagten,
die Hermannschlacht sicher. Freilich
sind beide Theater seit Iahren Stätten
unveränderlicher Schablonenspielerei.
Doch erklärt das nicht das nationale
Unglück, daß Kleist uns noch fast
ganz stumm ist; Schiller zündet heute
wieder auf der Schmiere. Ich weiß
keine andere Erklärung: wir haben
noch keinen Kleistschen Darstellungsstil.
An den beiden Theatern, von denen ich
spreche, fiel in der Herrmannschlacht
die Bärenzwingerszene fort. Kann
man von Theatern, die in einer Hinden-
burgzeit immer noch glauben, die
Rücksichten auf Mädchenpensionate be-
wahren zu müssen, selbst wenn sie
einer Kleistschen Dichtung das Herz
ausbrechen (vorausgesetzt, daß ihnen
das überhaupt klar ist), einen Kleistschen
Darstellungsstil verlangen?
Und einen Schillerschen? Wie
früher die Schillerdarstellung unter
geistloser Deklamation litt, so lei-
det sie heute unter geistreichelnder
„Vermenschlichung". Die zwei größten
Stilmächte der letzten Zeiten auf un-
serer Bühne haben sich gleich stark an
ihr versündigt. Der Naturalismus unter

Führung Brahms wollte Schiller „ver-
natiirlichen". Diese Versuche begannen
mit Brahms erstem Direktionstage;
seine damalige Aufführung von „Ka-
bale und Liebe", eine Aufführnug
von und für Stottevrr, ist den lebenden
Zeugen in schreckhafter Erinnerung; sie
endeten, kürzlich erst, mit Hauptmanns
Verweberung des „Wilhelm Teil"
auf der Bühne des „Künstlertheaters.
Sozietät". Reinhardt dagegen will,
sozusagen, Leben in die Bude bringen.
Soeben hat er sich an den Wallenstein
gemacht und aus den beiden ersten
Teilen mit überraschendem Witz eine
Menge von Lustspielwirkungen heraus-
geholt. Das „Lager" hat er damit
wirklich bereichert, nicht zum vollen Ver-
gnügen seiner sonst so getreuen Herolde.
Für seine „Piecolomini" erntete er da-
gegen das uneingeschränkte Lob aller je-
ner Tageskritiker, die auf seelische Nu-
ancen pürschen. Ich weiß nicht, ob er
merkt, daß das anfängt, zu den Unglücks-
fällen zu gehören. Die seelischen Nuancen
schufen einen schlenkrigen Zivilwallen-
tein (Bassermann), einen Biedermann
von Okravio (Winterstein), einen ver-
trottelten Zigeunerbaron (Isolani),
einen Lubowski (siehe Doktor Klaus)
in Kostüm (Seni), einen mißvergnügten
Büroschef von Terzky (Iosef Klein),
einen Lustspielmarquis von Ouestenberg
(Danegger), eine tantenhafte Thekla
(Else Heims) neben einer ganz Schillert-
schen Terzky (Rosa Bertens), einem
stilgerechten Butler (Decarli), einem
ganz und gar gerechten Illo (Diegel-
mann), einem hoffnungsvollen Neuling

von Mar (Paul Hartmann, erstes
Auftreten, Zukunft vielversprechend i
und natürlich vielen verblüffenden
Regieeinfällen.
Beide Arten von Schillerdarstellung
waren interessant, sehr interessant.
Aber, zum Teufel, interessant ist die
Anekdote; die Dichtung, die große,
soll groß sein auch in der Darstellung.
Und das scheint mir einstweilen, bis
der große Dichter unserer Zeit erscheint,
den herbeizuzaubern die Theater nicht
die mindeste Macht haben, die Aufgabe
der Stunde für unsere Bühnen zu sein:
den großen Dichtern, die gewesen,
den großen Darstellungsstil wieder zu
gewinnen. Darin kann der Wiederschein
der großen Zeit auf dem Theater
sichtbar werden. Setzen die Theater
ihre voraugustlichen Methoden fort,
im Kleinen sich behaglich auszubreiten
und das Große pfiffig zu verkleinern,
so werden sie sich von der Zeit unbe-
rührt, ungestärkt, unerhöht zeigen.
Dann wird nur eine Bühnenerschei-
nung der Zeit gewachsen bleiben,
die nie sich auf Komödianten- und
Neuropathenmaß zusammenquetschen
ließ: das Tondrama Richard Wagners.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Ulla Wolff-Frank.

Wacker und unermüdlich waren und
sind die Frauen am Werk! Hilfreich
und gut. Vom Beginn des Krieges an,
bis zur Stunde, also eine geraume,
gewaltige Wegstrecke, während diese
einzigartige, noch niemals erhörte, über-
lebengsroße, seelenaufwühlende Kriegs-
zeit an uns vorüber zog, haben sie
sich bewährt! Wacker und unermüdlich!
Hilfreich und gut!
Nicht immer auf die Art, wie
dies und jenes organisiert wurde,
vielleicht sogar besser zu machen ge-
wesen wäre, kommt es in diesem
Falle an, sondern daß es geschah,
daß von der ersten Stunde an der
eiserne Wille zu helfen, der Not der
Daheimgebliebenen zu steuern sich in
geradezu überwältigender Weise kund-
gab. So intensiv, so bereitwillig, so
unpersönlich, so ganz nur der Sache
hingegeben habe ich die Frauen noch
nie beobachtet. Kein Zwiespalt, keine
langen Debatten, keine Kleinlichkeit,
keine falschen Ambitionen gab es auf
der ganzen Linie, nur ein Gedanke
beherrschte alle. Helfen, nützen, helfen!
Immer wieder helfen, wo es not tut,

überall, auf allen Gebieten. In allen Kreisen machte sich dies Bestreben geltend, nirgends versagte es. Fast schien es im Beginn, als könnte eher eine Überstürzung, ein Überangebot eintreten, als würde die Hilfsbereitschaft zu unkontrollierbarem Eifer führen, zur Betätigung hinreißen, die ohne Maß und Ziel nicht stets das rechte trifft. Aber es war doch wohlüberlegt, die hochgehenden Wogen der Begeisterung nicht einzudämmen, sie über die Ufer der Bedächtigkeit hinstürmen zu lassen, bis sie allgemach nicht etwa abflauten, oder gar im Sande verliefen. Ruhiger wurde es allerdings im Laufe der Zeit. Der wilde Sturm legte sich, aber im breiten Bette einer großzügigen Wohlfahrt, stark und tiefgründig, fließt sie jetzt dahin, und sorgt und hilft und schafft und arbeitet, nimmer rastend, nimmer müde, planvoll und wirksam. Hinter der grausamen Kriegsnot draußen im Felde, hinter dem erderschütternden Schlachtenlärm der Geschütze schreitet leise, behutsam, gütig, beruhigend und tröstend die Fürsorge und Hilfe der deutschen Frauen einher, und s''e waltet ihres Amtes, ihres Anteils an dieser hehren Zeit, in der wir um die höchsten Güter derMenschheit ringen: Kultur,Gerechtigkeit,Vaterland. DiesesAmt ist die Liebe, die Güte, die Geduld. Die Hingebung an die ihnen gestellten Aufgaben, die ihnen den oft recht schweren Liebes-

dienst erleichtert und ihnen die Kraft
verleiht, wahrhaft segensreich zu wirken.
Es scheint beinahe unmöglich, aus
allen diesen Wohlfahrtsveranstaltungen
nur die hauptsächlichsten herauszu-
finden, denn alle streben sie einem
Ziele zu, auferweckt von dem Rufe:
helfet!, dem sie folgen, wie die Schaaren
draußen, in Treue, in deutscher Treue.
So mußte das Werk gelingen.
In erster Reihe, führend und leitend,
steht das Rote Kreuz und der vater-
ländische Frauenverein. Es ist beispiel-
los und doch beispielgebend, was von
diesen Vereinigungen geleistet wird,
Übrigens weltbekannt und anerkannt.
Und wenn Bedenklichkeit und Nörgel-
sucht sich auch hier und da an diese
Institutionen heranwagte, so gibt es
darauf nur eine Abwehr, eine Antwort:
Sehet, was unter den unsagbarsten
Schwierigkeiten, unter den kaum zu
erfassenden Erfordernissen getan wird,
und dann nehmt es hin dankbar und
schweigend. Nicht von dem- bei den
Truppen- und Verwundetentransporten,
der Hilfstätigkeit im Schlachtgetümmel,
oder nach den Schlachten, in den Lagern
der Verwundeten, der Krankenpflege,
geleisteten ist hier zu sprechen, weil
sich dies in seinem Umfang, seinen
weit verzweigten Einzelheiten, seiner
Vielfältigkeit und breit ausladenden,
überall hinzuleitenden Organisation dem
Urteil nicht Eingeweihter entzieht,
Überall dort wirken weibliche und
männliche Kräfte. Aber auf die Do-
mänen, die im wesentlichen den Frauen
zufallen, wollen wir die Blicke lenken.
Es sind vor allem die vom roten Kreuz
eingerichteten Bürgerküchen, denen die
vom Vaterländischen Frauenverein ge-
bildeten Notstandskü'chen, sowie die
von der Volkskaffee- und Speisehallen-
gesellschaft, die vom Verein Berliner
Volksküchen von 1866, dem Verein
der Abrahamschen Kindervolksküchen
und Volkskinderhorte sich anschließen.
Das Prinzip der Ernährung in diesen
in den verschiedensten Stadtteilen ange-
legten Küchen ist wohl überall das
gleiche. Es gibt eine schmackhaft und
kräftig zubereitete, ausreichende Mittags-
mahlzeit, für zehn, zwanzig, höchstens
dreißig Pfennig, im Falle völliger
Bedürftigkeit gegen Speisemarken, die
gratis erhältlich sind. Der Verkehr
entspricht dem üblichen Restaurations-
betrieb. In den Stunden zwischen

12 und 2^ Uhr werden Erwachsene
und Kinder freundlich und aufmerksam
verpflegt, von freiwilligen Helferinnen
bedient, unter der Devise: Sattmachen!
Über hunderttausende Personen werden
so alltäglich versorgt. Nirgends emp-
fängt man den Eindruck von großem
Elend, augenfälliger Armseligkeit, mit-
leidsheischcnder Not. Einfach, wohl oft
ärmlich gekleidet, versammeln sich, zu
ihnen beliebiger Stunde, die unter
der allgemeinen Kriegsnot leidenden
in großen, schönen Räumen, wie die
Kaiserhallen am Morizplatz, das Re-
staurant im Landesausstellungspark
der Bötzowschen Brauerei am Frie-
drichshain, in den Räumen des Fabrik-
besitzers Thieme sowie im Cafs Kerkau
in der Behrenstraße, und in allen
Stadtteilen zur Verfügung gestellten,
großen Lokalen. Vom eleganten Tier-
gartenviertel und den vornehmsten
Straßen der Reichshauptstadt bis in
die übervölkerten Gegenden der Pe-
ripherie. In behaglichen, hellen, wohl-
durchwärmten Räumen, an sauber ge-
deckten Tischen, wird das Essen gereicht,
und man weilt unter den Gästen, obne
ein Gefühl des Bedrücktseins für sie,
da sie völlig unabhängig sind. Man ist
befriedigt über ihr gutes, ruhiges Ver-
halten und freut sich den von der
Arbeit kommenden ein Stündchen
des Ausruhens bereiten zu können,
den leider noch vielfach arbeitslosen
ein Asyl zu bieten, wo sie ihre Sorgen-
schwere für ein Weilchen vergessen.
In jeder der großen Speiseanstalten
werden 4—6000 Personen täglich ge-

speist. Die Kindervolksküchen nähren
täglich 50 000 Kinder, die von den
Schulen aus sauber, nett und meist
vergnügt zu ihrer Mahlzeit kommen,
wenn es „Knobländer" gibt, besonders
entzückt, und überall kann man sich
davon überzeugen, daß die Zubereitung
schmackhaft ist. Vor allem aber nimmt
man die beruhigende Gewißheit mit,
daß es während der Kriegszeit keine
Hungernden gibt und geben wird
in Berlin, das sich wahrlich nicht umsonst
den Ruf erworben hat, eine der wohl-
tätigsten Städte der Welt zu sein. Und
an diesem Ruf schaffen und weben
in vorderster Linie die Frauen. Es
reihen sich diesen vorgenannten Küchen
noch zahllose andere an. Die Ar-
beiterinnenheime, die Arbeiterkolonien,
viele Kirchengemeinden,die Synagogen-
gemeinde, die Heilsarmee haben in
ausgiebigster Weise Sorge für Not-
leidende getroffen, ebenso der nationale
Frauendienst, der Frauenbund der
deutschen Kolonialgesellschaft, der Ber-
liner Hausfrauenverein, die verschiedenen
Frauenklubs, die großen Waren- und
Geschäftshäuser, andere bedeutende Be-
triebe sind für die Nahrungsversorgung
ihrer Angestellten und Arbeiterschaft
bestens bedacht. Fast unübersehbar
ist die private Wohlfahrt, die mit
dieser schwierigen Ernährungsfrage sich
befaßt. Aber es wird geschafft. So
gibt zum Beispiel Herr Liepmann in
den Räumen seiner Fabrik 35 Frauen
und ihren Kindern, täglich Mittag-
und Abendbrot. Das gleiche geschieht
von Frau Markiewitz, der Deutsche
Frauenklub lädt täglich 50 erwerblose
Künstlerinnen, Lehrerinnen, Schrift-
stellerinnen zu Gaste, das Künstlerheim
im Salon Cassierer, dem Frau Tilla
Durieur vorsteht, erfreut sich besonders
sympathischerBeurteilung in denKreisen
erwerbsloser Künstler, und solche be-
wirtet auch Frau Georg Meyer, täglich
ungefähr 80—90, in der Alsenstraße,
während Frau Friedländer-Fuld einen
gut bürgerlichen Mittagstisch für vierzig
Personen in ihrem Hause eingerichtet
hat. . . wer nennt die Namen alle,
die sich ähnlichen Wohltuns befleißigen?!
Es ist unmöglich und an sich auch belang-
los, nur des Beispiels wegen seien
diese angeführt. Gekocht wird überall,
und an jedem Tisch können 1—2 Per-
sonen bewirtet werden, dafür hat der
nationale Frauendienst eifrig Propa-

ganda gemacht. Und wie die Frauen sich überall in den Dienst der guten Sache stellen, zeigt sich im „Kriegsheim" des Deutschen Bühnenvereins," dieser einzigartigen, prächtigen, feinsinnigen Schöpfung des „Deutschen Bühnenvereins", der obenan steht an der Spitze aller Wohlfahrtseinrichtungen für die schwere Zeit der Not und unter der Leitung des Intendanten der Königl. Theater Graf von Hülsen immer Neues ersinnt, um dem wirklich sehr hart betroffenen Künstlervolk der deutschen Bühnenangehörigen helfend, tröstend, ermutigend zur Seite zu stehen. So ist dieses „Kriegsheim des deutschen Bühnenvereins" eine gesellige Zufluchtsstätte für die Schauspieler und Schauspielerinnen geworden, eine wahre Heimstätte für die Angehörigen gebildeter Stände. In einem eleganten künstlerisch ausgestalteten Caf6haus Berlin ^V. öffnen sich täglich die gastlichen Pforten, um zwischen 4 und 7^ Uhr die Bühnenkünstler aufzunehmen. Dort finden sie alles, was zu behaglichem, geselligen Zusammensein erforderlich. Schöne, wohlige Räume, lichtdurchflutet und angenehm erwärmt, die runden, beliebten Cafshaustische mit bequemen Sesseln, alle Zeitungen, illustrierten Zeitschriften und die unvermeidlichen Witzblätter, Unterhaltungsspiele jeglicher Art, Skat- und Tarock nicht zu vergessen, Kollegen und Kolleginnen aus allen Rollenfächern zu gemütlichem Plaudern, und daß man sich hier als sociuL lnaloruiri fühlt, lindert vielleicht die hoffentlich bald vorüber-

gehendenSorgen. Leichtlebige Künstler-
schaaren helfen sich am besten durch ihre
Wesensart, und denen, die sich
gern und oft gesellig bei ihnen
einfinden, erscheinen sie als die eigent-
lichen Gastgeber in den vom Theater
her bekannten und begehrten „Künstler-
zimmern". Ein guter Imbiß, zu allen
Nachmittagsgetränken — wie Tee,
Kaffee, Kakao — gereicht, macht die
Stimmung noch netter und wesentlich
erhöht wird sie durch die Liebenswürdig-
keit der Bühnenkünstlerinnen, die die
Bewirtung vornehmen. Hansi Arnstädt,
Brigitt Engell, gefeierte Sterne vom
Schauspiel- und Opernhaus, die heitere
Humoristin Anne Müller-Linke, unter-
stützt von jungen Schülerinnen der
Maria Seebach-Schule,sind bereit jeden
Wunsch promptest zu erfüllen, und
daß Alles aufs beste klappt, dafür sorgen
die Cafstiers, die Herren Geheimrat
Lautenburg, die Direktoren Christians
und Wassermann. Die Damen aber sind
nicht nur für die Bewirtung, sondern
auch für die Bewirtschaftung des inter-
essanten Unternehmens bedacht und
stellen sich schon um 5 Uhr morgens
in der Zentral-Markthalle ein, um
die Engros-Einkäufe zu besorgen, wöbe!
Frau Adele Hartwig-Wassermann ganz
besonderes leisten soll. Ist das nicht
ein heiteres Bild in trüber Zeit?
Wahrhaft erfreulich. Und die anderen
Kolleginnen beteiligen sich an den
künstlerischen Veranstaltungen in den
Lazaretten, die zur Zerstreuung der
Verwundeten abgehalten werden . . .
ob Freund ob Feind! Ist das nicht
auch eine feinnervige Idee? Aber
in ihrem „Kr,iegsheim" stricken sie —
Wolle wird geliefert — unermüdlich,
stricken, wie das gesamte weibliche Berlin,
keine ausgenommen, überall, am häus-
lichen Herd, bei gesellschaftlichen Zu-
sammenkünften , be'm gemütlichen
Plauderstündchen, in der elektrischen
Bahn, kurz, nirgends sitzt man unbe-
schäftigt . . . man strickt. Ich war
neulich in einem Kreise, wo drei weibliche
vi phil. und zwei namhafte National-
ökonomen weiblichen Geschlechtes,
samt einer bekannten Frauenrechtlerin
regelrechte Leibbinden strickten. Blau-
strümpfe werden so zu Strickstrümpfen
und Alles befördern dann „die Woll-
züge des roten Kreuzes" nach Ost
und West, begleitet von den Segens-
wünschen der deutschen Frauen daheim.

Berichtigung.

Im Oktoberheft von „N.ord und Süd" muß es in der Kunst-Rundschau von Dr. G. Wurz heißen:

Auf Seite 121 nicht: Nolfenter, sondern Molfenter;

auf Seite 122 nicht: R. Nägele, sondern R. Nägele;

ferner nicht: Nariguano, sondern Marignano;

auf Seite 123 nicht: das Bedeutung hat, sondern was Bedeutung hat;

ferner nicht: Impressionistensaal, sondern Erpressionistensaal;

auf Seite 124 nicht: Graf von Schöllkopf, sondern Gref und Schöllkopf;

ferner nicht: N ergehen, sondern Mergehen;

auf Seite 12b nicht: Albiken, sondern Albiker;

ferner nicht: in alter Einfachheit, sondern in aller Einfachheit.

3VM

Inseraten ^nnakme
V»rl»z Lr«I»u lll; l««i»«l' Äurob si« ?irm«: ltuänll Üo»« uu<i 6i«
b«Il«mllt«u ^lmonceu-Nipsäitiunsu.
l««stl«l»p«l»« pro 46 mm breite 2«ile <NuäoIl Uo«««'» Koi'm»I>
2«U«um««er Ifo. bj 70 ?l.

Mitglied del PleuÃŸischen HeÂ»Â«nhauses.

B.gründet von Paul Linden
geber: Professor Dr. Ludwig Stein

-ei,«^«< Kunst- und Verlagsanstalt
'5c:tlaender, A.-G., Breslau.
Berlin ^. i« Budapest Kof .„hagen
»l«l1«-!>,»,tzoft»chh<>>M, «»l«° ^ i»»N«lbaIch,
^hnsnania Konstantinopcl
''lx-, V^»«!> «uchhdl«. I»'«r«<-' Vochh»ndl. Otto «M.
', ?^»',^l!»ck ««»,, «,». Urfin» ?«»«f»I,«, »«PNU».,»««,
«-.^»i. «-il-^ «. »«ch!»«»>»>u»!«< Zürich I.
39. Jahrgang. Band 151. Heft 483. Dezember 1914

Mitglied des PreuÃŸischen HerrenhausÂ«s.

OneötuOeMmMjM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche und Verlassanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
« F. «leina»«, »,«h«l» «»««. «lM1ch«».ll,H<>ft»chh<»»l, «Ml» H b»N«ll«Uch,
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.«. Flitz«. Ubs»IIl« llor»!«. I«l»b D,»»»d Nuchhülz. Interna». Nuchhandl. 0tt» ««il.
Ol »i« Pi»olnz«n In Lch»«d«n un>> w D»»«m»rl>: »«»»« «>,». U«»n» «»chl,l««», »,v«»h««e».
flll dl« Lch««i,: «t«»««. «nliau. «. »uchl>««»Iu»<, Zürich l.
<»«n«N!l»«itl«tun,fül tz»ll»«d: ».V. »«»«<«<«« «»» «,!>«, ch«««, «uitochof««.
> , "
39. Jahrgang. Band 151. Heft 483. Dezember 1914

Professor Dr. Ludwig Stein:

Gmndforderungen des Weltkrieges.

Um Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie wird in diesem Weltkriege bis auf den letzten Mann und bis zum letzten Atemzug gerungen. Was man bisher Weltreich nannte, war nur ein Mittelmeer^ Weltreich, wie das Nleranders, Caesars oder Napoleons, und was bisher Weltkrieg hieß, war — wie der Krimkrieg etwa — in Wirklichkeit nur ein europäisches Scharmützel im Vergleich zu den entfesselten Kräften von beute, wobei mehr als II) Millionen Soldaten, bis auf die Zähne bewaffnet und mit allen Mitteln einer Sprengtechnik ausgestattet, einander gegenüberstehen. Wie der Welt handel in Friedenszeiten alle zivilisierten Völker des Erdenrundes in seinen Bannkreis gezwungen und zu gemeinbürgschaftlichem Zusammenwirken an den Weltbörsen genötigt hat, so hat dieser wahrhafte Welt krieg, der mit Einschluß der mohammedanischen Welt und Chinas mehr als zwei Drittel des ganzen Menschengeschlechts in diesen orkanartigen Strudel hineingewirbelt hat, nahezu das ganze Menschengeschlecht in zwei große Heerlager gespalten: in Deutschenfreunde und Deutschenfeinde

Die idyllischen Zeiten sind für immer vorbei, in welchen man daheim sein Pfeifchen behaglich rauchen und am Spinnrocken wohliges Gruseln mit Kriegsmären erzeugen konnte, wenn „dahinten im Osten" die Völker aufeinander losschlugen. Wie vielmehr in Friedenszeiten bei unseren Weltgetreidebörsen das Wohl und Wehe der rumänischen Getreideproduzenten davon abhängig ist, wie die Ernte in Argentinien ausfällt, so ist das ganze Menschengeschlecht, soweit es die Wildheitsstufe überwunden bat und zn staatlicher Organisation gelangt ist, eine Interessengemeinschaft geworden Daß alle Weltbörsen stocken und alle Staaten unter Waffen stehen, ist eine Parallelerschcinung desselben sozialen Phänomens der Gemeinbürgschaft. Was im Frieden Wettbewerb heißt, wird im Kriege zur Waffe. Dampf, Elektrizität, Telegraphen, Telephone, drahtloser Verkehr, Funkenstationen, Dynamit, Flugwerkzenge, 4äer Mörser haben das ganze Weltbild völlig umgestaltet. Die große Überraschung und die Überlegenheit Hannibals über die Römer waren die Elefanten. Unsere Elefanten heißen:

42-Zentimeter-Mörser, Zeppeline, Unterseeboote. Wenn es sich in früheren „Weltkriegen" um Zehntausende Gefallener, Verwundeter und Vermißter, allenfalls um Hunderttausende handelte, so geht es jetzt in die Millionen. Die Blüte des ganzen Menschengeschlechts soll hingeopfert werden, damit die Kriegswürfel entscheiden, ob Welf oder Waiblingen die Vorherrschast in der Welt behaupten soll. Der Ententegruppe mit ihren gelben und schwarzen Anhängseln von nahezu 750 Millionen Menschen stehen die beiden Zentralmächte Europas mit 120 Millionen Menschen gegenüber, denen sich die mohammedanische Welt schon angeschlossen hat und das alte Kulturland Persien sich demnächst zugesellen wird. Eine solche Weltschachpartie, welche das ganze zivilisierte Menschengeschlecht entweder zu direkten Mitspielern oder zu sehr stark beteiligten Zuschauern hat, kann und darf nicht „remis" werden. Ein „fauler Friede" wäre schlimmer als ein verlorener Krieg. Denn die angesammelte Feindschaft und der aufgespeicherte Haß aller Beteiligten sind seelische Erplosivstoffe von so überwältigendem Umfang, daß wir nicht nur in einen dreißigjährigen, sondern in einen hundertjährigen oder richtiger in einen permanenten Weltkrieg hineingeraten, wenn es nicht zum Biegen oder Brechen kommt. Oäerint, 6uni metuant. Daß sie uns hassen, das können wir nicht verhindern; aber fürchten müssen sie uns, und zwar so abgründig fürchten, daß sie uns auf Jahrzehnte hinaus unschädlich bleiben, weil sie uns nichts anhaben können. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Haben wir einmal diese ungeheueren Opfer gebracht, weil Rachsucht, Machtsucht und Habsucht einen Dreiverband zu unserer Vernichtung mittelst Einkreisung geschlossen haben, so müssen wir durchhalten, bis jene Grundsorderungen, um derentwillen es sich lohnte, diesen Weltkrieg zu führen, restlos und endgültig erfüllt sind.

Die erste Grundforderung heißt: bessere geographische Grenzen für das Deutsche Reich und seinen Verbündeten. Das Wort Napoleons 1, bleibt bestehen: Die Politik der Staaten folgt aus ihrer Geographie. Unsere Grenzen nach Osten und Westen sind so unglückselige, daß wir seit Friedrich dem Großen genötigt sind, Gewehr bei Fuß zu stehen. Hätten wir jene Rückversicherungsprämie, welche unsere Feinde mit dem Unnamen „Militarismus" belegen, durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht nicht rechtzeitig gezahlt, oder wären wir nur mit einer Rate im Rückstand geblieben, dann wäre das ganze nationale Kapital rettungslos vertan. Den Engländern kommt i h r Capua teuer genug zu stehen. Sie wollten sich auf Kosten aller anderen Nationen feist mästen und das überschüssige Fett wieder durch „Training", durch Sport und Spiel, also aus purem Zeitvertreib abarbeiten, da sie ja durch ihre natürlichen Wassergrenzen geschützt waren, während wir uns seit mehr als einem Iahrhundert abrackern, um neben der größten Militär- und Luftmacht noch die zweitgrößte Flotte aufzubringen, weil unsere Grenzen geographisch die denkbar ungünstigsten sind. Eingekeilt zwischen den beiden Erbfeinden Frankreich und Rußland müssen wir unser Höchstes und Letztes daran setzen, um als Ergebnis dieses Weltkrieges solche Grenzen zu.

bekommen, daß wir in absehbarer Zeit keinen neuen Überfall seitens dieser beiden feindlichen Mächte zu befürchten haben.
Von unseren beiden territorialen Nachbaren scheint mir der russische unvergleichlich verhängnisvoller und für alle Zukunft bedrohlicher zu sein, als Frankreich. Denn der Geburtenunterschuß Frankreichs führt ohnehin zum nationalen Tod dieser einstmaligen Weltmacht. Wenn erst unsere 42er mit Vecdun, Belfert und Nancy ebenso gründlich aufgeräumt haben werden, wie mit allen Festungen, die sich ihnen bisher entgegenstellten, so wird es Sache unserer Diplomatie sein, die von diesem Kriege und seiner Vorgeschichte viel gelernt haben dürfte, dafür Sorge zu tragen, daß uns in Hinkunft nicht wieder perpetuierliche Drohfäuste in der Form von Festungsgürteln entgegengeballt werden. Die französische Bevölkerung wird nach dem Kriege dezimiert sein. Der zurückgebliebene Rest wird bei dem Zweikindersystem Frankreichs kein Heer zu zeugen vermögen, das sich jemals wieder mit unserem Millionenheer ernstlich zu messen vermöchte. Um also für die nächsten Jahrzehnte Ruhe zu bekommen, um alle Wunden heilen zu können, die dieses Weltringen um die Vorherrschaft der deutschen Kultur uns Allen geschlagen hat, wie dieses der wirtschaftlichen Seite des Weltkrieges gewidmete Sonderheft dartut, so werden wir unser Augenmerk territorial nicht nur nach der westlichen, sondern ebensosehr nach der östlichen Grenze zu richten haben. Der völlige Niederbruch Belgiens gestattet uns ohnehin eine Grenzregulierung bis zum Meere, die den Bedürfnissen unseres Welthandels entspricht.
Das empfindlichere geographische Problem ist die bessere Regelung unserer geographischen und ethnographischen Grenzen nach Osten. Daß diese nicht so von der Natur geschützt sind, wie etwa die ungarische Grenze durch die Karpathen und die österreichische gegen Italien durch die Alpen, hat sich beim Ausbruch des Weltkrieges gezeigt. War doch unsere Wehrsteuer wesentlich und vorzüglich dadurch glücklich motiviert, daß durch die Neuorientierung der Ententepolitik, die immer schärfer und deutlicher den Charakter einer Einkreisung offenbarte, die Grenzen gegen den Feind im Osten ungenügend geschützt seien. Solange man an die Legende von der traditionellen Russenfreundschaft für Preußen zu glauben vermochte, schien dieser verstärkte Schutz der östlichen Grenze weniger dringlich. Als aber Rußland die Maske fallen ließ und immer unverhüllter die Deutschenfeind' lichkeit in den Regierungsorgonen, namentlich und vorzüglich in der infernalisch deutschenfresserischen „Novoje Wrernjg,", nicht nur duldete, sondern förderte, da wurde es auch den eingefleischtesten Russenfreunden, die selbst heute noch nicht das holde Märchen von der väterlichen Freundschaft Rußlands für Preußen ganz abreagiert haben, zur unabweislichen Überzeugung, daß man die preußischen Grenzen nach dem Osten hin strategisch besser schützen müsse. Generalfeld Marschall von der Goltz hat in offener Sitzung auf diesen wunden Punkt mit starkem politischen Temperament den Finger gelegt. Die unvergängliche Ruhmestat von Hindenburgs wird es immerdar bleiben, daß er diese Gefahr im Osten seit

Jahrzehnten vorausgesehen und über die masurischen Seen strategisch so eingehende Studien gemacht hat, daß die Schlacht von Tannenberg sich mit solcher Treffsicherheit nach dem längst feststehenden Plane von Hindenburgs abspielte, wie die glückliche Lösung eines sehr verwickelten Rechenerempels.

Sind wir aber auch sicher, daß wir einen zweiten Hindenburg im richtigen Augenblick und am rechten Ort wieder zur Stelle haben werden? Nur eine durchgreifende geographische Verschiebung oder strategische Verstärkung der Ostgrenze kann uns vor einem wiederholten Einfall Nußlands schützen, das sich zwar ökonomisch aus diesem Weltkrieg durch einen Staatsbankerott retten kann, das aber in seiner Proliferation von so kaninchenhafter Fruchtbarkeit ist, daß es numerisch immer wieder Millionenheere unseren Truppen entgegenzusetzen haben wird.

Der russische Elefant versuchte zuerst mit seinem plumpen Tritt, durch sein inneres Schwergewicht gedrängt, sich nach Ostasien auszudehnen und an das chinesische Meer zu gelangen. Als aber in dieser östlichen Menagerie der behendere Halbaffe Japan ihm einen empfindlichen Schlag auf den Rüssel versetzte, da änderte Rußland nach Elefantenart seine Richtung und wandte sichgegendenWesten. Ietzt sind die Dardanellen, Belt und Sund seine Ziele, zumal es sich mit dem englischen Fuchs über den persischen Meerbusen in aller Minne geeinigt hat, bis der Tanz zwischen diesen unversöhnlichen Erbfeinden von ehemals losgehen wird.

Rußland war seit zwei Jahren, nach dem ersten Besuch Poincarss> der den Auftakt zum Ausbruch jenes Balkankrieges bildete, den Rußland im Einvernehmen mit Frankreich und England nur zu d e m Behuse angeschürt hat, um nach einer Niederringung der Türkei die Dardanellenfrage anschneiden zu können, offenkundig zum Weltkrieg entschlossen. Die damalige Mobilisation gegen Österreich war der erste Schritt zu jenem Weltkrieg, den Rußland erst auf dem Boden eines Balkankrieges rechtzeitig vorbereiten wollte. Im Grunde genommen hat Rußland im Stillen immer weiter gerüstet, jedenfalls nicht de mobilisiert. Seit zwei Iahren war das zum Kriegsschauplatz ausersehene Polen auf russischer Seite ein einziges Rüftungsgebiet. Dazu trat noch die bevorstehende Erneuerung des 1904 abgeschlossenen Handelsvertrages mit Deutschland. Schon im Frühling 1913 wetterleuchtete es an allen Enden Rußlands von einem unvermeidlichen Zollkrieg mit Deutschland. Der Abgeordnete Schnigarjaw sagte Anfang 1913 in der Duma: „Der deutsche Handelsvertrag war vielleicht noch unglücklicher als der japanische Krieg". Und so hat denn auch Rußland, wie jetzt amtlich feststeht, die Hauptschuld am Ausbruch des Weltkrieges, da es seit zwei Jahren nach beiden Seiten hin beharrlich mobil gemacht hat: gegen Osterreich militärisch, gegen Deutschland wirtschaftlich.

Aus alledem folgt, daß der russische Nationalismus, der künstlich genährte panslavistische Größenwahn, der dem russischen Nationalgeist in schwärmerischer Phantastik übernatürliche Eigenschaften andichtet, der territoriale Erzfeind ist, den es niederzuringen gilt. Rußland muß so gründlich aufs Haupt

geschlagen werden, daß es sich nach Asien zurückzieht, wohin es seiner ganzen Artung und staatlichen Struktur nach gehört. Gegen den tönernen Koloß müssen wir uns endgültig schützen, wenn dieser Weltkrieg keine akute Erscheinung bleiben soll, sonst laufen wir Gefahr, einen chronischen Weltkrieg auf uns zu laden.

Die zweite Grundforderung des gegenwärtigen Weltkrieges ist die Schaffung günstigerer Stützpunkte zu Wasser. Wir müssen einen maritimen Kamps mit England ausfechfen, um Kohlensiationen zu bekommen, die unser Welthandel und die zu seinem Schutze dienende Kriegsflotte dringend brauchen. Keine Macht der Welt hat bisher ernstlich wider den Stachel des englischen Weltwassermonopols zu löken gewagt. Selbst die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre gegen England erwies sich als zu schwächliches Geschütz gegen die uneinnehmbar scheinenden Wasserfestungen: Gibraltar, Malta, Suez, Cypern usw. Das sind lauter Schlüssel zu den Weltmeeren, die England mit eisenfester Faust festhält, um im gegebenen Momente die Tore der Weltmeere zu schließen und seinen Gegnern, ja selbst den Neutralen, den Weg zu jeder überseeischen Verbindung überhaupt zu versperren.

Zu diesem Weltwassermonopol gesellte sich ein Kabelmonopol, das auch die geschäftliche, verwandtschaftliche und intellektuelle Verbindung zwischen den fünf Wcltl'ilen kontrollierte und, im gegebenen Augenblick, unterband; endlich und insbe/ondere ein Nachrichtenmonopol, das sich die englische Regierung im Reuterbureiu schuf, dem die anderen amtlichen Nachrichtenbureaus, Havas für Frankreich, Stefani für Italien, Ritzau für Skandinavien und das russische Telegraphenbu eau für das Moskowiterreich u. s. w., nicht etwa nebengeordnet, sondern in manchen Punkten nachgeordnet waren, zumal Meuter das eigentliche Zentral» Bureau bildete.

Von diesen drei Monopolen Englands muß uns dieses gigantische Ringen zu befreien suchen, wenn der Weltkrieg anders im rationalen Verhältnis zu den Verlusten an Blut und Gut stehen soll, die er uns in jedem Falle, auch wenn wir auf der ganzen Linie entscheidend siegen, auferlegt.

Gegen den Absolutismus Englands zur See lehnen wir uns mit aller Kraft und Macht auf. Wir haben ihn stillschweigend geduldet, solange auch die anderen interessierten Großmächte ihr Haupt unter dieses kaudinische Ioch beugten. Da uns aber der Fehdehandschuh von England hingeworfen wurde, dann geht es auch gleich ums Ganze. Schwächliche Vermittlungsversuche würden nur ein Hinkränkeln Mitteleuropas im Gefolge haben. Wenn wir zaudern oder nachgeben, dann sind wi r der „kranke Mann" Europas. Mit derselben Zähigkeit, die England aufbringt, seine Alleinherrschaft zur See zu behaupten, werden wir alles ins Werk setzen, um Englands Weltwassermonopol zu brechen.

Es wird dem sogenannten Militarismus und seinem jüngeren Bruder, dem Marinismus, dereinst, wie ich in der Abendausgabe der „Vossischen Zeitung" Nr. 563 vom 7. November ausgeführt habe, ebenso ergehen wie den „Geusen".

Ludwig Stein Grundsorderungen des Weltkrieges

Im Schmelzticgel der geschichtlichen Wahrheit, die aus Schaum und Schein das Bleibende herausdestilliert, werden ehemalige Unnamen in spätere Ehrentitel umgegossen. Die bitteren Lehren, welche England durch Sperrung des Ärmelkanals mittels Minenverseuchung der Welt erteilt hai, wird die Neutralen sehr bald davon überzeugen, daß der deutsche Militarismus nicht jene Vogelscheuche ist, mit welcher die „Westler" unter den Verbündeten den Neutralen drohen. Iedenfalls hat dieses angebliche Schreckgespenst seit dem Bestand des Deutschen Reiches noch kein Volk angegriffen. Wenn jede Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr Höchstes und Letztes für ihre Selbstbehauptung einsetzt, so war der sogenannte Militarismus im Verbande mit dem Ausbau der Flotte zu Wasser und Luft die Rettung des deutschen Volkes, denn ohne ihn würden wir heute den Weltkrieg nicht im Feindeslands führen, sondern wären dazu verurteilt, die eigenen Fluren verwüsten lassen zu müssen.

V o r der Begründung des Reiches war der deutsche Boden seit Iahrhunderten der Tummelplatz der europäischen Schlachten. Der dreißigjährige Krieg hat die deutsche Scholle vandalisch zertrampelt, die deutsche Kultur erbarmungslos ve» nichtet, die deutsche Bevölkerung um drei Viertel ihres früheren Bestandes vermindert. Der siebenjährige Krieg und die napoleonischen Kriege hatten vorwiegend deutsche Erde zum Schauplatz. Kein Land der Welt hat unter den napoleonischen Kriegen so sehr gelitten wie der deutsche Boden infolge seiner geographischen Lage. Franzosen, Russen und Schweden wetteiferten in der Vernichtung unserer Gaue. Wenn also das Deutsche Reich seit seinem Bestande eine 44jährigc Friedensperiode der deutschen Menschheit beschieden hat, so danken wir dies neben dem festen Friedenswillen des Kaisers in erster Linie der Wehrbereitschaft zu Wasser und zu Lande. Der Ka'ser hat sein Friedenswort, das er in feierlicher Stunde verkündet hat, bis zur Grenze des Möglichen eingelöst. In der Thronrede vom 22. November 1896 erklärte der Kaiser: „Die Leiden eines Krieges, und selbst eines siegreichen, ohne Not über Deutschland zu verhängen, würde ich mit meinem christlichen Glauben und mit den Pflichten, die ich als Kaiser gegen das Deutsche Reich übernommen habe, nicht verträglich finden." Das deutsche Weißbuch liefert den urkundlichen Beweis, daß der Kaiser kein Mittel, das mit seiner und des Reiches Würd? verträglich war, unversucht ließ, um den Weltfrieden noch in letzter Stunde zu erhalten.

Unser Marinismus, den wir den Weltherrschaftsanspiüchen Englands entgegensetzen, ist nur die berechtigte Notwehr gegen die Einkreisungspolitik König Eduards, als deren Testamentsvollstrecker sich Gren erwiesen hat. Unsere Seemacht war das Mittel, der „Entente" ein Paroli zu bieten, genau so, wie unsere Landmacht den früheren „Zweibund" nahezu zwei Iahrzehnte in Schach gehalten hat. Richtet sich unser sogenannter Militarismus gegen mögliche Grenzcinfälle von westlichen und östlichen Nachbarn zu Lande, so der Marinismus gegen den neuen Feind zu Wasser. Schon im Iahre 1897 gab die politisch sehr einflußreiche „Sa-

turday Review" das Losungswort aus: „LermarUÄrn e55« äelendairi". Sie fügte nüt kaltem Zynismus hinzu: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, dann gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher würde." Das ist die maskenlose Rinaldo-Ninaldini-Moral: Die Börse oder das Leben!

England übt nun seit zweihundert Iahren jenes Weltwassermonopol aus, dessen gekürzter Ausdruck der zum politischen Dogma geronnene Satz ist: „Lritanriig, ruIeL tne xvavsä". Diese Oberherrschaft zur See übt England mit so rücksichtslosem Despotismus zu Wasser aus, wie Rußland zu Lande. Hier territorialer und dort maritimer Absolutismus. Im Grunde genommen ist Englands demokratische Fassade nur oberflächlicher Firniß zur Verhüllung des englischen Absolutismus zur See. Man kratze den Russen zu Lande — und der Engländer zu Wasser kommt zum Vorschein. Nicht einmal die frühere Tugendmaske des „arbiter rnnnäi" hält sich heute England vor das scheinheilige Antlitz, sondern Ägypten und Cypern beweisen, daß sich England als „policelnari ol tue wc»rld" aufspielt. Durch die Sperrung der Nordsee, die sonst den internationalen Handelsverkehr regelt, wurde der Nimmersatt Albion zum Büttel und zur Geißel der ganzen Welt. Und hätten wir unseren Marinismus nicht, so würde England nicht ruhen, bis es die beiden Weltmeere zu britischen Binnenseen gestempelt hätte. So ist dem deutschen Marinismus die weltgeschichtliche Rolle zugefallen, das Weltwasser-Monopol Englands zu brechen, um aus dem heutigen „rnare clausuni" ein künftiges „mare liberum" für den freien Wettbewerb aller zivilisierten Völker der Erde zu schaffen. Die Neutralen beginnen seit der Minenverseuchung des Ärmelkanals zu begreifen, daß der deutsche Marinismus Pfadfinder und Wegweiser für die Freiheit der Meere ist. England hat durch die Sperrung der Nordsee von Island bis Schottland dem Handel der neutralen Staaten die Lebensadern unterbunden. Diese Piratenmoral wird den Neutralen die Augen darüber öffnen, wessen sie sich von England in Zukunft zu versehen haben. Heute diktiert Albion als Imperator maris auch den Neutralen die harten Bedingungen ihres Verkehrs. Die Logik der Geschehnisse wird ihnen den Weg zeigen, der mit unabweisbarer Notwendigkeit aus dieser Erdrosselung des Welthandels sich ergibt. Europa kann sich nicht aushungern lassen, weil England nach dem absolutistischen Rezept Ludwigs XIV. größenwahnsinnig ausruft: „Der Weltstaat bin ich! Um den lästigen deutschen Konkurrenten unterzukriegen, lasse ich ganz Europa aushungern — car te! est mon plaisir." Niemandem, der klar blickt, kann es zweifelhaft sein, ob unser Eristenzkampf oder der britische Konkurrenzkampf vor dem Forum der Weltgeschichte recht behalten wird.

Ihre jungfräuliche Unberührtheit hat die englische Weltseeherrschaft schon eingebüßt. Unsere Unterseeboote haben der englischen Marine schon die empfindlichsten Mückenstiche versetzt. Unser „U 9" allein hat drei englische Panzerkreuzer zum Sinken gebracht. Unsere „Magdeburg" hat wahre Wundertaten verrichtet

und dem englischen Welthandel die schwersten Schläge versetzt. Der englische Hafen von Parmouth ist bereits von unseren Schiffen beschossen worden, wobei die Engländer ein Unterseeboot neuester Konstruktion verloren. Unsere ostasiatische Flotte hat die englische bei Chile vernichtend geschlagen. Es scheint, daß der englische Simson zu Wasser sein Haar zur Unzeit hat schneiden lassen, sonst hätte unsere junge Flotten'Delila seine verwundbare Stelle nicht so glücklich herausgefunden. Iedenfalls zerrt dieser geblendete Simson alle Völlerschaaren herbei, um ibnen nach berühmtem Muster ein Massengrab zu bereiten — „Philister über Dir"! England hat es so gewollt, daß die schwarze und gelbe Gefahr, vor welcher der Kaiser einst in seinem geflügelt gewordenen Mahn- und Weckruf „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter" bei Zeiten gewarnt hat, über Europa hereingebrochen ist. Die neue „Völkerwanderung", welche England durch seinen Rassenverrat heraufbeschworen hat, hat die „gelbe Gefahr" in ihrer ganzen weltgeschichtlichen Schärfe herausgestellt. Früher drangen die Asiaten gewaltsam in Europa ein; jetzt werden sie vom Verräter an der weißen Rasse bettelnd herangeholt, um ihm gegen den deutschen „Barbaren" beizustehen. Niedertracht und Dummheit geben sich dabei ein Stelldichein. Ietzt erst werden sich die fremden Rassen durch Augenschau davon überzeugen, wie schwach jenes Herrenvolk ist, vor welchem die ganze Welt nur deshalb zitterte, weil man nicht ahnte, daß das trojanische Pferd von Innen nicht mit Kriegern, sondern mit Stroh gefüllt ist, Das unterirdisch wirksame Weltgericht, das jeden Übermut, jede Hybris straft, wird auch an dem mephistophelischen Weltbrandstifter das Strafgericht vollziehen. Der Verrat an der weißen Rasse, welche die Trägerin aller Kulturwerte ist, wird nicht ungesühnt bleiben. Wie sich England später mit seinen gelben Freunden und dem „Väterchen Zar" abfinden wird, wenn erst die große Generalabrechnung kommt und die Quittung überreicht wird, braucht uns nicht zu beschäftigen. Das ist Englands Serge von Übermorgen. Die gelben Geister, die es rief, wird es nicht nieder los. Unsere Grund-forderungen von heute aber lauten: sichere Grenzen nach Osten und Westen, damit der Weltkrieg nicht in Permanenz erklärt wird, sondern in einen Frieden auf Iahrzehnte hinaus mündet. Ferner mare liderum statt des bisherigen mar« clausuni. Brechung w!e des Kabel-, so des Nachrichten-monopols von England, die sich gleicherweise als Geißel des ganzen Menschen-geschlechtes erwiesen haben. Endlich und insbesondere ein geschlossenes Kolonial-gebiet, das durch entsprechende Kohlenstat,onen mit starker deutscher Bevölkerung gegen etwaige Rückfälle von Weltwassermonopolsgelüsten Englands dauernd geschützt ist.

Graf v. Mirbach-Sorquitten:

Die deutsche Landwirtschaft und der Weltkrieg.

Während der verflossenen 43 Friedensjahre ist die soziale, die politische und die wirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft, der landwirtschaftlichen Bevölkerung fast ununterbrochen Gegenstand sehr lebhafter Erörterungen gewesen. Die Haltung zu diesen Fragen war — leider — ganz überwiegend von dem politischen Standpunkte abhängig. — Ietzt, wo wir inmitten des Weltkrieges stehen, interessiert uns im wesentlichen nur die wirtschaftliche Bedeutung der heimischen Landwirtschaft. Es tritt aber als besonderer, gleichfalls sehr bedeutsamer Faktor noch hinzu ihr Einfluß auf die Zahl der Gestellung wehrfähiger Männer. — Die Provinz Ostpreußen mit ihrer ganz überwiegend landwirtschaftlichen Bevölkerung steht in Preußen mit 63 Prozenten Wehrfähiger weit obenan. — Diese Ziffer sinkt in den Großstädten, in den Industriebezirken recht tief herab; in Groß-Berlin auf nur rund 35 Prozent. — Es liegt in dem Wesen der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten, die sich ununterbrochen unter freiem Himmel vollziehen, in der einfacheren, gesünderen Lebensweise auf dem Lande, daß sie auch gesündere, kräftigere Menschen hervorbringen und als solche erhalten als die Arbeiten der Städte, der Industrien in geschlossenen Räumen ohne Sonnenlicht, ohne genügende frische Luft -- ohne die Möglichkeit der Abhärtung gegen Wind und Wetter. -^ Die Statistik der Wehrfähigkeit spricht hierin deutlicher als eine umfassende Begründung, die ich mir schon deshalb versagen will, weil man daraus den Wunsch meinerseits herleiten könnte, einen Gegensatz zwischen Stadt und Land zu konstruieren, was mir vollkommen fernliegt. — Die Bedeutung kräftiger gesunder, abgehärteter Männer für den Krieg, zumal für einen Krieg von langer Dauer, wie der Weltkrieg es zweifellos sein wird, kann jedenfalls nicht ernstlich bestritten werden, ebensowenig die Bedeutung des prozentuell sehr hohen Anteils der landwirtschaftlichen Bevölkerung an den militärtauglichen Mannschaften.

Die im Frieden und noch mehr im Kriege hochbedeutsame Aufgabe, die der heimischen Landwirtschaft und ihren Nebengewerben ganz ausschließlich zufällt, ist die Ernährung der gesamten Bevölkerung, nicht bloß der unter den Waffen stehenden. — Vermöchte die heimische Landwirtschaft diese Aufgabe nicht zu lösen, so müßte Deutschland, da es vom Auslande nur sehr wenig an Lebensmitteln wird beziehen können, dadurch in dem Weltkriege unterliegen. — Frankreich, unser Erbfeind, hat gerade unter dem Gesichtspunkte der Bedeutung für seine nationale Wehrkraft seit v>elen Dezennien der Förderung und Pflege einer Landwirtschaft eine größere Aufmerksamkeit geschenkt als irgend ein anderes

Land. — Bei einem internationalen Kongresse in Paris 1894 gab uns das be-
kannte wirtschaftspolitische Organ, der Tcononiizte Duropsen, ein Mahl. Ich
war Tischnachbar des Chefredakteurs Th6ry, der mir gegenüber ausführte: „Sie
sehen hier die Vertreter der gesamten Pariser Presse. — So verschielen auch
deren politischer Standpunkt ist, so sind sie dennoch darin alle einig, daß unserer
Landwirtschaft, unserer ländlichen Bevölkerung die weitgehendste Fürsorge und
ein wirksamer Schutz dem Auslande gegenüber gebührt, denn sie ist ent -
scheidend für die Zukunft und für die Wehrkraft Frank"
rei chs." — Es lag darin für mich, der ich an die Haltung des größten Teils,
gerade unserer einflußreichsten, weitverbreitetsten Presse den „Agrariern" gegen-
über gewöhnt war, etwas Überraschendes, ich darf sagen, etwas Schmerzliches. —
Die heimische Landwirtschaft hat sich nur während verhältnismäßig kurzer
Perioden eines besonderen Wohlwollens, einer weitgehenden Fürsorge zu erfreuen
gehabt: In Preußen während der Regierung Friedrichs des Großen nach dem
siebenjährigen Kriege, und zwar in ganz hervorragendem Umfange; in Deutschland
von 1879—1890, bis zun« Ausscheiden des Fürsten Bismarck aus seinem Amte.
Die darauffolgende Ära Caprivi hat der deutschen Landwirtschaft recht trübe Tage
gebracht. Fürst Bülow hat die hohe soziale, politische und volkswirtschaftliche
Bedeutung der heimischen Landwirtschaft niemals unterschätzt. Die jetzt geltenden
Handelsverträge haben der Landwirtschaft wenigstens annähernd den ihr dem Aus-
lande gegenüber notwendigen Schutz gewährt; sie haben manche der Wunden,
welche ihr die Ära Caprivi geschlagen hat, wieder geheilt. — Unsere Landwirt-
schaft ist an sich nicht auf Rosen gebettet; Klima und Boden sind, mit Ausnahme eini-
ger bevorzugter Landesteile, für den Betrieb der Landwirtschaft nicht günstig. Dann
die sehr großen Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Arbeiterfrage — eine Konse-
quenz der Neuzeit mit ihrer gewaltigen Entwickelung unserer Industrie und unserer
Städte. Die Landwirtschaft ist zurzeit leider zum nicht geringen Teile auf meist
minderwertige ausländische Arbeitskräfte angewiesen.

Hinter der bedeutenden Steigerung der Produktionskosten ist die Preis-
entwickelung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sehr weit zurückgeblieben mit
erheblich schwankender Ausnahme eines Teils der Fleischproduktion.

Die Steigerung der direkten Steuern, insbesondere der kommunalen, die
Anforderungen an die Erhaltung von Schule und Kirche, der Ausbau der Sozial-
politik allerneuester Zeit haben der Landwirtschaft Lasten auferlegt, welche für
die ärmeren Landesteile fast unerschwinglich sind.

Trotzallerdieser Schwierigkeiten und Belastungen hatdie d'eutsche Landwirtschaft
ununterbrochen mit eiserner Energie an ihrer Vervollkommnung weitergearbeitet:
Zunächst auf dem Gebiete des Getreidebaues, durch systematische Drainagen,
durch die Vertiefung der Ackerkrume und durch die rationelle Verwendung künst-
licher Düngemittel. Auf dem Gebiete der Fleischproduktion durch eine wesentliche
Vermehrung und Verbesserung der Viehbestände — mit dem Gesamt-

und der Weltkrieg Graf v. Mirbach-Sorquitten
ergebnis, daß die deutsche Landwirtschaft zurzeit die
heimische Bevölkerung trotz deren stetiger, gewaltiger
Zunahme vollständig oder nahezu vollständig zu er-
nähren vermag. — Das ist in einem Weltkriege einer
der bedeutsamsten Faktoren der Kriegsrüsiung — für die
das deutsche Volk seiner Landwirtschaft zweifellos zn Dank verpflichtet ist. —
Man hat der deutschen Landwirtschaft sehr oft den Vorwurf einseitiger
Interessenvertretung gemacht — aber mit Unrecht. — Ich selbst habe im Februar
1897 unter voller Zustimmung meiner Berufsgenossen in der Generalversammlung
des „Kongresses Deutscher Landwirte" das Bündnis zwischen Industrie und
Landwirtschaft in Gemeinschaft mit dem damaligen Vorsitzenden des „Zentral-
verbandes Deutscher Industrieller" formell zum Abschlusse gebracht.
An diesem Bündnisse hat die Landwirtschaft bis heute getreulich festgehalten,
so schwer auch vielfach in der Arbeiterfrage die Belastungsprobe für sie ausfiel.
Ietzt, im Weltkriege, wären die G e tr ei d e p r ei se in
Deutschland zu gewaltiger Höhe angeschwollen — sehr
zum Nutzen der Getreide produzierenden Landwirtschaft — ohne die Fest-
setzung von Höchstpreisen. — Die deutsche Landwirtschaft wollte
aber in dieser schweren, ernsten Zeit mit Recht keine Mehrbelastung unseres Volkes
einseitig zu ihren Gunsten; — die Anregung zur Festsetzung von Höchstpreisen
ging deshalb gerade von landwirtschaftlicher Seite aus. —
Die deutsche Landwirtschaft hat im Weltkriege bis
jetzt ihre Pflicht voll erfüllt; sie wird auch in Zukunft
daran festhalten.
» »
Ostpreußen. — Das Schicksal Ostpreußens im Weltkriege von 1914 ist
ein trübes Bild, aber für das Thema: „Die deutsche Landwirtschaft und der
Weltkrieg" besonders lehrreich. — Ostpreußen hat die Konsequenzen der nach-
bismarckischen Bündnispolitik, — welche die von Rußland angebotene Verlängerung
des bekannten Sondervertrages zurückwies, weil ihr dieses Vertragsverhältnis
zu „kompliziert" erschien/) — mit dem Endergebnisse eines Wehrbündnisses
zwischen Rußland und Frankreich im August und September dieses Iahres zu
rragen gehabt.
Generaloberst Freiherr v. d. Goltz, vormalv Kommandierender General des
1. Armeekorps (Königsberg i. Pr.), führte in der Sitzung des Herrenhauses vom
6. April 1906 nachstehendes aus:
») Cs sei hierfür auf Hofman: «Fürst NUmarck 1880-98 1. Teil. 2. Teil S. 122-25«
hingewiesen. — Stuttgart — Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft.

„Ich verrate kein strategisches Geheimnis, wenn ich sage, daß im Falle
eines Krieges an mehreren Grenzen Ostpreußen in seiner Verteidigung auf
recht geringe Kräfte beschränkt werden wird und beschränkt sein muß. Selbst-
verständlich wird unsere oberste Heeresleitung das Ihrige tun, um die schöne
Provinz vor dem Feinde zu schützen.
Es werden verhältnismäßig immer nur wenig aktive Truppen östlich der
Weichsel stehen, und die Provinz, die, wie ein vorgeschobener Posten, ich möchte
sagen, wie ein Eisbrecher nach Osten gerichtet ist, muß sich ihrer Haut, so gut
es geht, mit den eigenen Kräften wehren."
Die Perspektive, welche General Goltz eröffnete, war keine sehr rosige: Ve-
lastung durch die Armee im Frieden, aber kein genügender Schutz im Kriege. -^
Von dieser Stellungnahme zur Verteidigung von Ostpreußen ist man er-
freulicherweise in diesem Iahre zugunsten meiner engeren Heimat doch nicht ganz
unerheblich abgewichen. — Die Notwendigkeit bedeutsamer Erfolge zu Beginn
des Krieges auf dem westlichen Kriegsschauplatze — für die auch wir Ostpreußen
trotz unserer schweren Prüfungen volles Verständnis haben — zwang aber an-
scheinend unsere Heeresleitung, den starken russischen Armeen an der ostpreußischen
Grenze doch nur verhältnismäßig geringe Tiuppenkorper gegenüberzustellen,
mit den« Ergebnis, daß sehr bedeutende Teile von Oftpreußen einer starken feind-
lichen Invasion anheimfielen, mit entsetzlichen Verwüstungen und mit gerade
auf landwirtschaftlichem Gebiete für den jetzigen Krieg und noch mehr für die
Zukunft sehr schweren Verlusten.
Einer der treuesten Freunde seiner alten Heimat, der Generalsekretär a. D.
Bueck, schreibt im „Roten Tag" Nr. 246 vom 20. Oktober:
Unzählige Arbeiterwohnursgen, blühenden Wohlstand bergende Bauernhöfe
und sehr viele kleine und größere, schöne, stolze Güter, Muster der nach den
neuesten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Forschungen und Erfahrungen
geführten Wirtschaften, sind mit den von dem Segen der neuen Ernte gefüllten
Scheunen in Flammen aufgegangen. Ostpreußen und das am schwersten ver-
wüstete Litauen ist der Sitz einer altberühmten, hochedlen, ertragreichen Pferde-
zucht. Sie ist so ertragreich und bildet eben die Grundlage der Rcmontierung
unserer ruhmvollen, unvergleichlichen Kavallerie, weil sie sich, abgesehen von
den zahlreichen, hochedlen Gestüten auf den großen Gütern, in den Händen der
Bauern befindet.
Bereits in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderte
gehörte bei den großen deutschen landwirtschaftlichen Ausstellungen der Zufall
erster Preise für Pferde und Vieh an ostpreußische und litauische Züchter nicht
zu den Seltenheiten. Die Milchverwertung und der Verkauf von Zuchtvieh
stand in hoher Blüte.
Diese herrlichen Vieh- und Pferdebestände sind nur zum kleinsten Teil

gerettet; meistens sind sie mit den Nckergespannen und dem toten Inventar
an Wagen, Schlitten, Ackergerät, Maschinen und dergleichen mehr von der
Furie des Krieges verschleppt, verwüstet, vernichtet, dem Volksvermögen ver-
loren gegangen.
Während über einige der von den Russen begangenen Greuel und Grausam-
keiten eine amtliche Statistik vorliegt — über 1(XX> Morde an schuldlosen Personen,
rund IlXXX)!) Wohnungen verwüstet, aus dem Bezirk Allenstein allein über
900 Zivilpersonen in die Gefangenschaft verschleppt - so liegt eine Statistik des
von den feindlichen Armeen vernichteten Getreides und Viehs, bzw. der Pferde,
noch nicht vor. —
Der Ausfall an ostpreußischen Pferden wird für die Zukunft sehr schwer ins
Gewicht fallen. — Auch die Vernichtung vieler edler Rindviehstämme ist für die
Zukunft allgemein überaus bedauerlich. Für den gegenwärtigen
Krieg ist jedoch der Verlust an Fleischvieh nahezu bedeutungslos, da wir daran
Überfluß haben, und wir nötigenfalls auch in das vorhandene Flc'schkapital hinein-
greifen können.
Der zweifellos große Verlust an Getreide ist auch
für den gegenwärtigen Krieg sehr bedauerlich. — Dieses
Manko dürfte aber dadurch nahezu aufgewogen werden, daß unsere Armeen auf
dem westlichen Kriegsschau platze in Feindesland kämpfen und daß sie die bel-
gischen usw. Getrcidevorräte in Anspruch nehmen können. — Ferner bietet die
überaus reiche deutsche Kartoffelernte, wenn sie mehr als sonst zur menschlichen
Nahrung mitherangezogen wird, einen Ersatz für Brotgetreide. — Gerade auf
dem Gebiete des Kartoffelbaues hat die deutsche Landwirtschaft in den letzten
Jahren ganz gewaltige Fortschritte gemacht, was unserer Kriegsrüstung auf dem
Gebiete der Ernährung sehr wirksam zustatten kommt.
Die Ereignisse in Ostpreußen lehren, wie wichtig und bedeutsam es für
die gesamte Kriegführung ist, das eigene Land vor
feindlichen Invasionen zu schützen. —
Zum Schlusse wiederhole ich als Ostpreuße, was ich in einer Danksagung
vom September d. I. an diejenigen zum Ausdruck gebracht habe, welche mir ihre
Teilnahme wegen der Vernichtung meines schönen Schlosses Sorquitten — ohne
Kämpfe und ohne Gefechte daselbst — ausgesprochen hatten:
„Wir Ostpreußen werden uns auch durch die schwersten Schicksalsschläge
die Freude an den ruhmvollen Taten unserer Armeen nicht verkümmern lassen."
Am 12. November 1914.

Wilhelm von Siemens:
Die deutsche Industrie und der Weltkrieg.
Die Industrie müßte eigentlich am besten für den Krieg vorbereitet sein.
Denn sie befindet sich stets in einem gewissen Kriegszustand. Es liegt das an
unserer gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Pbase, die dadurch charakterisiert wird,
daß der einzelne sich auf der einen Seite in einem Meer von Abhängigkeiten be-
findet, und dabei gleichzeitig fem Leben auf selbständiges Risiko gestellt sieht.
Das will sagen, daß dem einzelnen seine Eristenzfähigkeit von der Allgemeinheit
nicht garantiert wird. In der heutigen Volkswirtschaft muß jeder sich selbst durch-
setzen, so verschieden schwierig die Lage des einzelnen dabei auch sein möge. Es
geht das nicht durch einen selbständigen Griff in die Natur, sondern bei unseren
auf einer weitgehenden Arbeitsteilung beruhenden Zuständen, — wo niemand
das von ihm selbst Produzierte direkt konsumieren kann, sondern erst auf dem Wege
des Tausches in eine für ilm assimilierbare Form bringen muß, nur auf die Weise,
daß man irgend eine volkswirtschaftliche Leistung als Einsatz vorzubringen vermag
von der Art und Weise, daß andere bereit sind oder dazu genötigt werden, ein
Äquivalent bestehend in einer volkswirtschaftlichen Gegenleistung zu gewähren.
Allgemeinheit, Volk oder Staat können auch nicht gut dem einzelnen das Eristcnz-
risiko abnehmen, da sie sonst das eigene Eristenzrisilo nicht erfolgreich tragen
könnten. Nicht anders hängt Erfolg und Schicksal einer Armee davon ab, daß
jedes einzelne Glied, Offizier uno Soldat, seine persönliche Tristenz rücksichtslos
einsetzt. Dieses Eristenzrisiko kann ihm die Armeelcitung nicht abnehmen. Die
Menschheit ist mit ihren Lebensbedingungen auf diesem Planeten beständig vor
das Risiko der Eristenz gesteht. Die Natur spenvet ihr nur das Rohmaterial; sie
spendet die für die Ernährung erforderliche organische Substanz, die Energie und
zahllose organische und unorganische Körper. Aber die Entwicklung der Kultur
hat es mit sich gebracht, daß der Mensch von dem gespendeten Rohmaterial direkt
nicht leben kann, sondern daß die Arbeit aller oder die der überwiegenden Mehrheit
aller Arbeitsfähigen dazu gehört, nicht nur die Natur zu veranlassen, ihr Material
in der nötigen Menge und Beschaffenheit herauszugeben, sondern es ihr sodann
auch abzugewinnen und in die notwendige und brauchbare Form zu bringen.
Der Hände Arbeit tut es allein nicht. Das Ausschlaggebende ist die Wirkung der
Anstrengung des Geistes. Diese hat sich gerichtet auf die Erkenntnis der Kräfte,
welche Geist und Natur bewegen, auf die Ansammlung und Verwertung von
Elfahruugen, auf die Entwicklung staatlicher und gesellschaftlicher Einrichtungen,
um das Zusammenwirken der Menschen zu ermöglichen, auf die Schaffung best-
erreichbarer wissenschaftlicher und technischer Arbeitsmethoden, sowie auf eine
fruchtbare Organisation der wirtschaftlichen Arbeit.

Die letzte Periode der höchst eigenartigen Entwicklungskurve der menschlichen
Zustände haben wir unter Augen gehabt. Gerade in dieser Zeit haben sich die
Methoden der Arbeit zu einer außerordentlichen Fruchtbarkeit entwickelt. Die
überraschend steilen Kurven der Prodiiktionsentwicklung zeigen, daß diese Ent-
wicklung sich nock» im vollen Gange befindet. In Deutschland ist das besonders
hervorgetreten. Es ist das Land der systematischen, wissenschaftlichen, gründlichen
und pflichlgetreuen hingebenden Arbeit. Diese Eigenschaften betätigen sich jetzt
in bewunderungswürdiger Weise auf dem Kriegsschauplatze; sie sind aber auch
die Quelle für die große Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft. Die Schatten-
seiten, welche mit einem so schnellen Fortschritt auf dem Gebiete der materiellen
Kultur verbunden und auch in recht übler Weise hervorgetreten sind, erwecken
wohl Zweifel über die Bewertung des Gesamtergebnisses und über das, was
folgen wird. Die Geschichte lehrt auch, daß auf den Anstieg in der Regel wieder
ein Abstieg folgte und der Schauplatz für die führende Entwicklungsarbeit ge-
wechselt hat.
Aber man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß sich das stets und unter
allen Umständen so wiederholen muß. Die Wege der Entwicklung und Zukunft
sind unerforschbar. Tragische Schuld und tragische Verpachtung des Geschicks,
die schwer auf der deutschen Vergangenheit gelastet haben, können auch in Zukunft
auf verhängnisvolle Wege führen. In der Gegenwart jedoch und gerade in diesem
Augenblicke steht Deutschland unter dem Zeichen des Vordringens auf der ganzen
Linie in der Richtung der fruchtbaren Weiterentwicklung. Und der Geist, welcher
sich jetzt in der Armee so kraftvoll und siegreich offenbart, ist der gleiche Geist, der
die Friedensarbeit der letzen Iahrzehnte so erfolgreich gestaltet hat. Die Art der
Durchführung dieses Krieges wird die Probe auf das Erempel sein, ein Be-
fähigungsnachweis besonderer Art im Kampf um die Eristenz und für das Gebot
des Sichdurchseycns gegenüber der Not des Lebens, der im Kriege nur eine andere
Form annimmt, wie sie im Frieden hervortritt.
Kriege kommen und gehen und haben einen zeitlich beschränkten Verlauf,
aber die Volkswirtschaft befindet sich in einem dauernden Kriegszustande. Sie
ist dasjenige Gebiet der menschlichen Eristenz, wo es besonders stark zutage tritt,
daß Mensch sein so viel heißt, wie Kämpfer sein. Gerade in einem gewissen fort-
geschrittenen Kulturzustande tritt diese Beschaffenheit hervor. Ie weiter sich diese
Kultur entwickelt, je größer wird auch das Bedürfnis nach Besitz und Verbrauch
volkswirtschaftlicher Güter, die nur erreichbar sind durch den Einsatz menschlicher
Arbeitsleistung geistiger und körperlicher Art.
Es ist nur ein Traum, und wahrscheinlich kein schöner Traum, daß der Fort-
schritt der Kultur der Menschheit einmal das Geschenk der Befreiung von der
Arbeit bringen wird, nicht einmal von dem harten Charakter dieser Arbeit, welcher
darin besteht, daß die Unterlassung derselben oder ihre Erledigung in einer unzu-
reichenden Weise mit dem Untergang bedroht wird. Wie kann sich die Gesamtheit

vor diesem Untergange retten, wenn sie nicht das Risiko, das sie selbst läuft, auf die einzelnen selbständig überträgt. Die Allgemeinheit kann zwar dieses Risiko mildern durch Sitte, Gesetzgebung und Beschützung der Schwachen, aber in der Hauptsache bleibt der einzelne auf seine eigene Verantwortung gestellt, als Folge davon, daß der Mensch nackend auf die Welt gekommen ist und seine Kulturgüter nur durch ununterbrochene mühsame Arbeit «werben und aufrecht erhalten kann. Würde die Arbeit nur kurze Zeit ruhen, so müßte die Eristcnzgrundlage der Menschen zusammenbrechen, und je fortgeschritten« ein Volk im Ausbau seiner Kultur ist, um so mehr müßte das der Fall sein.

Der Aufbau der heutigen volkswirtschaftlichen Welt bietet em reich gegliedertes verwirrendes Schauspiel dar, wo große und kleine Kräfte mit und gegen einander wirken,,wo jeder sich bemühen muß, sich durchzusetzen, und dabei das Risiko seiner Eristenz läuft, und wo die egoistischen und selbsterhaltenden Antriebe wiederum zusammengefaßt werden durch ein solidarisches Gcsamtinteresse. Durch das letztere wild auch verhindert, daß aus dem ganzen ein Chaos entsteht, und der gegenseitige Kampf anstatt zur Auflösung und Vernichtung, zum Wachstum und zum zunehmenden Gedeihen der Volkcwirtschaft und auch im Durchschnitt zu demjenigen ihrer Mitglieder geführt hat, wenn auch dabei die Lose für die einzelnen sehr verschieden gemischt sind, einige zu weit überragenden Stellungen dabei gelangen, während die große Mehrheit sich mit einem Durchschnittsgeschick zufrieden geben muß. Gerade das Schauspiel dieser Ungleichheit, welches bisher jede Kulturperiode in ihrer besonderen Art und Weise geboten hat, ist eine der Hauptschwierig keiten, mit welchen die Aufrechterbaltung der volkswirtschaftlichen Ordnung zu rechnen hat, und es feblt nicht an leidenschaftlich verfochten«n Theorien und Bestrebungen zu ihrer Beseitigung und Ersetzung durch eine neu zu erfindende volkswirtschaftliche Ordnung, welch? allerdings besondere Annahmen über die Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Charakters voraussetzen.

Die Einsicht von dem solidarischen Interesse aller Glieder der Volkswirtschaft, das vor allen Dingen dadmch zum Bewußtsein kommt, daß man die Folgen spürt, wenn man es verletzt, genügt aber allein noch nicht, um eine Verletzung desselben zu verhindern. Dazu sind Unverstand, Egoismus und Rücksichtslosigkeit zu große Bestandteile der menschlichen Piyche. Iede Kraft, die wirkt, darf keine unumsch.änkte sein. Sie muß ihre Beschränkung finden durch die Wirksamkeit anderer Kräfte, welche verhindern, daß das, was bis zu einem gewissen Punkte wohltätig wirkt, nun zum Nachteil wird. Die Betätigungsmöglichkeit aller volkswirtschaftlichen Kräfte beruht auf der Grundlage, daß sie etwas Brauchbares, etwas Konsumierbares produzieren und in den Verkehr bringen müssen, sie müssen sich also darauf einstellen, daß sie aufnahmewillige und fähige Konsumenten finden. Namentlich beruht das Interesse der Großindustrie auf der Befolgung dieser Verhaltungslinie. Denn sie ist bei den« Absatz ibrer Produkte auf die Bedürfnisse der Allgemeininteresscn sowie der großen breiten Volksschichten angewiesen und

hat deshalb das größte Interesse daran, daß diese aufnahmefähig sind und
in ihrem Wohlstand möglichst zunehmen.
Insofern zwingt also das Zlllgemcininteresse das Sonderinteresse 'n seine
Bahn. Auch der Kampf der Sonderinteressen gegeneinander, also z. A. der Kampf
zwischen Konkurrenten wirkt in der gleichen Richtung. Oft genug auch nimmt
dieser Kampf der Sonderinteressen gegeneinander einen so scharfen Charakter
an, daß die Kämpfenden zum Erliegen kommen, und mir die Stärksten sich am
Leben erhalten können, wodurch wiederum das Allgemeinintercsse geschädigt wird.
Oft führt auck der aussichtslose Kampf zu Bündnissen, die eine Gefahr bilden können
nickt nur für die außerhalb dieser Bündnisse Verbleibenden, sondern auch für die
Gesamtheit, wenn sich nun die verbündete Macht ungehemmt und rücksichtslos
betätigt. Das ruft nun wiederum Gegenaktionen hervor: schließlich treten Staat
und Gesetzgebung auf, welche dann häufig einer populären Strömung folgend
über das Ziel hinausgehen, um dann aufs neue Gegenströmungen hervorzurufen.
So vollzieht sich das Leben und der Weiteraufbau der Volkswirtschaft in
einem beständigen Kampf zwischen Freiheit und Selbständigkeit auf der einen
Seite, und Ordnung und Beschränkung auf der anderen Seite, zwischen den
Kräften des Egoismus und der Solidarität. Dieser Kimpf vollzieht sich nicht
im leeren Naume, sondern in einer stetig ausgefüllten Welt, und wie in der be-
lebten und unbelebten Natur es keine isolierten Vorgänge gibt, sondern Wirkung
lind Gegenwirkung miteinander zu einem Ganzen verbunden sind, so erstreckt
sich die Wirkung eines volkswirtschaftlichen Vorganges auf die gesamte volks<
wirtschaftliche Welt seiner besonderen Bedeutung gemäß.
Man kann in gewissem Sinne die Volkswirtschaft mit einem aus zahlreichen
Organen und Zellen bestehenden Organismus vergleichen, weil es sich um lebendige
Materie in ihr handelt, weil hier die Einzclorgane im Dienst eines Gesamtorga-
nismus stehen, weil auch hier Wachstum, Tod und Entwicklung am Werke sind,
und weil diese Gesamtheit die Fähigkeit hat, gegenüber der umgebenden Welt
selbständig, bewußt und unbewußt, zu reagieren und sich auf diese Weise ihren
Interessen und ihrem Lebenszweck entsprechend kämpfend durchzusetzen. Ieder
von der Natur geschaffene Organismus ist der menschlichen Erkenntnis gegenüber
ein Geschöpf von unendlicher Kompliziertheit, und wir blciben mit unseren» wirk-
liehen Verständnis an der Oberfläche, so groß auch der Umfang der angesammelten
Erfahrungen sich gestaltet hat. Diese Erfahrungen verdanken wir dem Umstand,
daß die Kräfte der Natur in einer beständigen Weise wirken und deshalb der
Erforschung bis zu einem gewissen Grade zugänglich sind, soweit nämlich die
menschliche Fähigkeit zur Erkenntnis ausreicht. Die Volkswirtschaft dagegen ist
Menschenwerk, wenn auch auf einer von der Natur vorgeschriebenen Grundlage,
also ein höchst unvollkommenes Werk, uud die Bahnen, in welchen der menschliche
Geist hier wirkt und sich bewegt, und zwar gleichzeitig und unabhängig voneinander
in Millionen von Köpfen, unterscheiden sich bezüglich ihrer Gesetzmäßigkeit und

Bereckenbarfeit sehr wesentlich z. B. von der geordneten Bahn eines Himmelskörpers. Es ist deshalb ohne weiteres einleuchtend, daß der volkswirtschaftliche Organismus in viel höherem Maße Erkrankungen und Störungen ausgesetzt sein muß, wie der Organismus der Pflanzen und Tiere, und daß der Arzt an diesem Krankenbette in der Regel einen hilflosen Anblick darbietet. Diagnose und Heilverfahren sind hier auch deshalb schwierig, weil die Volkswirtschaft nur einen Teil der menschlichen Obliegenheiten darstellt, welche aber alle miteinander in Zusammenhang stehen und aufeinander einwirken. Die Volkswirtschaft ist ferner auch der Wirkung von Kräften allsgesetzt, die außerhalb ihrer liegen, und auf deren Kommen und Geben sie keinen Einfluß hat, die aber dennoch eine tiefgehende Wirkung ausüben können.

Von großer Bedeutung ist hier der Umstand, daß die Menschen der kultivierten Welt nicht durch eine einheitlich wirkende Volkswirtschaft zusammengefaßt werden, sondern daß die einzelnen Völker und Staaten volkswirtschaftliche Sondergebiete ausgebildet haben, die nun als selbständige große volkswirtschaftliche Kräfte auftreten, die sich zwar volkswirtschaftlich durch den gegenseitigen Verkehr miteinander ausgleichen, aber in diesen« Kampfe auch unvolkswirtschaftliche Kampfmittel zur Anwendung bringen, nämlich die politische und militärische Macht. Die vielen Kriege, deren Schauplatz Europa im Laufe der Geschichte gewesen ist, haben sich als besonders große Störer der volkswirtschaftlichen Ordnung und Entwicklung erwiesen, und trotzdem sind es gerade volkswirtschaftliche Inleressenfragen ge> wesen, welche häufig die eigentliche Veranlassung zu Kriegen gebildet haben.

Die Herausbildung der staatlichen und volkswirtschaftlichen Eondergebiete und ihrer Kräfte ist nicht nach einer harmonischen Ordnung erfolgt. Denn die volkswirtschaftlichen Einzelkräfte suchen überall durchzudringen, so gut sie es können, und haben sich dabei nicht viel gekümmert um die Festigkeit und Sicherheit ihres Untergrundes, wie Ortschaften sich vertrauensselig auf vulkanischem Gebiete ansiedeln. Befestigt sich solche Vertrauensseligkeit bei Völkern durch lange friedliche Perioden zu dem Dogma, daß auftretende politische Gefahren schließlich immer wieder ihre friedliche Lösung finden, so tritt allmählich eine so starke Verpflechtung zwischen den Volkswirtschaften der Völker ein, daß diese selbständig nicht mehr lebensfähig sein können. Dabei sind einige Völker in höherem Maße auf den internationalen Güteraustausch angewiesen, wie andere.

In Deutschland ist die politische Vertrauensseligkeit von jeher besonders groß gewesen. Es ist schwer zu sagen, wie sich im deutschen Volkscharakter auf diesem Gebiete angeborene Eigenschaften mit der Beeinflussung durch den Gang der deutschen Geschichte in den letzten Iahrhunderten mischen. Es scheint bei ihm aber die höhere politische internationale Begabung nur verhältnismäßig schwach entwickelt zu sein und ein Mangel an instinktivem politischen Blick hervorzutreten. Es kommt hinzu, daß in Deutschland die Kreise, welche die politischen und die volkswirtschaftlichen Interessen wahrnehmen, im allgemeinen noch durch eine

verhältnismäßig breite Kluft voneinander entfernt sind, wodurch natürlich vorsorgliche Gesamtdispositionen erschwert werden. Dann sind noch Eigenschaften vorhanden, welche unter dem Kolleknvbegriff des „Deu<schen Michels" zusammengefaßt zu werden pflegen, und welche die Stärke sowohl als die Schwäche seiner Eigenart bezeichnen. Dem deutschen Michel fehlt es an kriegerischem und politischen, Ehrgeiz, so groß auch seine Kraft ist, er besitzt nicht den Geist der Gleichgültigkeit gegen die berechtigten Interessen anderer sowie jene skrupellose Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung der eigenen Interessen. Ebenso wenig ist er ein Meister in den macchiavellistischen und verschlagenen Künst?n der internationalen Diplomatie. Er ist mebr der ehrliche, aber starke Mensch, der sorglos kommenden Gefahren entgegensieht, manche Vorbereitung, um denselben entgegenzutreten, deshalb für überflüssig hält und denkt, daß er sich schon unter allen Umständen durchhauen wird, wenn es hart auf hart kommt, im Vertrauen auf seine Kraft.
Und darauf beruht auch in erster Linie die durch nichts zu erschütternde Überzeugung in ganz Deutschland, daß der gegenwärtige schwere Krieg zu einem siegreichen Ausgang geführt werden wird.
Aber auch bei dem größten Pessimismus wäre es für die deutsche Volkswirtschaft sehr schwer gewesen, in ihren auswärtigen Handelsmaßnahmen wesentlich anders zu verfahren, als es geschehen ist. Sie ist praktisch so verfahren, als wenn das Zeitalter des ewigen Friedens bereits begonnen hätte. Wenn ein Volk von 67 Millionen Einwohnern auf einer Bodenflächs von etwa 54 Million Quadratkilometer in unserer heutigen Zeit leben soll, so setzt das eine in hohem Grade entwickelte Volkswirtschaft voraus. Die unendlichen Legionen volkswirtschaftlicher Handlungen eines solchen Volkes müssen auf weitverzweigten, mühsam und sinnreich errichteten Wegenetzen vor lich gehen, damit es unter diesen Umständen nicht nur lebensfähig ist, sondern auch in seinem Wohlstand und in seiner Kultur fortschreitet. Diese Wegenetze verzweigen sich weit ins Ausland hinein und durchziehen die ganze Welt. Es ist das notwendig, weil uns namentlich viele Rohstoffe fehlen, an Beschaffenheit sowohl w>e an Menge, für deren Erwerb wir hauptsächlich Fabrikate zurückgeben müssen. Das letztere ist aber keine so einfache Sache, da diese Fabrikate von besonderer Art zu sein haben, und vom Allsland begehrt werden müssen. Gerade diejenigen Länder, mit welchen unser Güteraustausch am regsten ist, sind ebenfalls viel erfahren in den Künsten der modernen Produktion. Deshalb muß deutscherseits besondere Eigenart entwickelt und restloser Fleiß angewandt werden, um der schwierigen Aufgabe gerecht zu werden.
Es bedingt das eine möglichst vollendete Organisation unserer Arbeit, deren Wirtschaftlichkeit zu erzielen ist durch Entwicklung der zweckmäßigsten ökonomischen Methoden, durch gründliche wissenschaftliche, technische und kommerzielle Ausbildung, durch den Geist der Initiative und die Freudigkeit am verantwortlichen Schaffen. Es setzt das auch einen in sich gesunden und festgefügten volkswirtschaftlichen Betrieb voraus, gut durchgebildete Finanz- und Kreditverhältnisse

sowie richtige Wirtschafte- und Sozialpolitik, so daß es nirgends an fruchtbarer Arbeitsgelegenheit fehlt und alle Bevölkerungsschichten die nötige Entwicklungsmöglichkeit vor sich haben.
Auf diese Weise ist es möglich gewesen, die deutsche Volkswirtschaft zu einer außerordentlich großen Entwicklung zu führen in Verbindung mit einem umfangreichen Außenhandel. Der Wert der deutschen Iahresproduktion wird auf etwa 40 bis 50 Milliarden anaenommen, derjenige des Außenhandels in Import und Erport auf etwa 20 Milliarden. Durch dieses Verhältnis wird die friedliche deutsche Politik verständlich und die Notwendigkeit, mit den anderen Völkern rege und fruchtbare Beziehungen zu unterhalten, welche auch nach dem Abschluß dieses Krieges in gleicher Weise hervortreten muß. Es bedurfte aber nicht der heute gemachten Erfahrungen, um sich darüber klar zu werden, daß der volkswirtschaftliche Verkehr zwischen den Bewohnern verschiedener Staaten noch bedeutend störungsgefährdeter ist, wie der inländische Verkehr. Inländischer Verkehr und der heimische Markt müssen daher stets die breite Grundlage bilden für die volkswirtschaftliche Produktion. Der ausländische Verkehr aber ist für die Länge der Zeit nur durchführbar, wenn er auf volkswirtschaftlich loyaler Grundlage beruht, d. h. wenn er zu gleichmäßigem Nutzen der beteiligten Parteien stattfindet. Das Geben und Nehmen muß auf Gegenseitigkeit beruhen. Das Austauschgebiet muß nicht als Ausbeutungsgebiet behandelt werden. Die Überlegenheit gegenüber weniger entwickelten Ländern darf nicht gebraucht werden zur Unterbindung der volkswirtschaftlichen Entwicklung und Herbeiführung von lästigen Abhängigkeiten.
Aus solchen Abhängigkeiten hat sich die deutsche Volkswirtschaft im Laufe der letzten Iahrzehnte mühsam herausgearbeitet. Deutschland war während langer Perioden nicht nur politisches, sondern auch wirtschaftliches Ausbeutungsland gewesen, weil es infolge seiner inneren Zersplitterung und der ihm von außen zugefügten beständigen Störungen versäumt hatte, rechtzeitig seine politischen und wirtschaftlichen Institutionen zu entwickeln. Die Frage, was in einem Lande selbst produziert werden muß, und was zweckmäßiger von außen zu kaufen ist, kann nicht lediglich nach Händlergesichtspunkten entschieden werden, welche das tacüt aus der augenblicklichen Leistungsfähigkeit der verschiedenen Volkswirtschaften ziehen, sondern sie ist zu ordnen vom Gesamtinteresse eines Volkes aus, das von seiner eigenen Arbeit leben und deshalb auch die nötige Arbeitsgelegenheit haben muß. Aber für die zu befolgende Wirtschaftspolitik können auch nicht allein die rein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte maßgeblich sein, sondern es muß auch vom Standpunkt der politischen Machtfragen aus für den erforderlichen Grad von Unabhängigkeit und Sicherheit unserer ganzen wirtschaftlichen Zustände gesorgt werden. Wäre z. B. unsere landwirtschaftliche Produktion nicht in dem Maße leistungsfähig gemacht worden, wie es geschehen ist, so würden wir heute nicht im Stande sein, den großen Krieg durchzuführen, der uns auferlegt worden ist.

Es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, daß man sich bemüht, alle Dinge bis zu ihrer äußersten Konsequenz durchzuführen. Wir sehen, wie alle Staaten ihre Wirtschaftspolitik mit zunehmender Heftigkeit führen, wobei jeder Staat mit seinen besonderen Verhältnissen zu rechnen hat. Aber darüber hinaus hat sich an einigen Stellen eine über alles Maß hinausgehende gewaltsame Anwendung von politischer und militärischer Macht entwickelt, um illoyale Volkswirtschaft zu betreiben und aufstrebenden Volkswirtschaften die Möglichkeit der Weiterentwicklung abzuschneiden und die offene Tür des internationalen Wirtschaftsverkehrs zu verschließen. Es gibt keinen kraftvollen Herrn in der Welt, welcher die Macht hätte, eine Mächtegruppierung, welche sich überlegen glaubt, auf den Geist der Solidarität der Völker in ihrer Wirksamkeit einzustellen. So haben sich die Zustände zu einem gewissen Gleichgewichtszustand im wesentlichen zwischen zwei Mächtegruppierungen entwickelt, der seinen Dienst hätte tun können, wenn es nicht an dem guten Willen gefehlt hätte, ihn aufrecht zu erhalten. Man kommt zu dem Ergebnis, daß ein Nichtgleichgewichtszustand mit gutem Willen für das Allgemeininteresse nützlicher ist, als ein Gleichgewichtszustand mit bösem Willen, der keinerlei Garantie bietet. So lange die englische Flotte das Meer beherrschte, stand die Volkswirtschaft der Welt, die auf freien Verkehrswegen beruht, einer Kraft gegenüber, welche die Fähigkeit besaß, diese Wege zu unterbinden, sobald es ihr beliebte. Die übrige Welt zeigte sich aber bereit zur Duldung dieses überragenden Übergewichtes, weil sich dasselbe begründen ließ durch die besondere Lage des Inselreiches, das in kurzer Frist er'stenzunfähig werden mußte, sobald ein stärkerer oder auch nur gleich starker Gegner ihm die Verkehrswege abschnitt. Die ganze Welt, und besonders Deutschland, sind aber nun darüber aufgeklärt worden, daß die Macht der englischen Flotte nach ihrer verkehrten Seite hingeleitet worden ist, nämlich zur Unterbindung des Seeverkehrs für die ganze Welt und zur gewaltsamen Unterdrückung der volkswirtschaftlichen Kraft anderer und speziell Deutschlands. Das große Drama, das sich vor unseren Augen entrollt, wird nicht beendet sein, bevor auch diese schicksalsschwere Frage zur Entscheidung gekommen ist. Sie ist der eigentliche Inhalt dieses Dramas.

Bereits im Frieden erfreut sich der volkswirtschaftliche Organismus niemals einer vollständigen Gesundheit. Dazu treten periodenweise akute Krankheitsprozesse auf, welche sich über den ganzen Organismus ausdehnen. Die Volkswirtschaft beruht auf menschlichen Handlungen, und auf dem richtigen Zusammenwirken derselben. Weder ist eine einheitliche Leitung dabei möglich, noch vermag der einzelne im allgemeinen aus seinem beschränkten Wirkungskreis heraus den Einfluß seiner Handlungsweise auf die Gesamtheit zu übersehen. Häufig kümmert er sich darum auch nicht. Es treten auch Gewalten höherer Natur auf, gegen welche der einzelne zunächst machtlos ist, wie eingreifende innere Umgestaltungen, welche der Fortschritt mit sich bringt, oder äußere Eingriffe, hervorgerufen durch Änderungen der Gesetzgebungen, der Wirtschaftspolitik oder durch das Verhalten

anderer Staaten und Volkswirtschaften. Aber die Wirkung des jetzigen großen Krieges auf die Volkswirtschaft, welcher gerade die bedeutendsten volkswirtschaftlichen Staaten erfaßt, ist einer Krankheit auf Leben und Tod zu vergleichen, wenigstens in den Augen des beobachtenden Arztes, der vor einer vollständig neuen Lage steht. Würden diese fundamentalen Wirtschaftsstörungen, wie sie der Krieg hervorruft, im Frieden stattfinden, so würde man einen schnellen Zusammenbruch für unvermeidlich ansehen müssen, da sie ein Beweis sein würden für das Vorhandensein von konstitutioneller Schwäche und allgemeiner Lebensunfähigkeit. Da würde die Kraft fehlen zur Wiederherstellung.

Aber der Krieg stößt in Deutschland auf einen lebensfrischen und überaus widerstandsfähigen Organismus, der an Kampf und an Überwindung großer Schwierigkeiten gewöhnt ist, und welchem der Wille zum Leben innewohnt, und dessen Kraft durch diesen einmütigen Willen zu den größten Leistungen befähigt wird. Die Grundbedingungen der Volkswirtschaft können natürlich nicht außer Kurs gesetzt werden. Auch während des Krieges bleibt die Notwendigkeit der täglichen Arbeitsleistung bestehen. Das Volk kann nicht leben von Vorräten früher aufgewendeter Arbeit. Auch im Kriege ist eine Gegenleistung nur zu erlangen auf Grund einer Leistung, und deshalb muß die Volkswirtschaft weiter funktionieren, wenn auch unter sehr veränderten Umständen, die auf den ersten Blick ein allerdings recht bedenkliches Aussehen hatten, wodurch sich auch die Fülle verkehrter Handlungsweisen in der ersten Knegszeit erklärt.

Man muß annehmen, daß der deutschen Volkswirtschaft durch den Krieg etwa 4 Millionen produktive Menschen entzogen sind, und zwar gerade die leistungsfähigsten. Es sind auch viele darunter, welche sich in mehr oder weniger leitender oder geistig produktiver Stellung befinden. Hieraus folgt, daß die Volks-Wirtschaft bedeutend schlechter arbeiten muß, und daß schon aus diesem Grunde der Umfang jedenfalls der industriellen Produktion um wenigstens 5-, i'ch vermindert. Es müssen also entsprechend Einschränkungen des Konsums stattfinden. Man wird dabei möglichst wenig die Herstellung der im Inland« selbst notwendigen Verbrauchsgegenstände einzuschränken suchen, sondern in erster Linie die fürs Ausland bestimmten Produkte. Die Verhältnisse kommen hier von selbst zu Hilfe, da die Verkehrswege nach dem Ausland größtenteils gesperrt sind. Insofern mildert sich hierdurch die Wirkung der von England unternommenen Sperrung des Seeverkehrs ganz erheblich, und deshalb wird sich auch die englische Berechnung als eine irrtümliche erweisen, uns wirtschaftlich auf diese Weise niederringen zu können. Auch unser Bedarf an Rohstoffen von Übersee ist aus gleichem Grunde während des Krieges auf dem Kontinent, der unsere gesamte militärische Menschenkraft in Anspruch nimmt, sehr herabgesetzt. Außerdem hat sich auch bereits gezeigt, daß die geplante vollständige Sperrung des Seeverkehrs für längere Zeit nickt durchführbar ist, weil die nicht in den Krieg verwickelten Länder davon nicht viel weniger betroffen werden und es sich für die Dauer nicht gefallen lassen können

Einen weiten Spielraum zu Einschränkungen, durch welche unsere Widerstands-
kraft nicht gelähmt wird, bietet das Gebiet des weiteren Ausbaues der Volks-
wirtschaft und ihrer Einrichtungen, durch welche ein erheblicher Teil der jährlichen
Produktion bisher in Anspruch genommen worden ist.
Man sollte eigentlich meinen, daß die durch den Krieg hervorgerufenen"»«!-
schaftlichen Schwierigkeiten hauptsächlich in dem Fehlen der zahlreichen Arbeitskräfte
ihren Grund haben, und daß deshalb für die Zurückgebliebenen Arbeitsgelegenheit
in Hülle und Fülle vorhanden sein müßte. An diesen Verhältnissen wird man nun
die große Störungsempfindlichkeit der auf Arbeitsteilung beruhenden industriellen
Produktion erkennen können. Es ist eine Fülle von Arbeitsnotwendigkeit vor-
handen, aber infolge der großen Hemmnisse und Verschiebungen lassen sich die
Arbeitskräfte an vielen Stellen nicht richtig ansetzen. Durch die Einengung der
inländischen Transportwege und Behinderung der ins Allsland führenden ver-
lieren viele Industrien die Absatzmöglichkeiten, für welche sie eingerichtet sind,
und nur bis zu einem gewissen Grade sind sie imstande, sich auf andere Produktions-
gebiete einzurichten. In ähnlicher Lage befinden sich diejenigen Industrien, welche
auf die Erweiterungen der Wirtschaftseinrichtungen angewiesen sind, da die
Unternehmungslust auf diesem Gebiete sich nur spärlich hervorwagt, bis ein
entscheidender Wendepunkt in dem langen und mühsamen Ringen um den Sieg
erreicht ist. Aber die Allgemeinheit würde auch gar nicht in nennenswerter Weise
Produktionskraft für dieses Gebiet abgeben und ebenso wenig finanzielle Mittel
hierfür zur Verfügung stellen können, da der Staat mit seinem Kriegsbedarf einen
großen Teil der produktiven und finanziellen Kräfte in seine Bahnen lenken muß.
Nicht zu bezweifeln ist es, daß die sehr umfangreichen Kriegsbedürfnisse des
Staates dem Volke einen erheblichen Teil seiner Produktion, über welche es bisher
verfügen konnte, entzieht, wo es schon sowieso durch die Entziehung seiner Pro?
duktionskräfte zu großen Einschränkungen genötigt ist. Auf der anderen Seite
aber gewährt die Befriedigung der Kriegsbedürfnisse der industriellen Produktion
während der Kriegszeiten eine große Unterstützung, weil vielerlei sonst unver-
meidliche Arbeitsstockungen dadurch vermieden werden, und vielen Gliedern der
Industrie eine leichtere Gelegenheit sich dadurch bietet, einen Ersatz für die fehlende
Friedensbeschäftigung zu finden.
Der Staat, welcher diese Bedürfnisse zu bestreiten hat, kann das nicht tun
aus seinen Überschüssen und regulären Einnahmequellen. Die Quellen für die
Staatsaufwendungen, welche bereits im Frieden einen großen Teil von der
Iabreseinnahme des Volkes darstellen, fließen im Kriege bedeutend spärlicher.
Die Ausgaben steigen dagegen um das Vielfache. Es lassen sich auch erhebliche
neue Einnahmequellen kaum schaffen, da das Einkommen des Volkes bei dem
herabgesetzten Betrieb stark sinkt. Will man der Währung aber nicht die Grund-
lagen entziehen, so müssen die Ausgaben auf dem Wege der Anleihe fundamentiert
werden. Der große Erfolg der 5 Millionen-Anleihe ist ein Ereignis von größter

Bedeutung. Es ist ein überzeugendes Vertrauensvotum des deutschen Volkes.
Das deutsche Volk ist ebenso fest überzeugt von der Erlämpfung des Sieges,
mögen die Opfer auch noch so große sein, als von der Dauerhaftigkeit und Leistungs-
fähigkeit seiner Volkswirtschaft während der Kriegszeiten, mögen auch die not-
wendigen Beschränkungen bedeutend genug sein. Es beachtet nicht das Risiko,
das es mit seiner weitherzigen Hilfsbereitschaft für die Armeen im Felde, für
die zurückgebliebenen ihrer Einnahme beraubten Familien, für die Verwundeten
und für die in Not Geratenen übernimmt, es legt vertrauensvoll seine flüssigen
Mittel, welche sich aus der Einschränkung der Volkswirtschaft angehäuft haben,
in die Hände des Staates und es ist auch bereit, seinen festen Besitz dem Staate
zu verpfänden, damit der Krieg mit dem größten Nachdruck geführt zu werden
vermag, auch wenn er lange Zeit dauern sollte.

Die große Störungsempfindlichkeit des volkswirtschaftlichen Organismus
beruht zum größten Teil auf der menschlichen Schwäche, auf dem leichten Schwinden
von Mut und Zuversicht, auch aus verhältnismäßig kleinen Anlässen. Aber wo
es sich heute um Lebensgefahren erster Ordnung handelt und schwere Stürme
über die Arbeitsstätten der deutschen Volkswirtschaft dahingehen, da sehen wir,
daß Mut und Zuversicht das Feld beherrschen. Und hierdurch wird dem ganzen
Organismus die Kraft verlieben, energisch auf den Krankheitsstoff zu reagieren
und sich auf die veränderten Verhältnisse einzustellen. Die deutsche Volkswirtschaft,
ist reich genug an Hilfsmitteln aller Art, um auch den schwersten und längsten
Krieg durchzuziehen, und sie wird ihrer Aufgabe gewachsen sein, weil in ihr wie
in der Armee der gleiche von Zuversicht getragene Wille vorhanden ist, nämlich
der Wille zum Siege.

Georg Bernhard:

Zweierlei Goldwährung.

Unter den 42 cin-Mörserladungen von mit Lügen bedrucktem Zeitungspapier,
die England gegen Deutschland täglich abzufeuern pflegt, befand sich neulich auch
eine hochoffiziöse Kritik der deutschen Währungsverhaltnisse. Die Urheber dieser
Kritik gäben wahrscheinlich sehr viel darum, wenn sie sie wieder zurücknehmen
könnten, denn sie hat nach zwei Richtungen hin recht unangenehme Wirkungen
gehabt: Erstens wurde das, was darin stand, nicht geglaubt, und Enoland mußte
sich sogar von sachverständigen Kritikern aus neutralen Ländern recht bittere Wahr-
heiten über solche Verdächtigungen und Versuche am untauglichen Objekt sagen
lassen. Zweitens aber — und das dürften die Engländer sicher nicht beabsichtigt
haben — wird dadurch das neutrale Ausland vermutlich auf die Idee gebracht werden,

Zweierlei Goldwährung Georg Bernhard
n!cht nur die englischen Geldverhältnisse, sondern vor allem diejenigen der Verblinderen Englande einmal etwas unter die Lupe zu nehmen. Wenn denn schon die Währungsverhältnisse irgend jemandes im Augenblick kritisiert werden sollen, so gibt es wohl kaum ein geeigneteres Objekt dafür als Rußland, den großen Verbündeten des britischen Kulturvolkes.

Wir können natürlich nicht leugnen, daß unsere gesamten Geldverhältnisse augenblicklich bis zu einem gewissen Grade abnorm sind. Aber durchaus nicht abnormer als die Englands. Alle Kultmstaatcn (nicht einmal nur die kriegführenden) haben ihre Bankgesetzgebungen und ihre Bankverwaltungmethoden knegsgemäß zustutzen müssen. Das isi in England nicht mehr als in Deutschland, in Deutschland aber auch nicht mehr als in England geschehen. In beiden Ländern liegt keine Veranlassung vor, die Grundlagen der Währungsverhältnisse zur Diskussion zu stellen. Ganz anters aber sieht die Sache in Rußland aus. Und es scheint mir sehr nützlich zu sein, einmal wieder darauf hinzuweisen, daß die ganze russische Goldwährung im Grunde genommen nichts weiter als eines der vielen Potemtinschen Dörfer ist, die in wirtschaftlicher Beziehung insbesondere durch den sehr geschickten Grafen Witte zur Schau für das Ausland, dessen Geld man brauchte, aufgerichtet worden sind. Die russische Goldwährung ist eine prächtige Fassade, die auf den ersten Blick Staunen und Bewunderung erweckt, deren Einzelheiten aber um so bedenklicher werden, je mehr man sich mit ihnen befaßt.

Den Mittelpunkt der russischen Währungspolitik bildet (in noch höherem Maße als die Reichsbank bei uns in Deutschland) die russische Reichsbank. Sie darf nicht mehr als 3(X1 Millionen Rubel ungedeckte Noten in Umlauf setzen. Denn nach ihrer Verfassung müssen die von ihr ausgegebenen Noten bis zum Betrage von 6lX) Millionen Rubel mit 50°/» bar gedeckt sein, während alle darüber hinausgehenden Noten voll zu decken sind. Die russische Rubelnote ist daher äußerlich betrachtet genau so fein wie die Note der Bank von England, denn da nach der englischen Bankverfassung die Noten voll in Gold gedeckt sein müssen, der Bank aber seinerzeit bei der Gründung gestattet worden ist, als Gegenwert für ein dem englischen Staat gewährtes ewiges Darleben 11 Millionen Pfund (später zuzüglich 3 Millionen Pfund Schatzscheine) in ungedeckten Noten auszugeben, so steht bei dem theoretischen Vergleich die Bank von England durchaus nicht besser da als die russische Reichsbank. Nach dem letzten Ausweis vor dem Kriege, den die russische Reichsbank veröffentlichte, betrug ihr Metallbestand 1676 Millionen Rubel, wovon 1604 Millionen rund in barem Golde vorhanden waren. Sie hätte damals also 116 Millionen Rubel ungedeckte Noten weniger ausgegeben als zulässig war. Allein im Geldwesen muß man mehr noch als sonst gegen jedes äußerliche Operieren mit statistischen Zahlen mißtrauisch sein. Es muß hier ganz besonders das Wesen der Dinge betrachtet werden, das man erkennt, wenn man mit der kritischen Sonde untersucht, wie die Ziffern der Statistik zustande kommen.

Die Goldwährung gilt im Volke als die vollendetste aller Währungen. Und

wenn ein Staat in den Kreis der Kulturnationen einzutreten wünscht, so glaubt
er sich gewöhnlich dafür das beste Entreebillet auf die Weise zu besorgen, daß er
sich eine Goldwährung anschafft. Aber Wiihrungsformcn müssen, ähnlich wie
die Formen der Verfassung, organisch aus der Volksentwickelung herausreifen.
Man mag vom Standpunkt des Währungstheoretikers aus absolute Werturteile
über die Währungen sollen und im Rahmen dieser absoluten Werturteile die Gold-
währung als „die beste" bezeichnen. Vom Standpunkt des einzelnen Landes ausist
diejenige Währung die beste, die seinem wirtschaftlichen
Charakterangepaßt ist. Das Vertrauen zur Einlösbarkeit einer Note beruht
ldas trifft auch auf die Fälle zu, in denen faktisch die Einlösbarkeit suspendiert oder
hinausgeschoben ist) nicht etwa bloß auf der Höhe des Goldbestandes, der in der
Notenbank des betreffenden Landes lagert, sondern auf der Wahrscheinlichkeit, daß
dieser Betrag dauernd zur Verfügung steht. Dazu gehört aber, daß eine gewisse Ge-
währ für seine Dauerbarkeit in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes gegeben
ist. Eine Goldwährung kann wirklich gesund immer nur dann sein, wenn der
normale Verkehr im Lande eine Goldbasis von gewisser Höhe schafft. Das wird
in geringem Matze der Fall bei einem Lande mit agrarischem Zuschnitt sein, am
höchsten in einem Lande, das industriell stark entwickelt ist und daher einen lebhaften
Vargeldumlauf hat. Normalerweise erhält ein Land seine Goldmittel aus den
Überschüssen seines Verkehrs mit dem Ausland. Und ob man Verttauen in die
Goldbasis eines Landes haben kann, hängt infolgedessen davon ab, ob dieses Land
in dem fortwährenden Kampf der Völker um das Gold sie behaupten kann
oder nicht.

Die alte merkantilistische Schule der nationalökonomischen Wissenschaft hat
das Heil für den Goldreichtum eines Landes in der Aktivität der Han d el sbilanz
gesehen. Ich will hier mich nicht über die Berechtigung dieser Handelsbilanztheorie
auslassen. Aber es wird ohne weiteres klar sein, daß das Verhältnis der Waren-
einfuhr zur Warenausfuhr eines Landes im Kampf um das Gold allein in einer
Zeit nicht mehr maßgebend sein kann, in der differenzierte Verkchrsmelhoden
Einzahlungen und Auszahlungen und zwar in ganz erheblichem Werte auch aus
anderen Gründen als denen des reinen Warenhandels schaffen. Für die Erhaltung
des Goldbestandes ist heute die gesamte Forderung sbilanz eines Landes maß-
gebend, die sich noch aus anderen Faktoren als der Wareneinfuhr und Ausfuhr
allein zusammensetzt. Wenn man nur die Handelsbilanz für Rußland gelten
lassen wollte, so würde kaum ein Land berechtigter sein eine Goldwährung auf-
zuweisen, als Rußland. Denn der Gesamthandel Rußlands wies im Iahre 1912
in der Einfuhr einen Wert von rund 2^ Milliarden und in der Ausfuhr einen
solchen von rund 3^/t Milliarden auf, so daß wir also mit einem aktiven Überschuß
von rund 2/4 Milliarden zu rechnen haben. Dieses Bild verschiebt sich jedoch
wesentlich, sowie man nur einen einzigen — auch in Rußland besonders wichtigen —
Posten der Forderungbilanz elnfügt. Man wird die im Ausland untergebrachten

Anleihen des russischen Staates und der russischen Eisenbahnen mit etwa 15 Milliarden Mark wahrscheinlich nicht zu hoch einschätzen. Die jährlich? Verzinsung -- ohne Amortisation! — dieses Riescnbctrages fordert — eher zu niedrig gerechnet — rund 600 Millionen Mark. Dadurch schmilzt die Aktivität schon ganz erheblich zusammen. Man muß aber weiter bedenken, daß Rußland keine wesentliche Schiffahrt besitzt, daß es im Vermittlung sbandel auf die Dienste der fremden Nationalitäten in jeder Beziehung angewiesen ist, so daß also eine theoretisch nicht meßbare, in Wirklichkeit aber außerordentlich hohe Summe für alle mög« lichen merkantilen Hilfsdienste ans Ausland bezahlt werden muß. Eine wichtige — wenn auch von russischem Standpunkt'wenig erfreuliche — Rolle spielt aber in Rußland die Industrie für die Forderungbilanz. Graf Witte, der zu Beginn der 90er Iahre die russische Goldwährung schuf, war Fachmann genug, um einzusehen, daß auf die Dauer sich eine Goldwährung eben nur in einem industriell entwickelten Lande erhalten könne. Er versuchte deshalb in großem Stil eine Industrialisierung Rußlands durchzuführen. Wie das schon Peter der Große für Rußland und andere einsichtige Staatsmänner für andere Länder getan hatten, ermutigte er fremdes Kapital und fremde Arbeitskraft sich in Rußland industriell zu betätigen. Aus Frankreich, Be.gien, Holland, England und Deutschland strömten enorme Kapitalien nach Ruhland und deutsche, englische und französische Werkmeister und Ingenicure begannen sich in immer steigendem Maße in Rußland niederzulassen. Aber (aus Gründen, die in der Natur des Landes liegen, hier aber nicht näher erörtert werden sollen) die Bildung einer nationalen Industrie in großem Umfange gelang nicht. Nach wie vor blieb die russische Indu<tne auf wenige Zentralpunkte beschränkt und befand sich auch dort zum größten Teil in den Händen der Ausländer. Die Folge davon ist, daß, so sehr sich auch die russische Regierung bemühte, durch Gesetze gegen die Ausländer in den letzten Iahren die Industrie gewaltsam zu rujsifizieren, die Erträgnisse der russischen Industrie in immensen Stimmen sich in Form von Dividenden, Kapitalzinscn und Ersparnissen an Arbeitslöhnen ins Ausland gehen. Infolgedessen ist trotz aller Anstrengungen die russische Forderungsbilanz nach wie vor von einer Passivität, die erheblich höher ist, als die stattliche rusjiscbe Gold» förderung, die man wohl auf rund 350 Millionen Mark im Iahr veranschlagen kann. Wie ist es nun möglich, so wird man fragen, daß bei derartigen Verhältnissen die russische Reichsbank mit einer so erheblichen Goldsumme prunken kann, die den Geldvorrat der deutschen Reichsbank erheblich übersteigt. Diese Frage ist sehr berechtigt, denn wenn in Rußland alles so zuginge wie in anderen Ländern, so müßte entweder das Gold schon lange aus der Reichsbank geflossen sein oder die fremden Wechselkurse in Rußland müßten einen unerhört hohen Stand innehaben. Aber Graf Witte wußte natürlich wie jeder andere Fachmann, daß der Gnldabsluß und die Wechselkurse sich nicht regulieren nach dem Debet und Kredit der Forderungen eines Landes, sondern nach der Bilanz der fälligen Zahlungen,

die gewissermaßen das Kassafonto des Landes darstellen. Genau wie er sich bei Gründung der Goldwährung den größten Teil des in die Bank hineinzutuenden Goldbestandes durch Anleihen im Auslande beschaffte, so sorgte er auch ständig für die Auffrischung des Goldbestandes durch äußere Anleihen, d. h. er ging den Weg, der seit alters her nicht nur bei Geschäftsleuten, sondern auch bei liederlichen Privatleuten bekannt ist: er borgte sich stets dann Geld, wenn er größere Zahlungen zu leisten hatte. Die Kupons der immer mehr anschwellenden russischen Anleihen wurden mit den Guthaben bezahlt, die man im Auslande aus neuen Anleihen ansammelte. Auf diese Weise wurde Frankreich gezwungen, immer wieder neues Geld nach Rußland in Form neuer Anleihen zu senden, weil es schließlich Gefahr lief, wenn seine Sendungen unterblieben, die Zinsen für die früheren Anleihen nicht zu erhalten. Nur auf solche Art hat Ruß» land seine Goldwährung aufrecht erhalten können. Sie ist ein Fremdkörper im Organismus der russischen Volkswirtschaft. Sie ist nicht aus einer kapitalistisch-industriell entwickelten Wirtschast herausgewachsen, sondern aufgepfropft auf ein agrarisches Wirtschaftsgebilde, und ebenso künstlich, wie sie entstanden ist, müssen auch die Mittel sein, mit denen sie erhalten werden kann.

Es wird nicht uninteressant sein zu verfolgen, wie Rußland sich währungs-politisch über den Krieg hinweghilft. Was die russische Neichsbank macht, wissen wir nicht, denn klugerweise hat man bei Beginn des Krieges auf Veröffentlichung der Ausweise verzichtet. Man da.f wohl annehmen, daß nach wie vor Noten aus-gegeben werden, ohne daß man sich um die Deckungsvorschriften weiter kümmert. Aber das allein ist ja gar nicht das wichtigste. Die Überschreitung der gesetzlichen Vorschriften der Deckungsgrenzen im Kriegsfall braucht eine Wirtschaft durchaus nicht etwa um ihren Kredit zu bringen, wenn nur die vorhandene Golddeckung natürlichen Ursprungs ist, so daß man hoffen darf, sie sich zu erhalten. Wie aber will Rußland jetzt neues Gold herbeischaffen? Schon die Aktivität der reinen Handelsbilanz dürfte unter dem Kriege geschwunden sein. Von der Gesamt-ausfuhr Rußlands, die rund 5^ Milliarden betrug, entfielen mehr als die Hälfte auf Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Holz, Zucker, Eier und Ole. Ein sehr erheblicher Abnehmer dafür war Deutschland. Selbst wenn man nun annimmt, daß nach einigen neutralen Ländern von diesen Dingen jetzt geliefert werden kann, die Schwächung der russischen Ausfuhr muß außerordentlich erheblich sein, denn es handelt sich ja hier um Dinge, die ein Land im Krieg natürlich zum großen Teil selbst braucht. Sicher wird auch die russische Einfuhr erheblich zurückgegangen sein. Aber es gehört wenig Scharfsinn dazu, um zu sagen, daß der handelspolitische Nutzeffekt des Krieges die Aufhebung der Aktivität, wenn nicht gar die Passivität der russischen Handelsbilanz ist. Damit wäre die Gefahr des Goldausgangcs schon bei anderen Ländern sehr groß. Wie aber will Rußland seine übrigen Zahlungsverpflichtungen decken? Wird es und kann es seine Zinsen im Ausland bezahlen? Die Schaffung neuer Goldguthaben ist jetzt ganz ausgeschlossen, denn

Frankreich kann nicht mehr borgen, England kann nicht mehr borgen, Holland und Belgien borgen auch nicht. Woher also das neue Gold nehmen und nicht stehlen? Es ist ja so charakteristisch, daß schon kurz vor Ausbruch des Krieges die russische Valuta im Auslande erheblich entwertet wurde, und daß Rußland, noch kurz bevor es zu den Waffen griff, insbesondere Frankreich dadurch schwächte, daß es seine Guthaben von dort aushob. Es steht jetzt vor dem Dilemma, ob es entweder seine Reichsbank von Gold entblößen oder seinem Bundesgenossen Frankreich die Zinsen nicht bezahlen soll.

Der Krieg muß einen Zusammenbruch der russischen Goldwährung bringen, und es erscheint noch sehr fraglich, ob es die Rissc im russischen Goldturm gleich wieder nach dem Kriege wird verkleistern können, da man vorläufig nocb gar nicht abzusehen vermag, welcher Staat nachher in der Lage sein wird, neues Gold nach Petersburg zu schicken. Die aufmerksamen Kritiker der russischen Finanzwirtschaft nimmt das ja alles nicht Wunder. Im Gegenteil, sie hat es gewundert, daß schon in leidlich normalen Zeiten Rußland bisher in der Lage war, seine Goldwährung aufrecht zu erhalten. Das ist nur möglich gewesen durch die überaus große Geschicklichkeit, mit der die russischen Politiker Rußlands Nuslandspolitik und Währungspolitik verknüpft haben. Diese Geschicklichkeit wird aber später nichts helfen. Wir möchten da her fchon jetzt dringend den englischen Finanz- und Währungskritikern raten, einmal — wenn sie durchaus etwas kritisieren wollen — ihr Augenmerk auf die Geldverhältnisse ihres Verbündeten Rußland zu richten.

Hermann Waller,

Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft:

Das deutsche Bankgewerbe und der Krieg.

Die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands, die seit Iahrzehnten in ziemlich gleichmäßigen Wellenbewegungen verlief, bei denen aber stets besonders hervortrat, daß der Tiefpunkt der folgenden Welle wesentlich höher lag als derjenige der vorhergehenden, war bei Ausbruch des Krieges wieder in der Nähe eines Tiefpunktes angelangt. Die Balkankriege und die ziemlich gespannte politische Lage, die sie hinterließen, hatten im Verein mit wirtschaftlichen Gründen herbeigeführt, daß Deutschlands Handel und Industrie ihre Tätigkeit einschränkten. Hierdurch war der Geldbedarf wefentlich zurückgegangen und die Gewinne der letzten Konjunkturjahre, die vorher mitarbeiten mußten, wurden zum großen Teil frei. Sie waren nicht unbeträchtlich, denn die Verbilligung der Produktionskosten auf vielen Gebieten hatte unserem Welthandel nicht nur größere Ausdehnung

gegeben, sondern auch seine Erträgnisse verbessert. Augenfällig zeigte sich dies in den monatlichen Ausweisen unserer Ausfuhrziffern, welche — zu den Einfuhrziffern in Vergleich gestellt — immer bessere Ergebnisse für uns auswiesen. Ihre Einwirkung auf Deutschlands Kapitalbildung gestaltete sich umso größer, als es uns bereits in den vorhergehenden Jahren möglich gewesen war, die vielen ausländischen Gelder, die früher mitarbeiteten, zurückzuzahlen, so daß Deutschlands Forderungen an das Ausland seine Schulden an dasselbe sicherlich bei weitem überwogen.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß einer der Hauptgründe, die unsere Feinde zu dem Kriege mit uns veranlaßten, auf der vorstehenden Betrachtung beruhten; sie — und insbesondere England und Frankreich — hatten seit vielen Iahren das mächtige Wachstum unseres Handels und unserer Industrie gesehen und ihre daraus erwachsenden Besorgnisse mit ihrer Überzeugung beschwichtigt, daß sie dieser Entwickelung Einhalt gebieten könnten, wenn sie es für richtig finden würden, ihr in Deutschland arbeitendes Geld zurückzuziehen. Groß war daher die Überraschung, als sie anläßlich der Marokkokrise und später der Balkankriege diesen Gedanken in die Tat umsetzten und sich ergab, daß wir sehr lercht in der Lage waren, die uns geliehenen Gelder zurückzuzahlen, ohne daß dadurch unsere wirtschaftliche Kraft im geringsten gehemmt wurde. Hervorragende englische und französische Kaufleute haben dies wiederholt ausgesprochen. Bezeichnend ist es, daß unsere Wettbewerber im Weltmarkt nicht versuchten, uns durch Nacheiferung auf den Gebieten, auf welchen wir ihnen überlegen waren, beizukommen, sondern unsere vollständige Niederringung durch einen sorgfältig vorbereiteten Krieg anstrebten.

Der oben dargelegte Verlauf der Dinge in den letzten Jahren hatte natürlich zur Folge, daß die Geldverhältnisse in Deutschland schon längere Zeit vor Kriegsausbruch leichte geworden waren und daß der Geldwert öfters niedriger war als in England und Frankreich, ein Zustand, der bisher nur sehr selten sich gezeigt hatte. Infolgedessen zeigte sich im Bankgewerbe eine erfreuliche Flüssigkeit, die auch dadurch keine Einbuße erlitt, daß das erste Halbjahr 1814 sehr viele Neuausgaben von Wertpapieren brachte, für welche angesichts der starken Kapitalbildung lebhafte Nachfrage herrschte. Im Zusammenhang mit dem verlangsamten Laufe des Wirtschaftslebens war auch die Kreditinanspruchnahme bei den Banken zurückgegangen, und diese waren außerdem durch die vorhergehenden Kriegsjahre veranlaßt worden, eine Sichtung ihrer Schuldner vorzunehmen und unerwünschte nach Möglichkeit abzustoßen. Die Verpflichtungen der Spekulation an der Börse hatten sich ebenfalls durch die seit langem bestehende politische Spannung erheblich herabgemindert.

So war ungefähr die Lage im Bankgewerbe, als in der zweiten Hälfte des Iuli die Möglichkeit eines bevorstehenden Krieges zwischen den Großmächten sich vergrößerte. Als dann in den letzten Tagen dieses Monats wohl nur noch wenige

an eine friedliche Lösung der Konflikte glaubten, bemächtigte sich der Bardeposizen-
einleget bei den Banken und Sparkassen, insbesondere den letzteren, eine Ängst-
lichkeit, die sie dazu führte, stärkere Barabhebungen vorzunehmen. Diese Be-
wegung, die wohl hauptsächlich dem Umstande entsprang, daß die Beteiligten
sich kein rechtes Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen machen konnten, die
sich bei Beginn eines Krieges, von dem wir ja vierzig Jahre verschont geblieben
waren, ergeben würden, ebbte jedoch schon nach kurzer Zeit ab, als sich zeigte,
daß alle Ansprüche befriedigt wurden, und die ruhige Überlegung dartat, daß
keinerlei Grund zu Befürchtungen vorhanden war. Eine recht große Beruhigung
ist auch zweifellos von der hervorragenden Sicherheit und Planmäßigkeit der
Mobilisierung und des Aufmarsches unserer Truppen ausgegangen.
Nach diesen ersten Tagen des Hineinlebens in die neue Lage trat nun ge-
bieterisch die Notwendigkeit hervor, durch eine geeignete Organisation unseres
Wirtschaftslebens den Erfordernissen der Kriegszeit und insbesondere des Bank-
wesens gerecht zu werden. Vorbildlich und grundlegend für die Art und Weise,
wie von den Banken zu verfahren sein würde, war das Vorgehen der Reichsbank,
die ihre wohlvorbereiteten finanziellen Mobilmachungspläne jetzt in Wirksamkeit
zu setzen hatte. Eine Aufrechterhaltung der Diskontkredite und dort, wo es not-
wendig und berechtigt war, ihre Erweiterung, schafften allen die Mittel für die
zunächst schnell herantretenden Bedürfnisse. Die zeitweise hervortretende Knapp-
heit an kleinen Zahlungsmitteln wurde nach Möglichkeit behoben und später durch
die Ausgabe der Ein- und Zweimarkscheine vollständig abgestellt. Die segens-
reichste und weittragendste Tat der Reichsbank war jedoch die Schaffung der
Kriegsdarlehnskassen, deren Einrichtung, an vielen deutschen Plätzen sorgfältig
vorbereitet, schon nach kurzer Frist beginnen konnte. Ihre in den Einzelheiten
jetzt allgemein bekannte Organisation ermöglichte es den Besitzern von Wert-
papieren und Waren, jederzeit Darlehen gegen deren Verpfändung zu erhalten.
Sie waren also nicht genötigt — und das ist wohl einer der größten Vorteile der
Einrichtung — auf unübersehbare Zeit im voraus für alle ihre Bedürfnisse Vorsorge
zu treffen, sondern konnten in Ruhe abwarten, ob ihre regelmäßigen Einkünfte
auch in Zukunft genügend fließen würden, um dann, wenn dies nicht der Fall
wäre, die Dienste der Darlehnskasse in Anspruch zu nehmen. Die Beleihungssätze
der Darlehnskasse für Wertpapiere und Waren sind so gewählt, daß sie sowohl
den berechtigten Ansprüchen der Verpfändet genügen, als auch gewährleisten,
daß die dagegen auszugebenden Darlehnskassenscheine, selbst bei großer Entwertung
der Pfänder, als unbedingt gut gesichert betrachtet werden können. Die Reichsbank
wurde ermächtigt, ihren Besitz an Darlehnskassenscheinen in ihrer Bilanz den
Reichskassenscheinen gleichzustellen. Sie würden somit auch für die erste Drittel-
deckung der Reichsbanknoten in Betracht kommen, wobei gegenüber manchen
Angriffen gegen diese Maßnahme ausdrücklich hier festgestellt werden soll, daß
bisher der gesamte Notenumlauf der Reichsbank stets durch mehr als ein Drittel

inMetall gedeckt war. Der Verlauf der Dinge hat gezeigt, daß die Inanspruch-
nahme dieser Darlehnskassen eine verhältnismäßig geringe gewesen ist, besonders
wenn man berücksichtigt, daß ein Teil der Darlehen mit den Zeichnungen auf die
Kriegsanleihen des Deutschen Reiches, über die später noch zu sprechen sein wird,
zusammenhängt.

Auf die vorzüglich ausgearbeiteten und mustergültigen Neueinrichtungen
der Reichsbank sich stützend, haben es auch die Banken sich angelegen sein lassen,
den berechtigten Ansprüchen ihrer Kreditkunden weitgehendes Entgegenkommen
zu beweisen und ihnen auch neue Kredite, sofern diese durch ihre Aufträge oder
zur Aufrechterhaltung ihres Betriebes notwendig waren, zur Verfügung zu stellen.
Das Abheben von Guthaben der Kundschaft hatte wenige Tage nach Beginn
des Krieges nicht nur aufgehört, sondern es wurden sehr bald neue Einlagen vor-
genommen, die schon nach kurzer Zeit die früheren Abhebungen nicht unwesentlich
überschritten. Diese Tatsache zeigt, welche große Beruhigung im Publikum Platz
gegriffen hatte, nicht zum mindesten dadurch veranlaßt, daß von der Einführung
eines Moratoriums abgesehen wurde. Es ist hoch erfreulich, jetzt festzustellen,
welche wohltätigen Folgen es gehabt hat, daß die wenigen Befürworter einer
solchen Maßnahme mit ihren Ansichten nicht durchgedrungen sind und daß die-
jenigen — es war wohl die weitaus größte Zahl aller Sachverständigen — recht
behalten haben, die behaupteten, daß unsere gesunde volkswirtschaftliche Lage
eines Moratoriums nicht bedürfe. In der Kritik der deutschen Wirtschaftsverhältnisse
im Kriege sind im Ausland zwei Punkte besonders als Schwächen erwähnt worden.
Auf den einen, die Einordnung der Darlehnskassenscheine in die Reichsbankbilanz,
ist schon eingegangen worden, und auf den anderen, die Hinausschiebung der
Fälligkeit der vor dem 31. Iuli im Auslande ausgestellten Wechsel, soll hier kurz
zurückgekommen werden. Es ist nämlich behauptet worden, daß diese Hinaus-
schiebung einem Teilmoratorium gleichkäme, was aber insofern nicht zutreffend
ist, als eine große Anzahl dieser Wechsel, deren Gesamtbetrag übrigens im Vergleich
zum deutschen Wechselumlauf ein sehr kleiner ist, gegen Warenverschiffungen
gezogen war und diese Waren infolge des Krieges den Empfänger nicht erreichen
konnten, dieser also, ohne Gegenwert erhalten zu haben, sein Akzept hätte einlösen
müssen. Diese Hinausschiebung hat also nur ermöglicht, drei Monate Zeit zu
gewinnen, um den Gegenwert der Wechsel in Geld oder Waren heranzuschaffcn.
So weit das inzwischen geschehen ist, werden die Wechsel jetzt nach Ablauf dieser
drei Monate eingelöst, so weit das noch nicht geschehen konnte, findet eine noch-
malige dreimonatige Verlängerung statt. Eine andere Handhabung würde un-
berechtigterwcise zu einer schweren Schädigung der Einfuhrfilmen geführt haben,
die ohnedies, ebenso wie die Ausfuhrfirmen, durch den Krieg stark betroffen
wurden.

Um diesen Geschäftszweigen und den übrigen, die durch den Krieg ganz oder
teilweise lahmgelegt wurden, beizustehen, wurden in einer großen Reihe von

Bezirken Deutschlands die Kriegskreditbanken unter Mitwirkung der Banken
gegründet und ihre Tätigkeit im wesentlichen von d,esen organisiert. Auch hier
hat sich gezeigt, daß die geschaffene Vorsorge das Bedürfnis weit übertroffen hat,
denn die Inanspruchnahme dieser Kriegskreditbanken ist erfreulicherweise nur
eine sehr geringe gewesen.
Einer wichtigen Aufgabe sahen sich die Banken und die übrigen beteiligten
Kreise bei der Frage gegenüber, in welcher Weise den Einwirkungen des Krieges
auf die deutschen Börsen begegnet werden sollte. Sie sahen sich am 30. Iuli zur
Einstellung ihrer Tätigkeit gezwungen, da die maßgebenden ausländischen Börsen
schon vorher geschlossen hatten und deshalb die Gefahr bestand, daß die aus den
politischen Befürchtungen hervorgehenden Spekulationen aus allen Ländern an
den deutschen Börsen, insbesondere in Berlin, vorgenommen werden würden.
Ein solches Vorgehen hätte natürlich zu einer großen Erschütterung der Kurse
führen müssen, welcher nur durch eine Schließung zu begegnen war. Es ist vor-
nehmlich derselbe Grund, der auch heute noch die Aufrechterhaltung der Schließung
notwendig erscheinen läßt, denn solange die sämtlichen übrigen Weltbörsen, selbst
die der neutralen Staaten, nicht wieder eröffnet werden, kann auch hier nicht
an eine Eröffnung gedacht werden, da es zweifellos kein sicheres Mittel gibt, die
dann sich bei uns zusammenfindenden Spekulationen der ganzen Welt fernzuhalten.
Wir haben dabei zu berücksichtigen, daß nicht nur eine große Anzahl der nämlichen
Wertpapiere sowohl bei uns, als auch an ausländischen Börsen notiert werden,
sondern auch daß ein, wenn auch nicht sehr beträchtlicher, Besitz an deutschen Wert-
papieren in ausländischen Händen ist. Die Schließung der Börse hatte natürlich
zur Folge, daß auch die Abwickelung der laufenden Geschäfte nicht stattfinden
konnte und daß diese von Monat zu Monat hinausgeschoben werden mußte. Nichts-
destoweniger ist festzustellen, daß eine gewisse Abwickelung insofern stattgefunden
hat, als zwischen einzelnen Beteiligten die Abnahme der schwebenden Geschäfte
vollzogen wurde, und ferner ist Ende Oktober auf alle hinausgeschobenen Effekten-
gcschäfte ein Einschuß von 5 "^, vom Ausrechnungswert gemacht worden. Wenn
man dies und ferner die Tatsache in Berücksichtigung zieht, daß auf die meisten
an der Börse schwebenden Effektenbeleihungsgeschäfte ein Einschuß von W bis 20U
vom Ausrechnungswert geleistet morden ist, so ist festzustellen, daß der jetzige
Stand der Börsenverpflichtungen schon eine nicht unbeträchtliche Erleichterung
in sich schließt.
Sehr großes Interesse brachte das Publikum den Ende September unter
Führung der Reichsbank aufgelegten 5,o/yigen Deutschen Neichskriegsanleihen und
Schatzscheinen entgegen. Bei allen für die Unterbringung in Betracht kommenden
Kreisen hat sich die lebhafteste Nachfrage gezeigt, da alle Schichten des deutschen
Volkes nach Maßgabe ihrer Mittel sich zu beteiligen wünschten. Wie sehr das
der Fall gewesen ist, zeigen die veröffentlichten Ziffern über die Zahl der Zeich-
nungen nach Einzelbeträgen geordnet und zeigte insbesondere den Banken der

Andrang ihrer Kundschaft in einer bewundernswerten Weise. Die Gesamtsumme der Zeichnungen belief sich auf etwa 4'/2 Milliarden, eine Summe, an welche auch wohl die Zuversichtlichsten nicht gedacht hatten und die beredtes Zeugnis ablegt für die finanzielle Kraft und die unerschütterliche Zuversicht des deutschen Volkes. Es ist natürlich nicht ausgeblieben, daß sich im feindlichen Ausland neidische Stimmen erhoben, die den großen Erfolg durch allerlei unwahre Behauptungen über das Zustandekommen der Zeichnungen zu verkleinern suchten. Es wurde fälschlicherweise gesagt, daß auf die Zeichner ein Zwang ausgeübt, und ferner, daß der größte Teil der Zeichnungen auf die Beleihungen bei den Darlehnskassen aufgebaut worden sei. Durch Aufnahme von Darlehen bei den Darlehnskassen sind im Höchstfalle 20 ^ der Zeichnungsgelder beschafft worden, und dieser Prozentsatz erfährt auch noch dadurch eine wesentliche Ermäßigung, daß ein großer Teil dieser Darlehen durch Einnahmen der Zeichner, die in absehbarer Zeit bevorstanden, abgedeckt worden ist und weiter abgedeckt werden soll.

Eine interessante Erscheinung in unserem Bank- und Wirtschaftswesen bildet auch die Entwicklung der Kurse für Zahlungen nach einigen Auslandsstaaten, insofern, als diese, gegenüber dem Goldgleichwert, sich zu unseren Ungunsten stellen. Irgend welche Rückschlüsse hieraus auf den Wert der deutschen Währung sind jedoch vollständig unberechtigt, da diese Kurse sich nicht durch einen Zahlungsausgleich im freien Markt entwickeln konnten. Wir hatten lediglich Zahlungen nach dem Auslande für unsere Einfuhr zu leisten, waren aber andererseits nicht in der Lage, unsere Ausstände im Auslande, teilweise infolge von dort beschlossenen Moratorien, einzukassieren und unseren Besitz an ausländischen Werten infolge der Schließung der Auslandsbörsen zu verkaufen. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß aus diesen Gründen der Goldgleichwert oer Auslandszahlungen sich sofort wieder einstellen wird, wenn das freie Spiel der in Betracht kommenden Kräfte erneut vor sich gehen kann. Wie berechtigt diese Auffassung ist, zeigt auch die Tatsache, daß die spanische Währung in Paris, die stets eine Unterwertung aufwies, jetzt eine nicht unbeträchtliche Nberwertung erfahren hat.

Die Tätigkeit der Banken im Kriege hat eine Erschwerung dadurch erfahren, daß ein großer Teil ihrer Angestellten zur Fahne einberufen worden ist, und der dadurch geschaffene Zustand dürfte fich noch verschärfen, wenn weitere Einberufungen zur Landwehr und zum Landsturm vorgenommen werden. Auch die Durchführung einiger neuer Gesetze, deren Schaffung durch den Krieg notwendig geworden war, hat den Banken sehr große Mehrarbeit verursacht, so z. B. das Gesetz über die Hinausschiebung der Protestfristen, welches sich dadurch notwendig erwies, daß die Kämpfe in einzelne unserer Grenzgebiete hineingetragen wurden, und das Gesetz über die Zahlungsverbote an Engländer und Franzosen, das aus Wiederverqeltungsgründen erlassen werden mußte.

Die vorstehenden Ausführungen dürften ein ungefähres Bild über die Lage der Banken und des mit ihr in engem Zusammenhang stehenden deutschen Wirt-

schaftslebcns geben. In seiner Darstellung über Deutschlands Finanz- und Wirtschaftslage konnte der Präsident der Reichsbank, Erzellenz Havenstein, berichten, daß „die Banken und sonstigen Kreditorganisationen - im Gegensatz zu England und Frankreich — keinen Tag lang ihre Tätigkeit ausgesetzt oder die Auszahlung der Bankguthaben eingeschränkt haben und daß sie, gestützt auf die Reichsbank, ihre Kreditgewährung ohne rigorose Einschränkungen aufrecht gehalten und ihre Güthaben bei der Reichsbank beträchtlich verstärkt haben". Der heutige Stand berechtigt zu den besten Hoffnungen für die weitere Entwickelung des Wirtschaftslebens, denn es ist festzustellen, daß, nachdem der August teilweise durch die Neuheit und Ungewißheit der Verhältnisse, teilweise durch den fast völligen Stillstand der Transportmittel, einen sehr großen Rückgang des Geschäftes gebracht hatte, im September, Oktober und November sich eine höchst erfreuliche Belebung zeigte. Sicht man von den Industrien ab, deren Tätigkeit durch den Krieg lahmgelegt werden mußte, von denen aber wiederum der größte Teil es verstanden bat, sich für jetzt notwendige Lieferungen einzurichten, so kann man ruhig behaupten, daß eine auskömmliche Beschäftigung eingetreten ist. Hierzu hat auch wesentlich beigetragen, daß die deutschen Staaten und Gemeinden große Bestellungen und Arbeiten vergeben und in Aussicht genommen haben, die eine derartige Belebung herbeiführten, daß die Zahl der Arbeitslosen kaum größer ist als in normalen Friedenszeiten, ja daß sich in manchen Industrien ein direkter Mangel an Arbeitern zeigt. Auch der Handel hat es verstanden, teilweise im Zusammenhang hiermit, teilweise durch das Aufsuchen neuer Gcschäftsmöglichkc'ten sein Allskommen zu finden, und wir dürfen darauf bauen, daß er auf diesem Wege von Tag zu Tag weitere Fortschritte machen wird. Selbst in den Ladengeschäften zeigt sich eine fortschreitende Besserung, die von der durchschnittlichen nicht mehr allzuweit entfernt ist.

Der Umfang der Tätigkeit bei den Banken hat aus allen diesen Gründen im wesentlichen nur insofern abgenommen, als das Börsengeschäft vollständig weggefallen ist. Auf der anderen Seite sind aber dafür bis zu einem gewissen Grade neue durch den Krieg hervorgerufene Geschäfte getreten. Hervorzuheben ist auch noch, daß es unseren Uberseebanken dank der Unterstützung durch ihre deutschen Mutter-Institute gelungen ist, ihren Verpflichtungen voll nachzukommen und ihren Betrieb fortzusetzen, trotzdem unsere Feinde bestrebt waren, durch Unterbindung des überseeischen Verkehrs und durch Verbreitung unwahrer Nachrichten uns zu schaden, wo sie nur konnten. Die Filialen der deutschen Banken in London sind einer Regierungsaufsicht unterworfen worden. Genaue Einzelheiten über deren Tätigkeit sind nicht bekannt, jedoch ist festzustellen, daß die Aufsichtsorgane vor Wochen schon mitgeteilt haben, daß diese Filialen in der Lage sind, allen ihren Verpflichtungen gerecht zu werden.

Vergleichen wir dieses Bild des deutschen Bank- und Wirtschaftslebens mit dem in den Feindesländern, wo - um nur das Wesentlichste hervorzuheben —

überall ein weitgehendes Moratorium eingeführt werden mußte und wo es bisher nock nicht möglich gewesen ist, die Kriegsausgaben durch langfristige Anleihen zu decken, stellen wir fest, daß in Frankreich aus leicht begreiflichen Gründen die Notenbank keinen Ausweis mehr veröffentlicht, die Sparkassen nur noch Zahlungen von fünfzig Franken pro Monat an die einzelnen Gläubiger vornehmen, daß in England die Banken ihren Verpflichtungen nur dadurch nachkommen können, daß die Bank von England ihnen ihre Akzepte bis ein Iahr nach Beendigung des Krieges stundet und daß diese Bank selbst ihre Goldbestände durch die ägyptischen und indischen ergänzen und sich in Canada und Südafrika besondere Niederlagen für diese Bestände schaffen mußte, und daß in Belgien die Goldvorräte der National-bank nach London gebracht wurden, so daß dem Besitzer belgischer Banknoten deren Sicherheit zweifelhaft erscheinen muß, dann dürfen wir mit den Zuständen bei uns sehr zufrieden sein.

Im deutschen Wirtschaftsleben wird nicht geruht und nicht gerastet werden, um auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren, und die deutsche Bankwelt wird ihr Bestes tun, hierbei mitzuhelfen. Die zu Hause Gebliebenen sind sich vollauf ihrer Wicht bewußt und fest entschlossen, auf ihrem Tätigkeitsfelde unter Ein-setzung aller Kräfte zu wetteifern mit unserer herrlichen Armee und Marine, deren bisherige glänzende Leistungen dazu berechtigen, den endgültigen Sieg auf unserer und unserer Verbündeten Seite zu sehen. Wir dürfen deshalb für Deutschland eine herrliche Zukunft erwarten, wenn die Leiden dieses Krieges vorbei sind.

Die Wunden, die er schlägt, werden uns hart treffen, aber sie werden uns auch befreien von den ersten Ansätzen einer Verweichlichung und Üppigkeit, die sich in den letzten Iahren zu zeigen schien. Unsere heimkehrenden jungen Krieger werden gereifte Männer geworden sein, die an Deutschlands gesundem Fortschritt auf allen Gebieten in wertvoller Weise mitarbeiten werden.

Hgl. Kommerzienrat Louis Mann,
Ältester der Kaufmannschaft von Berlin:

Welthandel und Krieg mit besonderer Berücksichtigung der chemischen Industrie.

Dem stammverwandten England wird auf alle Zeit hinaus die Schmach anhaften bleiben, durch seine gewissenlosen Machenschaften den jetzt tobenden Krieg, der tatsächlich die ganze Welt in Atem hält, heraufbeschworen zu haben. — Die Beweggründe für sein Vorgehen waren seit langem offenkundig, und in dem Augenblick, als Englands Kriegserklärung an Deutschland zur Tatsache wurde, bestand nirgend mehr ein Zweifel darüber, wo die wahren Ursachen zu suchen

seien und was England in politischer, kommerzieller und in wirtschaftlicher Beziehung durch sein Vorgehen mit den Waffen erreichen wollte.

Die englischen, auf die Hemmung der Weiterentwicklung des deutschen Welthandels gerichteten Bestrebungen verfingen nicht mehr, die deutsche Kriegs- und Handelsflotte wuchs dauernd, und wenn es so weiterging, mußte Englands Außenhandel schließlich der Bedeutungslosigkeit anheimfallen.

Dieses Schreckgespenst raubte dem sonst so kühl wägenden Engländer die Einsicht, und da er wohl selbst immer mehr erkannte, daß der deutsche Kaufmann seine Erfolge seiner größeren Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit verdankte, Eigenschaften, in denen er auf die Dauer doch nicht mitkonnte, so mußte man sich des gefährlichen, rastlos wciterstrebenden Nebenbuhlers auf andere Weise zu entledigen suchen, und da gab es nur ein Mittel: die Gewalt durch die Waffen — den Krieg bi s z n r V e r n i ch t u n g. — An die Möglichkeit eines für England ungünstigen Ausganges dachten die Vertreter der Knegsidee natürlich nicht, hatten sie ja doch im Verein mit ihren Helfershelfern auf das sorgfältigste Alles vorbereitet, was Deutschland auch wirtschaftlich erdrosseln sollte. Der Verlauf der Dinge hat gezeigt, daß sie in der Wahl ihrer Mittel und in deren Nnwendung nicht bedenklich sind (Harden spricht ganz richtig von „Wegelagerer<Unfug"), und daß sie die Sentenz „der Zweck heiligt das Mittel" über ihr Ansehen in der gesamten Kulturwelt zu stellen nicht zögerten.

Es kann nun nicht Aufgabe dieser Ausführungen sein, den Krieg selbst wie auch die Art der Kriegführung in völkerrechtlicher oder ethischer Beziehung zu behandeln. Dies wird sicher später von berufenerer Seite in ausführlicher Weise an Hand von historischen Tatsachen geschehen. Uns bewegt an dieser Stelle viel' mehr oie Frage, welche Wirkungen und Wechselwirkungen der Weltkrieg im Welt handel, besonders innerhalb der chemischen Industrie schon gehabt hat und vermutlich noch haben wird.

Die chemische Industrie ist eine derjenigen, deren Interessen unter den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen in den verschiedensten Beziehungen besonders berührt werden, denn

1. war bis zum Krieg die deutsche Ausfuhr chemischer Erzeugnisse eine sehr bedeutende, besonders nach den kriegführenden Ländern,
2. bezieht die deutsche chemische Industrie unter normalen Verhältnissen einen großen Teil der erforderlichen Rohstoffe aus dem Auslande,
3. besitzen eine ganze Reihe bedeutender chemischer Fabriken in den feindlichen Ländern eigene Niederlassungen mit Fabrikationsstätten, die teils zur Gewinnung und Vorbehandlung von Rohstoffen, teils zur Weiterbehandlung von Halbfabrikaten, teils zur Herstellung von Fertigprodukten bestimmt und in denen große Werte angelegt sind. Diese Fabriken sind zum Teil, wenn auch nur einstweilen, in den Besitz der feindlichen Staaten übergegangen.

4. besitzen gerade die großen deutschen chemischen Fabriken in Frankreich, Belgien, Rußland und England eine Reihe von wichtigen Patenten und Marken, die man für ungültig erklärt hat und die, gegen jedes Recht und Gesetz, wahrscheinlich jetzt schon in den betreffenden Ländern durch einheimische Firmen ausgeübt werden.

Betrachten wir einmal die angeführten Punkte etwas näher, so ergibt sich folgendes:

Punkt 1.

Deutschlands chemische Industrie ist die bedeutendste der Welt; ihre Ausfuhr nach allen Teilen der Erde, sei es mittelbar oder unmittelbar (wie z. V. über London und Paris), ist eine gewaltige. Mit dem Beginn des Krieges mußte naturgemäß eine Verminderung des Absatzes und demzufolge ein Stocken der Fabrikation mit allen seinen Folgen eintreten. Welche Einbuße einzelne Zweige der chemischen Industrie erlitten haben, schildert die nachstehende in der Handels-Zcitung des B. T. vom 28. 10. 1914 Nr. 54« erschienene Notiz:

„Die Einbußen derKaliindustrie durch den Krieg.

Nach dem in der gestrigen Gcsellscnafterversammlung des Kalisyndikats erstatteten Geschäftsbericht wurden in der Zeit vom 1. August 1913 bis zum 15. Oktober 1913 zusammen 12 404 000 D.-Ztr. Kalisalze abgesetzt. In der gleichen Zeit dieses Jahres betrug der Absatz 4 004 000 D.-Ztr., so daß also gegen das Vorjahr infolge des Krieges einAbsatzrückgang?on8 4s>0 000 D.-Ztr. entstanden ist. Dieser Rückgang ist besonders im August wegen Wagenmangel eingetreten. Der Monat September hat bereits wieder 45 "^ des Septemberabsatzes 1913 gebracht, und für den Monat Oktober werden etwa 50 ?z, des gleichen Monats 1913 erwartet. Dem Werte nach beträgt der Nbsatzrückgangin den ersten neun Monaten dieses Iahres 16 900 000 M.

Es ist zu hoffen, daß die deutsche Landwirtschaft und diejenige der benachbarten neutralen Länder in den Monaten November und Dezember die Düngung derjenigen Äcker nachholen wird, die bisher wegen des Wagenmangels nicht gedüngt werden konntei.. Nach den feindlichen Staaten werden Kalisalze weder direkt, noch indirekt geliefert. Das Überseegeschäft, das in der ersten Zeit nach Ausbruch des Krieges fast völlig unterbrochen war, hat sich in letzter Zeit erfreulicherweise wieder belebt."

Einen weiteren, sehr lehrreichen Beitrag zu diesem Kapitel liefert ein in der Farben-Zeitung Nr. 5 vom 31. 10. 14 enthaltenes Referat über eine Abhandlung von Professor vi Otto H. Witt „Die deutsche chemische Industrie und der Krieg", veröffentlicht in der „Chemiker-Zeitung" 1914 Nr. 120,123:

„Die organisch-chemische Industrie wird allerdings auch leiden müssen, jedoch eine weitgehende Schädigung kaum zu befürchten haben. Die Spiritus-Industrie leidet seit Iahren an Nberproduktion, kann durch Be-

triebseinschränkung den beimischen Bedarf decken, die Holzdestillation wird
fortgeführt werden können, die Essigsaure-Industrie aber ihre Produktion bc-
deutend einschränken müssen bzw. neue Rohstoffe zu ihrer Fabrikation suchen
müssen. Das Benzin der sächsischthüringischcn Braunkohlen-Industrie
deren Lcucht- und Schmieröle, ihr Paraffin, werden gesucht sein und besseren
Absatz erzielen als vorher, da der auswärtige Wettbewerb lahmgelegt ist. Sehr
gut schneidet durch den Krieg die Industrie der Steinkohlendestillate ab."
„Der Farben-Industrie als Ganzes prophezeit Professor Witt
einen Rückgang, vielleicht bis auf die Hälfte ihrer Produktion, denn diese In-
dustrie ist auf den Weltmarkt angewiesen und dieser bleibt ihr während des
Krieges größtenteils versperrt. Doch betont Witt, daß „der Weltmarkt vielleicht
noch schlimmer daran ist als wir". Aus den Vereinigten Staaten von Amerika
ertönen schon lebhafte Klagen über das Ausbleiben deutscher Farbstoffe.
Synthetischer deutscher Kampfer kann mit dem Japan-
Produkt erfolgreich wetteifern. Wohin die Japaner mit ihrer Produftion an
Kampfer und an Kampferöl (letzteres wurde auch in Deutschland aufgearbeitet)
wollen, wird ihnen Kopfzerbrechen verursachen."
Ist also, wie aus vorstehendem h rvorgeht, die Verminderung der deutschen
Vlusfuhr chemischer Erzeugnisse einstweilen eine große, so liegt eine weitere Be-
schränkung für viele Betriebe darin, daß, mit Rücksicht auf die Kriegsbedürfnisse,
die Ausfuhr mancher Fertigprodukte verboten werden muß bzw. bestimmte Roh-
produkte für Hcereszwecke beschlagnahmt werden müssen. Hieraus ergeben sich,
da der Bedarf sich schon wieder zu regen beginnt, Absatzstörungen, außerdem
aber noch Preiserhöhungen für diejenigen Stoffe, die etwa als Ersatz der beschlag-
nahmten dienen können. Ein Beispiel ist das aus Amerika und Frankreich ein-
geführte Terpentinöl, welches einerseits jetzt nicht mehr eingeführt werden kann,
während andererseits die im Lande noch vorhandenen Vorräte beschlagnahmt sind.
Hierdurch ist Terpentinöl um ca. 1(X)A> gestiegen, während in England, wo infolge
Stockens jeden Absatzes sich große Mengen desselben angesammelt haben, die Ware
zu ungemein billigen Preisen angeboten wird. Störend wirken auch die in den
neutralen Ländern erlassenen Ausfuhrverbote auf diverse Drogen.
Bisher bestellt immer noch die Möglichkeit, viele Geschäfte nach den neutralen
Ländern zu machen; in dem Maße jedoch, wie England die Kontrolle des Welt-
Schiffahrt-Verkehis durch seine Kriegsflotte verschärft bzw. die Bestimmungen
det Völkerrechtes mit Füßen tritt, wird die deutsche Ausfuhr an chemischen Er-
Zeugnissen nachlassen. Wenn auch hierdurch England, welches die Herstellung
chemischer Erzeugnisse gänzlich an sich reißen möchte, nicht den erträumten Erfolg
bat und haben kann — denn was seiner Industrie bishcr nicbt gelungen ist, kann
ihrjctztin einigen Monaten nicht gelingen —so ist doch immerhin eine wirtschaftliche
Schödigung unausbleiblich. Im Inlandgeschäft sind dagegen viele Fabriken von

Erzeugnissen für Heereszwecke (Desinfektionsmittel, chemisch-pharmazeutische
Präparate und Arzencimittel usw.) außerordentlich stark beschäftigt. — In der-
artigen Artikeln werden sich auch sicherlich bald bei unseren Gegnern, welche auf
den Bezug von uns angewiesen sind, große Verlegenheiten einstellen. Dasselbe
trifft in hohem Maße zu für Farbstoffe und Farben. Die verschiedensten Geschäfts-
zweige in den feindlichen Ländern (Tertil-Industrie, Seidenfäiberei) stehen vor
dem Ruin und müssen die Herstellung vieler Artikel aufgeben, wenn ihnen die
deutschen Färbemittel fehlen. (Hierüber findet sich Näheres in den Witt'schen
Ausführungen.) Mas die Ausfuhrverbote anlangt, so ist über diesen Punkt
die folgende Auslassung in der H.-Z. des B. T. Nr. 562 vom 4. 11. 1914
erwähnenswert:
Erleichterung der Chemikalienausfuhr. Uns wird
geschrieben: „Die Einwirkungen des Krieges hatten sich naturgemäß auch i»
der chemischen Industrie sehr fühlbar gemacht, vor allem, weil die außerordentliche
Einschränkung ihrer Ausfuhr die industrielle Erzeugung erheblich beeinträchtigte.
Die jährliche Produktion der deutschen chemischen Industrie stellt einen Gesamt-
wert von etwa 1800 Millionen Mark dar, wovon ung efährdie Hälfte
an das Ausland abgesetzt wird. Für den größten Teil dieser
Erzeugnisse sind aber Ausfuhrverbote in Kraft, die die Regierung zu erlassen
gezwungen war, um unseren Feinden nicht Mittel zur Verstärkung ihrer mili'
tärischen Rüstungen zuzuführen, und um sie andererseits wirtschaftlich zu
schwächen, lim die Ausfuhr von Farbstoffen nach neutralen Ländern wenigstens
teilweise aufrecht zu erhalten, mit der Gewähr, daß von dort aus nicht etwa
feindliche Staaten mit unseren deutschen Lieferungen versorgt werden, bedurfte
es von Fall zu Fall einer genauen Prüfung der Anträge auf Bewilligung von
Ausfuhrerlaubnissen. Die Industriellen selbst unterstützten diese Bemühungen
der Reichsregierung, indem sie untereinander bindende Vereinbarungen über
die Menge der von ihnen an die einzelnen Staaten zu liefernden Produkte
trafen und sich freiwillig einer strengen Bücherkontrolle unterwarfen. Wie in
der letzten Sitzung des Vereins zur Förderung des Gewerbefleißes Gchcimrat
Professor vr Frank mitteilte, ist es auf diese Weise der Reichsregierung gelungen,
die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden, so daß bereits 12 000 A u s-
fuhrgesuche der chemischen Industrie vom Reich samt
des Innern genehmigt werden konnten. Ferner hat die ameri-
kanische Textilindustrie, die mit dem Bezuge ihrer Farbstoffe ganz und gar
auf Deutschland angewiesen ist, erwirkt, daß die amerikanische Re-
gierung jetzt unter ihrer eigenen Flagge einen Dampfer nach
Deutschland senden wird, der hier vollständig mit Farbstoffen
befrachtet werden soll. Die englische Regierung hat die ungehinderte
Überfahrt zugesichert. Der Dampfer hat auch die Genehmigung erhalten, uns
von Amerika Baumwolle zuzuführen."

Berücksichtigung der chemischen Industrie Louis Mann
Punkt 2.
Die chemische Industrie Deutschlands ist hinsichtlich der von ihr benötigten
Rohstoffe vielfach auf die Einfuhr angewiesen. Diese Produkte werden über
London, zum Teil auch über Antwerpen, Rotterdam, Hamburg usw. eingeführt.
Der Bezug von England ist nicht möglich. Deutschland selbst besitzt als wichtigste
Rohstoffe nur Eisen und einige andere Metalle, Kohle, Kali und Natronsalze,
Erdfarben u. a. wichtige Metalle, wie z. B. Kupfer, kommen aus dem Auslande.
Neue Zufuhren werden in beschränktem Maßstabe eingeführt. Die Vorräte sind
Neiner geworden. Zum Teil bestehen auch Ausfuhrverbote und Beschlagnahmungen.
Da, wo es nur irgendwie möglich ist, wird die chemische Industrie sich zu helfen
s»cben, sie wird auf Auswege sinnen und solche sicher finden. Wir haben die
Befriedigung, daß unsere Feinde infolge der bei ihnen nach Ansammlung von
Verräten eintretenden Entwertung der Rohprodutte den schwersten Wirtschaft-
lichen Schädigungen ausgefetzt sind, ohne daß sie ihren Zweck, uns dauernd vom
Wettbewerb auszuschalten, erreichen.
Punkt3unl>4.
Es liegt auf der Hand, daß die deutsche chemische Industrie durch den zeit-
weiligen Verlust ihrer Fabriken wie auch ihrer Patente und Marken in den feind-
lichen Ländern geschädigt wird. Dieser Raub an materiellem und geistigem Eigen-
tum steht einzig in der Wellgeschichte da. Die betreffenden deutschen Fabriken
sind sehr große, gut gesicherte Gesellschaften, so daß eine Gefährdung ihres Weiter-
bestandes nicht zu befürchten ist. Es unterliegt vielmehr nicht dem geringsten
Zweifel, daß diese, den Engländern so sehr verhaßten Unternehmungen sich nach
beendetem Kriege in noch größeren« Umfange weiter entwickeln werden. Das
wird um so sicherer der Fall sein, als sich während des Krieges die Unentbehrlichkeit
der deutschen chemischen Industrie weiter offenbaren wird und muß.
Zusammenfassend läßt sich heute schon sagen: Die deutsche chemische In-
dustrie leidet teilweise durch den Weltkrieg. In welchem Umfange dieselbe durch
anderweitige Beschäftigung einen Ausgleich herbeiführen wird, läßt sich heute
noch nicht übersehen. Viel wird davon abhängen, wie lange die neutralen Länder
sich von dem übermütigen England in ihrem wirtschaftlichen Bestande werden
gefährden lassen, vor allen Dingen, wann die U. S. dem Briten Halt gebieten.
Eins steht heute jedenfalls schon unumstößlich fest: England hat sich verrechnet;
es hat die wirtschaftliche Kraft Deutschlands unterschätzt, seine eigene aber über-
schätzt. Der Reichtum Deutschlands offenbart sich in seinem ganzen Umfange,
und wenn man hört, daß der Gesamtrückgang der englischen Handelsbilanz in den
drei ersten Kriegsmonaten bereits über 2100 Millionen Mark betragen hat, so
kann man die Zuversicht hegen, daß dieser in frevelhafter Weise von England
angezettelte Krieg mindestens der Beginn seines Verfalls gewesen ist.
Das geschäftliche Leben ist in der deutschen chemischen Industrie wieder
erwacht, und es stellt sich immer mehr heraus, daß Englands Rechnung falsch

gewesen ist. Während alle felndlicbcn Länder unter dem üblen Einfluß von Moratorien seufzen, bessert sich in Deutschland der Geldmarkt mehr und mehr, und man kann wohl schon jetzt behaupten, daß in dieser Beziehung viele Betriebe in der chemischen Industrie unter fast normalen Verhältnissen arbeiten.
Hierzu trägt die stolze Zuversicht bei, daß Deutschland im Verein mit seinen Bundesgenossen seine Gegner unter allen Umständen niederringen wird.
Nach dem Frieden wird es natürlich unsere Aufgabe sein müssen, durch Schaffung einer großen Kriegsflotte der rücksichtslosen und über jedes Völkerrecht sich hinwegsetzenden Willkür emer einzelnen Nation vorzubeugen. Auch alle jetzt so sehr geschädigten und gewissenlos behandelten neutralen Völker müssen dem Beispiel Deutschlands folgen, denn:
„Die Meere gehören allen Völkern."

Kaiser!. Präsident a. D. vr. R. van der Borght:

Krieg und Einzelwirtschaft.

In einer so ehernen Zeit, wie wir sie jetzt durchleben, tritt das Einzelschicksal hinter dem Schicksal des Ganzen, tritt also auch die Einzelwirtschaft hinter der Volkswirtschaft zurück. Denn jeder hält mehr als sonst den Blick auf das Ganz« gerichtet. Aber wir dürfen nicht vergessen: Das Volk besteht aus einzelnen Menschen, die Freud und Leid und Schmerz und Not unmittelbar fühlen, und die Volkswirtschaft setzt sich zusammen aus Einzelwirtschaften, auf die unmittelbar die Wirkungen des Krieges prallen, mögen sie günstig oder ungünstig sein. Die Einzelwirtschaften sind die eigentlichen Träger all der wirtschaftlichen Folgen des Krieges, die unausbleiblich sind. Die Einzelwirtschaften spüren es am unmittelbarsten, wenn durch den Krieg vorhandene Erwerbsmöglichkeiten gesteigert oder neue geschaffen werden und wenn langgewohnte Erwerbsmöglichkeiten eingeschränkt oder tatsächlich ausgeschaltet werden. Diejenigen Einzelwirtschaften, denen durch den Krieg wirtschaftliche Vorteile zufließen, werden selbstverständlich hiermit durchaus zufrieden sein, und von ihnen braucht deshalb hier nicht weiter gesprochen zu werden. Aber diejenigen Einzelwirtschaften, welche ihrer Erwerbsarbeit infolge des Krieges die bisherige Grundlage ganz oder zum größten Teile entzogen sehen, kommen dadurch in eine äußerst schwierige Lage und müssen Opfer auf sich nehmen, die vielleicht, am gesamten Volkswirtschaftskörper gemessen, gering erscheinen mögen, die aber für die einzelne Wirtschaft eine sehr große, oft entscheidende Bedeutung gewinnen können. Sein und Nichtsein der Einzelwirtschaft kann davon abhängen.

Opfer solcher Art erwachsen den Einzelwirtschaften bestimmter Zweige des Wirtschaftslebens auf der ganzen Linie von der Erzeugung des Entbehrlichen bis zur Befriedigung des Bedarfs an Notwendigem, wenn auch mit zahlreichen Zwischengliedern, denen die Zeitverhältnisse günstig sind. Gerade auf den beiden Endpunkten der Linie treten Nachteile ein, die bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch eine gewisse Verwandtschaft miteinander zeigen. Die Lurusgewerbe haben während der Kriegszeit mit einer bedeutenden Minderung ihres Absatzes zu rechnen. Ihre Erzeugnisse und Waren bleiben ihnen zum großen Teile unverkauft liegen und entwerten dadurch, weil der Sinn der Bevölkerung jetzt anders gerichtet ist; und für die Erzeugnisse, für die sie noch Absatz finden, müssen sie mit sinkenden Preisen rechnen. Der Krieg bedeutet hier eben eine Verschlechterung der Marktlage, und die Wirkungen solcher Verschlechterungen sind so ziemlich immer dieselben, mögen die Ursachen der Verschlechterung noch so verschieden sein.

An» entgegengesetzten Ende der Linie steht die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, eines der dringendsten und notwendigsten Bedürfnisse. Auch hier geht der „Absatz" zurück, weil der Sinn der Bevölkerung sich mehr auf das Notwendigste einstellt und das irgendwie Entbehrliche auch in der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses zu vermeiden sucht. Eine Abwanderung in kleinere und billigere Wohnungen findet statt, soweit sie nach Lage der eingegangenen Vertragsverhaltnisse möglich ist. Eine größere Zahl von Wohnungen als sonst steht leer, bleibt also der wirtschaftlichen Zweckbestimmung entzogen. Die Wohnungen sind überhaupt schwerer vermietbar, und die Mieten verfolgen eine sinkende Richtung.

Auf beiden Enden der Linie sind so gleichartige Schädigungen der Einzelwirtschaften eingetreten, und sie müssen den Schaden wohl oder übel tragen. Aber ein wichtiger Unterschied ist dabei nicht zu übersehen. Die Lurusgewerbe in ihren verschiedenen Formen können ihren Warenbestand allmählich vermindern; die Fabriken können die Erzeugung einschränken, die Händler können die Ersetzung der verkauften Waren unterlassen, ihren Betrieb verkleinern, unter Umständen auch ihn in ein billigeres Lokal verlegen usw. Der Versorget des Wohnungsbedürfnisses, der einzelne Hauseigentümer, kann das nicht. Er kann seinen Grundbesitz ohne ernstliche wirtschaftliche Schädigung nicht aufgeben. Er kann das Angebot an Wohnungen nicht vermindern, und er kann seine allgemeinen Unkosten nicht einengen, da diese durch rein sachliche Umstände bedingt sind, wie sie sich aus der Eigenart und Zweckbestimmung des Gebäude- und Grundbesitzes ergeben. Schon hierbei, also bei den eigentlichen durch den Krieg hervorgerufenen „Konjunkturenverlusten", ist der Hausbesitzer aus diesem Grunde in einer ungünstigeren Lage.

Dazu kommt, daß ihm tatsächlich die Pflicht auferlegt ist, seinen Mietern, wenn sie die Miete nicht zahlen können, und nach Maßgabe der Gesetze und Bundesratsverordnungen vom Anfang August in der Regel auch dann, wenn sie die Miete

nicht zahlen wollen, die Wohnungen auf längere Zeit unentgeltlich zu überlassen und dabei unter Umständen noch für die Licht-, Wasser- und Wärmeversorgung des Hauses usw. aufzukommen. Auf den Warenverkehr übertragen, würde das bedeuten, daß der Gewerbetreibende seine Waren, trotz der Kosten, die ihm ihre Beschaffenheit und Erzeugung verursacht hat, den zahlungsunfähigen oder zahlungsunwilligen Käufern umsonst zu überlassen hätte. Man braucht das nur auszusprechen, um zu zeigen, welche wirtschaftlich und rechtlich unhaltbare Forderung hier tatsächlich an den einzelnen Hausbesitzer gestellt wird. Es ist dringend geboten, das Gesetz vom 4. August 1914 über den Schutz der infolge des Krieges an der Wahrnehmung ihrer Rechte verhinderten Personen so zu ergänzen und die Handhabung der Bundesratsverordnung vom 7. August 1914 wegen der gerichtlichen Bewilligung von Zahlungsfristen so zu gestalten, daß jeder mißbräuchlichen Anwendung dieser Vorschriften ein Riegel vorgeschoben wird. Auch dann noch bleibt für den einzelnen Hausbesitzer eine Fülle von Schwierigkeiten, wenn es nicht gelingt, der Gefahr großer Mietsausfälle bei zahlungsunfähigen Mietern rechtzeitig und ausreichend vorzubeugen. Mit erheblichen Ausfällen dieser Art ist bei längerer Dauer des Krieges sicher zu rechnen, und schon der Ianuarmietstermin wird vermutlich recht unerfreuliche und bedenkliche Erscheinungen mit sich bringen und damit einen wesentlichen Teil der Hausbesitzer gefährden. Das wird zugleich den Realkredit im allgemeinen und die Steuerkraft der Gemeinden schwer schädigen und die dauernde Befriedigung des Wohnungsbedarfs durch private Arbeit auch nach dem Kriege in Frage stellen. Das wäre ein Unglück für die ganze Volkswirtschaft. Dazu dürfen wir es nicht kommen lassen. Es ist die Pflicht des Staates und aller anderen beteiligten Organe und Kreise, nicht erst dann einzugreifen, wenn das Unglück geschehen ist, sondern Maßregeln zu treffen, die seinen Eintritt verhindern können. Mit kleinlicher Scheu vor formalen Schwierigkeiten, mit ängstlichem Rechnen und Handeln um jede halbe oder ganze Million Mark, mit der zaghaften Anwendung unzulänglicher Mittel, die nur den Schein einer Hilfe bringen, aber den größten Teil des Bedarfs unbefriedigt lassen, ist eine solche vorbeugende Tätigkeit nicht möglich. Hier heißt es frisch und kräftig zuzugreifen, auch wenn die Wege und Mittel nicht den gewohnten Bahnen entsprechen, falls man diesen wichtigen Teil der deutschen Volkswirtschaft in wirtschaftlicher und steuerlicher Beziehung leistungsfähig erhalten und den Einzelnen vor schwerem unverdienten Schicksal sichern will. Nachträglich läßt sich das überhaupt nicht mehr in der rechten Weise ausgleichen. In Preußen sind jetzt I1/2 Milliarden Mark Notstandsbewilligungen erfolgt. Da sollte es möglich sein, daß der Staat in diese Dinge nicht nur regelnd, sondern auch unmittelbar helfend eingreift und damit den Gemeinden ihre Aufgaben auf diesem Gebiete erleichtert; unter dieser Voraussetzung ist sicher damit zu rechnen, daß auch die am Grundbesitz und Realkredit unmittelbar beteiligten Kreise bereit sein werden, sich in entsprechendem Umfange durch Aufbringung von Mitteln zu beteiligen.

Krieg und Einzelwirtschaft R. van der Borght
Trotz der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen die Einzelnen gerade jetzt zu kämpfen haben, ist in den beteiligten Kreisen die erforderliche Opferwilligkeit durchaus vorhanden, eine Tatsache, die als Ausdruck eines lebenskräftigen Gemeinsinns auch von großer sittlicher Bedeutung ist.
Auch bei einem wirksamen Vorgehen in der angedeuteten Richtung wird es nicht möglich sein, einen Teil der Hausbesitzer vor schweren Schädigungen, ja selbst vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch zu schützen, ebensowenig, wie das in anderen Wirtschaftszweigen möglich ist. Denn die allgemeinen Nachteile aus der ungünstigen Verschiebung der Marktlage, von denen vorhin gesprochen ist, können dem Hausbesitz ebensowenig wie anderen Zweigen durch eine vorbeugende Tätigkeit abgenommen werden, und diese Nachteile können sich bei nicht wenigen Einzelwirtschaften so steigern und häufen, daß ihr wirtschaftlicher Stand nicht aufrecht erhalten werden kann. Manche Einzelwirtschaft wird so ein Opfer des Krieges werden und ohne eigene Schuld in Not und Elend geraten. Hier treiben Mächte zum wirtschaftlichen Zusammenbruch, die über das Können und Vermögen der einzelnen Wirtschaft hinausgehen und ihr gegenüber deshalb durchaus den Charakter einer höheren Gewalt haben.
Vom wirtschaftlichen Zusammenbruch können sich manche, vielleicht auch viele, aber gewiß nicht alle erholen. Wer davon ohne eigene Schuld getroffen wird, der wird das Unglück doppelt schmerzlich empfinden, weil er als Einzelner gegenüber den gewaltigen Stürmen, die das ganze Volksleben aufwühlen, nicht stark genug ist, sich zu halten, und weil er gegenüber den ihm drohenden Schwierigkeiten am Ganzen nicht den erforderlichen Rückhalt gewinnen kann. Die Formen, in denen sich der wirtschaftliche Zusammenbruch zu äußern pflegt, werden unter diesen Umständen manchem der Beteiligten das Schicksal noch schwerer erscheinen lassen, weil sie den Anschein eines wirtschaftlichen Makels auf ihn legen könnten.
Hier erwächst für die allgemeine Opferwilligkeit, die in der Nation durch den Krieg wachgerufen ist, eine schöne und dankenswerte Aufgabe. Der Krieg schlägt uns allen Wunden schmerzlicher Art. Alle Kreise haben deshalb das Bedürfnis, sich gegenseitig zu helfen und zu stützen, damit sie den Bereich und Umfang der wirtschaftlichen Nachteile nach Möglichkeit einschränken und das nicht vermeidbare unverschuldete Leid leichter ertragen können. Alle sollten aber auch in gerechter Würdigung der Sachlage mit dahin wirken, daß denen, die trotz alledem ohne eigene Schuld durch die unerwartete und tiefgreifende Verschiebung ihrer wirtschaftlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen wirtschaftlich erdrückt werden, dieses Schicksal durch Verständigung über eine Form erleichtert wird, die das bittere Gefühl eines persönlichen Makels nach Möglichkeit vermeidet. In einem freiwilligen Zusammenarbeiten nach dieser Richtung hin würde ein neues schönes Zeugnis für die hohe sittliche Haltung liegen, die unsere Nation bisher auf allen Gebieten in so ergreifender Weise bewährt hat.

Georg Haberland:

Krieg, Hausbesih und Kommunalverwaltung.

Im Kriege ruht der politische Streit der Parteien. Cs gibt für jeden Deutschen nur eine Sorge: das ist der Kampf für die Erhaltung unseres Vaterlandes. Der Haß unserer Feinde gilt nicht nur unserer militärischen Größe, er gilt dem Aufschwung, den Deutschland in 43 jähriger friedlicher Entwicklung genommen hat. Aus dem kleinen Preußen ist ein mächtiges deutsches Reich geworden, dessen Industrie die Herrscherin auf dem Weltmarkt ward, ein Land, welches durch den glänzenden Erfolg unserer Kriegsanleihe einen in der Geschichte der Völker einzig dastehenden Beweis seiner wirtschaftlichen Stärke gegeben hat. Die gleiche Summe, zu deren Bezahlung Frankreich mehr als zweier Jahre bedurfte, hat das deutsche Volk in wenigen Tagen aufgebracht. Das Ziel unseres Kampfes gilt auch der Aufrechterhaltung dieser wirtschaftlichen Stärke.

Industrie, Handel und Gewerbe leiden natürlich unter dem Kriege, soweit sie nicht für Hcercslieferungen oder andere unentbehrliche Inlandsbedürfnisse beschäftigt sind. Für die Allgemeinheit sind die Erwerbsmöglichkeiten beengter geworden, ein jeder ist mehr oder weniger gezwungen, seine Lebenshaltung einzuschränken. Das ist nalürlick nicht ohne Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben, und auch der Hausbesitz bat naturgemäß darunter zu leiden. Die Einschränkung macht sich bei ihm in dem geringeren Gebrauch an Räumen und damit in der Vermehrung der leerstehenden Wohnungen und Gewerberäume bemerkbar.

Nach Beendigung eines Krieges pflegt das Wirtschaftsleben sich bald wieder in geordneten Bahnen zu bewegen. Einem glücklichen Ausgange des Krieges, auf den wir alle zuversichtlich hoffen, folgt ein wirtschaftlicher Aufschwung. Die Fabrikbetriebe, welche teilweise während des Krieges geruht haben, werden mit doppelter Kraft ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Die während des Krieges ausgeschaltete Erportindustrie und der Erporthandel werden die deutschen Erzeugnisse, welche vor dem Kriege sich schon den Weltmarkt erobert hatten, in umso größeren Mengen in das Ausland führen. So werden Industrie, Handel und Gewerbe die Verluste, welche ihnen der Krieg verursacht, bald wieder wett machen können. In dieser Erkenntnis hat die umsichtige Leitung der Reichsbank Kreditorganisationen geschaffen, deren Ziel es ist, Industrie, Handel und Gewerbe während des Krieges cristenzfäbig zu erhalten. Sie hat auch hilfreiche Hand da geleistet, wo solche Organisationen von dritter Seite ins Leben gerufen worden sind.

Der Hausbesitz als solcher befindet sich nicht in gleich günstiger Lage wie Industrie, Handel und Gewerbe. Ein wirtschaftlicher Aufschwung kann auf ihn nur dann einen Einfluß ausüben, wenn seine Ertragsfähigkeit durch den Auf-

schwung erhöht wird. Auch auf dem Wohnungsmarlt richtet sich alles nach Angebot
und Nachfrage. Durch die allgemeine Beschränkung der Lebenshaltung ist das
Angebot während des Krieges reichlicher, und der Preis der Wohnung hat daher
eine sinkende Tendenz. Diese Erscheinung wird vorübergehend sein, und nach
dem Kriege wird das Angebot die Nachfrage weniger übersteigen, als vorher,
ta die Produktion neuer Wohnungen während des Krieges zum Stillstand ge-
kommen ist. Die Verluste, welche der Krieg für Handel, Industrie und Gewerbe
im Gefolge gehabt hat, werden nach kurzer Zeit völlig ausgeglichen sein. Für
den Hausbesitz kann dieser Ausgleich nur langsam vor sich gehen. Er wird nur
möglich, wenn die Mieten auf dem Wohnungsmarkt eine steigende Tendenz
erhalten, ein Umstand, der, wenn überhaupt, erst nach einer Reihe von Jahren
eintreten karm. Die Ausfälle, welche derart dem Hausbesitz durch den Krieg in
gleicher Weise wie anderen Gebieten des Wirtschaftslebens entstehen, ist der
größte Teil der Hausbesitzer zu tragen in der Lage, und der Prozentsatz derjenigen,
welche unter diesen Ausfällen zusammenbrechen, dürfte kein größerer sein
als in anderen Wirtschaftszweigen. Man kann auch hier durch geeignete Kredit-
organisationen manche Erleichterung schaffen, manche Eristenz erhalten.
Wenn sich somit der Hausbesitz auch im ganzen in ungünstigerer Lage befindet
als Handel, Gewerbe und Industrie, so wäre doch an sich durch den Krieg keine Ver-
anlassung für seinen Zusammenbruch gegeben. Leider hat man aber dem Hausbesitzer
durch besondere Bestimmungen tatsächlich die Verpflichtung auferlegt, Wohn-
gelasse und Gcwerbcräume in seinem Hause an die im Felde stehenden Mieter
auch dann zu überlassen, wenn ihm ein Entgelt nicht dafür entrichtet wird. Auch
da, wo die Zurückgebliebenen in ihrer Mietzahlung beengt sind, hat er für einen
gewissen Zeitraum die gleichen Pflichten. Die Ausfälle, welche dem Hausbesitz
durch diese einseitige, völlig ungerechtfertigte Belastung erwachsen und die in
anderen Aufsätzen dieses Heftes eingehend beleuchtet sind, kann der Hausbesitz
ebenso wenig »ragen, wie es dem Bäcker möglich wäre, seine Backwaren an die
Familien der Krieger und an diejenigen, deren Erwerbstätigkeit ruht, unentgeltlich
zu liefern. Diese dem Hausbesitz auferlegten besonderen Lasten bergen die Gefahr
in sich, daß ein großer Teil des Hausbesitzes, und zwar derjenige, welcher dem
Wohnbedürfnis der minderbemittelten Bevölkerung dient, dem Zusammenbruch
geweiht ist. In welchem Umfange, hängt natürlich von der Dauer des Krieges
und von der Länge der Zeit ab, in welcher dem Vermieter die Nutzung der Wohnung
entzogen wird. Der organisierte Grundbesitz hat es nicht an Bemühungen fehlen
lassen, einen Ausgleich für die dem Hausbesitz einseitig auferlegten Lasten im
Interesse seiner wirtschaftlichen Erbaltung zu finden. Man ging dabei von dem
Grundgedanken aus, daß Reich, Staat, Gemeinde, Grundbesitz und Realkredit
ein Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden Wirtschaftsordnung des
Grundbesitzes baben. Man erstrebte in allen größeren Gemeinden die Einrichtung
von Mietämtern, deren Einzelausgestaltung je nach den örtlichen Bedürfnissen

den Gemeinden überlassen bleiben sollte. Diese Mietämter sollten auf Grund
ilmen erteilter gesetzlicher Berechtigungen den Umfang der Bedürfnisse der einzelnen
Mieter feststellen und in Form von Darlehen oder Mietunterstützungen helfend
eingreifen. Zu den notwendigen Mitteln sollte Grundbesitz und Realkredit etwa
^ beitragen, den übrigen Teil Reich, Staat und Gemeinde aufbringen.
Der Weltkrieg hat so manche erfreuliche Erscheinungen gezeitigt. Er hat
das ganze Volk in bewundernswerter Opferwilligkeit vereint, und es kann nicht
genug anerkannt werden, daß der gesamte organisierte Grundbesitz im deutschen
Reiche sich einmütig bereit erklärt hat, die Opfer auf sich zu nehmen, welche dmcn
diesen Plan der wirtschaftlichcn Erhaltung des Grundbesitzes an ihn gestellt waren.
Von den geschilderten Mißständen ist nur ein Teil der Hausbesitzer betroffen,
und zwar vorzugsweise derjenige, der sich mit dem Vermieten von Kleinwohnungen
befaßt. Doch auch der andere Teil, welcher von der Einrichtung nur Lasten hätte,
hat freudig zugestimmt Der organisierte Realkredit, dem gleichfalls Opfer zu-
gemutet werden und der, soweit er als Gläubiger erster Hypotheken in Frage
kommt, auch bei dem Zusammenbruch eines Teils des Grundbesitzes keinen Schaden
erleidet, hat sich, soweit er im Schutzverbande für Deutschen Grundbesitz vereinigt
ist, gern zur Übernahme der Lasten verstanden.
Bei Reich, Staat und Gemeinde hat der Plan nur geteilte Zustimmung
gefunden. Einige Gemeinden stehen dem Plane durchaus wohlwollend gegenüber.
Andere, die Stadt Berlin insbesondere, hat ihn auf das leidenschaftlichste bekämpft.
Wenngleich es sich nur um eine einmalige, durch den Krieg bedinglc Maßnahme
handelt, fürchtet man, einen Weg zu betreten, der unübersehbare finanzielle Folgen
für den Etat der Stadt Berlin hat. Man schätzt den gesamten Iahresbetrag des
Berliner Grundbesitzes an Mieten und Mielwerl auf 5<X> Millionen Mark und
stellt diese Summe als das Endrisiko für die Stadt dar. Nach den Einzelvorschlägcn
des Grundbesitzes sollte der Wirkungskreis des Mietsamte in Berlin einen Miel-
wert von rund 200 Millionen umfassen, bei dem man,unter Berücksichtigung eines
Verzichtes auf 25^, der Miete bei den völlig Zahlungsunfähigen, mit einem Au?-
fall von 35 Millionen Mark während des Krieges rechnet. Ein anderer Einwand
ist derjenige: Was geschieht, wenn der Krieg nun länger dauert? Es ist einesteils
kein Grund vorhanden, so schwarzseherisch in die Zukunft zu blicken, andererseits
kann man dann immer noch überlegen, ob man den Hausbesitz seinem Schicksal
überlassen soll, oder die einmal getroffenen Maßnahmen ganz oder zum Teil für
eine Wiederholung geeignet erachtet. Die Gegengründe sind daher nicht stich-
haltig, sie liegen vielmehr in der Verkennung der Bedeutung des Hauebesitzes
für die Wohnungsfürsorge, welche vor dem Kriege in dem Kampf gegen das
bisherige Wohnsystem zutage getreten ist. Wie sehr diese Vermutung mit den
Tatsachen übereinstimmt, geht aus dem auch öffentlich ausgesprochenen Argument
hervor, daß der Hausbesitz sich in zu schwachen Händen befinde, und daß von
Kommunalvertretern in dem Vorschlag des organisierten Grundbesitzes nicktt das

Bestreben erkannt wird, die dem Hausbesitz zu Unrecht auferlegten Lasten von seinen Schultern zu nehmen, sondern die Vorschläge als eine Sanierungsaktion für den schon vor dem Kriege notleidenden Hausbesitz dargestellt werden. Die Arbeit der Hausverwaltung wird meist von denjenigen auf sich genommen, welche mit den Lasten dieser Verwaltung für ein verhältnismäßig kleines Kapital eine Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage erstreben und die Erziehung ihrer Kinder aus dem Einkommen ihres Berufes nicht in der gleichen Weise bestreiten könnten, wenn sie das kleine Kapital in Staatspapieren anlegen. Wenn man im allgemeinen die Behauptung aufstellt, daß sich der Hausb:sitz in zu schwachen Händen befinde, daß er zu sehr verschuldet sei, so vergißt man dabei, daß die Wohnungsfürsorge für die minderbemittelte Bevölkerung namentlich da, wo sich eine große Anzahl kleinerer Mieter im Hause befindet, mit Arbeit und Lasten verquickt ist, denen sich der Großbetrieb und das Großkapital nur schwer unterziehen kann. Die Verwaltung eines solchen Hauses verlangt die Arbeitskraft eines Mannes, der sich ihr völlig widmet, und der ein eigenes Erwerbsinteresse an dieser Verwaltung bat. Aktiengesellschaften müßten eine so große Anzahl von Verwaltern anstellen, daß der Gewinn, welchen der Hausbesitzer erzielt, reichlich durch die dafür entstehenden Unkosten aufgewogen wird. Die Aufwendungen für Reparatur und Erhaltung der Häuser würden bei ihrer Geschäftsführung erheblich größer sein, als sie der jetzige Stand der Verhältnisse bedingt. Zu den gleichen Mietpreisen würden derartige Aktiengesellschaften die Wohnungen zu vermieten nicht in der Lage sein. Daß diese Allsführungen zutreffend sind, geht ohne weiteres aus der Tätigkeit der gemeinnützigen Baugenossenschaften hervor. Sie sind, obgleich sie auf jeden Gewinn verzichten und ihnen ein billiger Hypothckenkredit gewährt wird, nicht in der Lage, die Wohnungen nennenswert billiger zu vermieten, als der private Hausbesitz. Sie sind vielfach gezwungen gewesen, die Preise der Wohnungen zu erhöhen, da sie die Kosten der Verwaltung erheblich unterschätzt haben. Erstrebt man eine Änderung der bestehenden Verhältnisse, will man den Mittelstand aus dem Hausbesitz ausschalten und an seine Stelle das Kapital setzen, so ist dies aus den oben geschilderten Gründen nur möglich bei einer allgemeinen Erhöhung der Mietpreise für die Kleinwohnung. Soll eine solche Erhöhung vermieden werden, so müßten Staat und Gemeinde ihrerseits die Wohnungsfürsorge für die minderbemittelte Bevölkerung selbst bewirken. Auch für fie träten dieselben Schwierigkeiten der Verwaltung ein wie für die Aktiengesellschaften, und ohne eine Belastung der Gesamtheit durch Verzicht auf eine angemessene Verzinsung der investierten Kapitalien würde auch dabei die Aufrechterhaltung der jetzigen Mietpreise nicht möglich sein. Will man die sogenannten Mietkasernen beseitigen und jedem ein eigenes Häuschen mit Garten als Wohngelegenheit zuweisen, dann wird man daneben besondere Verkehrsmöglichkeiten schaffen und Mittel lind Wege finden müssen, nm den Gemeinden, in welchen diese Siedlungen erfolgen, die Fürsorge für Beleuchtung und Erhaltung der Straßen, für Schulen

und Armenpflege, mit einem Wort für die Lasten, welche eine nur aus Minder-
bemittelten zusammengesetzte Bevölkerung bedingt, zu beschaffen.
Im Kriege ruht der Streit der Parteien. Die Aufrechterhaltung d':o Be-
stehenden, die Erhaltung der wirtschaftlichen Stärke des deutschen Reiches auf
allen Gebieten ist die Sorge, die uns alle beschäftigt, und desbalb ist es müssig,
sich jetzt mit der Lösung von Problemen zu beschäftigen, die in Zukunst noch manche
Erörterungen hervorrufen werden. Darum müssen aber auch die Vorurteile,
welche der einzelne gegen die bisherige Form der Behausung und gegen die Träger
der Wohnungsfürsorge, nämlich gegen den Hausbesitz hat, außerbalb des Kreises
der Erwägungen bleiben.
Der Hausbesitz und damit die Wohnungsfürsorgc in ihrer bestehenden Form
kann erhalten bleiben, wenn der Krieg für sie keine anderen Folgen bat, wie für
Industrie, Handel und Gewerbe und alle sonstigen Gebiete des wirtschaftlichen
Lebens. Er wird zum Teil zugrunde gehen, wenn man ihm darüber hinausgehende
besondere Lasten auferlegt. Die Erhaltung des Hausbesitzes in seiner bisherigen
Form ist indessen um so notwendiger, als man mit seiner Vernichtung einem
nützlichen Gliede unseres Staatswesens, dem Mittelstande, ein schwere» Unrecht
zufügt. Daß der Hausbesitz im wesentlichen sich in den Händen des Mittelstandes
befindet, geht u. a. aus einer Statistik vom 1. Dezember 1905 über die Grundstücks-
und Wohnungsaufnahme in Berlin und 29 Nachbargemeinden hervor:
Darnach gab es in Berlin und 29 Nachbargemeinden insgesamt 49 455 Grund-
stücke. Von diesen befanden sicb im Besitz von Handwerksmeistern und Hand-
werkern 6325, von Kaufleuten 8395, von Rentnern, Pensionären und Witwen 14238,
von Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten 1706, von Ärzten und Rechtsan-
wälten 703, von Rektoren und Lehrern 433, von Gast- und Schankwirten 1136
und so fort. In den Händen des eigentlichen Großkapitals befand sich nur ein
ganz geringer Bruchteil. So hatten die Banken 118, Aktiengesellschaften 477,
Versicherungsgesellschaften 260, Immobiliengesellschaften 270 Häuser.
Die an sich verhältnismäßig hohe hyuothekariscnc Belastung der Häuser erklärt
sich eben aus dem oben auseinandergesetzten Umstande, daß nicht das Großkapital,
sondern im wesentlichen der Mittelstand der Träger der Wohnungsversorgung in
den Städten ist. Man mag nun verschiedener Meinung darüber sein, ob dies
zweckmäßig ist oder nicht, man mag auch die Gründe, welche für die Notwendigkeit
dieser Verhältnisse angegeben sind, nicht als richtig anerkennen, man muß indessen
jedenfalls mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Läßt man den Dingen freien
Lauf, so führt man eine Zwangsentschuldung in der Weise herbei, daß die der-
zeitigen Eigentümer infolge der ihnen einseitig auferlegten unbilligen Lasten
ihr Eigentum nicht halten können, und daß an ihre Stelle im Wege der Subhastation
diejenigen Hypothckengläubiger treten, welche kapitalkräftig genug sind, das Haus
zu erwerben. Dieses Rezept wäre gleichbedeutend, wie den Teufel mit Beelzebub

auszutreiben. Es hätte daneben aber auch Folgeerscheinungen für die Gemeinden, für die Wohnun?,sfürsorge und für den Staat, welche mit weit größeren Kosen und Opfern verknüpft fein werden, als sie das rechtzeitige Eingreifen zur wirtschaftlichen Erhaltung des Hausbesitzes erfordert. Die Gemeinden sind für die Erfüllung ihrer Aufgaben natürlich auf ihre Steuerkraft angewiesen. Die Aufrechterhaltung dieser Steuerkraft ist die Vorbedingung des Bestehens der Gemeindeverwaltung. Der Grundbesitz ist nun seinerseits in den meisten Gemeinden der Hauptträger dieser Steuerkraft. Einige Zahlen mögen das Verhältnis beleuchten, in welchem die vom Grundbesitz aufgebrachte Steuer zum Gcsamtsteuersoll der einzelnen Gemeinden steht. Für das Etatsjahr 1914 betrug in der Stadt Berlin

die Grundsteuer Mk. 29 610 000
dazu Umsatzsteuer und Wertzuwachssteuer insgesamt „ 4127 282
Sa. Mk. 33 737 282
während die Einkommensteuer einen Betrag brachte von ... M. 44200000

In Neukölln betrug
d!e Grundsteuer Mk. 2 500000
Umsahsteuer und Zuwachssteuer . . . „ 750 000
Sa. Mk. 3 250 000
die Einkommensteuer „ 2 356000

In Weißcnsce betrug
die Grundsteuer Mk. 776000
Umsatzsteuer 234000
Sa. M. 1010000
die Einkommensteuer „ 461 709

In der letzten Gemeinde zahlt also tatsächlich der Grundbesitz beinahe ^4 der gesamten Steuern in der Gemeinde. Der Zusammenbruch eines großen Teiles des Grundbesitzes würde naturgemäß auf den Gcsamtgrundbesitz einen nachteiligen Einfluß ausüben, also seine Steuerkraft derart schwächen, daß die Gemeinden ohne empfindliche Erhöhung der Einkommensteuer ihren Etat nicht in Ordnung zu halten vermöchten. Angesichts dieser Erwägungen ist es vom wirtschaftlichen Standpunkt unbegreiflich, wenn Gemeinden einen gangbaren und wirksamen Weg zur Erhaltung des privaten Hausbcsitzes bekämpfen.

Was die Wohnungsfürsorge anbelangt, so scheidet naturgemäß mit dem Zusammenbruch eines großen Teiles des Hausbesitzes für die Zukunft der Mittelstand als Träger der Wohnungsfürsorge aus. Ehe ein neuer Träger für die Wohnungsproduktion gefunden ist, sei derselbe Großkapital, gemeinnützige Baugenossenschaft, Staat oder Gemeinde, wird sich ein Wohnungsmangel und damit eine Steigerung der Wohnungsmieten bemerkbar machen. Dieser kommt alsdann

denjenigen zugute, welche die Trümmer des zusammengebrochenen Hausbesitzes unfreiwillig haben übernehmen müssen, den derzeitigen Hypothekcngläubigern.
Da auch die Inhaber von zweiten Hypotheken meist dem Mittelstande angehören und vielfach Witwen und Beamte den größten Teil ihres verfügbaren Vermögens in zweiten Hypotheken angelegt haben, so werden sie bei den hohen Besitzwechscl-abgaben, mit denen leider auch der wirtschaftliche Zusammenbruch, die Subhastation, belastet ist, in sehr vielen Fällen leer ausgehen, und die Inhaber der ersten Hypo-thcken, in vereinzelten Fällen auch Kapitalisten, werden billig in den Besitz der zwangsweise entschuldeten Häuser gelangen. Eine Statistik über diejenigen Per-sonen, welche auf Grundbesitz zweite Hypotheken haben, gibt es leider nicht. Soweit dem Verfasser die Verhältnisse aus 25 jähriger Tätigkeit bekannt sind, gehören tatsächlich die Inhaber zweiter Hypotheken in den weitaus meisten Fällen dem Mittelstande an. Vielfach haben auch Offiziere und Beamte ihr Geld in zweiten Hypotheken angelegt.
Daß Reich und Staat schwer bereit sind, helfend einzugreifen, erklärt sich dadurch, daß man Hausbesitz und Wohnungsfürsorge ausschließlich als Arbeits-gebiete der Gemeinden betrachtet. Bei der außerordentlichen Bedeutung, welche die Wohnungsfürsorge für Reich und Staat hat, bei den nicht abzuwendenden Opfern, welche durch die Vernichtung eines Teiles des Hausbesitzes für den Staat in bezug auf die Wohnungsfürsorge eintreten, hat der Staat nicht nur ein ideelles, sondern ein rein materielles Interesse an einer zweckentsprechenden Ordnung der Verhältnisse, und er sann deshalb nicht abseits stehen. Die Bestimmungen, welche den Hausbesitz mit außergewöhnlichen, in keinen: anderen Wirtschafte zweige wiederkehrenden Lasten beschweren, sind vom Bundesrat und Reichstag ohne Rücksicht auf ihre wirtschaftlichen Folgen erlassen, Diese Tatsache allein schließt die Pflicht fürs Reich sowohl wie für Bundesstaat in sich, mitzuhelfen an der Beseitigung der eingetretenen Mißstände und an der Verhinderung größeren Unheils, unter den» die Gesamtheit schwer leiden würde. Die Bundesratsver-ordnungen sind nicht erlassen, um den Hausbcsitz zu schädigen. Ihr Zweck war es, die Kampffreudigkeii der Truppen nicht zu beeinträchtigen, durch die Sorge um das Obdach ihrer Familien, um die wirtschaftliche Erhaltung der Zurückgebliebenen. Damit darf man aber nicht halt machen vor den Hausbesitzern, denn auch sie stehen im Felde, und auch ibre Kampffreudigkeit muß beeinträchtigt werden, wenn das Damoklesschwert des wirtschaftlichen Unterganges über ihrem und der Ihren Haupte schwebt.

Iustizrat Dr. Baumert-Spandau.
Der Weltkrieg und der Städtische Grundbesitz.
Deutschland hat sich mehr als einer 40 jährigen Friedenszeit erfreut und wir sind in dieser Zeit den Kriegsgepflogenheiten etwas entwöhnt worden. So wurde bald nach der Mobilmachung die Auffassung allgemein, daß im Krieg Miete nicht gezahlt zu werden brauche. Wenn aber der Hausbesitzer, ergrimmt über diese Rechtsauffassung, vielleicht in seinem gekränkten Rechtsgefühl zu weit ging, oder weil er vielleicht sonst ein ganz unverständiger Mensch war, so wurde in manchen Zeitungen sofort ein großes Geschrei erhoben. Man hat sogar damit erreicht, daß Behörden nicht ganz unbeeinflußt geblieben sind. Iedenfalls unterschied man in der ersten Zeit der Mobilmachung nicht zwischen Mietern, die die Miete nicht zahlten, obgleich sie wohl dazu in der Lage waren, und solchen Mietern, die durch die Kriegslage in Geldverlegenheit geraten waren oder gar im Felde standen. So wurden die Gesetze bczw. Verordnungen vom 4., 7. und 18. August 1914 ganz allgemein erlassen. Darnach darf der Vermieter gegen die Familie der ins Feld Einberufenen keine Klage anstrengen, selbstverständlich auch keine Räumungsklage, keine Mietzinsklage. Mieter, die nicht im Felde stehen, können für sich eine Zahlungsfrist von 3 Monaten vom Gericht verlangen, die ihnen meist gewährt wird. Dabei bedentet eine solche Frist bei kleinen Wohnungen, also bei Arbeitern, die von ihrer Lohnarbeit leben, so gut wie den Erlaß der Miete. Denn der Arbeiter ist meist nicht imstande, nach 3 Monaten etwa den aufgelaufenen Mietsrest irgendwie zu tilgen. Auch besitzt er in der Regel keine pfändbaren Gegenstände.
Immer mehr benutzen nun böswillige Mieter die günstige Gelegenheit, die Miete nicht zu zahlen. So sind insbesondere folgende Fälle zahlreich vorgekommen. Ein ins Feld Einberufener betreibt irgend ein Gewerbe und hat dazu einen Laden oder andere gewerbliche Räume gemietet. Seine Frau betreibt nach seiner Einberufung das Gewerbe weiter und zwar, weim es sich um einen Lebensmittelzweig handelt, nach der Kriegserklärung meist mit besserem Erfolg als vorher. Sie zahlt aber keine Miete. Eine Schlächterfrau in Spandau hatte den Laden geschlossen, eine andere Wohnung gemietet und wollte ausziehen. Nacl'her erfuhr sie jedoch, daß der Hauswirt ihr nicht beikommen könnte. Sie erklärte daher, daß sie nicht mehr ausziehe, auch die Schlüssel zum Laden nicht herausgebe, wenn ihr nicht ein Abstandsgeld von 1000 Mark gezahlt werde. Eine Bäckersfrau tat ähnliches. Sie verlangte aber nicht ein Abstandsgeld, sondern erklärte, daß sie nicht eher die Schlüssel zum Laden herausgebe, sofern sie nicht einen annehmbaren Käufer für das Geschäft, das sie garnicht mehr betrieb, gefunden habe.

Sie verlangte jedoch hierbei einen offenbar zu hohen Preis. Einen Käufcr konnte sie also nicht finden.

So befinden sich die Hauswirte böswilligen Mietern gegenüber in einer üblen Lage. Sie haben augenblicklich keinen Rechtsbchelf. Allerdings sind die Behörden der irrigen Auffassung, daß die Miete im Kriege nicht gezahlt zu werden brauche, bald entgegengetreten und haben diesbezügliche aufklärende Bekanntmachungen genugsam erlassen, sodaß jetzt wohl jeder weiß, daß der Krieg an sich an dieser Zahlungsverpflichtung nichts geändert hat.

Noch erschwerender für den städtischen Hausbesitz ist, daß die Kriegsanleihe zu 5"/» ausgegeben worden ist und daher als eine sehr günstige Vermögensanlage angesehen werden muß. Erste Hypotheken, die bisher mit 4V-V» oder weniger verzinst worden waren, oder zweite Hypotheken, die mit 3"/» verzinst worden sind, erscheinen demgegenüber als eine ungünstigere. Bisber sind deshalb zwar noch nicht Hypotheken massenhaft gekündigt worden, wenn dies auch eine öffentliche Sparkasse getan hat. Indes scheint dieser Fall bisber vereinzelt geblieben zu sein und bleibt l öffentlich vereinzelt. Wie aber wird der Zinsfuß nach dem Kriege sein?

Die Reichsanleihe bleibt doch zu 5°/» verzinslich. Auch ist wohl nach allen volkswirtschaftlichen Erfahrungen anzunehmen, daß der Zinsfuß nach dem Frieden nicht sofort sinken wird. Nie werden die Hausbesitzer diese Hypothekengefahr überstehen? Sie würden sie überstehen können, wenn ihre Hypotheken unkündbar wären. Die Hausbesitzerverbände haben seit Iahren darnach gestrebt und bei den Behörden darum gebeten, ihnen bei der ErrichNmg von Pfandbriefinstituten behilflich zu sein, damit sie unkündbare Hypotheken erhalten und damit der städtische Grundbesitz für den Fall des Ausbruches eines Krieges ebenso finanziell gerüstet sei, wie unsere sonstige Volkswirtschaft. Die Hausbesitzer haben indes ihr Bestreben, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht erfüllt bekommen und so stehen sie jetzt vor der Notlage, daß ihnen Hypotheken gekündigt werden. Ia die Hypotheken der Hypothekenbanken brauchen garnickt gekündigt zu werden. Diese werden meist nach 10 Iahren ohne Kündigung von selbst fällig. Es müssen daher im Laufe eines Iahres etwa der zehnte Teil der Hypothekenbankhypotheken, also im Betrage von einer Milliarde fällig werden, abgesehen von den wenigen unkündbaren. Aber damit noch nicht genug, während die meisten Hypothekenbanken diesen Notstand der Hausbesitzer erkannt haben und ihm Rechnung tragen dadurch, daß sie eine Prolongation der Hypotheken zu annehmbaren Bedingungen gewähren, hat doch eine Hypothekenbank nicht bloß unannehmbare, sondern sogar unerfüllbare Bedingungen gestellt. Ia Versicherungsgesellschaften — es sind besonders zwei, die hierbei sich in für den Hausbesit z nachteiliger Weise hervorgetan haben, — verlangen Zahlung der Hypotheken. Eine sehr bedeutende Berliner Versicherung verlangt für eine einjährige Verlängerung 7"/n, für eine zehnjährige Verlängerung 5V//„ Zinjen,

das heißt, der Hausbesitz soll sich schon jetzt auf einen Zinsfuß von 5V-V° für
die nächsten zehn Iahre verpflichten. Unter solchen Forderungen muß der Haus-
besitz zusammenbrechen, uud was wird die Folge sein? Die Gemeinden werden
durch die vielen notleidenden Hausbesitzer auch in Not geraten und unser ganzes
Wirtschaftsleben wird mehr oder minder davon betroffen werden. Es kann
nicht gleichgültig für die Gesamtheit sein, wenn die zahlreichen Mittelstands-
eristenzen des städtischen Hausbesitzes durch den Krieg vernichtet werden, ihre
Selbständigkeit verlieren, und wenn dadurch nach eingetretenem Frieden von der
Gunst der Verhältnisse Kapitalisten Gewinn ziehen, die die Häuser dann an sich
bringen.
Aber alles dies wäre nicht möglich gewesen und würde nicht diesen Umfang an-
genommen haben, wenn nicht seit Iahren schon und so auch bei Ausbruch des Krieges
eine gewisse Abneigung gegen das Vermietergewerbe bestand, das heißt gegen die-
jenigen Hausbesitzer, die Wohnungen vermieten. Wer Wohnungen vermietete,
erschien vielen garnicht mehr als ein achtenswerter Mensch, ja ein Professor
scheute sich nicht zu lehren und wiederholt im Druck zu veröffentlichen, daß
Hausbesitzer ihren Erwerb im Gegensatz zur Bevölkerung suchen. Nur aus dieser
mindestens bis zum Ausbruch des Krieges bestandenen, den Hausbesitzern feind-
lichen Bewegung ist zu erklären, daß zu Anfang des Krieges selbst auch
manche Behörden von diesen Vorurteilen beeinflußt wurden. So wenig man aber
vom Bäcker verlangt, daß er das Brot für die Familien der im Felde stehenden
unentgeltlich abgibt, und so wenig man vom Schneider verlangt, daß er die
Kleider für die Familien unserer Krieger unentgeltlich herstellt, so wenig kann
man vom Hausbesitzer verlangen, daß er den Familien der im Felde stehenden
Krieger unentgeltlich während des Krieges in seinem Hause Wohnung gibt.
Wohnung, Kleidung und Nahrung sind bei uns unentbehrlich zum Leben, und
wenn man vom Hausbesitzer verlangen wollte, daß er unentgeltlich Wohnung
liefern muß, so ist dieses Verlangen nicht bloß ein unbilliges, sondern ein von
ihm unerfüllbares. Er muß unter diesem Verlangen zusammenbrechen. Er ist
eben dazu in der Regel außerstande. Nach preußischem Rechte sind übrigens die
Gemeinden verpflichtet, für die Obdachlosen Wohnung zu besorgen, das heißt
denjenigen, die nicht imstande sind, aus eigener Kraft sich Wohnung zu verschaffen.
In anerkennenswerter Weise hat unsere Regierung dies jüngst deutlich
geuug bekannt gegeben. Aber schon vorher hatten einige Gemeinden in rühm-
licher Weise diese ihre Pflicht erfüllt und neben den Vergütungen, die der Staat
für die Familien der Krieger festgesetzt hat, besondere weitere Vergütungen ge-
währt und diese den Hausbesitzern entweder direkt auf die Miete gezahlt, oder
ihre Gewährung von der Vorlegung der Mietsquittung abhängig gemacht. Sicher
liegt es auch im Interesse der eingezogenen Krieger, daß die Gelder, die ihre
Familien erhalten, für den Lebensunterhalt verwandt und damit auch die Mieten
bestritten werden, und daß deren Tilgung der Befriedigung anderer nicht so not-

wendiger Bedürfnisse vorgehe. Von Städten, die in dieser Weise zuerst so vorgegangen sind, seien hier nur der Kürze wegen Eberswalde, Lichtenberg und Stettin genannt. In manchen Städten hat es aber bisher schwer gefallen, derartiges zum Beschluß zu erheben. Man berücksichtigt hierbei wohl nicht genügend, daß rem gewissenhaften Hausbesitzer es auch ans Herz geht, wenn er seine Verpflichtungen nicht erfüllen kann, ganz abgesehen davon, daß er damit auch seinem wirtschaftlichen Ruin entgegengeht. So wenig es einem ordentlichen Kaufmann gleichgültig sein wird, wenn über ihn das Konkursverfahren eröffnet wird, so wenig wird ein Hausbesitzer sich leicht über ein gegen ihn eingeleitetes Sub-Kastationsverfahrcn hinwegsetzen können. Wenn man in diesem Sinne von einer kaufmännischen Ehre spricht, so muß man ebenso auch die wirtschaftliche Ehre des Hausbesitzers, der seinen Gläubigern gerecht werden will, anerkennen. Der Hausbesitzer setzt auch seine Ehre darin, daß er seine Verpflichtungen erfüllen kann, die er vor dem Kriege eingegangen ist. Er will nicht die Steuern und Hypothekenzinsen schuldig bleiben. Er hält sich gerade jetzt im Kriege doppelt verpflichtet, dem Staate das zu geben, was des Staates ist, das heißt, die Steuern zu zahlen. Er will auch den Hypothekengläubigern gerecht werden. Dies kann er natürlich nicht, wenn er keine Mieten erhält. Deshalb haben einige vorgeschlagen, daß er entsprechend dem Nichteingang von Mieten auch weniger Hypothekenzinsen solle zahlen dürfen. Das wäre aber für unsere allgemeine Volkswirtschaft sehr nachteilig, beinahe schlimmer als ein allgemeines Moratorium, von dem wir bisher glücklicherweise verschont geblieben sind. Denn wenn die Hypothekenzinsen ermäßigt werden, so müssen die Hypothekenbanken, die auf Grund der ausgeliehenen Hypotheken Pfandbriefe ausgegeben haben, verlangen, daß die Zinsen für ihre Pfandbriefe auch herabgesetzt werden usw. So würde ein Keil den andern treiben. Wenn man an dem Gebäude der Volkswirtschaft einen Stein aus der Grundmauer herausnimmt, so kommt das ganze Gebäude ins Wanken, und wenn man zu große Steine herausnimmt, kann das ganze Gebäude einstürzen.

Wenn man daher zuläßt, daß die Mieten nicht bezahlt werden, so bringt man das Gebäude unserer Volkswirtschaft ins Wanken. Man darf auch das Gebäude nicht dadurch abtragen, daß man sagt, wenn dieser Stein nicht mehr rragfähig ist und man ihn herausnehmen muß, so müsse man auch die andern Steine herausnehmen, die darüber lagern. Dies führt eben schließlich dahin, daß man allmählich das ganze Gebäude abträgt. Dadurch vernichtet man es aber ebenso, als wenn man es zum Einsturz bringt. Beide Wege sind daher nicht gangbar. Man muß den Stein, der mürbe und wacklig geworden ist, zu stützen und zu stärken suchen, und deshalb müssen wir auch, wenn unsere Volkswirtschaft im Kriege erfolgreich bestehen soll, den Umstand, daß die Mieten nicht gezahlt werden können nnd nicht eingehen, abzustellen suchen. Nun wird man fragen, wie denn dies gehen kann. Es sind eine Menge Vorschläge nach dieser Richtung

hin gemacht worden. Einige davon dürften auch gangbar und durchführbar sein.
Es fragt sich nur, welche die Zustimmung der Behörden und der maßgebenden
Kreise finden. Aber welchen Weg man auch immer einschlagen will, darüber
darf man sich keiner Täuschung hingeben, schafft man nicht Geld in den leer
gewordenen Beutel des Hausbesitzers, — wie dies jene aufgeführten Städte und
ihnen folgend zahlreich noch andere getan haben, so kann er seine Verpflichtungen
nicht erfüllen und nicht bestehen. Er geht dann seinem wirtschaftlichen
Ruin und damit auch seinem moralischen Ruin entgegen. Denn seine
wirtschaftliche Ehre leidet, wenn er seine Hupothekenzinsen und
Steuern nicht zahlen kann, oder wenn sein Haus in Subhastation
gerät. Es gilt daher nicht bloß hierbei der materielle Gesichtspunkt Geld zu be-
schaffen, sondern man muß dabei auch den idealen Gesichtspunkt der wirtschaft-
lichen Ehre, die auch der Mittelstand hat, nicht ganz beiseite lasten. Man hat.
um den Kaufmann vor dem Ruin und vor der Konkurseröffnung zu schützen und
damit seine kaufmännische Ehre zu erhalten, durch Gesetz vom 8. August 1914
die Geschäftsaufsicht eingeführt. Man könnte etwas ähnliches auch beim Haus-
besitz einführen, und dies ist auch beantragt worden. Aber damit würde man
noch immer keine Mietzahlungen sckfaffen. Besser und erfolgreicher erscheinen
die Maßnahmen, die das Übel an der Wurzel angreifen und sich der Regulierung
der Mie.tzahlungen zuwenden. Es müssen den Mietern Mittel gewährt werden,
damit auch sie ihre Verpflichtungen den Hausbesitzern gegenüber erfüllen können.
Nun ist es richtig, daß die im Felde Stehenden sich hierum nicht kümmern können.
Für diese müssen die Gemeinden eintreten und sie dürfen nicht zulassen, daß die
Mietsschuld des im Felde stehenden Kriegers während der ganzen Kriegszeit
anwächst und ungetilgt bleibt. Sie dürfen nicht auf dem Standpunkte stehen,
wir zahlen der Frau genug Gelder, sie kann bestehen, sie kann auch die Miets-
schuld bezahlen. Wie aber, wenn die Frau, die Not des Krieges vergessend, die
ihr gegebenen Unterstützungen zu anderen, ihr besser dünkenden Zwecken, aber
nicht zur Zahlung der Mietsschuld verwendet, obgleich sie dazu sebr wohl imstande
wäre? Dann kann die Gemeinde ihre Hände nicht in Unschuld waschen und
sagen: ich habe ja für die Familie gesorgt, die Familie bat keine Not gelitten.
Sie kann nicht sagen: Was geht es mich an, wenn der siegreiche Krieger bei
seiner Rückkehr die Miete während der langen Kriegszeit als eine für ihn ange-
wachsene Schuld vorfindet. Eine Gemeinde, die so sagt, handelt fahrlässig
nicht bloß dem Krieger gegenüber, der nichts schuldig bleiben wollte und bei
seiner Rückkehr durch die hohen Mietsrückstände in Kummer und Not versetzt wird,
sondern sie handelt auch fahrlässig dem Hauseigentümer gegenüber, daß sie nicht da-
für Sorge getragen hat, daß er seine Miete gezahlt erhielt, um auch seinerseits seine
Verpflichtungen der Gemeinde, dem Staate und seinen Hnpothekengläubigern
gegenüber zu erfüllen. Was nutzt ihm die aufgewachsene Mietsschuld, wenn sein
Haus schließlich doch subhastiert wird? Ganz abgesehen davon, daß derartige

rückständige Mieten meist nie mehr einbringlich sind. Es muß daher Rat geschafft
werden, daß sowohl die Mietsschuld des im Felde Stehenden nicht aufwächst, als
auch, daß der Hausbesitzer die Miete erhält.
Ein allgemeiner Vorschlag geht dahin, daß Mietsämter in den Gemeinden
geschaffen werden und daß diese Geldmittel, sei es als Unterstützung, sei es
als Darlehen, denjenigen zur Verfügung stellen, die infolge des Krieges cn ßer-
stande sind, die Miete zu zahlen.*) Lediglich durch das Leihen von Geld auf
Wechsel gegen nicht unbedeutende Zinsen, wie es Dresden beschlossen hat, wird
man dem allgemeinen iibelstand nicht steuern können.
Welcher Weg auch immer eingeschlagen werden möge, möge man den»
jtnigen wählen, der am sichersten und am weitgehendsten das Übel beseitigt und
den Hausbesitz lebensfähig erhält.
Dazu mögen vorstehende Zeilen dienen.

Geh. Staatsrat a. D. Budde:

Krieg und Grundtredit.

Das auf deutschem Grundbesitz hypothekarisch eingetragene Kapital wird
in den Statistiken auf 50 bis 60 Milliarden Mar? geschätzt, der Wert des be-
lasteten Grundbesitzes auf 70 bis 80 Milliarden Mark. Diese einfachen Zahlen
beweisen einmal die große Bedeutung, welche der Grundkredit in dem Wirt-
schaftsleben Deutschlands hat und zum anderen die schwere Verschuldung des
deutschen Grundbesitzes. Der Grundbesitz ist zum weitaus größten Teile seines
Wertee durch den Grundkredit mobilisiert, vom Kapitalbesitz abhängig gemacht
worden. Eine Folge ist häufiger Besitzwechsel, sei es, daß Überschuldung der
Besitzer zu Zwangsverkäufen geführt hat, sei es, daß der Grund und Boden mehr
und mehr in der Hand der Besitzer zum Gegenstande der Spekulation, zur Handels-
ware geworden ist. Die volkswirtschaftlichen Bedenken, denen diese Zustände
unterliegen, haben für den ländlichen Besitz schon seit Iahren eine besonders in
Preußen weit geförderte Gesetzgebung zur Seßhaftmachung der Besitzer und ihrer
Entschuldung herbeigeführt, für den städtischen Grundbesitz aber nach vorjährigem
Beschluß des Reichstags eine vom Reichsamt des Innern eingeleitete Unter-
suchung, welche feststellen soll, in wie weit eine die Besitzer überlastende Ver-
schuldung und eine Kreditnot besteht, welches ihre Ursachen sind und mit welchen

*) Wie diesen Mietsämtern die nötigen Geldmittel zugeführt weiden können, ist näher
ausgeführt von Havelland in der vom Schutzoerband für Deutschen Grundbesitz herausgegebenen
Schrift „Das Mietsveihältnis im Kriege."

Mitteln abgeholfen werden kann, insbesondere auch inwieweit eine Änderung des geltenden Hypothekenrechts angezeigt erscheint. Eine Kommission, die aus Beamten der beteiligten Ressorts und wissenschaftlich und praktisch hervorragenden Persönlichkeiten besteht, sollte an der Hand ausführlicher, in ihrem Schöße erstatteter Referate eine große Zahl von Sachverständigen über diese Frage hören und danach bestimmte Vorschläge ausarbeiten, die der Reichsregierung für wirtschaftliche und gesetzliche Maßnahmen zur Grundlage dienen sollten.

Mitten in diese Bewegung hinein fiel der Ausbruch des Krieges. Er lähmte die großzügig eingeleitete Reichsuntersuchung und störte zugleich die weitere Verfolgung aller Projekte, die seitens der Bodenpolitiker aus dieser Untersuchung hergeleitet wurden. Insbesondere auch der von den Reformern verschiedenster Parteirichtungen, hauptsächlich den Boden-, Wohnungs- und Wirtschafts-Rcformern unter gründlichster Erörterung der Ursachen und Wirkungen der Notlage des verschuldeten Grundbesitzes aufgeworfenen Probleme: Entschuldung und Befestigung des Grundbesitzes durch Amortisationszwang für die Hypothekenschuldner, durch gesetzlichen Vorrang für die Meliorations-Hypotheken, durch staatliche, kommunale und genossenschaftliche Kredithilfe. In welchem Umfange nnd mit welchen Zielen diese Bestrebungen nach Beendigung des Krieges wieder einsetzen nnd weitergeführt werden, läßt sich nicht voraussagen. Möglich — wir wollen es hoffen —, daß der Frieden wieder eine steigende Wirtschaftskonjunktur bringt, die ganz von selbst eine Neubewertung des Grundbesitzes und damit eine erhebliche Besserung für die Kreditverhältnisse des Grundbesitzers herbeiführen würde. Vielleicht, daß danach die durch die Untersuchungen der Reichsregierung eingeleitete Reformbewegung unter Festhalten des allgemein gebilligten Zieles einer allmählichen Besserung des Standes der Hausbesitzer und Hebung der allgemeinen Wohnungsverhältmsse in Bahnen einlenken kann und wird, welche Eingriffe in das hochentwickelte System unseres Hypothekenrechts, Schädigung wohlerworbener Rechte und zwangsweise Regelung der privaten Wirtschaft auf dem Gebiete des Hypothekarkredits vermeiden.

Gegenwärtig steht der Hypothekarkredit durchaus unter dem Banne des mit Siegesgewißheit begonnenen und bisher durchgeführten und doch vielleicht schwersten Krieges, den unser Land jemals hat über sich ergehen lassen müssen. In größeren Gebietsteilen im Osten und in kleineren im Westen unseres Vaterlandes hat der Grund-Besitz und -Kredit die ganze Wucht des Kriegselends schon zu fühlen bekommen: Verwüstung der Felder, Zerstörung der Häuser und dadurch fast völlige Entwertung des Besitzes und der auf ihm lastenden Hypotheken. Die Versicherungsgesellschaften, welche die Haftung für Kriegsschäden regelmäßig ausgeschlossen haben, bieten dem Grundbesitzer und seinem Gläubiger keinen Ersatz. Erst die von Reich und Staat in Aussicht genommene Entschädigung, die hoffentlich beim Friedensschluß wieder hereingeholt werden wird, die Wieder-

Herstellung von Haus und Hof kann dem Besitz selbst und den Hypotheken-
forderungen wieder ihren Wert zurückgeben.
Aber abgesehen von dieser unmittelbaren, auf einen verhältnismäßig kleinen
Teil unseres Landes beschränkten Kreditnot, haben sich die Wirkungen des
Krieges für den gesamten Grundkredit schon überall, hier in größerem, dort in
geringerem Maße fühlbar gemacht. Die schon vor Ausbruch des Krieges be-
stehenden Schwierigkeiten bei Beschaffung des unbedingt erforderlichen Kredits
haben sich verallgemeinert und verschärft. Handelte es sich bis dahin nur um
eine Not der zweiten Hypothek in dem Sinne, daß — aus welchen Gründen
immer — nachstehende Hypotheken für städtischen Hausbesitz nicht, oder doch
nur unter äußerst schweren Bedingungen zu erlangen und zu prolongieren waren,
so ist gegenwärtig neues Kapital auch gegen erste hypothekarische Sicherheit
schlechthin nicht zu beschaffen, ein im Grundbesitz anlagesuchcndes Kapital kaum
mehr vorhanden. Der Krieg fordert Menschen und Kapital für sich. Was an
freiem Vermögen im Inlande ist, wird für hochverzinsliche Kriegsanleihen ange-
worben. Auch die nach gesetzlichen und statutarischen Vorschriften auf Gewährung
hypothekarischen Kredits angewiesenen Institute (Hypothekenbanken, Ver-
sicherungs-Gesellschaften, Landschaften, Landeskreditkasscn, Sparkassen u. a.) sind
nicht in der Lage, neue Hypothekendarlehen auszugeben, weil sie sich selbst
neues freies Kapital durch Verkauf von Obligationen, neue Versicherungsverträge,
neue Spareinlagen in erheblichen Mengen nicht mehr beschaffen können, auch
aus den an laufenden Zinsen und Prämien eingehenden Geldern zu Anlagc-
zwecken nicht erübrigen. Das Grundkreditgeschäft ist zum Stillstand gekommen.
Eine, wohl die bedeutsamste Folge ist das Ruhen der privaten Bautätigkeit. Der
durch Kreditnot veranlaßte Rückgang des Baugewerbes, der sich in seinen Wir-
kungen auf viele andere Gewerbe erstreckt, würde schon gegenwärtig schwerere und
schärfere wirtschaftliche Folgen nach sich ziehen, wenn nicht einerseits erhöhte
öffentliche Bautätigkeit, von Staat und Gemeinden vielfach eigens zum Zwecke
der Steuer der Arbeitslosigkeit betrieben, Ersatz böte, und andererseits die vor
dem Kriege zugesagten Darlehnsbewilligungen seitens der Kreditinstitute noch
im vollen Umfange zur Vollendung der begonnenen Bauten zur Verfügung ständen.
Den Hausbesitzern selbst erwachsen aus der Kreditnot schwere Gefahren,
wenn die bestehenden Hypotheken während der Dauer des Krieges gekündigt
werden oder vereinbarungsgemäß verfallen. Sie sind als Hypothekenschuldner
auf Prolongation seitens der Gläubiger angewiesen, da sie neue Kreditgeber nicht
finden. Wird die Prolongation verweigert, so droht.Zwangsversteigerung,
Besitzverlust, Vermögens-Erekution durch Hypothekenausfall. Die Sorge, daß
nachstehende Hypothekengläubiger sich die Notlage des Grundbesitzers wucherisch
zunutze machen könnten, ist nicht so groß, weil diese bei Erwerb des Grundstücks
zugleich die erste Hypothek übernehmen müßten und ihrerseits aller zeitigen Not
und Verlustgefahr ausgesetzt sein würden. Aber der kapitalmächtige erste

Hypothekengläubiger würde tatsächlich in der Lage sein, die Kriegsnot auszunutzen, sofern er einen Vorteil in dem Erwerbe des Grundstücks sehen könnte. Daß dies nicht geschieht und nicht geschehen kann, verdanken wir der Organisation des deutschen Grundkredits, der mit vier Fünftel und mehr des gesamten an erster Stelle den Boden belastenden Hypothekenkapitals in Händen von öffentlichen und privaten Kreditinstituten gebunden ist. Diese eigentlichen Organe des Grundkredits sind kraft Gesetzes und Statuts nicht nur verpflichtet, öffentlich über ihren Geschäftsbetrieb Rechenschaft zu legen, sondern auch unmittelbar in Bezug auf ihren gesamten Geschäftsbetrieb staatlicher Aufsicht unterstellt. Wenn sie auch nach formalem Rechte in der Lage wären, beantragte Prolongationen ihrer Hypotheken zu verweigern und die Kreditnot der Eigentümer zu spekulativem Erwerbe von Haus- und Grundbesitz auszubeuten, so wird doch kein zu ihnen gehöriges Institut von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wollen und ungehindert können. Das gilt auch für die Bedingungen, unter denen die Prolongation erfolgt. Es wird bei den maßgebenden organisierten Kreditinstituten kein Gläubiger zu finden sein, der unter Ausnutzung wirklicher Kriegsnot dem Schuldner härtere Bedingungen für Verlängerung der Hypotheken stellt, als sie vor Ausbruch des Krieges von ihm gefordert wurden. Nach keiner Richtung hin hat deshalb die durch den Krieg verschärfte Kapitalkreditnot bisher solche Übelstände zutage treten lassen, daß eine eingreifende Kriegsgesetzgebung, insbesondere die Bewilligung eines allgemeinen Moratoriums in Bezug auf Nichtzahlung fälliger Hypothekenschulden nötig geworden wäre.

Weit schwerer, allgemeiner und folgenreicher sind die Wirkungen des Krieges auf die Zinsverpflichtungen der Hypothekenschuldner. Von ihnen wird freilich, so lange die Kriegsfurie nicht im eigenen Lande wütet, vorzugsweise, ja fast ausschließlich der städtische, nicht auch der ländliche Grundbesitz betroffen. Denn der landwirtschaftlich genutzte Boden gibt seinen Ertrag, so lange er bestellt wird, im glücklich verlaufenden Kriege für den Besitzer dem Ertrage nach eher reicher denn geringer wertend, als im Frieden, und nur dann würden Ernte und Ertrag geschmälert werden, wenn infolge übergroßer Kriegsanforderungen die Bestellung gehindert und die Fortführung der Wirtschaft erschwert würde. Das ist, so viel bis jetzt verlautet, noch nicht eingetreten; der ländliche Grundbesitz wird im allgemeinen zur vollen Zahlung seiner Zinsschuld fähig geblieben sein. Anders beim städtischen Grundkredit. Der Krieg wirkt unmittelbar auf alle gewerblichen Betriebe ein, bei vielen störend und ertragmindernd; und so werden auch viele auf gewerbliche Anstalten gegebenen Hypotheken, vorzüglich alle auf baugewerbliche und bauspekulative Unternehmungen ausgeliehenen, in ihren Zinserträgen gefährdet sein. Von weit größerer wirtschaftlicher Bedeutung ist die Zinsgefährdung der Haushypotheken, weil sie die große Masse des städtischen Grundkredits ergreift.

Die Hypothekenschuldner nehmen die zur Verzinsung der Haushypotheken

erforderlichen Mittel aus den Mieten der in den Häusern vorhanderten Wohnungen und Gewerberäume; der Eingang der Mieten aber steht unmittelbar unter der Wirkung des Krieges. Denn der zur Fahne einberufene Mieter hat die Wohnung leer, oder in ihr seine Familie ohne Erwerb zurückgelassen und von den nicht im Felde stehenden Mietern ist ein großer Teil erwerbslos geworden. Die Not der Mieter zeigte sich sofort mit Kriegsausbruch. Sie wurde infolge Nichtzahlung oder Verkürzung der Miete zu einer Not der Hausbesitzer und erstreckte sich unmittelbar auch auf die Hypothekengläubiger. Denn die Hausbesitzer, deren Mieteinnahmen von Monat zu Monat mehr zurückgehen, sind immer weniger imstande, die Zinsen ihrer Hypothekenschulden zu zahlen. Die Hypothekengläubiger sehen sich gezwungen, Zinsen zu stunden, und müssen, je länger der Krieg dauert, je mehr mit Zinsverlusten rechnen. Es ist hier nicht der Ort, aus der von Hausbesitzervereinen gesammelten Statistik Zahlen über den schon in den vergangenen Kriegsmonaten festgestellten Mietausfall anzuführen. Er ist erheblich, wächst von Monat zu Monat und hat schon eine große Zahl von Hypothckenschuldnern unvermögend gemacht zur Erfüllung ihrer Zinsverpflichtungen. Über die Summen der rückständig gebliebenen Hypothekenzinsen werden demnächst die Iahresberichte der Hypothekenbanken zuverlässige Auskunft geben.

Verwaltung und Gesetzgebung hat zur Milderung der schon bei Kriegsausbruch offensichtlichen Not der Mieter zwar eingegriffen, aber ihr: Maßregeln verfolgten bisher fast ausschließlich das Interesse der Mieter, entgegen dem Interesse des Grundkredits. Durch Reichsgesetz sind den Familien der Kriegsteilnehmer Unterstützungen gesichert, deren Beträge von den Städten erhöht, vielfach verdoppelt wurden; aber sie wurden gewährt und entgegengenommen zur Bestreitung des Unterhalts, nicht zur Zahlung der den Hausbesitzern schuldigen Wohnungsmieten. Ebensowenig wurde, wenigstens zunächst, bei den aus kommunalen Mitteln den Arbeitslosen bewilligten Unterstützungen auf Berichtigung der Mieten Bedacht genommen. Die Reichs-Gesetzgebung und bundesrätliche mit Gesetzeskraft erlassene Verordnungen gewähren für die Mieter Schutz gegen Kriegsnot durch Vorschriften, welche den Hausbesitzer gegenüber den im Hause wohnenden Familien der Kriegsteilnehmer für die Dauer des Krieges rechtlos machen, gegenüber anderen, durch Kriegsnot hilfebedürftig gewordenen Mietern in der Verfolgung seiner Rechte wesentlich beschränken. Diese dem Mieter zum Nutzen, dem Vermieter zum Schaden gereichenden Vorschriften haben die ungewollte, wider alles Recht verstoßende Folge gehabt, daß eine erhebliche Zahl von zahlungsfähigen Mietern Zahlungen der Mietzinsen verweigern und dann mietfrei zum Schaden der Hausbesitzer wohnen bleiben. Diesen werden durch die ungewollten und gewollten Wirkungen der Verordnungen, zum Teil ohne rechtfertigenden Grund, zum Teil durch zwangsweise Übertragung der Folgen wirklicher Kriegsnot von einer Schulter auf die andere, die Mittel ent-

zogen oder doch gekürzt, mit denen sie ihren Zinsverpflichtungen gegenüber den Hypothekengläubigern nachkommen können. So wurde die Grundkreditnot, die schon vor dem Kriegsausbruch bestand und den Reichstag veranlaßte, nach Mitteln zur Abhilfe zu suchen, durch die nach Kriegsausbruch erlassenen Gesetze wesentlich gesteigert. Daß der dadurch geschaffene Zustand rechtlich und wirtschaftlich bedenklich ist, wird immer mehr allgemeine Überzeugung. Abändernde und zusätzliche Vorschriften zu den erlassenen Verordnungen zur Beseitigung ihrer unmittelbar schädlichen Wirkungen werden verlangt, und die Gemeinden, denen durch Abwälzung der Sorge um Obdach für die von Kriegsnot betroffenen Mieter auf die Hausbesitzer eine ihnen rechtlich obliegende Last erleichtert wurde, entschließen sich mehr und mehr zur Bewilligung besonderer, den Hausbesitzern zukommender Mietunterstützungen. Durch solche Maßnahmen wird es hoffentlich gelingen, eine bei längerer Dauer des Krieges zu besorgende Fortdauer und Steigerung der Notlage der Hausbesitzer und eine weitere Kreise ziehende allgemeine Zinsnot für den Grundkredit zu verhüten.

Umfang und Höhe des den Hypothekenbesitzern durch den Krieg zugefügten Schadens hängt davon ab, welchen Umfang die eben dargelegte Not der Hausbesitzer erreichen wird. So lange nicht in größerem Maße Zahlungsunfähigkeit bei denselben eintritt, wird er erträglich bleiben. In dieser Voraussicht hat man auch bei allen bisher getroffenen und geplanten Gesetzgebungen und Verwaltungsvorschriften eine besondere Hilfe für den Hypothekenbesitz nicht in Frage gezogen. Im Gegenteil ist in den vom Bundesrate erlassenen Verordnungen ohne Bedenken eine die Lage der Hypothekenschuldner bessernde Korrektur der gesetzlichen und vertragmäßigen Rechte der Hypothekengläubiger vorgenommen worden. Das Zwangsversteigerungsrecht ist, wie schon erwähnt, für die Dauer der Kriegszeit beschränkt, alle die Lage des Schuldners verschlechternden Folgen der nicht pünktlichen Zinszahlung, (Fälligkeit der Hypothek, Zinserhöhung u. a.), sind für rechtlich unwirksam erklärt worden. Diese Maßnahmen bleiben in den Grenzen, die auch für die Beschränkungen der Rechte der Hausbesitzer gegenüber den Mietern gelten sollten: sie dürfen nicht weiter ausgedehnt werden, als wirkliche Kriegsnot es rechtfertigt, und dürfen nicht das Gleichmaß überschreiten, nach welchem die gesamte Volkswirtschaft zu den Kriegslasten beizutragen hat.

Werden diese Grenzen überall gewahrt, so wird der Grundkredit wohl in der Lage sein, seinen Teil an den Lasten und Verlusten, die der Krieg auch bei längerer Dauer auferlegt, tragen zu können. Dazu ist er besonders gerüstet dadurch, daß kapitalstarke, durch angesammelte Reserven gestützte Institute Träger des Grundkredits sind. Die Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften, Sparkassen und sonstige Kreditinstitute werden, so lange der Krieg unser Land verschont und eine allgemeine Zinsnot der Hausbesitzer verhütet wird, imstande bleiben, ihren Verpflichtungen zur Zahlung von Zinsen und Renten auf das große, bei ihnen angelegte Kapital im vollen Umfange gerecht zu werden. Lediglich eine

Verkürzung der Gewinne ihrer Anteileigener wird für sie in Frage kommen. Der organisierte Grundkredit dient so mit seiner Kapitalkraft der Erhaltung der allgemeinen wirtschaftlichen Kräfte während der Kriegszeit. Er nimmt das cuis der Grundkreditnot entspringende Risiko auf sich und hindert das Übergreifen seiner Wirkungen auf das nationale Vermögen. Am meisten dient er damit der Befestigung und Erhaltung des Grundkredits selbst während der schon vorhandenen und weiter drohenden Kriegsnot. Denn, wie schon nachgewiesen wurde, hängt wesentlich und fast allein von dem Verhalten der ersten Hypothekengläubiger ab, ob die notleidenden Hypothekenschuldner sich im Besitze ihrer Grundstücke halten, ob die gefährdeten nachstehenden Hypothekengläubiger ihrer Forderungen nicht verlustig gehen werden. Dem einzelnen Hypothekenschuldner gegenüber Nachsicht üben, eigenen Schaden tragen, können nur die durch größeren Kapitalbesitz vor eigener Zahlungsunfähigkeit geschützten Hypothekengläubiger, wie sie am kapitalkräftigsten in den zum organisierten Grundkredit gehörenden Instituten repräsentiert werden.

Diese Vorzüge unserer deutschen Grundkredit-Organisation haben sich bereits in der Abwehr eines anderen, durch den Kriegsausbruch drohenden wirtschaftlichen Schadens bewährt. Als bei Kriegsbeginn die Rcichsbank durch die großartig vorbereitete und durchgeführte Einrichtung der Kriegsdarlehnskassen die Weiterführung des Getriebes unserer Volkswirtschaft im Wege der Flüssigmachung alles darin arbeitenden Kapitals ermöglichte, versagte sie einzig dem Immobiliarbesitz und dem darin angelegten Kapitale ihre Hilfe. Sie lehnte rundweg die Mobilisierung der in unbeweglichem Vermögen ruhenden Werte, als außerhalb des Bereichs bankmäßiger Geschäfte liegend, ab. Es war demgegenüber von großer Bedeutung, daß ein großer Teil des Grundkredits tatsächlich in den Pfandbriefen der Hypothekenbanken mobilisiert ist, die unbeanstandet bei den Darlehnskassen beliehen und in Geld umgesetzt werden könmn. Für den nicht liquid zu machenden erststelligen Hypothekenbesitz aber traten die Hypothekenbanken selbst helfend ein. Sie ließen sich bereit finden, diese Hypotheken mit ihren Pfandbriefen zu beleihen, gegen deren Verpfändung die Hypothekenbesitzer sich bei den Darlehnskassen Geld verschaffen können. Die Hilfe ist freilich unvollkommen, weil sie nur einen kleinen Teil sichersten Vermögens realisieren läßt, und sie wird tatsächlich bisher wenig genutzt, weil sie doppelte Zinsopfer fordert. Es wäre dringend erwünscht, daß auf anderem Wege der Wert des unbeweglichen Gutes im volleren Maße zur Steuer der Geldnot vermögender Besitzer flüssig gemacht werden könnte. Sonst steht zu befürchten, daß die in früheren Zeiten als beste und sicherste geltende Vermögensanlage in Grund-Besitz und -Kredit für die kommende Friedenszeit noch mehr als bisher an Vertrauen verliert. Denn sie hätte sich einzig von allen Vermögen in der Notzeit als unrealisierbar, als zeitig wertlos für den Besitzer erwiesen.

In Berücksichtigung einer tatsächlich bereits hervorgetretenen Not des nack-

stehenden Hypothekenbesitzes hat sich die Reichsbank inzwischen entschlossen, die von einzelnen Kommunen eingeleitete, innerhalb des Rahmens einer Unterstützung für Zinsverlust bleibende Hilfsaktion für Besitzer nachstehender Hypotheken durch Gewährung von Wechselkredit unter bestimmten Kautelen zu fördern. Aber dies ist nur der kleinste Schritt zu einer wirklichen Hilfe, der an der Tatsache nichts ändert, daß (wenn man absieht von dem organisierten Grundkredit) keine andere Vermögensanlage in der Kriegszeit sich als weniger realisierbar erwiesen hat, als Grundvermögen und Hypothekenbesitz.

Es war ein großes Werk finanzieller Kriegsbereitschaft, daß mittels der von der Reichsbank geschaffenen, vollendet vorbereiteten Organisation das nationale, in Industrie und Handel arbeitende, in allen Formen mobiler Werte angelegte Kapital im Umlauf gehalten, bezw. gebracht werden konnte, zu dem jetzt höchsten Zwecke siegreicher Durchführung des uns aufgezwungenen Krieges. Zur Beteiligung am nationalen Werke wurde unbewegliches Gut nur soweit zugelassen, als es durch den organisierten Grundkredit mobilisiert worden ist. Dadurch wird die Kriegsbereitschaft der Volkswirtschaft gemindert und zugleich die Kriegsnot des Grundbesitzes erhöht. Die Durchführung des noch offenen Problems, den Wert des nationalen unbeweglichen Vermögens, sei es in der Hand des Grundbesitzers, sei es des Hypothekenbesitzers, in größerem Umfange dem gegenwärtig höchsten Zwecke der Kriegsrüstung dienstbar zu machen, würde zugleich für kommende Friedenszeiten zur Förderung des Grundkredits mehr beitragen, als die bestempfohlenen Mittel bodenpolitischer Reformer.

Johannes Guthmann:

Wir Kämpfer daheim.

Ein deutscher Mahnruf.

Ist das Europa? Der Stolz der Welt, der Maßstab ihrer geistigen und moralischen Wertungen, der Hort aller Segnungen des Friedens? Und nun, da ein Krieg entbrannt ist, jede Schranke fiel und alle Kräfte sich frei betätigen, wie sie können und müssen, findet es sich, daß dieses ganze Europäertum ein Truggebilde gewesen ist, eine prahlerische Phrase, bestenfalls die unselige Selbsttäuschung eines Zeitalters und Geschlechts, das zum leben zu alt geworden, zum sterben noch zu jung ist. Die aufgepeitschte Leidenschaft gebiert ungeheuerliche Verbrechen; der Krieg, ehedem eine heilige Zeit im Leben eines jeden Volkes, wird unehrlich gesprochen; und Lügen jagen in eklen Schwaden über den Erdkreis, daß die Grundgesetze alles menschlichen Meinens und Handelns von nun an keine Gültigkeit mehr haben zu sollen scheinen.

Wo ist nun Europa? Wurde es von der Länderkarte unseres Globus weg-
gestrichen und als ein schönes Utopia unter die Götter- und Heroen-Zeichen des
Sternenhimmels versetzt? Ich spreche nicht einmal vom „Europa" Nietzsches,
obwohl man, wenn man in solchen Zeiten fragt und redet, den Sinn jedes Er-
eignisses und Erlebnisses in seinem tiefsten Kern, in seinem reinsten Werte zu
fassen hat.
Soll wirklich, wenn dieser Krieg einst zu Ende sein wird, Lug und Trug
sein Ergebnis werden? Soll unsere deutsche Ehrlichkeit — denn wir sind das
Ziel der Habgier Aller, dieser Weltkrieg ist ein deutscher Krieg — soll unsere
Ehrlichkeit künftig aufhören, weil wir die Unehrlichkeit der anderen bis zur
Neige, so scheint es, auskosten müssen? Soll alles sittliche Verantwortungs-
gefühl im Verkehr der Nationen in Zukunft schweigen? — Um der ganzen
Welt willen, wenn anders es einen Sinn und Zweck hat, Aber die kleinlichsten
Bedürfnisse des Alltags hinaus zu trachten, muß Deutschland siegen und siegt es.
Man denke sich Deutschland und Österreich niedergerungen und aufgeteilt unter
seine Feinde, die somit Nachbarn würden. Würden Selbstsucht und Neid, die
es dann so herrlich weit gebracht, sich plötzlich in Bescheidenheit und gegen-
seitige Ergebung wandeln und der ewige Frieden tagen? Der Anfang vom
Weltuntergang wäre es und nicht auszudenken! Nein, Deutschland hat eine
gewaltige politische, es hat eine übergewaltigt ethische Aufgabe jetzt und in
aller Zukunft zu erfüllen.
Wir sind das Gewissen der Welt und müssen es bleiben!
Sie haben uns diesen Krieg aufgedrungen; Iahr um Iahr traten sie uns
härter an; nun ist es gut, daß er da ist: geflucht hat ihm unter uns keiner,
wenn ihn auch vielleicht noch nicht alle gesegnet haben, wie es ihm gebührt.
Wir haben unser Schicksal wieder selber in der Hand und damit das Schicksal
Aller. — Wer von Tag zu Tage schauend lebt und sich den zu einem gewissen
Überblick nötigen Abstand wahrt, der wird die Metamorphose der
Gegenwart als geschichtliche Entwicklung, als Geschichte begreifen. Nur wem
dieser Sinn für das Historische fehlt, konnte vom Kriegsausbruch überrascht
werden.
Wer Augen hatte zu sehen, der sah seit Langem rings um unsere Grenzen
und noch näher die Zeichen heimlich züngeln und erkannte die Feinde, die uns nicht
nach guter alter Kriegssitte befehden, sondern vernichten — ermißt man den
Sinn des Wortes ganz? — vernichten wollten. Manch einen packte es schaudernd,
denn zum Lachen war das Possenspiel damals schon zu bitterernst, als im
schönsten Lenzesmonat des Iahres 1913, die Hochzeit der Prinzessin von Preußen
zu feiern, die gekrönten Vettern zu uns kamen, der Zar und der Sohn Eduards VII.,
und unserem Kaiser beide Wangen küßten, damit sie ihn in Lieb und Treu und
Glauben noch ein Weilchen hinhielten, bis die Zeit für sie vollends reif sein
würde. Der festunfrohe Franz Ferdinand von Österreich durfte nicht mittun,

denn die erlauchten Sippen mochten fürchten, daß der ehrliche Feind ehrlich
genug sein würde, ihnen ein furchtbares „Iudas Ischariot!" ins Gesicht zu
schleudern. Darum mußte er fort — ganz fort! — Wir haben Scheußliches
erlebt und erleben es noch. Aber wie? Sollen wir, da nun die Welt voll
Teufel ist, auch zu Teufeln werden? Gewiß, wenn es die gerechte Notwendigkeit
des Krieges erheischt, auch zu Erzteufeln, und sollte darüber das ganze, unermeß-
liche London in Flammen aufgehen müssen dank neuen Höllenmitteln, die uns
der Himmel schon zur rechten Zeit in die Hand geben würde, daß wir uns
ihrer weise und gründlich bedienen. Wenn es die gerechte Notwendigkeit dieses
Krieges erheischt!

Dieser Krieg ist wahrlich nicht überraschend für uns Deutsche gekommen.
So lange wir Dichter und Musiker und Philosophen waren, ließen sie uns
gelten und nannten uns gerne das edelste Volk. Als wir aber brüderlich geeint
am eigenen Herd und unter eigenem Dach sitzen wollten, als wir ein eigenes
Vaterland, ein schönes, gesundes, freies Vaterland haben wollten, da drangen
sie von allen Seiten auf uns ein, und von Halbjahrhundert zu Halbjahrhundert
mußten wir um unser Dasein, um unser elementarstes Dasein kämpfen. Der
Gott der Geschichte und die Menschen aller Zeiten haben es uns schwer gemacht;
aber haben uns auch die Menschen gehaßt, jener Gott hat uns lieb gehabt von
Urbeginn an bis heute. Sein Wort an uns hieß und heißt: Wehr dich! Mehr
dich! Ehr dich! Und so hat er uns noch niemals verlassen.

Ehr dich! Weiß ein jeder, was das beißt?

Dieser Krieg ist kein Kabinettskrieg — wohlverstanden für uns Deutsche
nicht! — Er ist ein Volkskrieg, der größte und wortwörtlichste, den die
Weltgeschichte sah. Darum sind wir alle für ihn verantwortlich und seine Folgen
für die Welt. Wir sind das Herz der Welt: die verachtete Mark der ersten
Nürnberger Hohenzollern, das Brandenburg des Großen Kurfürsten, das
Preußen Friedrichs II., das Deutschland Bismarcks, unser Deutschland; es ist
das Herz Europas, wir sind das Gewissen der Welt. Dessen sei ein jeder eingedenk
und sich bewußt.

„Wir müssen siegen!" Ein jeder sagt es sich, weil ein jeder es so fühlt,
selbst derjenige, dem in der langen Zeit unmächtiger Empfindungen das Gefühl
für das Vaterland sich verflüchtigt hatte. Wie die Spartaner einst, wenn sie in
die Schlacht zogen, sich salbten und schmückten wie zum Tanze: so liegt es
über dem ganzen Deutschland wie Feiertagsglanz, und selbst die grauen und
sonst so freudlosen Straßen im Norden und Osten Berlins winken und wogen
in unüberzählbarer Fülle schwarz-weiß-roter Fahnen und Fähnchen. Es ist kein
Sich-brüsten, was daraus spricht, kein Sich-überheben und -berauschen: es
ist über die Not und das Sterben des Einzelnen hinaus die Zuversicht der ganzen
Nation, daß ein Volk, das im Sturm der Zeiten gezeugt und groß geworden ist,
im Sturm der Zeit nicht untergeht; es ist ein Lebenswille in ihr stark wie das

Schicksal, das ihn schmiedete; es ist ein stummes, erschütterndes Bekenntnis aller
derer, die daheim geblieben sind. Sie alle fühlen sich mit eins wieder als das
Vaterland, sie fühlen und erleben es ein jeder in sich selbst. Auch für die
Nicht-Kämpfer und Frauen ist die allgemeine Wehrpflicht zur moralischen Gültig-
keit, zur treibenden, alles mit sich reißenden Kraft geworden, der Volkskrieg hat
sich zum Kreuzzug emporgeläutert, nur daß wir das Heiligtum nicht mehr in
der Ferne erobern müssen, sondern es bei uns und in uns wissen und es ver-
teidigen.

Aber nicht jedem ist es gegeben, sein Bestes, das er vermag, mit dem
Schwert zu leisten, nicht jeder Arm ist stark genug, nach dem Eichenlaub des
Heldentums zu greifen. Und doch will die Zeit Helden, nichts anderes als
Helden, und sie hat das Recht dazu, von jedem Einzelnen und insbesondere —
nach seiner Kraft — zu verlangen, daß er sei, den sie braucht. Wie viel leichter
wird es nicht da, so scheint es, für die Vit», aetiva, der von jedem Herzen
anerkannten Forderung zu folgen, als der Vitk cnntemplativa? Was sie
bisher gedacht und gewirkt hat in ihrem Kreise, erscheint ihr selber heut, wo
keiner anderes als den Krieg zu denken vermag, so unwesentlich, so nichtig für
das Allgemeine. Aber gerade dieses Gefühl des Herausgerissenseins zeigt uns
mit einem Male, wo unsere wahre Heimat ist. Der Ruf des alten Mystikers
ergeht heute lauter denn je wieder an uns alle: „Mensch, werde wesentlich!"
Wir glauben heute, ohne daß wir das gute Werk zu nennen wüßten, das uns
zu solcher Meinung berechtigte, Bessere zu sein, als die wir ehegestern waren.
Vermutlich sind wir es auch alle ein klein wenig, denn nur dem Herzen, das
sich seiner Last ledig fühlt, wachsen Flügel. Aus dieser erhöhten Lebensstimmung
der Zeit gilt es tätige Kräfte zu ziehen, treibende, schöpferische, dauernde. Auch
wir daheim können Kämpfer sein, müssen Kämpfer sein!

Alle Welt haßt uns; Freunde, so meinen wir, finden sich nur zögernd zn
uns heran. Nicht die Verschlagenheit der fremden Diplomaten, nicht die
Bestechlichkeit gewisser ausländischer Zeitungen und ihrer Hintermänner ist es
allein, die uns vor der ganzen Welt anschwärzen möchte. Es ist die in einem
Zeitalter, das mehr aus Schwäche und Gedankenlosigkeit, denn aus innerer Kraft zu
dem mißverstandenen Ideal einer Demokratie neigt und das in allen Landen
bequem und wohllebig wurde, allgemeine und wohlverständliche Furcht vor dem,
was sie den deutschen „Militarismus" nennen. Man denkt dort draußen:
feine Ränke spinnen ist schlauer und weniger gefahrvoll als das Wagnis eines
Krieges — und am Ende schlägt doch vielleicht ein gewandter Diplomat noch ein
siegreiches Millionenheer aus dem Felde. Aber man irrt: der Krieg schafft
eine neue Wahrheit, er ist die Wahrheit, die unerbittliche, er ist der „Itneuer <5e
droll^e", an dem alles noch so verteufelt verflochtene Gespinnst diplomatischer
Fertigkeiten heillos zerreißt. Der Krieg ist nicht nur die ultima ratio aller
Staatskunst, er ist für das Volk, das ihn aus der heiligen Inbrunst seiner Not

führt, eine Genesung von nationaler Verweichlichung, eine sittliche Wiedergeburt, er ist — prägen wir uns das ins Herz — ein hehres Glück.

Dieser Krieg — ich rede hier nicht von den politischen und wirtschaftlichen Folgen nach einem siegreichen Ausgang — ist ein Glück für uns, denn er stellt uns endlich wieder vor eine Prüfung — und Prüfung das ist Besinnen, Klärung, Läuterung. Edle, national empfindende Männer sind der Entwicklung der Dinge nach 1871, als die Milliardensaat im neuen Reiche aufging, mit wachsender Bekümmerung und ernsthaft begründetem Zweifel gefolgt; ich erinnere — um nur den Namen eines dieser Patrioten aus innerstem Erlebnis zu nennen — an Richard Wagners letzte Lebensjahre. Sie sahen die alte deutsche, in Not und Liebe erschaffene Kultur langsam erliegen gegenüber dem derberen Streben des neuen Zeitalters nach materiellen und nur handgreiflichen Erfolgen; sie sahen noch nicht das zögernde, ach so zögernde Morgenrot der Zukunft. Wie konnten sie es auch! Es kam ja erst die Zeit, wo man es in Lebensführung, Sport und Zivilisation den überlegenen Engländern gleich zu tun sich bemühte; und viele, die meisten glaubten es wirklich: dieses nun sei die neue deutsche Art. Was uns etwa noch daran fehlte, sei das Geld, mehr Geld, also eine Frage nur der Zeit. (Als ob ein uns so wesensfremdes Volk wie die Engländer, das im Laufe seines langen Lebens kaum eine bildende Kunst, geschweige denn Musik — und dieses ist das endgültig Entscheidende! — aus dem Geheimnis seiner Seele hervorzubringen im Stande gewesen ist, der Bedürftigkeit des erstarkenden jungen Deutschtums nach höherem, unwägbarem Gut etwas im Tiefsten Förderndes hätte spenden können!)

Aber mit allem Gelde der Welt kann man nicht einen Tropfen roten Blutes zusammendestillieren, nicht einen Funken aus der Seele der Menschheit schlagen, einen Gottesfunken, der weiterzündend ein Volk zu heiliger Begeisterung mitreißt. Der muß aus dem Herzen springen. Idealismus! Das war von jeher die deutsche Losung, wenn auch die Weltlichkeit der letzten Iahrzehnte sie zu bespötteln versucht hat. Es ist unsere Losung auch heute und wird es, da wir nun einmal sind, wie wir sein müssen „nach dem Gesetz, nach dem wir angetreten", bleiben. Mit Überschwänglichkeit und romantischer Gefühlsseligkeit hat solcher Idealismus nichts zu schaffen. „Reines Herzens sein", wie Hölderlin mit rührender Schlichtheit immer wieder mahnte, das ist es; die Schlacken fort, die unsere Herzen verschütten möchten, dann wird die Flamme unseres Gefühls schon lauter und unbeirrt emporschlagen!

Wieder droht uns Gefahr wie in der Zeit nach 1871, nur in weit größerem Maße, daß wir um den schönsten Gewinn, den der Krieg bringen kann, kommen, daß der ursprüngliche Todesernst am Ende in Leichtsinn aufgeht. Unsere Heere draußen siegen, aber das Volk daheim hat kaum Zeit reif zu werden, wie es nottut. Der Sieg verwöhnt, und zumal diejenigen, die ihn nicht mit erstritten haben. Die draußen waren — das ist ein anderes — die sind

gefeit: die sind durch das ungeheure Erlebnis des Todes hindurchgegangen und werden gleichsam wiedergeboren in die neue Zeit eintreten.

Aber wir? Wir daheim?! Die Welle, die uns alle im ersten Ansturm mit dahintrug, darf sich nicht eitel überschlagen, sich nicht auf flachem Sande verlaufen. Das sei unser Werk, wir Kämpfer daheim! Versagten wir, das Blut unserer gefallenen Brüder müßte über uns kommen, Deutschland wäre des Sieges nicht wert!

Hallen und Paläste bauen, sie mit schönen Bildern schmücken und mit frohen Liedern und Festen erfüllen wird nach dem Kriege nicht unsere Aufgabe sein. Dem Frieden werden auch ohne dieses nicht seine Kränze fehlen. Die Kämpfer für deutsche Art und Gesittung ruft eine dringendere Pflicht. Uns allen, einem jeden Einzelnen auf seinem Posten ist seine Aufgabe zugewiesen, sei er Beamter, Kaufmann, Bauer, Gelehrter oder Künstler, denn nur wenn jeder Einzelne ein Zeuge der Kultur ist, hat eine Kultur als ein Ganzes Wert: Sehen wir, daß wir dem namenlosen Gotte, der im Geheimen jeder Brust wohnt, über das uns anvertraute Pfund werden Rechenschaft ablegen können, daß wir nicht mit leeren Händen dastehen müssen, wir, die wir mit dem Leben, das uns verliehen wurde, auch die Fähigkeit bekamen, dieses Lebens Schicksal zu gestalten. Ein jeder ist vor sich selbst verantwortlich für seine Seele. Ein jeder muß Gott von Neuem schaffen in seinem Herzen. — Wer aber ist Gott? Was ist das Ideale? — Das vermag keiner dem andern zu deuten. Das weiß ein jeder in sich selbst am besten. Tun wir doch nichts im Leben, selbst unser Bestes nicht, von dem wir uns selber nicht im Geheimen gestehen müßten, daß es noch besser hätte geschehen können. Dieses Gefühl in uns — unser Gewissen ist ja nichts als ein sich selbst bewußtes Gefühl — ist so zart, so stark, es wird nie schläfrig, es bleibt uns immer treu, es ist unser guter Kamerad im Leben und Sterben — und dennoch verleugnen wir ihn tagtäglich, überhören seine Stimme und wollen ihm nicht ins Auge schauen.

Ietzt aber ist es mit einem Male anders mit uns geworden. Das Hochgefühl dieser Zeit hat alle aufgerüttelt, es ist wunderbar rege um uns, in uns. Wir leben aus dem Vollen unseres Herzens, wir fühlen uns wie neu erschaffen, wie auserwählt. „Reines Herzens sein". Ist es nicht so? Das alte Kinderherz schlägt wieder in der Brust des Mannes, wir besinnen uns auf uns selbst, auf unsere alte vergessene, unvergeßliche Liebe: wie klingen die Worte unserer Dichter uns mit einem Male wieder voll ins Ohr, wie findet jede Silbe plötzlich wieder den empfänglichen Winkel in der vertrauten Brust? Unsere Geisteshelden reden laut zu uns und wir lauschen wieder mit der Gläubigkeit unserer Kindertage der tiefen, reinen, herrlichen Kraft ihrer Worte und Gedanken und Gesinnung. Uns drohte bei allem wachsenden Reichtum äußerer Kulturmittel in unserm Innerlichsten der Verfall. Wir münzten den Schatz unserer Seele in Kleingeld; wir trieben ihre Kräfte immer weiter hinaus in die letzten und feinsten Gelenke

ihres Organismus; wir sahen in immer kleinlicherer Zergliederung das Ziel und
entfernten uns dabei immer mehr vom eigentlichen Kerne unseres Selbst. Denn
das Ganze ist allemal das Ziel, das Ganze auch in den Teilen. Zu oft haben
wir das Gute — und wenn es auch nur immer ein Gutes gewesen wäre! —
gepriesen und das Bessere darüber vergessen; denn leicht dünkte uns das Neue
eben als das Gute und im Neuen allein glaubten wir unsere moderne Seele
wiederzufinden. Aber nicht das Immer-nur-Heutige, vielmehr das Ewige gilt
es in uns zu pflegen. Wir müssen unserer bleibenden idealen Werte bewußt
sein: sie sind die roten kreisenden Blutkörperchen, die unseren Leib und Geist
und Gemüt gesund erhalten.

Warum denn verstehen wir jetzt erst unsere großen Dichter, warum jetzt
erst wieder jedes ihrer scheinbar so abgegriffenen Worte, jede Wendung, ja jeden
leise mitschwingenden Unterton gewissermaßen aus dem Element heraus, aus
dem sie schufen? Weil die ganze Nation, nun selbst in heiligen Gluten, mit-
schöpferisch am großen Werke wurde. Iedes Wort wird wieder seinem Werte
nach empfunden, alle Phrase ward unerträglich, und in der schlichten Form der
Kundmachungen des Großen Generalstabs erkennen wir bewundernd die Macht
und Würde unserer deutschen Sprache. Ob sie uns Sieg oder Verlust mit-
teilen, wäre für die sittliche Bedeutsamkeit dieses unseres geläuterten Gefühls
gleichgültig; seien wir froh, daß uns das Siegen wie ein Atavismus im Blute
liegt! Auf das Gefühl kommt es an! Es handelt sich uns wieder und muß sich
einzig handeln um reines Menschentum, wie es der Urgrund aller Dichtung, wie
aller Völkermoral und überhaupt wahrer Kultur ist. Die „Bildung zum
Menschen". Das war das Ziel, das Fichte in der Zeit der äußersten vater-
ländischen Gefahr in seinen Reden an die deutsche Nation als das Notwendigste
zur Erziehung einer neuen Generation bezeichnete. Menschen sind wir — es war
hohe Zeit, daß wir uns wieder hierauf besannen — Menschen, frei vom Vor-
urteil der Parteien, der Standesunterschiede oder Religionen. Denn über allem
kritischen Verstande, der heute so und morgen anders zu entscheiden hat, steht das
lautere Gefühl, über aller Religion die Religiosität. In solchem Sinne war
es, daß Goethe, der sein Leben lang als der große Atheist verketzerte, in einem
der feierlichsten Selbstbekenntnisse seines hohen Alters sich allein noch in seiner
Zeit einen Christen nennen durfte, „wie Christus ihn haben wollte".

Die Feinde, die uns von unserem friedlichen Ziele abdrängen, immerfort
und ohne daß wir sie recht gewahr werden, sind gewißlich nicht minder stark als
die draußen auf den Schlachtfeldern, wenn sie uns auch mit der harmlosen Be-
haglichkeit des Alltags wohlwollend genug über sich läuschen zu können ver-
meinen. Erzfeinde des Idealismus eines jeden Einzelnen von uns, Erzfeinde des
Menschentums des ganzen Volkes sind sie: das faule Herkommen, der wohl-
anständige Kompromiß, der selbstgerechte Patriotismus mit seiner für die Zukunft
garnicht zu überschätzenden Verrohung der Gemüter, wir alle selbst — nehme

sich doch keiner aus! — in unserer nichts als bürgerlichen Bravheit und Durchschnittsgüte; denn jetzt gilt das Dichterwort mehr noch als je: „Genug ist nicht genug!" Wie viele Mitläufer allein wird nicht dieser Krieg draußen wie drinnen zählen, die sich aus guten Gründen, nicht aus innerer Notwendigkeit laut zu seiner Fahne bekennen; wie viele Talente — um nur ein Beispiel zu nennen, das sich bald widerlichst breit machen wird — Talente, deren eigentliche Zeit von nun an vorbei ist, werden uns patriotisch anreden und mit dem Mummenschanz ihrer Worte die alte unnationale, also antinationale Meinung bemänteln. Aber jenes Gefühl, in das sie sich zeitbeflissen einschmeicheln mochten, ist solchen Elementen unzugänglich. Was wissen denn sie von der Scham der Liebe? —
Wir sind das Gewissen der Welt! Nicht nur um nicht unterzugehen müssen wir siegen, mehr noch um uns zu vollenden. Bleibe dessen ein jeder und in jedem Augenblick eingedenk, wenn ihm der Kampf schon auf dem engen Felde seines Ichs zu hart erscheinen will. Freilich ist jene Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gegen sich selbst nicht bequem, nicht ihres Erfolges im ersten Anlauf sicher, oder gar nach außen hin ruhmreich. Sie fordert Entsagung und Geduld, Überzeugung und Zuversicht. Zu gering jedoch ist keiner, daß deutsche Art und deutscher Idealismus in ihm Fleisch und Blut werde. Ieder und jeder vermag sie zu pflegen, diese herbe, schmucklose, diese — ich nenne den Teil, weil eben das Ganze in ihm zum Ausdruck kommt: — preußische, protestantische Wahrheit, die Wahrheit der Welt, wie sie bei den Völkern gegolten hat, ehe „Europa" sie selbstsüchtig verriet, und wie sie — dank uns allen, wie ich meine — weiter gelten soll.
Es liegt eine elementare Wahrheit darin, daß der Held unserer Sage, in welchem wir von jeher das deutsche Wesen verkörpert gesehen haben, daß Siegfried ohne Arg und Fehl in all seiner stürmenden Männlichkeit, mit der er durch die Welt fährt, sich das Herz eines Kindes bewahrt. Deutsch sein heißt rein sein. Das gelobe sich ein jeder bei sich selbst. Dann wird aus Millionen unscheinbarer Bausteine, so klein sie sein mögen, doch lauter Edelsteinen sich der Dom eines deutschen Weltreichs in die ewigen Höhen emporwölben, und getrost werden wir die ganze Welt zum Feste laden dürfen — und sie wird willig kommen. Wer ist unter uns, der solchen Frieden seinem Vaterlande nicht erkämpfen wollte?

Deutsche Organisationskunst Otto Schulz
Otto Schulz-Mehrin.
Deutsche Organisationskunst als Grundlage
unsrer militärischen und wirtschaftlichen Erfolge.
In den Tagen der deutschen Mobilmachung hat alle Welt bewundernd
gesehen, mit welcher Ruhe, Klarheit und Präzision Millionen von Streitern aus
allen Städten, Dörfern und Gehöften des großen Reiches zu ihren Sammel-
punkten gerufen, hier auf das vollkommenste militärisch ausgerüstet, eingeübt
und binnen wenigen Tagen in Tausenden von Eiscnbahnzügen an vier Grenzen
befördert wurden. Alles geschah, selbst in den geringsten Einzelheiten, nach einem
lange vorher festgelegten Plan, der offenbar genau gestimmt hat und ganz so,
wie er aufgestellt worden war, ausgeführt werden konnte.
Darauf nämlich kommt es an. Denn ein Plan ist schließlich auch für den
kompliziertesten Vorgang bald aufgestellt; es fragt sich nur, ob dieser Plan auch
der Wirklichkeit gerecht wird, ob er praktisch durchführbar ist, ob die Kräfte und
Mittel zu seiner Durchführung vorhanden, und schließlich ob alle notwendigen
Kräfte genügend auf den Plan eingeschult werden können. Ein so ungeheuer
komplizierter Vorgang wie eine Mobilmachung, bei der Hunderttausende von
Menschen zusammenarbeiten müssen, bietet fast ebensoviel Fehlermöglichkeiten
und kann schon durch einen einzigen Irrtum empfindlich gestört werden.
Darin also liegt die Kunst und das Verdienst unsrer Behörden, daß sie
den Mobilmachungsplan derart klar und zweckmäßig ausgearbeitet und alle Mit-
arbeiter so geschult haben, daß Fehler nicht vorgekommen sind, wie der Generalstab
ausdrücklich mitgeteilt hat. Und wie jeder, der in den Tagen der Mobilmachung
mit der Eisenbahn reisen mußte, selbst in etwas feststellen konnte, wenn er sah,
mit welcher scheinbaren Selbstverständlichkeit alle Truppenverladungen und
Transporte erfolgten. Mancher wird auch beachtet haben, mit welcher Genauigkeit
auf die Minute vom ersten Tage an die bereits im Frieden aufgestellten und ge-
druckten Fahrpläne der sogenannten Militär-Lokalzüge stimmten bezw. inne-
gehalten wurden, obgleich diese Züge doch auf die eigentlichen Truppenzüge
Rücksicht nehmen mußten. Was die Mobilmachung für unsre Eisenbahnen be-
deutete, wird man vielleicht erkennen, wenn man aus der „Kölnischen Zeitung"
erfährt, daß allein im Eisenbahndirektionsbezirk Köln an 19 Mobilmachungs-
tagen und über 5 Rheinbrücken westwärts über 26 000 Militärzüge befördert
worden sind, also rund 275 Züge pro Brücke und pro Tag.
Dieser überraschend schnellen Mobilmachung danken wir es mit in erster
Linie, daß wir den Krieg jetzt im Feindeslande führen können, während eine
schnellere Mobilmachung unsrer Feinde das umgekehrte Verhältnis ergeben hätte.

(Daß ausgerechnet die Russen zuerst ein kleines Stück in Preußen eindringen konnten, ist darauf zurückzuführen, daß wir den russischen Massen nicht gleich von Anfang an genügend Truppen entgegenstellen konnten, sondern solche zum Teil erst ausbilden mußten, zum Teil erst später aus dem Westen zurücknehmen konnten. Auch hat Rußland anscheinend seine Mobilmachung schon Monate vor dem Kriegsausbruch begonnen).

Auf gleicher Höhe wie die Vorbereitung der Mobilmachung steht die Versorgung der im Felde stehenden Truppen mit Nahrung, Munition und allem andern Notwendigen, wie auch die Zuführung neuer Truppen, mit einem Wort die Organisation des Nachschubes, die gerade für den Kampf fern im Feindeslande von ausschlaggebender Bedeutung ist, und ohne die der erfolgreiche Widerstand an der Aisne gegen eintzn numerisch weit überlegenen Feind nicht möglich gewesen wäre. Um einen Begriff davon zu geben, was hier geleistet wird, mag kurz angedeutet werden, daß jedes Armeekorps über zwei Munitionskolonnen-Abteilungen mit je zwei Infanterie- und vier Artillerie-Munitionskolonnen verfügt. Ferner ist jedem Armeekorps eine entsprechende Anzahl von Fußartillerie-Munitionskolonnen je nach seiner Ausstattung mit schwerer Artillerie überwiesen. Hierzu treten noch die leichten Munitionskolonnen, die im direkten Verbande der Gefechtstruppen bis in die Nähe des Schlachtfeldes vorgezogen werden, um den Bedarf während des Kampfes zu decken. Ferner verfügt jedes Armeekorps über zwei Verpflegungstrain-Bataillone, deren jedes drei Proviantkolonnen, drei bis vier Fuhrparkkolonnen, sechs Feldlazarette und ein Pferdcdepot umfaßt. Schließlich gehören zu diesem Train noch zwei Feldbäckereikolonnen und Feldküchen. Eine Proviantkolonne enthält den gesamten Bedarf für eine Infanteriedivision für einen Tag, während eine Fuhrparkkolonne den eintägigen Bedarf für eine Infanteriedivision, eine Munitionskolonnen-Abteilung und ein Trainbataillon mit sich führt. Diese Ausstattung hat, wie gesagt, jedes Armeekorps, und wir haben bereits im Frieden 25 Armeekorps, jetzt aber weit mehr.

Als eine Hauptlcistung militärischer Organisationskunst muß auch die Aushebung, Ausbildung, Ausrüstung und rechtzeitige Zuführung frischer Truppen gelten. Bei der unerwartet großen Zahl von Feinden, die uns gleich gegenüber traten, dürfen wir uns nicht damit begnügen, nur die aktiven Truppen und gedienten Reserven ins Feld zu stellen, sondern es müssen nach und nach möglichst alle waffenfähigen Männer ausgebildet und hinausgesandt werden. Diese Hunderttausende in verhältnismäßig kurzer Zeit so auszubilden, daß sie dem Feinde mit Erfolg gegenübertreten können, bedeutet bei der zweifellos geringen Zahl der zur Ausbildung zur Verfügung stehenden Offiziere und Unteroffiziere eine ganz außerordentliche Leistung, die auch wohl nur bei einem Volke wie dem deutschen möglich ist, dem der militärische Geist gewissermaßen in Iahrhunderten anerzogen und vererbt worden ist.

Dabei nicht die geringste nervöse Hast und Unruhe. Während Franzosen
und Engländer in ängstlicher Überstürzung aus allen Weltwinkeln Truppen aller
Art und aller Ausbildungsstadien zusammensuchen und unmittelbar in die Schlacht
führten, so besonders in dem großen Ringen an der Aisne, ziehen sich die Deutschen
in aller Ruhe in eine günstige Verteidigungsstellung zurück und warten hier ab,
den Feind nach Möglichkeit schwächend, bis ihre Reserven soweit ausgebildet sind,
daß sie mit Erfolg in die Schlacht geführt werden können.
Ein Stück militärischer Organisation ist schließlich noch die Vorbereitung
der noch nicht waffenpflichtigen Iugend für den Kriegsdienst, wie sie jetzt im ganzen
Reiche einheitlich ins Werk gesetzt ist, und die den Eindruck verstärken hilft, als ob
Deutschland jetzt ein einziges großes Kriegslager wäre.
Das deutsche Heerwesen, die Mobilmachung, die Aufstellung immer
neuer Armeekorps werden denn auch im Auslande wie im Inlande als organi-
satorische Leistungen gewürdigt, die uns kein Volk der Erde nachmachen kann.
Selbst die hochmütigen Engländer scheinen das allmählich einzusehen, und sogar
anzuerkennen.
Aber wenn dem Auslande und selbst der großen Masse unsres eigenen
Volkes hauptsächlich unser Militärwesen und unsre jetzige Mobilmachung als
organisatorische Leistungen ins Auge springen, so mag hier demgegenüber auch
einmal auf weniger sich aufdrängende Leistungen auf andern Gebieten hinge-
wiesen werden, die in organisatorischer Hinsicht nicht geringer sind, und die vielleicht
die deutsche Organisationskunst und Organisationsfähigkeit noch deutlicher be-
weisen als die militärisch-organisatorischen Leistungen, weil sie nämlich vielfach
gewissermaßen improvisiert werden mußten, als der Krieg ausgebrochen war,
während die militärische Organisation im Frieden ausgebaut und die Mobilmachung
im Frieden vorbereitet und in den Manövern zum Teil auch schon geübt
werden konnte.
Wir denken besonders an die zahlreichen Organisationen wirtschaftlicher
und sozialer Art, die seit dem Ausbruch des Krieges entstanden sind und noch
immerfort entstehen.
Ausgehend von der Erkenntnis, daß dieser Krieg nicht blos mit militärischen,
sondern auch mit wirtschaftlichen Waffen geführt werde, besonders von seiten
unsres gefährlichsten Feindes, Englands, und daß im letzten Abschnitt des Kampfes
die wirtschaftliche Stärke vielleicht sogar eine größere Rolle spielen wird als die
militärische, hat man bei uns von Anfang an alles daran gesetzt, das wirtschaftliche
Leben nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten.
Die erste Sorge galt der Kreditorganisation. Das wirtschaftliche Leben
oller zivilisierten Völker basiert zum großen Teil auf einem außerordentlich
komplizierten und feingliedrigen Kreditsystem. Da nun im Kriege niemand' mehr
gern Kredit gewähren will, vielmehr jeder danach trachtet, gewährte Kredite

aufzuheben, so drohte jenes ausgedehnte Kreditsystem und damit das Wirtschafts-
leben, soweit es auf Kredit beruhte, mit dem Ausbruch des Krieges zusammen-
zubrechen. Um das zu verhüten, erließen die meisten Staaten, sowohl unsre Gegner
wie auch viele Neutralen, sogenannte Moratorien, d. h. Gesetze, wonach bis zu
einem gewissen Zeitpunkt niemand verpflichtet ist, Schulden zu bezahlen. Also
ein gesetzlicher Zwang, gewährten Kredit vorläufig trotz des Krieges bestehen zu
lassen. Durch ein Moratorium erstarrt gewissermaßen das Kreditsystem in dem
Zustande, in dem es sich im Augenblick des Erlasses befindet. Es werden weder
alte Schulden bezahlt, noch können andrerseits neue eingegangen werden; denn
es wird im allgemeinen niemand bereit sein, neuen Kredit zu gewähren, wenn er
in absehbarer Zeit nicht auf Zahlung rechnen kann. Es liegt auf der Hand, daß
eine solche Erstarrung des Kreditsystems mancherlei und schwere Nachteile für
das Wirtschaftsleben zur Folge haben muß. Trotzdem nahmen, wie gesagt, die
meisten vom Kriege berührten Staaten ihre Zuflucht zum Moratorium. Selbst
das stolze England, das sich uns wirtschaftlich so unendlich überlegen glaubte,
erließ ein Moratorium.

Deutschland allein tat das nicht; es ging einen andern Weg, der zwar nicht
so einfach, dafür aber besser war: Anstatt den bestehenden, dem Wirtschaftsleben
im Frieden entsprechenden Kreditzustand zu konservieren, suchte Deutschland
das Kreditwesen den veränderten, den Kriegsverhältnissen anzupassen; und anstatt
die alten Kreditquellen zu verstopfen, suchte man im Gegenteil neue zu erschließen,
entsprechend dem Umstande, daß im Kriege das Kreditbedürfnis eher zu — als
abnimmt. So wurde gleich in jener denkwürdigen Reichstagsitzung am 4. August
das Darlehenskassengesetz, das schon im Frieden vorbereitet war, angenommen.
Die Darlehenskassen, die in Verbindung mit der Reichsbank an verschiedenen
Orten des Reiches errichtet worden sind, sollen es jedem, der über Wertobjekte,
z. B. Wertpapiere, Waren u. a. verfügt, ermöglichen, seinen Besitz in Geld bezw.
Zahlungsmittel umzuwandeln.

Dieser staatlichen Maßnahme, das Kreditwesen zu stützen, gingen private
Unternehmungen zu dem gleichen Zweck parallel. So wurden vielerorts unter
Mitwirkung der Handelskammern und Gemeinden von Banken, industriellen und
Handelsfirmen Kriegskreditbanken gegründet, die mehr dem Personalkredit dienen
sollen im Gegensatz zu dem Unterlagenkredit der Darlehenskassen.

Ähnlich den Kriegskreditbanken in größeren Verhältnissen sollen in kleineren
Verhältnissen, insbesondere in Handwerkerkreisen, die Kriegskreditgenossenschaften
für Handwerker wirken, die ebenfalls private bezw. genossenschaftliche Unter-
nehmungen darstellen.

Zur Kreditnot brachte der Krieg die Arbeitsnot, dadurch entstanden, daß
viele Fabriken und Werkstätten infolge des Krieges ihren Betrieb einschränken
oder gar ganz einstellen mußten. Die Zahl der Arbeitslosen stieg in den ersten

Wochen nach dem Kriegsausbruch auf eine erschreckende Höhe, und es galt, Mittel und Wege zu finden, diefe Zahl wieder zu vermindern. Und das ist denn auch verhältnismäßig rasch gelungen. Schon jetzt laufen von allen Seiten Berichte ein, daß die Zahl der Arbeitslosen ständig abnimmt, obgleich es doch zun« Winter geht, wo sonst die Arbeitslosigkeit regelmäßig zunimmt. Nach den neusten Berichten (von Mitte November) ist die Zahl der Arbeitslosen nicht mehr größer als in Friedenszeiten.

Zunächst suchte man die Arbeitslosigkeit dadurch einzudämmen, daß man der anfänglich sehr ungleichmäßigen Verteilung der Arbeitsgelegenheit abhalf. Der Krieg brachte nämlich eine starke Verschiebung der Arbeitsgelegenheit, indem diejenigen Fabriken, die mit Lieferungen für das Heer und die Marine bedacht wurden, sehr gut, ja übermäßig beschäftigt waren, während Fabriken, die bisher Erport-, Lurusartikel »der andere jetzt nicht begehrte Dinge fabriziert hatten, völlig still lagen. Hier galt es einen Ausgleich zu schaffen, derart daß einmal die überbeschäftigten Fabriken Arbeit an weniger beschäftigte abgaben, zum andern Arbeiter von wenig beschäftigten Fabriken an vielbeschäftigte abgegeben wurden. Diese Aufgabe wurde gelöst teils durch die bereits im Frieden begründeten verschiedenen Arbeitsnachweise, die durch die neugegründete behördliche Reichszentrale der Arbeitsnachweise organisatorisch zusammengefaßt wurden, zum Teil durch besondere Kriegsausschüsse der verschiedenen wirtschaftlichen und beruflichen Organisationen, z. V. des Zentralverbandes deutscher Industrieller und des Bundes der Industriellen, die den sehr rührigen „Kriegsausschuß der deutschen Industrie" gründeten und hierfür ihre zahlreichen Kräfte und Hilfsmittel zur Verfügung stellten.

Darüber hinaus suchte man Arbeitslose in zahlreichen, eigens zu diesem Zweck gegründeten gemeinnützigen Betrieben zu beschäftigen. Um zu zeigen, daß es sich hierbei keineswegs um künstlich und mit finanziellen Opfern gehaltene oder um bedeutungslose Unternehmungen handelt, mag hier die Fabrik der weiblichen Abteilung des Zentralvereins für Arbeitsnachweis in Berlin kurz geschildert werden.

Die Leiterin dieser Fabrik, Fräulein Klausner, übernahm zunächst als Zwischenmeisterin Arbeit von Unternehmern für wenige Arbeiterinnen. Als sich zeigte, daß man konkurrieren konnte, wandte sich Fräulein Klausner direkt an die Militärverwaltung und erhielt bis jetzt nacheinander Aufträge auf 1800 000 Zwiebackbeutel, 160000 Patronentaschen, 100 000 Brotbeutel, «4 000 Hafersäcke und mehrere Tausend Helmbezüge. Ietzt wird schon fast ein ganzes großes Haus von der Fabrik eingenommen, und es werden fast 3000 Arbeiterinnen und Beamtinnen, die früher ohne Arbeit waren, beschäftigt.

Auch in fabriktechnischer Hinsicht ist der Betrieb mustergültig organisiert.

Unter dem Dach des Hauses sind die Zuschneider für die Zwiebackbeutel unter-

gebracht; ein Teil der Arbeiter nimmt die Stoffballen auseinander, ein anderer Teil legt sie in langen Streifen aus, immer 75 Lagen aufeinander, weil jede Arbeiterin täglich 75 Beutel zum Nähen erhält; wieder andere schneiden diese Streifen auseinander, und schließlich werden die Zwiebackbeutel selbst zugeschnitten. Die zugeschnittenen Stücke kommen dann vom Boden in darunter liegende große Säle, in denen an Hunderten von Nähmaschinen die Beutel fertiggestellt und einer Abnahmestelle abgeliefert werden. Ähnlich ist die Abteilung für Patronengurte! organisiert, nur daß hier noch eine besondere Kontrollstelle hinzukommt, weil die Patronengürte! besonders genau nach Maß genäht sein müssen. Wie für die Zwiebackbeutel und Patronentaschen sind auch für die Hafersäcke, Brotbeutel und Helmbezüge besondere Abteilungen eingerichtet, jede mit besonderen Maschinen und mit besonders für die betreffende Arbeit geeigneten Arbeiterinnen. Also ein gemeinnütziger, für den Augenblick gewissermaßen improvisierter Betrieb, wie ihn ein Privatunternehmer in Iahren kaum besser entwickeln könnte.

Schließlich kann aber auch die größte Organisationskunst keine Arbeit geben, wo keine ist. Und der Krieg hat doch weit mehr Arbeitsmöglichkeit genommen als gebracht. Ein Rest von Arbeitslosen muß deshalb aus öffentlichen oder privaten Mitteln erhalten werden. Bei der Beschaffung und Verteilung dieser Mittel sind wieder verschiedene Organisationen tätig, insbesondere die staatliche Sozialversicherung, die Gemeinden und die Arbeiter-Gewerkschaften, die Hand in Hand arbeiten und keine geringe organisatorische Arbeit leisten.

Zur Arbeit gehört in der Regel Material, und wie die Arbeit so ist auch das Rohmaterial infolge Behinderung der Einfuhr vielfach knapp geworden, oder es befindet sich an Stellen, wo es nicht unbedingt gebraucht wird, während es an andern Stellen, wo es unentbehrlich ist, fehlt. Auch für die Materialbeschaffung und Verteilung bildeten sich infolgedessen verschiedene Organisationen, so zunächst im preußischen Kriegsministerium eine Rohstoffzentrale; mit dieser arbeiten zusammen die ebenfalls nach Kriegsausbruch gebildete Kriegsmetall-A.'G., die Kriegswollgesellschaft, die Zentrale für Kriegslieferung von Tabakfabrikaten, die Kriegschemikalien-A.-G. u. a., deren Zweck im einzelnen aus ihren Namen hervorgeht. Diese letzteren Organisationen sind, obwohl private Gründungen, doch meist keine Erwerbsunternehmungen. Ihre Vorstände und Aufsichtsräte sind ehrenamtlich tätig, und es sollen keine Dividenden und Liquidalionsgewinne verteilt werden.

Die Hauptfürsorge widmet man natürlich dem wichtigsten der Rohstoffe, den Nahrungsstoffen. Hier hat man zunächst mit Hilfe der Arbeitsnachweise und Kriegsausschüsse dafür gesorgt, daß es nicht an Arbeitern zur Einbringung der Ernte und hernach zur Bestellung der Felder fehlte. Dann wurde die sehr wichtige Frage der Düngung behandelt,gilt es doch, für die wiederum infolge der Behinderung der Einfuhr fehlenden künstlichen Düngemittel, insbesondere für den Chile-Sal-

peter, Ersatz zu schaffen. Er bietet sich dar in dem bei der Verkokung der Steinkohle gewonnenen schwefelsauren Ammoniak; und es gilt hiervon möglichst große Mengen zu erzeugen oder mit andern Worten, möglichst viel Koks zu heizen und hierfür Propaganda zu machen. So folgt immer eine Maßnahme aus der andern, und immer neue organisatorische Aufgaben werden gestellt, aber auch gelöst. Ähnliches gilt für die Fleischversorgung, wobei z. B. Vieh von Gegenden mit Futtermangel nach Gegenden mit Futterüberfluß übergeführt werden soll, oder von der möglichst zweckmäßigen Verwertung der Kartoffeln, die Deutschland ja im Überfluß erntet. Die geplanten Maßnahmen sind in organisatorischer Hinsicht so interessant und für die deutsche Arbeitsweise charakteristisch, daß sie kurz geschildert werden mögen.

Die Kartoffel ist in ihrem natürlichen Zustande wenig haltbar, sie kann deshalb vielfach nicht so vorteilhaft verwertet werden, wie bei größerer Haltbarkeit möglich wäre, und von der deutschen Kartoffelernte gingen bisher alljährlich 30 bis 40 Millionen Doppelzentner ungenützt verloren. Bedeutet das schon in normalen Zeiten einen großen Schaden, so erst recht jetzt, wo wir von den einheimischen Nahrungsmitteln garnichts entbehren können. Man will deshalb einen möglichst großen Teil der Kartoffeln dadurch haltbarer machen, daß man sie trocknet, und will möglichst viele Trockenanlagen errichten. Um das zu erleichtern, hat die Regierung sich bereit erklärt, Unternehmern die Kosten einer Trocknungsanlage, die sich auf ca. 20 (XX) Mark belaufen, unter sehr günstigen Bedingungen vorzuschießen. Um weiter die Verwertung der Trockenkartoffeln, die hauptsächlich für Futterzwecke, in der Form von Kartoffelmehl aber auch für die menschliche Nahrung in Betracht kommen, zu erleichtern, soll ein großes deutsches Syndikat errichtet werden, dem die einzelnen Unternehmer ihre Trockenkartoffeln gegen eine feste Vergütung und gegen Gewinnbeteiligung abzuliefern hätten. In diesem Verwertungssyndikat sollen das Reichsamt des Innern, der preußische Landwirtschaftsminister, der preußische Finanzminister und die preußische Zentraldarlehenskasse, die die Darlehen für die Anschaffung der Trockenanlagen hergeben soll, je mit einem Vertreter stimmberechtigt sein. Das Ganze stellt also eine halb staatliche, halb private Organisation dar, wie wir sie in dieser Kriegszeit bereits mehrfach entstehen sahen.

Deutsche Organisationskunst sucht schließlich sogar die außerordentlichen, im Anfang für ganz unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeiten der Ausfuhr nach Möglichkeit zu beheben. Handelskammern, Kriegsaueschüsse der industriellen und Handelsvereinigungen, Spediteure suchten in Verbindung mit den deutschen Eisenbahnverwaltungen zunächst Wege in die neutralen Nachbarstaaten zu finden; dann schuf man in Verbindung mit diesen Neutralen Schiffsverbindungen nach Übersee. Um dem durch Kaperung drohenden Risiko zu begegnen, gründete man in Verbindung mit dem Staate (wieder die Verbindung von Staat und Privatunternehmung) die Kriegs-Transportversicherungsgesellschaft. Auf diese Weise

ist es tatsächlich möglich geworden, die Ausfuhr in größerem Maße wieder aufzu-
nehmen, als es nach außen hin scheint.
Keiner besonderen Schilderung bedürfen die wohl allgemein bekannten
verschiedenen und zahlreichen Organisationen, die der Kranken- und Verwundeten-
pflege, der Versorgung der Truppen mit Wollsachen und andern Liebesgaben
sowie der Unterstützung aller durch den Krieg in Not geratenen Volksgenossen
dienen. Nur als Beispiel dafür, in welchem Maßstabe auch hier verschiedene Or-
ganisationen sich betätigen, mag erwähnt werden, daß die Volkskaffee- und Speise-
hallengesellschaft in Berl'N während der Mobilmachung nicht weniger als 180 (XX)
Mann auf den Bahnhöfen unentgeltlich mit Erfrischungen versehen hat und noch
jetzt für das Rote Kreuz und andere Vereine die Bahnhofsverpflegung der Ver-
wundsten und gleichzeitig täglich Mittagessen für 12 (XX) Menschen liefert. Der
Abrahamsche Verein für Kindervolksküchen und Volkskinderhorte in Verlin speist
gar in 50 Küchen täglich über 26 400 Kinder; und im ganzen werden in Berlin
von diesen und andern Organisationen zurzeit nicht weniger als 60 (XX) Menschen
für eine Vergütung von 10 bis 30 Pfennig täglich gespeist. Ähnliches dürfte auch
an allen andern Orten des Reiches, wenn auch in einem der Größe entsprechenden
geringeren Maßstabe geschehen.
Das alles sind Leistungen organisatorischer Art, die uns kaum ein anderes
Volk nachmachen wird.
Wir sagten schon eingangs, und unsere Schilderung wird es gezeigt haben,
daß viele dieser Organisationen ohne Vorbild waren und völlig neu geschaffen
werden mußten. Immerhin sind diese mannigfaltigen organisatorischen Schöpfungen
doch nicht so überraschend, wie sie Laien vielfach scheinen mögen. Die Keime zu
mancher jetzt so rasch gewachsenen Organisation sind doch schon im Frieden gelegt
worden, und die Grundlagen anderer scheinbar neuen Organisationen wurden
durch bereits bestehende, im Frieden geschaffene Organisationen gegeben.
So wäre die oerblüffend schnelle Schaffung der geschilderten Kreditorga-
nisation anstelle eines Moratoriums kaum möglich gewesen, wenn unser Bankwesen
nicht schon im Frieden vorzüglich und zum Teil im Hinblick auf den Krieg organisiert
gewesen wäre. Das gilt ganz besonders von unserer Reichsbank, die mit ihrem
eigentümlichen Aufbau als privater Unternehmungoform mit staatlichen Beamten
(abermals diese Verbindung von Staat und privater Unternehmung) ein ihren
besonderen Zwecken offenbar vorzüglich entsprechendes organisatorisches Meister-
werk darstellt, das turmhoch über den entsprechenden Instituten unserer Feinde steht.
Oder die Grundlagen für die verschiedenen Kriegsausschüsse gaben die
bestehenden wirtschaftlichen und beruflichen Verbände; Werkstätten für Arbeitslose
erwuchsen aus Arbeitsnachweisen; das geplante Kartoffelverwertungs-Syndikat
soll sich an die bekannte Zentrale für Spiritusverwertung anlehnen u. s. w.
Viele Kriegsorganisationen entstanden einfach dadurch, daß schon im Frieden

vorhandene Vereine ihre Tätigkeit einfach den Forderungen des Tages anpaßten, oder dadurch, daß Wohltätigkeits-, Geselligkeits-, Sport- oder andere Vereine ihre sonstigen Vereinszweckc vorläufig zurückstellten und statt dessen sich den durch den Krieg gestellten Aufgaben widmeten; so übernahm, um nur ein Beispiel anzuführen, der Deutsche Werkbund, der sonst die Güte deutscher Arbeit zu steigern trachtet, die Verbreitung von Nachrichten nach dem Auslande und den Kampf gegen die Lügen unserer Feinde.

Hier zeigt sich, was all die vielen Vereine und Vereinchen, die unser ganzes Volk umfassen, doch wert sind, und wozu die oft verspottete Vereinsmeierei gut ist. Ohne sie wäre es kaum möglich gewesen, all die geschilderten Kriegsorganisationen so schnell, wie tatsächlich geschehen, zu schaffen. Dadurch daß unser ganzes Land mit Vereinen überzogen ist und wohl jeder Deutsche einem oder mehreren Vereinen angehört, war es verhältnismäßig leicht, weiteste Kreise für einen bestimmten Zweck zu gewinnen. Es war nur notwendig, sich mit den bereits bestehenden zahlreichen Vereinen in Verbindung zu setzen und diese Vereine für den gedachten Zweck zu gewinnen; die Gewinnung der Einzelmitglieder und die Sammlung von Mitteln im Einzelnen übernahmen dann diese Vereine. So konnte mit Hilfe der Vereine auch die nicht unter die Waffen gerufene Bevölkerung rasch mobil und kriegsbereit gemacht werden.

Und was vielleicht noch mehr ins Gewicht fällt: durch das Vereinswesen ist unser ganzes Volk dem Organisationsgedanken gewonnen und organisatorisch geschult worden. Denn jeder, auch der kleinste Verein erfordert Unterordnung unter einen gewissen gemeinsamen Zweck, ferner Anerkennung der Autorität und Einordnung in eine organische Gliederung. Die psychischen Fähigkeiten, die hierbei gefordert werden, sind an sich ganz dieselben, ob es sich um einen unbedeutenden oder einen hochbedeutsamen Vereinszweck handelt; und deshalb kann auch der kleinste und unbedeutendste Verein für größere und größte Organisationen erziehen helfen.

Für die Vorstände der Vereine kommt noch hinzu, daß sie durch ihre Gründungs- und Verwaltungstätigkeit auch technisch-organisatorisch geschult werden. Da auch die Technik der Gründung und Leitung einer Organisation im Grunde immer dieselben Fähigkeiten fordert, so kann auch hier der kleinste Verein der größten Organisation vorarbeiten.

So betrachtet stellt sich also unser Vereinswesen als eine sehr willkommene Vorschule der Organisationskunst dar und als ein Ausfluß unserer hervorragenden Organisationsfähigkeit. Und wie kein Volk mehr und größere Vereine hat als das deutsche, so ist es auch allen anderen in der Organisationskunst und Organisationsfähigkeit überlegen. Das hat sich bereits im Frieden gezeigt, wo wir unsere industriellen und wirtschaftlichen, zumteil auch unsere wissenschaftlichen Erfolge nicht zuletzt unserer Organisationskunst danken; und das zeigt sich jetzt im Kriege, wo die erstaunlichen Erfolge unseres Heeres gegen zahlenmäßig weit überlegene

Feinde ohne eine großartige militärische Organisation nicht denkbar wären, und wo unser Wirtschaftsleben dank seiner zweckmäßigen Organisation besser und kräftiger dasteht als das irgend eines andern Volkes. Diese hervorragende Organisationskunst wird uns auch nach Beendigung des Krieges gut zustatten kommen und uns ermöglichen, nicht blos die Schäden und Wunden, die der Krieg verursacht hat, schneller zu heilen als unsere Feinde, sondern auch die neuen Möglichkeiten, die mit dem Friedensschluß sich bieten werden, schneller zu ergreifen und auszunützen.

Jacob Bödewadt:

Ein Dichter deutscher Innerlichkeit.

Zum 70. Geburtstag Timm Krögers (29. November 1914)

In berechtigter Erbitterung über die geifernden Verleumdungen und geradezu sinnlosen Haßausbrüche, mit denen gewisse ausländische Dichter die ihnen in Deutschland weit über Gebühr und Verdienst zuteil gewordene Verhätschelung und Verhimmelung gleich nach Kriegsausbruch gelohnt haben, ist als gerechte Vergeltung eine strenge Sperre über feindliche Kunsterzeugnisse angeregt worden, den vor allem die deutschen Kritiker ausüben sollten. Eine einmütige Verpflichtung der gesamten deutschen Kritik zu solchem rächenden Schweigen wird nun wohl auch dem Urheber dieses Planes kaum erreichbar erscheinen, ohne Geschlossenheit der betreffenden Berufskreise aber würde die erwogene Maßnahme die Schuldigen nicht fühlbar genug treffen, um als notwendige Kriegshandlung auch dort einzu» leuchten, wo die innerliche Berechtigung eines derartigen literarischen Schutzzolles nicht an sich schon anerkannt wird. Solche Erkenntnis sollte sonst bei dem maßlosen Ubersetzungsgroßbetrieb der letzten Iahre eigentlich nachgerade Allgemeingut aller an diesem Zustand nicht geschäftlich Mitbeteiligten geworden sein. Es ist wirklich kein Verdienst um die Weltliteratur mehr, sondern lediglich ein Beweis für künstlerische Unkultur, wenn bei uns ausländische Schriftsteller siebenten und achten Grades Verleger und Ausstattungen für ihre Werke finden, um die unsere eigenen wirklich echten Dichter sich vergebens bemühen; wenn in so manchem literaturkritischen Organ dann solche fremdländische Nichtigkeiten mit gespreizter Geberde eingehend „gewürdigt" werden, während für die Beschäftigung mit unsern heimischen Dichtern, die wirklich etwas zu sagen haben, keine Zeit und kein Raum „erübrigt" werden kann. Wenn die Stimmung dieser Monate mit ihrer wunderbaren Verinnerlichung, mit ihrer kaum erhofften Selbstbesinnung auf unser eigenstes Wesen von der literarischen Kritik anstatt nur zur negativen Ausschaltung mißliebig,

gewordener Ausländer zur positiven Werbearbeit für die bislang recht stiefmütterlich behandelten künstlerischen Vertreter reinsten und innerlichsten Deutschtums ausgenutzt würde, dann würde ein literarischer Schutzzoll von selbst überflüssig werden; denn der noch so gut wie ungehobenen Schätze deutscher Dichtung sind so viele, daß ein Geschlecht, dem die Verpflichtung zu ihrer Aneignung eingeimpft wäre, für wertlosen ausländischen Tand gar keine Zeit übrig behielte. Kräftige, immer wiederholte Hinweise auf solche Künstler, die zu den tiefsten und reinsten Quellen deutscher Art hinführen, weil sie selbst aus ihnen schöpfen, zeigen aber auch fast den einzigen Weg, den gewaltigen Strom deutschen Empfindens dieser Zeiten vor dem Versiegen und Versanden zu bewahren; denn dierein politische Hochspannung der Völkegefühle muß ja früher oder später wieder abnehmen. Und gerade wenn uns, wie wir alle hoffen, ein voller Sieg in nicht zu ferner Zukunft vergönnt ist, wächst riesengroß die Pflicht auf, unser Volk vor Übermut und neuem Verfall in Materialismus zu bewahren, ihm mit allen Kräften die seelische Höhenlage zu erhalten, die es zur Abwehr der Feinde ringsum befähigt hat; und dazu kann wiederum vor allem die wahrhaft, die innerlich deutsche Dichtung verhelfen — nicht die Tendenzdichtung irgend welcher Richtung, sondern die von äußeren Zwecken freie, die echte Kunst.

Darum ist es keineswegs unzeitgemäß, in dieser vom furchtbarsten Kriegslärm erfüllten Zeit von einem Dichter zu sprechen, auf dessen gesamtes Schaffen in gewissem Sinne der Titel seines ersten Buches „Eine stille Welt" als Kennzeichnung angewandt werden könnte: von Timm Kroger, der am 29. November sein 70. Lebensjahr vollendet. Denn innerhalb dieser stillen und räumlich ziemlich eng umgrenzten Welt, in der fast alle seine Geschichten spielen, eröffnet sich der Blick in weiteste geistige Fernen und letzte seelische Tiefen. Wohl bekennt Timm Kröger sich selbst als einen Heimatdichter: „Indem ich mich von nichts anderem als dem leiten ließ, was mich seelisch trieb, wurde ich das, was man vielleicht einen Spezialisten der Heimatnovelle nennen darf", sagt er in der Einleitung zur neuen Gesamtausgabe seiner Novellen. Aber mit jenem faden Abklatsch belangloser Äußerlichkeiten, den Dilettanten und Halbtalente massenweise als Heimatkunst ausbieten, hat seine Dichtung deshalb schlechterdings nichts zu tun. „Als wesentliches Merkmal der Heimatdichtung oder Heimatkunst erkenne ich ihre Gebundenheit an einen Ort oder an eine bestimmte Landschaft mit Unterstreichung der in dieser Umwelt hervortretenden Eigenart bei Menschen sowohl wie bei der Natur", heißt es in jenem Selbstbekenntnis weiter. „Im übrigen wird das ganze Gebiet dichterischer Darstellung von ihr so gut wie von anderer Dichtkunst ausgenutzt: ein echter Heimatdichter wird seine Gestalten mit klarer Hervorhebung scharfer Charakterköpfe nicht weniger ins Typische und Allgemeinmenschliche hinaufheben wie ein Romanschreiber, der sich vorgesetzt hat, eine Welt an uns vorüberrollen zu lassen; und mit demselben Recht wie jeder andere Dichter klopft auch der Heimatdichter mit allen unlösbaren Fragen der Warum und Wie und Wohin an die Tore des

Ewigen." Das Heimatliche, das Timm Krügers Novellen enthalten, ist ihm also nur Rohstoff, in dessen künstlerischer Verarbeitung ihm keine Grenzen gesetzt sind außer durch den Umfang und die Tiefe seines Talents; mit dem Kunstwert der aus solchem Rohstoff geformten Dichtung hat die freiwillige Beschränkung auf einen engeren landschaftlichen Umkreis an sich garnichts zu tun. Und in keiner Weise bedeutet diese Beschränkung eine Erleichterung für den Dichter, der seine Werke mit unverkürztem Maßstab gemessen haben will, vielmehr eher eine Erschwerung, da seine Dichtung nun nicht nur den allgemeinen künstlerischen Gesetzen genügen, sondern zugleich unbedingte landschaftliche Treue bewahren muß, während sie die Alltagswirklichkeit zur Ewigkeitswahrheit erhebt.

Für beide Seiten seiner Kunst, den landschaftlich-stammestümlichen Rahmen und den geistig-seelischen Gehalt, ist nun der Lebensweg Timm Krögers besonders günstig gewesen. In einer ausführlichen Lebensskizze (die meiner kürzlich abgeschlossenen, wegen des Krieges aber vom Verleger zurückgestellten Monographie „Timm Kroger — Ein deutscher Dichter eigener Art" einverleibt werden wird) beklagt erzwar,„so viel Zeit in Zaudern und Zagen verzettelt" zu haben: wie der Held seiner vielfach autobiographischen Erzählung „Daniel Dar!" ist er nämlich fast zwanzig Iahre alt geworden, bis er den Zwiespalt seiner Neigungen überwand, bis der angehende Bauer den Pflug stehen ließ und sich für einen gelehrten Beruf entschied. Für den künftigen Dichter war diese lange Zeit des Schwankens aber nicht verloren: während dieser Iahre hat er die Eigenart seiner Heimat wie früher mit dem mehr oder minder verschwommenen Gefühl des Kindes so jetzt mit den wachen, bewußt prüfenden und wertenden Sinnen des Iünglings unverlierbar fest und treu in sich aufgenommen, ihre Natur und ihre Menschen bis auf den Kern ihres Wesens kennen gelernt; und die Ungewißheit über den für ihn geeignetsten Platz in der Welt hat ihn früh zu selbständigem Grübeln über die letzten Fragen nach des Daseins Sinn und Ziel geführt und damit den späteren Weltanschauungsdichter vorgebildet, wie jenes Andere den Heimatdichter. Im erwähnten selbstgezeichneten Lebensbild bedauert Timm Kroger ferner, gerade an die Iuristerei geraten zu sein, und meint, Theologie oder Kunst- und Literaturwissenschaft würde besser zu seiner Wesensart gepaßt haben. Zweifellos hätte er nun ja auf der Kanzel oder einem philosophisch-ästhetischen Lehrstuhl mehr von seinem Eigenen geben können als im Dienste der Paragraphen nüchterner Gesetze, der ihn zu seinem Schmerz dem inneren, dem Dichterberuf so lange fern gehalten hat; und doch dürfen wir auch diese Führung seines Lebens als einen Segen für seine Kunst ansprechen: diese unfreiwillige Hintanhaltung seiner literarischen Produktion durch einen ihn innerlich nicht befriedigenden bürgerlichen Beruf hat das, was man im weitesten Sinne als Rohstoff seiner Dichtung bezeichnen könnte, so geläutert und verdichtet, daß die Bilder und Gestalten seiner phantasiebeschwingten Erinnerung und Sehnsucht, als sie allen Hindernissen zum Trotz schließlich doch den Durchbruch erzwangen, von Anfang an eine erstaunliche menschliche und künstlerische Reife aufweisen.

Ein Dichter deutscher Innerlichkeit Jacob Büdewadt
In gewissem Sinne ist Timm Kröger schon in seinem ersten Buch ein Eigener, ein Fertiger gewesen; es scheint, als habe er ohne langes Suchen und Tasten seine eigene Form gefunden. Das stimmt aber doch nur teilweise; wer die ersten Ausgaben seiner frühesten Bücher mit den letzten endgültigen Fassungen vergleicht und womöglich gar noch die Zwischenstufen verfolgt, bemerkt staunend, mit welchen« heiligen Ernst und eisernen Fleiß Timm Kröger an sich gearbeitet hat, um seine besondere, ganz eigenartige Form zur höchsten Vollendung zu steigern; daß gleichzeitig der Gehalt seiner Novellen stetig wächst, erkennt ja auch schon der flüchtigere Leser. In der mehrfach angezogenen Selbstbeurteilung gesteht Timm Kroger denn auch unumwunden ein: „In meinen ersten Schriften stehen Landschaftsschilderung und Stimmungsmalerei im Vordergrund, Charaktere und Gestalten treten zurück, und erst etwa von „Leute eigener Art" an wird die Menschendarstellung Hauptgegenstand." Diese Entwicklung vom Idyll zum Drama, vom Augenblicksbild zum Schicksalsgemälde bedeutet zweifellos ein künstlerisches Wachsen des Dichters. Aber auch schon in seinen Frühwerken bloßer Zustandsschilderung hat er so wunderbar Köstliches geleistet, daß die theoretische Rangordnung beinahe wieder aufgehoben wird — es sei nur das von lauterster Poesie durchtränkte, ganz in Duft und Stimmung getauchte Stall- und Scheunenidyll „Hein Wieck" genannt, das in seiner Weise ebenso vollendet ist wie etwa die gewaltig packende Novelle „Um den Wegzoll", die vollendetste niederdeutsche Dorfgeschichte in hochdeutscher Sprache. Nährend so die Menschen, die in den frühesten Stimmungsbildern fast nur Farbflecke im zarten Landschaftsaquarell bilden, allmählich schärfere Umrisse und schließlich körperliche Rundung gewinnen, bis sie in den ausgesprochenen Charakternovellen in all „ihrer Eigenart, ihrer Kraft, ihrem Eigensinn, ihrer Treue und ihrer Grobheit, kurz: ihren Tugenden" dastehen, verschwindet die Natur doch nicht aus diesen späteren Werken. Sie tritt nur in anderer Weise auf als früher: die anfängliche Beseelung der Natur vom Menschen aus weicht der Offenbarung ihrer eigenen Seele, ihres dem kalten Verstand und den nüchternen Sinnen verborgenen Eigenlebens; und das wächst nun zwanglos, organisch zusammen mit dem Menschenschicksal, rüttelt die Menschenherzen im brausenden Sturme auf und beschwichtigt sie im gütigen Glanz des scheidenden Tagesgestirns, offenbart dem Menschen des Weltenschöpfers Allmacht und Allgüte.
Denn mag Timm Kröger auch einmal leise über die Leute spotten, „denen alles willkommen ist, ihre auf Lohn und Strafe gerichtete Weltanschauung zu rechtfertigen" — im Grunde bekennt er sich doch zu demselben Glauben, nur daß er viel tiefer gräbt und das Gericht ins Innerste des Menschenherzens verlegt, weshalb denn auch Geschichten seelischer Läuterungen ein Lieblingsthema seiner Dichtung sind. Und so fern er sich von starrer Dogmatik hält, so erfüllt ist er und ist seine Kunst von freier und tiefer Religiosität, für deren Verbildlichung er unbekümmert auf die alten Symbole zurückgreift, wenn schon sie ihm etwas wesentlich anderes bedeuten: „Ich habe Gott lange Zeit verloren gehabt, viele Iahre. Ich

habe ihn wiedergefunden, einen anderen Gott" (als den der Schulstube). „Männlicher und größer und erhabener war er geworden, aber im Grunde war er doch noch derselbe; der liebe, liebe Gott. Und immer bilde ich mir ein, sein wohlgelittenes Kind zu sein." Am stärksten kommt diese religiöse Saite in des Dichters letzter großer Novelle „Dem unbekannten Gott!" zum Ertönen, die das ganze weite Gebiet der religiösen Strömungen unserer Tage umfaßt; mehr oder minder deutlich aber klingt sie in fast allen seinen Skizzen und Erzählungen ernsten Inhalts mit an. Und aus dieser geruhig-zuversichtlichen Weltanschauung erwächst auch der eigenartige Humor Timm Krögers; ein Humor, der mit den verstandesmäßigen Witzeleien gewerbsmäßiger Spaßmacher nicht das Geringste zu tun hat, sondern aus allumfassender Liebe geboren ist; der sich nicht über die Menschen lustig macht und nicht vor der Tragik des Lebens krampfhaft die Augen verschließt, sondern der mi t seinen Gestalten lacht und die Tragik von innen heraus überwindet: „Humor ist die Gabe, allen Widerwärtigkeiten aus der Zuversicht heraus zu begegnen, daß unser Leben nur das Schattenspiel eines anderen, hinter ihm stehenden besseren Daseins ist, daher eine tragische Auffassung nicht verdient." Ein solcher transzendentaler Humor ist gewiß nicht Sache der großen Menge; und doch ist er nichts Erklügeltes, sondern etwas im Tiefsten Erlebtes, wie denn bezeichnender Weise ein gut Teil des grimmigen Humors, von dem unsere im härtesten Kampfe um unser Sein oder Nichtsein stehenden Krieger vielfach Zeugnis ablegen, im Grunde aus der gleichen Wurzel sprießt, aus dem felsenfesten Glauben, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen". Solche selbstverständlichste, freieste Religiosität, wie sie Timm Krögers Dichtung von innen her durchwärmt, ohne sich jemals irgendwie hervorzudrängcn, eine Religiosität, die sich so gut mit der höchsten geistigen Bildung wie mit dem schlichtesten Verstande verträgt (denn: „Offenbarung ist eine nicht ergrübelte, nicht einmal erfühlte, sondern aus den Tiefen unsers Unterbewußtseins heraufgeworfene Wahrheit, nach deren Ursprungsquelle die logische Sprossenleiter unsers Verstandes nicht hinabreicht") — solche dogmenfreie, im besten Sinne deutsche Religiosität hat unser Volk ja in diesen schweren Zeiten wohl allgemein wiedergewonnen. Da wird es denn gewiß auch williger als früher einem Dichter Ohr und Herz öffnen, der von jeher in fast jeder Novelle gezeigt hat, wie solche Weltanschauung ganz unwillkürlich aus dem nur seinem eigenen Sehnen folgenden, unverfälscht deutschen Herzen quillt: dem nun siebzigjährigen Timm Kroger, dem reifen und reichen Künstler, den die Zukunft noch mehr als die Gegenwart als einen der eigenartigsten und tiefsten deutschen Novellisten würdigen, lieben und lesen wird.

Dr. von Bilguer:

Die Erhebung der islamitischen Welt.

Erst vor wenigen Wochen konnten wir an dieser Stelle eine Gefahr, die sogenannte „italienische" in Nordafrika, erörtern: es handelte sich dabei nur um eine angebliche. Heute stehen wir vor einer wirklichen, sehr ernsten und gefährlichen. Die gesamte islamitische Welt scheint sich zu erheben und — mehr oder weniger bewußt — unser Bundesgenosse zu werden.

Diese Erbebung der Mohammedaner wird ihre greifbarsten Folgen in den nordafrikanischen Küstenländern zeigen: für die Franzosen in Marokko, Algerien und Tunesien; für die Engländer in Ägypten, während für die Indische Kolonie Italiens keine Gefahr vorzuliegen scheint, wie wir später zeigen werden.

Es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß diese islamitische Bewegung gewissermaßen nur eine Folge der letzten europäischen Kriegsereignisse sei. Ihr Anfang datiert vielmehr aus dem Ende der siebziger Iahre des vorigen Iahrhunderts, als der Sultan Abdul Hamid bald nach Beendigung des russisch^tütkischen Kriegs seine ihm von gewisser mohammedanisch-orthodorer Seite streitig gemachte Stellung alsKalif mit allen Mitteln zu befestigen suchte und — verstand. Heute erkennt die ganze islamitische Welt <die Opposition der wenigen Schriftgelehrten von Damaskus ist eine nur theoretische) den Sultan als Kalifen an und selbst die Italiener in Libyen —gleich den Österreichern in Bosnien — respektieren seine Rechte.

Auf die Türkei, nicht zum letzten als die Besitzerin der beiden heiligen Städte Mekka und Medina, blickt die gesamte mohammedanische We.t; allein von ihr kann sie noch die Erfüllung des islamitischen Weltreich-Traumes erhoffen.

Schon der letzte italo-türkische Krieg war Ol aufs Feuer dieser Bestrebungen. Die Türkei konnte während desselben gleichzeitig als Opfer und Rächerin des Islam erscheinen.

Der italienische Angriff auf Libyen gab dieser panislamitischen Propaganda neuen Impuls. Alle nordafrikanischen Küstenländer, Arabien, alle Gegenden, in denen Mohammedaner leben, bis zum entfernten Indien, wurden von eigenen Emissären besucht und mit geheimen Zirkularen überschwemmt. In allen Hauptstädten Europas befanden sich Zweigkomitees, die den von Konstantinopel und Kairo ausgegebenen Parolen gehorchten. Interessant ist, daß die von Tanger aus in ganz Marokko verbreiteten Zirkulare in arabischer Sprache in Verlin hergestellt und vom dortigen Komiteeagenten, vr Mohairem*),

*) Derselbe ist im August 1913 in Berlin gestorben.

W. Uhlandstraße 155, unterzeichnet waren. Diese Zirkulare gingen von Hand
zu Hand und wurden in den Moscheen verlesen.
Besonders in Marokko, dem neuen französischen Protektorat, wird diese
Bewegung leichte« Spiel haben, denn sie findet den fruchtbarsten Boden. Schon
vor dem europäischen Kriegsausbruch sah es dort für die französische Okkupation
schlimm genug aus. Der vielgenannte Eroberer und erste Generalresident Marokkos,
General Lyautey, schilderte selbst die Lage mit folgenden Worten: „Die Ereignisse
von Fez bildeten die Ursache zu einer schrecklichen Krisis, deren ganze Schwere
vielleicht kaum gewürdigt wird, und wir verdanken es einzig und allein dem
Heroismus unserer Soldaten, daß wir einer wahren Vernichtung entgangen sind.
Die Aufstände von Fez haben ganz Marokko in Feuer und Blut
gebracht und bis in die abgelegensten Atlastäler den Fremde „haß der
Berberstämme entfacht. Sie sind es, welche die vom „blauen" Marabut El-Heiba
geleitete Bewegung hervorriefen, die uns zur Einnahme von Marrakesch führte.
Um in unserer Unternehmung fortzufahren, darf vor der Hand keine Verminderung
des Effektivstandes unserer Truppen eintreten. Ich verfüge über 81506 Soldaten.
Von diesen sind 37 397 Europäer, einschließlich der Fremdenlegion, 23 338 Algeriner,
10 334 Senegalesen und 10437 Marokkaner."*)
Nur wenige Tage später, am 18., 23. und 25. Iuli, wurden weitere 1011 Mann
in Bordeaur und Marseille nach Marokko eingeschifft und 136 Sapeurs-mineurs
gingen noch am 1. August von Bizerte nach Rabat,
Unmittelbar nach der Kriegserklärung fielen alle französischen Pläne
betreffs Marokkos zusammen. General Lyautey schiffte sich mit dem größten
Teil seiner Offiziere und Truppen nach Frankreich ein. Was dies für die französische
Herrschaft und die Hoffnungen Frankreichs in Marokko bedeutele, geht aus fol-
genden Worten hervor, die ein Generalstabsoffizier aus Marrakesch an den De-
putierten von Nancy, Fern de Ludre, schrieb: „Diese schöne Eroberung Marokkos
unternehmen wir zugunsten der Deutschen, wenn Frankreich sich nicht stärker zeigt.
Sollte man den General Lyautey abberufen, so würde hier in kurzer Zeit der
allgemeine Aufstand ausbrechen, den zu unterdrücken noch weitere
hunderttausend Mann nötig sein würden. Unsere ganze Okkupation ist
zerbrechlich und prekär <taute untre occuriation e^r. tra^ile et pre-
caire^, nur der General Lyaute« gibt ihr den Halt. Alles fällt zusammen,
wenn er abreisen sollte (tont cela 5'ellriterÄ ä?8 c^n'il p2,l-tir2).'"*)
Daß die vorstehenden Urteile richtig waren, beweist die Tatsache, daß
General Lyautey sich seit dem 4. Oktober wieder in Marokko befindet; man schickte
ihn schleunigst zurück, um zu retten, »ras zu retten ist
*) Siehe Interview des Generals Lyautey in „vspsebo luniÄeune" 12. Juli 1914.
") Siehe „Hello cl« pari«" 24. Juli 1914.

Im benachbarten Algerien und im tunesischen Protektorat
sieht es nicht besser aus. Beide Länder sind von Truppen entblößt. Noch am
11. Iuli verfügte der französische Kriegsminister die schleunige Bildung neuer
Tirailleurbataillone für Algerien, „da die fortwährende Ausdehnung unseres
Arbeitsfeldes in Marokko eine immer größer werdende Verwendung nordafrika-
nischer eingeborener Streitkräfte vernotwendigt und daher eine Schwächung der
algerischen Truppen".

Nach der Abreise fast aller tunesischen Soldaten nach Europa hilft man sich
in den größeren Ortschaften mit in aller Eile gebildeten Bürgergarden zur Auf-
rechterhaltlmg der öffentlichen Ordnung.

In den unter französischer Herrschaft siebenden Ländern Afrikas findet die
islamitische Bewegung ganz besonders günstigen Boden — abgesehen von den
rein religiösen Beweggründen — wegen der Unzufriedenheit der Eingeborenen
mit der ihnen auferlegten allgemeinen W e h r pfli ch t, die bisher in allen von
Mohammedanern bewohnten Ländern gänzlich unbekannt war.

Ganz anders dagegen liegen die Dinge im i la li e n i s che n Libyen.
Sicherlich wird der Wille des Kalifen und der gute Wille seines Vertreters in
Tripolis, Schemseddin'Pascha, genügen, das kaum beruhigte Land vor neuen
Unruhen zu bewahren. Aber auch abgesehen davon haben die Italiener von
ihren neuen afrikanischen Untertanen kaum etwas zu befürchten: die dortigen
Eingeborenen werden derartig gut seitens Italiens behandelt, daß dies bereits
zu wiederholten Malen den Neid der Mohammedaner von Tunis und Ägypten
erregte. Dann aber teilt Italien in Libyen mit vollen Händen Wohltaten und
Geld unter die Eingeborenen aus und hat dieselben ein für allemal von jeg -
licher Wehrpflicht befreit. Dies alles ist vielleicht vom rein theoretisch-
kolonialen Gesichtspunkt aus anfechtbar, im gegenwärtigen Augenblick zeigt sich
indessen der Wert dieser Methode.

Alles in allem: Frankreich hat auf seiner Karte bei diesem beginnenden Spiele
einen jährlichen Handelswert von 18<X)IXX) Franken stehen, abgesehen von den
ungezählten Millionen, die es in seine afrikanischen Besitzungen gesteckt hat. Erleidet
das französische Prestige an der afrikanischen Nordküste eine Schlappe, so kann
es bis zum Zusammenbruch seines riesigen, über 10 Millionen Quadrat-
kilometer fassenden afrikanischen Reiches nur ein Schritt sein. —

Albert Zimmermann:
Zwei Episoden von 1812—181z.
Prinz Emil von Darmftadt schlief im Schnee ein, und um ihn
gegen den eisigen Nordwind zu schützen, hielten vier hessische Dragoner
ihre Mäntel als eine Wand vor ihn und standen am nächsten Morgen
noch so da — aber erfroren.
Wolfgang Menzel, Geschichte der Deutschen.
Eisiger Nordsturm durchwirbelt die russische Steppe. Er haßt — und er
hat Kraft zu hassen! — alles, was fest ist, ohne durch ihn, denn auch er macht fest —
starr. — Ihm widersteht keine Macht! —
Keine? —
Nicht Europas stolzestes Heer? — fünfhunderttausend waffenklirrende
Krieger — aufgebracht, den blutig — blutleeren Traum des Imperator-Phantasten
Wirklichkeit werden zu lassen: eine Welt — ein Reich — keinen Gott — nur
einen Kaiser — nur einen Kaiser! —
— Grauweiße Schneeflocken zerstieben und überschütten. Und die
lodernde Flamme siegsicherer Begeisterung, aus fünfhunderttausend aufgeglühten
Soldatenherzen unwiderstehlich emporgeschleudert, erlischt wie ein Funken.
Eisiger Nordsturm durchwirbelt die Steppe, er haßt alles, was fest ist. Ihm
widersteht keine Macht! —
Keine? —
Nicht die eiserne Zwangfessel der Disziplin? Tapferkeit ist nur eure
zweite, Manneszucht und Ausdauer eure erste Tugend! — Helden des afrikanischen
Wüstenbrandes, Helden des weglosen, wildklüftigen großen St. Bernhard —
ihr trotzet!
— Durch grauweiße Schneewolken wälzt sich über sich selbst hinwegtaumelnd
eine Menschenherde, durch nichts zusammengehalten als durch den Sammel-
instinkt der Herde. — Eroberer des Weltreichs sind Alle — ist Ieder! — und Ieder
trägt seine Würde im Tornister! Was Weltreich! — Was Würde! —
Wer noch befehlen will: den Kolben an den Schädel — und das brennend kalte
Waffeneisen in den Schnee! — Und auf Verwünschungen weitergestelzt! —
weiter! nur leben! — leben!
Eisiger Nordsturm durchwirbelt die Steppe. Er haßt alles, was fest ist.
Ihm widersteht keine Macht! —
Keine? -

Nicht das ewige Bewußtsein: Mensch zu sein? — Nicht Religion? — Nicht
Gott? — Ihr, die ihr das Weltsystem umwarft, es von neuem dachtet und
sagtet: Ietzt erst sind wir! — Ihr, die ihr mit dem Ehrennamen der ersten
Nation euch schmücktet! — ihr müßt etwas — irgend etwas in euch haben,
das unbesiegbar ist!
— Durch grauweiße, kristallene Schneewolken kriecht mühsam eine Schar
menschlicher Raubtiere. Stumm, grausige Flüche eingefroren auf den verzerrten
Lippen, umschleichen sie einer den andern. — Ein Brüllen gellt auf! — Das
umlauerte Echwachwerden eines Kameraden läßt die übrigen im Rudel sich auf
ihn stürzen. Mit ihren letzten Kräften zerfleischen sie einander — lechzend nach
dem Blut des Gefallenen — des Waffenbruders! — nach einem Tropfen warmen,
süßen Blutes.
Eisiger Nordsturm durchwirbelt die Steppe. Er haßt alles, was fest ist!
Doch er findet nichts mehr, als was sein Atem starr gemacht hat. Nichts widerstand
feiner Macht! —
Nichts.
Alles ist aufgelöst — alles entbannt! — In den grausen Verschlingungen
erstarrter Körper ist zerrissen, was Menschen je mit einander verbunden. — Nicht
ein erbärmlicher Fetzen des Prunkmäntelchens, mit Pentagramm und tausend
heilig-wichtigen Zeichen geheimnisvoll bestickt, in dem die Menschheit um ihres
Menschseinswillen sich so gefeit und sicher fühlt — blieb beieinander? Zer-
fasert! — von wirbelndem Nordsturm hinausgeblasen in die leere Steppe!
Und grauweiße Schneewolken weben eilfertig ein neues Gewand —
höhnend, ein unschuldsvoll weißes! — gnädig, ein hüllendes, weiches! — Und
breiten es über die halbnackten, zerfleischten Menschenleiber, die der stolzesten
Völker Namen getragen, und sich kindlich gefreut über die bunten Unterschiede
ihrer Uniformen — breiten es über Gardist und Kürassier, über „Franeais" und
„«.ochon". Doch was ist's bei den vier hessischen Dragonern? — Sie liegen
nicht in den Boden hineingewühlt — aufrecht stehen sie — steil und steif — Gestalten
wie Berge! Die Arme treufest einander zugestreckt, und von schweren schwarzen
Reitermänteln überhangen, so ragen sie als ein trutzig Wehr dem allgewaltigen
Nordsturm entgegen. Ein trutzig Wehr! — doch traulich auch bei all seiner Luftigkeit,
und kostbar bei all seiner Dürftigkeit — doch grausig auch in seiner Leichenstarrheit
und mehr noch als alles andere, erhaben in seiner schlichten Größe. — Ob Fürst,
ob Freund dahinter die schwindende Kraft durch seltene sichere Ruhe neu belebte
— ob strenge Gehorsamspflicht, ob freier Opferwille die rauhen Männerseelen
inmitten der zerbrechenden Welt unbeugsam werden ließ? —
Der eisige Nordsturm fragt nicht. Er haßt Alles, was fest ist! Ihm
widersteht keine Macht! —
Keine? —

11.
Vom Einsinken der Wagen, Menschen und Pferde war bei
Studianka eine Insel entstanden, welche die Beresina in zwei Arme
teilte, und unterhalb derselben sah man drei moorige Hügel aus
zusammengetriebenen Mcnschenleichen. Es ragten noch menschliche
Gebeine daraus hervor, aber sie prangten mit einer dichten Hülle
von Vergißmeinnicht.
Weber, Weltgeschichte.
„Das Heer ist vernichtet Das Befinden Sr. Majestät war nie besser." —
Ein Schlag zuckt durch Europa. Verblendete Augen starren ernüchtert.
Verängstigte Herzen krampft totwundes Weh. Und:
Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd
so ebbt in dünnen Tropfen die große Flut aus Rußland zurück. Tropfen — doch
jeder ein Meer von Elend, Qual — von Haß und Flüchen!
Und ihre grimme Not sind Stacheln in zerfleischten Herzen, die ihrer
Lieben harren. —
„Alter Graukopf — Dein letzter Sohn? — Laß mich erst lachen! — Die
Beresina ist ein breiter Strom — viel Volk ist drin ersoffen! — Aber der Kaiser —
der Kaiser — lebt!"
„Kind — Du weinst, weil Dein Vater nicht kommt? — Mach Dir ein
spaßiges Erempel hieraus: Hunderttausend waren hüben — fünftausend sind
drüben — dazwischen donnert die schwarze Beresina: — Aber der Kaiser — de?
Kaiser —lebt!"
„Weib — es ist um Dein Augenblau schade! — Laß reden mit Dir — nimm,
mich! — Zwar froren mir meine Ohren in Rußland ab, und mein Bein ist steif,
weil von Holz — aber Dein Mann — wer weiß, was von dem noch ist! —Die
Beresina ist tief — und ein breiter Strom — und mitten drin erwuchs eine Insel
von Wagen und Pferden und Menschengebein Doch der Kaiser — der
Kaiser - lebt!"
Und Greise wachsen zu tatfrischen Iünglingen, Stumme beginnen
begeistert zu reden, Reiche werden mild, und Mütter stillen ihre Kinder mit
Blut. —
Und aus Glut wird Brand — und aus Wut wird Tat — Rache! — ver-
nichtende Rache!
Über Studianka an der Beresina wölbt sich der Himmel frühlingsfroh.
Zahllose Blumen entsprießen der Steppe — keine grausame Hand zerknickt sie,

kein harter Fuß zertritt ibr duftiges Leben. Hier mag die Heimat des Friedens
sein — die Welt ist weit in der Ferne. — Still gleiten die dunklen Fluten der
Beresina dahin — ihr Weg ist lang bis zum Meer — da mögen sie nicht mit tändeln-
dem Spiel und geschwätzigem Murmeln verweilen — unaufhaltsam gleiten sie
entlang an den blumigen Ufern, schweigend vorbei an den drei schwarzen, moorigen
Hügeln, die inmitten des Flußbettes emporragen. — Drei moorige Hügel —
was sind sie dem skythischen Strom! — Sie liegen still — machen ihn nicht mehr
wirbeln. Einmal — taten sie es! Da waren die moorigen Hügel noch ein Hecr —
ein angstgepeitschtes, flüchtendes zwar — aber doch immer noch ein Heer, mit
Roß und Troß, das furchtbar werden konnte in seiner Verzweiflung! Das wollte
ihn, den Freien mit Brücken in Fesseln schlagen. Da schäumte er auf — zerbrach,
lauter brüllend als die Kanonen ringsum, seinen eisigen Panzer und warf die
Stücke zornmutig den vor Schrecken sinnlosen Menschlein entgegen. — Es war
ein Kampf! — Er siegte. — Und dann hatte er, was da in ihm herumtrieb, fein
säuberlich geschichtet von Grund auf zu drei flachen Hügeln.

Wohl drohte manch Schädel noch mit leeren Augenhöhlen — gar manche
Knochenhand, zur Faust gekrampft, reckte sich wild empor — doch ihn machte
es nicht mehr wirbeln — still gleiten seine schwarzen Wasser vorüber

Aber in die ferne Welt hinaus drang auf unsichtbaren Wegen der entfleischten
Gerippe stummes Fluchgebet und entfesselte einen Schrei — einen gellenden
Schrei nach Vergeltung.

In weiter Ferne liegt die Welt — hier mag die Heimat des Friedens
sein. Zahllose Blumen entsprießen der Steppe, von keiner Hand gebrochen, von
keinem Fuß zertreten. Und in lauen Nächten weben stillwirkende Mächte auch
über die grausige Schädelstätte der moorigen Hügel einen zartblauen Flor —
und eines Tages ist der grinsenden Kiefer, der knöchernen Fäuste welterschütterndcs:
Imperator - wir grüßen Dich! — eingebettet unter einer dichten Hülle — Ver-
gißmeinnicht

Catharina von Pommer-Esche.

Almendro. Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

Wenn draußen die ehrwürdigen Olivenzweige nickten, von der Meeresbrise leise geküßt, dann glitten seine Hände über die Tasten, und beim Mondenschimmer entstanden in dieser lauen Luft des Südens seine wunderbaren Nocturnes. Die Geliebte saß still daneben, in süße Träume gewiegt. Die Insulaner, eingekapselt in ihre eng begrenzten altherkömmlichen strengen Sitten, wie die Schnecke in ihrem Haus, konnten sich in die freien Anschauungen des Paares nicht hineindenken. Die beiden waren nicht verheiratet, und sie schrieb Bücher, die wegen ihrer zweifelhaften Moral die anständige Menschheit erschrecken mußten. Die weibliche Neugierde empfand das Bedürfnis, die merkwürdige Frau kennen zu lernen, aber das ließ sich doch nicht machen. Nur die" Großmutter Don Adrianos, die so schön die Harfe spielte, war frei von solchen Vorurteilen und besuchte die Schriftstellenn. Sie hatte Freude daran, das Entzücken der Französin über diese himmlische Natur zu hören. Darum verteidigte die Großmutter in den vornehmen Gesellschaften die Fremde. Sie wäre eine arme Frau, mit einem heißen leidenschaftlichen Fühlen, deren Leben eher das einer barmherzigen Schwester sei, als einer Genußsüchtigen. Der Großvater mußte schließlich die Besuche — aus Rücksicht auf die allgemeine Landessitte untersagen. So blieb das Paar einsam. Aber das wollte es auch. Es hatte an sich selbst genug. Abends und nachts kam Chopins Muse zu Besuch, und so entstanden jene einschmeichelnden, wollüstig-süßen Klänge, die ein musikalisches Gemüt entzücken werden, so lange der silberne Mond vom Himmel herab in poetische Seelen blicken wird. Eines Tages kündigte der Besitzer des Landhauses dem Paar, weil sie nicht gesetzlich getraut wären. Da richtete die Sand in dem alten Kloster einige Zellen gemütlich ein, und es war auch hier ein echtes Künstlerleben. Die Schriftstellerin bereitete selbst mit ihren feinen zarten Händen die Speisen für ihren Geliebten. Abends begann das eigentliche Leben. Das düstere Kloster wurde belebt durch die geheimnisvolle Musik, Chopin phantasierte am Piano, sie saß daneben und schrieb bei flackerndem Talglicht. Oft mußte sie sich erheben, um dem Geliebten gegen den Husten ein Linderungsmittel zu reichen. In Vollmondnächten ging das Paar auf den Klosterfriedhof, dessen Geheimnisse es mächtig anzog. Eine Nacht in der Karneoalszeit hielten Mauren ihren Einzug ins Kloster. Es waren in Wirklichkeit Iünglinge aus der Hauptstadt, die der Französin dort in der

Einsamkeit eine poetische Überraschung bereiten wollten, wohl beschämt, daß man diese interessanten Künstler in Bann getan. Um Mitternacht trafen sie ein und ließen ihre Gitarren in nächtlicher Serenade vibrieren, tanzten spanische Tänze, die Chopin mit fieberhaften Augen beobachtete, während die Sand den graziösen Eindruck froh in sich aufnahm. Als der Frühling kam, besserte sich das Befinden des Geliebten zusehends, und die Wandervögel zogen heim nach Frankreich. Bald nachher wandelte man die früheren Mönchszellen in behagliche Wohnungen um, welche die Städter im Sommer aufsuchten, und ein jeder wollte gern gerade die Wohnung der Sand haben. Don Adriano fühlte sich sehr hingezogen zu jener Frau. Arme George Sand! Die Liebe war für dich eine bittersüße Frucht! Allen Aufruhr hatte sie durchgemacht. Eine ungetreue Genossin Mussets, war sie die treueste Pflegerin des todkranken Chopin in der Einsamkeit von Valhermoso. „Ach, wenn ich eine solche Frau kennen lernte," seufzte er vor sich hin. „O, geliebt zu werden von einer bedeutenden Frau!"
Lange grübelte Adriano über diese Liebe. Dann lächelte er ironisch. Seine Reise hatte ein anderes Ziel, und sein Herz preßte sich zusammen wenn er daran dachte. Er, der von wahrer Liebe ohne jede Berechnung träumte, wollte sich verkaufen, seine Hand und seinen Namen einer Frau reichen, die er kaum kannte, zum Gespött der ganzen Insel werden. Sein Dasein erschien ihm so öde. Das Opfer, das er bringen wollte, ließ ihn nochmals strenge Rückschau halten. Er suchte in der Vergangenheit nach einer Rechtfertigung seiner Handlungsweise.
Er zitierte aus Mirza Schafft»:
Zwei Arten höh'rer Güter schuf Natur,
Die einen, schön zu denken und zu handeln;
Die andern, voll Empfänglichkeit der Spur
Des Wahren und des Schönen nachzuwandeln.
Er wollte nun die nackte Prosa, eine Heirat, um mit bäurischem Golde den Palast de Mosca zu restaurieren und den Stamm zu degenerieren — mit Bauernblut.
Er sah sich im Geiste mit seiner schönen, bleichen Mutter, die zart geblieben war seit der Geburt des einzigen Sohnes. Sie war eine gebildete Dame und wußte ihrem Sohn viel zu berichten. Es war traurig, wie mit dem Aufhören des überseeischen Handels die Moscas allmählich verarmten, es ging unaufhaltsam dem Ruin zu. Seines Vaters erinnerte sich Adriano nicht so genau, nur daß er ein schwacher Charakter gewesen, hörte er oft sagen. Er sollte eine Liebelei mit Tante Mona, der Frommen, gehabt haben, die noch etwas von sdem früheren Reichtum besaß. Doüa Mona war zu ihm kalt und abweisend. Einmal sagte sie ihm, daß seine Mutter zwar eine Adelige gewesen sei, aber doch nicht Vollblut wie wir. Die Mutter wollte es durchaus nicht haben, daß er zur Marine ging.
Er sollte sich keinen Gefahren aussetzen, sollte ein vornehmer Herr auf der Insel sein und, vor allem, eine Familie schaffen, um den Stamm fortzusetzen. Er gehorchte

der Mutter. Nach ihrem Wunsche sollte er studieren, Advokat werden, um das Vermögen wieder in Ordnung zu bringen. Mit sechzehn Iahren wurde er nach Madrid geschickt. Aber es wurde nichts Rechtes mit dem Studieren. Die Lehrer ließen ihn gefällig durchschlüpfen, aber das Lernen nahm er niemals ernst. Die Mutter versah ihn mit reichen Mitteln — mit reicheren, als für sie und für ihn gut war, und so lernte er auch nicht haushalten. Es vergingen fünf Iahre. Seine Freunde aus der Heimat wußten in den Cafes viel von seinen Abenteuern zu erzählen. Sie sahen ihn oft, statt über den Büchern, viel mit Frauen. Die Mutter, die davon hörte, war einerseits darüber entrüstet, aber auch stolz darauf, daß ihr schöner, stattlicher Iunge die Frauenherzen entflammte. Die de Moscas hatten alle das Bedürfnis, sich auszuleben, ehe das Wahre, Echte sich ihnen enthüllte — wie ein Most, der sich erst gesund gären muß. Eine besondere Leidenschaft hatte Don Adriano fürs Schießen. Das Scheibenschießen ging ihm über alles. Auch damit verbrachte er manche kostbare Stunde. In, großen Garten des Palastes pflegte er überreife Apfelsinen mit virtuoser Geschicklichkeit von den Bäumen zu schießen. Er besaß keinen Feind, obwohl er, als echter Sohn des Landes, Abenteuer suchte. Seine Urkraft wollte sich austoben. Er turnte, schwamm, ritt, focht und nahm sich ernsthaft vor, die geringste Beleidigung mit dem Degen oder der Pistole zu sühnen. Aber es kam nichts dergleichen, denn er war sehr höflich geartet. Eines Tages erschreckte ihn ein Telegramm mit der Nachricht, daß die Mutter ernstlich erkrankt sei. Als er nach Hause kam, fand er Doua Florinda nicht mehr am Leben. Er zählte dreiundzwanzig Iahre. Mit dem einstigen Riesenvermögen war es vorbei. Der Palast war so groß, seine Erhaltung kostete viel Geld, und seiner Natur widerstrebte es, genau zu rechnen. Er wollte die Welt sehen, ließ andere studieren, und die Gesetze der alten Römer, mit denen er sich eine sichere Eristenz gründen sollte, vergaß er vollständig. Andere wußten ja noch weniger als er und waren doch elegante Kavaliere und alückliche Menschen. Also leben! — '

Er blieb zwei Iahre in Madrid und spielte den großen Herrn, hielt sich noble Reitpferde und spielte in den Kasinos von AlcM. Bald wurde er des Lebens in der spanischen Hauptstadt überdrüssig. Der Wandertrieb aller de Moscas wurde in ihm lebendig. Er reiste durch Europa, wählte Paris zu seinem Standquartier. Alle größeren Städte Deutschlands und Österreichs besuchte er, besah sich überall das Interessante, studierte die Mode und den guten Ton. Aber der Magnet blieb immer wieder die Weltstadt an der Seine. Dort lernte er auch seine erste ideale Liebe kennen: Miß Anny Homspun. Hell und dunkel, les extröruEL 8e tnuckeut! Die vergißmeinnichtblauen Augen Miß Annys verguckten sich in die tiefdunklen Augensterne des Spaniers. Lange blieben ihre Gefühle unausgesprochen. Sie besuchten gemeinsam Museen und Theater, und bei der Heimkehr von den in Paris erst spät endenden Vorstellungen war Don Adriano der schützende Ritter der Tochter Albions. Allmählich wurde Miß Anny doch

berauscht von dem süßen Trank der Liebe. Die beiden reisten eine Weile mitein-
ander. In den Hotels nahm Don Adriano sein Zimmer weitab von dem der
Miß; zu nächtlicher Stunde wandelte dann Prinz Hassan in arabischem Gewand
zu seiner rotblonden Suleika. Eines Tages schlug Miß Anny ein festes Band fürs
Leben vor. Mit dem praktischen Sinn der Engländerin wollte sie gleich die
finanzielle Seite der Frage regeln — sie würde ihrem Vater schreiben, der sehr
reich sei. Sie wollten sich dann schnell in London trauen lassen, wo man keine
Schwierigkeiten mache. Alles recht schön, aber wirklich heiraten?
Eines Morgens machte er sich reisefertig und dampfte av — zurück
ins Vaterland. Von dieser englischen Romanze war ihm nur die Erinnerung
und eine rotblonde Locke geblieben. Von Madrid aus schrieb er an seinen Verwalter
um Geld. Indessen stockte es mit den Sendungen, und nur unregelmäßig trafen
kleine Beträge nebst unerquicklichen Briefen ein. Schließlich reiste er nach der
Heimat, im Glauben, seine persönliche Anwesenheit werde die Lage bessern. Eine
Besitzung nach der anderen wurde verkauft. Sobald er wieder Geld in Händen
hatte, flog er schnell wieder aus den, Nest, ohne auf seinen Verwalter zu hören.
Das Geld wiegte ihn in einen lachenden Optimismus. Alles würde sich machen.
In letzter Stunde würde ihn eine reiche Heirat retten.
So ging's einige Zeit, bis der Verwalter seine Entlassung forderte, einen
Haufen von unbezahlten Rechnungen sandte und den Bescheid gab, kein Geld
mehr schicken zu können. Von da ab lebte Don Adriano wie vergraben auf
der Insel. Nur des Nachts ging er aus, um im Kasino mit einigen Freunden
zu spielen, die sich gern von seinen Reisen erzählen ließen. Während des Tags
war das Elend sein Gesellschafter. Adriano dachte oft ganz kalt daran, aus dem
Leben ohne Demütigung zu scheiden. Man sollte ihn unter einem Orangenbaum
im ewigen Schlaf finden — den Revolver in der Hand.
Eines Nachts, in einem Augenblick, wo dem Schlaflosen die Dinge in
außerordentlichem Licht erscheinen, faßte er einen Gedanken. Der reiche Cabruno
liebte ihn von jeher. Oft war er ihm helfend beigesprungen. Er hatte ein
einziges Kind, eine Tochter. Die reiche Tochter trug mit Recht den Namen der
Göttin im Schlafgemach seiner Väter: Abondanzia. Iedenfalls war sie die reichste
Erbin auf der Insel. So faßte er den Entschluß, die Fahrt nach Valhermoso
zu unternehmen. Ia, er hatte Dona Abondanzia einige Male in der Stadt
auf der Straße gesehen. Eine recht gute Gestalt, ein angenehmes Gesicht;
wenn sie nicht mehr in ihrer altherkömmlichen Umgebung wäre, würde sie eine
stattliche Dame sein. Aber liebte er sie? Adriano lächelte. War denn Liebe
unumgänglich nötig zun, Heiraten? „Eine Ehe ist eine Reise zu zweien für den
Rest des Lebens, und bei der Frau suche ich guten Charakter. Die Liebe!
Alle glauben, einen Anspruch an sie zu haben, und sie ist doch nur wie das
Talent, wie die Schönheit, wie das Glück, ein besonderer Treffer, den nur Be-
vorzugte ziehen! Sie ist das große Rätsel des Lebens, die Frage, auf die es

meist keine Antwort gibt. Die Menschen bilden sich oft ein, die echte Liebe kennen gelernt zu haben, und es war doch nichts anderes, als nur Sinnenrausch.
Ia, Liebe ist etwas Einziges — denn
Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie der Quell, versiegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.
Und doch soll ich davon abgleiten und ganz nüchtern werden?"
Valhermoso zeigte sich seinen Blicken. Alles sah nach Wohlleben und Reichtum aus. Da hielt ein Wagen, Adriano sah einen Hut schwenken.
Als er näher kam, erkannte er seinen Freund Kapitän Andreo.
„Ia, ich bin auch hergekommen zum Frühstück. Wie wird »nein Bruder überrascht sein!"
Adriano schüttelte ihm die Hände. Er war einer seiner liebsten Freunde.

III.

Kapitän Andreo stand auf der Insel in hohem Ansehen. In den Cafss lauschte man gern seinen Erzählungen. Er war maurischer Abstammung und gehörte dem, auf der Insel im allgemeinen verachteten Stamm an, den man aber nicht verdrängen konnte; er war noch ein Überrest aus der alten großen Zeit. Andreos Gesicht war scharf geschnitten, mit markierter Adlernase, das Kinn vorspringend. Die Augen funkelten wie Bernstein und Gold. Er war weit gereist, kannte Amerika und England; dennoch liebte er seine Heimat, beurteilte aber die altertümlichen Anschauungen als ein stehendes Gewässer. Er schalt auf die Spanier, die sich damals mit der grausamen Ausweisung und Bekämpfung der Mauren ins eigne Fleisch geschnitten hätten.
„Welch hohe Bildung besaßen wir! Niemand hat das Recht, uns zu verachten. Bedenkt unsere Kunstfertigkeiten in vielen Dingen. Unsertwegen kommen wahre Kunstkenner nach Spanien. Ohne die Schöpfungen meines Stammes gäbe es kein Granada, keine Alhambra, kein Cordoba mit der unvergleichlichen Mesquita und ihrem Säulenwald. Iene Jeugen sind das höchste an Baukunst maurischen Geistes! Es ist unerhört, daß die einzigen Nachkommen, die hier auf der Insel noch eristieren, scheel angesehen werden, während sie friedfertig für sich leben. Es findet sich auch viel Reichtum bei uns, da wir zu arbeiten, zu verdienen und das Geld zu halten wissen."
Aus dieser wehmütigen Stimmung ging der Kapitän zu seinen Reisen über, und da fanden die beiden Freunde sich im gleichen Fahrwasser. Beide hatten viel Geld verbraucht, nur mit dem Unterschiede, daß der Kapitän dabei doch stets rechnen lonnte.
Ordnungsliebe muß dem Menschen früh eingeprägt werden, sonst nutzt

alles nicht. Das war sein Wahlspruch. Freund Adriano indessen lebte in den
Tag hinein, ohne an morgen zu denken. Ietzt dachte er zwar anders. Wenn
die Kuh tot ist, bessert man den Stall. Don Adriano lauschte gern den Berichten
von den Liebschaften des Kapitäns. Er hatte Frauen aller Art kennen gelernt,
Frauen aller Farben. Launig wußte er von den schmiegsamen Gestalten der
Schwarzen zu reden. Munter plaudernd kamen sie an ihr Ziel.
„Übrigens, mein lieber Adriano, ich weiß alles! Mir sagen sie immer,
was sich ereignet, und da heute Familienfest ist, darf ich auch nicht dabei fehlen."
Don Adriano tat, als ob er ihn nicht verstünde.
Der Wagen hielt vor einem schönen neuen Haus. Ein Mann mit weißem
Backenbart kam ihnen entgegen, auf einen Stock gestützt. Es war der Herr des
Hauses. Er begrüßte Don Adriano mit etwas schwerfälliger Stimme, wobei er,
wie ein Fisch außer Wasser, nach Luft schnappte. Er sprach mit großer Unter-
würfigkeit und dankte Adriano für die Ehre seines Besuches.
„Und ich?" fragte der Bruder. „Ich bin Luft, bin dir gar nichts?"
Die Brüder waren sehr verschieden geartet, hatten einander eigentlich am
liebsten, wenn sie sich nicht sahen.
„Wir trafen einander zufällig", erklärte der Kapitän! „Da ich wußte, daß
Don Adriano hier frühstückt, so habe ich mich auch bei dir eingeladen." —
Sie waren ins Haus getreten, das solide eingerichtet war. Einige Bilder,
Landschaften Valhermosos, schmückten die Wände. Abondanzia, die Tochter Ca-
brunos, kam aus dem ersten Stock. Adriano konnte sie zum ersten Male gründlich
betrachten. Seine Erinnerung trog ihn nicht. Sie war groß, von dunkler Haut-
farbe, die schwarzen Augen hatten einen freundlichen gutmütigen Ausdruck.
Bei aller jugendlichen Schlankheit kündigte sich eine beginnende Fülle für die
Zukunft an — wie bei allen Iungfrauen ihres Stammes. Sicher eine gute,
friedfertige Gefährtin fürs gemeinsame Leben! Sie senkte verschämt die Augen
und errötete. Der Kapitän behandelte seine Nichte mit einer gewissen Freiheit und
verkehrte mit ihr in demselben Ton, mit derselben frischen Laune, wie mit jungen
Mädchen überhaupt.
Der Wirt lud die Gäste ins Speisezimmer. Das Frühstück stand bereit.
Gespeist wurde nach alter Sitte um 12 Uhr, man setzte sich zu Tisch. Don
Adriano, der neben dem Wirt saß, fühlte sich etwas belästigt durch das schwere
Asthma des leidenden Mannes. Der reiche Bauer hatte sich die Gesundheit
nicht erhalten können.
„Es ist das Asthma, Don Adriano," sagte der Leidende, „hier geht es mir
aber besser. In der Stadt müßte ich sterben. Ich brauche reine und milde Luft!
Mein Gott! dachte Don Adriano. Wie traurig, an der Seite dieses armen,
reichen Blasebalgs zu leben! Indessen wird er's ja nicht lange mehr machen —
dieser Kranke soll mich am Eintritt in die Familie nicht hindern. Vorwärts also!
Indessen entwickelte der Wirt eine gewaltige Gesprächigkeit. „Ich habe die

Ehre gehabt, Ihren Herrn Großvater näher zu kennen." „Ja wohl, und Ihren
Herrn Vater desgleichen," fügte er hinzu, ermuntert durch Don Adrianos Still-
schweigen, „das waren andere Zeiten als jetzt. Damals gehörte ich der roten
Partei an."
Der Kapitän unterbrach den Bruder lachend:
„Und nun bist du ultra-konservativ, Mitglied aller kirchlichen Vereine und
bei allem dabei, was mit der Kirchs zusammenhängt."
„Ach ja," rief der Wirt dazwischen, „das bin ich! Ia, und die Religion!
Für sie gäbe ich mein Leben!" Dabei preßte er die linke Hand auf die franke
Brust, als ob die Begeisterung ihn ersticken müßte, die Augen in mattem Glanz
gen Himmel gerichtet. „Wundert euch nur nicht über meinen Bruder, den Kapitän,
er ist ein Sonderling. Er könnte reich sein und hat manchmal nicht fünf Peseten."
„Wozu auch? Ich habe keine Schulden, und mehr verlange ich nicht."
Abondanzia wußte schon die Wortgefechte auswendig, die sich zwischen den
beiden Brüdern regelmäßig entspannen, und machte ein trauriges Gesicht.
„Mein Bruder hat ein goldenes Herz, auch einen klugen Kopf, ist aber in
vielen Dingen ganz überspannt. Er hat ganz falsche Auffassungen."
Der Kapitän, dessen Wangen hoch gerötet waren, bedauerte dies Intermezzo
bereits und ergriff schließlich das beste Teil, indem er sich mit Gier auf die treff-
lichen Speisen stürzte. Die Nichte sah nun wieder vergnügt aus. „Ia, ja," sprach
der Kapitän, „ich weiß, was Hunger ist, seit meinen Seereisen. Das Meer ist
der beste Appetitanreger. Mein Vater, der Begründer des großen Reichtums
meines Bruders, hat mich auf einem eigenen Segelschiff nach Habana entsandt.
Da gab es gut und reichlich zu essen. Der Kapitän des Schiffs gab mir die
besten Bissen. So wäre ich aber nie ein tüchtiger Seemann geworden. Darum
begab ich mich in Cuba auf ein Boot, um auf den Teufelsinseln Vogeldünger an
Bord zu nehmen. Da waren alle möglichen Menschen vereint: Engländer, Peru-
aner, nicht gerade die Elite der Menschheit. Der Führer war ein Catalane, der
für außerordentlich geizig galt. Auf der Hinreise ging's, aber auf der Rückreise,
nachdem die Magelhaensstraße durchquert war, trat jene unerwünschte Meeres^
stille ein, so daß die Fregatte unbeweglich mehr als einen Monat im Atlantischen
Ozean lag und es immer knapper mit den Lebensmitteln wurde. Wir erhielten —
man bedenke: große starke Männer — täglich einige Biskuits.
Zurückgekehrt nach Cadiz, mußte ich meinen guten alten Magen, der nver-
hungert war, wieder in Ordnung bringen, wozu unser trefflicher 3eres-Wein
sein Bestes tat."
Nach beendeter Mahlzeit gab der Wirt seiner Tochter den Auftrag, Don
Adriano den Garten zu zeigen und seltene Rosen, die er selbst gepflanzt hatte.
Die beiden Brüder blieben zurück, während das Paar spazierte und sich schließlich
in einer schattigen Laube niederließ. Abondanzia beantwortete die alltäglichen
Fragen Don Adrianos mit der Schüchternheit eines wohlerzogenen Mädchens.

Aber sie erriet den Zweck seines Besuchs. Er kam ihretwegen und ihr Bater
würde seinen Antrag gern annehmen. Sie entrollte im Innern die Bilder ihrer
Kindheit, wo sie manche Kränkung erfahren hatte wegen ihrer maurischen Ab-
stammung und auch wegen ihres Reichtums. Im Kloster, wo sie einige Iahre
zugebracht, mußte sie von den Klosterschwestern vor öffentlichen Beschimpfungen
geschützt werden, wenn sie sich auf der Straße zeigte. Auch als sie schon er«
wachsen war, verfolgte sie dieser Rassenhaß. Nur Leute ihres Stammes beach-
teten sie, und sie glaubte immer, sie würde einen von ihnen zum Manne nehmen
müssen. Da kommt nun dieser vornehme de Mosca. Sie war bisher nur eine
Krankenpflegerin ihres Vaters gewesen. Nun würde sie die Gemahlin des Don
Adriano werden! Sie sah sich schon im wundervollen Palast, sah sich in, eleganten
Wagen den Molo entlang fahren — neben ihrem Gatten, dachte an die eifer-
süchtigen Blicke ihrer Gefährtinnen, die sie um ihren Reichtum und Rang be-
neiden würden, um den Besitz eines Mannes, der ein so bewegtes Leben hinter
sich hatte und etwas ganz Apartes war. — Abondanzia hatte ihn immer nur
von ferne gesehen. Als sie sich ihre Einsamkeit durch vieles Romanlesen ver-
süßte, mußte sie bei den vielen Romanhelden oft an diesen vornehmen Herrn
denken, der durch die weite, weite Welt gereist war. Ihr Vater hatte ihr schon
Andeutungen gemacht, daß sich Don Adriano vielleicht um sie bewerben würde,
er, dessen Ahnen die Freunde von Königen waren.
War es nun Liebe oder Dankbarkeit, was sie für ihn empfand? Ihre Augen
zeigten einen feuchten Glanz, und sie fühlte sich seltsam zu ihm hingezogen;
lauschte seinen Worten, wie dem süßesten Lockruf, dachte an die Zukunft wie
an einen Sonnenaufgang nach einer langen einförmigen, schlaflosen Nacht.
Don Adriano suchte seine Schilderungen auf das besondere weibliche Interesse
zu münzen. Abondanzia verstand ihn.
Endlich kam der Schlußakt.
„Abondanzia! Ich bin nur Ihretwegen nach Valhermoso gekommen. Ich
biete Ihnen ein neues Leben. Alles, was Ihnen bisher das Leben düster machte,
kann beseitigt werden durch e i n Wort von Ihnen. Wollen Sie meine Lebens-
gefährtin sein?"
Abondanzia hatte die Frage seit einer Stunde erwartet. Es verging
geraume Zeit, ehe sie einige Worte hervorbrachte. Es war ein Glück, das Größte
ihres Lebens. Aber ein wohlerzogenes Mädchen durfte doch nicht gleich ant-
worten.
Don Adriano wollte die Sache besiegeln, aber da kam der Kapitän durch
den Garten und rief mit lauter Stimme, es sei Zeit an die Heimreise zu denken,
der Kutscher wäre schon vorgeführen. Don Adriano war ärgerlich. Mit welchem
Rechte mischte sich der Kapitän in seine Angelegenheiten! Das Erscheinen des
Wirts schnitt ihm eine Erwiderung ab. Offenbar hatte zwischen den Brüdern

ein Streit getobt. Das sah Adriano auf den ersten Blick. Der Vater sah auf
seine Tochter und Don Adriano, und sein Blick wurde heiter im Vertrauen, daß
die beiden einig geworden.
Er begleitete mit Abondanzia die beiden Herren zum Wagen. Der Asthma'
tische nahm Adrianos Hand und drückte sie herzhaft.
„Dieses Haus ist das Ihre, und ich bin Ihr ergebenster Freund."
Er lud ihn ein, bald wieder zu kommen, ohne sich an seinen Bruder mit
einer Silbe zu wenden.
„Ia, ich komme", sagte Don Adriano, indem er Abondanzia einen Blick
zuwarf, der sie erröten machte.
Als der Wagen schon ein Stück entfernt war, brach der Kapitän in ein
schallendes Gelächter aus!
„Also es scheint, daß du mich zum Onkel haben willst?" fragte er ironisch.
Don Adriano, der schon darüber wütend war, daß er zum plötzlichen Aufbruch
gezwungen hatte, wurde heftig:
„Was geht es dich denn an? Ich bin doch alt genug und brauche keinen
Vormund."
„Ah! Mir scheint doch, ich habe das Recht dazu, da ich zur Familie gehöre
und es sich um meine Nichte handelt!"
„Aber wenn Abondanzia mich will und der Vater ja sagt?"
„Aber ich, der Onkel, sage nein. Ich sage, daß diese Heirat eine Torheit
wäre. Für beide Teile. Hast du vergessen, wer du bist? Deine Familie?
Du kannst mein Freund sein, darfst mich im Cafs sehn, im Kasino, mich, den die
Leute für etwas verrückt halten. Aber eine Frau aus meinem Kreis — nein.
Deine Tante, die fromme Doua Mona, würde auf ewig mit dir zerfallen, und
sie, meine Nichte, die freilich jetzt in Einförmigkeit lebt, aber doch in Frieden,
sie würde ein Leben voller Qualen haben, mißachtet von aller Welt. Es läßt sich
nun einmal nicht mit einer solchen Tat das eingewurzelte Vorurteil von Iahr-
hunderten ausrotten. Bedenke: Heiraten — fürs ganze Leben! In den ersten
Monaten würdest du, Adriano, Front machen gegen die Angriffe, aber mit der
Zeit käme die Reue, und der leidende Teil wäre die arme Abondanzia. Nein,
die Ehe in Spanien ist keine Spielerei. Geschieden wird nicht. Darum bin ich ja
ledig geblieben. Bist du etwa in Abondanzia verliebt?" fragte er durchdrin-
gend, die bernsteinflimmernden Augen scharf auf Don Adriano gerichtet."
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
u

Politische Rundschau.

Von Dr. iur. Ernst Reichenheim.

Die Ersatzwahlen zum Deutschen Reichstage.

Im Hinblick auf die dringende Notwendigkeit des unveränderten Fortbestehens der herrlichen Einmütigkeit, die seit dem Tage des Kriegsausbruches Alldeutschland die höchste Weihe gibt, ist es Pflicht der für das Wohl des Landes verantwortlichen Instanzen: über das ungestörte Fortbestehen dieser Einigkeit im Innern ununterbrochen zu wachen und demgemäß auch alle, dem Auge des weitblickenden Politikers schon im Voraus erkennbare, etwaige Streitpunkte von vornherein zu beseitigen, die diese große Errungenschaft irgendwie gefährden könnten.

Ein Fall nun ist es, der unter diesem leitenden Gesichtspunkte hier erörtert werden soll, ein Fall, den für die gesamte Dauer des Krieges ein- für allemal im Interesse und im Sinne der Nation endgültig und erschöpfend zu klären, die Aufgabe dieser Zellen ist, nämlich die Frage: Wie sollen sich die Parteien bei den durch !den Tod einzelner Abgeordneter notwendig gewordenen und immer wieder von Neuem notwendig werdenden Ersatzwahlen zum Reichsrage verhalten?

Soll, während draußen auf blutgetränkten Schlachtfeldern Weltenschicksal wird, im Innern der Parteien Haß und Streit zu neuer Glut entflammen?

Sollen, wie es jede Wahlkampagne mit Notwendigkeit mit sich bringt und in ihrer praktischen Wirkung mit sich bringen muß, im Innern Haß und Zwietracht von Neuem geschürt werden, während in Ost und West auf blutiger Walstatt deutsches Heldenblut in Strömen fließt?

Soll das übliche Gezänk einer Wahlkampagne, mit dem Ausbruch all' der Leidenschaften, die sie erfahrungsgemäß auszulösen pflegt, im Innern einsetzen dürfen, während draußen mit Blut und Eisen über das Schicksal des Vaterlandes entschieden wird?

Soll die eben erst mühsam errungene Einigkeit im Innern gefährdet werden, während, umringt von einer

Welt von Feinden, über Sein oder
Nichtsein der Nation draußen im
wilden Schlachtgetümmel die ehernen
Würfel fallen?
Diese Fragen stellen, heißt sie be-
antworten :
Nein! Das deutsche Volk verlangt,
wünscht, fordert, daß, solange sein«
Söhne mit ihres Herzens warm strö-
mendem Blute das Reichspanier
schirmen, Aberhaupt keine WalMmpfe

stattfinden dürfen. Fordert — unter dem äußerst peinlichen Eindrucke der wenig erfreulichen Erörterungen und Begleiterscheinungen, die in einzelnen Bundesstaaten bei stattgehabten Landtags- und Kommunal-Wahlen bereits verschiedentlich und gerade in den letzten Wochen wiederum besonders stark zutage getreten sind, in dem ernsten Wunsche, Ähnliches bei den Ersatzwahlen zum Reichstage unter allen Umständen ein für alle Mal vermieden zn sehen, — nunmehr gebieterisch und mit allem Nachdrucke, daß der Parteien Vorstände und Führer im Namen und im Sinne der Nation unverzüglich und ohne dao geringste Zögern ein, sämtliche Parteien für die gesamte Dauer de«, Krieges fest bindendes prinzipielles Abtru'.üic:! etwa folgenden Inhaltes treffen und alsbald bekanntgeben:

Bis zum endgültigen Friedensschlusse ist, mit dem Ziele strengster Vermeidung von Parteikämpfen irgendwelcher Art, auf der Grundlage der Wahrung des bisherigen Parteibesitzstandcs, in Zukunft nur noch die Partei desjenigen Abgeordneten, durch dessen Tod eine Ersatzwahl zum Reichstage nötig wird, berechtigt, nach der, in jedem Falle vorher vertraulich einzuholenden Zustimmung aller übrigen Parteien, ihrerseits allein und ganz ausschließlich die Person des Nachfolgers zu bestimmen und diesen als alleinigen Kandidaten des Wahlkreises alsdann aufzustellen, ohne daß eine der übrigen Parteien gleichzeitig einen Gegenkandidaten aufstellen darf.

Und wenn dann, nach offizieller Sanktionierung dieses Vorschlages seitens aller Parteivorstände, im wahrsten und edelsten Sinne ein Abgeordneter nicht mehr, wie es trotz der Bestimmungen der Rcichsverfassung bisher in den meisten Fällen tatsächlich leider war, als Vertreter einer einzelnen Partei, sondern als Vertreter des gesamten deutschen Volkes gewählt wird und sich als solchen auch wirklich betrachten und bezeichnen darf, wenn in Zukunft dann im Deutschen Reiche — einem einig' Volk von Brüdern — der Sozialdemokrat dem Konservativen und der Konservative dem Sozialdemokraten, in dem stolzen Bewußtsein, daß sie alle jetzt nur ein Gedanke, ein Wille, ein heiliges Gebet eint, freudig und aus tiefster Überzeugung heraus

seine Stimme gibt, dann wird Deutschland seinen schwersten, seinen größten, seinen herrlichsten Sieg errungen haben!

Und dann mögen wir, jubelnd, auch erschallen lassen Nietzsches göttliche Worte an den Mistral:

— Und daß ewig das Gedächtnis
Solchen Glück's, nimm sein Vermächtnis,
Nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
Stürm empor die Himmelsleiter,
Häng ihn — an den Sternen auf!

Den Kranz aber, ihn weihen wir:
in tiefster Dankbarkeit der Armee und ihren Führern, in Bewunderung und in Stolz der Größe deutscher Nation.

Soziale Rundschau.

Von Dr. I. v. B N l o w.

Die wirtschaftliche Lage der freien Berufe.

Am härtesten sind durch den Krieg vielleicht die Vertreter der freien Berufe getroffen worden. Ihre an sich schon schwer abwägbaren Erzeugnisse sind durchweg derartig, daß sie einem Lurusbedürfnis entgegenkommen und bei einem Rückgang des allgemeinen wirtschaftlichen Wohlbefindens am ersten ausgeschaltet werden können und müssen. Die Zahl derer festzustellen, die in den einzelnen freien Berufen durch den Krieg in eine wirtschaftliche

3^

Notlage gekommen sind, ist schon deshalb unmöglich, weil die Mitgliederzahl der freien Berufe niemals zahlenmäßig zu fassen wäre, auch die Grenze zwischen den. einzelnen Berufen und anderen nicht freien Berufen sehr verwischt ist.

Bei den Hilfsstellen, die für die freien Berufe eingerichtet worden sind, haben sich verhältnismäßig wenig Untersttzungsbedürftige gemeldet. Der Grund hierfür liegt darin, daß ein großer Teil durch den dem freien Künstler natürlichen Stolz abgehalten wurde, sich um eine Unterstützung zu bemühen; dann auch darin, daß in den ersten Kriegsmonaten früher gemachte Ersparnisse über die augenblickliche Notlage hinweghalfen; nur zum geringsten Teil in der Tatsache, daß die Mitglieder der freien Berufe im Felde stehen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß ein ganz unverhältnismäßig großer Teil Künstler kriegsuntauglich ist.

Es sind zur Unterstützung der freien Berufe eine ganze Anzahl Unternehmungen geschaffen worden. So für die bildenden Künstler und Musiker die Kriegshilfskasse der Königlichen Akademie der Künste, der sehr große Summen zur Verfügung stehen. Ferner hat der Nationale Frauendienst eine Kriegsfürsorge für freie Berufe eingerichtet. Endlich haben alle Berufsvereine Hilfsaktionen für ihre Mitglieder unternommen. In Berlin speziell sind Mittagstische eingerichtet; dann ist ein Kriegswohnungsnachweis für freie Berufe geschaffen worden, die sämtlich gute Erfolge erzielt haben. Die von den einzelnen Kassen gegebenen Unterstützungen sind naturgemäß nicht so hoch, daß sie den einzelnen Künstlern erlauben, ihre bisherige Lebensführung fortzusetzen. Häufig bestanden sie nur in einer Barunterstützung von Fall zu Fall, vereinzelt wurde auch bis auf weiteres eine feste monatliche Zubuße gewährt.

Bei der Kriegshilfskasse der Königl. Akademie der Künste hatten sich von bildenden Künstlern bis zum November ca. 130 Bedürftige gemeldet. Beim Schutzverband Deutscher Schriftsteller waren etwa 140 Meldungen eingelaufen, bei der Hilfsvereinigung für Musiker und Vortragskünstler 2—300. Diese Zahlen können nur als Beispiel

gegeben werden; sie sind auffallend
klein und verringern sich noch dadurch,
daß bei näherer Prüfung viele der Bitt-
steller sich als Nichtkünstler oder
-Schriftsteller herausstellten. Es gibt
gerade in den künstlerischen Berufen
eine große Anzahl von Personen, die
gewohnheits-, man kann fast sagen
berufsmäßig ihre künstlerische Betäti-
gung als Vorwand zum Erbitten von
Almosen nehmen, die hierin eine gewisse
Gewandtheit erreicht haben und jetzt
die Geneigtheit zu größerer Hilfsbereit-
schaft gern und erfolgreich ausnutzen.
Für diese bedeutet der Krieg eine wirt-
schaftliche Verbesserung, sie erhalten
jetzt von allen Seiten mehr Unter-
stützung als zuvor und leben einen guten
Tag.

Dadurch, daß viele verschiedene
Hilfskasseu für die freien Berufe ein-
gerichtet sind, kann es vorkommen, daß
der eine oder der andere mehrseitige
Hilfe bezieht. Das zu verhindern ist
nur durch eine sehr sorgfältige Recherche
möglich. Als vorbildlich und besonders
segensreich läßt sich die Art bezeichnen,
die der Schutzverband Deutscher
Schriftsteller eingeführt hat. Er be-
müht sich im wesentlichen, den An-
suchenden nicht eine Barunterstiitzimcs
zu geben, sondern ihnen eine wirkliche
Beschäftigung zu verschaffen. Durch
ganz besonderes Entgegenkommen
seitens der Behörden, vor allem der
Berliner Iustizbehörde, ist es möglicb
gewesen, von den 140 Bedürftigen 110
in subalternen Stellungen nnterzn-

bringen, wo sie von M. 2,50 bis 4,50 den Tag durch Schreibarbeit verdienen, selbst jederzeit, falls sie eine bessere Einnahmequelle finden, fortgehen, andrerseits aber nur mit einer Kündigungsfrist von 8 Tagen entlassen werden können. 10 weitere Bedürftige hat der Schutzverband in höheren Stellungen unterbringen können, die nur zum geringsten Teile ihrem schriftstellerischen Beruf entsprachen, sodaß tatsächlich nur 20 aus den vorhandenen und für diesen Zweck von vermögenden Leuten besonders gespendeten Mitteln unterstützt werden brauchen. Sie erhalten jetzt regelmäßig zwischen 30 und 100 Mark monatlich; das läßt sich nach den augenblicklichen Beständen noch 4 Monate fortsetzen. Es besteht aber die Hoffnung, daß inzwischen eine solche Beruhigung des Wirtschaftslebens eingetreten sein wird, daß für schriftstellerische Erzeugnisse wieder das gleiche Interesse wie früher vorfanden ist-

Nach einer Rundfrage des Schutzverbandes hat bei der großen Anzahl von Schriftstellern mit dem Tage des Kriesgausbruchs jeder Verdienst aufgehört. Diese Statistik ergibt aber zugleich die Unfähigkeit der meisten Schriftsteller, sich über ihre wirtschaftliche Lage eine klares Bild zu machen. Es wurde dort auch die Frage nach der Mindestsumme gestellt, die einer für »eine Eristenz benötige, und das ergab die sonderbarsten Berechnungen.

Die vom Schutzverband gewährten Unterstützungen werden sämtlich als Darlehen bezeichnet, was ihnen den Charakter des Almosens nimmt und immerhin die Hoffnung auf spätere Rückzahlung bestehen läßt.

Die für die anderen Berufe eingeleiteten Unterstützungsaktionen bieten zurzeit noch nicht so ausgiebige statistische Unterlagen, daß es sich verlohnt«, darauf einzugehen. Im allgemeinen ist hier die Unterstützung als eine vorübergehende festgelegt. Die Nachteile dieses Verfahrens liegen auf der Hand. Der Unterstützungsbedürftige muß andauernd den Nachweis führen, daß er der Hilfe noch bedürftig ist; er muß seine Gesuche wiederholen. Letzten Endes ist die gewährte Hilfe so gering, daß sie zwar vor dem Verhungern schützt, aber dem Künstler, beispielsweise dem Maler nicht die Möglichkeit

gewährt, die für seine Arbeit unerläß-
lichen Ausgaben zu bestreiten. Er wird
auf diese Weise entweder zum Schul-
denmachen beim Lieferanten gedrängt
oder zur Untätigkeit verurteilt. Des-
halb empfiehlt sich hier für alle freien
Berufe der vom Schutzverband einge-
schlagene Weg, den Ansuchenden in
erster Linie Arbeit zu vermitteln. Es
darf zwar nicht verkannt werden, daß
der Schriftsteller sich noch am allerersten
hierfür eignet, daß ihm eine Schreib-
arbeit, wenn sie auch ganz mechanisch
ist, doch noch bis zu einem gewissen
Grade liegt, aber es darf auch nicht
übersehen werden, daß ein großer Teil
aller Künstler, der bildenden sowohl,
wie der tönenden, der Welt den Nach-
weis für ihre Eignung zu dem gewähl-
ten Berufe schuldig bleibt und besser
täte, ihn als Nebenbeschäftigung zu
üben. Gelänge es jetzt durch einen
solchen Stellennachweis, einen größeren
Teil der Angehörigen freier Berufe in
eine geordnete Erwerbstätigkeit abzu-
drängen und sie hieran wieder zu ge-
wöhnen, so würde der wirtschaftliche
Erfolg des Krieges für die Gesamtheit
ein außerordentlich günstiger sein.
Die Notlage des Einzelnen würde da-
durch verringert, der Wettbewerb vor
allem derjenigen, die sowohl durch
minderwertige, wie durch billige
Leistungen die andern unterbieten, ver-
ringert und der Gesamtheit der
Künstlerschaft ein Dienst geleistet, der
rückwirkend auf die künstlerischen
Leistungen als solche einen sebr großen
Einfluß haben muß.

Li'terarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozzi

Keine Bücher können in unserer Zeit wirksamer sein, als die mit begeisterter »ind begeisternder Prophetenstimme. Selbst von ganzem Herzen und von ganzer Seele um den Wesenskern der Gegenwart, dieser in Wogen gehenden Erscheinungen, uns mühend, von dem wir hoffen, er möchte uns und unseren Kindern dereinst zum grünenden und schattenden Baume werden — lieben wn den heiligen Eiferer, den Propheten. Kommt dann noch hinzu, daß seine Sache unsere eigene, man möchte sagen: konkrete Angelegenheit ist, so erhält unsere schweifende Liebe die lebenswarme Gebundenheit; sie wird Freundschaft, die geben und nehmen will.

Solche Fäden weben heute zwischen uns und den „Deutschen Schriften" von Paul de Lagarde. Was uns m dem Band „Deutscher Glaube. Deutsches Vaterland. Deutsche Bildung"') als das aus jenem Werk gewählte Wesentliche gegeben wird, das ist in seinem Wesenhas?en unser eigenes Erlebnis dieser Tage. Ist demütig-stolze Erkenntnis unserer nationalen Art, ist heiße Sehnsucht, sie zu jeder Stunde durch uns darzustellen. Ist im Licht dieser Erkenntnis und im Brennen dies-s Wollens die Einsicht in manchen vergangenen und vielleicht noch den einen oder anderen gegenwärtigen Verrat an unserer echten Art.

Nur daß wir wohl das Recht besitzen, es herleiten aus dem Geschehen unserer Tage, dem über alle deutsche Nncchtheit sich tief Erzürnenden einmal ins Wort zu fallen, ihm diese kämpfende und leidende deutsche Welt zu zeigen und dann zu fragen: sind die deutschen Menschen nicht heute fast so, wie du

') Eugen Diederichs Verlag, Jena 1913.

sie haben wolltest? Begreifen und ergreifen wir nicht alle deine Kardinalforderung: Ernst zu machen? Ernst zu machen mit der ungebeugten Wahrhaftigkeit unseres Wesens und mit den Taten sittlicher Verantwortlichkeit? Ach, nicht einmal nur unterbricht man den um sein Volk klagenden Prophclen so: lebtest du doch und könntest du uns sehen. Könntest du heute den deutschen Glauben sehen, wie er die Zuversicht ist auf das Walten eines guten Gottes, an welchen alle mit der allgemeinen Sache, die eines jeden persönlichste

Sache zugleich ist, angeschlossen sind.
Das deutsche Vaterland, diese „Volk-
heit" aus den selbstbewußten und selbst
sein wollenden Einzelnen, die eine ge-
meinsame Not empfinden. Die deutsche
Bildung, diese Rede und Handlung des
ehrlichen, frommen und gütigen Ge-
mütes. Dem müßte d'eses alles zu
sehen ein wahrer Trost und ein rechtes
Geschenk wider Erwarten sein, der die
deutsche Art in Deutschlands Geschichte
nach 1871 immer mehr hinschwinden
zu sehen vermeinte.
Widerlegen wir heute in strahlender
Weise seinen Pessimismus: „das 1870
vorhandene Kapital unseres geistigen
Lebens ist durch die letzte Periode
unserer Geschichte nahezu aufgebraucht,
und wir stehen vor dem Bankerotte",
so ist doch Paul de Lagarde wie nur
Einer berufen, unser Volk vor Er-
schlaffung und Entsittlichung nach größter
Erhebung zu bewahren. Der rechte
Wirkende der Zukunft wird er sein.
So ist er am echtesten Prophet. Wir
werden ihn nicht entbehren wollen als
Führer. Denn was er sagt, das klingt
uns fein und gut — etwa, daß allein
der Idealpolitiker der rechte Real-
politiker sein kann; daß der mit allem
Eifer und Mut zu erstrebende Indivi-
dualismus, die wahre Blüte unseres
einzigen Seins, ganz von selbst auch
ein sozialer Wert sein wird. Und wenn
nicht früher schon, jetzt schreiten wir

schnurgerade auf alles Gute zu. Und deshalb auch auf Paul de Lagarde. Sein Buch wird uns ein Brunnen innerer Wiedergeburt sein; wenn wir in Gefahr sind, uns als Erben einer großen Zeil zu fühlen, wird er eifernd uns sagen, wir hätten Ahnen zu sein. So werden wir jeden Tag mit neuer Größe, mit frischer Schönheit füllen. Was das Wesenhafte dieser Schriften umrankt, den klaren, himmelspiegelnden O.uell, u n s c r e » Cciusauell, ist nicht ohne Fehler der Tugend stärkster Persönlichkeit, ist nicht ohne Einseitigkeit. Uns aber tönt über alles siegend der rieselnde Quell, die ernste, zum Himmel cmporatmcnde deutsche Seele. Friedrich Daab hat seiner Herausgabe des Lagardeschen Werkes ein gutes Vorwort vorausgeschickt. Eine schöne Idee ist es, durch Reproduktionen alter deutscher Meisterwerke, Dürers, Holbcins, Eranachs, die eingefügt sind, der inneren Anschauung deutscher Nrr die äußere Anschauung wie Lichier aufzusetzen. Der sehr geringe Preis des wertvollen Bandes dürfte zu seiner wünschenswerten Verbreitung beitragen.

Paul de Lagarde ist nach rechter Prophetenart alles an der Seele des Menschen gelegen. Der ihr allein würdige Stand ist die Goite^kindschaft, die tagtäglich blühende. Viel Heldentum des Menschen schließt sie in sich ein. Von diesem Heldentum, wie es die Geschichte der Zeiten und Völker alo ihre letzte Tiefe offenbart, spricht uns begeistert und werbend auch ein anderer Prophet: Thomas Earlule. Ihm sind die Ersten dieses Heldentums, die nämlich, welche es im höchsten Maße ergriffen, die Großen der Weltgeschichte, aus deren Wirken alles Weltgeschehen im Grunde fließt; sie sind die eigentlichen Helden. Die anderen, die bewundernd zu diesen Ersten emporblicken, die sie erkennen als herrliche Blüte dessen, was in ihnen selbst nach Blühen verlangt, sind die Hcldenverehrer. Im Dienste dieser Idee der heldenmütigen Menschenseele wird der zweite Band der Sammlung, welcher als erste»- Friedrich Daabs Lagardeschc Schriften angehören, wird die deutsche Herausgabe von Carlylcs „Helden und Helden-Verehrung"*) durch Ernst Wicklcin zn einem künstlerischen Ganzen. Diesen, Ganzen scheint selbst das Vorwort des Übersetzers cmgchörig, sowohl dem In-

halt, als dem Stil nach; das Ganze
trägt den Ausdruck einer vollendeten
Darstellung des ursprünglich schaffenden
Meisters. Es entzückt die hohe asthetische
Leistung, die dem Übersetzer wobl aus
Liebe zum Carlylcschen Ethos so sehr
gelaug. Carlyle nun, der dem Deutsch-
tum und seinem sittlichen Idealismus
v»n Grund auf verwandt war, der an
ihm gesund und froh wurde, der ihm
die schönsten Prcislieder sang, ist zu
jenen zu reihen, die berufen sind, uns
in diesen Tagen die innere Kraft zu
stärken, sie in zukünftigen zu erhalten.
Sein „Gott Odin" ist uns der Gruß
einer Menschen-Wahrhaftigkeit aus alter
Vergangenheit; unsere jetztzciligc mag
wachsen an ihr; denn nichts ist, das
vergeblich geblüht hätte für un?. Sein
„Prophet Mohammed", seine „Dichter
Dante und Shakespeare", seine „Re-
formatoren Luther und John Knor",
seine „Schriftsteller",sein „Herrscher" —
sie alle zeigen uns die schöpferische
Kraft des aufrichtigen und gläubigen
Wesens; zeigen uns die einzige Schönheit
von' Leid und Entsagung, von Sieg
durch Schmerz und Sehnen, von Helden-
tum. An ihnen allen begreifen wr,
daß wir gar nicht leben mögen, ohne
Helden zu verehren und nach Heldentum
zu streben. Dieses allein ist Speise
unserer Seele. Und nie wieder will
sie hungern und dürsten durch Tage
hindurch, die bar sind von Heldentum.
Heißen wir Philosophie und Dichtung
willkommen, wenn sie unser erhöhtes

») Eugen Diederichs Verlag, Jena 1913.

Nationalbewußtsein trifft, wie entflammender Hauch den glimmenden Funken, so grüßen wir doch auch die Stimme des Fremdlings gern, die von seiner Liebe spricht. Denn wir begreifen, daß wir selbst nur nationaler von der Fremde zurückkehren werden, wie wir der Heimat doppelt gehören nach dem Wandern draußen. Wir begreifen, daß unser Nationalbewußtsein eine Stirn trägt, die es erst zum Heiligtum macht: Gerechtigkeit. Und wir armen, es dürfte wohl das einstige Ziel gerade des deutschen Menschen sein: die in der vaterländischen Liebe wurzelnde, aus ihr stetig neue Kraft empfangende oroße fromme Internationale.

F. M. Dostojewskis „Politische Schriften"*) sind uns eine erlesene geistige Wanderung. Das macht wohl vor allem, daß unser Führer der große Seelenkünder, der Dichter von „Raskolnikow" ist; auf völkerpsnchologische, kulturelle, künstlerische Probleme gießt er das Licht seines reifsten Geistes. Um nur herauszugreifen aus der Fülle: Schlaglichter fallen auf die russische Frage, den Panslawismus, auf die Orientfrage, auf westeuropäische politische Verbältnisse, auf römischen und griechischen Katholizismus, auf den Protestantismus Deutschlands; auf Bismarcks Gestalt, auf Puschkins und Tolstois Schönheit. Das Allmenschliche, wo und in wem es auch sei, das Allvereinigende hat den steten Glanz.

Daß Dostojewski das Samenkorn zum Baume des die Welt dereinst überschattenden Menschenfriedens in seinem Volk zu finden meint, von dem er sagt, es halte inmitten von Roheit und Laster sich an unerschütterliche, heilige Ideale — in Ortbodorie und Autokratie seines Landes, das kommt eben daher: seine eigenen Ideale legt er in seine Heimat hinein, der seine ganze Liebe und sein ganzer Glaube gilt. Seine Sehnsucht stellt er dar, wenn er uns auf den Pfaden, auch den verborgensten, ihrer hoffnungsreichen Anlagen und Kräfte, ihrer jugendlichen Möglichkeiten führt. Dmitri Mere>chkowski hat eine geistreiche Definition verfucht von seines großen Freundes Weise. Man würde sie lieber nachgesetzt sehen, um unmittelbar unter den Eindruck der machtvollen Gedanken des Politikers, der

') A. Piper u. Co. Verlag, München 1907,

ein Dichter war, zu gelangen. Ein
Kapitel des Buches „Etwas über den
Krieg", das den Krieg zeigt als Er-
wecke! und Befruchtet- ethischen wert-
vollen Lebens, ist wie ein lcbenatmendes
Blatt aus unseren gegenwärtigen Taaen.
Wir stehen Dostojewski jetzt näher denn
je als dem Verkünder und Liebenden
des nicht-individualistischen Gefühls.
Empfinden wir es doch selbst an uns
als eine neue Jugend nach unserem
lastenden Altsein in individualistischer
Problematik.

Wie Dostojewski es in der Seele
seines Volkes erlauschte und ihm viel-
leicht zumeist aus dieser Eigenheit die
Aufgabe zutraute, zur Völkerverbrü-
derung voranzuschreiten, so hat es auch
der polnische Dichter W. S. Reymont
aus der slawischen Seele herausgehört.
Hat es in seinem großen vierbändigen
Prosaepos „Die polnischen Bauern"*)
in der Doppelheit des kommunistisch-
demokratischen Prinzips und der Natur-
gebundenheit gezeigt. Ienes verkörpert
sich in den sozialpolitischen Dorfercig-
nisscn; diese wird zu einer einzigen
Greifbarkeit, die oft rührend und hin-
reißend ist, des Lebens und Sterbens
der bäuerlichen Menschen. Ihre Ge-
meinsamkeit im Gebettetsein an die
heilige Erde umspannt der Dichter mit
dem Rahmen: Herbst, Winter, Frühling,
Sommer. So benennt er die vier
Einzelbände. Es ist ein Anschwellen
von der Hoffnungsfrische bis zur Er-
füllung sglut. In der Gestalt der
Iagna verdichtet sich diese Naturge-
bundenheit zu tiefer Symbolik: „Denn
wie die heilige Erde war Iagnas Seele,
ganz wie diese Erde; sie lag in Tiefen,
die niemand erkennen konnte, in der
Wirrnis schlaftrunkener Träume, riesig
und unbewußt, mächtig, aber ohne
Willen, ohne Wollen, ohne Wünsche,
totenstarr und dennoch unsterblich, und

*) Eugen Diederichs Verlag, Jen« 1912.

wie diese Erde nahm sie jeder Wind, umhüllte sie, schaukelte sie und trug sie dahin, wo er wollte . . . ." Fällt es Iagnas Seele zu, an die weite Welmatur gebunden zu sein, so vermählen sich die anderen Männer- und Frauenherzen m't der heiligen braunen Scholle von Ahn und Urahn. In einer dritten Einheit gehen die Menschen des Dorfes auf, und diese Einheit ist voll hinreißendster Poesie: im religiösen Leben, im Getroffensein vom „Zeuie du ckii5ti2,ni3ln«". Wie das polnische Dorf vor uns atmet, einfach atmet, mit Mensch und Kreatur, mit dem Tagewerk und den Festen, mit Lieben und Leiden, mit Tränen, mit Wut und Kampf — das gehört wohl mit zum Schönsten der Weltliteratur. Es erinnert zum Beisviel an Selma Lagerlöf, an den I. Teil ihres „Ierusalem", auch an „Gösta Berling". An diesen mahnen vor allem die vielen Ausrufe der Ekstase, der ganze Ausdruck des in Schmerz und Freude bebenden Lebens. Jean Paul d'Ardeschah hat das polnische Werk übersetzt und mit einer besonders geschichtlich-politisch orientierenden Einführung verschen.

Hermann Löns, der am 27. September vor Reims gefallen ist, hat in seinem „Wehrwolf"*) ein Vorbild dafür aufgestellt, wie sich später einmal die epische Kunst des jetzigen Kriegsgeschehens bcmächligen könnte. Er selbst nannte ihn, diese ..Bauernchronik", diese Geschichte eines Dorfes der norddeutschen Heide in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, sein Kriegslied von 1814, das er 1!)10 geschrieben habe. Vorbildlich ist die vollendete Verarbeitung des historischen Stoffes; man merkt nichts von Mühe; wie wenn einer etwas von dem erzählt, was ihn jahrelang begleitete und was er jahrelang wieder überschaute. Es ist die deutsche Neigung und Kraft, mit scharfer, geschlossener Linie zu umgrenzen, ist nicht die Lust des Polen, den Inhalt einmal über des Gefäßes Rand schäumen zu lassen. Es ist die Wucht alter Balladen. Es ist das

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1910.

Grauen von Dculschlands schrecklichster Zeit. Denn wie schrecklich ist das: daß rechtliche Bauern zu Wegelagerern und Meuchelmördern werden, daß sie bis zu den Knöcheln, dann bis zu den Hüften, ja bis zum Munde in Blut

waten, scheint den Besten unter ihnen, ja ihrem Priester, ja einer reinen, feinen Frau selbst als ihre gute und gerechte Sache. Denn sie greifen zur Selbsthilfe gegen die brennenden, sengenden, mordenden, schändendenKriegs-Horden, weil sie anders verloren wären. Aber sie tragen auch genug Seelenpein um ihr Tun, schwere, furchtbare Träume. Und heben sich so hinaus über sich, ziehen so die Gottheit zu sich. Die webt in ihrer Mitte auch, wenn sie einander hegen; die webt auch im erhabenen Hintergrund der Menschenschrecken, in der Natur.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von vc Paul Iacobs.

Der Kampf um die wirtschaftliche Weltmacht.

Eine handelspolitische Skizze.

Seit nunmehr länger als 200 Iahre übt England eine unumschränkte Herrschaft über das Meer aus. Während vorher der große Franzose Ludwig XIV. als Beherrscher der Welt angesehen worden war, hatte sich bereits seit dem Frieden von Ryswyk im Iahre 169? neben Frankreich das emporstrebende England gestellt, und in Europa herrschte das Gefühl vor, daß die beiden Nationen sich die Wage hielten. Aber nur kurze Zeit dauerte diese Teilung in der Weltmacht. Die Regelung der spanischen Erbfolge verführte den alten Ludwig, sein so oft bewährtes Waffenglück noch einmal zu versuchen. Politisch wurde der Streit zwar im Sinne Frankreichs entschieden, wirtschaftlich aber war dieser Staat erledigt. Der Union Iack heimste die reichen französischen Besitzungen in Amerika (Neufundland und Neuschott' land) ein als Grundstein für seine wirtschaftliche Weltherrschaft. Gleichzeitig

wurde der erste Baustein für seine
politische Weltmacht hinzugetragen: Gi-
braltar.
Seit dieser Zeit galt das Wort:
Vritannia luleZ tlie vraves. Keine
Nation hat es bisher gewagt, sich gegen
die englische Seemacht aufzulehnen.
Das Vorgehen des ersten Napoleon
gegen England kann nur als eine Episode
gelten. Denn zu einem Seekriege mit
dem damaligen Erbfeinde Frankreichs
war er viel zu wenig gerüstet.
Die unumschränkte englische Herrschaft
auf dem Meer hatte zur Folge, daß
Großbritannien seine überseeische Macht
immer weiter ausdehnen konnte. Dazu
kam, daß die große Kriegs- und Handels-
flotte die englische Flagge in aller Welt
zeigte und bald die englische Sprache
das Verständigungsmittel im Welthandel
zu werden schien. Daher konnte es nicht
wundernehmen, daß jeder Angehörige
dieser mächtigen Nation in der ganzen
Welt großes Ansehen genoß und, wo
immer er sich zeigte, mit Ehren empfangen
wurde. Diese überschwengliche Meinung
von der englischen Macht und von den
Angehörigen des Vereinigten König-
reiches war der fette Boden, auf dem
die Saat der englischen Kaufleute vor-
trefflich gedieh. Sie war die Vor-
bedingung für das Bestreben der Ge-
schäftsleute aller Welt, mit England
Handel zu treiben. Die Kenntnis von
der großen europäischen Flottenmacht
hatte in den überseeischen Ländern den
Wunsch rege werden lassen, allen Europa-
handel über dieses Land zu leiten. Die
englischen Kauflcute fanden bei ihren
geschäftlichen Bemühungen in Übersee
umso mehr Gehör, als sie es meistens
nicht nötig hatten, eine Konkurrenz zu
verdrängen, da vielfach englische Schiffe
die ersten waren, die europäische Produkte
nach diesen Ländern brachten.
Die zweihundertjährige Vormacht-
stellung der englischen Kaufleute in den
meisten überseeischen Gebieten führte all-
mählich zu einer Abhängigkeit der am
Welthandel teilnehmenden Länder vom
englischen Handel oder zum wenigsten
von den englischen Handelseinrichtungen.
Die hervorragendsten Kulturnationen und
die Naturvölker wurden Trabanten der
englischen Krämer. Selbst bis heute
haben es die deutschen Rauchwaren-
händler noch nicht vermocht, sich
von den Londoner Markteinrichtungen
freizumachen. Noch immer füllen welt-

bekannte Leipziger Firmen die großen Taschen der Herren Lampson und Nesbitt, zur Benutzung deren Einrichtungen sie gezwungen werden. Gezwungen nicht durch die Macht der Verhältnisse, sondern durch die Macht der Gewohnheit! Der großartige Hamburger Kaffee-
handel hat sich immer noch nicht freigemacht von der Benutzung der englischen Valuta. Die ungeheuren Provisionen, die alljährlich den englischen Banken von den Hamburger Kaffee-
händlern gezahlt werden, sind ein Tribut, der umso schmerzlicher ist, als er das Vordringen der deutschen Banken in überseeischen Ländern hemmt und den ungerechtfertigten Ruhm des „Pfund-
Wechsels" zum Schaden des „Mark-
Wechsels" mehrt. Ferner steht die hochentwickelte deutsche Baum»
woll-Industrie noch immer in einem Verhältnis zu den Einrichtungen des Liverpooler Baumwollmarktes, das an Abhängigkeit grenzt. Dies ist um so schmachvoller für das Ansehen des deutschen Kaufmannsstandes im Ausland, weil in Bremen die gleichen Einrichtungen bereits bestehen. Die Gewohnheit der deutschen Spinner, ihren Baumwoll-
bedarf in Liverpool einzudecken, ist eine sträfliche Gewohnheit und läßt sich durch gar keine Einwände entschuldigen. Die Abhängigkeit großer Natur- und Halb-
kulturvölker vom englischen Handel ist durch die bisherige englische Hegemonie im Welthandel erklärlich und braucht nicht an Beispielen erläutert zu werden. Die Welt in dem Abhängigkeits-
verhältnis von dem englischen Handel zu erhalten, war das Bestreben der Engländer. In diesem Wunsche be-
gegneten sich die Kaufleute und die Regierung. Die britischen Staatsleute sind und waren wahllos in ihren Mitteln, die englische Suprematie über die Welt-
meere und über den Welthandel zu be-
stärken. Während sie zu Anfang ihrer Weltmachtstellung eine durchaus abso-
lutistische Handelspolitik getrieben hatten,

gingen sie im Laufe des vorigen Iahr-
hunderts zum Freihandel über. Groß-
britanniens handelspolitische Übermacht
war damals so groß, daß die Regierung
ohne Schaden für das Land eine derartige
Politik wagen konnte. Sie war es um
so mehr, als der Freihandel partielle
Geltung hatte, denn die englische Kolonial-
politik war und blieb durchaus gewaltsam.
Das englische Kolonialreich wurde in
unerhörter Weise ausgedehnt mit Mitteln,
die den Prinzipien des Freihandels
direkt ins Gesicht schlugen.

Dieses Doppelspiel der britischen
Handelspolitik entsprach den Bestre-
bungen der englischen Kaufleute: eine
okkasionelle Gcschäftspolitik, die fest-
stehende Prinzipien möglichst umging,
und mit dem einzigen Ziel, einen möglichst
vollkommenen Schutz der englischen Han-
delsinteressen zu erreichen. Die Maß-
nahmen der englischen Regierung waren
wohl für den britischen Handel von
unschätzbarem Vorteil, für den englischen
Kaufmann jedoch wirkten sie mit
der Zeit demoralisierend. Sie ver-
dunkelten seinen Blick für die Bedürfnisse
der Kundschaft und machten ihn schwach
in dem Kampf gegen neue Konkurrenzen.
Diese Folgen der englischen Politik treten
in einer Klage der „Times" deutlich
zu Tage. In dieser Zeitung wurde etwa
folgendes ausgeführt: Der britische Kauf-
mann bleibt zu Hause und fertigt die
Waren an, von denen er glaubt, sie
verkaufen zu können. Dann sendet er
seine Reisenden aus, damit sie das
verkaufen, was er fabriziert hat. Die
Reisenden haben die Pflicht, ihre Ware
auf Kosten anderer, die vielleicht in den
bereisten Gebieten gebräuchlich sind, zu
lobpreisen. Wenn sie einen Auftrag
erhalten haben, machen sie einen Preis
in Pfund Sterling, Schilling und Pcnce,
frei Schiff Liverpool, indem sie es dem
unglücklichen Käufer überlassen, für eine
Umrechnung in seine eigene Währung,
seine Frachtparität, Gebräuche u. s. w.
selbst zu sorgen. Der deutsche Kaufmann
dagegen sendet seine Reisenden nicht aus,
damit sie verkaufen, was er vorher
angefertigt hat, als vielmehr damit er
die Wünsche seiner Abnehmer kennen
lernt und damit seine Vertreter in der

fremden Währung Preise machen für
die gewünschten Waren, die die Besteller
im Gebrauch gewohnt sind.

Die Klage kann natürlich nicht wörtlich

genommen werden. Denn die Engländer
sind doch zu gute Kaufleute, als daß
sie den Wünschen ihrer Abnehmer nicht
genügend Rechnung tragen würden.
Trotzdem birgt die Anklage einen wahren
Kern. Der große handelspolitische Schutz
und später die lange Alleinherrschaft
haben die Denkweise des englischen Kauf-
manns gerichtet. Der Pulsschlag des
Welthandels war in London am stärksten
fühlbar und der englische Kaufmann
gewann schließlich die Überzeugung, daß
die ganze Welt ihn haben müsse,
daß niemand ohne ibn fertig werde.
Er gefiel sich in der Rolle eines pater
tamiliae. In wohlwollender Weise
wollte er für alle sorgen, und es muß
anerkannt werden, daß seiner Tatkraft
das Blühen mancher Industrie auf nicht-
englischem Boden zu verdanken ist. Er
wollte auch wohl Wünschen nachkommen,
doch seine Herrschaft sollte unumschränkt
sein. Lange Zeit haben die Londoner
Kaufieute diese Herrschaft auch tatsächlich
unumschränkt ausgeübt, denn es gab
niemand, der dagegen opponierte, das
heißt, der seine Interessen selbst verfolgen,
sich durchsetzen wollte. Erst gegen Ende
des vorigen Iahrhunderts trat hier eine
Wandlung ein.
Nach dem Kriege von 1870/71 war
mit dem Deutschen Reiche in Europa
ein neues Staatengebilde entstanden,
das stark genug war, seinen intelligenten
und zugleich tatkräftigen Kauflcuten in
fremden Ländern einen Schutz angcdeihcn
zu lassen. Der Waffcngang mit Frankreich
hatte den deutschen Namen in alle Welt
getragen und mit dem Schein umgeben,
der nötig ist, um seinen Trägern überall
einen würdigen Empfang zu sichern.
Die Meinung, der deutsche Kaufmann
bringe nur „"Nürnberger Tand", wurde
aufgegeben und die fremden Händler
unterzogen sich der Mühe, die deutschen
Waren zu prüfen. Sie fanden bei dieser
Prüfung, daß Deutschland manches für
sie Nützliche produziere, und allmählich
wurde der deutsche Reisende ein gern
gesehener Gast in fremden Ländern.

Doch der deutsche Auslands-Kaufmann fand nicht wie seinerzeit der englische ein freies Feld zur Betätigung vor. Vielmehr wurde er von einem kräftigen Gegner mit scheelen Augen angesehen. Ein starker, über alle Konkurrenz eifersüchtig wachender Herrscher betrachtete ihn als Usurpator. Dieser Herrscher hatte den deutschen Kaufmann in seiner Macht. Denn er lieh ihm seine Schiffe zur Beförderung der produzierten Waren in die neuen Absatzgebiete und die Waren wurden sogar zum Teil mit seinem Gelde hergestellt. Diese wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit von England mußte beseitigt werden, denn auf die Dauer würde sie nicht nur dem deutschen Namen schaden, sondern auch eine freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands unmöglich machen. Den Bemühungen weitsichtiger Kaufleute und Industrieller ist es geglückt, die deutsche Volkswirtschaft in hartem Kampf von den englischen Fesseln fast ganz frei zu machen — den Weg in die Welt für deutsche Arbeit zu ebnen.
Dem Vordringen der deutschen Produkte auf dem Weltmarkte setzte der englische Kaufmann seine ganze Macht entgegen. Er war in günstigerer Position, und der deutsche Kaufmann mußte seine Kraft bis aufs Äußerste anstrengen, um seine Stellung in dem ungleichen Konkurrenzkampf zu behaupten. Die Negierung unterstützte ihn wohl in seinen Bestrebungen durch handelspolitische Maßnahmen. Doch diese waren maßvoll und machten die größte eigene Kraftentfaltung nötig. Die Frucht der harten Arbeit war, daß Deutschland einen beachtenswerten Rang in der Weltwirtschaft eroberte. Trotzdem fühlte der englische Kaufmann sich anfangs in seiner Macht wenig gestört. Denn auch sein Handel hatte einen ungeheueren Aufschwung genommen und behauptete nach wie vor bei weitem die erste Stelle in der Welt.
Die letzten Dezennien brachten jedoch dem englischen Handel den gefährlichen Konkurrenten wesentlich näher. Die zueist vereinzelten Stimmen über den deutschen Wettbewerb wurden immer lauter, so daß sich auch die englische Regierung mit ihnen beschäftigen mußte. Das Resultat war, daß ein Gesetz geschaffen wurde, wonach für alle in England eingeführten Waren das Ursprungsland angegeben werden mußte. Ietzt wurde klar, wie weit die deutschen Produkte

vorgedrungen waren. Selbst England
war überschwemmt mit Waren „rnÄcie
in QerlNoM^". Das englische Gesetz
versagte. Die deutsche Herkunftsbe-
zeichnung galt nicht als ein modernes
Wort für „Nürnberger Tand", sondern
als ein Merkmal erstklassiger Qualität.
Die Engländer fühlten ihre Handels-
macht bedroht. Obwohl ihr Außenhandel
in stetem Wachsen war, glaubten sie doch,
daß die Zeit nicht mehr fern sein könne,
in der sie mit Deutschland um die erste
Stelle ringen müßten. Wie auf den
Tennisplätzen oder im toot-dall-lNÄtcll
wollten sie noch schnell die günstigen
Chancen ausnützen, bevor der Endkampf
zur Notwendigkeit geworden war. Doch
alle Anstrengungen, in unblutigem Wett-
bewerb den deutschen Kaufmann zu
schlagen, waren vergebens.
Nun ist der Entscheidungskampf her-
eingebrochen. Englische Zeitungen ftoh-
locken, daß die deutsche Konkurrenz für
zehn Iahre, ja vielleicht für immer
ausgeschaltet ist. O, welche Verblendung
liegt in solchen Worten! Der militärische
Ausgang des von England ge-
forderten Krieges ist noch nicht
entschieden, doch das eine ist schon
jetzt entschieden: England und Deutschland
müssen nach dem Kriege arbeiten.
Arbeiten nicht mit einer v?eek>enä-
Feier, arbeiten nicht mit den langen
Unterhaltungen über loQt-d^Ilrliatcli
nein intensiv arbeiten, arbeiten von
morgens früh bis abends spät, ar-
beiten ohne nervös zu werden und doch
arbeiten nach einem gewaltigen
Plan — zur Aufrechterhaltung der Stel-
lung als wirtschaftliche Weltmacht und
um die erste Stelle im Welthandel.
Albion! zudiesem Kampf fordern
wir!

Literarische Weihnachts-Rundschau

Von August Friedrich Krause, Breslau.

In dieser gewaltigen und großen Zeit, da unser Vaterland in den Schrecknissen eines furchtbaren Krieges um Sein oder Nichtsein und als herrlichen Eiegespreis um größere Macht und wirksameren Einfluß seiner Knltur ringt, vertieft es Gedanken und Empfindungen, stählt es den Willen zum Durchhalten und zum Sieg, wenn man sich zu versenken versucht in das Werden und Wachsen der Macht, die heute das Führeramt im großen Deutschen Reiche versieht. Treffliche Gelegenheit hierzu bietet der erste Band einer „Geschichte derBrandenburgisch-preußischen Politik", die der, seiner Wissenschaft und dem deutschen Volke leider zu früh verstorbene Professor Dr. Reinhold Koserim vorigen Iahre hat erscheinen lassen. (I. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.). Koser wendet die Bezeichnung Politik hier in ihrem engeren Sinne an als Verhalten eines Staates inmitten anderer Staaten und gibt eine glänzende Darstellung einer Geschichte der auswärtigen Politik des brandenburgisch-preußischen Staates, von der Besitzergreifung des Landes zwischen der Elbe und Oder durch die Askaniei bis zu den Anfängen des Großen Kurfürsten und dem Westfälischen Frieden. Er bleibt sich dabei immer bewußt, daß die führende Stellung Preußens in Deutschland die Konsequenz, nicht aber das von vornherein bestimmte und erstrebte Ziel der preußischen Politik war, und beurteilt darum die einzelnen Herrscher nicht danach, ob sie ihrer „deutschen Aufgabe" gerecht wurden, sondern macht einzig zu seinem Wertmaßstab, „wie die Fürsten unseres Staates und ihre Berater ihre Aufgabe jeweilig aufgefaßt haben, ob die Stellung der Aufgabe den wechselnden Bedürfnissen ihrer allmählich zu einer Staatspolitik ausreifenden Hauspolitik entsprach und ob die Mittel zur Ausführung zweckmäßig gewählt wurden." Wer Koser's Geschichte Friedrichs des Großen kennt, weiß, daß er seinen Stoff bei aller gründlichen wissenschaftlichen Behandlung in interessanter, fesselnder Weise vorzutragen versteht. Er findet für die Fülle historischen Materials nicht nur die knappste, auch die lebendigste Form der Darstellung und läßt aus dem Staub der Archive das Leben der Vergangenheit neu vor uns erblühen. Sein Werk, das nun leider unvollendet bleiben muß wie das Droysens, wird darum nicht nur unter den Wissenschaftlern, sondern vor allem — wie er sich das selbst gewünscht hat, — auch in der breiten Masse der Gebildeten zahlreiche Leser finden.

Mitten hinein in das heiße Leben der Gegenwart, das heute mehr als in gewöhnlichen Zeiten selbst Weltgeschichte ist, führt uns das zweite Bändchen der Sammlung: „1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Ge-
d i ch t", die Iulius Bab bei Morawe A Scheffelt in Berlin herausgibt.

Dieser zweite Stimmungskreis: „Zwischen den Schlachten" zeigt deutlich nach dem eisten starken Aufbrennen der dichterischen Kraft bei Ausbruch des Krieges ein Zusammensinken und Nachlassen. Trotzdem finden wir auch in diesem Hefte, (das erste wurde bereits im Oktober besprochen), prächtige Zeitgedichte, erfüllt von starkem Stimmungsgehalt, die uns beweisen, wie sehr der Krieg das innerste Empfinden unsres Volkes erregt und wie bedeutend das künstlerische Gestaltungsvermögen unserer Dichter ist, — nicht nur der großen, wie Gerhart Hauptmann, dessen Gedicht: „O mein Vaterland" neben Ernst Lissauers „Haßgesang an England", nicht nur das beste Stück dieser Sammlung, fondern auch eines der schönsten Gedichte dieser großen Zeit ist.

Aus der Stimmung dieser Kriegszeit heraus geschaffen sind auch die Federzeichnungen, die Karl Bau er unter dem Titel: „Führer und Helden" soeben im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, veröffentlicht. Der Meister des geschichtlichen Porträts, der uns die lebensvollen Bildnisse Luthers, Goethes,

Schillers, Steins u. a. bereits geschenkt hat, schildert uns in 12 Federzeichnungen mit packender Lebendigkeit die Charakterkopfe der bedeutendsten geistigen und militärischen Führer Deutschlands und Österreichs im gegenwärtigen Kampfe. Wie alle Schöpfungen Bauers lieben wir auch diese Blätter, weil sie durch die Zufälligkeiten der äußeren Erscheinung uns das Wesen der Männer offenbaren, denen unsere Liebe und unser Vertrauen gehört in dieser schweren Zeit.

In dem gegenwärtigen größten aller Kriege haben sich Kräfte in unsere« Volke lebendig gezeigt, die nicht heute und gestern erst in ihm groß geworden sind. Gedanken und Empfindungen werden zu lebendiger Tat, die vor hundert Iahre» die großen Führer und Erzieher, Kant, Goethe, Schiller, tief in die Herzen des deutschen Volkes gesenkt haben. Heute erweist es sich, daß sie nicht umsonst gelebt haben, daß sie noch in vollster Lebendigkeit mitten unter uns stehen als die Führer auf dem Wege der Höherentwickelung unserer Kultur, für die viele Tausende in dieser Zeit bluten und sterben. Diese Gedanken sind mir so recht zum Bewußtsein gekommen vor einem Buche, das verdient, zum Hausbuch des deutschen Volkes zu werden; ich meine: „Schiller. DieGeschichteseinesLebens" vo« Alexander von Gleichen-Rußwurm. (Verlag Iulius Hoffmann, Stuttgart.) Wir besitzen heute viele und wertvolle Schillerbiographien, und doch keine wie diese, die der Urenkel unseres Dichters geschrieben hat. Schiller ist in seinem glaubensstarken, kraftfrohen Idealismus, in der harmonischen Einheitlichkeit seines Wesens uns zum Idealbild des deutschen Volkscharakters geworden, und als solches lieben wir ihn. In diesem Sinne stellt Gleichen-Rußwurm seinen großen Ahnen vor uns hin, frei von aller philologischen und literarischen Kritik, nur die reine Darstellung seines äußeren und inneren Lebens gebend. Aufgewachsen unter der Obhut der Tochter Schillers, seiner Großmutter, ist es ihm vergönnt gewesen, von Iugend auf sich hineinzuleben in das Wesen seines Ahnen. Und aus diesem Erleben hat er es gestaltet als tiefste eigenste Herzenserfahrung. Unterstützt wird seine Darstellung durch bisher ungedruckte Briefe aus seinem Familienarchiv und durch Wiedergaben aus dem reichen Schillermuseum seines Schlosses Greifenstein. —

-ü » »

Der 60. Band der von dem bekannten E. A. Seemannschen Verlage in Leipzig herausgegebenen „Berühmten Kunststätten" führt uns nach Passau und in lebensvoller interessanter Darstellung des Kgl. Konservators in München Dr'. Wolfgang M. Schmid durch die Geschichte der Kultur und Kunst dieses alten Bistums, das ehemals zu den größten der deutschen Bistümer zählte. Unterstützt wird diese Schilderung durch zahlreiche und gute Abbildungen, die in dem, der die alte Donaustadt gesehen, liebe Erinnerungen weckt.

In ein räumlich weiteres Kulturgebiet führt der erste Band der Sammlung: „Architektur und Kunstgewerbe des Auslande s", der „Alt-Holland" behandelt und von Dr. Andrs Iolles «ingeleitet ist. (Delphin-Verlag, München.) Es ist beabsichtigt, in guten Illustrationen die reichen architektonischen und kunstgewerblichen Schätze der alten Niederlande zur Darstellung zu bringen und dabei aus dem großen, als künstlerisch wertvoll anerkannten Material das Charakteristische auszuwählen, um auf diese Weise den Begriff der Kunst dieses Landes auf gewerblichem Gebiete zu gewinnen. Die großen, vortrefflich ausgewählten, scharfen Abbildungen sind so angeordnet, daß wir von Kaminen, Bettstellen, Schränken, Tischen und Stühlen zu ganzen Zimmereinrichtungen vorschreiten, Portale, Stadttore, Kastelle und Herrensitze, alte Kirchen und Rathäuser, ganze Straßen, Plätze und Grachten und zuletzt große Parkanlagen kennen lernen. Mit Recht weist Dr. A. Iolles, der auch die Auswahl besorgte, in seiner Einleitung darauf hin, daß Nordniederland nicht zu den Ländern gehört, „denen schon früh ihr eigenartiger Charakter zum Bewußtsein kam und die es verstanden, diesen in einer selbständigen Politik oder einer eigenen Kunst auszudrücken." Erst

das 16. Iahrhundert habe dem Holländer das Bewußtsein seines eigenen Charakters gegeben und ihn befähigt, diesen in Kunst und Kunstgewerbe zum Ausdruck zu bringen. Aus dieser Zeit und den beiden darauf folgenden Iahrhunderten stammt das gesamte schöne Anschauungsmaterial, das der vornehm ausgestattete Band beibringt, und das ihn zu einem wertvollen Studienwerke für jeden nach Vertiefung und Bereicherung seines Wissens und Könnens strebenden Kunstgewerblers und Architekten macht. Weitere Bände der verdienstvollen Sammlung, von denen der zweite, Alt-Dänemark behandelnde bereits erschienen ist, sollen den Kunstbesitz anderer Länder zur Anschauung bringen und ein Ergänzungsband wird die „Geschichte des gesamten Kunstgewerbes" zusammenfassen.

In dieses selbe Land und zu den Bürgern jener Zeit, in der Holland das Begreifen seines ihm eigentümlichen Charakters fand, führt uns der 24. Band der von der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben", in dem W. Martin nach einer instruktiven Einführung in das Leben und die Kunst Gerard Dou's die Nachbildungen des gesamten bekannten Kunstschatzes dieses Meisters zusammenstellt. Sie gestatten uns nicht nur interessante Einblicke in das Leben und Treiben des niederländischen Volkes, das der Schüler Rembrandts mit viel Liebenswürdigkeit und feiner Beobachtungsgabe zu schildern weiß, sondern sie vermitteln uns auch die Bekanntschaft mit einem Meister, der in köstlicher Feinmalerei Gestalten und Szenen des bürgerlichen Lebens meisterlich wiederzugeben weiß.

Den 23. Band derselben Sammlung bilden die Wiedergaben der sämtlichen Gemälde von „Feuerba ch", herausgegeben und eingeleitet von Hermann Uhde-Bernays. Zum ersten Male ist hier das Gesamtwerk des großen Pathetikers unter den Malern des 19. Iahrhunderts in vorzüglichen scharfen Nachbildungen zusammengestellt, bis auf wenige völlig verschollene, belanglose Stücke. Eine große Zahl von Gemälden ist, wie in einer Vorbemerkung hervorgehoben wird, hier zum ersten Male abgebildet. In seiner feinfühligen, ein tieferes Verständnis der Feuerbach'schen Kunst erschließenden Einleitung schildert der Herausgeber, der beste Feuerbach-Kenner der Gegenwart, nicht nur das Werden und Wachsen des Künstlers, sondern auch des Menschen, der sich in diesen einzigartigen Werken auslebt.

Immer wieder bedauert man vor diesen auch in technischer Beziehung durchaus gelungenen und mit aller Sorgfalt ausgeführten Bänden, daß es aus materiellen Gründen nicht möglich ist, diese Gesamtausgaben in farbigen Wiedergaben herauszugeben. Von Anselm Feuerbach hat der rührige Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig in einer Feuerbach-Mappe acht der bedeutendsten Gemälde des Meisters in Farbendrucken zusammengestellt und dadurch unsern Wunsch wenigstens teilweise erfüllt. Wir finden darin die „Musizierenden Kinder", „Hafis am Brunnen", die „Badenden Kinder", „Mutterglück" und „Francesca da Rimini", die jedem Besucher der Schackgalerie in München in lieber Erinnerung sind, und außerdem die „Wasserträgerin", „Medea" und „Iphigenie". Die Wiedergabe der Bilder ist vollendet, alle Feinheiten der Farben kommen voll zur Geltung. Die Bilder sind schwarzem Karton aufgelegt, der ihre Wirkung noch erhöht. In einer Einleitung erzählt August Wolf Erinnerungen an Anselm Feuerbachs Tod und Begräbnis, die jedem Freunde des Künstlers eine wertvolle Beigabe sein werden.

Eine Ergänzung zu dieser Mappe bietet das zweite Heft der im gleichen Verlage erscheinenden Kunstzeitschrift „M eister der Farb e", das als eines der sechs farbigen Wiedergaben aus dem Kunstbesitz des 19. Iahrhunderts Anselm Feuerbachs Selbstbildnis aus der Karlsruher Kunsthalle bringt, das der Künstler vor seiner Abreise aus Paris seinem Freunde, dem Professor Schaibler zum Geschenk machte. Diese Zeitschrift tritt mit den beiden kürzlich erschienenen Heften in das zweite Iahrzehnt ihres Bestehens ein. Es gibt wohl keinen großen Meister

des letzten halben Iahrhunderts, von dem diese Kunstzeitschrift nicht einige seiner bedeutendsten Schöpfungen veröffentlicht hätte. Alle Schulen und Richtungen sind darin vertreten; eine Glut von Farben strömt uns aus ihren Heften entgegen.
Die beiden neuen Hefte werden besonders die Breslauer und schlesischen Kunstfreunde interessieren, weil sie aus dem Besitz unseres Museums der bildenden Künste einige Werke veröffentlichen, die uns lang vertraut und lieb sind, so Claus Meyers „Urkunde", Alerander Koesters „Enten", Adolf Dreßlers „Waldfrieden" und Delobbe's „Töchter des Ozeans".
Als Festgabe zum 75. Geburtstage Hans Thoma's am 2. Oktober bringt das erste Heft eine wundervolle Wiedergabe des an tiefinnerlicher Kraft so reichen Gemäldes seiner „Mutter und Schwester". Mehr noch überrascht und erfreut zu diesem Festtage der gleiche Verlag mit der Herausgabe des „Festkalenders" von HansThoma. 31 Blätter bringen in technisch vollendeter farbiger Wiedergabe die 11 Bilder aus dem Leben des Heilandes, die in Karlsruhe den Festraum des Thoma-Museums schmücken; ihnen sind die 12 Monats- und 8 Planetenbilder vorangestellt, die an der Eingangswand dieses Tempels die Tür umrahmen. Indem Hans Thoma diese Bilder zu einem Festkalender zusammenstellte, griff er auf die Idee der alten Volkskalender zurück, nur daß seinem Bilderwerke das Kalendarium fehlt. Durch die 12 Monatsbilder tritt man in die Natur und die 8 Planetenbilder gestalten den Einfluß der Planeten auf die Menschen und ihre Schicksale. Die 11 Christusbilder dagegen offenbaren in starker dichterischer Sprache die allmähliche Loslösung und Befreiung der Seele vom Irdischen im Bilde vom Lebens- und Leidensgange des Gottessohnes.
Allen Besuchern Münchens und der Schackgalerie wird ein Werk willkommen sein, das sich schlicht als Führer anbietet, in Wirklichkeit aber mehr ist als bloß «in Führer durch dieses Museum. Fritz Burger gibt in seinem: „Die Schackgalerie" (Delphin-Verlag, München) betitelten Buche nach einer kurzen Auseinandersetzung über die Prinzipien der künstlerischen Kritik eine verständnisvolle und lebendige Einführung in den Ideengehalt der Bilder, in ihre technische und künstlerische Eigenart und stellt sie ein in den Entwicklungsgang der Künstler. So ermöglicht er dem schauenden und empfindenden Laien ein Einfühlen in die Kunstwerke der großen Meister, die mit ihren bedeutendsten Werken hier ein Bild der Kunst um Mitte des 19. Iahrhunderts geben. Den Schluß bilden ein Aufsatz über „Farbenprobleme und Maltechnisches", sowie einige „Lebensdaten und Literaturangaben."
Wer von den aufmerksameren Besuchern der Schackgalerie vergäße wohl die wenigen, aber eindrucksvollen Bilder, die hier von Karl Spitzweg hängen. Manchen mögen sie veranlaßt haben, aufs neue die Pinakothek aufzusuchen, wo mehr von diesem köstlichen Humoristen zu finden ist. Über das Wesen und den Wert dieses Malers, über seine Tiefe und seine Grenzen unterrichtet uns eine Monographie, die Hermann Uhde-Bernays im Delphin-Verlag, München, unter .dem Titel: „Karl Spitzweg, des Meisters Leben und Werk. Seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst", veröffentlicht hat. Aus seiner Zeit heraus, die ihn werden ließ und beeinflußte, läßt Uhde-Bernans vor uns das Wesen des Malers als Mensch und Künstler erstehen und sein Leben neu erleben. Auf diese Weise dringen wir am besten in den Geist seiner Schöpfungen ein, lernen ihn in seinem Schaffen verstehen, in seinem kostbaren Humor und seinem tiefen Ernst erfassen. Wir fühlen, daß er eine Persönlichkeit war und ein Maler von Gottes Gnaden. Unterstützt wird die Darstellung durch ein reiches, sorgfältig ausgewähltes und künstlerisch, wie technisch vollendet reproduziertes Bildermaterial. Es finden sich darunter vier Farbendrucke und acht Gravüren.
Da uns eine gute, verständnisvolle, mit feinem Sinn die Wesensart des Meisters erfassende Monographie bisher fehlte, wird das mit künstlerischem Feingefühl ausgestattete Buch vielen Kunstfreunden sehr willkommen sein.

Das gleiche kann auch von einer Veröffentlichung des Verlages Iulius Hoffmann in Stuttgart gesagt werden. Wenn wir auch eine sehr reiche Literatur über die Kunst der alten Ägypter besitzen, so fehlte es uns doch an einer eingehenden populären Darstellung, die alle neuesten Forschungsergebnisse berücksichtigend den Laien einzuführen vermag in das Verständnis der eigenartigen Kunstformen des Pharaonenlandes und dem Reisenden als Begleiter zu den alten Kulturstätten am Nil dienen kann. Das aber gilt von Gaston Maspero's „Geschichte der Kunst in Ägypten". Keiner war, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beurteilt, wohl berufener, diese Geschichte zu schreibtn, als der Generaldirektor der ägyptischen Altertümer und Leiter des Museums in Kairo, dem eine Fülle von Material zur Verfügung stand, wie wohl keinem anderen Forscher. Daß es ihm aber gelungen ist, sein Werk im besten Sinne populär zu gestalten, ist sein besonderes Verdienst. Maspero führt uns von den Anfängen der ägyptischen Kunst in archaischer Zeit, die nur kurz behandelt werden, mit besonderer Betonung der Höhepunkte, in der memphitischen und den ersten beiden thebanifchen Epochen, bis zu ihrer Nachblüte in der saitisch-ptolemäischen Zeit. Besonders anerkennenswert ist es, daß der Gelehrte sich bemüht zu zeigen, wie die eigenartigen, dem Laien so seltsam und fremd berührenden altägyptischen Kunstformen und Kunstzweige herausgewachsen sind aus den religiösen Anschauungen, vornehmlich dem Unsterblichkeitsglauben der Ägypter. Ein reiches Literaturverzeichnis, das von dem verständnisvollen Übersetzer Dr. Adolf Rusch noch durch besonders für Deutsche wichtige Werke ergänzt ist, ist jedem Abschnitt beigefügt. Das überaus reiche Bildermaterial, das dem vornehm ausgestatteten Buche beigegeben ist, wird sich mancher Leser vielleicht größer und schärfer wünschen; doch sollte wohl das Buch Taschenformat behalten, um es zur Mitnahme auf die Reise geeignet zu machen.

» » »

Aus dem großen Schatze unserer älteren Literatur hat der Delphin-Verlag in München ein köstliches Kleinod gehoben und neu gefaßt, indem er Iohann Peter Hebels „Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes" neu herausgeben ließ. In dieser von Professor Karl Voll in München besorgten Ausgabe sind sämtliche von Hebel verfaßten Stücke des Rheinländischen Hausfreundes oder Neuen Kalenders auf die Iahre 1808—1819 aufgenommen und durch andere zugehörige Erzählungen ergänzt. Das auf leicht gelblich getöntes Papier gedruckte Werk, das in seinem schlichten Pappband den Eindruck erweckt, als stamme es aus jener Zeit, in der der Herausgeber des Rheinischen Hausfreundes seine köstlichen Erzählungen schrieb, bringt 30 Holzschnitte, die einst als Illustrationen zu Hebels Geschichten geschaffen worden sind. Wir finden darunter auch das sehr seltene Blatt zu der Geschichte: „Ein frommer Rat", das s. Zt., obgleich durchaus harmlos, mit dem ganzen Iahrgang des Kalenders konfisziert wurde, und nur noch in wenigen Eremplaren vorhanden ist. In ihrer klaren Einfachheit und volkstümlichen Deutlichkeit bilden sie nicht nur eine wertvolle Ergänzung zu Hebels Erzählungen, sie gehören geradezu zu ihnen, sind von ihnen kaum zu trennen. Den Schluß des Werkes bilden 9 Erzählungen, die von einem Nachahmer Hebels, einem Anonymus aus Hermanns Kalender der Iahre 1842—1844 stammen. So glücklich sie auch die Hebelsche Art zu treffen wissen, tragen sie doch einen ganz anderen Charakter, und man kehrt von ihnen immer wieder gerne zu ihren Urbildern zurück.

Der verdienstvolle Verlag von Hesse und Becker in Leipzig, dem wir die besten und billigsten Volksausgaben unserer Klassiker verdanken, ist unermüdlich tätig, seine Deutsche Klassiker-Bibliothek zu verbessern und zu vermehren. In diesem Iahre bringt er neue Ausgaben, Uhland (Gesammelte Werke in 8 Bänden, herausgegeben von Walter Reinöhl) und Kleist (Heinrich von Kleists Werke. Vollständige Ausgabe in acht Bänden, herausgegeben von

Karl Siegen), auf den Büchermarkt. Beide Ausgaben sind mit mehreren Bild-
nissen, verschiedenen Abbildungen und Handschriftenproben geschmückt. Neben
den schon bekannten Vorzügen, die allen Ausgaben dieses Verlages eigen sind,
zeichnen sie sich durch sorgfältigste Tertrevision und durch wertvolle Einleitungen
aus, die in das Leben der Dichter und in das Verständnis ihrer Werke einführen.
Mit dem Freiwerden der Werke Richard Wagners ist die Hessesche Bibliothek
um einen neuen Klassiker bereichert worden. Neben der großen vierzehnbändigen
Ausgabe hat der Verlag eine für weitere Kreise bestimmte Auswahl aus seinen
Schriften (Richard Wagners ausgewählte Schriften, heraus-
gegeben vonIuliusKapp,4 Teile in 1 Leinenband) und daneben, von dem
gleichen Herausgeber besorgt, seine „Gesammelten Dichtungen" (Drei
Teile in 1 Leinenband), erscheinen lassen, die gleiche Ausstattung und gleiche Vor-
züge aufweisen, wie die übrigen Bände der Hessischen Klassiker-Bibliothek.
Dem Tert der einzelnen Opern ist eine kurze Einleitung vorangestellt, die in die
Entstehungsgeschichte und in das Verständnis des Werkes einführt. Ieder
Dichtung ist eine Nachbildung des Theaterzettels der Uraufführung beigegeben.
Neben dem Tert der bekannten Opern finden wir auch zwei Iugend- und drei Ge-
legenheitswerke des Meisters, von denen „Die Feen" noch gegen Nachdruck ge-
schützt sind. Vom „Liebesverbot" ist nur eine Inhaltsangabe aufgenommen, da
ein Nachdruck vor 1921 nicht gestattet ist.
Eine große Freude bereitet der Verlag von Adolf Bonz A Comp, in Stutt-
gart allen Scheffel-Freunden mit seiner zweibändigen Ausgabe von: „I. V. von
Scheffel's Ausgewählten Werken." Der erste Band bringt die
geschichtlichen Romane und Erzählungen, den „Ekkehard", „Hugideo" und „Iuni-
perus"; der 2. Band enthält den „Trompeter von Säkkingen", die Dichtungen
„Gaudeamus", „Bergpsalmen" und „Frau Aventiure". Manchem wird
Scheffels schönes Altersgedicht „Waldeinsamkeit" recht fehlen, doch wollen wir
froh sein, daß wir bereits heute, zwei Iahre vor Ablauf der Schutzfrist, diese wert-
volle Ausgabe auf den Weihnachtstisch gelegt bekommen. Die beiden Bände er-
scheinen in würdiger Ausstattung auf gutem Papier und geschmackvollem Einband
und sind geschmückt mit den Original-Illustrationen, die C. Liebich und A. v.
Werner zu den Dichtungen zeichneten. Auch sie werden manchem willkommen sein.
Von naturwissenschaftlichen Werken möchte ich vor allem auf die im Verlage
von Theod. Thomas in Leipzig erschienene gemeinverständliche Darstellung „D i e
Alpen" von R. H. Franc 6 empfehlend aufmerksam machen. Die künstlerisch
vollendete Art der Darstellung Francis, die bei diesem großen Werke noch stärker
und eindrucksvoller in die Erscheinung tritt, als bei seinen kleineren Veröffent-
lichungen, haben die Leser dieser Zeitschrift kennen zu lernen bereits Gelegenheit
gehabt. Das vorjährige Dezemberheft brachte aus dem wertvollen Werke das
Kapitel über den „Zauber des Alpenherbstes", das sich durch eine besonders farbige,
aus tiefstem Schauen und Erleben geborene Schilderung der Alpennatur aus-
zeichnet. Auf gleicher Höhe aber stehen noch viele andere der zahlreichen Kapitel.
Die wissenschaftlichen Darlegungen sind bei aller Gründlichkeit doch von einer
Klarheit und Verständlichkeit, daß jeder Gebildete sie mit großem Vorteil lesen
wird. Dabei versteht es Francs durch seine künstlerische Gestaltungskraft auch bei
schwierigeren Problemen so zu interessieren, daß man ihm willig und gefesselt folgt.
Wir besitzen keine umfassende populäre Darstellung unsres schönsten europäischen
Gebirges, die sich mit dieser messen könnte. Den Wert des gut ausgestatteten
Buches erhöhen die ausgezeichneten in allen möglichen Techniken hergestellten Kunst-
beilagen, unter denen sich auch zahlreiche vortreffliche Reproduktionen von Alpen-
gemälden unserer bedeutendsten Maler befinden, und 500 vorzügliche Abbildungen.
Einer Popularisierung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse und Er-
kenntnisse dient auch ein eigenartiges Werk, das die Schlesische Buchdruckerei,

Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau herausgibt, und von dem soeben der dritte Band erschienen ist: „DerMenschundseineEntwicklung, dargestellt in archäologischen Romanen und Novellen" von W. G. Neander. Das Werk besitzt bereits Vorgänger, wie D. F. Weinlands Erzählungen „Rulaman" und „Kuning Hartfest", doch unternimmt Neander zum ersten Male den Versuch, die gesamte Entwicklung des Menschengeschlechts von den ersten Werkzeug-Menschen an, bis in die neueste Zeit hinein, in einer Serie von Romanen und Novellen zur dichterischen Darstellung zu bringen. Der erste Band: „Die Steinzeit", behandelt in fünf Erzählungen die fünf Stufen dieser ersten und längsten großen Epoche in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Der zweite Band: „Pfahlbauzeit", schildert in vier Novellen und Romanen das ausgehende Steinzeitalter und die Bronzezeit, während uns der dritte Band: „Mu-Atlantis und MKt Sumerim" bereits aus der prähistorischen in die historische Zeit, die Zeit der ersten schriftlichen Überlieferungen hinüberführt und eine Erzählung aus der Zeit der Sintfluten und einen Roman aus dem Lande und der Kulturperiode der Sumerer bringt.

Von der pädagogischen Erwägung ausgehend, daß die lebendige dichterische Form von größerer Eindringlichkeit ist, als die trockene wissenschaftliche Erörterung, legt der Verfasser in dieser Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes den Hauptwert auf die erzählerische Darstellung. Da er für wissenschaftlich nicht orientierte Leser schreibt, vermochte er wissenschaftliche Erläuterungen nicht zu umgehen. Doch gibt er sie in eigenartiger Form und verbindet sie mit dem Dargestellten als Randbemerkungen eines Dichters und eines Gelehrten, die den christlich konfessionellen und den wissenschaftlichen Standpunkt gegenüber den Fragen der Menschenschöpfung vertreten. Die rein objektive Behandlung beider Anschauungen durch den Verfasser hat ohne Zweifel ihre erheblichen Nachteile, doch ermöglicht sie es dem Leser auch ohne Bevormundung, selbständig sich seine Meinung zu bilden. Mit großem Geschick, wenn auch nicht immer mit vollendeter Künstlerschaft, zeichnet der Verfasser seine Bilder aus der Urzeit des Menschengeschlechtes, schildert die ersten technischen Erfindungen, das erste scheue Erwachen seelischer Regungen, die Uranfänge künstlerischen Gestaltens und der gesellschaftlichen Ordnung und Gruppierung. Mit wissenschaftlicher Genauigkeit und plastischer Anschaulichkeit werden die Landschaftsbilder ausgeführt, in die die Vorgänge hineingestellt sind, und mit regstem Interesse verfolgt der Leser die schlichten Erlebnisse der Urmenschen. Zahlreiche gute Abbildungen, die zumeist wissenschaftlichen Werken entnommen sind, unterstützen die Darstellung und ermöglichen es einem jeden, sich in seiner Phantasie die dargebotenen Bilder noch weiter auszumalen.

Unverlangt« Manuskript« send«n wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Muckpolt« beiliegt.
h«l<n>«q«!>«l Un» lb«»«l«m««l: Ol»! Dl. «u<»»»9 ß««l« n! «nl«, « lu, »Htzowul«» »-, l«l«w» W»l Nuiflwl! Nl, «308>. - V«lan«n><>«l cher «««»««ul: Dr. «»!»»»» Viu« w Vi«»l<m. — «Mew>Velt««un« «K UnMM,:
«üllll^ch« ». ,. holbuchhandlung <I, V«n»5), Vudap«« V, «»l»tty»-««»! 2. - Fl« »n 3n!»M«»l«» «l<mt»»iUIch: s«!»iich Mlltm»»» in ««»lau IH. - ««l», un» Dnu» o« echleMch«» «»chüluckenl >>. V Lch»l«l»«nbll. «.-«.. 2«»l»u III.